This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~V 1056 (52)~~

E. u. G. I. (52.)

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

1969

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A — G.

Herausgegeben von

J. G. Gruber.

Zweiundfunfzigster Theil.

G — GALLATIN.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

Wi

AF 27
96
Sect. 1
v. 52

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section.

A — G.

Zweiundfunfzigster Theil.

G — GALLATIN.

AE 27
A6
Sect. 1
v. 52

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section.

A — G.

Zweiundfunfzigster Theil.

G — GALLATIN.

G.

G, als Schriftzeichen und Sprachlaut. Das Schriftzeichen G iſt, wie unter C nachgewieſen worden, zu Anfange des 6. Jahrh. Roms durch einen dem C beigegebenen Strich von einem römiſchen Freigelaſſenen gebildet, um deſſen urſprünglichen weichern Laut von dem härteren K zu unterſcheiden, in welchen das C allmälig ausgeartet war. Die Namenverkürzungen C. für Gajus und Cn. für Gnaeus, K. für Kaeso und Q. für Quintus beweiſen, daß die Römer Anfangs, wie die Osken, C für G, und K für denſelben Laut ſchrieben, welchen das Q vor einem wie w geleſenen u oder v bezeichnete. Seit der Einführung des G verlor aber C deſſen Laut, und trat ganz in die Stelle des K, bis es ebenſo wie G, vor e, i, y, eine ziſchelnde Ausſprache annahm, welche die Franzoſen veranlaßte, qu für k, wie gu für g zu ſchreiben, wenn nicht geziſchelt werden ſollte. Das von Sp. Carvilius aus C gebildete Schriftzeichen G wurde im Alphabete an die Stelle des griechiſchen Z geſetzt, welchem in der lateiniſchen Sprache das mit dem G ſehr nahe verwandte J entſprach, wie Jupiter für *Ζεὺς πατὴρ*, jugum für *ζυγὸν* und jujuba für *ζίζυφον*. In der Ausſprache trat jedoch das G auch noch häufig an die Stelle eines C, wie in den Zahlwörtern vigesimus, trigesimus u. ſ. w., beſonders nach einem n, wie in quadringenti, quingenti u. ſ. w., und vor einem n, wie in Gnidus, Gnossus, Progne und cygnus. Denn vor einem n ward von den Römern der harte Laut des c vermieden, wie ſelbſt das g zu Anfange eines Wortes, z. B. nosco, nascor, navus, und ſogar narus nach *Cic.* Or. 47, 153, für gnosco, gnascor, gnavus, gnarus; nur der von Alters her durch Cn. bezeichnete Vorname Gnaeus behielt ſein G, obwol der davon abgeleitete Geſchlechtsname Naevius und der damit verwandte Name Naevolus von naevus es verlor. Auch Gnatia ſchrieb *Horatius* S. I, 5, 97 für Egnatia nach dem, da man in zuſammengeſetzten Wörtern das g zwiſchen zweien n nicht tilgte, ſondern vielmehr das vorhergehende n in der Schrift wenigſtens auswarf, wie in cognosco, cognatus, ignotus, ignavus, ignarus, wenn man gleich, wie man glaubt, gn in der Mitte eines Wortes immer wie ngn ausſprach. Ob ſich dieſer Glaube durch die bei *Gruter* p. 37, 13. 42, 4. 54, 8 vorgefundene Schreibung singnum für signum erweiſen laſſe, ſteht dahin, weil nicht ein einziger alter Grammatiker, wo er auf die näſelnde Ausſprache des n vor allen Kehllauten aufmerkſam macht, dieſelbe auch vom g vor n behauptet, und der Grieche, welcher den Laut ng durch *γγ* bezeichnete, wenigſtens nicht *συγνώμη* für *συγγνώμη* ſchrieb, und daher auch wol *ἔγνωκα*, wie *κἀγ γόνυ*, ohne den Naſenton ausſprach, welchen die Italiener in degno und die Franzoſen in digne dem g nur vorſetzen, weil ſie nach demſelben das n nicht ausſprechen, wie der Teutſche in regnen und ſegnen und in der Begegniß und Bedrängniß. Wenn der Grieche ſich vor *γν* keine Sylbenkürze erlaubte, wie vor *κν* und *χν*, weil ihm *γν* ſchwerer zu ſprechen war; ſo folgt daraus noch nicht, daß er vor *γν* ein *γ* einſchob; eher läßt ſich daraus, weil der Römer nicht ſo, wie der Grieche in *καγκάζω* und *γάγγραινα*, in die Reduplication ein n aufnahm, auf eine nicht näſelnde Ausſprache von gigno ſchließen, wie man ſie auch wol in pro-gnatus, privignus für privi-genus, segnis für se-gnavus u. ſ. w. annehmen muß. In der teutſchen Sprache wird nicht einmal ein n vor g mit einem Naſentone ausgeſprochen, wenn dieſe Buchſtaben nur in einem zuſammengeſetzten Worte, wie ungern und ungnädig, zuſammentreffen. Will man in einem einfachen Worte die näſelnde Ausſprache des n vor g verhüten, ſo ſchreibt man ch ſtatt g, wie mancher und manchmal für manniger und mannigmal. Auch vor einem t wird das g mit einem ch vertauſcht, wenn der unmittelbar vorhergehende Vocal geſchärft wird, wie in Schlacht von ſchlagen und Gewicht von wiegen; aber weder in ſingt noch ſagt von ſingen und ſagen: nur die Jagd ſchreibt man, ob man ſie gleich nicht gedehnt ausſpricht, wie die Magd, mit g, um ſie von einer Yacht zu unterſcheiden. Am Ende eines Wortes ſchreibt man jedoch ein g, wenngleich, wie in weg, der vorhergehende Vocal geſchärft wird; gleichwol ſchreiben Manche Zeuch für gewirktes Tuch, um es von anderm Zeuge zu unterſcheiden, und umgekehrt Werg für Werrich oder Werk als Heede. Nicht nur am Ende eines Wortes, ſondern ſelbſt zu Anfange deſſelben ſprechen Viele das g wie ein ch und halbes oder volles k, während Andere umgekehrt ebenſo zu Anfange des Wortes ein j dafür hören laſſen, wie die Lateiner das griechiſche *ὀμίχω* mit mejo oder mingo wiedergaben. Im Italieniſchen und Franzöſiſchen nimmt das g vor e und i. wie im Arabiſchen, einen Ziſchlaut an, wenn ihm nicht im Italieniſchen ein h,

im Franzöſiſchen ein u beigegeben wird, wie im Lateiniſchen urgueo für urgeo. Ob im Lateiniſchen gilvus für gelb in helvus überging, läßt ſich nicht mit Gewißheit behaupten, da beide Wörter auch eine verſchiedene Nuance des Gelben ausdrücken konnten, wie ſulvus oder flavus für falb oder blond; aber das hebräiſche Ghain wurde ſo gelinde geſprochen, daß es auch nur Ain genannt ward, und in ein griechiſches O überging. Ebenſo vertauſchen die Niederſachſen die Vorſylbe ge zur Bezeichnung der Vergangenheit in ihrer plattteutſchen Mundart mit einem bloßen e, welches ſie mit dem vorhergehenden Worte ſo eng verſchmelzen, daß man deſſen Ähnlichkeit mit dem griechiſchen Augmente kaum bemerkt. Im Engliſchen verſchwindet dieſes Augment ganz; dagegen erſcheint es in dem Worte enough für genug, deſſen Schluß-g im Teutſchen auch wie ng, im Engliſchen aber wie f geſprochen wird. Bei Heſychius leſen wir viele Wörter, welche mit einem γ beginnen, wofür andere Griechen das ſogenannte äoliſche Digamma, oder auch nur einen Spiritus hören ließen, ſowie auch bei Homeros γαῖα und αἶα einerlei Wort iſt, und ſelbſt χίω von ἴω ſich wenig unterſcheidet; daher lieſt man ſowol γίννος, als ἴννος, ἶννος. ὖννος, für hinnus. Wie der Engländer das g am Ende des Wortes ſchwinden läßt, da er day für Tag, say für ſagen ſpricht, ſo hat der Neuhochteutſche in der Mitte der Wörter, wie in Getraide für Gitragidi, das g ausgeſtoßen, und Hain aus Hagen, Reinhard aus Reginhard gebildet. Der Oberteutſche liebt jedoch das g noch ſo ſehr, daß er für das lateiniſche eo nicht nur gehe, ſondern auch gang ſpricht. Auch im Thüringiſchen endet das Particip auf ing oder ming ſtatt end, wie der Engländer evening für Abend und morning für Morgen (plattteutſch moren) ſpricht. Während im letztern Worte ein g eingeſchoben ſcheint, wurde es in youth für Jugend ausgelaſſen, wie in der Partikel gen für gegen. Der Lateiner warf das g nicht nur in der Mitte der Wörter, wo es ihm ſchwer zu ſprechen war, aus, wie in fibula für figibula und examen für exagmen, ſondern auch zu Anfange leicht zu ſprechender Wörter, wo der Grieche lieber einen Vocal einſchaltete, wie in γάλα, lac, für γλάγος, und γεννητός, natus für gnatus; wiewol auch der Grieche zuweilen ein γ abwarf, wie in λήμη für γλήμη, gramia, und γινώσκω für γιγνώσκω, nosco. Aus γάλα für lac erkennt man zugleich, daß die Griechen ſo wenig als die Römer ein Wort mit g endeten, ſondern dieſe ein c dafür ſetzen, jene aber auch kein k zuließen. Zu Anfange der Wörter wechſelte das griechiſche γ auch mit β und δ, wie βλήχων für γλήχων, pulegium oder pulejum, und δεῦκος für γλεῦκος von γλυκύς, dulcis; in der Mitte der Wörter aber mit ζ oder σσ, wie ὀλίζων von ὀλίγος, μείζων von μέγας, und φρίσσω für ῥιγέω, frigeo. Den Tusken fehlte das g ſowol als b und d gänzlich, daher es die Umbrier in ihrer tuskiſchen Schrift nur mit k ſchrieben, die Oſken aber das doriſche Gamma linksgekehrt aufnahmen. Auch die rauhe Sprache der Sabiner, welche alpus für albus oder ἀλφός ſprachen, ſcheint kein g gekannt zu haben; wenigſtens kommt es in keinem noch erhaltenen ſabiniſchen Worte vor, und Varro's Landsleute ſprachen, wie die Römer, creperus und crepuscus für γνοφερός. Deſto beliebter war das g den Teutſchen, welche die Vorſylbe ge nicht nur ſtatt der griechiſchen Reduplication gebrauchten, oder um eine Wiederholung und ein Hinundher zu bezeichnen, wie Geſchnack für Schnickſchnack und Gewäſche für Wiſchewäſche, ſondern auch als bloßes Augment, oder um einen Hiatus zu vermeiden, wie in Gebrauch und gegeſſen, in welchem Falle auch ein bloßes g genügte, wie begleiten für geleiten, das vor einem n auch in k überging, wie in Knick für Genick, vor einem w aber in q, wie in quick von wegen, wecken, gothiſch quiws für vivus von weben. So entſpricht auch gleich, abgekürzt gl., dem engliſchen like oder alike; in den römiſchen Abkürzungen war das G in den Vornamen Gajus und Gnaeus nicht gebräuchlich, aber wol für *Ga*llia und *Ger*mania, *Ger*manicus und *Ga*llicus, *Ga*leria tribus und *Ge*mina legio, *Ge*nius und *ge*mellus, *gl*oria und *gr*atia.

(*G. F. Grotefend.*)

G dient in der Muſik erſtens als einer der Tonſtufennamen. Er bezeichnete ſchon zur Zeit des Boëthius (Ende des 5., Anfang des 6. Jahrh.) und in der Namenreihe aus der Periode Papſt Gregor's des Großen eine, und zwar die letzte, Stufe (A, B, C, D, E, F, G) des Tonſyſtems, während A als Fundamentalton, als Baſis galt, B aber unſer jetziges H [1]) bedeutete. Schon zur Zeit des heiligen Odo (im 9. und der erſten Hälfte des 10. Jahrh.) findet ſich das Tonſyſtem nach Unten um eine Stufe, die mit Γ (Gamma) bezeichnet wird, erweitert, mithin G als Baſis deſſelben geſetzt. Daß dies erſt von Guido von Arezzo geſchehen (wie man früher annahm), iſt ein leicht zu widerlegender Irrthum; er ſelbſt gibt ausdrücklich an: die Neueren hätten G als tiefſten Ton angenommen. Übrigens muß der ganze Verfolg der Sache unerheblich befunden werden. Bei der erſten Verwendung der Buchſtaben zu Tonnamen hat man kaum anders gekonnt, als A für den Ton zu beſtimmen, der für den erſten gelten ſollte; erſter oder Grundton konnte indeſſen nur derjenige Ton ſein, den man als tiefſten annahm, da die Tonerzeugung ihren Weg aus der Tiefe zur Höhe hat. Nun war man aber von den Grenzen des Hörbaren oder auch nur Singbaren mit dem Fundamentaltone A ſoweit entfernt, daß der Fortſchritt zu G ebenſo leicht und naheliegend war, als vor einigen Jahrzehnten die Erweiterung unſerer Pianoforte's in den Contratönen und der drei- und viergeſtrichenen Octave. Daher finden

1) B war alſo die damalige zweite Stufe. Als auf derſelben der erſte chromatiſche Ton (unſer jetziges B, die Erniedriqung jener zweiten Stufe) eingeführt wurde, nannte und ſchrieb man ihn ebenfalls B; nur brauchte man zur Unterſcheidung für den Hauptton (H) das gothiſche, für den neuen chromatiſchen Ton das lateiniſche B, und nannte jenes das B quadratum (das eckige B), dieſes das B rotundum. Hieraus iſt unſer allgemeines Erniedrigungszeichen (das b) und das allgemeine Widerrufzeichen (♮, ein verzogenes b quadratum) hervorgegangen. Nun konnte b nicht mehr Stufenname bleiben; daher trat der nächſte freie Buchſtabe, H, an ſeine Stelle.

wir immer neue Erweiterungen des Tonsyſtems, bis endlich Joſeph Lazarino zu Anfange des 16. Jahrh. C erreicht und dieſes Baſis des Tonſyſtems wird. Dieſer Ton aber mußte Baſis, Urgrundton[2]), bleiben, ſobald man die Durtonleiter als Naturtonleiter und das ſchon im urſprünglichen Tonſyſteme (a b c d e f g (h)) gegebene C dur als Normaltonleiter erkannt hatte. Vom Urgrundtone C aber iſt G die Ober-, ſowie F die Unterdominante, mithin einer der drei Hauptmomente des Tonſyſtems, die in der Formel F — C — G ausgeſprochen ſind. Daher iſt auch G (mit F und C) einer der Entſcheidungspunkte im Notenſyſteme; es iſt keineswegs Zufall, daß die Muſikſchlüſſel zwar von einer Linie zur andern wandern, ſtets aber auf jene drei Töne hinweiſen.

Zweitens gibt G, ſobald wir es nicht als Name eines bloßen einzelnen Tones auffaſſen, ſondern als Stufenname, allen zu derſelben Stufe gehörigen Tönen die Namenswurzel. Der Ton G, durch ein Kreuz (♯) einfach-erhöht, — oder richtiger: der nächſte Halbton über G, von demſelben abgeleitet, heißt bekanntlich Gis. Der Ton G, durch ein ſogenanntes[3]) Doppelkreuz (× oder ※) doppelt erhöht, — oder ſchärfer: der zweite Halbton über G, von demſelben abgeleitet, heißt bekanntlich Gisis, oder nach dem unangemeſſenern frühern Sprachgebrauche Gisgis. Die einfache Erniedrigung von G (durch das Erniedrigungszeichen b) heißt Ges, die doppelte (durch das Doppel-Be: bb oder 𝄫) heißt Geses, oder nach früherem Sprachgebrauche Gesges. Die Töne G, gis, gisis, ges, geses erweiſen ſich ſomit als Familie eines Stammes, der Tonſtufe G, der fünften des jetzigen Syſtems.

Drittens bezeichnen die Namen G, Ges und Gis nun auch die Tonarten, zu denen die Töne G, Ges und Gis als Tonica dienen, und zwar die Tonarten G dur, G moll, Ges dur, Ges moll, Gis dur, Gis moll[4]). Es iſt bekannt, daß G dur mit einem Kreuz, Ges dur mit ſechs Been vorgezeichnet werden; Gis dur müßte (wenn es, etwa im Zuſammenhange mit höhern Kreuztonarten, gebraucht werden ſollte) mit acht Kreuzen vorgezeichnet werden. Die Molltonarten erhalten bekanntlich die Vorzeichnung ihrer Parallel-Durtonarten, G moll wird wie B dur, Ges moll (wenn man es je gebrauchte) müßte wie das ebenfalls unbrauchbare Bb dur, Gis moll wie H dur vorgezeichnet werden; daß die Molltonarten in ihrem wirklichen Tongehalte von ihrer Vorzeichnung ſtets auf einer Stufe (die Septime muß erhöht werden) abweichen, iſt ebenfalls bekannt. — Was übrigens den Charakter der hier genannten Dur- und Molltonarten betrifft, ſo iſt über ihn und überhaupt den Charakter der Tonarten von jeher vielerlei von Dilettanten und poetiſirenden Kunſtphiloſophen hypothetiſirt und phantaſirt worden. Schubert, Heinſe, Tiek, Hofmann, Wagner und Andere haben die wunderbarſten Aufſchlüſſe gegeben, die ihnen dann von Seidel und Andern gebucht worden ſind. G dur bezeichnet Wagner in ſeinen Ideen über Muſik, ohne eine Idee von Muſik (Leipz. Allgem. muſik. Zeitung. Jahrg. von 1823.) mit den nachdenklichen Verſen:

Willſt du des Lebens
Gewinn verſtehn,
Wirſt du vergebens
Auf Weiſe ſeh'n.
Sie haben Viel mit Ernſt begonnen,
Das Leben iſt darob zerronnen;
Nimm du das Leben frank und frei,
Und lies die Weisheit nebenbei (— nebenbei!)

während Schubert-Seidel darin „Alles ländliche Idyllen- und Eklogenmäßige, ja die ruhige und befriedigte Leidenſchaft, jeden zärtlichen Dank für aufrichtige Freundſchaft und treue Liebe" und noch einiges Andere findet. Wenn in dergleichen von der Wirklichkeit der Kunſt ganz abſeitſchwärmenden Phantaſien das kleine Körnchen Wahrheit in der Überfülle von Traum und Willkür ſchwer zu finden iſt, überhaupt die Erkenntniß hier eine gar nicht leichte Aufgabe vor ſich hat: ſo darf man gleichwol nicht mit Gottfried Weber und Andern ſoweit gehen, das Daſein eines beſondern Charakters der verſchiedenen Tonarten zu leugnen, — und am wenigſten darum, weil er nicht (dies iſt Weber's Entſcheidungsgrund) erwieſen, nämlich dem Verſtande erwieſen werden kann. Wie Vieles ſteht ohne die Möglichkeit eines ſolchen Beweiſes in dem Bewußtſein und der Erfahrung Aller als wahr und gewiß feſt!

Daß endlich G als Abkürzung „gauche" (linke Hand) bedeutet und die Sylbe Ga der vierte Name der von Hubert Waelrant abgeänderten Solmiſation (man nennt ſie Bobiſation, oder, nach den Anfangsnamen der ganzen Reihe — bo, ce, di, ga, lo, ma, ni — Bocediſation) iſt, ſei beiläufig angeführt. (*A. B. Marx.*)

GAAB (Johann Friedrich von), geb. am 10. Oct. 1761 zu Göppingen im Würtembergiſchen, verdankte ſeine Elementarbildung den Seminarien zu Blaubeuren und Babenhauſen. Im J. 1779 trat er in das theologiſche Seminar zu Tübingen, wo er 1781 die Magiſterwürde erlangte. Er war hierauf einige Jahre Privatlehrer zu Speicher im Canton Appenzell. Im J. 1787 ward er als Aufſeher bei der Bibliothek des Seminars in Tübingen angeſtellt. In dieſe Zeit, in das Jahr 1787, fallen ſeine früheſten literariſchen Arbeiten, die ohne Angabe des Druckorts erſchienenen beiden Schriften: „Erſte Linien zu einer Geſchichte der Dogmatik," und „Observationes ad historiam Judaicam." Im J. 1788 erhielt Gaab eine Repetentenſtelle bei dem theologiſchen Seminar zu Tübingen und 1792 eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie. Im J. 1798 rückte er zum ordentlichen Profeſſor hinauf. Er ward zugleich Inſpectoratsaſſeſſor bei dem theologiſchen Seminar, 1806 Ephorus dieſes Inſtituts, 1814 Univerſitätsbibliothekar und 1815 Prälat und Gene-

2) Vergl. über dieſe Andeutungen des Verfaſſers Compoſitionslehre. 1. Th. 3. Ausgabe. 3) Wie es gekommen, daß das eigentlich nur einfache Kreuz (×) als Doppelerhöhung, das wirkliche Doppelkreuz (♯) aber als einfaches und einfache Erhöhung gilt, iſt in der Allgem. Muſiklehre des Verfaſſers zu leſen. 4) Man könnte auch auf Gisis und Geses Tonarten gründen wollen; frühere Tonlehrer haben ſich in der That mit dergleichen „papiernen" Tonarten (wie die Gegner es nannten, da ſie nur in der Theorie, nicht im Leben ihre Stelle fanden) amüſirt. Allein ſie ſind unbrauchbar und nie gebraucht worden; dieſelben Tonreihen können weit leichter (mit weniger Vorzeichnungen) gegeben werden.

ralsuperintendent. Am Reformationsjubiläum (1817) erhielt er von der Universität-Tübingen das Diplom eines Doctors der Theologie. Wenige Tage vor seinem Tode schmückte ihn sein Landesfürst mit dem Orden der würtembergischen Krone. Er starb am 2. März 1832 im 70. Lebensjahre. Eine große Zahl von Staatsbeamten, Professoren und Studirenden schloß sich seinem Leichenzuge an. Sein anspruchsloser Charakter und seine Humanität zeigten sich in der hinterlassenen Verfügung, ihn mit Ersparung aller unnöthigen Kosten ganz einfach zu beerdigen. Dagegen hatte er eine beträchtliche Summe zur Vertheilung an die Armen bestimmt.

In seiner amtlichen Stellung als Ephorus des theologischen Seminars, sowie später als Prälat erwarb sich Gaab unter den seiner Aufsicht anvertrauten Jünglingen durch milde und nachsichtsvolle Behandlung allgemeine Achtung und Liebe. Auch durch seine umfassende Gelehrsamkeit hatte er darauf gegründete Ansprüche. Er besaß schätzbare theologische und philologische Kenntnisse, und war zugleich von einer rastlosen Thätigkeit beseelt. Außer den ältern Sprachen waren ihm auch die neuern nicht ganz fremd geblieben. Als Schriftsteller beschäftigte er sich vorzugsweise mit der alttestamentlichen Exegese und Kritik, dann aber auch mit historischen Forschungen, namentlich in der Kirchen- und Dogmengeschichte. Dies Gebiet betrat er schon in einer seiner frühesten Schriften. Bereits 1790 erschienen zu Jena seine Abhandlungen zur Dogmengeschichte der ältesten griechischen Kirche. In seiner Apologie Gregor's VII. (Tübingen 1792.) versuchte er eine Rechtfertigung dieses vielfach beschuldigten Papstes. Als Exeget und Kritiker zeigte sich Gaab durch Observationes ad loca quaedam Veteris Testamenti (Tubing. 1792.) [1]), durch Beiträge zur Erklärung des Hohenliedes (ebendas. 1796.) und zur Erklärung des ersten, zweiten und vierten Buchs Mosis (ebendas. 1796.); auch noch in späterer Zeit durch seine Diss. de locis quibusdam sententiarum Jesu Siracidae (ibid. 1809.), Dijudicatio antiquarum Hoseae versionum (ibid. 1812.) u. a. m. Schätzbare Beiträge zur Kirchengeschichte enthalten, außer einer Schrift über die Parteien, mit denen die Christen in den ersten drei Jahrhunderten zu streiten hatten (Tübingen 1801.), seine Animadversiones ad antiquiorem Judaeorum historiam (ibid. 1811.) und die Erläuterungen zur jüdischen Geschichte bis zur Zerstörung Jerusalems durch die Römer (ebendas. 1824.). Vielen Fleiß wandte er auch auf ein von ihm verfaßtes Handbuch zum philologischen Verständniß der Apokryphen des alten Testaments (ebendas. 1818—1819. 2 Bde.). Zum letzten Male trat er als Schriftsteller in einem Vorworte zu J. G. Hauff's Ehrendenkmal für Fürst und Volk (ebendas. 1826.) auf [2]). Er lieferte außerdem Beiträge zu mehren theologischen Journalen: Über Bearbeitung der syrischen Literatur (in dem von Paulus herausgegebenen neuen Repertorium für biblische und morgenländische Literatur. 3. Th. S. 358 fg.); Conjecturen über einige Stellen in J. D. Michaelis' syrischer Chrestomathie (ebendas. 3. Th. S. 366 fg.); Beitrag zur Geschichte der Schrifterklärung aus Ephraim dem Syrer (in Paulus' Memorabilien. 1. St. S. 65 fg.); Züge zu einer pragmatischen Biographie von Ephraem dem Syrer (ebendas. 2. St. S. 136 fg.) u. a. m. Recensionen lieferte Gaab für die Allgem. Literaturzeitung und für Ammon's und Hänlein's neues theologisches Journal. Von 1793—1808 war er Herausgeber der tübinger gelehrten Anzeigen, zu denen er gleichfalls mehre Beiträge lieferte [3]). (*Heinrich Döring.*)

GAAL, war der Sohn des Ebed (Jud. 9, 26). Er benutzte die feindselig gewordene Stimmung der Einwohner Sichems gegen Abimelech, um diese Stadt von ihm loszureißen. Als er aber Aufruhr predigend Gehör gefunden hatte, rückte Abimelech, benachrichtigt von Sebul, seinem Statthalter in Sichem, dem sichemitischen Anhange Gaal's entgegen, schlug den schon etwas kleinlaut gewordenen Gaal in einem eintägigen Kampfe gänzlich, zerstreute und tödtete die Seinen und zerstörte Sichem. Gaal selbst entkam durch Flucht. (*O. Gruber.*)

GAAL (Barent: Bernhard), wurde zu Harlem in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. geboren. Die Angabe von Pilkington jedoch, daß er im J. 1650 das Licht der Welt erblickt habe, scheint unrichtig, da sich ein Gemälde mit der Jahrzahl 1663 findet, in welchem die Figuren von diesem Künstler herrühren, der demnach schon in seinem 13. Jahre ein ausgebildeter Maler gewesen sein würde, was mehr als unwahrscheinlich ist. Von Philipp Wouverman in der Malerei unterrichtet, blieb er sein ganzes Leben hindurch der ihm von seinem großen Meister gegebenen Richtung getreu, und wählte, wie dieser, fast nur Jagden, Schlachten, Jahrmärkte und überhaupt solche Scenen zu Gegenständen seiner Darstellungen, in welchen er zahlreiche Pferde anbringen konnte. Seine Gemälde, obgleich denen seines Lehrers an Verdienst sehr weit nachstehend, sichern ihm einen ehrenvollen Platz unter den Künstlern seiner Zeit; sie sind meist von reicher und gefälliger Anordnung, sorgfältig und correct gezeichnet und wahr und angenehm von Farbe. Der mittlere Preis eines guten Bildes von diesem Meister dürfte jedoch die Summe von 100 Thalern nicht übersteigen. Seine Zeichnungen sind sehr geschätzt und nicht häufig. Das Todesjahr des Künstlers ist unbekannt. (*Hermann Weber.*)

GAAL (Thomas der Vater, Thomas der Sohn und Pieter). 1) Thomas Gaal, der Stammvater dieser Künstlerfamilie, war ein Schotte von Geburt, ließ sich aber im Anfange des 18. Jahrh. in der Hauptstadt Zeelands, in Middelburg, nieder und malte dort mit ausgezeichnetem Erfolge jene Art von Tapeten, welche im 18.

1) Auch in den von Velthusen herausgegebenen Commentatt. theolog. Vol. II. No. XIII. 2) Besonders gedruckt unter dem Titel: Hundert Erzählungen edler Gesinnungen und Handlungen aus der würtembergischen Geschichte, nebst einer Sammlung vaterländischer Gedichte. (Tübingen 1826.)

3) Vergl. Eisenbach's Beschreibung und Geschichte der Universität Tübingen S. 413 fg. Gradmann im Gelehrten Schwaben. Meusel's Gel. Teutschl. 2. Bd. S. 470 fg. 9. Bd. S. 396. 11. Bd. S. 250. 13. Bd. S. 433. 17. Bd. S. 653 fg. 22. Bd. Liefer. 2. S. 275 fg. Den Neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. X. 1. Th. S. 132 fg.

Jahrh. in Holland in der Mode waren, und welche noch jetzt in allen Häusern sich finden. Diese Tapeten, bald Landschaften, bald mythologische oder historische Gegenstände darstellend, stehen häufig dem wahren Kunstwerke näher, als der bloßen Fabrikarbeit, und viele namhafte Künstler, wie z. B. J. H. Kockkock, S. de Koster u. s. w., genossen in den Ateliers der Tapetenmaler ihre erste künstlerische Bildung.

2) Thomas Gaal, der Sohn, wurde 1739 im Juli zu Dendermonde geboren, arbeitete zuerst als Gehilfe seines Vaters, malte aber auch in einer breiten Manier sowol Portraits, als namentlich auch Vögel und Blumen. Zugleich erweiterte er das Geschäft seines Vaters zu einer völligen Fabrik. Die Stadt Middelburg dankt namentlich dem Eifer dieses Mannes die Errichtung ihrer Zeichnenakademie, deren Director er auch eine Reihe von Jahren hindurch gewesen ist. Er starb zu Middelburg am 16. Juli 1817.

3) Pieter Gaal, der Sohn des Letztgenannten, wurde zu Middelburg am 19. Juli 1769 geboren. Den ersten Unterricht in der Kunst erhielt er von seinem Vater, seine weitere Ausbildung hatte er aber Jacob Perkois, einem vortrefflichen Zeichner, und namentlich Heinrich Wilhelm Schweickhart, der nach Beendigung seiner Studien in Italien, während der Jahre 1775—1786, im Haag ansässig war, zu danken. Als Schweickhart, welcher als Landschafts- und Thiermaler eines wohlverdienten Rufes genoß, im J. 1786 Holland verließ, um sich in London niederzulassen, folgte ihm sein Schüler dorthin nach, besuchte später zu weiterer Ausbildung Paris und bereiste auch einen Theil Teutschlands, kehrte dann aber nach seinem Geburtsorte zurück. Seine Arbeiten sind sehr zahlreich und geben Zeugniß von einem bedeutenden Talente. Er malte mit einem gleich glücklichen Erfolge Bildnisse, Landschaften, Stillleben, Genre und Geschichte. Er starb am 14. Jan. 1819. (*Hermann Weber.*)

GAARAUFBRECHEN. Wird ein nicht ganz fehlerfreies Roheisen durch den Frischproceß in Stabeisen umgewandelt, so muß, wenn es auch nach dem Einschmelzen und dem ersten Rohaufbrechen und abermaligen Niederschmelzen eine völlig gaare Beschaffenheit angenommen zu haben scheint, der Proceß des Gaaraufbrechens folgen. Das bei der Einmalschmelzarbeit erhaltene Eisen, welches aus nicht gutartigem Roheisen gewonnen ist, läßt sich zwar zängen, auch zu Kolben zerhauen, aber, trotz eines sehr guten Aussehens, doch nicht ausschmieden.

Beim Gaaraufbrechen kommt es darauf an, daß die Luppe nicht abgekühlt werde, sondern so heiß als möglich einschmelze; sie wird deshalb mit einer starken Brechstange hoch über die Form gehoben; die glühenden und brennenden Kohlen, welche die Luppe bedeckten und sie umgaben, fallen jetzt auf den Boden, auf diese wird der Eisenklumpen gelegt, während der Windstrom ganz unter dem Eisenklumpen fortstreichen muß. Dabei wird der Boden sorgfältig mit der Brechstange untersucht und jede angesetzte Masse, jeder Schwahl abgestoßen und herausgehoben, damit die neue Luppe sich auf dem Boden rein ansammeln kann. Ist auf diese Weise gaar aufgebrochen, so läßt man das Eisen gaar niederschmelzen, was nicht zu lange Zeit erfodern darf; daher man das Gaaraufbrechen nicht mit Eisen vornehmen muß, welches bereits zu gaar geworden, da es dann viel schwieriger flüssig wird. (*Marchand.*)

GAAREISEN. 1) Beim Gaarmachen des Kupfers auf dem Herde untersucht man dasselbe mittels einer eisernen Stange, welche man das Gaareisen, auch Gahreisen nennt. Die Stange bildet einen cylindrischen Stab aus geschmiedetem Eisen mit reiner metallischer Oberfläche, von 3 Zoll Länge und ¾ Zoll Durchmesser; an einem hölzernen Stiel wird der Stab gefaßt. Beim Gebrauche, dem Nehmen der Gaarprobe, hat man darauf zu sehen, daß das Eisen frei von Feuchtigkeit sei, da sonst das Kupfer beim Eintauchen spritzen würde und sich nicht an den Kolben anhängen. Man steckt das Eisen durch die Formöffnung in das schmelzende Kupfer und beobachtet die Vorsicht, daß das Metall beim Herausziehen nicht von dem Winde getroffen werde. Der Mantel von Kupfer, welcher das Gaareisen umgibt, der sogenannte Gaarspan, läßt, wenn er mit dem Eisen abgelöscht ist, die Beschaffenheit des Metalles und den Standpunkt der Gaare einigermaßen erkennen. So lange das Kupfer noch kein Orydul enthält, oder bei sehr unreinem Kupfer sehr geringe Mengen davon, so läßt sich die starke und dichte Rinde, welche den Span bildet, durch leichte Hammerschläge trennen; dabei erträgt das Metall durch Mangel an Festigkeit und durch Sprödigkeit nicht das Biegen. Die innere Seite des Spans, die am Eisen lag, ist gelbroth. Je mehr die Kupferfarbe auf der innern Fläche hervortritt, je dünner der Span ist und je mehr er das Biegen erträgt, desto mehr nähert sich das Metall der Gaare. Wird endlich der Span unzusammenhängend und bildet einen netzartigen Überzug, zeigt er bartartige, spießige Auswüchse und unten ein längeres Häkchen, so wird das Gebläse abgestellt. Man nimmt in der letzten Zeit möglichst oft Proben, um die Gaare nicht überschreiten zu lassen. Ist die innere Fläche matt braunroth geworden, so hat sich auch die Festigkeit wieder vermindert, denn es hat Orydul aufgenommen. Die Probe ist sehr wenig zuverlässig.

2) Gaareisen, auch gaares Eisen, nennt man auch das gaare Roheisen. (*Marchand.*)

GAARGANG. Derjenige Gang des Eisenhohofens, bei welchem eine vollständige Reduction des Eisens aus den Erzen stattfindet, wird Gaargang genannt. Derjenige Gang, bei welchem viel oxydirtes Eisen (als Orydul) mit in die Schlacke und auf diese Weise verloren geht, ist dagegen der Rohgang. Zwischen beiden liegen eine Anzahl von Abstufungen, welche von der Beschickung, der Temperatur des Ofens und der Art der Zustellung abhängig sind. Die Beschaffenheit des Roheisens läßt zwar den Gang des Ofens beurtheilen, ebenso die Quantität des erblasenen Metalls, indessen ist dies Kennzeichen erstens nicht vollkommen sicher, und zweitens kann man es immer erst daran wahrnehmen, eine ziemlich lange Zeit, nachdem der Rohgang eingetreten. Das sicherste Kennzeichen des Gaarganges bietet immer die Schlacke dar, je

nach ihrer Flüssigkeit, Farbe und sonstiger Beschaffenheit. Die Schlacke darf niemals dünnflüssig sein, keine dunkele Farbe (wie Eisenoxydul) haben und keine poröse Beschaffenheit zeigen. Verschieden von einander sind die gaaren Gänge, bei welchen sich Spiegeleisen bildet, oder bei nicht allzu leichtflüssiger Beschickung und engen Schmelzräumen das graue Roheisen mit vielem Graphit sich bildet, und bei welchen durch sehr strengflüssige Beschickung mit engen und hohen Gestellen gearbeitet wird, und endlich bei welchen eine gaare Schlacke gebildet wird, aber dennoch ein weißes Roheisen, mit geringem Kohlengehalte, sich erzeugt, das dem weißen Roheisen von dem übersetzten Gange außerordentlich ähnlich ist. — Obwol der gaare Gang immer die meiste Ausbeute liefert, so kann er doch ein unrichtiger werden, wenn man absichtlich einen roheren eintreten lassen will, um luckige und blumige Flossen zu erzielen. (*Marchand.*)

GAARHERD. So bezeichnet man vorzugsweise die drei Arten von Herdöfen, auf welchen das Kupfer gaar gemacht wird. Der Herd ist etwa 28 Zoll hoch über der Sohle, bedeckt von einer eisernen Platte, auf welcher oft noch ein Herdgemäuer ruht, das den eigentlichen Herd, die Grube, theilweise umgibt, und dient dazu, das Brennmaterial zusammenzuhalten; um dennoch bequem im Herde arbeiten zu können, ist, so hoch wie die Bedeckungsmauer ist, eine Thüre angebracht, welche dann geöffnet wird. Die mansfelder Herde haben diese Einrichtung nicht, die schwedischen gewöhnlich. Die Herdgrube ist gewöhnlich kreisförmig und einem Kugelsegment ähnlich. Manche Herde sind oval. Die Herde zu Avesta in Schweden haben eine Länge von 36—42 Zoll, eine Breite von 32—38 Zoll und eine Tiefe von 24 Zoll. Sie fassen bis 30 Centner Kupfer. Die teutschen Herde sind beiweitem kleiner; sie fassen selten sechs Centner und sind 22 — 24 Zoll breit, kreisförmig, und 8 Zoll tief. Bleihaltiges Kupfer, aus dem Saigerproceß, wird in noch kleineren Herden, etwa 18 Zoll Durchmesser und 6 Zoll Tiefe, von zwei Centner Inhalt gaar gemacht. Die Masse des Herdes besteht meist aus schwerem Gestübbe, einem Gemenge von 3 Th. feingesiebtem Thon und 1 Th. Kohlenpulver, die sehr innig mit einander gemengt sind. Oft kann ein solcher Herd nicht gebraucht werden; bereits nach 4—5maligem Einschmelzen muß man ihn erneuern; Herde, die aus bloßer gestampfter Thonmasse bestehen, können dagegen 15 — 20 Mal gebraucht werden. Die kohlehaltigen Herde geben jedoch viel dünnere Scheiben beim Abheben des im Herde erstarrten Kupfers (dem Scheibenreißen). Da die dünnen Scheiben viel mehr geschätzt werden, so pflegt man daher das schwere Gestübbe anzuwenden. Die Masse des Herdes muß so fest gestampft werden, daß sie keinen Fingereindruck annimmt. Die Form sticht immer ein wenig; der Grad der Neigung hängt ab von der Reinheit des Kupfers; je unreiner, desto geneigter muß die Form sein, sodaß sie sogar nach dem tiefsten Punkte des Herdes gerichtet sein kann. Der Herd selbst befindet sich über einigen gemauerten Kanälen, den Abzüchten, durch welche die Feuchtigkeit entweichen kann; diese sind zuweilen gekreuzt, sodaß das Kreuz unter dem Mittelpunkte des Herdes liegt (Kreuzabzüchte). Über dem Herde befindet sich ein Rauchmantel, der oft zwei Herde zugleich umfaßt, die dann nicht selten durch eine Wand getrennt sind, in denen sich eine Thür befindet, durch welche die glühenden Kohlen von dem einen Herde zum andern geschoben werden können, wenn auf dem ersteren angefangen wird, Scheiben zu reißen. (*Marchand.*)

GAARKUPFER. Man unterscheidet vom Gaarkupfer zwei verschiedene Arten, das Herdgaarkupfer und das Hammergaarkupfer. Jenes wird auf den Hütten producirt, dieses fast ausschließlich auf den Kupferhämmern, indem fast niemals die Hütten sich mit der Darstellung des hammergaaren Kupfers beschäftigen. Das Herdgaarkupfer wird aus dem Schwarzkupfer, dem unreinen, aus dem Kupferhohofen fallenden Producte dargestellt, und zwar durch eine oxydirende Schmelzung, welche unter fortwährendem Einflusse eines oft sehr stark stechenden Gebläses vorgenommen wird. Die leichten oxydirbaren Stoffe, welche das Schwarzkupfer vereinigen, sollen mit Sauerstoff verbunden und in die Gaarschlacke gebracht werden; was jedoch niemals vollkommen gelingt. Die Stoffe, welche in dem Kupfer zurückzubleiben pflegen, sind namentlich etwas, wenn auch meist wenig, Schwefel, außerdem Eisen, Zink, Blei, Silber, Nickel, Antimon, Arsenik, Phosphor. Außerdem ist entweder Kupferoxydul oder Kohle noch ein gewöhnlicher Bestandtheil des Gaarkupfers. Die besten Sorten pflegen ein halbes Procent, schlechtere zwei Procent fremde Bestandtheile zu enthalten, während dieselben bei dem Schwarzkupfer bis auf 20 Procent gehen können. Sowol bei dem Schwarzkupfer, wie bei dem Gaarkupfer ist die Zusammensetzung außerordentlich verschieden, je nach der Gegend des Herdes, aus welcher das Metall genommen wird. Es wird gewöhnlich, wenn es nicht im Flammherde gaar gemacht wird, in Scheiben aus dem Herde abgehoben; hat es in demselben die Gaare gezeigt, so läßt man es erkalten und gießt, um dies zu befördern, Wasser darauf. Die obere Schicht des Metalls erstarrt, und kann nun mittels einer Gabel abgehoben werden. Mit einer Zange gefaßt, wird die Scheibe oder Rosette in einer Grube mit Wasser abgelöscht. Das Kupfer heißt daher auch Scheiben- oder Rosettenkupfer; die Operation selbst das Scheibenreißen oder Spleißen. Ist die oberste Scheibe abgehoben, so wird auf das darunter befindliche flüssige Metall von Neuem Wasser gegossen und wieder abgehoben; so fort, bis endlich auf dem Boden des Herdes ein kleines massives Stück liegen bleibt, der sogenannte König. Die obersten Scheiben sind die unreinsten, die untersten die reinsten. Namentlich ist über dem Schwarzkupfer in den obersten Scheiben der Schwefelgehalt sehr bedeutend, der nach Unten hin fast verschwindet. Genth analysirte ein Schwarzkupfer von Friedrichshütte, und fand in der obersten Scheibe 83,29 Proc. Kupfer und 11,31 Proc. Schwefel; dagegen im König 92,24 Proc. Kupfer und nur 0,98 Proc. Schwefel. Ein Hammergaarkupfer aus der obern Scheibe und ein Gaarkupferkönig ward zusammengesetzt gefunden:

	Gaarkupfer, obere Scheibe.	Gaarkupferkönig.
Silber	Spur	0,13
Blei	0,60	0,07
Eisen	—	0,23
Kobalt	Spur	—
Nickel	1,10	0,27
Magnesium	0,12	Spur
Calcium	0,10	0,04
Kalium	0,32	0,07
Nickeloxydul	13,86	—
Schwefel	Spur	Spur
Schlacke	—	0,22
Kupfer	83,80	98,97 [1]).

Sehr sonderbar ist die Neigung des Nickeloxyduls, sich in den obersten Scheiben des Gaarkupfers anzusammeln, und zwar nicht allein in dem Kupfer selbst fein eingemengt, sondern namentlich in den blasigen hohlen Räumen. Der Nickel ist ein ausnehmend häufiger Begleiter des Kupfers, und wird dann entweder meist in den Krätzschlacken des Gaarkupfers angetroffen, oder in den obersten Scheiben. Das Kupfer hat dann meist ein blasiges Ansehen, das blistering Copper der Engländer; in diesen Blasen sitzen zahllose kleine mikroskopische Krystalle, welche octaëdrisch sind und aus chemisch reinem Nickeloxydul bestehen. Außer diesem Nickelgehalte ist eine andere, an einigen Orten auftretende Verunreinigung, die sehr viel störender ist, ein Antimongehalt, welcher das Kupfer in Gestalt des sogenannten Glimmers überzieht. Dieser besteht aus kleinen goldgelben, durchsichtigen Blättchen, welche beim Auflösen des Kupfers in schwacher Salpetersäure unverändert zurückbleiben; gemengt mit der antimonigen Säure, welche aus dem antimonhaltigen Kupfer entsteht. Stromeyer hat diese Ausscheidungen genauer untersucht, und darin gefunden:

Kupferoxydul	54,25
Antimonige Säure	39,81
Bleioxyd	4,05
Silberoxyd	0,16
Eisenoxyd	0,07
Kieselsäure, Thonerde	1,58
Schwefel	0,08 [2]).

Die Bildung des Glimmers ist sehr ungern gesehen, da der Antimongehalt in Kupfer sehr nachtheilig wirkt und sehr schwer zu entfernen ist.

Hat das Kupfer statt Oxydul Kohle aufgenommen, so nennt man es in Teutschland zu junges Kupfer und in England übergaares Kupfer.

Da das Herdgaarkupfer sich nicht unter dem Hammer verarbeiten läßt, ohne Kantenrisse zu bekommen, was durch den Oxydulgehalt bedingt wird, so muß es, um hammergaar zu werden, einer reducirenden Schmelzung unterworfen werden. Hierbei muß sorgfältig darauf gesehen werden, daß das Kupfer nicht übergaar wird, oder Kohle aufnimmt, indem es sonst gleichfalls dem Hammer und der Walze nicht widerstehen kann. Bereits ein Gehalt von 0,05 Proc. Kohle sind sehr hinderlich. Ein schlechtes Herdgaarkupfer gibt meist auch ein schlechtes Hammergaarkupfer, da die meisten Verunreinigungen nicht durch eine Reduction fortgeschafft werden können und sie nur zum kleinsten Theile in die Schlacken gehen können. Manche dieser Beimischungen sind von unbedeutendem Einfluß, manche sind sehr schädlich. Sehr kleine Mengen von Eisen machen das Metall roth- und kaltbrüchig; ½ Proc. Zink rothbrüchig; Antimon und Arsenik schaden bereits in Beimischungen unter ⅒ Proc., indem sie Kaltbruch und Rothbruch erzeugen. Ähnlich wirkt Blei, wogegen Silber bei über ein Proc. gar keinen schädlichen Einfluß äußert. Zuweilen ist das hammergaare Kupfer fast chemisch rein. Genth fand in einem von Dillenburg in 100 Th. nur 0,056 Th. Silber und eine Spur von Eisen, während das berühmte japanische Kupfer nur 98,70 Proc. Kupfer enthielt und außerdem zahlreiche fremde Beimengungen. (*Marchand.*)

GAARMACHEN. Die Schmelzprocesse, durch welche das Schwarzkupfer in Gaarkupfer oder hammergaares Kupfer übergeführt wird, nennt man das Gaarmachen. Es geschieht entweder in kleinen Herden, oder in Flammöfen, oder in Spleißherden, in denen die erste Einwirkung stets eine oxydirende ist, um das Kupfer von den leichten oxydirbaren Stoffen zu befreien und diese zu verschlacken. Das Zeichen, ob das Kupfer gaar sei, erkennt man auf dem Herde gewöhnlich mit dem Gaareisen (s. d. Art.), oder, auf dem Flammofen, an einer geschöpften kleinen Kellenprobe, welche durchbrochen wird. Zeigt sie ein gleichartiges, rosenrothes Ansehen, ein faseriges Gefüge, frei von allem Korn, so hat das Metall die Gaare erreicht. (*Marchand.*)

GAARSCHLACKEN. Die Schlacken, welche bei dem Gaarmachen des Kupfers fallen, heißen Gaarschlacken; sie enthalten viel Kupferoxydul und außerdem die Oxyde der fremden Metalle, welche durch das Gaarmachen fortgeschafft werden, wenn sie nicht flüchtig sind. Da sie stets Kieselsäure in nicht geringer Menge enthalten, so würde es gut sein, ihnen diese in einem Zuschlage abzuleiten, indem sie sonst immer den Ofen oder den Herd stark angreifen. Die zuerst fallenden Schlacken sind sehr viel unreiner als die letztern, welche fast aus reinem Oxydulsilicat bestehen. Die Schlacken werden zu einem eigenen Schlackenschmelzen gesammelt und liefern das unreine Gaarschlackenkupfer.

Auch bei dem Frischen des Eisens von, während und gleich nach dem Gaarbrechen fallen Schlacken, welche man Gaarschlacken nennt. Sie sind sehr reiche Eisenoxydulsilicate und der beste Zuschlag, um bei der Verarbeitung von grauem Roheisen den rohen Gang im Feuer zu verbessern. Vergl. untere Schlacke, Frischschlacke. (*Marchand.*)

GAARSIEDEN. Bei der Fabrication der Vitriole und anderer Salze wird zuerst das Rohsieden ausgeführt, bis das Gaarsieden beginnt, in Folge dessen die Flüssig-

1) Genth, Journal für praktische Chemie von Erdmann und Marchand XXXVII, 232. 2) Karsten's Archiv für Metallurgie I, 1, 190.

keiten so stark concentrirt werden, daß ihre Krystallisation beginnt. (*Marchand.*)

GABAE, 1) eine Stadt in den oberen Theilen von Persien, wie Strabon sich ausdrückt, d. h. in den inneren Theilen dieses Landes, mit einer Residenz des Königs (*Strab.* XV, 728. ed. *Casaub.*: *ἦν δὲ καὶ ἄλλα βασίλεια τὰ ἐν Γάβαις ἐν τοῖς ἀνωτέρω που μέρεσι τῆς Περσίδος· κ. τ. λ.*). Ptolemäos (VI, 4) hat diesen Ort südöstlich von Pasargadä an die Grenzen von Karamania gesetzt. Mannert meint, daß dieser Ort gegenwärtig Darabkerd genannt werde. Nach Reichard heißt er jetzt Kabadán bei Firuzabad. 2) Gabae (auch Gabba genannt), Stadt in Trachonitis oder Ituräa (Palästina Secunda nach Hierokles), 16 römische Millien von Cäsarea Panias entfernt. Auf Münzen erscheint sie mit dem Beinamen Claudia Philippea vom Kaiser Claudius und dem Tetrarchen Philippos. Plinius (H. N. V, 16) nennt sie Gabe. Vergl. *Euseb.* Onom. *Stephan. Byzant.* s. v. Ob dieses Gabae etwa derselbe Ort ist, welchen Plinius (H. N. XII, 40) unter dem Namen Gabba erwähnt und wo man wohlriechende Holzarten (z. B. arborem strobum) einhandelte, mag ich nicht entscheiden (*Plin.* l. c.: His commerciis Carrhas oppidum aperuere, quod est illis nundinarium. Inde Gabbam omnes petere solebant, dierum XX itinere et Palaestinam Syriam). Diese Stadt ist auch von Gaba in Galiläa, zwischen Ptolemais und Cäsarea Palestina am Berge Karmel, zu unterscheiden (*Joseph.* Bell. Jud. II, 18, 1. III, 3, 1. *Euseb.* Onom. *Stephan. Byzant.* s. v.). 3) Eine Stadt oder fester Platz (*χωρίον τῆς Σογδιανῆς ὀχυρὸν*) in Sogdiana, an den Grenzen der Massageten. *Arrianos*, Exp. Alex. IV, 17. Doch findet sich an dieser Stelle auch eine andere Lesart mit umgestelltem *γ* und *β*, nämlich *Bαγαί*. Jedenfalls ist es derselbe Ort, welchen Curtius (VIII. c. 1) Gabaza nennt. Nach Mannert (Geographie der Griechen und Römer 4. Th. S. 460. 2. Ausg.) lag dieses Gabä im Nordwesten des Landes, am Steppenflusse Kressel. (*Krause.*)

GABALA, 1) eine kleine Stadt (*πολίχνιον*) in Syrien, in der Nähe von Laodikeia, am Meere gelegen und mit einem Hafen versehen (*Strab.* XVI, 753. ed. *Casaub.*: *τῇ γὰρ Λαοδικείᾳ πλησιάζει πολίχνια τό τε Ποσείδιον καὶ τὸ Ἡράκλειον καὶ τὰ Γάβαλα, κ. τ. λ.*). Auch wird dieser Ort von Plinius (H. N. V, 18) erwähnt und Gabale genannt. Vergl. *Stephanus Byz.* s. v. *Ptolemaeos* VI, 4. Itinerarium Antonin. p. 32. *Hierokles* und die Tabula Peuting. Der *Geographus Ravenn.* II, 15. V, 7. *Sokrates*, Histor. eccles. VI, 11. VII, 36. *Theodoret.* Relig. histor. XXVIII. p. 890. — *Chr. Cellarius*, Not. orb. ant. Tom. II. Libr. 3. c. 12. p. 414 und 457 hat dieselbe in das Gebiet von Phoenice mediterranea gezogen. Plinius (l. c.) setzt sie nach Syrien, und zwar an die Grenze von Phönizien: Hinc rursus Syria, desinente Phoenice: oppida Carne, Balanea, Paltos, Gabale. Daß diese Stadt auch ein Theater hatte, bezeugen noch Bruchstücke, wie Reisende berichten. Vergl. Richard Pococke, Reise im Morgenl. II, 288. Gegenwärtig wird dieselbe Jebilen oder Djebeli genannt. 2) Eine Stadt an der westlichen Grenze von Medien, nach *Ptolemaeos* VI, 4. Jedenfalls war es ein unbedeutender Ort. *Chr. Cellarius*, Not. orb. ant. T. II. Libr. 3. c. 18. p. 777 bemerkt hierüber: „Quae ab occasu Armeniae Ptolemaeus opposuit oppida, ignota omnia sunt, Scabine, Gabale, Gabris, Saoza etc. — Man hat dieses Kabala für Khowaja des Abulfeda, gegenwärtig Khoi genannt, gehalten. 3) Eine Stadt und Bischofssitz in Lydien, welche erst in der christlichen Zeit durch kirchliche Synoden einige Bedeutung erhalten zu haben scheint (s. d. Notit. eccles. und die Acta Concil.). (*Krause.*)

GABALI (alte Geographie), gallisches Volk und Stadt in Aquitanien; im Betreff der Waffenerhebung der Gallier unter der Anführung des Vercingetorix, eines Arverners, gegen die Herrschaft der Römer erzählt Cäsar [1]) Folgendes: Lucterius, ein Cadurcer, zu den Rutenen geschickt, macht diesen Staat den Arvernern geneigt, geht zu den Nitibrigern und Gabalern vor, erhält von beiden Geiseln und zieht, nachdem er eine große Schar zusammengebracht hat, gegen Narbon (Narbonne), um hervorzubrechen. Hiermit stimmt Strabon [2]) überein, wenn er in der Partie seines Werkes, welche von Aquitanien handelt, sagt: Die Rutener und Gabaler liegen der narbonnischen Provinz nahe. Die Rutener haben Silberbergwerke, die Gabaler desgleichen. *Plinius* III, 23, wo er die aquitanischen Völkerschaften aufführt, sagt: — — Cambolectri Agesinates Pictonibus juncti. Hinc Bituriges liberi, qui Cabi appellantur. Dein Lemovices, Arverni liberi, Gabales [3]). Rursus Narbonnensi provinciae contermini Ruteni, Cadurci etc. Cäsar reiste, wie dieser selbst weiter erzählt, nach Narbon und legte Bedeckungen zu den provincialen Rutenen, den arecomischen Volcern, Tolosaten und um Narbon, welche Orte den Feinden benachbart waren, und ließ sein Heer bei den Helviern, welche an die Grenzen der Arverner stoßen, sich vereinigen. Lucterius ging zurück, weil er es für gefährlich hielt, in die durch Besatzung gedeckten Orte zu gehen. Cäsar reiste zu den Helviern und zog, ungeachtet des hohen Schnees, über den Berg (mons) Gebenna, welcher die Arverner von den Helviern trennte, und unterdrückte die dieses nicht ahnenden Arverner, welche meinten, daß sie von dem Berge Gebenna wie von einer Mauer geschützt wären. Der Mons Gebenna sind die Sevennes. Neuere bestimmen die Lage der Sitze der Gabaler als unter dem Berge Gebenna (sub monte Gebenna) [4]) befindlich. Da aber das Gebirge der Sevennes sich weit erstreckt, so bestimmen Andere die Sitze der Gabaler näher dadurch, daß sie sagen, daß die Gabali die Einwohner von Gevaudan, in den Sevennen, gewesen seien [5]). Gevaudan, auch Givaudan, liegt zwischen 20° 45′ und 21° 44′ der Länge und zwischen 44° 10′ und 44° 4′ der Breite, ist ein Theil von Unter-Languedoc, wird im Sü-

1) De Bello Gallico. Lib. VII. Cap. VII. §. 2. 2) III. Buch. Cap. 2. 3) Cäsar hat die Namensform Gabali. 4) *Christophorus Cellarius* ad *Caji Julii Caesaris* Comment. Libr. VII. Cap. 7. §. 2: Gabali, sub Gebenna monte. 5) Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 2. Thls. 1. H. S. 119.

den durch die vormalige Diöceſe von Alais, im Weſten durch le Rouergue, im Norden durch la haute Auvergne, im Oſten durch le Vivarez und le Velei und im Südoſten von der Diöceſe von Uzez begrenzt; die beträchtlichſten Flüſſe, welche es bewäſſern, ſind: der Lot, die Trueyre, der Tarn und der Allier. Der Lot theilt Gevaudan in das auf den Gebirgen von Aubrac und Marguerite liegende Ober-Gevaudan (haut Gevaudan) und in das in den Sevennes liegende, von hohen Bergen, wie von Mauern eingeſchloſſene Nieder-Gevaudan (bas Gevaudan). Die Hauptſtadt von Gevaudan iſt Mendes und die andern Städte Randon, Sialgues, Merege, Barres, Florac u. ſ. w. Ob die Gabali das ganze, 18 franzöſiſche Meilen lange, 13 Meilen breite Gevaudan eingenommen, iſt ungewiß, da es im Mittelalter eine Grafſchaft war, deren Grenzen erweitert, oder auch an andern Stellen verengert worden ſein können. In Beziehung auf die Stärke der Gabaler iſt zu bemerken, daß das Land, welches von ihnen den Namen behalten hat, ungeachtet ſeiner Lage in Gebirgen, ziemlich fruchtbar, nämlich an Roggen, und ausgezeichnet durch ſchöne Viehweiden iſt. Anderidon, bei Ptolemäus ſpäter Gabali, ſoll nach d'Anville das heutige Javoux über der Stadt Mendes ſein. (*Ferd. Wachter.*)

GABANHOLZ. Pao Gaban, auch Cam-Wood. Dies Holz, wegen ſeines ſchönen rothen Farbeſtoffes geſchätzt, wurde von den Portugieſen vor 60 Jahren zuerſt aus Afrika, Sierra Leone nach Europa gebracht. Afzelius entdeckte den Baum daſelbſt, der eine Höhe von 60 Fuß erreicht. Er nannte ihn Bachia nitida; er gehört zur Familie der Leguminoſen, Thespiae; die Eingebornen nennen ihn Takael *). Er trägt weiße Blüthen auf einzelnen Blumenſtielen; die Blumenkrone iſt von einem hinfälligen Kelche umfaßt; die Frucht iſt eine ſichelförmige Schoote mit ſechs linſenförmigen Samen; die Blätter ſtehen paarweiſe gefiedert; die Blättchen ſind lang, eiförmig, glänzend. Die Abbildung findet ſich im botaniſchen Cabinet von Loddige Bd. 4. Fig. 367. Das Holz hat eine ſchöne rothe Farbe, angenehmer als die des Braſilienholzes und Fernambuks; ſein Pigment zieht ſich durch Alkalien weniger ins Violette als die Farbe jener Hölzer. Es ſcheint ein gelbes Pigment eingemiſcht zu halten, wodurch ſein Glanz und die Färbekraft vermehrt wird. Die in Berlin angeſtellten Verſuche gaben, bei dem hohen Preiſe des Holzes, kein befriedigendes Reſultat. Die erſte Unterſuchung über den Farbeſtoff ſtellte Preißer 1843 an, obwol bereits, nach Mac Culloch, 1829 die Einfuhr in England bis auf 246 Tonnen 15 Cwt. geſtiegen war. Im J. 1833 koſtete die Tonne auf dem londoner Markte 9—11 Pf. St., den Zoll von 5 Schill. mit eingerechnet.

Mac Culloch unterſcheidet Baarwood und Camwood; es iſt jedoch daſſelbe Holz, welches nur von zwei verſchiedenen Orten der afrikaniſchen Küſte kommt.

In Geſtalt eines groben Pulvers beſitzt das Holz eine dem des Santal ähnliche rothe Farbe, ohne Geruch und ohne Geſchmack. Es färbt den Speichel faſt gar nicht. Kaltes Waſſer nimmt, in Berührung mit dem Pulver, erſt nach fünftägigem Maceriren eine fahle Färbung an. 100 Th. Waſſer löſen nur 2,21 Th. auf, beſtehend aus 0,85 Farbeſtoff und 1,36 ſalzigen Theilen. Kochendes Waſſer färbt ſich deutlicher rothgelb; beim Erkalten fällt ein Theil des Farbeſtoffs als rothes Pulver nieder. 100 Th. kochendes Waſſer löſen 8,86 Th., in denen 7,24 Th. Farbſtoff und 1,62 Th. Salze enthalten ſind; letztere beſtehen namentlich aus Chlorüren und Sulphaten. Alkohol von 84° nimmt ſofort eine dunkel weinrothe Färbung damit an. Um eine Gramme des Pulvers zu entfärben, mußte es mehre Male mit kochendem Alkohol behandelt werden. Die Löſung enthielt 0,23 Farbeſtoff und 0,004 Salze. Das Sandelholz enthält nach Pelletier nur 16,7 Proc. Farbeſtoff.

Die Alkohollöſung verhält ſich, nach Preißer, folgendermaßen gegen Reagentien:

Deſtillirtes Waſſer in großer Menge hinzugeſetzt.	Trübt ſtark ockergelb; der Niederſchlag wird in fixen Alkalien wieder aufgelöſt; die Löſung iſt dunkelweinroth.
Fixe Alkalien, Kalkwaſſer	Verändern die Farbe in Dunkelcarmoiſinroth oder Dunkelviolet.
Schwefelſäure	Dunkelt die Farbe; wandelt ſie in Cochenilleroth um.
Schwefelwaſſerſtoff	Reagirt wie Waſſer.
Zinnſalz	Blutrothen Niederſchlag.
Zinnchlorid	Ziegelrothen Niederſchlag.
Eſſigſaures Bleioxyd . . .	Gelatinöſen, dunkelvioletten Niederſchlag.
Kupferſalze	Gelatinöſen, braunvioletten Niederſchlag.
Schwarzer Vitriol	Ganz ähnlichen Niederſchlag.
Queckſilberchlorid	Starken ziegelrothen Niederſchlag.
Salzſaures Wismuthoxyd	Färbt hell und glänzend carmoiſinroth.
Schwefelſaures Zinkoxyd	Flockigen, lebhaft rothen Niederſchlag.
Brechweinſtein	Reichlichen dunkelkirſchrothen Niederſchlag.
Neutrale Kaliſalze	Wie reines Waſſer.
Barytwaſſer	Dunkelbraun-violetten Niederſchlag.
Leim	Bräunlich-ockergelben Niederſchlag.
Chlor	Die Flüſſigkeit wird hellgelb, leichter bräunlicher Niederſchlag.

Holzgeiſt reagirt ebenſo wie Weingeiſt; wäſſeriger Äther nimmt ſogleich eine orangerothe Farbe an, heller als der Alkohol; darin ſind 19,5 Proc. Farbſtoff gelöſt.

Ammoniak, Natron und Kali nehmen mit dem Holzpulver eine violette, ſehr dunkle Farbe an; durch Chlor-

*) De Candolle ſtellt die Gattung, jedoch zweifelhaft, dem Pterocarpus zur Seite.

wasserstoffsäure lassen sie den Farbstoff als dunkelbraunrothes Pulver fallen. Essigsäure färbt sich stark roth. Der Farbestoff kann ausgezogen werden wie das Santalin aus dem Sandelholze. Die ätherische Lösung wird auf ⅔ eingedampft, der Rückstand mit Bleioxydhydrat gemengt. Es bildet sich dabei ein dunkelrother Lack. Die ausgewaschene Masse wird mit Schwefelwasserstoff zerlegt und die helle Lösung im Vacuum eingedampft; sie bildet dann weiße Krystalle. Preißer hält den Farbestoff identisch mit dem Santalin. In Betreff dieses haben Preißer's Untersuchungen von Elsner und Balley Widerspruch erfahren. Die mit dem Camwood, oder noch besser mit Baarwood erhaltene Farbe ist glänzend roth, aber nicht von der Dauer des Krappes. Seife macht sie bräunlich. Das Braune ist jedoch solid. Durch Combination von Baarwood und Gierriton erhält man eine große Anzahl von Schattirungen.

Journal de Pharmacie. Juin. 1827. pag. 284. Erdmann's Journal für techn. und ökonom. Chemie. 1. Bd. S. 491. Dingler's Polytechn. Journal. XXV. Bd. S. 80. *Bancroft*, Philosophy of permanent colours. *Dampier* Vol. 2. part. 2. p. 58. *Mac Culloch*, A Dictionary practical, theoretical and historical of commerce and commercial navigation. 1835. p. 123. *Preisser*, Journ. de Pharm. et de Chem. 3me Sér. Mars et Av. 1844. Erdmann und Marchand, Journal für prakt. Chem. XXXII, 148. Balley, Annalen der Chemie und Pharmacie LXII. S. 129. (*Marchand.*)

GABARA, im Alterthume eine nicht unwichtige Stadt des oberen Galiläa, nordöstlich von Ptolemais, südöstlich von Tyrus gelegen, in fast gleicher Entfernung von beiden. Josephus, zu dessen Zeit Gabara befestigt war, gedenkt ihrer öfters, und aus der Zusammenstellung dieser Stadt mit Tiberias und Sepphoris (= Dio Cäsarea), sowie aus seinem Vergleiche der Primaten Gabara's mit den Senatoren der Stadt Tiberias ergibt sich schon genugsam ihr Rang und ihre Bedeutung. Bei Cellarius (Notit. orbis antiqui II, 505) findet man mehre hierher gehörige Stellen angeführt. Wolcott bemühte sich aber vergeblich, jetzt noch Spuren Gabara's aufzufinden; s. *Robinson*, Biblioth. sacra etc. p. 79. (*O. Gruber.*)

GABAZA (alte Geographie), nach den verschiedenen Lesarten im Curtius (VIII, 4) Cabaza, Cazaba, Babae, welches dem Gabae des Arrianus (IX, 3) am nächsten kommt, wird von Curtius regio genannt, und gesagt, daß Alexander der Große von Naura (bei *Arrianus* IV, 3 Nautaca) mit dem Heere aufgebrochen sei, um nach der Gegend oder dem Lande zu gehen, welches Gabaza genannt werde. Auf diesem Zuge sterben, da es im dritten Monate des Jahres ist, viele Soldaten vor Kälte. Alexander zieht gegen die Sacä. Nach Einigen soll Gabaza Nautica des Arrianus und des Diodor von Sicilien sein. Besser nimmt man an, daß Gabaza eine Landschaft in Sogdiana war und in derselben Gabä des Arrianus lag*); s. Gabae (Stadt in Sogdiana). (*Ferdinand Wachler.*)

*) Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 4. Th. S. 469.

GABBATHA, Γαββαθᾶ, hieß nach Joh. 19, 13 in der Landessprache von Palästina der Ort, wo Pilatus, auf dem Richtstuhl (βῆμα) sitzend, über Jesum Gericht hielt. Der griechische Name dafür war λιθόστρωτον, d. i. der mit Steinen belegte oder ausgelegte Ort, in Luther's Übersetzung: das Hochpflaster. Der Name Gabbatha hat eine aramäische Form, ist zu schreiben גַּבְּתָא, und abzuleiten von dem hebräischen und aramäischen Worte גַּב, d. i. Rücken, dann erhöhte Fläche [1]). Viele wollten darunter einen musivisch ausgelegten Marmorboden verstehen, wie ihn damals zuweilen römische Feldherren im Kriege mit sich führten, um ihren Richtstuhl darauf zu stellen [2]); allein die Benennung des Ortes mit einem Namen aus der Landessprache macht es ungleich annehmlicher, daß bei Johannes ein bestimmter so benannter Platz in Jerusalem gemeint ist, nach Einiger Meinung derselbe, den Josephus als ein λιθόστρωτον bezeichnet, am Tempel im Vorhofe der Heiden [3]), wahrscheinlicher aber der Platz vor dem Prätorium (Luther: Richthaus), d. i. dem Hause oder Palaste, in welchem der Procurator Pilatus wohnte, mag dies die Burg Antonia, oder, wie eher zu vermuthen steht, der Palast des Herodes auf dem Zion gewesen sein [4]). (*E. Rödiger.*)

GABBIANI (Antonio Domenico), Maler und Kupferätzer, wurde im J. 1652 zu Florenz geboren. Seinen ersten Unterricht genoß er bei Justus Suttermans, einem Antwerpener, der vom Großherzoge Ferdinand II. an den Hof nach Florenz gezogen worden war, trat dann in die Schule des Vincenzo Dandini und beendigte seine Studien unter Ciro Ferri's Leitung, als Pensionair Cosmus III., in Rom. Nachdem er auch noch die großen Coloristen Venedigs studirt hatte, kehrte er nach Florenz zurück, wo er in Kurzem einen bedeutenden Ruf erlangte und reichliche Beschäftigung fand. Im J. 1690 folgte er auf kurze Zeit einem Rufe des Kaisers Leopold nach Wien. Einer der besten Maler seiner Zeit, übte er mit gleichem Erfolge die Fresco- und Ölmalerei, und man bewunderte ebenso sehr seine geschichtlichen und heiligen Darstellungen, als seine Landschaften und Thiere. Seine Schule war eine der blühendsten und bildete bedeutende Talente. Nach seinen Gemälden stachen F. Bartolozzi, J. B. Cipriani, Wagner, Zucchi u. A. m. Von ihm selbst beschreibt Bartsch (P. G. T. 21) vier eigenhändige Radirungen, welche mit vielem Geiste gemacht sind. Er starb in Folge eines Sturzes, wie man fast allgemein annimmt, im J. 1726, oder nach Lanzi 1722. Noch ist hier seines Neffen und Schülers Giovanni Gaetano Gabbiani kurz Erwähnung zu thun, der in Öl und Pastell zahlreiche Bildnisse ausführte. (*H. Weber.*)

1) Andere suchen darin גבעתא, Hügel, oder גבתא, kahler Platz. 2) s. über diese pavimenta tessellata et sectilia *Sueton.* Jul. Cap. 46 und die Commentatoren zu d. St., besonders Casaubonus, und Wetstein, Lücke, Tholuck u. A. zu Joh. 19, 13. 3) Josephus, Jüd. Kr. 6, 1. 8. 3, 2. 4) s. Faber's Archäologie der Hebr. I. S. 320 fg. (Faber glaubt, daß der Xystus gemeint sei, jener freie Platz auf dem nordöstlichen Theile des Zion, der mit dem Tempelberge durch eine Brücke verbunden war); Winer's Bibl. Realwörterbuch, Art. Lithostroton und Richthaus (2. Bd. S. 29 fg. 329 fg. der 3. Ausg.).

GABE (in ſprachlicher und rechtlicher Beziehung), gothiſch Giba, altnordiſch Gafa und Gjöf (Genitiv Gjafar, Nominativ der Mehrzahl Gjafar, jetzt Gjafir), ſchwediſch Gåfva, däniſch Gave, althochteutſch Geba, Keba, mittelhochteutſch Gabe, Gebe, altſächſiſch Gebba, Gibba, Geva, Giva, niederſächſiſch Gave, Geve, holländiſch Gaave, Gaaf, altfrieſiſch Jeva, Geva, neufrieſiſch Gave, angliſch Gifu, Geöf, wie von nehmen Nahme (Einnahme), gebildet von *geben*, gothiſch giban, althochteutſch geban, keban, mittelhochteutſch geben, altſächſiſch geban, gefan, niederſächſiſch geven, holländiſch geeven, angliſch gefan, gifan, give, altfrieſiſch geva, jefa, jova, neufrieſiſch jan, ja, neuweſtfrieſiſch jean, jaen, jouw, joe, joen, neunordfrieſiſch jewe, jiwe, altnordiſch geva, ſchwediſch gifva, däniſch give. Geben leitet man von dem hebräiſchen Kapf, Hand ab [1]), oder nimmt ein altes teutſches Gaff, die hohle Hand, an, nämlich in Beziehung auf das oberteutſche Gauff, die hohle Hand, Gauffel, die Hand voll, däniſch Gövn, ſoviel man mit beiden Händen faſſen, auch die flache Hand, engliſch Gavel, die Hand voll, das Bündel, niederſächſiſch Göpse, eine doppelte hohle Hand voll, z. B. Göpse vull Geld [2]), ſoviel als man zwiſchen beiden Händen faſſen kann; aber freilich iſt ungewiß, ob dieſe Wörter nicht ſelbſt eine abgeleitete Bedeutung haben, ſowie Friſch unter *Geben* Gebsel, eine doppelte Hand voll von geben ableitet. Krünitz nimmt dagegen das ſchwediſche gaspa, angliſche gasp, isländiſche geispa, gähnen, welches unſtreitig von gaffen, öffnen, aufthun, herſtamme, und leitet geben von einem alten Gaff, die hohle Hand [3]), ab, und ſtellt mit dem teutſchen geben in ſeinen verſchiedenen Formen, in den verſchiedenen germaniſchen Sprachen oder Mundarten das griechiſche *ἐγγαύω*, zuſammen. Von geben hat außer Gabe in den oben angeführten verſchiedenen Formen noch eine andere Subſtantivbildung ſtatt, nämlich Gift, im gothiſchen Fra-gifts [4]), Fragibts, Gabe, Verleihung, in fragiftim (nämlich wisandei) *μεμνηστευμένη* [5]), vergeben, d. h. verſprechen, verlobt, altnordiſch Gjöft [6]), Schenkung, Futter, Gjaftarlaus, ſchenkungslos, futterlos, wird von Thieren gebraucht, welche im Winter draußen gehen, ohne gefüttert zu werden, haun atti fått til, fiårgiftar, er hatte wenig zu verſchenken, gipta, gifta, verheirathen, ein Mädchen Jemandem zur Ehe geben (däniſch gifte, verheirathen, z. B. sin datter, ſeine Tochter, ſchwediſch gifta, heirathen, ehelichen, gifta bort, verheirathen, giftaz gifta sig till, durch Heirath erwerben), giptaz, giftaz, ſchwediſch giftas, däniſch gifte sig, ſich verheirathen, altnordiſch gift kona, verheirathetes Frauenzimmer, ſchwediſch gift, verehelicht, Gifte, Heirath, Ehe, altnordiſch Giftumål, ſchwediſch Giftermal, däniſch Giftermaal, eigentlich Heirathsvertrag, dann Heirath, Ehe, womit zu vergleichen das altnordiſche Giafordh, Einwilligung in eine Heirath von Seiten der Verwandten des Mädchens, dann die Ehe ſelbſt, giafwaxta mey (däniſch giftefaerdig), ein zum Heirathen reifes Mädchen, Giftinq, Verheirathung, Heirath, Giftingarmadhr, wer das Recht hat, ein Mädchen zu verheirathen, angliſch Gift, Gabe, Mehrzahl Gifta, die Hochzeit, Gifthus, Hochzeithaus, giftlic, gebbar, d. h. verheirathbar, mannbar, engliſch Gift, Gabe, Geſchenk, Vermögen, Geiſtesgabe, neufrieſiſch jefta, jefte, jeft [7]) (neufrieſiſch jefte) Gabe, Geſchenk, Verleihung, niederſächſiſch Gift [8]), Gabe, Geſchenk (die Rathsherren in Bremen ſchwören, daß ſie richten wollen: nig na Gift edder Gave [9]), Nagift, Nachtiſch, holländiſch Gift, Gabe, Geſchenk, Gift (venenum), mittelhochteutſch Gift, geben, Gabe, Vergebung, Urgift [10]), reditus, Gift, gin (venenum), zu welcher Bedeutung Jemanden vergeben, ihn vergiften, gehört, althochteutſch Otfried V, 24, 52, Gift, Gabe, Geſchenk, V, 12, 109. 111, Zuagift, addictio, traditio, datio, Kero Zurgift, deditio; ferner Anagift, Angabe, d. h. primitiae, ſoviel als Frumigift, erſte Gabe, Gloss. Mons. p. 365. 369, gratia, gratiam Giptit. Mit dem von Otfried V, 24, 52 gebrauchten Gotes gift is, Gottes Geſchenk iſt, ſtimmt noch jetzt unſre Gottes Gabe, z. B. das Brod iſt eine der vorzüg-

1) *Joh. Georg. Wachter*, Glossar. Germ. col. 737. 2) Tiling, Verſuch eines bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs. 2. Th. S. 528. 3) Krünitz, Ökonom. Encyklopädie. 15. Th. S. 641. 16. Th. S. 538. 4) Sceir III, c. Vergl. v. d. Gabelentz und Löbe, Gothiſches Gloſſarium S. 37. 5) Luc. 1, 27. 2, 5. 6) Die Form Giöf bedeutet auch donatio, aber vorzüglich donum.

7) Im angeblichen Privilegium Karl's des Großen (bei v. Richthofen S. 386) ſteht thet thius *jef* ewelike stonda scolde, und kurz zuvor: fon tha jeftum. Es iſt ungewiß, ob das jef ſo zu betrachten, als habe es das t abgeworfen, oder ob es nicht vielmehr die andere Form ohne t iſt, und dieſes jef urſprünglich jeof, ähnlich wie im Angliſchen geof gelautet habe. In den Quellen der frieſiſchen Sprache kommt außer Jeft Jefa, Jewa, oder in neuerer Endform Jefe, Jewe häufig vor, und zwar in gleicher Bedeutung wie Jeft. So z. B. heißt es in den 17 Kuren im rüſtringer Texte, Kure 1 (S. 3): Thit is thiu forme Liodkest, and thes kyning Kerles jeft and londriuch allera Frisona, und Kure 10 (S. 19): Nu skilu wi Frisa halda usera allera kest and kera and thera kininga iewa, als (wie) es uns der König Karl an dem freien Stuhl befahl. In dem Rechte der Hunſingoer, im Abſchnitte: Quinque claves sapientiae (S. 342): wera (ſondern) fon godes jeven (Gaben) and riuchte tilathe (rechtem Betragen) scelma bethe lif ande sele nera. Im weſterlauwerſchen Rechte, im Abſchnitte: Haet is riucht §. 2 (S. 436): eer dat da koninghen cristen worden ende dae riucht (Rechte) ney (nach) goedes jefta schoepen. 8) *Voss*, Reineke de Voss mit eener Vorklarung der olden Sassischen Worde (Kutin 1797.) p. 221. 9) Tiling a. a. O. 2. Th. S. 506. 507. Das ſoeſter Recht (bei *de Westphalen*, Monum. ined. T. 3099. n. 7) führt unter den Pflichten der Voigte auf: den Armen ſollen ſie ebenſo wol als den Reichen willfährtig und getreu zu helfen ſein noch um Freund, noch um Magh, noch um Gifft, noch um innigerlei Ding das Gott geſchàpen hefft. Das alte lübecker Recht (bei demſelben T. III. p. 651) ſagt Art. CIV van *gifte*: Dat si witlic dat nen Ratman ne schal *gift* nemen umme sake de de stat angeit, oder dat richte u. ſ. w. er nen (ihrer) ne mot mer nemen dan en stouken wines. Der neue Kurfürſt Friedrich der Streitbare von Sachſen verſprach als Burggraf von Magdeburg und Halle im J. 1424: und wolde die Scepphen u. ſ. w. von stad an yn (den Schuldheißen) wiesen, und das ouch thun ane alle *gyft und gabe* und ane geschengke (halle'ſche Acten bei *Joh. Chr. v. Dreyhaupt*, Pagus Neletici et Nudzici. T. I. p. 86). Beiſpiele der Zuſammenſtellung: weder um Miethe (Lohn) noch Gabe, im Eide der Freiſchöppen ſ. in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 49. Th. S. 81. 10) Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch S. 125.

lichſten Gaben Gottes, Kinder ſind eine Gottesgabe, und Gabe für von Gott verliehene Anlagen, z. B. er hat gute Gaben, die Gabe der Keuſchheit, ein Mann von vielen Gaben (d. h. Fähigkeiten). So auch im Altnordiſchen gafadhr, 1) begabt (donatus), 2) einer, der gute Gaben hat (ingeniosus), ſcharfſinnig (acri ingenio). Beſonders merkwürdig iſt das altnordiſche Giaefa bona fortuna, felicitas, kongs giaefa, regia fortuna (des Königs Glück), Giafalaus [11]), infortunatus, Giſta, Heil, Glück, giſtusamlegr, fortunatus, „heldig“ (glücklich), giſtusamlega, feliciter, „lykkeligen, heldigen“, auf glückliche Weiſe. Mit dem Altnordiſchen iſt zu vergleichen das gothiſche Gabe fem. πλοῦτος, Reichthum, gabigs, gabeigs, πλούσιος, πλουτῶν, reich, reich ſein, gabigs wairthan, πλουτεῖν, reich werden, gabigaba, πλουσίως, reichlich, gabigjan, πλουτίζειν, bereichern, gabignan, πλουτεῖν, πλουτίζεσθαι [12]), reich ſein. Man kann Gabei von gibban, geben, giba, Gabe, ableiten, ähnlich wie das altnordiſche giaufull, giöfull, largus, giafmilldr, däniſch gavmild, gabenmild, von Giauf, Giöf, donum [13]), angliſch gifel, freigebig, gifelnis, Freigebigkeit, von gifan, geben, gifa, der Geber, sincgifa, Schatzgeber, beaggifr, Ringgeber, Geof, Gabe, Geſchenk, Gifu, die Gnade, Frumgifu, die Prärogative, Sundorgifu, die Prärogative, das Privilegium, Morgengifu, Morgengabe, Gifstôl, der Thron, von welchem herab feierliche Verleihungen ſtattfinden, Gifheal, Fürſtenhalle [14]). Zu dem altnordiſchen gaufga, göfga, cohonestare, honorare, gaufr, göfgr, gaufagr [15]), praeclarus, excellens, venerandus, generosus, nobilis [16]), inclytus findet man bemerkt, daß es vielleicht von Gâfa, Giauf donum, gêfa donare ſei [17]). Aber wahrſcheinlicher iſt Gafa, Giauf und gefa von gaufgr, oder deſſen Wurzel, und das gothiſche Gabei, Reichthum, nicht von gibban, geben, oder Giba, Gabe, ſondern dieſe aus dem Wurzelwort gebildet, woraus Gafei, Reichthum, gebildet, und ebenſo das altnordiſche Giaefa, gutes Glück, nicht von Giöf, Gabe, Geſchenk, und geba, geben, ſondern dieſe aus dem Wurzelworte gebildet, aus welchem gaufgr und Giaefa gebildet iſt, ſodaß wir im Gothiſchen gibban, Altnordiſchen gefa u. ſ. w. geben, als urſprüngliche Bedeutung, Jemanden mit etwas beglücken, erhalten. Durch Giba wird im Gothiſchen gegeben: 1) Rom. 11, 29; 1 Cor. 7, 7; 2 Cor. 1, 11: χάρισμα [18]); 2) Philpp. 4, 15: δόσις; 3) Eph. 4, 8: δόμα; 4) Mth. 5, 24. 8, 4; Eph. 2, 8: δῶρον; 5) 2 Cor. 9, 15; Eph. 3, 7. 4, 7: δωρεά. Im Langobardiſchen findet ſich Morgingap, bei den Burgunden Morgengeba, bei den Allemannen und Ripuariern Morgangeba [19]). Im Tatian Cap. 3, 2: salve gratiarum plena (Anrede des Engels an die heilige Maria): heil wis thu gebono [20]) follu. Cap. 13, 7: Vidimus gloriam ejus, gloriam quasi unigeniti a patre plenum gratiae et veritatis. Wir gisahumes sina diurida, solicha so thiu diurida ist einages fon fater, fol geba inti wares, 9: De plenitudine ejus nos omnes accepimus, et gratiam pro gratia fon sinero folnessi wir alle intphahemes inti geba furi geba. Die folgende Stelle iſt beſonders wichtig, weil ſie zeigt, daß die Form Geba und Gebono (Genitiv der Mehrzahl) nicht Umlaut der Beugung iſt. Es ſteht nämlich der Nominativ: Quia lex per Mosen est data, gratia et veritas per Jesum Christum, Wanta ewa thuruh Moysen gigeban geba inti wâr thuruh Heilant Christ gitan ist. Bei Kero findet ſich die härtere Form keban [21]) (geben) und keba, Gabe. Cap. 40: Unusquisque proprium habet donum ex Deo, Einer eocowelicher eikana hebit keba fona Cote, Cap. 31: Sermo bonus super datum optimum, wort cuatez ubar keba pezzistuun; *Boxhornii* Glossae [22]) Francicae, munia, kepa. Im Angliſchen bedeutet Gifu, Gnade. Ik Ine, mid godes gyfe Westseaxna cyning, ich Ine, mit Gottes Gnade König der Weſtſachſen, und Gifstôl, der Thron, von welchem herab Verleihungen geſchehen. Im Frieſiſchen wird in den 17 Kuren Karoli regis concessio übertragen, durch: thes kenenges Kerles jeft [23]). In der Aufzählung der Geſetze gebenden Könige in der rüſtringer Handſchrift heißt es [24]): hia ar sejon (übergeben) alle Frison efter thes kinig Kerles jeft frihalsa and fria spreka, ande setton and stedgadon allera kininga jeft, thet send allera Frisona kesta (Kuren) and londriucht, und weiter unten [25]): Thesse kyningar setton kyninga jeft and allera Fri-

11) *Verelius*, Index. 12) *Biörn Haldorson*, Lexicon Islandico-Latino-Danicum. Vol. I. p. 282. 13) ſ. die Nachweiſung bei v. d. Gabelentz und Löbe S. 37. 14) *Finn Magnusen*, Spec. Glossarii zum 2. Bde. der großen Ausgabe der Edda Saemundar p. 640. 15) Leo, Erklärendes Verzeichniß der angelſächſiſchen Wörter, hinter deſſen Altſächſiſchen und angelſächſiſchen Sprachproben S. 154. 16) Daſſelbe iſt faſt gaufugr, gaufugligux, f. adj. praestantissima, nobilissima. 17) *Finn Magnusen* l. l. p. 636. 18) Vergl. fra-giban, χαρίζεσθαι, verleihen, ſchenken, gewähren (Luc. 7, 21. Philipp. I, 29. Philem. 22), und zweitens χαρίζεσθαι, vergeben (Luc. 7, 42. 2 Cor. 2, 7. 10. 12, 13. Eph. 4, 32. Col. 2, 13. 3, 13). Durch fra-giban wird außerdem noch gegeben δωρεῖσθαι, παρέχεσθαι und διδόναι; dieſes nämlich Marc. 10, 37. Joh. 10, 29. 2 Cor. 13, 10. Übrigens wird διδόναι meiſtens durch giban überſetzt (ſ. die zahlreichen Stellen bei v. d. Gabelentz und Löbe S. 37), und Joh. 13, 26: ἐπιδιδόναι, Matth. 27, 58. Luc. 20, 25: ἀποδιδόναι, und Luc. 3, 11: μεταδιδόναι, ebenfalls durch giban, und 11, 35 προδιδόναι durch fruma giban, vorhergegeben; δότης, Geber, durch gibands; ferner durch das faſt ebenſo häufig als das einfache giban gebrauchte at-giban, geben, angeben, übergeben, διδόναι, ἐπιδιδόναι und παραδιδόναι, durch us-giban, geben, wiedergeben, hingeben, ἀποδιδόναι, und durch afgiban sik, ſich hinwegbegeben, χωρίζεσθαι (ſ. die Nachweiſungen bei demſelben S. 37).

19) ſ. die Nachweiſungen in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 48. Th. S. 345, wo jedoch Sp. I. Z. 34 für morgangaba morgangeba zu leſen iſt. 20) Genitiv der Mehrzahl. 21) *Kero*, Regula S. Benedicti überträgt Cap. 55: accipientes nova (vestimenta), vetera semper reddant in praesenti, intfahant niwiu (kawati), altiu kebant in antwarti; Cap. 31: erogavit triticum, kap weizzi; Cap. 66: responsum reddere, antwurti keban; Cap. 49: operam damus, werah kebames; Cap. 48: dentur, quae danda sunt, kekeban sin dei ze kebanne sint. Mehre Beiſpiele aus Kero ſ. bei *Schilter*, Gloss. Teut. in *ejusdem* Thes. Ant. Teut. T. III. p. 509. 22) Bei demſelben T. III. p. 904. 23) ſ. bei v. Richthofen, Frieſiſche Rechtsquellen S. 2. 3. 24) ſ. bei demſelben S. 135. 25) S. 134.

sona kesta and londriucht. Im emſinger Recht [26]) wird von dem Könige Karl geſagt: hi sette thera kenenga jeſt and allera liuda kest and londriucht, und ebenſo im hunſingoer Rechte [27]). Im Boek des Keysers Rudolphi [28]): om da era dis Freescha fridomes, deer hia wonnen heden in da hov to Reem, by da alda tyden fan thes pavs ende koninyhes jeſten. Dae kerren deer Magnus kaes thoe Roem. 6: Dae kaes (kurte) Magnus dina sexta kaer, ende alle Fresen oen sine ker jechten (ſeiner Kur beiſtimmten), datse hyara ayn riucht halda walden, binna hyaera ayn saun (ſieben) seelanden, bi des paws [29]), ende dis koninghes jeſten, biu riuchta banne ende bi aesyha dome, ende bi papena ordel (bei rechtem Banne und bei des Aſegas Richterſpruche, und bei Pfaffen Urthel) u. ſ. w. In dem angeblichen Privilegium Karl's des Großen [30]) heißt es: hi jof him mitha allere arista jeſtha tha masta, er gab ihnen mit der allererſten Gnadenbezeigung die größte, nämlich die Erlaſſung des jährlichen Tributs von 20 Mark Gold, und weiter: Thiu jeſte ther hi hede tha Fresum gedan [31]), die Gnadenbezeigung, die er hatte den Frieſen gethan, nämlich daß ſie kein Herr mit Gewalt zwingen ſollte, ihn als Herrn anzunehmen. Über die Jeſten wurden Urkunden ausgeſtellt [32]). Im Frieſiſchen bedeutet Hond-jeft (altſächſiſch Hand-geba), Handfeſte (Urkunde). Das Boek des Keisers Rudolphi §. 21 ſagt: Dit was in tredda hondersta ieer an sinte Johannes dei to midda sommera eſter Kaerle deer Fresen dine fridem io, da disse riucht worden maked ende disse handjeſta ut ionn, (das war im dritten hundertſten Jahr [300 Jahr] an St. Johannestag im Mitt-Sommer, nach Karl, der den Frieſen die Freiheit gab, da dieſe Rechte gemacht wurden, und dieſe Handgift [Handfeſte] ausgegeben). Im Isländiſchen heißt Giafa-brêf, instrumentum donationis, däniſch Gavebrev (Schenkungsbrief). In den bonner Statuten 13 heißt es: Disse Gifte moget tulghen u. ſ. w., die Schenkung mögen bezeugen. Gift wird in den alten Urkunden auch für Inhalt gebraucht; na Gifte dusses Breves, nach Inhalt dieſes, wie es ſich aus dieſem Briefe ergibt [33]). Doch ſteht hier vielleicht na Gifte für na Gichte, nach Ausſage, Bekenntniß dieſes. Wird hingegen bei dem Gebrauch von Gift die Zeit in Anſpruch genommen, ſo bedeutet es datum. So z. B. in Urkunden des ſtrasburger Rathes vom J. 1373 [34]): in drin jaren den nechsten nach *Gift dis* Briefes. Gab-Brief bedeutet eine Urkunde über eine gemachte Ertheilung oder Übergabe. So z. B. heißt es in einer Urkunde des enſisheimer Landgerichts vom J. 1389 [35]): das er vor ziten geben und vergabet [36]) hat dem obgen. Grave Heuslin — — — die vesti u. ſ. w. und habe die vorgemelt vergabten Guter und Mannſchafft nach date deſſelben Gabbriefes gemitten sechs wochen und drye tage, die nechsten nach enander, als recht ist, und der *Gab-Briefe* wuse u. ſ. w., ze glicher wise zeigte der ehegen. Grafe Heuslin von Habspurg, Herr ze Rottenberg, och einen gloplichen *Gab-Briefe* von Gerichte der do hisset, wie das er dem obgen. Graf Hausen von Habspurg, Herren ze Loffenberg vergabet hat Rottenberg u. ſ. w. In derſelben Urkunde wird Gift und Gabe auf folgende Weiſe zuſammengeſtellt: umb dass dise obgenante gift und gabe eweklichen by krefften blibe. Hier iſt Gift (Gebung, datio), und Gabe (Übergabe, traditio). Für Gabe (Übergabe) wird auch Uffgebunst [37]) (Aufgebung) gebraucht. So in Heider's lindauiſcher Deduction S. 721: Da gabend sie und ir Vogt mit ir baider Hand den Wingarten vrilich und recht und redlich uff, worauf die Empfangenden bitten, daß der Procurator ihnen ein Zeugniß „uber dise Gift und Uffgebunst“ geben möge. Markgraf Ludwig von Brandenburg ſagt in den ſtendaler Statuten vom J. 1345 [38]): Vortmer dye gyft, die scal man geven vor dem rade, up der loeven [39]),

26) Bei v. Richthofen S. 247. 27) S. 343. 28) S. 425. 29) Des Papſtes Leo. Magnus, deer di Freesna fana-dreger was, nämlich der Fahnenträger der zu Rom befindlichen Frieſen, iſt rein ſaglich. Er iſt wol entſtanden, indem man aus Carolus Magnus zwei Perſonen machte und den Magnus dem Könige Karl entgegenſetzte, und ihn die Kuren kieſen ließ. Aus der erſten Kure bemerken wir hier: Alle dae *jeften* deer di koningh (nämlich koning Kaerl) baed, da ur (darüber ſprach) Magnus, ende kaes (kieſete, kürte) een oer hael bettera, ende alle Fresen oen Magnus ker jechten (bejahten, ſtimmten bei). Kure IV: Dae kaes Magnus dine fyaerde ker, ende alle Fresen oen sine ker jechten, ende kaes een bettere dan alla jefta (als alle die Verleihungen) deer die koningh baed (der König gebot). 30) Bei v. Richthofen S. 354. 355. 31) Weiter unten heißt es: That hi thisse jeſta tha Fresum hede evelike dan u. ſ. w. 32) Gegen den Schluß des angeblichen Privileges Karl's des Großen heißt es: ande tha brewin (in den Briefen) hit ma biscref, fon tha jeſtum ther abuta nowet urietin bilef (deren außerhalb genug vergeſſen blieb); thet insigil thet was fon tha brondrada golde u. ſ. w. Im Schulzenrechte heißt es §. 1: Van dis grewa incomst (Hereinkommen). Das iſt Landrecht der Frieſen; der Graf, der in Frieslande (Friesland) Graf ſein ſoll, der ſoll ſein vollbürtig geboren, und ſein Recht unverloren; er ſoll zu Sudermuda hereinkommen, end koma in dat del (den Gerichtsſprengel) mit wirder were, mit des koninghes jeſta ende myt breve ende insigel.

33) Tiling, Bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs 2. Th. S. 507. 34) Bei *Wenck*, De Usburgeris p. 125. 35) Bei *Hergott*, Geneal. Habsb. Vol. III. p. 760. 36) vergaben iſt ſoviel als vergeben in der Bedeutung, etwas in Jemandes Herrſchaft und Gewalt übergeben. So z. B. heißt es zum J. 1378 bei Carpzovius, Schauplatz von Zittau 3. Th. S. 8: sein Hauss zu einem ewigen Seelen *vergeben*, verreichet und geschicket hat. In einer Urkunde des Landgrafen Friedrich von Thüringen vom J. 1429 (bei *Tentzel*, Supplem. Goth. II. p. 326): unde weme er dieselben Winberge fürder verkoufen, versetzen oder nach syner guden andacht by syme lebin aber an syme todbette vergebin ader bescheidin wirdet u. ſ. w. In einer Urkunde der Grafen von Waldeck vom J. 1438 (bei *Hertius*, De Feudis oblat. p. 582): Wir noc unser Erben en sullen noch en wullen auch nun vorbasser keynerley zu der Graffeschaft zue Waldegke gehörende versetzen, *vergeben*, noch verkauffen, oder sust in keine Wyss verusern u. ſ. w. In einer Urkunde Heyso's von Balcken (die Stelle bei *Haltaus*, Gloss. Germ. col. 1854): sein forweg zu Valcken u. ſ. w. verkoufte, *vergebe*, bevele oder beschiede an sime leben ader an sime Tode. 37) Gebildet aus geben, ähnlich wie Gunst aus gönnen, Brunst aus brennen u. ſ. w. 38) Bei *de Ludewig*, Reliq. Manuscript. Tom. VII. p. 146. 147. 39) Laube (lobium). Über dieſe Art Zimmer im

dat is willekiir, unser meynen (gemeinen) stad, und scal die scriven in der stad buk, und war man dat scrivet und givet, dar scal die meiste deil des rades bye sin, und die scrift scal die rad beslüten u. ſ. w. Von Gift iſt gebildet giften, übergeben. König Karl IV. ſagt im J. 1349[40]): verheissen un versprechen — — — das wir niemant, wer er seye, keinerley Forderung, keinerley Gelt, oder wie man das genennen mag, en sollen, geben, bescheiden, *gifften* noch geheischen uff unsern unnd des Reichs Juden zu Frankfurth — — — wedder uff ihr Leib noch uff ihr Guth noch uff ihr Schuld. Von giften iſt gebildet Gifter, dotator, collator, Patronus, ſo in einer emeneſſer Urkunde vom J. 1352[41]): Die *Gifter* is der Kerken van Eembrugge. Gift bedeutet nämlich auch die einer Kirche oder einem Kloſter gemachten Schenkungen, dos ecclesiastica. So z. B. heißt es in einer Stelle aus dem ſtrasburger Archiv[42]): daß alles dasjenige liegende Gut u. ſ. w., ſo denen Geiſtlichen, Stiftern und Klöſtern, in Seelgeräthes oder Gifteswise gegeben oder vermacht worden, ſollte in vier oder fünf Jahren deſſelben nächſten Erben, von dem das Seelgeräthe oder Gifft, alſo Herkommen umb die Hälfte des als die Güter gegolten oder geſchätzet wurden, zu kaufen gegeben werden. Der Abt von Arnsburg ſagt in einer Urkunde vom J. 1412[43]): und en hette (die Edele Jungfrawe Elsebeth von Ziegenheym Frauwe zu Hanawe) solche Giffte und Stuer getan, das Closter were alzumal virginglichen worden. Von *giften* iſt gebildet Giftung, Schenkung, donatio, und donatio testamentaria. So z. B. ſagt Kaiſer Maximilian II. im frankfurter Privileg vom J. 1568[44]): dass alle Besatzung[45]) und Gifftungen so durch Burger daselbst beschehen, anderst nit cräfftig sein sollen, die geschehen dann vor einem Rath u. ſ. w., und kurz darauf, sein Testament, Besetzung und letzten Willen machen und uffrichten. Die Bedeutung giften wird in den Bildungen vergiften und vergiftigen verſtärkt. Jenes erſcheint z. B. in einer Urkunde vom J. 1448[46]): zu einem ewigen Testament gesatzt, *vergifft*, gegeben u. ſ. w. König Karl IV. ſagt in einer Urkunde vom J. 1354[47]): dass wir oder niemant von unsern wegen der Juden Heuser oder Hofstette und wass darzu gehortt, niemant nicht *vergifften*, bescheiden, setzen oder geben sollen noch wollen. *Vergiftigen* kommt vor z. B. in einer Urkunde vom J. 1400[48]): dass unser einer odir mehr under uns den Schenken und Gan-Erben sin theil an Schweinsbergk keyneme fremden Manne *vorgifftigen*, vorsetzen odir vorkauffen sael. In einer Urkunde von 1385[49]): solch hus — — — zu vergeben und zu *vergiftigen*. K. Karl IV. ſagt in der Urkunde vom J. 1374[50]), durch welche er dem Erzbiſchof von Trier und ſeinen Nachfolgern das Dominium directum des Reichslehens Hammerſtein bewilligt: so haben wir alsdann übernütz craffte dis briffs, von Unser Keyserlichen Maiestad dem egenant. Cünen Erzbisch. und sime Stiffte zu ermerunge und besserunge der lehn, die sie von Uns und dem Heiligen Rom. Riche zu lehen hant die ordenliche eigenschafft und herrschafft und was rechts wir und das Heil. R. Riche an der egenannten Vesten Hamerstein yren zugehorungen und darzu an allen vorgesz lehenen haben oder haben sollen, eweklich vererbet und vergifftiget, und dieselben vesten Hamerstein und lehen vorgen. mit allen iren zugehorungen an sie gewant zu ewigen Ziten. Geben und vergeben in der Bedeutung von alienare werden gleichbedeutend gebraucht. Der Sachſenſpiegel Buch I. Art. 52: Ane erbe gelob und ane echt ding, en muz nieman sin eigen noch sine lute geben, im lat. Text: Sine haeredum consensu, et legitimo judiciali termino, nulli servum aut proprietatem alienare licet etc. Gibt erz wider recht sunder erben gelob, der erbe underwindet ez sich mit urteilen als ab her tot si, jene der daz gab, so erz nicht geben mochte. Donet autem si quis haec praetacta contra justitiam sine heredum consensu, haeres, qui fuerit, ipsam proprietatem veris sententiis postulet, et eam, quasi donator obiisset, obtinebit, eo quod alienavit quod de jure alienare non potuit. Alle varnde habe gibt der man ane erben gelob u. ſ. w. Omnia mobilia vel se moventia potest quis sine haeredum consensu alienare etc., nämlich ſo lange er vermag mit Schwert und Schilde auf ſein Roß zu kommen. Derſelbe Buch I. Art. 44: Ein wib en mag ouch an ires mannes gelob nicht ires gutes vergeben noch eigen verkoufen, noch libzucht uf lazen durch das er mit ir in den geweren sitzet, lat. Text: exindeque (weil er nämlich ihr Vormund iſt) mulier nulla bona sine viri consensu, donandi, vendendi, neque resignandi habet potestatem; et hoc propterea quia ipsa (ipse) ea cum uxore noscitur possidere. Das ſächſiſche Weichbild, welches in Rubriken[51]) hat: Van Gaeve in gehegeden dincge und Van Gaeve in such (Siech) bedde, beſagt Art. 55: Kein Mann aber, noch kein Weib mögen im Siechbett „ichts“ (etwas) vergeben, das über fünf Schilling werth ſei, ohne der Erben Urlaub. Nimmt aber ein Mann ein Weib binnen Weichbild, und ſie beide nichts haben, und erwerben darnach Hab und Gut mit einander, und legen das darnach an Erb[52]), Kaufſchatz oder dergleichen (an), die mögen wohl bei ihrem geſunden

Mittelalter ſ. Ferd. Wachter, Geſchichte Sachſens. 2. Bd. S. 196. 197 und 3. Bd. S. 383.

40) Bei *de Senckenberg*, Sel. Jur. T. VI. p. 575. 41) Bei *Matthaei*, De jure Gladii p. 328. 42) Bei *Wencker*. Apparatus Archiv. p. 56. 43) Bei *Bernardus*, Antiqu. Wetterau. P. Spec. I. Abtheil. S. 70. 44) Privilegia Francofurtensia p. 416. 45) Beſatzung, Beſetzung bedeutet hier Teſtament, Legat; ſ. *Haltaus*, Gloss. Germ. col. 146. 46) Bei *Joannis*, Scriptt. Rer. Mog. T. II. p. 485. 47) Bei *de Senckenberg*, Sel. Jur. T. VI. p. 577 seq. 48) in Annal. Hass. Coll. I. p. 96.

49) Bei *Joannis* l. l. T. II. p. 430. 50) Bei *Schilterus*, Commentarius ad Jus Alemannicum feudale p. 161. 51) Bei *Uffenberg*, Bibl. Codd. T. II. p. 65. 52) Erbliche Güter.

Leib ihr Gut vergeben, verleihen oder verſetzen, wenn ſie wollen, ohne Jemandes Widerſpruch, ſeit (da) ſie es ſelbſt erworben haben. Das wurſter Landrecht vom J. 1661 Tit. IV. Art. XVI. §. 1: Was einer bei Vollmacht ſeines Leibes, wann er noch gehet und ſtehet, vergibt und wirklich überliefert, und von ſich thut, das können die Erben nicht wieder fodern. §. 2: Aber was einer auf Todesfall vergibt oder gabesweiſe vermacht, das ſind die Kinder oder andere Erben zu halten nicht ſchuldig, dabei auch nicht anzuſehen, obgleich die vergebenen Güter ererbet oder gewonnen, oder auch ob der (das) Eigenthum oder die jährliche Abnutzung vergeben oder vermacht ſei, denn nach dem Landrechte ſind alle Gaben auf den Todesfall ohne der nächſten Erben Bewilligung unkräftig. Der brokmer Brief beſagt §. 175 [53]): Fon jeftim ther ma deth alsa ma kemin is inur bedselma (von Gaben, die man thut, wann man gekommen iſt auf die Bettſtelle, d. h. das Sterbelager). Wann der Menſch kommt auf das Bett und die Bettſtelle (das Sterbebett), ſo mag er Niemandem nichts reichen ohne der Erben Willen; unter die Geſchwiſterkinder muß (kann) er reichen eine engliſche Mark. §. 176: Fon jeftim ther thi prestre dua mey oppo thene lesta ende, von den Gaben, die der Prieſter thun mag (kann) bei dem letzten Ende. Der Prieſter muß (kann) reichen ſeinen Dienſtmannen unter den Geſchwiſterkindern acht Mark, und auch die Kleider, die ſie gemacht haben. So lange als er kräftig (elte) und geſund iſt, ſo ſei er ſeines Gutes ganz gewaltig, und muß (kann) geben, wem er wolle (and mot iewa hwamsare welle), und die erſte Gabe ſoll beſtehen bei des Redens Worte (d. h. letztwilligen Verfügung, andte forme jeft skel stonda bi riediena worde), wenn ſie beſeſſen iſt Jahr und Tag. Fon tha gastlika jeftim umbe tha sele, von den geiſtlichen Gaben um die Seele. Und keines der geiſtlichen Rechte ſoll er gewaltig ſein, bei dem letzten Ende, zu geben um ſeine Seele (to jewande umbe sine sele). In den acht Domen im weſterlauwerſchen Landrechte heißt es D. II [54]): Soe mei hio mitta lutteris laen capia ende sella, ende oen jeſta iowa, sonder des mondes oerlef. So mag ſie (die Mutter) mit dem Lutterlohn (das heißt mit dem, was ſie von ihren Kindern erſter Ehe jährlich erhält, wenn ſie dieſelben bei ſich in zweiter Ehe erzieht) kaufen und reichen, und ihnen (den Kindern aus erſter Ehe) Gaben geben (ſchenken) ohne des Mannes Erlaubniß. Das Schulzenrecht ſagt §. 12 [55]): Das iſt Recht, wenn der jüngere Bruder ein Weib habe (heirathe), ſo ſoll ſein Weib ſeinem älteren Bruder geben (jaen) fünf Schillinge; und das darum, daß er das Bett räume ſeinem jüngeren Bruder und ſeinem Weibe; dat is takeris jeſta, das iſt Mannsbruders Gabe, d. h. die dem Mannsbruder von der Schwägerin gegeben wird. Die Geſetze der Emſiger ſagen §. 30 [56]): hoersa ma ene horninge iewa jeft (einem Unehelich-Geborenen Gabe gibt), sa stondath tha jewa lichte anda thene tredda sia (Nachkommen); jeft thi thredda sia thet nawet ne bitiucht, sa ach thet god to hwerwane inna tha honda, ther hia uthe ewenen hebbath, and nawet inna tha sibbistu hond, im platteutſchen Texte: waer men enen harynghe gave ghyſt, de ervet ellick up dat derde knee, und hat das dritte Knie dann keine Kinder, sa sal de gave wedder (da ſein, wo ſie) daerse ut ghekomen is, und nicht in der nächſten Hand. §. 32: sa haet sa thi mon tha otherem anda hond jeft, thet hi him thet [57]) jeft jewe, wenn etwas der Mann dem andern in die Hand gibt, daß er ihm das Gegebene (wieder) gebe; denn Hand ſoll Hand wahren, oder auf den Heiligen entſchwören (ſich durch den Eid reinigen), es ſei denn, daß man ihm ſein Haus breche und ſein Gut damit ausſtehle. Der Sachſenſpiegel ſagt Buch I. Art. 12: Verspilt aber ein man sin gut, oder huret erz, oder vergibt erz mit gift oder mit kost [58]) (si etiam bona sua ludo, luxuria, donatione aut id genus alia prodigalitate dissipaverit), dazu ſeine Brüder oder die (welche) ihr Gut mit ihm gemeine (gemeinſchaftlich) haben, nicht Pflicht haben (quatenus fratres seu socii sui non consenserunt), der Schaden, den er daran nimmt, ſoll ſeines eines ſein, und nicht ſeiner Brüder noch ſeiner Gewerken, die ihr Gut mit ihm gemeine haben. Art. 34: Swilch man sin gut gibt und daz wider ze lene entpfet, deme herren hilfet die gabe nicht, her en behalde daz gut in sinen ledeclichen geweren iar und jar; sint mac erz jeneme siberlichen wider lihen, so daz noch chein sin erbe eigen daran bereden en mag. Si quis proprietatem suam domino ita dederit, ut cum ea per dominum vice versa infeudetur, ista donatio domino non proderit, nisi eam proprietatem per annum et diem libere possideat). Habhaftes Gut wird das genannt, das Jemand ohne Erlaubniß der Erben vergeben kann. Das ſächſiſche Weichbild ſagt Art. 20: Nun höret und vernehmet, ob (wenn) ein Mann ſein Eigen vergeben will, binnen Weichbild, wie er das thun ſoll, damit es recht und redlich ſei, und hilflich dem, der es haben ſoll. Er ſoll kommen zu rechter Dingstat (Dingſtätte), und vor die Bänke mit dem, der es empfahen ſoll, ſo frag denn (dann) der, der das Eigen will vergeben mit Urtheilen, wie er ſein Eigen vergeben ſoll, daß es ihm hilflich ſei zu ſeinem Rechten (Rechte), ſo findet man ihm zu Recht (mit der Erben Laub, Erlaubniß), ob es Erb- oder gabhafft Gut iſt, das iſt, daß es nicht unbeerbet oder „ungabhafft gut“ ſei, alſo daß er es gekauft habe um ſein Geld, denn ſo mag (kann) er es geben, wem er will, ohne Jemandes Widerſprechen, und jener empfähet es auch alſo. Wenn er es dann vergeben, und jener empfangen hat, ſo frag dieſer mit Urtheilen, ob er es alſo empfangen habe, daß es ihm hilflichen ſei an ſeinem Rechten. Wenn ihm das gefunden wird, ſo bitt er mit Urtheilen die Einweiſung von Gerichts halben, ſo ſoll ihn der Schuldheiß einweiſen, oder

53) Bei v. Richthofen S. 175. 176. 54) Bei demſelben S. 420. 55) S. 389. 56) S. 236. 239.

57) jefta wird hier ſächlich gebraucht, gewöhnlich jedoch männlich oder weiblich; ſ. die Nachweiſungen bei v. Richthofen S. 838. 58) Ausgaben, expensis.

der Voigt, ob (wenn) die Gabe vor ihm geſchehen iſt, und die Schöppen ſollen mit ihm gehen, die da ſehen und hören ſollen, daß man ihn rechtlich und redlich einweiſe u. ſ. w. Weiter heißt es von dem Richter, der in das Haus oder auf die Hofſtätte gegangen iſt, und jenen, dem die Gabe gegeben iſt, vor den Schöppen in das Haus leitet; und ſoll ſprechen die Worte: „In die Gabe, die dir gegeben iſt vor dem Gericht, weiſe ich dich, als dir das Urtheil ertheilet hat, und ſetze des (deſſen) die Schöppen zu Gezeugen, und die andern Dingpflichten (Dingpflichtigen), daß ich de hie eingeweiſt habe, als recht iſt. Endlich wird bemerkt, daß jener ſeinen weißen Pfennig dem Richter und den Schöppen geben ſolle. Im Frieſiſchen heißt bewegliches Gut, handgiebiges Gut, nämlich in den Hemstera Boten §. 27: Hwaso otherem [59]) hath iouwen handgheft goed and okkenda anderde. Wer dem andern hat gegeben handgiebiges Gut auf Geld in der Zeugen Gegenwart, in den Wilkerren dis Landis mitta fyf Delen. §. 28 [60]): Huaso orem haet joun handieſtich gued op ield oen okkensitups andert. Wer dem andern hat gegeben handgiebiges Gut in der Zeugenſchaft Gegenwart, der ſoll es gewinnen [61]) mit ſeinen Bauern (Mitbauern, Dorfgenoſſen), wenn der andere die Bezahlung (dat wrield Übergeld), allda hat (erhalten hat), allwo der Kläger ſitzt binnen der gemeinen Dorfmark (binnen there hemrika). Wenn die acht Domen im weſterlauwerſchen Landrechte D. VIII. ſagen: Wenn ein Mann hat unechte (uneheliche) Kinder gezogen (gezeugt) und er dann gibt Gut (jout gued) minder oder mehr, ſo müſſen die Kinder hinterlaſſen (vererben) auf ihre Kinder bis zu den Dritten [62]), d. h. den Kindern dritter Generation, alſo (gleicher Weiſe) müſſen ſie hinterlaſſen (vererben) auf ihre Vollbrüder und Vollſchweſtern, iſt daß ſie von einem Leibe geboren ſeien; so hya dan des biliowet, so moet dat flotjeftige gued weer in, al deer hit is ut commen, ſo ſie dann deſſen belieben, ſo muß das flotjeſtige Gued wieder ein, allwo es iſt ausgekommen) ſo ſoll flotjeftige gued wol ſoviel heißen als fletjeſtige, hausgiebiges, d. h. Gut, das aus dem Hauſe gegeben wird. Fletjeve von Flet, Haus, Jeve bedeutet buchſtäblich Hausgabe, und wird in der Bedeutung von Ausſteuer gebraucht. Fletjeve wird erklärt durch Mitgabe für das neu zu errichtende Haus [63]), ähnlich wie man Heimsteuer dos q. d. subsidium matrimoniale, quod in domum mariti infert sponsa [64]) erklärt. Aber richtiger iſt wol bei beiden Wörtern die Erklärung durch das, was die Braut von Hauſe aus mit erhielt. Hierfür iſt entſcheidend das altnordiſche heiman, von heim her, von Haus aus in Heymanfylgia (Vonheimfolge, d. h. Mitgift [65]). Flotgeve iſt alſo eine Gabe, welche von Haus (Flet) [66]) aus gegeben wird. In den 24 Landrechten heißt es IV. [67]) im lateiniſchen Texte: pater vel mater, qui sui filiae in dotem dederit propria praedia, quando ea de terminis suis traducta fuerint venditione vel permutatione in allos terrae terminos, et frater ejus ea vendere voluerit, tunc licet retinere ea cum duodecim dediuarementis, im hunſingoer Texte: alder feder jeftha moder hira dochter ene fletjewa jewet, and hia ut beldot mith afte u. ſ. w., allwo (wenn) Vater oder Mutter ihrer Tochter eine Fletjewe geben, und ſie aus dem Hauſe geben (ausſtatten) mit Ehehaftem (Geſetzlichem) u. ſ. w.; im Rüſtringer: sa hwer sa feder and moder hiara dochter eine fletiewe jewath, and hia ut beldath mith afta gode and mith hiara fria erwe, wo (wenn) Vater und Mutter ihrer Tochter eine Fletjewe geben, und ſie aus dem Hauſe geben (ausſtatten) mit ehehaftem (geſetzlichem) Gute, und mit ihrem freien Erbe u. ſ. w., im Weſterlauwerſchen: al deer fader ende moder hyara dochter iaet oen flette hiara ayn erwe, allwo (wenn) Vater und Mutter ihrer Tochter geben an ihrem Flette (an ihrem Hauſe, d. h. von den zu ihrem Hauſe gehörigen Gütern) ein Erbe u. ſ. w., im Emſigoer: alder feder and moder hira dochter a fleth iewath, and hia ut beldath mit afte gode and mith riuchte gode, allwo (wenn) Vater und Mutter ihre Tochter an Flet (am Hauſe, d. h. von den zu ihrem Hauſe gehörigen Grundſtücken) geben, und ſie aus dem Hauſe geben (ausſtatten) mit echtem (ehehaftem, geſetzlichem) Gute, und rechtem Gute u. ſ. w., im plattteutſchen, emſigoer Texte: Waer vader of moder oer dochter uth ghevet mit Lande, wo (wann) Vater oder Mutter ihre Tochter ausgeben (ausſtatten) mit Lande u. ſ. w. Im Rüſtringer heißt es weiter unten: Ac jef hiri broder tha fletjewa brida wili and tiona, Und wenn ihr Bruder die Hausgabe entziehen und benachtheiligen will, ſo muß ſie ſie behaupten mit den beiden Händen auf den Zeugen (Heiligen) ohne Streit. Im brokmer Brief wird beſtimmt §. 113. 114 [68]): Wenn hier wird einem Weibe ihr Mann erſchlagen, und ſie habe Kinder gezogen (gezeugt), und fahre (ziehe) in eine andere Lindgarda (Dorfmark), ſo gebe man ihr die Hausgaben, außer dem Gelde (Wergelde) heraus, wenn ſie da ſind (sa utjema hire tha fletjewa buta jelde, jefse ther sind); iſt nichts da, ſo habe ſie den Schaden. Soll man die Hausgaben herausgeben, ſo gewinne man ſie in dem Lande, wo ſie in Empfang genommen ſind (skelma utja tha fletjewa, sa minnemase inna tha londe, therse on undhent send), oder in dem andern Lande, oder in dem dritten. Das emſiger Pfenningsſchuldbuch ſagt §. 46 [69]): Wo (wenn) zwei Eheleute ſind, und der andere fällt auf das Krankenbette, und man den Pfaffen holt, und dann die

59) Bei v. Richthofen S. 499. 60) S. 476. 61) Nämlich wenn er ſagt, er habe es nicht gegeben, ſo ſoll er es behaupten mit dem Zeugniſſe ſeiner Dorfgenoſſen, und es dann erlangen. 62) Bei v. Richthofen S. 421. 63) Derſelbe S. 746. 64) *Haltaus*, Gloss. Germ. col. 868. 65) ſ. die Nachweiſungen in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 48. Th. S. 351—353. 66) Altſ. Flet, Haus, angliſch Flet, atrium, coenaculum, altſächſiſch Fletti, Flet, aula, coenaculum, domus, altnordiſch Flet, domus propria, sedes, domicilia, im jetzigen Isländiſchen Bett (lectus), fletfaeringr (däniſch Fledföring), einer, der ſich und all das Seinige in die Gewalt eines Andern gibt, und dafür von ihm in deſſen Haus aufgenommen und unterhalten wird, plattteutſch Flet, Theil des Hauſes, wo die Betten ſtehen.

67) S. 48—50. 68) S. 167. 69) S. 206.

letztwillige Verfügung (tha redena) thut (macht), und es dann Niemand widerſpricht, auf daß (weil) der Pfaffe und gute Leute reden (anordnen) wollen, ſo ſoll die letztwillige Verfügung (thiu redane) beſtehen. Iſt es aber, daß man der letztwilligen Verfügung widerſpricht (tha redane wyth sedze) vor den Leuten, ſo iſt es keine letztwillige Verfügung (nen redane), ſo hat man ihre Hausgabe zu machen mit treuen Bauern (Mitbauern, Dorfgenoſſen), alſo gut, als es war, da ſie zu ihm kam; darnach hat man ſein (des Mannes) Gut mit treuen Leuten alſo gut zu machen, als es da war, da er ſie nahm; darnach Schaden und Gewinn auf zwei (beide) (Schaden und Gewinn in zwei theilen). Die Stelle sa achtma hira fletjewa to makiane mith triuwe burem, alsa gud, gibt der plattteutſche Text: so salmen oer goet, dat oer mede ghewen is, so goet maken ofte ut wysen u. ſ. w. Das friedewolder Erbrecht von 1396 ſagt §. 6 [70]): Van fletjeſa ende bodel (Von Hausgabe und Bautheil (d. h. hier allem [71]) beweglichen Vermögen). Alle flet-ende alle bodel-jeſte, der byteyen synt, Alle Haus-Bautheilgaben, die bezogen (bezeugt, d. h. durch Kinderzeugen erworben) ſind, und von dem Herde hinweggethan ſind (ende van den heerde framedat zend), in der ſibbeſten (verwandteſten, nächſten) Hand zu ſein, die von der Herdſtätte entſproſſen ſei; ende dat synt de fletjeſte, dar men eenre vrowen gyft, und das ſind die Hausgaben, da (wo, wenn) man einer Frau gibt, und ſie dieſe bezieht (bezeugt, betuicht, d. h. durch Kinderzeugen gewinnt) und dann ſtirbt und Kinder hinterläßt. §. 7: Van onbetogen fletjeſten, Von unbezogenen (unbezeugten, d. h. nicht durch Kinderzeugen gewonnenen) Hausgaben. Alle fletjeſte der onbetoghen zynt, Alle Hausgaben, die unbezogen (unbezeugt) ſind, ſollen wieder auf die Herdſtätte (kommen) wovon ſie gekommen ſind, die dritte zu nehmen, die dritte zu geben, kommt darüber, in der ſibbeſten (verwandteſten Hand) zu ſein. Ende de fletjeſta synt onbetogen, waerso de wrowe altoes nene kynderen tuicht (Und die Hausgaben ſind unbezogen (nicht durch Zeugen gewonnen), wo (wenn) die Frau durchaus keine Kinder zeugt, hat ſie aber Kinder gezogen (toghen, gezeugt), und ſind ſie todt oder ſind ſie lebend, ſo ſei das Bodel (Bautheil) wieder auf der Herdſtätte, ende an desse fletjeſten voervaet de zweerdthant de spidelhandt, und an dieſen Hausgaben verfängt die Schwerthand die Spindelhand, nach anderer Lesart de speerehand de spyllhand, die Speerhand, die Spillhand. Gergewe (Spießgabe) kommt in den hunſingoer Bußtaxen §. 40 in Beziehung auf die Theilung des Wergeldes vor: da ſetzte man ſechs Mark zu den 40 Mark den Freunden (Blutsverwandten) zu geben, fiwer tha federfriunden, twa tha moderfriunden; tha settema tha twintegeste merk te gergewen tha fedrien, vier Mark den Blutsverwandten von Seiten des Vaters, zwei den Blutsverwandten von Seiten der Mutter; da ſetzte man die 20. Mark zur Gergewe (Spießgabe) den Vaterbrüdern (d. h. den Schwert- oder Speermagen). (*Ferd. Wachter.*)

GABEL (ſprachlich) wird, da jedes Ding, welches zwei oder mehre Spitzen an einem gemeinſchaftlichen Stiele hat, Gabel genannt, vielfach angewendet. Vorzugsweiſe und ſchlechthin [1]) wird das zwei- oder mehrſpitzige Werkzeug zum Eſſen Gabel genannt, jedoch gewöhnlich durch die Zuſammenſtellung Meſſer und Gabel [2]) kenntlich gemacht, oder durch die Zuſammenſetzungen Tiſchgabel, Eßgabel. Andere Zuſammenſetzungen ſind Löffelgabel (eine Eßgabel von Löffelgeſtalt mit zwei, drei oder vier Spitzen), Fleiſchgabel (in zwei Bedeutungen, nämlich a) griechiſch und lateiniſch Creagra, franzöſiſch Fourchette de cuisine, das gekochte Fleiſch aus dem Topfe oder Keſſel zu nehmen; b) das Fleiſch zum Räuchern in die Feuermauern zu hängen und herunter zu nehmen), Heugabel, Schoßgabel (Stakforke, mit welcher der Gabler oder Langer (Zulanger) dem Lader (Auflader) die Getreidegarben auf den Leiterwagen langt, Reichgabel (Heu, Stroh u. ſ. w. damit in die Höhe zu reichen), Schüttegabel (eine ſelbſtgewachſene Gabel, das Grummſtroh auf dem Scheuntenne aufzuſchütteln), Streugabel (den Pferden die Streu aufzuſchütteln), Miſtgabel, Hemmgabel, Sperrgabel (franzöſiſch fourchette, ein mit zwei ſpitzigen Eiſen verſehenes Holz am Wagenbaum einer Kutſche, beim Bergauffahren das Zurückrollen zu verhindern, Ofengabel (franzöſiſch fourgon), Calfatergabel (franzöſiſch fourche pour caréner, die mit dem zum Calfatern beſtimmten Pech und Theer gefüllten Keſſel vom Feuer zu heben), Hebegabel (bei dem Jagdweſen die Tücher und Garne damit auf die Forkeln und Stellſtangen zu heben). Gabel, ebenfalls bei dem Jagdweſen, heißt ein zweizackiges Werkzeug, welches die Jäger einem im Netze gefangenen Wolf, Luchs, Fuchs, Fiſchotter, Dachs (daher Dachsgabel) und dergleichen, um den Hals drücken. Verſchiedener Arten Gabeln genannter Werkzeuge bedienen ſich die Fiſcher beim Fiſchſtechen. Bei dem Bergbau heißt das eiſerne Inſtrument, mit welchem in der Saigerhütte die aufgetieften Keſſel unter dem Hammer auf- und niedergezogen werden, bei den Schloſſern und andern Profeſſioniſten ein auf dem Werktiſche feſtſtehendes, die Geſtalt eines lateiniſchen Y habendes Eiſen, in welches man, wenn man Blech entzwei ſchneidet, die Stockſcheere auflegt, und bei den Verfertigern großer Pendeluhren der Theil derſelben, zwiſchen welchem der Perpendikel an einer Uhrfeder hängt, Gabel. Auf den Wachsbleichen werden zweierlei hölzerne Werkzeuge, und bei dem Kutſchenbau zwei Eiſen an jeder Säule des Bockes, Gabeln, und in der Baukunſt die Stelle, wo die kleinen Einkehlſteine (Winkelziegel) der Decke eines Kappenfenſters ſich mit der Decke des Dachſtuhls vereinigen, Gabel, und ein eiſerner Anker an einem Gebäude, deſſen Theil vermittels einer Gabel und einer durch die-

70) S. 382. 71) Bautheil bedeutet nämlich ſpeciell mortuarium, das frieſiſche bodel dagegen das ganze bewegliche Gut, und wie es ſcheint an manchen Stellen das geſammte Vermögen; ſ. v. Richthofen S. 656.

1) Gabelrichter heißt bei den Meſſerſchmieden der kleine, auf dem Amboskloze befeſtigte, unten ausgehöhlte Ambos, in deſſen Aushöhlung die eine Zacke der Gabel geſteckt wird, wenn die andere geſchmiedet wird. 2) Vergl. déjeuner à la fourchette, Gabelfrühſtück.

selbe gehende Schließe aneinandergefügt sind, Gabelanker, und ebenso bei dem Schiffswesen ein mittelmäßiger Anker, dessen Tau mit dem Taue eines größeren eine Gabel bildet, genannt. Gabelhölzer, Gabelstöcke (französisch Courbatons, Fourcats, Fourques) heißen auf den Schiffen und Galeeren starke, die Glieder des Schiffes u. s. w. verbindende und stützende Hölzer mit zwei fast rechtwinkelig in den Seiten des Schiffes u. s. w. angebrachten Armen, Mastgabelhölzer (Courbatons de hune, Taquets de hune, die zur Befestigung der Aufziehseile dienenden mit doppelten, etwas ausgebogenen Armen versehenen, an den Masten befestigten hölzernen Haken oder Gabeln, Bätingsgabeln (französisch Courbatons de bittes) die Gabeln zur Unterstützung der Bätinge, und Bögsprietsgabel (französisch Courbaton de beaupré), die mit dem Masthaupte einen spitzigen Winkel bildende Gabel, während die Gabel an der Bramstenge (französisch perroquet) rechtwinkelig ist. Bei einer Windmühle wird die Einrichtung, bei welcher der Beutel horizontal, nicht senkrecht, durch ein Sichtwerk geschüttelt wird, Gabelwerk, bei Pumpwerken eine auf den Kropf gesetzte Röhre, zwischen welcher und der Kropfröhre sich ein Ventil befindet, welches bei vielfachen Kunstwerken bis zur Vereinigung mit der Aufsatzröhre gabelförmig zusammenläuft, Gabelröhre, beim Messen des Durchmessers der Bäume ein Instrument Gabelmaß, bei der Landwirthschaft die Enke am Pfluge Gabel und ebenso am Joche der gabelförmige Theil genannt, worin die Schaare stecken. Bei den Pferden heißt der Strahl im Hufe, und bei den Hirschen der oberste in zwei Enden ausgehende Theil der Stangen Gabel, daher Gabelhirsch[3]), Gabeler, Gabler, ein Hirsch mit Gabelgehirn[4]). Ein Rehbock wird, wenn er auf jeder Stange zwei Enden aufgesetzt hat, Gabelbock[5]) genannt. Auch für andere naturgeschichtliche Gegenstände wird die Benennung durch Gabel in Anwendung gebracht[6]), z. B. Gabelblume für Meerkohl. Aus diesen und andern vielfältigen Benennungen, z. B. Gabelkreuz, Gabelmast, Gabelwagen, Gabelpflug, geht die vielfache Anwendung des Wortes hervor, und läßt der Untersuchung, welches die ursprüngliche Bedeutung sei, ein weites Feld. Merkwürdig ist dabei, daß das Niedersächsische das Wort Gaffel (Gabel) später als Forke aufgenommen zu haben scheint, sowie es auch in den ältesten oberteutschen Schriftstellern nicht vorkommt. Im Holländischen hat man zwar Gaffel (Gabel), aber aller Wahrscheinlichkeit nach erst von dem Oberteutschen entlehnt, und das gewöhnliche ist Vork (lateinisch furca), z. B. een twee- een drietandige vork, eine zwei-, eine dreizähnige, d. h. zinkige, Gabel, de Hollanders eeten meest zonder vork, die Holländer essen meistens ohne Gabel, Vork, Eet- oder Tafel-Vork, Eet-Vorkje (doch auch Eet-Gaffeltje) Gabel zum Essen, Vorkje (auch Gaffeltje, Gäbelchen) kleine Gabel, Hooi-Vork (doch auch Hooigaffel) Heugabel, Mest-Mist-Griep, Mest-Mist-Vork, doch auch Vuilnis-Gaffel, Mistgabel u. s. w., niedersächsisch Forke, Gabel, sprüchwörtlich: weten, wo de Forke im Steel stikt, den Zusammenhang einer Sache wissen, Hau-Forke, Heugabel, Mess-Forke, Mistgabel, sprüchwörtlich: he lachet as de Buur, wen he mit der Mess-Forken kiddelt (gekitzelt) ward, d. h. er stellt sich vor Schmerz oder Betrübniß ungebärdig. Doch hat das Niedersächsische auch Gaffel, eine große hölzerne Streugabel, mit welcher dem Vieh das Heu vorgeschüttet wird, und welche in einem zweizackigen Aste besteht; ingaffeln, begierig essen, den Mund ganz vollstopfen, nämlich so, als wenn es mit der Streugabel eingeschlagen werde, Fleesk-Gaffel, eine große Gabel, mit welcher man das geräucherte Fleisch von dem Wiem herunternimmt; sprüchwörtlich: wen ik mien Recht man eerst up der Gaffel hebbe, d. h. wenn mir nur erst der Eid zuerkannt ist, weil die beiden aufgehobenen Finger, bei Ablegung eines Eides, gleichsam eine Gabel vorstellen. Die vieles Alterthümliche habende Sprache der Waidmänner hat Forken, Furkeln, Forcheln, d. h. Stangen mit Gabeln, auf welche die Netze, Tücher und anderes Jagdzeug aufgestellt werden, diese Forken, Forkeln bei dem Jagdwesen werden an einigen Orten auch Stiefel, Stistel, Stübeln oder Stellstangen genannt. Ungewiß ist, ob Forke und in der Verkleinerung Forkel aus dem lateinischen furca, zweizackige Gabel, italienisch forca, Gabel, Heugabel u. s. w., Scheideweg, Galgen[7]), forcina, forcella, forcola, forchetta, kleine Gabel, Eßgabel, Tischgabel, forcatella, eine kleine Gabel voll, forcone, eine große Gabel, forcare, forcellare, gabelförmig machen, spalten[8]), schelmisch, diebisch, leben ist, forcato, forcuto, forcelluto, gabelförmig[9]), gabelig, gespalten[10]), zweizinkig, forcata, Streich mit der Gabel[11]),

3) Wenn der Hirsch auf einer Stange ein Ende und auf der andern nur einen Spieß trägt, so ist er ein Gabelhirsch. 4) Gabeliges Gehörn, an welchem zu oberst an jeder Stange eines Hirschgeweihes zwei Enden in Gestalt einer Gabel beisammenstehen, oder an welchem jedes dieser Enden wieder in kleine Gabeln zertheilt sind, macht den Gegensatz zum Kronengehörn, wenn ein Hirsch oben auf den Stangen drei, vier und mehr Enden hat. 5) Gabelbock macht den Gegensatz zum Spießbock, d. h. einem jungen, ein Jahr alten, das erste Gehörn tragenden Bocke. 6) Gabelgeier, Gabelweihe, Schwalbenschwanz wird der rothe Milan (Falco Milvus *Linné*) und schwarze Gabelweihe der schwarze Milan (Falco ater *Linné*) genannt. Der Name Gabelschwanz wird vielfach angewandt a) für den rothen und schwarzen Milan (französisch Fourcheret); b) für einen amerikanischen Vogel, der in der Sprache der Peruaner Rabia horcado, von den Franzosen dagegen Tailleur (der Schneider) wegen der Gestalt seiner Flügel und Bewegung seines Schwanzes genannt wird; c) für eine Art ceylonischer Eidechse mit gespaltenem Schwanze; d) für eine Art Raupe mit zwei langen Spitzen im Schwanze (Phalaena Vinula *Linn.*). In der Botanik werden gewisse, aus verschiedenen Theilen der Pflanzen entspringende Schnuren oder Fäden Gabel, Gäbelein, Häklein, Heftel, Rieme, Rißlinge, Ranke, Schlinge oder Zwickel (französisch Fourchette, Flau, Nille, lateinisch Capreolus, Cirrhus, Clavicula, Viticulus) genannt.

7) z. B. morir sù una forca, am Galgen sterben; condanner uno alle forche, einen zum Galgen verurtheilen; appliccar' uno alle forche, einen an den Galgen hängen; uomo da forca (lateinisch furcifer), Galgenstrick, Galgenvogel, Galgenschwengel; Forcuzza, eine kleine Gabel, ein Galgenschwengel. 8) z. B. forcheggiar' il crine, das Haar scheiteln. 9) z. B. legno forcuto, ein gabelförmiger, zweizinkiger Stecken. 10) piedi forcuti, gespaltene Klauen. 11) dar una forcata al marito, dem Manne einen Streich mit der Gabel geben, d. h. ihm Hörner aufsetzen.

eine Gabel voll[12]), ein Galgen voll[13]), forcatella, eine kleine Gabel voll, forcelleta, Gabel, eine kleine Gabel voll, Pfahl an Weinstöcken, forcatura, Spaltung wie eine Gabel, forcata, forcatura, inforcatura, der menschliche Leib, wo er sich zu spalten anfängt, nämlich der Theil desselben, wo die Schenkel sich öffnen, von den Schenkeln bis zu den Füßen, forcella, die Herzgrube; spanisch forchina, eine Gabel; französisch fourche[14]), große Gabel; fourches patibulaires, Galgen, Hochgericht, fourchette, die Gabel, Eßgabel, Tischgabel, Fleischgabel, Schlitzstreif am Mannshemde, der Strahl im Pferdehufe, fourchette tonique, die Stimmgabel, fourchée, eine Gabel voll, fourchet, Gabelzweig, Zwiesel, Geschwür zwischen zwei Fingern, forcat, fourque, Gabelstück, Gabelholz, Piekstück, fourchon, Zacken, Zinken einer Gabel, fourgon, Gabelwagen, Ofengabel, fourgonner, das Feuer schüren, herumschüren, fourchure, die Stelle, wo sich etwas wie eine Gabel theilt, fourchu, gabelig gespalten, fourcher, sich gabelweise theilen, sich spalten, ungewiß ist, sage ich, ob aus dem Lateinischen oder den romanischen Sprachen das teutsche Forke, Forkel entlehnt ist, oder ob nicht vielmehr die so nahe verwandten Sprachen, ehe sie sich theilten, das Wort ursprünglich gemeinsam hatten. Die gewöhnliche Meinung[15]) ist, daß das Wort aus dem Lateinischen erborgt sei. Auch das Keltische, welches Forch und Fwrch, und das Irische, welches Forc besitzt, könnte es erborgt haben. Doch wird durch diese Umstände die angebliche Erborgung weniger wahrscheinlich. Schon das Althochteutsche hat Furca[16]) und das Altfriesische Furke, Forke (neuwestfriesisch Forcke[17]), saterländisch Forke[18]), neunordfriesisch Forck[19]). Die rüstringer Kuren in dem vorzugsweise genannten Asegabuch sagen[20]): Uta skilu wi Frisa use lond halda thrium tauwon (Tauen, d. h. Werkzeugen), mith tha spada and mith there bera and mith there forke. Dae im westerlauwerschen Recht befindlichen Kerren deer Magnus kaes thoe Roem sagen V[21]), wo von dem Heerdienste gehandelt wird, mitta fyf wepen (mit den fünf Waffen) mit swird (Schwert) ende schield, mit spada ende furka, ende mit etkeris oerd (Spießes Spitze), und ebenso das westerlauwersche Schulzenrecht §. 2:[22]) myt vyf wepen, myt spada ende myt furka, myt schield ende myt swird ende myt etkeris oerd. Hier kommt Forke also als Waffe vor. Aber in folgender Stelle[23]) als landwirthschaftliches Geräthe: spada ende furke, ploegh ende eyda (Egge). Daß man das Germanische bereits früh hatte, geht ferner aus dem Angliſchen oder dem sogenannten Angelsächsischen Fork, und aus dem altnordischen Forkr (ohne Zeichen des Nominativs Fork) hervor. Aus dem Anglischen hat das Englische fork, die Gabel, Spitze, ein spitziges Ende, Widerspitze, Spitze eines Pfeiles, Beutelschneider, Taschendieb, forkfisch, Schwertfisch, forktail (Gabelschwanz) ein noch nicht im vierten Jahre seines Wuchses stehender Lachs oder Salm, forktailed, gabelschwänzig, forkhead (Spitzhaupt), to fork, sich gabelig spalten, sich gabelförmig theilen, spalten, theilen, schossen[24]), Taschendieberei treiben[25]), forked, sich in zwei oder mehre Theile öffnend, zweizinkig wie eine Gabel, das was Gabeln hat, gabelig, zweispitzig, zweizinkig, bildlich ein Gehörnter, ein Hahnrei, forked plague, die Hahnreischaft, forked-road, forked-way, der Scheideweg, forkness, die Gabelform, Doppelspitze, forkedly, gabelig, zweispitzig, zweizinkig, forky, gabelig, gespalten, forket, kleine Gabel. Das altnordische Forkr bedeutet: fustis, furca, clava, dänisch en Tyve, fork, at setia forka widh impedire, giöre Hindring, forhindre, forebygge[26]). So z. B. heißt es in der Swerris-Saga Cap. 60[27]) sett forka[28]) widh, at eigi skyldi ûwinir hans geta u. s. w. setzte Forken dawider (hinderte), daß seine Feinde nicht sollten können u. s. w. Das altnordische tjûga (in der Beugung tjûgu) Gabel, hat sich in dem Bezeichnungsnamen des dänischen Königs Sweinn Haraldsson Tjûguskegg (Gabelbart) bekannt gemacht. Hey-tiuga, Heytygga, Heytyja (schwedisch Hö-tjuga auch Hö-gaffel, dänisch Hö-tyve, Höe-tyffe, auch Hö-fork), Heugabel, kommt bei Snorri Sturluson in der Ynglinga-Saga Cap. 21[29]) vor. Außer Tiuga und Forkr hat das Altnordische auch Gafall m. furca, furcula, Gaffel (dänisch), und Gaflok n. spiculi genus, verutum, vervina, kastespyd[30]). Tiuga, Gabel, entspricht seinem Stammworte nach höchstwahrscheinlich dem teutschen Zwiesel, ist nämlich wie dieses aus zwei, altnordisch tweir, twaer, twau (twö), schwedisch twâ gebildet. Das Schwedische hat außer tiuga, Gabel, auch Gaffel, Gabel, Gaffel med tre uddar, dreizackige Gabel, Tand på en Gaffel, Gabelzinke, Gaffe-skaft, Gabelstiel, Gaffel-tistel (doch auch Skakel, Skakel-skalm), Gabeldeichsel (Gabelpferd gibt es jedoch durch Stänghäst, und Gabelwagen durch Proviantwagn, Packwagn), ferner Gaffel-kors, Gabelkreuz, Gaffel-hjul, Kettenrad, gaffelformig, gabelförmig, ebenso das dänische außer Tyve, Tyffe und Fork, Gabel, Forke, Gaffel, Gabel, Gaffel med tre Greene, Gabel mit drei Zinken, Gaffel-green, Gabelzinke, Gaffelskaft, Gabelstiel, Gaffel-holt (an den Schiffen), Gabelholz, Gaffelmast, Gabelmast, Gaffel-kryds (Wappen-

12) una forcatura di fieno, paglia, eine Gabel voll Heu, Stroh u. s. w. 13) una forcata di ladri, ein Galgen voll Diebe. 14) à la fourche, nur obenhin, nachlässig. 15) z. B. v. Richthofen's in dessen Altfriesischem Wörterbuch. 16) Graff, Altteutscher Sprachschatz III. S. 685. 17) *Epkema*, Woordenboek op de Gedichten van *G. Japix* p. 151. 18) *Hettema*, Onze Reis naar Sagelterland p. 237. 19) Outzen, Glossarium der friesischen Sprache S. 84. 20) Bei v. Richthofen, Friesische Rechtsquellen S. 122. 21) Bei demselben S. 441. 22) Ebendaselbst S. 388. 23) Bei *Hettema*, Jurisprudentia Frisica II. p. 210.

24) the corn begins to fork, das Korn beginnt zu schossen, wird auch als Bestauden desselben gebraucht. 25) let us fork him, wir wollen ihm die Taschen ausleeren. 26) *Biörn Haldorson*, Lexicon Islando-Latino-Danicum. Vol. I. p. 234. 27) In den Fornmanna-Sögur. 8. Bd. S. 60. Vergl. Ordatiningr im 11. Bde. S. 407: „Forkr, k. (m.), staung: *setja forka widh*, hindra, 8, 60." 28) forka ist der Accusativ der Mehrzahl, Nominativ derselben forkar, Nominativ der Einzahl forkr, Accusativ der Einzahl fork. 29) Bei Ferd. Wachter, Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla). 1. Bd. S. 54. 55. 2. Bd. S. X. 30) *Biörn Haldorson* Vol. I. p. 264.

kunſt), Gabelkreuz, gaflet, gabelig. Über die Ableitung des Wortes Gabel ſagt Joh. Georg Wachter[31]) Folgendes: „Vielleicht von capio, wie Martinus muthmaßet, obgleich auch die Niederländer kippen[32]), capere, haben. Außer dem (nämlich außer der an der Spitze ſtehenden Erklärung von Gabel durch creagra, fuscinula, instrumentum biceps, quo cibus capitur) wird es von einer Gabel und jeder zweihäuptigen Stange, mit welcher etwas gefaßt wird (de furca et quavis pertica bicipiti, qua aliquid capitur) und wegen Ähnlichkeit auch von dem zwei Spitzen habenden Holze der Hinrichtung (de ligno supplicii bifurcato) geſagt. Daher den Latino-Barbaren gabalus, Galgen (patibulum)." So nach Johann Georg Wachter. Nach Andern[33]) läßt, wenn in Gabel der Begriff Spitze vorherrſchend iſt, das Wort ſich füglich zu Giebel rechnen. Giebel (gothiſch Gibla[34]), althochteutſch Gibil[35]), mittelhochteutſch Gebil, Gebel[36]), neuhochteutſch Giebel, Gipfel, niederſächſiſch Gevel[37]), holländiſch Geevel, Gevel[38]), engliſch Gable[39]) (ſprich gâh-bl', gehb'l), altnordiſch Gafl[40]), ſchwediſch Gafwel[41]), däniſch Gaffl, Gavl[42]), hat aber ſelbſt vielfache Ableitungen erfahren. Nach Helvigius ſoll Giebel ein hebräiſches Wort ſein, nämlich *gaph* summitas, eminentia, pinnaculum, oder von *gabal*, limitavit; denn die äußerſten Giebel (extrema fastigia), ſagt er, ſchließen das Haus. Zu dem hebräiſchen gaph wird von Andern[43]) weiter das arabiſche Gibel, ein Hügel, ein Berg, wovon der Ätna bei den Siciliern noch jetzt den Namen Mont-Gibelo hat, ſowie der Name Gibraltar aus Gebel al Tarik, Bergfelſen des Tarik) zuſammengezogen iſt. Junius[44]) und Andere[45]) führen das Wort Giebel auf das griechiſche κεφαλή, κέβλη, Kopf, zurück, weil ein ſolcher Hochbau, wie ein Giebel, hervorrage wie das Haupt am menſchlichen Körper. Ähnlich wird auch im Teutſchen im gemeinen Leben der Gipfel eines Berges die Koppe, Kuppe (franzöſiſch Coupeau) genannt, ſowie auch Schneekoppe zum Eigennamen einer Bergſpitze des Rieſengebirges und Schneekopf zu dem einer Bergſpitze des thüringer Waldes geworden iſt. Kilianus in Etymol. Belg. leitet das holländiſche Gevel (Giebel) von heven, heffen, heben, in die Höhe heben, ab, ſodaß Gevel gleichſam für Gehevel (elevatio, prominentia) geſagt werde. Als ein gleichfalls ein gutes Stammwort für Gabel abgebendes Wort wird das walliſiſche gefell, doppelt, zwiefach, gemellus, und das bretagniſche Gefail, Zange, aufgeführt, und endlich mit Giebel und Gabel das franzöſiſche Javeline[46]), kleiner Wurfſpieß, Javelot, Wurfſpieß, zuſammengeſtellt. Letzteres lautet italieniſch Giaveletto, Wurfſpieß, Wurfpfeil. Aus dem Franzöſiſchen iſt in die teutſchen Rittergedichte[47]) aufgenommen oder rückſichtlich bei Überſetzung franzöſiſcher Rittergedichte und mündlichen Erzählungen beibehalten Gabilot (daz Gabilot). Dieſe Art Wurfſpieße[48]) wurden in einem Köcher getragen, und die Kunſt, ſie zu werfen, hieß der Swanc. Da es bei Wolfram von Eſchenbach im Parcival Z. 4680 heißt: ichn reiche dir dehein gabilot, diu riterschaft dir daz verbot, ſo ſchließt man mit Recht, daß das Gabilot keine Ritterwaffe war. Das ot in Gabilot ähnlich wie Charlot (Karlchen) aus Charle ſtellt ſich als Verkleinerungsform heraus. Das Franzöſiſche hat das Wort aller Wahrſcheinlichkeit nach aus dem Germaniſchen erhalten. Im Angliſchen oder dem ſogenannten Angelſächſiſchen iſt wichtig Gafelok, der Wurfſpieß, und im Altnordiſchen Gaflok, eine Art Wurfſpieß, Jagdſpieß. Das Wort iſt ohne Zweifel abzutheilen Gafel-ok, Gafl-ok. Das altnordiſche Ok[49]) (angliſch jok, engliſch yoke (ſprich johk), gothiſch ga-juk) bedeutet Joch, und dieſer Wurfſpieß hieß alſo ein Gabel-Joch von der Ähnlichkeit ſeiner Geſtalt, welche wir jedoch nicht kennen, der aber, wie ſich vermuthen läßt, zwei

31) Glossarium Germanicum col. 511. 32) Nämlich holländiſch: kippen, ausklauben, herausſuchen, das Beſte auswählen, greifen, ergreifen, fangen, Kipp, Keep, Kerbe, Einſchnitt, ein Band, die Stockfiſche zu binden, Küchelchen; niederſächſiſch kippen, abhauen, 1) abſchneiden (engliſch chip, ſchnitzeln, behauen, raspeln), 2) umſchlagen, abgleiten, ſchnellen, umkippen (umköpfen), eine Sache, die auf einer flachen Seite liegt, z. B. ein Faß u. dgl., erſt auf die Ecke heben und dann auf die andere Seite fallen laſſen, wozu Tiling a. a. O. II. S. 775 ſetzt: gr. κύβειν, umkehren, convertere; κύπτειν, neigen, ſenken, inclinare; 3) wählen, auslesen; nutkippen, nach einer genauen Betrachtung auswählen. Kipper und Wipper, Münzverfälſcher, entweder von kippen, beſchneiden, alſo Beſchneider (vergl. das engliſche Chipper, der Behauer, Schnitzer), oder von kippen, ſchnellen, nämlich in Beziehung auf die Schnellwage, deren ſie ſich bedienten. 33) Krünitz, Ökon. Encyklop. 15. Th. S. 597. 34) Luc. 4, 9: καὶ ἔστησεν αὐτὸν ἐπὶ πτερύγιον τοῦ ἱεροῦ, jah gasatida ina ana giblin alhs, und ſetzte (ſtellte) ihn auf den Giebel (die Zinne) des Tempels; im Angliſchen (dem ſogenannten Angelſächſiſchen): and gesette hyne ofer thaes temples hricg. 35) In den Manſeſ'ſchen Gloſſen wird frons (Stirn) durch Gipili, nämlich Frontem, Gipili, In fronte, in Gipile, erklärt; bei Notker bedeutet Houbet-Kibilla der Scheitel. 36) Höchſtes, Spitze, Giebel, Haupt, in welcher letzteren Bedeutung es bei den Minneſängern gebraucht wird, calvaria, Gebelle ebenfalls calvaria; ſ. die Nachweiſungen bei Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch S. 94. 37) Giebel; Idt spöket em im Gevel, er iſt nicht richtig im Kopfe, er iſt betrunken; He kreeg't in den Gevel, er kriegte es in den Kopf, es ſtieg ihm zu Kopfe. Vergl. Tiling a. a. O. 2. Th. S. 503. 38) Giebel, Gipfel, Forſt; de Oppergevel, Bovengevel, der oberſte Giebel, die Dachzinnen; hy heft een schone Gevel, er hat eine große Naſe. 39) Das abhängige oder ſchräge Dach eines Gebäudes, auch der Giebel eines Gebäudes, the Gable-End, der Giebel am Hauſe, Gablefront, die Giebelfronte. 40) *Biörn Haldorson* l. l. I. p. 264: „*Gafl* (i húsi), m. domus transversa, penes longitudinem terminans, Gavl i et Hus." „*Gafl-klag*, n. transversi parietis pars superior acuminata, den överste spidse Del af en Husgavl." 41) Giebel, Dörren står på wid Gafwel, die Thür ſteht ſperreweit offen; Gafwel-fönstr, Giebelfenſter. 42) Der Giebel, Huusgavl, Hausgiebel.

43) Krünitz 18. Th. S. 395. 396. 44) Gothicum Glossarium p. 130. 45) Adolf Wagner, Bailey-Fahrenkrüger's Wörterbuch der engliſchen Sprache. 1. Th. S. 396. 46) „*Javelinier* s. m. Soldat armé d'une javeline. Soldato armato di ghiaverina, o chiaverina." *Antonini*, Dictionnaire français, latin et italien. Nov. Edit. Tom. II. (à Lyon 1770.) p. 355. 47) Parzival Z. 3559. 4135. 4561. 4607. 4736; Wigalois Z. 10674; Titurel XXI, 65. 48) Wie man vermuthet, hatte das Gabilot einen hölzernen Schaft. Benecke, Wörterbuch zum Wigalois S. 584. 49) *Biörn Haldorson* Vol. II. p. 134. 135: „Ok, n. jugum, helcium, Aag. 2) onus grave, en tung (ſchwere) Byrde. 3) sagina, stor Fedme (große Fettigkeit). 4) clivulus, convexitas" etc. Eine dichteriſche Umſchreibung des Ochſen iſt Okreiun, Jochrennthier; ſ. Thiodolf von Hwin bei Ferd. Wachter, Snorri Sturluſon's Weltkreis. 1. Bd. S. 76.

Spitzen hatte. Man hat mehre Arten Jagdspieße, z. B. den Knebel-Spieß, einen Spieß mit einem Knebel, d. i. mit einem Quereisen unter der Spitze, den Bären, den Sauen und den Wölfen damit den Fang zu geben, weshalb er auch Fangeisen genannt wird. Geben wir dem Knebel der Fang-Eisen eine etwas andere Richtung, so erhalten wir einen Jagdspieß, der Gafelok, Gaflok, Gabeljoch genannt werden kann. Aus dem Anglischen hat das Englische beibehalten Gavelock (sprich Gäwwilock) hier und da auch Gafflock, der Wurfspieß, das Grabscheit, und Gablocks (Einzahl Gablock)[50]), gewisse Sporen für kämpfende Hähne. Auch hat das englische Gaffles, sprich Gäf-flß (Einzahl Gaffle[51]), Diminutiv Gafflet), 1) künstliche Sporen, welche den Hähnen angelegt werden, wenn sie kämpfen sollen; 2) die stählerne Spanne (Spanner) einer Armbrust. Gaffle gibt sich als Verkleinerungsform von dem ebenfalls englischen Gaff[52]), ein Wurfpfeil, ein großer eiserner Haken, mit welchem die Schiffleute die großen Fische an das Land ziehen, die Harpune, der Haken, die Gaffel kund. Nach Ad. Wagner scheint Gaff, Gaffer, im Hebräischen caph, Hand, zu wurzeln, wovon capio und viele andere, also überhaupt das Fassende, das, womit gefaßt, ergriffen wird, oder was mit der Hand geführt wird, insbesondere namentlich die Harpune, der Haken. Das Zeitwort gabeln bedeutet, mit der Gabel fassen, auf die Gabel spießen, mit der Gabel stechen, und wird besonders von den Hirschen gebraucht, wenn sie Menschen und Thiere mit den spitzigen Enden ihrer Geweihe verletzen. Gabeln hat aber auch eine andere merkwürdige Bedeutung, nämlich wie sie Johann Georg Wachter unter „*Gabeln*, dividere, partiri“ erläutert. Wird dieses gabeln mit dem obigen gabeln (mit der Gabel fassen) als ein und dasselbe Wort genommen, so muß das englische to fork, gabelförmig spalten, spalten überhaupt, theilen, verglichen werden. Doch ist nicht gewiß, ob gabeln und das niedersächsische kabeln ein und dasselbe Wort sind. Allerdings sagt man für Kabelwiesen auch Gabelwiesen. Es sind solche Wiesen, von denen einzelne Theile verlooft werden. Wenn ein Gut eine gewisse Anzahl Gabeln hat, so heißt das soviel als: Das Gut hat Theile, die verlooft zu werden pflegen. Der Ausdruck Kabelwiese, eine Gemeindewiese, welche an die Einwohner verlooft wird, kommt in Ober- und Niedersachsen vor, nur daß in Obersachsen Gabelwiese zu sagen gewöhnlicher ist. Das Zeitwort kabeln ist in Niedersachsen am bekanntesten und bedeutet losen, das Loos um etwas werfen, nämlich um etwas kabeln, nach dem Loosen vertheilen, etwas kabeln, z. B. Holz wird gekabelt. Wenn dieses geschieht, kommt zugleich das Wort die Kabel (oberteutsch Gabel), das Loos und ein Theil von mehren Stücken, welche nach dem Looße verkauft werden sollen, vor, indem, wenn das Holz auf dem Stamme verkauft werden soll, der mit Holz bewachsene Platz in gewisse Kabeln (oberteutsch Gabeln) getheilt wird. Daher ist eine Kabel Holz eine gewisse Anzahl noch stehender Stämme, welche verkauft werden sollen, und die nach dem Platz, auf welchem sie stehen, mit Stricken gemessen, und in Partien vertheilt werden. Im Holländischen heißt Kavel das Loos, das man beim Vertheilen der Güter wirft oder zieht, kavelen, loosen, das Loos werfen, durch das Loos vertheilen, Kavelbrief, Kavelcedel, Looszettel, ein Loos, Kaveling, Loos, Loosung, Theil, Antheil, dat goed zal by kavelingen verkoft worden (werden), dieses Gut wird nach dem Looße, nach gewissen gemachten Theilen verkauft werden. So auch hat Kaveling, Kabeling in Niedersachsen, und Kabelung, Gabelung in angrenzenden Ländern 1) die Bedeutung von der Vertheilung oder dem Verkauf einer Sache, welche Art und Weise, die Waaren durch Kaveling, Kabeling, Kabelung, Gabelung zu versteigern, vornehmlich in Niedersachsen gebräuchlich ist. Am Niederrheine wird die Auction der Weine eine Gabelung genannt, weil dabei die Weine in Gabeln oder Kabeln, d. h. Looße, getheilt werden. 2) Bedeutet Gabelung oder Kabelung, Kabeling, Kaveling, als Kaufmannswort, die Setzung der Waaren, welche mittels des Looßes verkauft werden sollen, in gewisse Sorten, damit die guten mit den schlechten zugleich untermischt durch den Verkauf mittels Verlosung weggehen mögen. 3) Bedeutet Gabelung, Kabelung, Kaveling eine Partie Kaufmannswaare, die bei öffentlicher Versteigerung auf ein Mal zum Verkauf ausgesetzt wird. Z. B. ene Kabeling oder Kaveling van tein Oxhooft Wien, zehn Ochshaupt Wein, welche zugleich verkauft werden. Auch das Wendische hat Kabl, das Loos, kabluju, loosen, und das Polnische kawal, Stück von etwas (morceau, pièce, lopin, tronçon), kawalek, Stückchen von etwas. Ob Kabeling, Kaveling von Kabel, ein Seil, oder von Kavel, das Loosen, stellt ein Theil der Sprachforscher[53]) als unentschieden hin. Andere nehmen Kabel in der Bedeutung von Loos als abgeleitete Bedeutung von Kabel[54]), Seil, an, und diese Ableitung hat viel für sich, da in verschiedenen Gegenden Teutschlands Kabel nur vom Holze gebraucht wird, wenn es nach dem Platz, auf welchem es steht, mit Stricken gemessen wird. Diese abgeleitete Bedeutung Kabel kann dann vom Holzverkauf auch auf den Verkauf anderer Gegenstände durch Verlooßung übertragen sein, und so Kabel, Kavel die Bedeutung von Loostheilen, und Loos, erhalten haben, ähnlich wie Faden, Seil (im mittlern Latein funiculus), Ruthe (pertica, Meßruthe) u. s. w. die Bedeutung von gewissen Längenmaßen erhalten haben. Doch hat man[55]) auch das schwedische Kafle, Knebel, Rollholz, Mangelholz, Rolle,

50) Adolf Wagner a. a. O. S. 396 setzt zu *Gablock* (sprich gáblock, nach Andern gábbb-lack) „doch mit Gabel verwandt.“ 51) Adolf Wagner S. 396 bemerkt zu Gaffle, Gafflet: „hier klingt mit caph (hebräisch Hand) auch χάω, χάω, als hohl, rund sein, an.“ 52) Sprich Gäff.

53) Frisch unter Kabel, Seil, und unter Kavel, Loos. Tiling a. a. O. 2. Th. S. 713. 54) Das Wort Kabel, ein Werkzeug, womit etwas gebunden oder verbunden wird, speciell Schiffseil, Kabelseil, Kabeltau (lateinisch caplum, cuplum, rudens, französisch cable, chable, englisch cable, holländisch Kaabel, Kaabeltow) wird auf das hebräische חֶבֶל, ein Seil, und חבר, binden, zurückgeführt und mit dem griechischen κάμιλος, Ankertau, verglichen. 55) Krünitz a. a. O. 32. Th. S. 5. 6.

Griff, Kaesling, kleines Stück Holz, beides Wörter in der Verkleinerungsform von Kaepp, Stock, Stab (lateinisch cippus, französisch cep, italienisch ceppo), zur Erklärung von Kabel in Anspruch genommen, weil die älteste Art des Loosens durch Stäbchen geschah. Joh. Georg Wachter[56]) sagt zu „*Gabeln*, dividere, partiri“: Den Engländern sei Gavel[57]) merges. Daher sei *gabeln* eigentlich mergites facere, oder, was dasselbe sei, die gemähten Früchte in Bündel theilen (fruges messas in manipulos dividere). Dieses sei nachher auf alle Sachen, welche der Theilung anheimfallen, übertragen worden. Daher haben die Engländer Gavelkind[58]), Theilung der Güter unter die Söhne, durch verkehrte Zusammensetzung (praepostera compositione) für Kindgavel, welchen Sinn des Wortes gegen Somner *Guilelm. Clarke* in Praefatione ad Leges Wallicas Wottoni weitläufig vertheidige. Den Teutschen sei Gablung sortitio mercium. Andere verbinden dieses Wort mit Gabel (Forke, zweihäuptiges Werkzeug), gleichsam als wenn es von den Gabeln (Forken, Stangen, perticis), mit welchen die Zelte der Kaufleute aufgerichtet erhalten, worüber Schottelius unter dem Worte Gablung zu sehen. Von dem englischen Worte Gavel, sofern es merges bedeutet, gibt Joh. Georg Wachter im Artikel „*Schaub*, merges, fasciculus frugum“ noch eine andere Ableitung, nämlich: Gewisse Latino-Barbari nennen mergites *cavos*, indem sie vorn den Zischlaut hinweglassen. Dieses ahmen vielleicht die Engländer in Gavel nach. Aus Gavel hat man in Verkleinerungsformel und latinisirt z. B. bei *Fleta* Lib. II. c. 81. §. 2 *gavella*, merges[59]), spicarum manipulus. Hiermit muß zusammengestellt werden das französische Javelle (von den Picarden Gavelle ausgesprochen, in der Sprache von oc Gabel und Gabelo), Grasschwaden, Getreideschwaden, Reißbund, Reißwelle, Javelot[60]), Haferbündel, javeler, in Schwaden legen, auf den Schwaden liegen, Javelleur, einer, der das Gemähte in Schwaden legt, gavellé, getrocknet. Endlich ist noch zu bemerken der niedersächsische Ausdruck Klobdiessel, d. i. Kloben-Deichsel von Klöben, spalten für Gabel-Deichsel, d. i. eine doppelte Deichsel an einem einspännigen Fuhrwerk, nach welcher ein eine solche Deichsel habender Wagen Gabelwagen genannt wird.

(*Ferdinand Wachter.*)

GABEL, 1) eine böhmisch Gablon, Jablona genannte Allodialherrschaft im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, welche mit den Gütern Gabel (mit Walten) und Laden ein Ganzes bildet, einen Flächenraum von 17,991 Jochen und 624 □Klaftern umfaßt. Ihre Oberfläche ist gebirgig. Die Felsart des Gebirges besteht aus Quadersandstein, aus dem sich einzelne Basaltberge erheben. Die Gegend ist reich an Wald und Wild, an Teichen und Industrie. Sie ist von etwa 8100 Seelen bewohnt, welche in einer Stadt, zwei Vorstädten und 15 Dörfern und etwa 1230 Häusern wohnen. 2) Eine Stadt gleiches Namens, die in demselben Kreise 777 Fuß über dem Meere gelegen und der Hauptort der gleichnamigen Herrschaft ist, mit Mauern, welche die Stadt umgeben, zwei Vorstädten, 180 Häusern, 1190 teutschen Einwohnern, einer katholischen Pfarre des Bisthums Leitmeritz, welche von vier Geistlichen besorgt wird; einem eigenen Magistrate; einer schönen katholischen Kirche zum heiligen Laurentius; einer Schule; einem Postamte und Station; einem Brauhause; vier Jahrmärkten, Wochen-, Getreide-, Leinwand-, Garn-, Flachs- und Roßmärkten; einer Apotheke; einem herrschaftlichen Meierhofe, einer Schäferei und mehren Mühlen; einer Bretsäge; mehren Ärzten, Hebammen und einem Armeninstitute. Die Einwohner betreiben neben den städtischen Gewerben auch etwas Ackerbau und Viehzucht. Unter den ersteren sind die Tuchmacherei, Flachs- und Schafwollspinnerei, Strumpfwirkerei besonders hervorzuheben. In der Nähe der Stadt liegt das Schloß Neu-Falkenberg an einem Teiche, mit sehr schönen Gartenanlagen und einer benachbarten Baumwollenspinnerei. Die Gegend ist angenehm, hügelig, und nicht fern von der Stadt erhebt sich schon das Gebirge des Jeschkengebirges, dessen Ausläufer sich bis gegen die Stadt hinziehen. 3) Ein zur fürstl. Lichtensteinischen Herrschaft Landskron gehöriges Städtchen im chrudimer Kreise des Königreichs Böhmen, am linken Ufer des Adlerflüßchens im Gebirge gelegen, mit einem Stadtrichter, 110 Häusern, 688 meist czechischen Einwohnern, die von mittelmäßigem Feldbaue, hauptsächlich aber von der Flachsspinnerei und den gewöhnlichen städtischen Gewerben leben; einer zum königgrätzer Bisthume gehörigen katholischen Pfarre, einer Kirche, Schule, einer Mühle, Jahr- und Wochenmärkten. Im J. 1657 erlebte das Städchen einen verheerenden Brand, in dem alle alten Urkunden von den Flammen zerstört wurden. (*G. F. Schreiner.*)

GABEL. Ein für die Geschichte von Dänemark bedeutender Name, Christoph Gabel, der bekannte Günstling und Minister K. Friedrich's III., soll in Thüringen zu Hause gewesen sein, wiewol es ausgemacht ist, daß sein Vater, der Oberstlieutenant Waldemar Gabel, als Proviantverwalter in Glückstadt stand. Der Sohn, aus dessen Ehe mit Anna von Horn, geb. 1617, trat in K. Friedrich's III. Dienste, als dieser noch das Erzstift Bremen inne hatte, und wurde 1648 Inspector des Sundzolls, dann Kammer- oder Cabinetssecretair, in welcher Stellung er seines Gebieters unbeschränktes Vertrauen sich erwarb. Dieses Vertrauen offenbart sich vorzüglich in der Sendung bei König Karl Gustav, zu welcher nach dem Frieden von Roeskilde, 1658, Gabel verwendet wurde. Es handelte sich u. A. darum, dem natürlichen Sohne des Königs von Dänemark, Ulrich Friedrich Güldenlöve, eine angemessene Stellung in der schwedischen Armee, als die Einleitung zu einer entente cordiale mit dem fürchterlichen Nachbar, zu verschaffen. Karl Gustav sagte dem

56) Glossar. Germ. col. 512. 57) Gavel, sprich Gäwwil, eine Hand voll, Bündel. Adolf Wagner a. a. O. S. 403 nimmt dieses Gavel als eins mit Gavel, Schoß, Steuer, welches wir im Art. Gabella betrachten. 58) über Gavelkind s. den Art. Gabella. 59) merges, welches man gewöhnlich durch Garbe übersetzt, wobei man aber nicht an unsere heutigen Garben denken darf, ist gebildet aus dem bei Plautus und Columella vorkommenden merga, und mergae wird erklärt durch furculae quibus acervi frugum fiunt. 60) Dieses Javelot ist von Javelot, Wurfspieß, zu unterscheiden.

jungen Manne zwei Regimenter und 10,000 Thlr. Pension zu, empfing auch dafür des Vaters Danksagung, wußte aber gleichwol seine Herzensmeinung dem Scharfblicke eines Gabel nicht zu verbergen. Des Schlimmsten zu dem unersättlichen Eroberer, zu dessen ungemessenen Entwürfen sich versehend, eilte Gabel zuvörderst nach Kopenhagen, den König von seinen Wahrnehmungen und Befürchtungen zu unterrichten, und ferner nach Berlin und Holland, um den Beistand der beiden Mächte anzurufen, mit dem Erfolge, daß im October 1658 eine holländische Flotte, unter Opdam's Befehl, den Sund befuhr und die Schlacht vom 29. Oct. lieferte. Gabel selbst befand sich auf dieser Flotte, und berichtete umständlich an den König, bevor noch die Verbindung mit der belagerten Stadt erreicht war, von den Ergebnissen seiner Sendung, durch Vermittelung von Hans Rostgaard. — Der klägliche Ausgang des Krieges hatte sattsam die Unmöglichkeit eines längern Bestandes von Dänemark unter der Herrschaft einer inepten und selbstsüchtigen Aristokratie dargethan. Die Revolution von 1660, die Arve-Cenevolds Regierung wurden unvermeidlich. Sie durchzusetzen, wollte Friedrich III. einen Herrentag nach Odense berufen; das widerrieth Gabel, mit unwiderlegbaren Gründen darthuend, daß einzig in der Hauptstadt mit Aussicht auf Erfolg das Unternehmen gewagt werden könne. In der That wurden Bischof Svane und Nansen, der Bürgermeister von Kopenhagen, dessen thätigste Beförderer, „tilligemed nogle vel ikke med saa a'rligt hue mod Nationen, som med a'rgierrigt Hensyn paa sig selv, fremgaaende Personer, nemlig: Dronning Sophia Amalia, Feltmarschal Schack, Kammerherre Gabel, og den beremte Statsmand Hannibal Sehested." Jedenfalls ist Gabel einer der Urheber dieser Palastrevolution und zugleich ungemein eifrig gewesen, sie durchzusetzen, wenn auch nicht in allen Dingen sich bestätigen sollte, was seines Sohnes Friedrich Papiere, mitgetheilt in Suhm's nye Samlinger, 1. Bds. 3. Heft, auszuführen trachten, daß Christoph gewesen sei „det forste og storste Hiul der drev hele Vaerket" *). Denn es hat derselbe reichlichen Lohn empfangen von seinem Könige, zuerst die Rentmeisterstelle, dann wurden ihm die Färoer als ein Lehn überlassen, welcher Inseln Handelschaft er sofort an Johann Trellund und Genossen verpachtete; es folgte 1664 die Statthalterschaft zu Kopenhagen, eine Wappenverbesserung, womit die Aufnahme in die Zahl der adeligen Geschlechter des Königreichs verbunden war, und 1667 der Elephantenorden, von dem zwar andere Berichte Nichts wissen wollen. Der hohen Verbindlichkeiten, die er Gabel'n schuldig war, blieb der König auch stets eingedenk. Daß er diesen nützlichen Diener, wie keinen andern seiner Minister, ehre und liebe, „elskede og aerede, aerede men ikke elskede Korbitz, elskede men ikke aerede Bielke," wurde ein Spruch, der lange in des Volkes Munde fortlebte. Christoph starb 1673, in dem Alter von 56 Jahren, nachdem er seit längerer Zeit von den öffentlichen Angelegenheiten sich zurückgezogen hatte. „Er war," schreibt Holberg, „von einer wunderbaren Lebhaftigkeit und Munterkeit, und das bequemste Werkzeug, dessen sich ein Potentat bedienen konnte, ein großes Werk auszuführen, welche Eigenschaft man an seinen Nachkommen erblich gesehen hat." Er besaß Bavelse, in Wordingborgamt auf Seeland, und, doch nur vorübergehend, Ranzausholm, die nachmalige Baronie, Brahe-Trolleborg, auf Fünen, dieses Gut aus der Confiscation von Kay Lyckes. Vermählt mit Ermegaard Badenhaupt, gest. 1699, hinterließ Christoph, neben vier Töchtern, deren älteste, Anna Margaretha, an den Kanzler Grafen Konrad Reventlau verheirathet worden, die Söhne Friedrich und Waldemar Christoph. Dieser, Geheimrath und Kammerherr, auf Hvidskilde und Lehnschou, beide auf Fünen, in Nyborgamt belegen, starb ehelos 1725. Friedrich, auf Bavelse und Gissegaard, in Ringstedamt, Seeland, ging 1676 als Envoyé extraordinaire nach Moskau, den Zaren zu seiner Thronbesteigung zu beglückwünschen, stand 1688 als Gesandter in Frankreich, wurde 1695 Geheimrath, 1699 Statthalter in Norwegen, und starb 1708. Aus seiner Ehe mit Katharina, des Vicekanzlers Ove Juul Tochter, kamen fünf Kinder, darunter die Söhne Christian Karl, Friedrich und Waldemar. Waldemar, Oberstlieutenant bei der Cavalerie, starb unverehelicht. Christian Karl, auf Gissegaard, Spanager, in Roeskildeamt, und Ottsterup, in Ringstedamt, nahm Seedienste, und führte 1711 das Schiff Sophie Hedwig, 1714 das weiland von dem großen Seehelden Sehested befehligte Schiff Havesrue. Als Schoutbynacht lief er am 15. April 1715 mit mehren ihm zugetheilten Schiffen aus, und gleich am zweiten Tage, vor Bornholm, wurde berichtet, daß ein schwedisches Geschwader, unter Wachtmeister, die Gewässer zwischen Lübeck und Wismar beunruhige und bereits einige Kauffahrer aufgebracht habe. Alsbald steuerte Gabel der pommerschen Küste zu, und seinen Lauf nach Westen fortsetzend, vernahm er, daß die schwedische Flotte unter Femern fest liege, jedoch im Begriffe stehe, die offene See zu gewinnen. Er bereitete sich zum Angriffe, und es erfolgte der Zusammenstoß in einer der Buchten, von welchen Femern umschlossen ist, am 24. April. Das Gefecht währte von zwei Uhr Mittags bis neun Uhr Abends, und wurde großentheils durch die Überlegenheit der dänischen Geschütze, zum Theil 24-Pfünder, entschieden. Die Schweden kappten die Masten, warfen viele ihrer Kanonen über Bord und steckten zuletzt die weiße Flagge auf. Gabel sendete die Fregatte Raae, Capitain Sievers, vor, die eroberten Schiffe zu übernehmen. Wachtmester und seine Officiere wurden auf die dänischen Schiffe vertheilt, die Gemeinen aber ans Land gesetzt und theilweise in Friedrichsort, theilweise in Rendsburg verwahrt. Der Gefangenen waren überhaupt 1835, der Todten und Verwundeten 1165. Die Dänen zählten 65 Todte und 220 Verwundete. Der eroberten Schiffe waren sieben: Prinzessin Hedwig Sophie, das Admiralschiff,

*) Suhm's nye Samlinger, 3. Bd. Heft 1. S. 1—13, theilen auch Christoph's Geheimbericht über das Königsgesetz und die Einführung der Souverainetät mit. Als dessen Arbeit hat nicht minder die Provisional-Ordonnanz vom 4. Nov. 1660, das Fundament aller nachmals in die Civil- und Militairverfassung eingeführten Modificationen, zu gelten.

76, Nordſtern, 76, Südermanland, 58, Gothenburg, 50, der weiße Falke, 30, der weiße Adler, eine Fregatte, gleichwie der Falke, 39, Fortuna, eine Schaluppe, drei Kanonen. Das däniſche Geſchwader beſtand aus acht Schiffen und drei Fregatten. Gabel wurde zum Admiral und Kammerherrn ernannt, auch durch eine Medaille, in Gold und in Silber, geehrt, die im Av. ſein Bild, im Rev. die Anſicht der Schlacht bietet. Des Dannebrogordens Ritter 1717, dann Stiftsamtmann zu Ripen, ſtarb er 1748, kinderlos in zwei Ehen. Sein Bruder, Friedrich Wilhelm, Etats- und Juſtizrath, Oberberghauptmann in Norwegen ſeit 1721, und Präſident in dem Oberadmiralitätscollegium, hatte bereits 1732 das Zeitliche geſegnet, kinderlos in ſeiner erſten Ehe mit einer von Trützſchler, Vater aber in einer zweiten Ehe, mit Maria Friederike Roſenkrands, von fünf Kindern, darunter die Söhne Friedrich Chriſtian, Georg Chriſtian und Chriſtian Karl. Davon brachte es der Erſtgeborne, Friedrich Chriſtian, bis zum Rittmeiſter, er iſt aber unverehelicht geblieben. Georg Chriſtian ſcheint in den Kinderjahren verſtorben zu ſein. Chriſtian Karl endlich, Kammerherr und Oberhofmeiſter der in Kopenhagen verſtorbenen verwitweten Fürſtin von Oſtfriesland, Sophia Katharina, geborne Markgräfin von Brandenburg-Kulmbach, wurde im September 1764 zum Oberhofmeiſter der Prinzeſſin Louiſe von Dänemark ernannt, erhielt am Vorabende der Vermählung der Prinzeſſin, am 29. Aug. 1766, den Orden de l'Union parfaite, zu welchem ſpäter der Danebrogorden ſich geſellte, und wurde am 29. Jan. 1769 zu dem Range eines Geheimraths erhoben. Drei Mal vermählt: 1) den 20. Juni 1760 mit Katharine Margaretha Cicignon, geſt. den 5. März 1761; 2) mit Brigitta Sophia Roſenkrands, geſt. den 14. Aug. 1769; 3) mit Claudia Ermandinger Dytſchou, 1771, hat er nur die einzige Tochter Friederike Juliane Charlotte, geb. im Aug. 1769, geſehen, und iſt der Familie Beſitzthum, namentlich Giſſegaard, Spanager, Ottſterup, an ſeine ältere Schweſter, Erneſtine Margaretha, die an den Grafen Otto Dietrich Schack verheirathet, gefallen. (*v. Stramberg.*)

GABELCOVER oder GABELCHOVER (Oswald), von Tübingen gebürtig, war zu Ende des 16. und zu Anfange des 17. Jahrh. nach einander Leibarzt bei vier Herzogen von Würtemberg; zugleich bekleidete er auch die Stelle eines Bibliothekars. Er arbeitete unter Beihilfe eines ſeiner Söhne an einer würtembergiſchen Geſchichte, vollendete aber nur einen Theil derſelben; das Manuſcript davon, welches von ſpäteren würtembergiſchen Hiſtoriographen benutzt worden iſt, befindet ſich auf der ſtuttgarter Bibliothek. Auf ärztlichem Gebiete hat ſich Gabelcover nur durch eine populäre Krankheitslehre bekannt gemacht, die ſich allerdings mehrfacher Auflagen zu erfreuen hatte, wozu aber weniger die Tüchtigkeit der Arbeit an und für ſich Veranlaſſung gab, als vielmehr das Haſchen des Publicums nach ſolchen Volksbüchern, mögen ſie gut oder ſchlecht ſein. Gabelcover ſtarb, 78 Jahre alt, am 31. Dec. 1616 in Stuttgart. — Jenes erwähnte Buch führt den Titel: Nützliches Arzneibuch faſt für alle des menſchlichen Leibes Anliegen und Gebrechen. (Tübingen 1589. 4. [Ebendaſ. 1594. 1596. 1599. 1603. 1606. 1610. 1618.] Strasburg 1594. 4. Frankfurt 1594. 4. [Ebendaſ. 1618. 1665. 1680.]) Auch ins Holländiſche (Dordrecht 1598.) und ins Engliſche (London 1599.) wurde das Buch überſetzt. (*F. W. Theile.*)

GABELCOVER (Wolfgang), ein Sohn des vorher angeführten Oswald Gabelcover, war in Stuttgart geboren und widmete ſich ebenfalls der Heilkunde, welche er in Tübingen und dann einige Jahre in Padua ſtudirte. Er wurde Phyſicus in Calw. Neben der Medicin beſchäftigte er ſich auch mit der Naturgeſchichte, was wenigſtens daraus zu erhellen ſcheint, daß er zwei Werke von Andreas Baccius aus dem Italieniſchen ins Lateiniſche überſetzte, nämlich De Alce et cornu Monocerotis (Stuttg. 1598.) und De gemmis et lapidibus pretiosis. (Francof. 1603. Ib. 1648.) Außer einer Diſſertation: De generatione auri et ejus temperamento, und der Schrift: De Lupo ejusque partium in medicina viribus et usu, hat Gabelcover noch Ein Werk verfaßt, welches bisweilen noch citirt wird, nämlich Curationes et Observationes medicinales, wovon ſechs Centurien erſchienen ſind, die erſte und zweite in Tübingen (1611), die dritte und vierte in Frankfurt (1612), die fünfte und ſechste wiederum in Tübingen (1627). Die fünfte Centurie handelt beſonders über das ungariſche Fieber und über andere bösartige Fieber. (*F. W. Theile.*)

GABELENZ, v. d. (genealogiſch). Der Urſprung dieſer ſeit dem 13. Jahrh. im Meißniſchen, namentlich im Pleißnerlande, blühenden Familie iſt unbekannt. Ob die zuerſt im Anhaltiſchen vorkommenden Godescalcus miles de Gablizo 1117 und Badericus de Gabelenze 1145—1162, deren Abſtammung von den Grafen von Querfurt von Ledebur (Die Grafen von Valkenſtein S. 106 fg.) dargethan hat, als Stammväter dieſer Familie zu betrachten ſind, iſt ungewiß und wird von Ledebur geleugnet. Jedenfalls iſt dieſelbe zu unterſcheiden von der lauſitziſchen in Preußen und Sachſen ausgebreiteten Familie von Gabelenz, von der Gabelentz, welche ſchon im 14. Jahrh. vorkommt und ein verſchiedenes Wappen führt. Soweit man die Geſchichte der Familie mit Sicherheit verfolgen kann, iſt das Rittergut Gablenz bei Crimmitzſchau, in alten Lehnbriefen die Gabelentz genannt, der Stammſitz derſelben, wo zuerſt 1273 Theodericus (Dietrich) de Gabelenze urkundlich vorkommt. Die Brüder Dietrich und Hermann v. d. Gabelenz, vielleicht die Söhne des Vorigen, werden in den Jahren 1334 und 1349 erwähnt. Auch kommt vor ein Hartung v. d. Gabelenz als Zeuge bei einer Schenkung von Johann Aureus und Heinrich von Wildenfels an den Altar St. Nicolai in Altenburg 1341. Ein anderer Dietrich, vielleicht des Vorigen Sohn, iſt im J. 1388 Vormund ſeiner Schweſter Adelheid, Gemahlin Nicolaus' von Lichtenſtein, geweſen. Wahrſcheinlich iſt dies derſelbe, der im J. 1397 als Decanus terrae Plisnensis genannt wird, und im J. 1398 als Patron der Kirche zu Cedelow (Oberlödla) vorkommt.

Im J. 1376 werden die Gebrüder Nicolaus, Hermann und Albrecht v. d. Gabelenz beliehen, wahrſchein-

lich die Söhne des oberwähnten Hermann. Nicolaus, der 1368—1379 vorkommt, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet und war Pfarrer zu Tettau; er kaufte 1379 ein Kretzmar in Sorau und schenkte es zu seinem Seelenheil dem Kloster zu Altenburg. Albrecht wird in mehren Urkunden als Burgmann von Altenburg erwähnt, und hat daher, da dies Burglehn stets mit dem Rittergute Poschwitz verliehen worden ist, letzteres bereits besessen. Sein Sohn Albrecht II. ist im J. 1400 mit dem von Fritz Tennern erkauften Rittergute Nabditz (Nobitz) beliehen worden, neben welchem er auch Gablenz und Poschwitz besessen hat. Als Vasall der Burggrafen von Leisnig hat er in deren Auftrage im J. 1422 die Eheberedung zwischen Burggraf Otto und der Gräfin Margaretha von Schwarzburg entworfen und abgeschlossen. Im J. 1420 stiftete er ein Seelengeräth für sich und seine Voráltern von einer Rente von 300 Fl. rhein. in das Kloster U. L. F. zu Altenburg, wodurch die Gabelenzische Kapelle daselbst erbaut wurde. Als Beförderer dieser Stiftung wird ein Otto v. d. Gabelenz „zu den Lömichen gesessen" genannt.

Von seiner Gemahlin, Elisabeth Schenk von Tautenburg, sind ihm drei Söhne, Hans, Georg und Albrecht, und zwei Töchter, Margaretha und Barbara, geboren worden, deren erstere an Hans Metsch, letztere aber an Christoph von Hagen vermählt war. Von den Söhnen hat nur Hans das Geschlecht fortgepflanzt; Albrecht widmete sich dem geistlichen Stande und war 1436 Abt des Klosters ad S. Mariam zu Altenburg. Georg kommt bis zum J. 1500 vor und that noch im J. 1498 in seinem hohen Alter den sogenannten Rittersprung vor dem Oberhofgerichte in Leipzig.

Hans hat neben den väterlichen Gütern auch noch das Rittergut Wenigen-Leuba (Wendischleuba) bei Altenburg besessen, welches er von Hans von Bendorf erkauft hatte. Er kommt oft mit seinem Bruder Georg in Urkunden vor; so werden dieselben in den Jahren 1465 und 1488 von den Kurfürsten und Herzogen von Sachsen mit dem Dorfe Gabelenz in der Pflege zu Krimmitzschau beliehen, sammt zwei Burglehen zu Altenburg und Krimmitzschau, dem Obergerichte zu Nobeditz, dem Vorwerk zu Minsa und dem zu Poschwitz. Er scheint 1496 oder 1497 gestorben zu sein. Von seiner Gemahlin Ilsa wurden ihm acht Töchter und vier Söhne geboren, wovon die älteste, Margaretha, Klosterfrau zu Altenburg war. Sie wird genannt mit mehren andern Klosterfrauen, die 1492 bei Kurfürst Friedrich von Sachsen um das Leben eines armen Sünders bitten. Die übrigen sieben Töchter waren vermählt: an Kaspar Stange, Wolf von Warnsdorf, Heinrich Greise, Florian von Köditz, Hans von Wardorf, Wolf Kreiser und Joachim von Weisbach, deren Namen in einem Proceß zwischen Sebastian I. v. d. Gabelenz und ihnen als Miterben ihres Schwagers, des Domsängers zu Mainz, Christoph v. d. Gabelenz, genannt werden (1538). Die Söhne waren Heinrich, Georg II., Christoph und Hans II. Heinrich ist vor dem Jahre 1516 kinderlos verstorben, Christoph trat in den geistlichen Stand, in welchem er die Doctorwürde erlangte und Domherr zu Mainz und Meißen wurde. Er wurde von den Kurfürsten und Herzogen von Sachsen zu verschiedenen diplomatischen Sendungen benutzt; so begleitete er im J. 1491 Friedrich, den Sohn Albrecht's des Beherzten, Behufs seiner Studien nach Siena und von da zurück auf die Zusammenkunft in Worms, und war im J. 1517 Herzogs Georg Abgesandter auf dem Reichstage zu Mainz. Im J. 1519 wurde er als Canonicus Misnensis mit dem Archidiakonat der Niederlausitz beliehen, und starb im J. 1535 als Cantor des Domstiftes zu Mainz. Hans II. trat in den teutschen Orden und wird im J. 1511 als einer der zwölf Regenten desselben genannt. Er kommt zuletzt 1514—1521 als Voigt zu Soldau vor. Er hat zwei Söhne, Hans und Georg, hinterlassen, von deren Nachkommenschaft jedoch keine nähere Kunde zu erlangen gewesen ist. Georg II. ist der einzige von den vier Brüdern, welcher das Geschlecht im Meißnischen fortgepflanzt hat. Er war es vermuthlich, der das Stammgut Gabelenz veräußerte, das später nicht mehr im Besitze der Familie vorkommt. Ebenso verkaufte er im J. 1529 das Burglehn auf dem Schlosse zu Altenburg an Kurfürst Johann zu Sachsen und starb im J. 1535, mit Hinterlassung mehrer Töchter und eines Sohnes, Sebastian I. Dieser vermählte sich mit Barbara von Bünau, von welcher er fünf Söhne, Johann Bernhard, Friedrich, Christoph, Sebastian II. und Antonius, und zwei Töchter, Barbara (vermählt an Hans von Ponikau) und Brigitte (vermählt an Philipp von Schönberg), hatte. Er starb den 16. Jan. 1575. In seinem Testamente hatte er seine Baarschaften allein an seinen Sohn Friedrich vermacht, als „seinem gehorsamsten Kinde," der 600 Fl. davon zum Studiren seines jüngsten Sohnes, Sebastian, abgeben sollte. Sein ältester Sohn, Johann Bernhard, widmete sich dem geistlichen Stande und trat im J. 1573 als Capitular in das Domstift zu Mainz. In dessen Angelegenheiten sollte er im J. 1592 nach Rom gesandt werden, er starb jedoch am 2. Febr. d. J. und liegt in dem Dom zu Mainz begraben.

Friedrich ist mit Anna von Lichtenhain verheirathet gewesen, aber ohne Descendenz um das J. 1586 verstorben. Sebastian II. hatte von seiner Gemahlin, Ursula von Einsiedel, drei Töchter: Emerentia, vermählt mit Erasmus von Könneritz, Christine, vermählt mit Heinrich Stange, und Anna Barbara, vermählt mit Günther von Gersdorf, und einen Sohn, Haubold, der noch vor dem Vater ohne Leibeserben starb.

Antonius, der jüngste Sohn Sebastian's I., ist ebenfalls kinderlos vor 1607 verstorben. Christoph ist sonach der einzige von den fünf Brüdern, welcher das Geschlecht fortgepflanzt hat. Von seiner Gemahlin, Rosine von Kitscher (gest. 1628), hatte er zwei Söhne, Christoph Friedrich I. und Wolf Albrecht I., und vier Töchter, Anna Maria, vermählt mit von Reiboldt, N. N., vermählt mit Vollradt von Neumark, Brigitte, vermählt mit Georg von Güntherod, und Rosine, gest. 1633. Seine Söhne theilten sich nach Sebastian's II. Tode (1616) in die Familiengüter dergestalt, daß Christoph Friedrich Wendischleuba, Wolf Albrecht Poschwitz und Nobitz zu seinem

Theil erhielt. Christoph Friedrich I., vermählt mit Marie von der Nadelwitz, hatte viel von den Drangsalen des 30jährigen Krieges zu leiden, weshalb er, überdies durch Krankheit niedergeworfen, im J. 1646 sein Gut seinem einzigen Sohn übergab. Er starb den 28. Februar 1650 mit Hinterlassung zweier Töchter, Anne Margarethe, vermählt mit Hans Friedrich von Peres, und Marie Elisabeth, vermählt mit Hans Heinrich Stange, und eines Sohnes Hans Sebastian, welcher schon am 16. Oct. desselben Jahres seinem Vater im Tode nachfolgte, und von seiner Gemahlin, Elisabeth von Wöllnitz, einen einzigen zweijährigen Sohn, Hans Wolf, hinterließ. Während dessen Minderjährigkeit sahen sich seine Vormünder genöthigt, sein durch den Krieg verwüstetes und mit Schulden belastetes Gut Wendischleuba 1659 zu verkaufen. Er starb noch unmündig im J. 1661. Wolf Albrecht I., Christoph's zweiter Sohn, erkaufte das Rittergut Lemnitz untern Theils, wogegen er im J. 1622 Nobitz an Wolf Dietrich von Zechau verkaufte. Er war im J. 1635 fürstlicher Kriegscommissarius zu Altenburg und starb den 22. April 1656. Von seiner Gemahlin, Marie Katharine von Schönberg, hatte er vier Söhne, Friedrich Wilhelm, Wolf Albrecht II., Hans Georg I. und Christoph Sebastian, und vier Töchter, Rosine Katharina, gest. 1639, Marie Sophie, vermählt mit Heubold von Einsiedel, Marie Katharine, vermählt 1) mit Heinrich von Bünau auf Irfersgrün, 2) mit Wolf Friedrich von Falkenstein, und Sophie Elisabeth. Von seinen Söhnen starben Friedrich Wilhelm und Christoph Sebastian kinderlos. Wolf Albrecht II. erhielt bei der Erbtheilung das Gut Poschwitz, während er seinem Bruder, Hans Georg I., Lemnitz überließ. Er war mit Marie Magdalene Bose aus Frankleben vermählt, die ihm sechs Söhne, Wolf Balthasar, Hans Christoph, Wolf Albrecht III., Christoph Dietrich, Karl Friedrich und Haubold, und drei Töchter, Anne Katharine, Anna Marie und Sophie Eleonore, gebar, welche mit Ausnahme der schon früher verstorbenen Anna Katharina bei seinem am 16. Mai 1667 erfolgten Tode sämmtlich unmündig waren. Von denselben starben Christoph Dietrich und Karl Friedrich unmündig, Wolf Balthasar lebte mit Sidonie von Einsiedel, verwitweten von Heynitz, in kinderloser Ehe und starb den 2. Oct. 1728; Hans Christoph hatte von seiner Gemahlin Magdalene Elisabeth von Carlowitz vier Kinder, Wolf Karl, geb. und gest. 1684, Johanne Magdalene, vermählt mit Christoph Friedrich II. v. d. Gabelenz, Marie Elisabeth, geb. und gest. 1686, und Johann Christoph, geb. und gest. 1688. Er selbst starb den 22. März 1696; Wolf Albrecht III. trat in hessen-darmstädtische Militairdienste und begleitete den ältesten darmstädtischen Prinzen 1683, da Wien entsetzt worden, und 1687 nach Ungarn, wo er unweit Esseg in letztgenanntem Jahre starb; Haubold machte in kursächsischen Militairdiensten unter den der Republik Venedig gestellten Hilfstruppen den Feldzug in Morea mit, wo er den Belagerungen von Calamata, Navarin, Modon und Napoli di Romania beiwohnte, aber, auf der Heimreise begriffen, erkrankte und in Navarin 1686 starb. Sophie Eleonore vermählte sich mit Joachim Friedrich von Werder und Anna Marie mit Georg Heinrich von Dürfeldt. Hans Georg I., Wolf Albrecht's I. dritter Sohn, hatte, wie gedacht, in der väterlichen Erbtheilung, das Gut Cemmitz untern Theils erhalten, zu welchem er im J. 1671 den obern Theil hinzukaufte. Ebenso erkaufte er Poschwitz im J. 1700 von seinem Vetter Wolf Balthasar und starb als schönburgischer Rath und Hofmeister am 19. Oct. 1700. Von seiner Gemahlin Sibylle Sophie von Zehmen aus Neumühl hinterließ er zwei Söhne, Wolf Heinrich und Christoph Friedrich II., welcher letztere nach des Vaters Tode Cemmitz übernahm und mit seiner Gemahlin Johanne Magdalene v. d. Gabelentz sechs Söhne und drei Töchter erzeugte. Von den Söhnen starb Wilhelm Friedrich 1706 als Kind, Johann Christoph Gottlieb lebte mit Friederike Karoline von Brand in kinderloser Ehe und starb am 5. Nov. 1775 als sächsisch-gothaischer Oberstlieutenant der Cavalerie; Georg Karl Gottlob starb unvermählt am 25. März 1777 als königl. preußischer Generallieutenant und Commandant von Schweidnitz. Dieser trat als Cadet in seinem 17. Jahr in das Regiment ein, welches der Herzog von Sachsen-Eisenach dem Kaiser 1725 überließ, und machte mit demselben die Feldzüge am Rhein und in Italien 1734 und 35 mit. Nach Endigung des Feldzugs kam das Regiment in preußischen Sold, wo er sich in den drei schlesischen und siebenjährigen Kriegen vortheilhaft in den Schlachten bei Prag, Kollin und Zorndorf auszeichnete. Als Oberst des Regiments zeichnete er sich nicht minder durch seine entschlossene Vertheidigung der Sternschanze 1757, als auch bei dem Sturm auf die Festung Schweidnitz aus; in der Schlacht bei Kay wurde er verwundet. Er hatte sich die Gnade des Königs Friedrich II. in hohem Grade erworben, sodaß er 1772 den Orden des schwarzen Adlers erhielt. Christoph Friedrich III. starb gleichfalls unvermählt als würtembergischer Generallieutenant und Gouverneur von Hohentwiel am 8. Jan. 1794, Wolf Heinrich und Johann Friedrich endlich, Christoph Friedrich's II. jüngste Söhne, sind gleichfalls ohne Leibeserben schon vor 1764 verstorben. Von den Töchtern starben zwei, Johanne Friederike Charlotte und Johanne Magdalena Elisabeth als Kinder, die dritte, Friederike Magdalena Sophie verheirathete sich mit einem Herrn von Stein auf Cospoda. Wolf Heinrich, Hans Georg's ältester Sohn, übernahm Poschwitz aus dem väterlichen Erbe und vermählte sich im J. 1702 mit Anna Helene von Bodenhausen, von welcher er bei seinem schon am 13. Juni 1709 erfolgten Ableben zwei Söhne, Wolf Albrecht IV., geb. den 1. Jan. 1706 und Hans Georg II., geb. den 25. Oct. 1707, hinterließ. Ersterer starb unverheirathet den 10. Jan. 1784, Hans Georg II. aber vermählte sich am 23. Nov. 1734 mit Christiane Amalie von Bose, verwitweten von Thümmel. Er widmete sich dem Forstfach, war bis zum Jahr 1754 Oberforstmeister in Tabarz, und wurde von da nach Altenburg versetzt, wo er am 2. Aug. 1773 als Landjägermeister starb. Er hinterließ drei Söhne, Hans Friedrich, Wilhelm Ludwig und August Heinrich Adolf, und eine Tochter, Friederike Wilhelmine, welche erst an Philipp Johann Wilhelm von Tümpling auf Posewitz und zuletzt

noch in ihrem Alter an den Major von Trebra auf Neudes sich verheirathete. Hans Friedrich, geb. den 16. Nov. 1735, folgte dem Berufe seines Vaters und starb als Oberforstmeister zu Altenburg am 13. Mai 1800. Seine Ehe mit Friederike Dorothea Freiin von Lichtenstein aus dem Hause Lohm blieb kinderlos. August Heinrich Adolf, geb. am 13. April 1747, starb als Secondelieutenant in kursächsischen Diensten am 8. April 1774 unverheirathet. Wilhelm Ludwig, geb. den 10. Jan. 1738, war zuerst in königl. preußischen und dann in sächsisch-gothaischen Militairdiensten, die er später verließ, um sich ins Privatleben zurückzuziehen. Im J. 1772 erlangte er die Aufnahme in den Johanniterorden, nahm im J. 1773 das Stammgut Poschwitz aus dem väterlichen Erbe an und vermählte sich im J. 1775 mit Christiane Auguste von Lindenau, verwitweten von Beulwitz, welche ihm einen einzigen Sohn, Hans Karl Leopold, gebar. Er starb den 26. Oct. 1805. Hans Karl Leopold, geb. den 18. Jan. 1778, studirte in Leipzig und Göttingen, und trat sodann in der Regierung zu Altenburg als Assessor ein. In diesem Collegium rückte er im J. 1830 zum Kanzler auf und trat gleichzeitig als Geheimerath in das herzogl. altenburgische Ministerium. Auch er fand, wie sein Vater, im Johanniterorden Aufnahme. Er war ein Kenner und Sammler römischer Kaisermünzen, wozu ihm seine wiederholten Reisen nach Frankreich und Italien Gelegenheit boten, und hinterließ eine werthvolle Sammlung solcher Münzen, über welche er im J. 1830 einen Katalog drucken ließ. Er heirathete in erster Ehe Henriette Johanne Friederike Philippine von Baumbach, welche ihm eine einzige Tochter, Dorothea Auguste, geb. den 22. Oct. 1801, hinterließ. Nach dem Tode seiner ersten Frau vermählte er sich anderweit mit Marianne Auguste von Seebach, von welcher ihm fünf Töchter und ein Sohn geboren wurden. Er starb am 7. März 1831. Von den Töchtern starb die älteste, Pauline, geb. den 31. Oct. 1804, am 12. Juni 1824 unverheirathet, die zweite, Julie Agnes Elisabeth, geb. den 25. Dec. 1808, ist mit dem Medicinalrath Dr. Julius Göpel in Altenburg, die dritte, Marie Mathilde, geb. den 14. April 1810, mit dem Forstmeister Hermann von Wangenheim auf Greitzschen verheirathet; die vierte, Isidore Sidonie Malvine, geb. den 14. Dec. 1812, ist Hofdame bei der Kronprinzessin von Hanover, die jüngste, Louise Constanze, geb. den 11. Nov. 1814, expectivirt in dem Magdalenenstift zu Altenburg.

Hans Conon, der einzige Sohn des Vorigen, geb. den 13. Oct. 1807, besuchte vom J. 1821—1825 das Gymnasium zu Altenburg, studirte dann bis 1828 in Leipzig und Göttingen, und trat nach beendigten Studien in den altenburgischen Staatsdienst, in welchem er im J. 1830 Kammerassessor, im J. 1831 Kammer- und Regierungsrath wurde. Im J. 1847 wurde er von dem Landtag zu Weimar zum Landmarschall gewählt und trat in Folge dessen aus dem altenburgischen Staatsdienst. Im J. 1848 wurde er von Weimar und Altenburg erst als Vertrauensmann und dann als Bundestagsgesandter nach Frankfurt a. M. geschickt, wo er bis zur Ankunft des Erzherzogs Reichsverwesers verweilte. In Folge einer veränderten Organisation des weimarschen Landtags gab er hierauf seine Stelle als Landmarschall auf und wurde zu Ende des J. 1848 von dem Herzog Georg von Sachsen-Altenburg an die Spitze des Ministeriums berufen, welche Stellung er im August 1849 aufgab, um sich ganz ins Privatleben zurückzuziehen. Er vermählte sich im J. 1833 mit Henriette Grace Dorothea Charlotte Ulrike Adolphine von Linsingen a. d. H. Birkenfelde, welche ihm sechs Kinder geboren hat: Hans Albert, geb. den 14. Nov. 1834, Amalie Pauline Marianne Louise, geb. den 16. Juni 1836, expectivirt in dem Stift Fischbeck, Julie Victorie Mathilde Walpurgis, geb. den 11. Oct. 1838, gest. den 12. April 1839, Hans Georg Conon, geb. den 16. März 1840, Amalie Albertine Margarethe Walpurgis, geb. den 12. Jan. 1842, und Clementine Henriette Pauline Elisabeth, geb. den 17. Mai 1849. Das Wappen: Im silbernen Felde eine eingebogene gestürzte rothe Spitze, mit einer dreizinkigen, mit den äußern Zinken auswärts krumm gebogenen silbernen Streugabel ohne Schaft belegt. Auf dem Helm zwei Adlersflügel roth und Silber, den rechten schrägrechts, den linken schräglinks getheilt. Helmdecken silbern und roth.

(*Albert Freih. von Boineburg-Lengsfeld.*)

GABELENZ (Hans Karl Leopold von der), geb. am 18. Jan. 1778 zu Gotha, wo sein Vater Kammerherr war, studirte in den Jahren 1793—1796 zu Leipzig und Göttingen die Rechte. Im J. 1798 ward er Regierungsassessor und 1800 Regierungsrath, 1810 Kammerherr, 1814 Regierungsdeputirter bei der Polizeicommission und städtischen Verwaltung, 1819 Director der Armenversorgungsanstalten, 1822 Vicekanzler, 1824 Viceobersteuerdirector, 1827 landschaftlicher Director der Landesbank und 1830 wirklicher geheimer Rath, Kanzler und Obersteuerdirector. Bereits 1814 hatte er das Ritterkreuz des Johanniterordens. Eine Brustentzündung endete sein Leben zu Altenburg am 7. März 1831. Aus seiner zweimaligen Ehe, die er mit Philippine von Baumbach (1798) und mit Mariane Auguste von Seebach (1803) geschlossen, hinterließ er mehre Töchter und einen Sohn, den nachherigen Regierungsrath Conon von der Gabelenz. Der Verstorbene war Herr auf Poschwitz und Lemnitz. In dem Kirchsprengel des zuerstgenannten Rittergutes, auf dem Gottesacker zu Windischleuba fand er seine Ruhestätte.

Weniger einem eisernen Fleiß während seiner akademischen Laufbahn, als seinen glücklichen Naturanlagen, seinem hellen Kopf und seiner schnellen Auffassungsgabe hatte Gabelenz, zuverlässigen Nachrichten zufolge, die Fülle der mannichfachen Kenntnisse zu verdanken, die ihn zu einem ausgezeichneten Geschäftsmanne machten und die Erfüllung seines Berufs erleichterten. Sein kräftiger Geist eilte immer rasch vorwärts und überwand leicht die ihm entgegentretenden Hindernisse. Der Feuerblick seines Auges, seine hohe und imposante Gestalt, vor allem aber die Gabe, einer Sache leicht die praktische Seite abzugewinnen und sich und Andere darüber zu verständigen, gaben seiner natürlichen Beredsamkeit einen Nachdruck,

der ihn leicht zum gewünschten Ziele führte. Ein Feind jeder Weitläufigkeit, ehrte er doch überall, wo er sie für nöthig erachtete, die gesetzlichen Rechtsformen. Rasch in seinem Urtheile, verschmähte er doch nicht, in wichtigen Fällen sich bei Andern Rathes zu erholen, und seine Übereilung und falsche Ansicht offen einzugestehen. Seine Untergebenen gaben ihm das ehrenvolle Zeugniß, daß er immer nur das Gute und Rechte gewollt, und dabei durch seine Heiterkeit und seinen Humor manches schwere und verdrießliche Geschäft erleichtert habe. Stolz und Anmaßung waren ihm fremd; aber auf die Ehre und den Namen eines streng rechtlichen Staatsdieners und den Ruhm eines furchtlosen Mannes legte er keinen geringen Werth. Mit jugendlichem Muthe würde er auch noch in höherem Alter sich dem entgegengestellt haben, der ihn von dieser Seite angriff, so gleichgültig er auch in anderer Hinsicht das Urtheil der Welt verachtete. Ohne dem geselligen Vergnügen abhold zu sein, war er doch kein Freund von Cirkeln, die ihm einen gewissen Zwang auferlegten. Lieber beobachtete er an öffentlichen Orten das Thun und Treiben der Menge. Er unterhielt sich dann auch wol mit Bürgern und Landleuten über ihre Beschäftigungen, hörte ihre Anliegen, Meinungen und Wünsche, und lernte dabei ihre Denkart und Bedürfnisse kennen. Durch diese nicht blos scheinbare, sondern echte Popularität, die aus einer gerechten Schätzung des Werthes der arbeitenden Classen entsprang, erwarb er sich den ziemlich weit verbreiteten Namen eines Volksfreundes, dem auch der geringste Tagelöhner ohne Schüchternheit sich näherte. Er rühmte oft die gesunden Urtheile, die er unter den niedern Ständen vernommen, und wie er mancherlei dabei gelernt.

In seinem rastlos thätigen Geschäftsleben, als Präses in dem bis zum Jahr 1831 ungetrennten Collegium der Justiz und Verwaltung, gab es für ihn keine drückendere Periode als den Schluß des Jahres 1805, wo das altenburgische Land in einer Zeit großer Theuerung von Einquartierungen und beträchtlichen Proviantlieferungen für die preußische und sächsische Observationsarmee heimgesucht ward. Vermehrt wurden diese Drangsale nach der Schlacht bei Jena am 14. Oct. 1806 durch die noch überspanntern Requisitionen des französischen Heeres und der Rheinbundstruppen. Dazu gesellte sich noch ein flüchtiger Besuch des Herzogs von Braunschweig-Öls im J. 1809. Besonders aber litten die Bewohner des altenburger Landes, als der Kriegsschauplatz in den Jahren 1813—14 durch die Schlachten bei Lützen und Leipzig sich in ihre Nähe zog. Durch die Hauptquartiere der drei verbündeten Monarchen mit ihrem Gefolge in Altenburg, sowie durch den Besuch mehrer französischer Marschälle wurden die zahlreichen und mühevollen Geschäfte der öffentlichen Behörden übermäßig vermehrt, und alle ersinnlichen Mittel mußten aufgeboten werden, um unter den ungestümen und übertriebenen Foderungen Ruhe und Ordnung zu erhalten und den bedrängten Ortschaften einige Erleichterung zu verschaffen.

Mit der ganzen Energie seines noch jugendlich kräftigen Geistes erwarb sich Gabelenz damals durch seine rastlose Thätigkeit und seinen Eifer für das allgemeine Wohl auf dem von ihm bekleideten Posten große und unbestrittene Verdienste. Sein Einfluß war indeß damals noch nicht so bedeutend, um nach dem eingetretenen Frieden der allgemeinen Zerrüttung und besonders den vielfachen Misbräuchen und Übelständen im Finanzwesen, das ohnedies nicht zu seinem eigentlichen Departement gehörte, mit gehörigem Nachdruck steuern zu können. Erst 1818 gelang es ihm, mit Hilfe des damaligen Vicekammerpräsidenten und nachherigen Staatsministers von Lindenau einiges Licht in jenem Dunkel zu verbreiten. Das Übel sogleich mit der Wurzel auszurotten, gelang ihm nicht. Er mußte sich mit dem Bewußtsein begnügen, nach besten Kräften das Mögliche geleistet zu haben, was sich denn auch in dem vielfach verbesserten Staatshaushalt immer deutlicher entwickelte. Manche Mängel fand Gabelenz bei der Armenversorgungsanstalt zu beseitigen, die 1796 in menschenfreundlichem Sinne, doch nicht mit weiser Berechnung, geschaffen worden war. Nach seinen 1814 herausgegebenen „Bemerkungen über die Armenversorgungsanstalten im Herzogthum Altenburg" fand Gabelenz das Fehlerhafte jener Institute in der zu kostspieligen Grundlage, dann aber auch in dem Princip zu großer Milde und Güte, das zu vielen Misbräuchen und namentlich zu dem leichtfertigen Sinne, sich in das Armenrecht zu spielen, vielfach Anlaß gegeben habe. Die genannte Schrift diente zu einer zweckdienlichen Vorbereitung der allmäligen Reform der Armenversorgungsanstalten, welche im J. 1819, als Gabelenz als Director an ihre Spitze trat, erfolgte.

Bei der politischen Gährung, die im Sept. 1830 die Stadt Altenburg zu einem Schauplatz furchtbarer Verheerungen machte, war Gabelenz vielfach und nicht fruchtlos bemüht, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Er war um diese Zeit als Kanzler an die Spitze der Geschäfte getreten. Durch die Errichtung einer Bürgergarde und anderweitige Maßregeln, welche die Lage der Dinge erheischte, suchte er Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Das Zutrauen des Volks kam ihm dabei sehr zu statten. Seine Thätigkeit war aber fast übermäßig in Anspruch genommen, schon durch die mannichfachen Anfragen, die an ihn, als Chef der Bürgergarde, ergingen, und bald mehr bald minder bemerkliche Volksbewegungen in Altenburg und in der Umgegend betrafen. Selbst seine Wohnung an dem geräuschvollen Markte, dem Rathhause und mithin dem Hauptsitz aller Volksverhandlungen gegenüber, diente dazu, oft schon durch bloße Gerüchte von bedenklichen Symptomen seine Ruhe zu stören. Er brachte willfährig jedes Opfer. Dennoch sah er sich, bei seinem rühmlichen Eifer bei der wankelmüthigen Menge und ihren überspannten Foderungen oft schiefer Beurtheilung und mannichfachen Verdrießlichkeiten ausgesetzt, bei denen auch der kaltblütigste Philosoph nicht gleichgültig hätte bleiben können. Diese Erfahrungen waren für ihn nichts weniger als überraschend. Von den Menschen, bemerkt einer seiner vertrautesten Freunde, hatte Gabelenz, nach seiner auf Reisen und im Umgange gesammelten Welterfahrung, ziemlich geringe Begriffe. Er erklärte sie insgesammt, sich selbst nicht ausgenommen, nur für gröbere

oder feinere Egoiſten. Machte man ihm den Einwurf, daß er ſelbſt doch ſo viele Verpflichtungen und Mühſeligkeiten übernähme und Dienſte leiſte, die er, um dem Syſtem des Egoismus und der Genußſucht treu zu bleiben, vielmehr ſchlau umgehen und fliehen, und dagegen blos das Leichte und Angenehme ſuchen müßte: ſo berief er ſich auf das Princip der Ehre, das den Menſchen vor Schimpf und Schande bewahren und ihn pflichtgetreu machen müßte. „Von dieſem Princip dachte er wie ein echter Johanniter und ebenſo ritterlich wie Franz I., der, von Karl V. beſiegt, an ſeine Schweſter ſchrieb: Wir haben Alles verloren, nur nicht die Ehre." — Bei alle dem hatte Gabelenz in praktiſchen Verhältniſſen weit mehr Vertrauen zu den Menſchen, als man nach ſeiner Theorie hätte erwarten ſollen. Seine Vorſtellung von dem Zweck des Lebens hatte ſich in der Schule der franzöſiſchen Philoſophie aus der letzten Hälfte des 18. Jahrh. gebildet. Die auf dieſem Wege erlangte Lebensanſicht verleugnete er nie, weder theoretiſch noch praktiſch. Indeſſen erkannte er doch die Unentbehrlichkeit des religiöſen Princips bei Eidesleiſtungen, bei der Erziehung ſeiner Kinder, bei den Ermunterungen zum Befreiungskriege von 1813—1815 und bei vielen anderen Anläſſen. Offen geſtand er, daß ſeine Philoſophie nicht grade für die ganze Welt zu empfehlen ſei. Bei aller Liberalität ſeiner Grundſätze foderte er doch von dem geiſtlichen Stande zwar nicht das Cölibat, aber doch einen muſterhaften und tadelloſen Lebenswandel.

Mit ſeiner mehrfach erwähnten Geſchäftsthätigkeit in keinem Widerſpruche ſtand die mitunter von Gabelenz im Kreiſe vertrauter Freunde hingeworfene Äußerung, daß er von den Muſen mit ihren ſchönen Künſten ſtiefmütterlich behandelt worden ſei. Seine Lieblingsbeſchäftigung in Mußeſtunden war die Numismatik. Aus 3246 Nummern beſtand das ſchätzbare Münzcabinet, welches Gabelenz in dem Raum von einigen dreißig Jahren auf ſeinen Reiſen und durch Tauſch beträchtlich vermehrt hatte. Von dieſer Sammlung ließ er zu Altenburg 1830 ein mit zwei lithographirten Tafeln geſchmücktes Verzeichniß drucken, unter dem Titel: Catalogue d'une Collection de Médailles antiques, romaines et imperiales *).

(*Heinrich Döring.*)

GABELLA, GABELLE (Abgabenweſen), ſoll nach Mezerai eine Erfindung der Juden ſein, und ſeinen Namen von dem hebräiſchen Kabbala, welches von kibbel. geben, kommt, haben, aber wahrſcheinlicher iſt das Wort die Verkleinerungsform von Gabe [1]), aber nicht in dem Sinne, um die Abgabe klein [2]), ſondern verächtlich darzuſtellen, ähnlich wie der Ausdruck Ungeld entſtanden iſt. Die Abgaben waren nämlich urſprünglich freiwillig, und daher ehrenvoll für den Geber und den Empfänger, da ſie als Geſchenke galten. Tacitus [3]) ſagt von den Germanen: Mos est civitatibus, ultro ac viritim conferre principibus vel armentorum vel frugum, quod pro honore acceptum, etiam necessitatibus subvenit. Das, was hiernach die alten Teutſchen darbrachten, nannten ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach Gabe, deſſen ältere Wortformen wir im Art. Gabe angegeben haben, nämlich Gabe in Beziehung auf die Stelle des Tacitus in der Bedeutung von Geſchenk. Er fährt unmittelbar darauf fort: Gaudent praecipue finitimarum gentium donis, quae non modo a singulis, sed publice mittuntur: electi equi, magna arma, phalerae torquesque; jam et pecuniam accipere docuimus. Wurden ſolche Gaben durch Zwangsrecht Abgaben, ſo iſt natürlich, daß dieſes den Sprachgebrauch dahin veränderte, daß das Wort in der eine Verſchlechterung der Bedeutung kundgebenden Verkleinerungsform gebraucht ward, wenn man nicht ein anderes Wort dafür verwandte. Während z. B. im Gothiſchen das griechiſche φόρος (Luc. 20, 22) durch Gild, und Marc. 12, 14 κῆνσος durch kaisara-gild (Kaiſerſteuer) gegeben wird, braucht das Angliſche, um an denſelben Stellen tributum und census auszudrücken, gafol, nämlich Luc. 20, 20: Ys hit riht that man tham kasara gafol sylle, iſt es recht, daß man dem Kaiſer Gafol (Tribut) gebe? und Marc. 22, 14: alyſdh gafol to syllane tham kasare, iſt es erlaubt, dem Kaiſer den Cenſus zu geben? In Matth. 25, 27 iſt cum foenore (σὺν τόκῳ) gegeben durch mid tham gafole. Anderwärts findet man [4]) Fëohgafol, Geldgafol, Vermögensgafol, Zins, Abgabe vom Capital, Gafolgild, Zahlung des Zinſes (solutio census), gafol-gildan, Zins zahlen (censum tribuere), Gafolgilda, Abgabe zahlen, Abgabepflichten, gafol-land, Zinsland, tributpflichtiges Land (terra censualis) und land-gafol, Zins für Land, Landzins (census terrae). Die Stufe des Standes eines Gafolgylda wird durch Ine's Geſetze Cap. 6 [5]) veranſchaulicht: Wenn wer fechte in des Königs Hauſe, ſei er ſchuldig alles ſeines Erbes, und ſei in des Königs Richterſpruche, ob er das Leben habe, oder nicht. Wenn wer in einem Münſter fechte, büße er 120 Schillinge. Wenn

*) Vergl. die Sachſenzeitung. 1831. Nr. 84. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. IX. 1. Th. S. 214 fg.

1) Doch hat man auch andere Ableitungen, z. B. von Steph. Guichard, welcher eine doppelte Etymologie gibt, entweder von dem chaldäiſchen Gab pro mulcta sumta, oder von dem hebräiſchen Quabal id est receptio. Die verſchiedenen Ableitungen des Wortes Gabella hat Menagius (Orig. Gallicae et Italicae) zuſammengeſtellt, ohne jedoch das angliſche Gafol in Anſpruch zu nehmen. Dieſes liegt weit näher, als das hebräiſche Gabbaim, oder das lateiniſche vectigal, vectigalia etc., von welchem Ferrarius Gabella abzuleiten ſich bemüht.

2) *Abrahamus Mylius*, Archaeologus Teuto sive Glossarium multorum Vocabulorum Veterum Teutonicorum Celticorumque, collectorum ex variis Vocabulariis et antiquissimis Teutonicis Scriptoribus ap. *Leibnitium*, Collect. Etymolog. p. 67. 68: *Gabele*, veter. Teut. vectigal, apud Lazium, a *gebe*. ut opinor, dono. Inde *gabe*, donum, inde *gabele*, velut gabelin hodie Alemannis, id est donulum: sunt enim vectigalia velut exigua dona. Hinc Gallis hodiernis suum *gabelle* pro vectigal. *Joh. Georg. Wachter*, Gloss. Germ. p. 511: *Gabel*, tributum, et quaevis exactio summae potestatis, quae cum antiquitus minuatim fere pendebatur, dicta est *gabel*, a *gabe* donum, quasi parvum munusculum. 3) Germ. 15. 4) *Spelmann*, Diction. Angl.-Saxon. unter *Gafol*; Heinrich Leo, Erklärendes Verzeichniß der angelſächſiſchen Wörter unter gifan (in deſſen altſächſ. und angelſächſ. Sprachproben S. 154). 5) Bei Schmid, Die Geſetze der Angelſachſen. 1. Th. S. 15.

wer in eines Eoldormannes Hauſe fechte, oder in eines andern erlauchten Wita (on odhres gethungenes witan) büße er 60 Schillinge, und andere 60 Schillinge gebe er zum Wette (Strafe). Gif thonne on gafolgyldan [6]) huse oddhe gebures gefeohte XXX scill. to wite geselle and thaem gebure syx scill., Wenn (er) aber in eines Gafolgylda Hauſe oder eines Bauern fechte, gebe er 30 Schillinge zum Wette (Strafe) und dem Bauern ſechs Schillinge. Latiniſirt lautet gafol gablum, und gabulum. Jenes z. B. in den Geſetzen Heinrich's I. 36 [7]). De firma tenenda, wo §. 2 aufgeführt wird, was bei Zurückgabe des Pachtgutes zu unterſuchen iſt, heißt es unter anderm: si deteriotatum sit Manerium in Dominio, vel hominibus, in pascuis, in nemoribus; *si quis gablum auxerit, si quis injuste tulerit*; quid sit in horreis; quid seminatum sit. Im Doomesday-Book: Wallingford continet 276 hugas, reddentes 9 libras de gablo, und an einer andern Stelle: Oxford. Haec urbi reddebat pro theolonio et gablo Regi 20 lib. et sextarios mellis Comiti Alpharo 10 libr. In einer Urkunde des Königs Eduard des Bekenners [8]), in einer des Königs Wilhelm des Baſtard vom Jahre 1082 [9]), und in vielen andern Urkunden [10]) kommt gablum vor. Ebenſo die andere Form Gabulum [11]). In einer Urkunde des Abtes S. Vedaſti zu Arras vom J. 1245: Cum mota esset contentio — super gabulo Atrebatensi et receptione ipsius, und weiter unten: Insuper dictus Bajulus ordinavit, quod gabulum supradictum mensurari debet ad talem mensuram, ad quam homines vendunt et emunt in foro Atrebatensi. Ebendaſelbſt: Si autem homo non manens super terra debente gabulum, velit terram debenter gabulum ahanare (d. h. bearbeiten), ipse potest quamlibet mencaldatam terrae ahanare pro uno boistello avenae [12]) etc. Aus dem Appendix ad Vitam Liotberti Episcopi Cameracensis ex Cod. MS. Alexandri Petavii: Dedit cambam unam, et in Bolengreia furnum unum, et in foro gavalum unum. Für Gabalum, Gavalum, Gablum findet man auch Gaulum. So in einer Urkunde des Grafen Philipp von Flandern vom J. 1176 [13]): In eodem pago villam Salliacum cum vivario, molendino, furno et gaulo: villam etiam Gaugiacum — et totum gaulum ejusdem villae. — In pago Atrebatensi villam Bariacum et gaulum cum omni integritate. Wenn man bemerkt findet, daß Hagabulum daſſelbe als Gabulum ſei [14]), ſo iſt dieſes nicht richtig. Das Monasticum Anglicum, wo gablum, gabulum, und hagabulum wiederholt vorkommen, enthält T. II. p. 32: Habent et dicti Canonici — 50 acras terrae in libera eleemosyna, salvo *hagabulo* Domini Regis, quae solvunt singulis annis Ballivis Dom. Regis — 57 sol. Hier und anderwärts iſt hagalum aller Wahrſcheinlichkeit nach ſoviel als Hochgabulum (angliſch ha-gafol), und wurde ſo genannt, weil es der König erhielt. Aus gablum iſt ferner gebildet gablagium, welches z. B. in der Urkunde des Königs Heinrich I. für die Abtei S. Mariae de Voto vorkommt. Aus dem Tabularium Fiscanense ann. 1260. fol. 51 bemerken wir: Et manentes in ea debent ire ad furnum, et molendinum ipsius Abbatis, et debent gablagium et alia jura per annum. Fol. 88: Et custus meos (meine Koſten) in die Veneris proxima post festum S. Martini hiemalis, quando gablagium colligebatur in villa. Aus Gabulum iſt endlich gebildet Gabularius, d. h. einer, welcher das Gabulum zu zahlen die Pflicht hat. So z. B. im Monastico Angl. T. I. p. 1020: Et omnia prata — ejusdem concedo, salva communa gabuliorum meorum de Pulla post festum collectum et abductum. In einer alten England betreffenden franzöſiſchen Urkunde bei Spelmannus in Villanus: Frankes tenants, coterols, ou gabelators. Aus Gabulum oder wahrſcheinlicher aus Gabella iſt, wie ſein weibliches Geſchlecht ſchließen läßt, das nur in einigen oberteutſchen Mundarten übliche Gaffel (die Gaffel) verunſtaltet. Es bedeutet Zins, Steuer, Abgabe. Vornehmlich wird an einigen Orten das Abzugsgeld (Nachſteuer) die Gaffel (Gabella Emigrationis und Gabella hereditaria) die Gaffel genannt. Gafel-Recht, Gaffel-Recht heißt das Recht, den Zoll zu erheben (jus vectigalis exigendi) [15]). Gaffel-Zehend iſt ſoviel als Reut- oder Rodezehend, nämlich Zehend, der von einem ausgereuteten oder urbar gemachten Lande erhoben wird. Da Mitglieder einer Gilde Geldbeiträge geben müſſen, ſo hat man namentlich in Cöln auf Zunft, Innung, die Benennung Gaffel übertragen, und dieſe entſpricht der urſprünglichen Bedeutung von Gilde, d. h. einer Geſellſchaft, von welcher jedes Mitglied zu gemeinſamen Zwecken zahlt oder ſonſt beiträgt. Aus Gaffel in der Bedeutung von Gilde iſt zuſammengeſetzt: Gaffelmeister, der Älteſte der Zunft, Gaffelknecht, der Zunftdiener, Gaffelherren, ſoviel als Handwerksherren aus dem Rathe, welche den

6) Nach anderer Lesart gefol gylden. Dieſes, ſowie gafolgyldan, iſt Beugung von gafolgylda, oder in ſpäterer Form gefolgylde. 7) Bei demſelben S. 246. 8) ap. *Seldenum*, De Titul. honor. II. part. c. 5. p. 68. 9) Charta Guillelmi Nothi Regis Angl. 1082. 10) in Monastico Angl. T. I. p. 20. 437. 560. 624. T. II. p. 969; ap. *Willelmum Thorne* ad ann. 1343; *Somner*, Treatise of Gavel kind both name and thing. (London 1660. 4.) p. 777 etc. (die zweite Ausgabe 1726. 4.) vertheidigt den ſächſiſchen Urſprung des Rechtes des Gavelkind, weil das Wort weder in den walliſiſchen Geſetzen vorkommt, noch auch aus dieſer Sprache erklärt werden kann. Silas Tailor (History of Gavelkind [London 1663. 4.]) verſucht zu beweiſen, daß die Sachſen es von den Walliſern angenommen, aber ſein Beweis iſt ſchwach (vergl. Sprengel, Fortſ. der Allgem. Welthiſt. 47. Th. S. 332). Ein drittes Werk über die kentiſche Rechtsgewohnheit iſt von *Thomas Robinson*, The common law of Kent, or the Customs of *Gavelkind*, with an Appendix concerning Borough English. (London 1741.) 11) ap. *Willelmum Thorne*. Edit. Londini ann. 1652. p. 1788. 2078. 2130; in Monastico Anglico T. I. p. 577. 2078. 2130. 12) Vergl. *Du Fresne*, Glossar. Lat. s. v. *Gablum*, welcher zu der Urkunde des Abtes S. Vedaſti zu Arras bemerkt: Ubi *gabulum* sumitur pro praestatione agraria, et *blade* quod ex messibus domino penditur. Aus Bladum (Getreide) iſt das franzöſiſche Blé (Getreide) gebildet. Bladada iſt ſoviel als praestatio ex blado; ſ. *Du Fresne* s. v. *Bladum*.

13) ap. *Buxelinum*, Gallo-Flandria Lib. II. c. 22. 14) *Du Fresne* s. v. *Gablum*. 15) Von dem Gafelrechte handelt Schotelius; ſ. *Joh. Georg. Wachter*, Gloss. Germ. col. 511.

Verſammlungen der Handwerker beiwohnen. Unmittelbar aus dem Angliſchen Gafol entſprungen iſt die altengliſche Bildung Gavel, namentlich in der Zuſammenſetzung Corn-Gavel, z. B. in einer alten canterbury'ſchen Urkunde bei *Somnerus*, De Gavelkind p. 16: Et quod 4 swillingae reslduae tenebantur et tenentur de praedictis Abbate et Conventu per fidelitatem et relevium, et per reditum et servitium vocatum *Corngavel*, videlicet reddendo eisdem Abbati et Conventui et successoribus suis annuatim in festo S. Michaëlis Archangeli de qualibet swallinga earundem 4. swallingarum quindecim quasteria et s. buschellos ordei palmalis etc. In einer ebendaſelbſt befindlichen Urkunde kommt Gavel-korn vor, das heißt Getreide, welches *als* Gavel gegeben wird. Auch im Neuengliſchen hat man noch Gavel (ſprich gáwwil), ein gewiſſer Tribut, Zoll, Acciſe, jährlicher Zins, Abgabe von Korn, Malz u. ſ. w., Schoß, und übertragener Bedeutung als ein Provinzialwort für Ground, der Boden, der Grund, die Erde, z. B. let it lie upon the Gavel, laß es auf dem Boden liegen, Galwerk, Frohndienſt (Handdienſte oder auch mit Fuhrwerk), Gavelmann, ein Lehnsmann, der einem Tribute oder Zinſe unterworfen iſt, Gavelrip, ein Erntedienſt, den der Herr von dem Lehnsmanne fodert, Gavelmed, das Mähen der Wieſen und Heumachen, welches der Lehnsherr vom Lehnsmann zum Dienſte begehrt, Gavelseſter, ein gewiſſes Maß Zinsbier, Gavelet, ein vornehmlich in der Grafſchaft Kent geltendes Geſetz, nach welchem der Lehnsmann, wofern er ſeinen Zins nicht gehörig entrichtet, oder ſich ſonſt ſäumig in Verrichtung der Dienſte bezeiget, ſeines Lehens verluſtig geht, und Gavelkind, ein Geſetz in einigen Provinzen Englands, namentlich in Kent, nach welchem die Güter eines Vaters nach deſſen Tode in antiquum socagium (zu altem Ackerfrohndienſte) unter ſeine Söhne in gleiche Theile getheilt werden, und der Erbe von 18 Jahren dieſelben veräußern kann. Die Charta de Praerogativa Regis ann. 17. Edw. II. c. 17: Et in Kancia in Gavelkind, ibidem omnes haeredes masculi participabunt haereditatem eorum, et similiter foeminae, sed foeminae non participabunt cum masculis etc. In einer alten Urkunde bei *Somnerus*, Of Gavelkind p. 180 heißt es: Ita quod manerium illud nunquam fuit Gavelkind, nec partitum; in einer andern ebendaſelbſt p. 179: Et prior dicit quod praedictum manerium non est Gaulkind, neque partitum; in einer andern ebendaſelbſt: Dedimus Jordano de Serres et haeredibus suis ad Gavelikendam 40 acras de nostro marisco — — — tenendas de nobis jure haereditario in perpetuum; bei Wilhelm Thorne zum J. 1050: tradere terram in Gavelkende. Wie aus dem von *Somner*, Of Gavelkind (herausgegeben 1660) p. 184. 185 u. 194; *Camdenus* in Kantio, Rastulus; *Jacobus Waraeus*, Antiq. Hibern. c. 7, Statutum de Praerogativa Regis edit. ann. 17 Edw. II. c. 17; *Christophorus* de S. Germano de Legibus Angliae c. g. 18; *Bractonus* Lib. IV. Tract. 6 de Act. dot. c. 15. §. 1. Lib. V. Tract. 1. c. 5. §. 13. Tract. 3. c. 6. §. 1; *Glanvilla* Lib. VII. c. 1 hervorgeht, iſt die als Gavelkind ertheilte Erbbeſitzung nicht den Lehngeſetzen, namentlich nicht der Einziehung oder Confiscation wegen begangener Felonie unterworfen. Bei Verkauf oder ſonſtiger Veräußerung wird kein Laudemium bezahlt. Die Frau erhält die Hälfte zum Heirathsgute, verliert ſie aber, wenn ſie ſich wieder verheirathet, oder als Witwe eine fleiſchliche Unzucht begeht. Wer Land als Gavelkind beſitzt, iſt dem Herrn nur zu Zins und Dienſt verpflichtet. Lambardus erklärt Gavelkind durch gif eal cyn, id est, omnibus cognatione proximis datum, Spelmann und Somner aber durch quasi debitum vel tributum soboli, pueris, genere, denn dieſes bedeute cyn und kynd, jenes aber gafel und gafol. Kind bedeutet auch Art. Gavelkind alſo Gavelart, terram tradere in Gavelkinde bedeutet alſo ein Land auf Gavel-, das heißt Zins- und Frohndeweiſe übergeben, Clare's Ableitung haben wir im Art. Gabel ſprachlich angegeben. Gavelate, zuſammengezogen aus Gavel-Late, neuengliſch Gavelet, latiniſirt Gaveletum, bedeutet Gavellaſſung, Gavelverluſt, und dieſer Proceß wurde, wie aus Fleta Lib. II. Cap. 55. §. 2 und Rastallus unter Gavelet zu erſehen, angewendet, wenn ein Gavelman Zins und Dienſte ſehr vermindert, oder eine Zeit lang gar nicht gethan, ſodaß er dadurch das Gavel verlor. In einer alten Urkunde der kentner Kirche bei Somner a. a. O. S. 31 heißt es: Et postea per quandam consuetudinem quae vocatur *Gavelate*, usitatam in Comitatu isto de terris et tenimentis de Gavelkinde, pro redditibus et servitiis quae a retro fuerint, de eisdem per plures annos devenerunt eaedem terrae in manum cujusdam Abbatis. In einer andern ebendaſelbſt: Item de defectu redditus cujusdam curtilagii jacentis gavellate, quod fuit Aliciae Hammerii per annum in manu domini 4. den. Nimmt man Gavel in Gavellate in ſeiner urſprünglichen Bedeutung, nämlich in der Bedeutung von Abgabe, Zins und Dienſt, und nicht in der abgeleiteten von: ein für Zins und Dienſt überlaſſenes Land, ſo kann man Gavellate auch erklären durch Gavelunterlaſſung, d. h. Zins- und Dienſtunterlaſſung. Das Recht des Proceſſes der Gavellate wird im Statut. an. 10. Edw. I. de Gaveleto auch den Londnern überlaſſen. Gavelman heißt ein für das ihm als Gavel überlaſſene Land Zins- und Dienſtpflichtiger, ſo z. B. in einer alten Urkunde bei Somner: Et de 3 sol. 6 den. de incremento redditus de Simone Theodulfi, de una virgata et dimid. cum uno messuaglo in Salwenton, — traditis eidem Simoni hoc anno in servitium de Gavelman, quantum Gavelman debet de tanto tenemento, und in einer andern ebendaſelbſt: Villani de Terring, qui vocantur Gavelmanni; ferner Gavellond iſt als Gavel gegebenes oder rückſichtlich beſeſſenes Land, ſo z. B. in einer Urkunde ebendaſelbſt S. 189: Tenentes de Gavellond de octodecim jugis, pro cariago 36 carectatas foeni de prato de Redhamme und S. 190 ebenfalls. Gavelgeld iſt die Zahlung des Zinſes für das Gavel, z. B. in Monasticum Angl. T. III. p. 155: Idem Radulfus tenet unam-

toftam — — — et non dat Gavelgeld etc.; Gaveleth Gavel-Herte (jetzt Gard, also Gavelhuse), eine Hufe, die der Gavelman zur Frohnde pflügen, eggen und säen mußte, so z. B. in Urkunden der kentner Kirche bei Somner S. 17: Item respondet de 35 acris de consuetudine arandi Gavel-herte, in einer andern ebendaselbst: Item sicut ibi s. juga, quodlibet arabit unam dimidiam acram ad semen frumenti et seminabit, et herciabit (soll eggen), — — et vocatur istud opus Gaveleth; Gaveldung, Düngung zur Frohnde, z. B. in einer alten Urkunde ebendaselbst S. 21: Item respondet de consuetudine extrahendi fimum debita per custumarios tenentes 27 virgatas, dimid. et 1 ferling. in Borg de Gote, Middelham, — — — in una septima post festum S. Michaëlis cum auxilio Molmannorum, quod servitium vocatur Gaveldung; Gavelmed, Frohnde-Math, Abmähung zur Frohnde, in Urkunden bei Somner a. a. O.: Consuetudo falcandi, quae vocatur Gavelmed, und Et pro una septimana dum falcatur stipula, quae vocatur Gavelmed; Gavelrip, Frohnde-Erntedienst, consuetudo metendi, z. B. in einer Urkunde ebendaselbst S. 21; und in einer Urkunde der kentner Kirche ebendaselbst S. 19: De Consuetudine metendi 40. acras et dimid. de Gavelrip in autumno 40 sol. 6 den.; Gavel-Werk, Gavel- (Frohnde-) Arbeit, z. B. in einer Urkunde ebendaselbst S. 24: Arabit unam acram 6 pedes, et metet unam acram, dimid. et 9 pedes de Gavelwerk; Werk-gavel, welches in andern Urkunden vorkommt, bedeutet Arbeit-Gavel, Arbeit für ein als Gavel erhaltenes Land; Gavelrod, Gavel-Ruthe, Gavel-Beruthung, d. h. der Frohndienst der Einflechtens von Ruthen in Zäune, z. B. in einer Urkunde ebendaselbst S. 22: In borga de Wadeherst sunt 15 virgatae, dimid. et 1 ferling terrae nativae, quarum quaelibet debet claudere unam perticatam sepis circa curiam de Malling, et debet pro pollis et claustura quam facere solebat ad Natalem B. Joannis Bapt. annuatim reddere 1 ob. quod dicitur Gavelrod et Burghard etc., Gaveltymber, Gavel-Zimmerung, Zimmerung zur Frohnde, d. h. Behauung der Hochstämme zur Frohnde, z. B. in einer alten Urkunde ebendaselbst S. 22: Et de 200 nesters de Gavel-tymber, de redditu quilibet de longitudine 13 ped., de quibus proveniunt de tenemento de Barewafesyle 100 et de tenemento de Moryden 100 etc., Gavelwood (Frohndeholz, z. B. in einer alten Urkunde ebendaselbst S. 23: Et de 18 sol. 3 den. ob. de fine carlandi Gavelwood; in einer alten Urkunde der kentner Kirche ebendaselbst S. 25: De *Gavelnoht* vel *Gavelfother* (Gavelküssen und Gavelfutter) de Ostreland; in einer alten Urkunde ebendaselbst S. 25: Allocantur per annum pro *gavelbred* (Gavelbrod) ad herdem et 3 Sum. dimid. und: In pane ad gavelbred, de consuetudine arantium et metentium; in einer alten Urkunde ebendaselbst S. 24: De *Gavelsester* cujuslibet bracini braciati infra libertatem maneriorum, videlicet unam lagenam et dimidium cerevisiae. In Gavel-Sester ist letzteres ein bestimmtes Flüssigkeitsmaß. Außer Gavel hat man im Englischen Gabel (sprich gähbell, gehbell), Steuer, Abgabe, Taxe, Auflage, Accise, als a Gabel on (of) Wine, eine Weinaccise, the Gabel on Salt in France, der Impost von Salz in Frankreich, Gabeler, der Steuer-Einnehmer.

Gabella wird für verschiedene Auflagen gebraucht. Walsingham sagt im Richard II. [16]): Eo quod totiens tam aporiassent (verarmt hatten) quam despoliassent patriam diversis taxis, quas Gabelas appellant. Sanutus [17]) sagt: Cavendum etiam, maxime in ipso principio, ne fideles ad conquisitas terras cum mercationibus vel quibuscunque rebus accedentibus, angarientur in aliquo, vel graventur *datiis vel gabellis*: et similiter, quae voluerint, extrahere libere permittantur. Nachdem Sanutus gesagt hat, hierdurch nämlich werde die Fülle an Sachen, die Häufigkeit der Handelsleute und der Zusammenlauf auch der Übrigen zur Niederlassung in dem heiligen Lande größer sein, die Bewohner des Landes reichlicher mit den Bedürfnissen herbeiströmen und ihren Vortheil erlangen; diese Vorsicht habe Balduin von Burg in der Stadt Jerusalem gebraucht, fährt er fort: Processu etiam temporis ex causis hujusmodi, et quia *datium* nihil aliud esse communiter existimatur quam furtum, aut rapina squalido satis colore vestita: non sine urgenti necessitate, cum multa deliberatione, multoque moderamine est *commercium* vel *datium* imponendum. Datium ist das latinisirte italienische datio, nach neuerer Schreibart dazio (vectigal), Zoll, Mauth, Accise, Ungeld, Auflage, Abgabe, Gebühr, Steuer u. s. w., das Zollhaus, Zollamt, impor, metter dazio [18]), Zoll, Steuer, Mauth auflegen, soprastante al dazio, ein Zollbeamter, datiere, daziere, daziaro, Zollner, Zollbeamter, Mauthner, Steuer-Einnehmer, und von Sanutus mit gabella für gleichbedeutend gebraucht, da ebenfalls im Italienischen gabella (vectigal), der Zoll, die Mauth, Accise, Ungeld, Steuer, Schoß, bedeutet, riscuoter la gabella, den Zoll u. s. w. einfodern, pagar la gabella u. s. w., den Zoll zahlen, pagar la gabella di qualche insolenza, für eine Ausgelassenheit gestraft werden, i pensieri non pagano gabella, Gedanken sind zollfrei, defraudar la gabella, den Zoll betrügerisch umgehen, appaltar la gabella [19]), den Zoll pachten, ufficiale di gabella, Zollbeamter, gabella del vino u. s. w., Weinzoll, Ungeld von Wein u. s. w., Gabelliere, Gabelliore, Gabellotto, Zollner, Zolleinnehmer, Mauthner, Schosser, Ungeldner,

16) p. 243. 17) *Marinus Sanutus* dictus Torsellus, Patricius Venetus, Liber Secretorum Fidelium Crucis super Terrae Sanctae recuperatione et conservatione Lib. III. Pars XV. Cap. 25 ap. *Bongarsium*, Hist. Orient. T. II. p. 281. 18) mettere, porre, imporre dazi, Zölle, Steuern auflegen, pagar' il dazio, den Zoll, die Mauth zahlen, verzollen, pagare i dazi, die Steuern abtragen, ricever' il dazio, den Zoll einnehmen, questa robba non paga dazio, die Waare ist zollfrei, passar per lo dazio, durch den Zoll, d. h. die Zollgebühr oder das Zollhaus, gehen, verzollt werden müssen, fraudar' il dazio, den Zoll umgehen, betrügen, dato del vino, del grano etc., Weinzoll, Kornzoll. 19) Ebenso appaltar' un dazio, einen Zoll pachten, appaltare del dazio, Zollpächter.

Accisenehmer, gabellare, verzollen, veraccisen, den Zoll, die Mauth bezahlen, gabellare uno, von einem viel halten, non gabellare quello, che dice uno, eines Worten keinen Glauben beimessen, gabellabile, verzollbar, accisbar, was Zoll geben muß, bildlich tadelhaft, tadelbar, gabeletta (leve vectigal), ein kleiner Zoll, eine kleine Abgabe. In den Statuten des neuen Freistaates von Genua vom J. 1576 Cap. 2 wird gesagt: publica vectigalia, quas Gabellas passim nuncupamus. So wird es auch für jede Abgabe in einer Urkunde des Königs Roger von Sicilien vom J. 1129 [20]) gebraucht. Bei den italienischen Geschichtschreibern des Mittelalters kommt Gabella häufig vor. So z. B. sagt Giovanni Villani, Bürger von Florenz, Historie Fiorentine, Libr. IX. Cap. 16 [21]) zum 26. April 1311 et ordine e trassono il bando tutti li sbanditi Guelfi Cittandini et Contadini di che che bando si fosse, pagando certa piccola gabella. Libr. VIII. Cap. 9 zum J. 1294: Et ordinossi per lo Commune alla fabrica et lavorio della detta Chiesa [22]) una gabella di 4 danari per libre di ciò, che usciva della camera del Comune, et soldi 2 per capo d'uomo. Libr. X. Cap. 19. Zum J. 1326: Et come s'andasse la spesa, infra uno anno che il Duca era venuto in Firenze, tra per lo suo saltaro e l'altre spese opportune, che fece portare a' Fiorentini, piu di 400 cinquanta migliaja di fiori d'oro si trovo spero il Comune di Firence usciti di gabelle, e d'imposte, et libre, et altre intrate di commune; welches, fährt der Geschichtschreiber fort, für eine große und wunderbare Sache gehalten wurde, und die Florentiner sehr schmerzte. Matteo Villani (Istorie Libr. VII. Cap. 81) sagt im Betreff der Bedrückungen Bologna's durch den Tyrannen Johann von Olegio unter anderm: Però ch'ogni mese volea da catuno de' suoi sudditi soldi cinque di bolognini per bocca di sale, e soldi quattro per la macinatura della corba del grano, oltre all' usata mulenda; e per ogni tornatura di terra soldi XX di bolognini l'anno sopra l'altre gabelle delle porte, e del vino, e dell' altre cose, ch'entravo con some, e con carra, che tutte erano gabellate. Gabellerare heißt mit der Gabella (mit Zoll oder Steuer) belegen. Hier wird es, wie am gewöhnlichsten von den Sachen gebraucht, welche mit Auflagen belegt werden. Doch kommt es auch in Beziehung auf Personen vor. In den Constit. Sicul. Lib. I. Tit. 57 sind Bajuli gabellati Bajuli qui in gabellam vel credentiam bajulationes suas tenent; Tit. 59. §. 1: qui praeposituras suas ad *firmam* (auf Recht) tenent. Gabelloti, Cabelloti (publicani, Zollpächter, vectigalium et tributorum redemtores, Zoll- und Zinspächter), kommen in Urkunden des Königs Friedrich von Sicilien vor, nämlich in einer vom J. 1298 [23]), und in einer vom J. 1305 für die Kaufleute von Majorca, aus welcher wir bemerken: Quilibet mercator solvat tantummodo Cabellatis, seu Credentioriis dohanarum [24]) maris, terrarum, locorum ejusdem Insulae Siciliae. Giovanni Villani, Libr. X. Cap. 91 sagt zum J. 1347 in Beziehung auf Florenz: E levarono che non potesse portare arme da offendere niuno *gabelliere*, e niuno soprastante, ne lore guardie, se non nelle carcere, o d'intorno, che in prima n'era piena tutta la Città di brevilegi per più casi: ch' era sconcia cosa.

Da die Gabellen von verschiedenen Gegenständen gegeben wurden, erhielten diese verschiedenen Auflagen verschiedene Bezeichnungen. Wir bemerken die Gabelle des draps (Abgabe von Tüchern). Der Rotulus ann. 1332 sagt: l'on souloit rendre de l'imposition de la gabelle des dras (draps) de la Seneschaussée de Carcassone 4500 liv. T. par an, la quelle fu abatus l'an 1333 parmi France. Achilles Priminius Gassarus sagt in Beziehung auf Augsburg zum J. 1373, wo er von dem Ungeld handelt: de Maechliniense integro panno 50, de viliori laneo panno 30 nummuli. In der oben aus Matteo Villani Libr. VII. Cap. 81 angeführten Stelle wird in Beziehung auf Bologna die Gabella del vino und in den Statuten des Herzogs von Bouillon Art. 572 [25]) Gabelle de vins erwähnt. Gobelina Persona [26]) sagt: Inter haec Dominus Urbanus Papa regnum Siciliae volens de quodam gravamine, puta de gabellis vini, quae Karolus vendentibus vinum indixit, relevare, mandavit, ne quis vinum vendentium de caetero regi gabellum solveret sub poena excommunicationis. Unde gabellum in vulgo dicitur certa quota quae datur de certis vasis vel mensuris vini vendendi domino terrae, vel communi civitatis. So z. B. läßt sich die Gabelle von Wein in einer großen Zahl Städte nachweisen, z. B. in Florenz [27]), in Toulouse [28]), in Orleans [29]), in Aachen [30]),

20) apud *Bonfilium Constantium*, Hist. Sicil. Part. I. Lib. IV. 21) apud *Muratorium*, Rer. Italic. Scriptt. Tom. XII. col. 452. 22) Nämlich zur Wiedererbauung und Vergrößerung der Kirche Santa. 23) apud *Rocchum Pirrum*, Archiep. Messan. p. 340.

24) Italienisch dogana, zusammengezogen doána (französisch douane), Zollhaus, Waghaus, Packhof, und metaphorisch der Zoll, die Mauth, doganier, doaniere (französisch douanier), Zolleinnehmer, Zöllner, Zollbeamter. 25) *D'Achery*, Spicilegium. T. II. p. 576. 26) Cosmodromii Aetas VI. Cap. 78 ap. *Meibomium*, Scriptt. T. I. p. 100. 27) *Giovanni Villani* Lib. XI. Cap. 91: *Dell' entrata de Comune de Firenze.* Il Comune di Firenze di sue redite ascese a piccola entrata, come si potra vedere, ma regge in que' tempi per entrata di gabelle; e quando bisognava, come dicememo adietro, al cominciamento della guerra del Mastino, si civiva per prestanze, e imposte a' Mercatanti, e richeze, e altri singulari, assegnandoli con guidardoni sopra le gabelle etc., und weiter unten: Vendersi l'anne la gabella delle porti di mercatanzie e vittuaglia, e cose ch'entravano e usciene della Citta fiorini 90 mila e 200. La gabella de vino a minuto pagando il terzo valeva fiorini 59 mila e 300. L'estimo del Contado pagando l'anno soldi 10 per libra di loro estime, fiorini 30 mila e 100 d'oro. La gabella del sale, vendendo a' Cittadini soldi 40 mila e 450 d'oro. Diese vier Gabellen (queste quatre gabelle) waren bestimmt zu den Kosten des Kriegs der Lombardei. Ferner werden aufgeführt: La gabella sopra i prestatori e usurie 300 Goldgulden; la gabella d' contratti 1100 Goldgulden; la gabella del macello delle bestie della Citta 150 Goldgulden; la gabella delle pigioni 4050 Goldgulden; la gabella della farina e macinatura 4250 Goldgulden; la gabella d' Cittadini,

Cöln [31]), Speier u. ſ. w. In Teutſchland wurde Gabelle durch Ungeld ausgedrückt, ſo z. B. ſagt Lehmann [32]) in Beziehung auf Speier: „daß der Kaiſer ſolch Recht der Stadt beſtätiget und zugelaſſen, daß ſie mit dem Weinſchank Verordnung und Anſtalt zu machen, ſo gemeinen Nutzen „fürtreglich“, gut Recht und Macht haben ſollen, geſtalt dann darauf erfolgt, daß ein Rath jedem aus der Bürgerſchaft durchs ganze Jahr zum Zapfen zu verſchenken erlaubt, mit der Bedingung, daß ſie davon das „Ungelt“ zu gemeinem Nutzen zu liefern ſchuldig ſein ſollten.“ Ein Ungenannter [33]) erzählt in Beziehung auf Worms: Erat temporibus Eberhardi Episcopi, *Ungeltum* in civitate; ita quod mensura vini fuit pro parte minuta, von welchen Einkünften die Mauer und die Thürme der Stadt gebaut, die Schulden und Bedürfniſſe der Gemeinde bezahlt würden. Im Juni 1264 verſchwören ſich einige der Bürger, und ziehen das Volk durch die falſchen Einflüſterungen an ſich, daß die Bürgermeiſter und die ſechszehn Männer, die von den Ungelten eingenommenen Güter der Stadt (bona civitatis de Ungeltis recepta) nach ihrem Willen vertheilten, reizen die Geſammtheit gegen ſie, und nehmen ſogleich die Einnahme des Ungeltes (receptionem Ungelti) an ſich. Der Biſchof verläßt die Stadt, ermahnt die Verſchwörer durch Briefe quod a receptione Ungelti — — — cessarent, und belegt, da dieſes Nichts fruchtet, die Stadt vor dem Feſte Allerheiligen mit dem Kirchenbanne. Es kommt nun zu Unterhandlungen und einem Vergleiche. Die Verſchwörer müſſen ſich zur Leiſtung von Genugthuung (emenda) verſtehen, et Dom. Episcopus indulsit Ungeltum recipi a sequenti Festo purificationis gloriosae Virginis, per annum; zur Einnahme deſſelben (ad cujus receptionem) ſetzt der Biſchof ſechszehn Männer aus den vier Kirchſpielen der Stadt nebſt den Bürgermeiſtern. Datae etiam sunt Dom. Episcopo CCC. Librae Hallens. tam pro Ungelto, quam pro moneta. — — — Anno 1266 exspiraverat tempus *Ungelti*, welche Zeit vom nächſten Feſte des heiligen Martin auf ein Jahr nach dem Willen des Biſchofes verlängert worden iſt. — Achilles Priminus Crassarus [34]) ſagt in Beziehung auf die Streitigkeit des Biſchofes von Augsburg und dieſer Stadt: endlich im J. 1290 den 16. April ſei Eintracht geſchloſſen worden, und der Biſchof habe von den Bürgern eine kleine Summe Geldes erhalten und ſei von dem Rechte, welches er auf die Thore der Stadt zu haben, Anſpruch gemacht, gänzlich abgeſtanden, illisque, fährt der Geſchichtſchreiber fort, antiqua privilegia, et praecipue vectigalium apud portas exactionem, et indebitum de vino, quod vulgo *Ungelt* [35]) dicitur eo modo et conditione denuo salva permiserit, ſodaß ſowol ſein Geſinde (familia) als auch der ganze Klerus von dieſem frei bleiben ſollte, nicht anders, als wie es von ſeinen Vorfahren, den Bürgern, concedirt worden war. Als im J. 1359 die Augsburger dem König Karl Beiſtand geleiſtet hatten, den Grafen von Würtemberg zum Gehorſam zurückzubringen, bewilligte jener der Stadt Augsburg wegen der außerordentlichen Kriegskoſten und anderer Schulden der Schatzkammer der Stadt Augsburg, in einer Urkunde zu Nürnberg 1359 [36]), wie Graſſarus erzählt, novum [37]) privilegium, sumendi a suis de omni potionum genere, vinis cilicet, medonis et cerevisiae tributum auf zehn Jahre. Derſelbe ſagt zum J. 1373: Als aber bei dieſen Unruhen der öffentliche Schatz hier für ſo große Ausgaben durchaus nicht ausreichte, wurde auf Befehl der Bürgermeiſter eine Verſammlung der ganzen augsburger Gemeinde zum Feſte der Reinigung Mariä gehalten, in quo novo plebiscito, pro reipublicae usu et commoditate tributa seu collectae (eas plebs suo idiomate *Ungeltam*, hoc est Indebitum appellare consuevit), de singulis tam negationum mercibus, quam de potionum generibus, decretae sunt, ac cunctis indigenis impositae, nempe ut de quovis tam *Mulsi* quam *Zythi* cado (vulgus Aymarum vocant), septima pars pretii, vini autem decem bilibralium mensarum etc. (nämlich vom Getreide, wovon wir ſogleich handeln werden, von Tüchern, welche Gabelle, wir bereits angeführt haben), de centum libris piperis, dann, bemerkt Graſſarus weiter, die übrigen Arten von Gewürzen (reliquae aromatum species) waren in jener Zeit bei unſern Leuten in den Küchen nicht ſehr bekannt und gewöhnlich, quatuor solidi, et sic de omnibus aliis mercibus, paria vectigalia in fiscum redirent, was Kaiſer Karl zu Zittau den 7. April

che vanno di fuori in signoria 3500, la gabella dell' accuse e senze del Comune 1400 Goldgulden; la gabella di segnare pesi, e misure, e paci, e beni in pagamento 600 Goldgulden; la gabella delle pigioni di Contado 550, la gabella d' mercati di Contado 200, la gabella delli sperti delle case 5500, la gabella delle trocche e trecconi 450 Goldgulden; la gabella del sodamento vale l'anno de' mesi fiorini 1300 civè, di portare arme di difensione a soldi 20 di piccioli per uno, la gabella de' fodesi di legname vien per Anno 50 Goldgulden. Ferner werden noch aufgeführt: La gabella de gli approcatori d' sodamenti si fanni al Comune fiorini etc., la gabella de' richiami de' Consoli dell' Arti, la parte del Comune si fa l'anno 300 Goldgulden; endlich la gabella sopra le possessione del Contado etc., la gabella delle zuffe e man vote etc., la gabella da Firenzuola etc., la gabella di coloro, che non hanno case in Firenze etc., la gabella delle mulina, e pescaje etc., und zuletzt die Bemerkung: Summa 300,000 oder mehr. 28) Zum J. 1219 in der Histoire générale de Languedoc Vol. III. p. 313. 29) Urkunde Philipp's II. vom J. 1138 bei *Thaumas de Thaumasière* p. 475; Coutumes d'Orléans ebendaſelbſt p. 467. 30) Kopp III. S. 19. 20. Vergl. Hüllmann, Städteweſen des Mittelalters. 2. Th. S. 110.

31) Chronik von Cöln 1369. Bl. 269 b. 32) Chronica der Freyen Reichs Statt Speyer. IV. Buch. Cap. 22 (frankfurter Ausgabe von 1612). S. 306. 33) Die Stelle bei *Schannat*, Historia Episcop. Wormatiensis. T. I. p. 379.

34) ap. *Menckenium*, Scriptt. T. I. col. 1464. 1493. 1509. Bl. Melſer zu den Jahren 1360. 1373. 1386. I. II. S. 109. 120. 132; v. Stetten zum J. 1363. S. 107. 35) Geld, mittelhochteutſch Gelt, bedeutet nämlich nicht blos Bezahltes, Habe, Vermögen, ſondern auch, was zu zahlen iſt, namentlich der ſchuldige Zins, und hat dann auch die Bedeutung von Gülte, was man jährlich zu zahlen ſchuldig iſt für geliehenes Geld, oder für Grundſtücke. In einer Urkunde des K. Karl IV. bei *Gleſoy*, Anecdot. p. 212 kommt ungeltum vini vor. 36) ſ. die Urkunde bei demſelben a. a. O. S. 212. 37) *Crusius*, Annal. Suev. P. III. p. 268 bemerkt dazu: das war das erſte Ungelt alſo.

1373 bis zu seiner oder seiner Nachfolger im teutschen Reiche Widerrufung durch authentische Urkunde bekräftigte. Regensburg legte im J. 1351 auf den Eimer Elsasser und Neckarwein ein Ungeld von 6 Pfennigen [38]). Der Herzog Rudolf von Österreich sagt in der Constitution vom J. 1359 [39]): das uns doch von — — weyn, met, pier unser ungelt und aufsatz gevall und werd richtigclich, und ebendaselbst: Also sol er auch demselben auslag das vas — — — verungelten und den zehenten tail des gelts davon antwurten und geben — unserm ambtmann den wir dartzu setzen. Ferner wurden Getreide und Mehl mit der Gabelle belegt: La Gabella della farina e macinatura (des Mehls und des Mahlens) betrug nach Giovanni Villani [40]) in Florenz 4250 Goldgulden. In Beziehung auf Cöln kommt eine Auflage auf Getreide und Malz in einer Urkunde des K. Otto's IV. vom J. 1212 [41]), und in Beziehung auf andere Städte, z. B. Zürich [42]), anderwärts vor. Gassarus [43]) führt im Betreff der Gegenstände, welche zu Augsburg im J. 1373 wegen Erschöpfung des Schatzes der Stadt durch Kriegsunruhen, mit Ungeld belegt wurden, unter andern auf: ac de frumenti *tritici* eo modio, quem *Schaffum* indigitant, octo nummuli, de *siliginis oliraeve* modio, quatuor nummuli. In einer niederländischen Urkunde vom J. 1451 heißt es: enich ongelt op ten gemette (Gemäße) setten sal. Im Betreff der Stadt Frankfurt am Main kommt in den Statuten derselben [44]) eine Auflage auf Getreide vor. König Wenceslaus sagt in einem Privileg vom J. 1398 [45]): so freyen wir sie und ihr Closter ewigklich von allen und jegklichen Ungelt oder andern Auffsatzungen die der Rhat, Burger und Stadt zu Frankenfurth jezunt von mahlen, baken oder andere Noturfft oder Kauffen nehmen oder hernach auffsetzen u. s. w. Gesalzene Fische werden als dem Ungelde unterworfen, z. B. ebenfalls in Beziehung auf Frankfurt zum J. 1412 [46]) aufgeführt: Item das Ungelt von Heringen, Stockfischen und von andern gesaltzenen Fischen, daran die von Frankfurth ubernommen seint worden, anderst denn von alter herkommen ist. Auch anderwärts findet man eine Auflage auf gesalzene Fische, namentlich in Venedig, welches überhaupt reich an Gabellen von Wein, Fleisch, Käse, Öl, Pech, Eisen, Bauholz u. s. w. und vom Mahlen, welche Gabelle wegen ihrer drückenden Last im J. 1265 das Volk zu einem Aufstande veranlaßte, war. Einiges von dem oben genannten war jedoch mehr Durchgangszoll, als Verbrauchssteuer [47]), wurde jedoch ähnlich wie im Teutschen, wo Ungeld in weiter Bedeutung auch den Zoll umfaßt, mit unter den Gabellen in weiterer Bedeutung begriffen. Die Gabelle von Salz führte in Venedig bereits im 10. Jahrhunderte dazu, daß sich die Regierung den Alleinhandel beilegte [48]). Dieses thaten auch Genua, welches den auf 30,000 Pfund belaufenden Ertrag von einem Jahre hatte [49]), und das Königreich Sicilien unter Friedrich dem Zweiten, wie aus Constitutionibus Sicil. I. 87 hervorgeht. Auch Kaiser Andronicus der Ältere von Constantinopel belegte das Salz mit einer Auflage [50]). Dieses geschah auch in Volterra [51]). In Florenz, wo zugleich la gabella del macello delle bestie della Citta, Gabelle der Schlachtbank der Thiere der Stadt war, und jährlich 15,000 Goldgulden (fiorini d'oro) betrug, brachte la gabella del sale durch den Verkauf an die Bürger für 40 Soldi (französisch Sou) den kleinen Scheffel (lo stajo piccolo) und an die Contadiner für 20 Soldi, jährlich 14,450 Goldgulden ein [52]). In Augsburg wurde unter andern Gegenständen, welche mit dem Ungelde im J. 1373 belegt wurden, auch das Salz in Anspruch genommen, nämlich es mußten gegeben werden de globo Romboide uno, vulgo Schegbam appellant, salis, tres nummuli [53]). Die Auflage auf Salz läßt sich auch in vielen andern Städten, z. B. Zürich [54]), Breslau [55]) zum J. 1336, in Quedlinburg [56]), und selbst für Pommern [57]) und Dänemark [58]) nachweisen, nicht minder für Montpellier [59]) 1202, für Toulouse [60]) 1219, Nismes [61]) 1359 und andere Städte, und überhaupt für ganz Frankreich, im Betreff dessen die Gabelle du Sel [62]) am bekanntesten, oder wenn man will am berüchtigsten geworden ist. Ägidius de Roya sagt zum J. 1450: Philipp, Herzog von Burgund und Graf von Flandern, habe nach Weise der Könige von Frankreich (more Regum Franciae) von den Seinigen Gent verlangt, daß ihm die „Gabella Salis" bewilliget werde, sie sei ihm aber von denselben verweigert worden. Manche wollen König Philipp den Langen von Frankreich zum Urheber machen. Aber die von Ludwig dem Heiligen der Stadt Algues mortes im J. 1246 ertheilten Stadtrechte sagen: Sed

38) Zirngibl, Geschichte des bairischen Handels, in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu München IV. §. 2. 39) Bei *Moser*, Bibliotheca Manuscriptorum p. 127. 40) L. XI. Cap. 91. col. 814. 41) Im städtischen Archive zu Cöln, benutzt von Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters. 2. Th. S. 110. 42) (Schinz) Geschichte der Handelsschaft von Zürich S. 102. 43) col. 1509; Welser S. 120; v. Stetten S. 121. 44) Statuta Francofurtensia ap. *de Senckenberg*, Selecta Juris. T. I. p. 80. 45) Bei demselben a. a. O. T. VI. p. 643. 46) Ebendaselbst p. 655. 47) Fr. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. 2. Aufl. 5. Bd. S. 536.

48) *Maria*, Storia del commercio de' Veneziani II. p. 181. 40) *Caffari*, Annal. Genuens. Lib. X. ap. *Muratorium*, Rer. Italic. Scriptt. T. VI. col. 608: Reditus etiam Communis, et pedagia, et aliae Callegae venditae fuerunt dicto anno (1293) in publica Callega dictis denariis IV computatis libr. CX millibus, sine eo, quod per Commune Januae singulis annis percipitur de venditione salis, quod est librarum XXX millium et plus. Derselbe sagt zum J. 1234 col. 472: et venditi fuerunt denarii XII usque ad annos X in qualibet mina Salis pro libris XXVIII, causâ finiendi expensas praedictarum navium et galearum. 50) *Pachymeres* Lib. 10. c. 19. 51) s. Codice dipl. di Volterra. Urk. 142. 52) *Giovanni Villani* Lib. X. c. 91. col. 824. 53) *Grassarus* ad ann. 1373. col. 1509; v. Stetten S. 99. 166. 54) (Schinz) Geschichte der Handelsschaft von Zürich S. 102. 55) Köcritz zum J. 1336. 56) *Erath* Cod. p. 140. 57) *Dreger* Cod. I. Urk. 20. 58) *Langebeck*, Rer. Dan. Scriptt. T. VI. p. 191. 59) *Guilelmi Montispessulani* Testamentum d. a. 1202 ap. *D'Achery*, Spic. T. III. p. 563. 60) Histoire générale de Languedoc. T. III. p. 313. 61) *Menard*, Histoire de Nismes. T. II. p. 201. 202. 62) *Villaret* T. VIII. p. 407 seq.

neque gabellae salis, seu alterius mercimonii possint ibi fieri contra homines villae. Doch haben wir eine Urkunde Philipp's V. oder des Langen vom J. 1318 [63]), in welcher die Gabelle des Salzes in Beziehung auf das ganze Land vorkommt. Um nämlich seinen Feinden zu widerstehen, erneuerte und verstärkte er die Gabelle des Salzes, welche nachher nicht wieder aufgehoben, und eine der vornehmsten Bereicherungen der königlichen Schatzkammer wurde. Philipp ward daher von seinem Gegner, dem Könige Eduard von England, der dafür den Spottnamen des Wollenhändlers erhielt, ebenfalls spottweise Philippus Salicus genannt, welches zugleich eine Anspielung auf das salische Gesetz sein sollte, auf welches Philipp seine Ansprüche auf die Thronfolge begründete [64]). In dem mit B. bezeichneten vom J. 1330 bis 1340 gehenden Regest der Rechnungskammer von Paris findet sich ein Statut des Königs Philipp VI. vom J. 1331, durch welches er, damit er seinen Feinden widerstehen könnte, zur leichteren Beschwerung seiner Unterthanen innerhalb der Grenzen seines Reiches einige Greniers à sel (Salzspeicher) errichtete. Die über dieselben Gesetzten werden genannt Souverains, Commissaires, Conducteurs et Executeurs de dits Greniers et Gabelles, und dazu waren gewählt Magister Guillelmus Pinchon, Archidiakonus von Abrinc, Petrus de Vilain, Archidiakonus von Paris, Magister Philippus de Tire, Thesaurius Bajocensis, Magister Requestarum Hospitii, Magister Rainaldus Chaviau, Guido Chevieres, Artus de Provins, Ritter (Milites) und Magister Jacobus de Boulon. Die Procuratoren der Salzgabelle werden in einem andern Statut vom 2. Oct. 1342 les Deputez sur le fait du sel genannt. Abt Johann von Laon [65]) sagt: En ce mesmes an (1342) mist le Roi une exaction au sel, laquelle est appellée Gabelle, dont le Roi aquist l'indignation et malegrace tant des grans comme des petits, et de tout le peuple. Da die Stände Frankreichs fürchteten, daß die derartige Gabelle vom Salze fiscalisch und ewig werden, und der Schatzkammer des Königs in Zukunft zugeeignet werden würde, versprach König Philipp VI. in einem Edict vom 15. Febr. 1345, daß er, sobald er von der Furcht der drohenden Kriege befreit sein würde, die Gabelle vom Salze aufheben werde. Durch ein Statut des Königs Johann vom 28. Dec. 1355 [66]) wurde mit Bewilligung sämmtlicher Stände die Gabelle vom Salze im ganzen Reiche zur Bestreitung der Kriegskosten wieder auferlegt und eingetrieben. Als König Johann von Frankreich den 19. Sept. 1356 in der Schlacht bei Poitiers durch die Engländer gefangen worden war, wurde unter andern Auflagen, welche damals zur Auslösung des gefangenen Königs aufgelegt wurden, von den Parisern, dem Dauphin Karl, dem Regenten, den 11. Aug. 1358 die Gabelle vom Salze innerhalb der Grenzen der pariser Vicomté erlaubt, und den 18. Oct. 1358 auf den Scheffel Salz ein Preis von 60 Goldecus gelegt, wovon 34 dem Kaufmanne, 34 dem Herzoge und den Ädilen, und zwar dem Herzoge 26, den Ädilen aber 8 waren. Endlich den 26. Nov. desselben Jahres wurden auf den Scheffel Salz 100 Ecus, wovon 26 dem Kaufmanne, 56 dem Könige und 18 der Stadt sein sollten. Dieser Preis wurde nachher den 1. Febr. 1359 vermehrt. Nachdem endlich König Johann durch den Frieden von Bretigni, welcher den 8. Mai 1360 abgeschlossen worden war, und den er den 24. Oct. desselben Jahres zu London beschwor, die Freiheit erhalten hatte, legte er, um den Bedingungen seiner Freikaufung zu genügen, durch ein Ausschreiben vom 18. Dec. 1360 verschiedene Abgaben auf, und unter diesen die Gabelle de sel [67]), welche auch in Beziehung auf ihren Zweck Aide sur le sel genannt wurde, auf. Die nähern Angaben über dieselben finden sich im achten Regest der Rechnungskammer zu Paris Bl. 11 u. 13. Diese Gabelle ging, wie die übrigen Auflagen, welche zu den Bedürfnissen des Reiches mit Bewilligung der drei Stände angesagt, in fiscalische und ewige Zahlung über. Dieses verordnete König Karl V. und ließ durch eine Verordnung vom J. 1366 in den vorzüglichsten Städten des Reiches öffentliche Salzniederlagen mit Beamten und Gegenbeamten einrichten. Nicht nur die Kaufleute wurden, als die Sache in Gang gesetzt wurde, verpflichtet, ihre Vorräthe für einen gewissen, von der Regierung bestimmten Preis, in die Salzniederlagen abzuliefern, sondern auch alle andern Unterthanen mußten den Überschuß, den man bei ihnen, nach Abzug eines vierteljährigen Bedarfs, vorfand, an die Salzniederlagen herausgeben [68]). Karl VII. vergrößerte die Auflage, die bis zu ihm vier Pfennige (deniers) auf das Minot (halbe Mine) Salz betragen hatte, um zwei Pfennige. Der durch den Krieg wider den König Karl V. von Spanien bedrängte König Franz I. legte auf das Muid (Tonne) Salz 24 Livres. Doch wurde im Laufe der Zeit diese Gabelle immer vergrößert, sodaß sie mit Recht la seconde source des Finances du Roi genannt wurde. Johann Fortescutus sagt in seinem Lobe der Gesetze Englands [69]): Außerdem duldet der König (von Frankreich) nicht, daß irgend einer seines Reichs Salz ißt, welches er nicht von dem Könige selbst nach dem Preise kaufet, welchen dieser blos nach seinem Gutdünken festgesetzt hat; und wenn irgend ein Armer lieber Ungesalzenes essen will, als Salz zu übermäßigem Preise anschaffen, so wird er alsbald gezwungen, soviel von dem Salze des Königs nach dessen Preise zu kaufen, als auf soviel Personen kommt, soviel er in seinem Hause hat. Die Salzgabelle wurde wegen ihrer Wichtigkeit und drückenden Last vorzugsweise Gabelle, d. h. Gabelle ohne Beisatz, genannt. Daher gabeler, das Salz auf den Speichern trocknen, gabeleur, der Salzbeamte, gabelage, die Lagerzeit des Salzes. Durch die große Revolution abgeschafft, wurde sie von Napoleon, der viel Geld zu seinen Kriegen brauchte, wieder herge-

63) Ordonnances de France T. I. p. 679. 64) Meusel, Fortsetzung der Allgem. Welthistorie. 37. Th. S. 269. 65) Miroir Historial L. IX. Ch. 71. 66) Im Regestum Memoralium Camerae Computationum Parisiensis signatum C. f. 203. Vergl. *Froissart*, Hist. V. I. Ch. 155.

67) Chronicon Flandriae Cap. 111. 68) Urkunde Karl's V. in den Ordonnances de France T. IV. p. 694 seq. 69) De Laudibus Legum Angliae Cap. 35.

stellt, jedoch nicht mehr nach alter Weise, nämlich nicht in den Salzniederlagen in den vorzüglichen Städten, sondern an den Orten der Gewinnung des Salzes erhoben. Gabella emigrationis (Gabelle d'émigration), auch Gabella schlechthin (Jus dectractus, droit de détraction, Census emigrationis) heißt dasjenige Geld, welches dem Landesherrn von demjenigen gegeben werden muß, oder rücksichtlich mußte, der seine Güter aus dem Lande hinwegnimmt. S. das Nähere im Art. Nachsteuer, in der Bedeutung von Abzugsgeld. (*Ferd. Wachter.*)

GABELREITERIN, Besenreiterin (Volksglaube), sind volksdichterische Bezeichnungen der Zauberinnen oder Hexen. Während in der ältern Mythologie die Göttinnen und Walkyrien als gute und daher geehrte Wesen auf Rossen [1]) durch die Luft ritten, die die Gestalt von Falken [2]) oder Schweinen [3]) annahmen und durch die Luft flogen, ritten die bösen weiblichen Zauberwesen, die Tröllkwennur, auf Wölfen [4]), hatten Schlangen zu Zügeln, und wurden, weil sie nächtliche Wesen waren, und ihr Gaudreidh [5]) (Zauberritt) in der Dunkelheit geschah, Myrkridhor [6]) (Dunkelheit-Reiterinnen), und Queldridhor (Abend-Reiterinnen) genannt. Das Reiten der bösen weiblichen Zauberwesen ist in der neuern Volkssage beibehalten. Aber das Reiten auf Wölfen, welches so imponirt, ist, da die Geisterwelt immer verächtlicher gestaltet wurde, in sehr gemeine Stellvertreter der vormaligen Zauberwölfe umgewandelt worden. Dem Wolfe nähert sich noch am meisten der Hund. So z. B. nach einer auf einem Meierhofe in Ostflandern spielenden Sage [7]), nach welcher ein Dienstmädchen, welches seine Arbeit immer besser und schneller verrichtet, als die andern, und das Töchterchen des Bauern gegen eilf Uhr des Nachts in den Hof gehen, wo ein großer Hund steht, und sie sich auf dessen Schwanz setzen. Er schwimmt über ein großes Wasser. Sie kommen in eine große Gesellschaft zu den allerschönsten nach Musik tanzenden Frauen. In der andern Nacht wird eine zur Hexe geschlagen, worauf allesammt tanzen, bis der Hahn kräht. Bei dem ersten Rufe desselben kommt der Hund wieder, und das Kind und das Mädchen setzen sich auf seinen Schwanz, und reiten auf demselben Wege nach Hause zurück. Die Katzen [8]), deren Gestalt die Hexen nach den neueren Volkssagen am häufigsten annehmen, kommen auch bei dem Hexenritt vor. So nach einer in Wichmannsdorf und dessen Gegend lebenden Sage [9]), nach welcher Hans, der Knecht eines Bauern, dessen altes Weib, mit der es der Knecht hält, Abends in der Küche sieht, wie sie eben ihres grauen Katers und darauf auch ihre eigenen Füße, mit einer Salbe bestreicht. Das Weib sagt auf seine Frage, was sie da mache, sie wolle nach dem Blocksberg, wolle er reinen Mund halten, könne er auch mit und solle ihr Bedienter sein. Darauf heißt sie ihn den schwarzen Hahn hereinholen, und als nun beide Thiere mit der Salbe bestrichen sind, stehen mit einem Male ein Grauschimmel und ein schwarzer Hengst da. Das Weib setzt sich auf den Grauschimmel, sagt: „up und davon, nirgends an," und fährt durch den Schornstein. Der Knecht springt auch auf seinen schwarzen Hengst, hat aber die Worte, die er nachsprechen soll, nicht recht behalten, und sagt: „up und davon, alle weg an," fährt zwar auch durch den Schornstein, prallt aber auf der Reise bald an einen Baum, bald an einen Felsen. Auf dem Blocksberg hält Hans als Bedienter die Pferde, nimmt an dem Schmause Theil, und nachdem alles vorüber ist, setzen sich Hans und sein Bauerweib wieder auf die Pferde, und reiten heim. Einige Zeit nachher zieht der sich mit dem Bauerweib erzürnende Hans zu einem andern Landwirth, und

1) So die Göttin Gna; s. die Gylfaginning Cap. 36. Snorra-Edda, Ausgabe von Rask, S. 38. Beispiele, wie die Walkyrien, sowol die himmlischen, als irdischen, auf Rossen reiten, geben die Hakonar-mál (s. Snorri Sturluson's Weltkreis [Heimskringla], übersetzt von Ferd. Wachter. 1. Bds. S. 102) und die Helglieder (bei demselben, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 98. 100. 102. 2. Bds. 1. Abth. S. 128. 130). 2) Über Frigg's und Freia's Walshamr (Habichtshemde, d. h. Habichtshülle) s. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 48. Th. S. 419. 3) Wie drei Walkyrien mittels Álpta-hamdir (Schwanenhemden, d. h. Schwanenhüllen) die Luft durchfliegen, s. in der Wölundar-Quidha in der großen Ausgabe der Edda Saemundar. 2. Bd. S. 4—6. Wie drei Schwäne (d. h. Nornen in Schwanengestalt) fliegend weissagen, s. bei *Saxo Grammaticus*, Hist. Dan. Lib. VI., Ausgabe v. Stephanus, p. 100. 4) So z. B. reitet nach der Gylfaginning Cap. 49 (p. 66) die Gygur (das Riesenweib) Hyrrockin auf einem Wolfe statt eines Pferdes, und hat einen Hauggormr (stechende Schlange) zu Zäumen. Nach der Helga-Quidha Str. 35 reitet ein Weib (flioth, nach der ungebundenen Rede Tröllkona, böses Zauberweib) auf einem Wolfe, als es Dämmerung ist (nämlich am Jolenabend, wie in der ungebundenen Rede bemerkt ist, und hat, wie dieselbe weiter bemerkt, Schlangen zu Zäumen; s. das Helglied bei Ferd. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 103. 105). Deshalb ist eine der dichterischen Umschreibungen des Wolfes durch Pferd der bösen Zauberweiber. So z. B. umschreibt Hallfredhr Wandrádhaskald (bei Snorri Sturluson, Weltkreis [Heimskringla], übersetzt von Ferd. Wachter. 2. Bd. S. 232) Wolf durch Leiknar hestr, d. h. Hengst (Pferd) der Leikn. Leikn, Genitiv Leiknar, ist einer der Eigennamen der Tröllkwennur (s. die Denkverse in den Skáldekaparmál Cap. 75; Snorra-Edda, Ausgabe von Rask, S. 210 unter Tröllkwenna heiti), und steht dichterisch für Tröllkona (böses Zauberweib) überhaupt. 5) S. den Art. Gaud und die mit ihm zusammengesetzten Wörter. 6) So z. B. sagt im Harbarz-liodh Str. 19 (in der großen Ausgabe der Edda Saemundar. 1. Th. S. 99) Harbardhr (Odhin): ich hatte große Liebesträgereien (manvelar) mit Dunkelheit-Reiterinnen (myrkridhor, d. h. Riesenweibern), da, als ich sie durch List von ihren Männern abzog. Ich glaubte, daß Hlebardhr ein harter Jötun sei. Er gab mir eine Zauberruthe (Gambanteinn, s. d. Art.) und ich brachte ihn durch List um seinen Verstand. In der Helga-Quidha Haddingia-Skata sagt der nächtliche Wache haltende Atli Str. 15 (bei Ferd. Wachter a. a. O. S. 100): den feuchten Stafn (Vordertheil des Schiffes) habe ich oft bewohnt, und umgebracht Abendreiterinnen (Queldridhor), und thut es wieder, indem er die Hrimgerdhr (Reif-Gerdhur), die Tochter des Riesen (Jötun) Hati durch Reden hinhält, bis es Tag wird, und sie (als nächtliches Riesenwesen) zu Stein wird (s. Ferd. Wachter a. a. O. S. 99—103).

7) Bei Joh. Wilhelm Wolf, Deutsche Märchen und Sagen S. 465. 466. 8) Über die Katzen der Freia und der Lappländer s. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 48. Th. S. 427. 9) „Hexenritt. Mündlich vom Krüger aus Wichmannsdorf," bei A. Kühn und W. Schwarz, Nordteutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hanover, Oldenburg und Westfalen. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. (Leipzig 1848.) S. 67—70.

sagt zu seinen Kameraden: „Wollt ihr sehen, wie das alte Bauerweib mit dem alten Kretschmar nach dem Blocksberg reitet, so kommt mit.“ Sie setzen sich auf einem Kreuzweg unter zwei Eggen und nicht lange darauf kommt etwas gejagt. Hans ruft: „Seht, das ist das alte Bauerweib auf ihrem Grauschimmel, und der hinter ihr herjagt auf dem schwarzen Hengst, das ist der alte Kretschmar.“ Am andern Tag will die Alte den auf dem Felde befindlichen Hans überfallen. Er schützt sich dadurch, daß er einen Strick um seinen Leib schlingt, und zwischen seine Beine durch und über den Rücken und die Schultern wieder nach Vorn herüberzieht, und mit einem tüchtigen Kreuzknoten zusammenbindet. Die Alte gibt ihm 20 Thaler unter der Bedingung, daß er seinen Kameraden sagen solle, daß sie gestern nicht auf dem Grauschimmel geritten sei. Als er Abends bei einem Kruge mit seinen Kameraden sitzt, sagt er: „Ich habe euch gestern gesagt, da ritte das alte Bauerweib auf einem Grauschimmel, das ist aber nicht wahr, sie ritt nur auf ihrem grauen Kater.“ Die Ziegenböcke als Sinnbilder der Fruchtbarkeit haben als Zugthiere Thor's, des Donnergottes, eine gute mythologische Bedeutung. In den neueren Hexensagen werden sie unter den Gegenständen aufgeführt, auf welchen die Hexen am Abend vor dem Walpurgistag auf den Blocksberg reiten[10]). Sie haben hierbei die Bedeutung als häßliche, übelriechende, geile Thiere, deren Gestalt böse Geister angenommen haben. Nach einer Sage[11]) wirft der Bock ein Weib, Namens Gertrud, welches auf der hetzenroder Heide, wo viel Hexenwerk getrieben, und viel Teufelswerk gehört wird, getanzt hat, von sich herab zur Erde, weil sie zufällig den Namen Gottes ausgesprochen hat. Sie fällt in ein Dorngebüsch, wo sie sich stark verwundet. Als sie am andern Tage spät nach Hause kommt, sagt sie, sie habe eine Wallfahrt nach dem Eberhardshause gemacht. Der Bock, auf dem die Hexe reitet, ist der Teufel, der mit ihr buhlt, und sie zum Tanze abholt. Weshalb einer der Namen des Brockens für Blocksberg Bocksberg sein soll. Da die Raben in der Heidenzeit als Weissagevögel eine so bedeutende Rolle spielten[12]), so ist natürlich, daß sie auch jetzt noch in den Hexensagen nicht fehlen. So z. B. in einer Ramsloher Sage[13]), nach welcher einer aus Scharrel des Morgens früh hinausgeht, um die Pferde aus der Koppel zu holen, eine Versammlung von Hexen trifft, welche alle in einem Kreise zusammensitzen, und ihren Discurs halten, aber als er näher kommt, als ein Schwarm Raben auf und davon fliegen. Nach der gußefelder Sage[14]) reiten die Hexen auf den Schwänzen der Hestern (Elstern) nach dem Blocksberg am Abend vor dem ersten Mai. Daher sieht man am ersten Mai keine Elstern, denn sie sind dann noch nicht zurück. In anderen Sagen fahren die Hexen auf den Blocksberg mit Kutschen, die mit Enten[15]) bespannt sind, oder mit Rossen, die aus dem Boden kommen. Reitet die von dem Buhlteufel zum Tanze auf dem Blocksberg oder an einen Ort der Versammlung abgeholte Hexe auf einem Stecken oder Stab, so sitzt er vorn auf demselben und sie hinten[16]). Andere Mittel der Hexen zum Reiten sind Rechenstiele, Spinnrocken, Besen, Kochlöffel, Ofen- und Mistgabeln, Gänsesteigen, Strohbündel[17]) und anderes mehr. Statt des Strohbüschels kommt auch Heu vor. So z. B. in einer niederländischen Sage[18]), nach welcher der Knecht einer Witwe in dem Dörflein Oostbrouck, nicht weit von Utrecht, häufig durch sein Gitterfenster bemerkt, daß die Frau, wenn alles schläft, in den Stall an einen bestimmten Ort geht und dort mit ihren Händen aus der Krippe Heu nimmt. Der Knecht nimmt auch von dem Heu. Kaum hat er es in der Hand, als er durch die Luft fortgerissen und weit hin bis in das Städtchen Wyck und hier in einen großen Keller unter der Erde gerissen wird, wo er eine große Gesellschaft von Männern und Weibern findet. Er muß versprechen, Nichts zu sagen. Seine Herrin nimmt ihn auf ihre Schulter und Beide fliegen durch die Luft. Als sie über einen See kommen, gibt die Frau, um das Plaudern noch sicherer zu verhüten, ihm einen tüchtigen Ruck und der arme Mensch fällt in den See. Als Beispiel einer Besenreiterin dient z. B. folgende gußefelder Sage[19]).

10) s. Kühn und Schwarz a. a. O. S. 376. 11) Bei *P. Binsfeld*, Tractatus de confessionibus maleficorum et sagarum. (Col. Agr. 1626.) ed. 4. p. 313, und darnach bei Wolf, Deutsche Märchen und Sagen. (Leipzig 1845.) S. 467. Mit dieser Sage vergl. folgende Sage bei *Binsfeld* p. 215, und darnach bei Wolf a. a. O. S. 467: Es reitet ein Bauer, Namens Johannes (Hans), aus dem Dorfe Salmenroer im trier Gebiete eines Donnerstags zum Tanze auf die hetzenroder Heide. Nach Beendigung des Tanzes und der Berathung über zu stiftendes Unheil aller Art eilt, da der Tag anbricht, jedes fortzukommen. Der Bauer ist noch unterwegs, als in einer nahen Kapelle das Morgenglöckchen zu läuten beginnt. In demselben Augenblicke schüttelt der Bock, den der Bauer reitet, diesen ab, und der Reiter fällt auf die Erde nieder. 12) s. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 2. Sect. 11. Th. S. 292—294. 3. Sect. 4. Th. S. 358. 13) Bei Kühn und Schwarz S. 286. 287. Nr. 320: „Hexenversammlungen. Mündlich aus Ramsloh.“

14) Kühn und Schwarz S. 376. 15) Dieselben S. 378. Nr. 4. Im braunschweiger Bilderzeitbuche (bei *Leibnitz*, Rer. Brunsv. Scriptt. T. III. p. 287) und darnach bei *Torquatus*, Annal. Magdeb. et Halberstad. ap. *Boysen* p. 128 ist ein Leiterwagen abgebildet, auf welchem vier Frauenzimmer, Venus, die zu Magdeburg verehrt worden sein soll, und ihre drei Töchter, unbekleidet stehen, und der von vier Vögeln, welche nach dem Texte zwei Tauben und zwei Schwäne (welche Gänsen ähnlicher sehen) vorstellen sollen, gezogen wird. Aber aus der Beschreibung der Attribute der Venus geht hervor, daß der Verfasser nicht aus einer Volkssage, sondern aus römisch-griechischer Gelehrsamkeit schöpfte. Nur der Wagen ist merkwürdig, weil er das Bild eines landwirthschaftlichen Leiterwagens des 15. Jahrh. darbietet. 16) Jacob Grimm, Deutsche Mythologie S. 604. 17) *Albertus Ritter*, Relatio historico-curiosa de iterato itinere in Hercyniae montem famosissimum Bructerum. (Helmstadii 1740.) §. 2. p. 8. 9: Mons hic varia gerit nomina, quae in omnibus auctoribus leguntur, eaque partim absurda, partim longe petita, partim propria et vera; ad primum denominationis genus merito referimus nomen *der Bocksberg*, sic dictum, quia sagae non furcis bicornibus solum, scopis, fascibus stramineis, sed etiam et inprimis hircis vectatae Walpurgis nocte vel primo die Maji hunc montem frequentarent, commessionibus indulgerent, et soluto convivio in concentus musicos hilariores gratioresque choreas ducerent. 18) Bei *Bonsesus*, Epist. medic. 50; *Delrio*, Disquis. mag. L. II. quaestio XVI. p. 180; Wolf, Niederländische Sagen S. 338—340. 19) Bei Kühn und Schwarz S. 133. „Nr. 154. Hexenritt. Mündlich aus dem gußefelder Dammkrug.“

Ein Junge, deſſen Mutter und Schweſtern Hexen ſind, ſieht, wie ſie am Abend vor dem erſten Mai etwas kochen, ſich damit beſtreichen, auf Beſenſtiele ſetzen und drei mal ſprechen: „Up un davan, neinig (nirgends) an!“ Nun gehts mit ihnen auf und davon. Der Junge holt den nicht verſchloſſenen, ſondern blos bei Seite geſetzten Topf hervor, ſetzt ſich auf einen Beſenſtiel und ſpricht drei mal: „Up und davan, alle weg an!“ Es geht mit ihm auf und davon, ſtößt hier an eine Fichte, dort an eine Eiche, und ſpricht, ſich verbeſſernd, drei mal: „Up un davan, neinig an,“ kommt an den Ort, wo die Hexen verſammelt ſind, und findet auch ſeine Mutter und ſeine Schweſter bei dem Mahle, welches in Erbſen[20]) beſteht. Als es wieder fortgeht, kommen ſie an ein großes Waſſer, und er wird von ſeiner Mutter und ſeiner Schweſter auf einen dreijährigen Bullen geſetzt und der iſt mit einem Sprunge über das Waſſer. Als der Junge nun ruft: „Das war ein tüchtiger Sprung für einen dreijährigen Bullen!“ iſt er im Augenblick abgeworfen, und muß acht Tage wandern, bevor er wieder nach Hauſe kommt. Als Beiſpiel einer Gabelreiterin diene eine Sage[21]) von einer Hexe in dem früher an Hexen reichen Gitelde. Sie geht am „Walperabend“ (Walpurgisabend) in die Küche, wo ſieben Bouteillen ſtehen, taucht in dieſelben nach der Reihe ihren Finger und ſagt: „stippe (tauche) hier in, stippe da rin, oben ruter (heraus), an niren an!“ Als ſie ſich beſchmiert hat, ergreift ſie eine Ofengabel, und fährt zum Schornſtein hinaus. Der Mann macht es ihr nach, ſchließt aber den Hexenſpruch: „und alle weg an,“ und ſtößt allerwärts an. Nach Beendigung des Tanzes auf dem Blocksberge beſchmiert die Frau, die ihre Salbe bei ſich hat, ſich damit, und iſt bald wieder daheim. Aber der Mann muß zu Fuße gehen und gelangt erſt ſehr ſpät nach Hauſe. Nach dem Volksglauben[22]) in Grabow in Meklenburg muß man, wenn man die Hexen ausziehen ſehen will, eine Furche um das Dorf ziehen, den Pflug dann in die Höhe richten, und unter demſelben warten, bis es dunkel wird, dann wird man ſie, die eine auf einer Miſtgabel, die andere auf einem Gänſekûken (Gänſeſteige) u. ſ. w. reiten ſehen. Nach einer wemmeler Sage[23]) nimmt ein Knecht, deſſen Pferde jeden Abend von der Mahr (ſ. d. Art.) geritten werden, eine quer über das Waſſer ſchwimmende Muſchel aus dem Bache, ſteckt ſie in die Taſche, und in demſelben Augenblicke ſind die mit Schweiß bedeckten Pferde ſtill. Ein Weib bittet ihn gleich darauf, daß er ihr die Muſchel wiedergeben möge. Der Knecht ſagt: Habe ich dich nun, Hexe? und läßt ſich von ihr verſprechen, daß ſie die Pferde nimmermehr wieder quälen wolle. Sie jammert: „Gebt mir nur die Muſchel zurück, denn ich muß bis morgen früh 300 Stunden von hier ſein, meine Kinder verſorgen, und backen und buttern. Er gibt ihr die Muſchel zurück. Das Weib verſchwindet, und er ſieht, wie die Muſchel langſam über das Waſſer zum andern Ufer fährt. Nach einer andern niederländiſchen Sage[24]) faſſen Häringsfiſcher aus Schiedam, welche nur Steine im Netze haben, ein altes ihnen verdächtiges Weib, und dieſes bekennt, ſie ſei durch eine Ritze in einem Fenſter geflogen, habe ſich in einer Muſchel ins Meer geſenkt, dort alle Häringe verſcheucht und an die Stelle derſelben Steine gelegt. Nach niederländiſchem Volksglauben fahren in den häufig auf dem Waſſer ſchwimmenden Eierſchalen Elfen herum.[25]) (*Ferd. Wachter.*)

GABELUNG, Kabelung, eine bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts den Weinhandel an Rhein und Moſel beherrſchende Sitte, deren Urſprung man nicht ohne Grund den reichbegüterten Collegiatſtiften zuſchreiben will. Dieſen war nämlich dergleichen Sortirung das Mittel, der guten, wie der ſchlechten Weine ſich zu entledigen, ohne daß die zu dem Empfang berufenen Stiftsglieder hätten Klage führen können. Bereits im 12. Jahrh. erwähnt das Präſenzlagerbuch des St. Victorſtiftes zu Mainz ſolcher Stiftsgabelungen; ſie waren auch bei dem Dom und in St. Petersſtift üblich, und gabelte man bald im Rheingau, bald zu Mainz, wie die Weine daſelbſt angekommen, oder aber nach dem Abſtich, und zwar in ſothaner Weiſe, daß zu Zeiten einzig rheingauiſche Weine der Operation unterworfen, zu Zeiten auch Gewächſe anderer Gegenden zugezogen wurden. Überhaupt fand dabei ein willkürliches Verfahren, nach faſt jährlich verſchiedener Übereinkunft, ſtatt. So gabelte z. B. St. Victorsſtift die Weine von Lorch, Asmannshauſen, Rüdesheim, Östrich mit dem Gewächſe des Victorberges, aus dem Gau u. ſ. w., und wenn Looſe und Taxe fertig, wurde jedem der Capitularen ſein Antheil durch das Loos zugewieſen, nur daß der Überſchuß in dem Maße der Fäſſer auszugleichen, ein ſogenanntes Reddet an Geld, pr. Viertel oder Maß, zu entrichten. Wurde die Gabelung an Ort und Stelle, in Rüdesheim z. B., vorgenommen, ſo mußte jeder Theilnehmer ſein Loos auf eigene Koſten abführen. Wurde, wie dieſes häufig der Fall, zu Mainz und zwar unter ſämmtlichen Weinen des Jahres gegabelt, dann legte die Präſenz die Koſten des Transportes vor und zog ſie ſodann von den einzelnen Chorherren wieder ein, indem ein jeder derſelben den ihm zur Laſt fallenden Betrag auf das Faß legte, oder aber, wenn die Vorlage zu thun der Präſenz nicht gefällig war, wurde, vor der Anführung der Weine, von jedem der Theilnehmer eine feſtgeſetzte Summe erhoben, über welche dann ſchließlich der Cellarius oder Präſenz-Amtmann Rechnung ſtellte. Von einer Gabelung zu Lorch zeugt des Dompropſten zu Mainz, des Andreas von Brauneck, Vermächtniß vom St. Andreastag 1380 *). Um die

20) Die Erbſen als Lieblingsſpeiſe der Zwerge (Elfen), und als am Johannisfeuer gekocht, und als Sonntags- und Donnerstagsgericht, und daß ſie während der zwölf Nächte nicht gegeſſen werden dürfen, ſ. Kühn und Schwarz S. 533—534. 21) Bei denſelben Nr. 217: „Hexen in Gittelde. Mündlich.“ 2. S. 192. 22) Dieſelben S. 375. 23) Wolf, Niederl. Sagen S. 614. „Nr. 515. Mahr in der Muſchel.“

24) *Joa. Wierus*, De praestigiis daemonum. L. VI. c. 9. Wolf, Niederl. Sagen S. 342. 25) Letzterer, ebendaſelbſt S. 660.

*) „Presentibus damus, et in perpetuum dabit Prepositus Moguntinus — annis singulis — cuilibet et singularibus canonicis ipsius ecclesie unam carratam vini albi crescentis in Loreh per suos certos officiatos ad hoc per ipsum Capitulum deputandos inter tres rigas, in quibus omnia vina, quolibet anno ibidem crescentia ponantur, ipsi unam eligant rigam.“

Gabelungen zu Östrich klagt das Capitularprotokoll von St. Victor, 1. Nov. 1544: „Nachdem bis anher ein alter, doch unnützer und böser Gebrauch gewesen, daß meyne Herrn allwegen nach dem Herbst, welcher gewollt, mit ghen Österich uf die Kabelung gefarrn, dieweill aber diese Zeit etwas geschwinde, und ohne das großer Uncosten uffgangen: ist diese obgedachte Cabelung von wegen großens Costen zu vermeiden, uff diesmal abgeschafft worden." Viel längern Bestand haben die nach dem Muster der stiftischen für die Gemeinden eingeführten Gabelungen gehabt. Der steigende Luxus, indem er den bessern Gewächsen höhere Preise beilegte, verurtheilte die geringen Weine zu verhältnißmäßigem Unwerth. Ein Mittel gegen diesen vorzüglich den ärmern Producenten treffenden Übelstand sollte die Gabelung werden, sintemal kraft derselben der Kaufmann aus jedem Orte so viele Weine von der geringen, dann von der bessern Qualität beziehen mußte. Nach der Traubenlese, da sich die vergornen Weine eben kosten ließen, ward der ganze Ertrag eines Ortes aufgenommen, Faß um Faß nach seiner Güte numerirt, und der ganze Herbst in Loose, à 2 Faß, getheilt, sodaß immer ein Stück von der besten Qualität mit einem in gleichem Verhältniß schlechten Stück der andern Classe zusammengefügt. Wenn z. B. irgendwo 400 Stück zu gabeln, so machten Nr. 1 und Nr. 400, Nr. 2 und 399, Nr. 3 und 398 und sofort die Loose aus, bis in der Mitte Nr. 200 und 201 zusammentrafen. Niemand war mit seinem Gewächs von der Gabelung ausgeschlossen, nur einige der geringern Weine, die Kreyer im Rheingau genannt, blieben, weil sie nicht für Kaufmannsgut zu halten, den Kaufleuten zu Gunsten ausgeschlossen, und kamen nicht in das Verzeichniß. Dieser Kreyer waren aber allerwärts nur wenige und mußten sich mit ihnen die Zecher an Ort und Stelle behelfen. Die Musterung selbst ward von angeordneten Weinstechern, mit Zuziehung der Kaufleute, die sich zum Ankauf eines Theils, oder des ganzen Ertrags eingefunden hatten, vorgenommen. Demnächst wurde um den Preis gehandelt, und es folgte, sobald dieser durch das Meistgebot bestimmt, die Verlosung, wenn anders die Käufer nicht vorzogen, die ganze Summe der Gabelung zu übernehmen. Dergleichen öffentliche Weinmärkte waren nicht nur in den meisten Orten des Rheingaues, sondern auch in vielen anderen Theilen des Rhein- und Moselthales eingeführt, und erhielten sich zum Theil bis in das 18. Jahrh., wiewol die Zahl ihrer Gegner mit jedem Jahre zunahm. Die Ortsvorsteher, Schultheiß, Rath oder Gericht, betrachteten das Weinmarktsrecht, die Befugniß, für ihre und ihrer Mitbürger Weine einen Preis zu bestimmen, als die wesentlichste ihrer Prärogativen. Manche andere Gutsbesitzer aber, besonders die Ausmärker oder Forensen, die nicht im Orte wohnhaft, erblickten in den Weinmärkten eine Last, wodurch sie genöthigt wurden, ihre besten Weine bald nach dem Herbst, und zu einem Preise, zu dessen Bestimmung sie keineswegs concurrirten, wegzugeben. Diese Malcontenten hatten auszusetzen, 1) daß sie ihre Weine weder zum eigenen Gebrauch, noch zu längerm Aufbehalten und vortheilhaftern Verkauf verwenden konnten, 2) daß, im Widerspruch zu den eigentlichen Beweggründen der Einrichtung, die guten Weine ausgezogen wurden, die geringsten aber jedesmal liegen blieben, 3) daß sie mit dem gemachten Preise zufrieden sein mußten, und 4) daß der beste Wein nicht besser bezahlt wurde, als der geringere. Dieser letzte Umstand vorzüglich muß auf den Weinbau sehr nachtheilig gewirkt haben. Wer sollte wol bedacht gewesen sein, einen bessern und feinern Wein zu produciren, wenn er nicht besser, als des Nachbarn geringeres Gewächs bezahlt wurde? Die Sucht, viele, wenn auch schlechte Brühe zu gewinnen, wurde durch die Weinmärkte befördert, und wird es keinem Eigenthümer eingefallen sein, bessere Reben einzuführen, oder durch stärkere Düngung, sorgfältigern Bau der Natur zu Hilfe zu kommen. Manche Eigenthümer suchten sich durch landesherrliche Privilegien der Last der Gabelung zu entziehen, und sind, wie herkömmlich, Adel und Stifte die ersten gewesen, eine exceptionelle Stellung zu suchen. Dadurch wurden die Gabelungen für die Käufer sehr mangelhaft, weil die besten Weine meist in den Händen solcher Producenten, die nicht mehr in die Gabelung sich einließen, zu suchen waren. Die mancherlei Gebrechen der Anstalt erkennend ließ Kurfürst Anselm Franz von Mainz durch Regierungsbefehl von 1682 die Weinmärkte gradezu aufheben. Der freie Handel war aber nicht von Bestand, gleichwie die Weinmärkte fortwährend im Gange blieben, denn die Ortsbehörden, die dabei ein wichtiges und einträgliches Recht ausübten, und ebenso die meisten Gemeindeleute, die gewöhnlich mit dem Verkauf nicht lange zurückhalten konnten, auch durchgehends nur Mittelgut herbsteten, glaubten ihren Wohlstand, ihr Glück von diesen Weinmärkten abhängig, und wollten sie schlechterdings nicht eingehen lassen. Sie führten deshalb, einige Jahre nach dem Verbot, unter der Hand die Weinmärkte wieder ein, Anfangs zwar unter freier Willkür, die aber unvermerkt zu Zwang ausschlug. Hiermit jedoch keineswegs befriedigt, wußten die Anhänger des alten Systems auch höhern Orts ihre Ansichten geltend zu machen, und heißt es in der kurmainzischen Regierung an das rheingauische Vicedomamt vom 23. Sept. 1699: „Die bishero in Abgang gerathene Weinmärkte belangend, da hättet ihr nicht weniger sammt und sonders nach aller Möglichkeit dahin zu allaboriren, damit diese fast abgekommene Weinmärkte dem alten Herkommen gemäß wieder eingeführt, die bisherige Unterhändlerey, soviel möglich, abgestellt, die gemeine Weinmärkte, besonders in denen Hauptmarktflecken, und zwar anderst nicht als in Versammlung des ganzen Gerichts und Rechts, auch einigen Ausschüssen aus der Gemeinde geschlossen, solcher Schluß auch ehender nicht vor verbindlich gehalten werden solle, er seye denn vorher von dem Vicedomamt der Gebühr ratificirt und approbirt worden." Nachdem auf solche Weise „aus besonderer Landsväterlicher Kurfürstl. gnädigster hoher Vorsorge solch üblich Gablungsrecht zu restabiliren, dem Vicedomamt gemessenen Befelch zugekommen," hat dasselbe am 27. Oct. 1699 eine rheingauer Weinmarkts-Ordnung erlassen, welche zwar so vielfältigen Einwendungen begegnete, daß der Kurfürst unmittelbar einzuschreiten genöthigt, mittels der kurfürstlich mainzischen Ver-

ordnung, wie es künftig bei Kauf und Verkauf der neuen Weine, bei Schließung der Weinmärkte, Zeichnen und Gabelung, Vorlas ꝛc. im Rheingau gehalten werden solle, vom 8. Oct. 1700. Wiewol nun durch diese letzte Anordnung den Unterthanen einige Erleichterung verschafft worden, fanden dennoch die Ausmärker und manche andere Gutsbesitzer den Zwang dergestalt drückend, daß sie dessen theils durch kurfürstliche Freiheitsbriefe, theils durch Regiminalbefehle sich zu entledigen suchten, und wurden dergleichen mit freigebiger Hand ertheilt. Die Ausmärker zu Rauenthal und zu Hattenheim fanden es zumal abgeschmackt, daß ihnen ihre besten Weine durch die Kaufleute nach dem Marktpreise ausgezogen und blos die schlechten zurückgelassen wurden. Zu Rauenthal sollten aus den vorhandenen 137 Stück 74 an 11 Kaufherren, 5 von Münster, 4 von Frankfurt, Johann Birkenstock von Erbach und Peter Kirn von Nieder-Walluf, um den Preis von 90 Thlr. pr. Stück abgegeben werden. Die Ausmärker, auf den Regierungsbefehl vom 9. Nov. 1704 sich berufend, verlangten, daß die ihnen zuständigen 37 Stück unberührt bleiben, von den übrigen 100 Stück nur 50 herausgezogen werden sollten. Dagegen operirte der bereits genannte Birkenstock, und die Statthalterschaft verfügte am 19. Nov. 1714, daß auf die Weinmarktsordnung de Anno 1700 steif und fest zu halten, worauf dann die unbeschränkte Gabelung und der Auszug der 74 Stück erfolgten. Die Gemeinde Rauenthal feierte ihren Triumph durch Aufrichtung eines, leider im J. 1788 zusammengestürzten, Kreuzes, in dessen Fußgestell die folgende Inschrift zu lesen war:

Im 1714 Jahr
Als zwytracht wegen des Weinmarks war,
Schicket Gott hilf von Münsterland
Durch weisen Rath von grosser Hand
Dem gantzen Rheingavw zuwegen
Durch Gottes Kraft bracht Heil und Segen
Herr Birckenstock zuwegen bracht
Das dem zu Ehren dis Creutz gemacht
Der uns den lieben Frieden bracht. Amen.
EffIgIes IatheC anno Vno post
paCeM DeI honorI ponebatVr.

Die Freude über den Weinmarkt von 1714 ergab sich keineswegs dauerhaft, denn grade dieser ist der letzte zu Rauenthal abgehaltene Markt, den auch Kaufleute aus entferntern Gegenden besucht hätten, gewesen. Mit einheimischen und benachbarten Kaufleuten wurde zwar noch einige Male etwas Ähnliches zu Rauenthal, Hochheim, Bodenheim u. s. w. zu Stande gebracht, allein es verfiel die Anstalt von Jahr zu Jahr größerer Verachtung, nicht allein von Seiten der Ausmärker, sondern auch durch die Schuld der bemittelteren Gemeindeleute, deren Weinberge eine bessere Lage hatten, oder mit mehrem Fleiße und Kostenaufwande gebaut wurden. Endlich bezeigten die Kaufleute selbst wenig Lust mehr zu den Weinmärkten, weil sie ihre Weine in der gewünschten Quantität und Qualität lieber einzeln ankaufen, als unter dem Zwange der Gabelung beziehen wollten. Die bedeutendsten Weinmärkte der Umgebung von Mainz wurden zu Hochheim und Bodenheim, im Rheingau zu Rüdesheim, Rauenthal und Hattenheim, welcher fünf Orte Gewächs in besonderm Werthe stand, gehalten. Viele andere Orte, Castel, Kostheim, Flörsheim, Laubenheim, Weißenau, Eltvill, Neudorf, Erbach, Geisenheim u. a. hatten ebenfalls zu Zeiten ihre Weinmärkte, richteten sich aber, wenn dergleichen nicht zu Stande kam, nach den Preisen der Hauptmärkte. Das Ende der Weinmärkte ist nicht gleichzeitig eingetreten, vielmehr haben sie an manchen Orten länger, als in andern bestanden. Zu Eltvill wurde der letzte 1678 abgehalten, zu Östrich wurde die letzte Gabelung 1726 vorgenommen, in demselben Jahre, als zu Hochheim und Rauenthal die letzten Weinmärkte stattfanden. Mit dem Absterben der Weinmärkte hörte jedoch nicht aller Zwang im Weinhandel auf; denn es waren die Ortsschultheiße und Gerichte durch die Verordnung vom 8. Oct. 1700 berechtigt worden, in Ermangelung des Weinmarkts einen Preis festzustellen, unter welchem zu verkaufen untersagt sein sollte. Diese Taxe wurde seit 1700 beinahe in allen Orten, die keinen Weinmarkt hatten, festgesetzt, und währte das bis zum J. 1753, da durch kurmainzischen Regierungsbefehl die Weinmärkte und Weintaxen völlig aufgehoben wurden. In dem einzigen Hochheim, das vormals wegen seines Weinmarktes viel berühmter gewesen, als es später durch seine Viehmärkte geworden, erhielt sich bis beinahe zu Ende des 18. Jahrh. der Gebrauch, bei Gelegenheit des Viehmarktes den laufenden Weinpreis zu bestimmen und bekannt zu machen. An der Mosel hatte Wehlen den Hauptweinmarkt, dort wurde er auch, mit allen seinen Folgen, am längsten festgehalten. — Privat-Gabelungen kommen auch heutzutage nicht selten vor. Ein Weinlager faßt z. B. 16 oder mehr Stücke, von denen der Käufer nur die Hälfte beziehen, oder der Verkäufer nur die Hälfte abgeben will. Diese Hälfte auszulesen, kann der Eigenthümer nicht zugeben, weil er damit den ihm bleibenden Rest um allen Ruf bringen, sich den weitern Verkauf erschweren würde. Er schlägt deshalb eine Gabelung vor, in der oben beschriebenen Weise, wo das Loos entscheidet, oder es wird eine Wahl aus freier Hand beliebt, sodaß der eine der Contrahenten das Faß, so er als der Erste erkannt, der andere das zweitbeste, dann wieder dessen Gegner und sofort, wählt. Bei dieser Methode ist die Frage, wer zuerst bezeichnen soll, als der eigentliche Schwerpunkt des Geschäftes zu betrachten. (*v. Stramberg.*)

GABIAN, Marktflecken im Bezirke Béziers (drei M.) im Departement des Hérault, nach alter Eintheilung in Nieder-Languedoc, Kirchsprengel Béziers, am Flusse Tongres oder Langue. Der Ort hat 120 Häuser und 1100 Einwohner. In der Nähe zwei Mineralquellen, wovon die eine, 1608 entdeckte, zu gewissen Jahreszeiten ein bituminöses Öl hervorquellen läßt. Dies Öl von Gabian soll gegen hysterische Beschwerden, Kolik, Wunden u. s. w. dienlich sein. Der Diamantenberg ist ein Fundort von schönen Quarzkrystallen und Belemniten. Büsching erzählt, es fänden sich in der Gegend viele Klumpen Harz, deren sich die Weiber statt der Seife bedienten. Vitriolsiederei. (*Daniel.*)

GABIAN. Die Mineralquellen von Gabian sind nach einem Dorfe im Departement de l'Hérault benannt, welches in der Nähe von Pézenas und Béziers liegt. Es

gibt dort drei Quellen, nämlich eine Source de l'huile de pétrole und zwei Fontaines de santé oder d'Ouillot.

Die Steinölquelle entspringt am Ufer eines kleinen Flusses. Das Wasser hat die gewöhnliche Temperatur, es ist klar, hat einen widerlichen Geruch, einen säuerlichen Geschmack, enthält kohlensaures Gas, kohlensaures Kalk-, Natron- und Eisenoxydul, und liefert einen braungelben Niederschlag. Das obenaufschwimmende Steinöl (Huile de Gabian im Lande genannt) ist dunkelgelb, consistenter als Olivenöl, und besitzt einen starken Geruch. Es werden davon jährlich etwa sechs Centner gesammelt. Früher soll der Ertrag bis zu 30 Centnern angestiegen sein.

Von den beiden andern Quellen unterscheidet man die eine als starke, die andere als schwache. Die erste ist ein Säuerling, die zweite ein schwach salinisches Eisenwasser. Das Wasser wirkt diuretisch, erfrischend, stärkend, nur gelind abführend. Es wird nur wenig von den Bewohnern der Umgegend benutzt. (*F. W. Theile.*)

GABIANE (*Γαβιανή*), auch Gabiene genannt, 1) eine Provinz (*ἐπαρχία*) oder District in Elymais (auch Elymaia bezeichnet) im alten Persien, an Susis grenzend und von diesem aus gegen Westen liegend, ein fruchtbarer Landstrich, welcher, sowie das ganze, in drei Hauptprovinzen und mehre kleinere Bezirke abgetheilte Elymais unter die Herrschaft der Parther gekommen war, nachdem die Arsaciden ihre Macht ausgebreitet und die benachbarten Reiche unterworfen hatten. *Strab.* XVI, 744. ed. *Casaub.* Die mächtigen Elymäer wollten sich aber ebenso wenig den Parthern, als dem syromakedonischen Reiche unter Antiochos dem Großen fügen. *Strab.* l. c. In das Land der Elymäer und von hier nach Babylon führte eine jener Straßen, welche Strabon durch *εὐφυεῖς εἰςβολαὶ* bezeichnet, von Susis aus durch Gabiane (*Strab.* l. c.: *ἐκ δὲ τῆς Σουσίδος διὰ τῆς Γαβιανῆς· ἐπαρχίαι δ' εἰσὶν αὗται τῆς Ἐλυμαίας ἥ τε Γαβιανὴ καὶ ἡ Μασσαβατική*). In dieser Gegend wurde der Kampf zwischen Antigonos und dem ebenso ausgezeichneten als unglücklichen Eumenes zu Ende geführt. *Diodor.* XIX, 26. 34. Eumenes hatte vor dem letzten Kampfe sein Heer in das Gebiet der Gabenoi ins Winterquartier gelegt, wo ihn Antigonos zu überrumpeln gedachte. Er wurde aber durch die Klugheit des Eumenes getäuscht und in der darauf folgenden Schlacht, wenigstens auf dem einen Flügel, welchem Eumenes selbst gegenüberstand, geschlagen. Hier wurde endlich Eumenes von seinem eifersüchtigen Unterfeldherrn an den Antigonos ausgeliefert (*Plutarch.* Vita Eumenis c. 15—18. p. 590—594. Vgl. *Polyaenos*, Strategem. IV, 6, 13). — 2) Wird Gabiane auch ein Gebirgsgebiet in Idumäa genannt. Vergl. *Chr. Cellarius*, Notit. orb. ant. Tom. II. Lib. 3. c. 14. p. 679. (Lips. 1707.) (*Krause.*)

GABII, eine alt-latinische Stadt, gegründet von den albanischen Königen, wie Servius [1]) versichert, mit welchem auch die Angabe des Dionysius von Halikarnaß [2]) übereinstimmt, welcher Gabii (*Γάβιοι*) als eine Stadt latinischer Herkunft und als eine Gründung der Albaner gleichfalls bezeichnet, auch dieselbe eine in alter Zeit sehr bedeutende und volkreiche (*πολυάνθρωπος καὶ εἴ τις ἄλλη, μεγάλη*) Stadt nennt. Für die Bedeutung derselben in früher Zeit spricht auch die von demselben Dionysius [3]) in Übereinstimmung mit Plutarch berichtete Tradition, wornach Romulus und Remus als kleine Kinder nach Gabii gebracht worden, um in dieser angesehenen, unfern des Palantium gelegenen Stadt griechische Bildung (*Ἑλλάδα παιδείαν*) zu erhalten, und wie sie wirklich dort in Schrift und Musik (*γράμματα καὶ μουσικὴν*), wie auch im griechischen Waffendienste unterrichtet worden: sodaß wir also griechischen Ursprung dieser Stadt zuzuweisen hätten, und der Angabe des Solinus, nach welcher diese Stadt von den Siculern gegründet worden [4]), schwerlich Glauben schenken dürfen. Die frühere Bedeutung der Stadt erhellt wol auch noch aus einer andern Angabe des Varro [5]), welche uns selbst vermuthen läßt, daß hier, in Gabii, früh die Auguraldisciplin der Tusker Eingang gefunden, und daß sie vielleicht von hier aus zunächst, also nicht unmittelbar aus Etrurien, nach Rom verpflanzt worden. Hiernach vertheilten die Augurn alles Land in fünf Classen (ager Romanus, Gabinus, Peregrinus, Hosticus, Incertus); im Römischen und Gabinischen aber, dies wird ausdrücklich bemerkt, gehen die Auspicien auf eine und dieselbe Weise vor sich. Wol mag damit auch der cinctus *Gabinus* zusammenhängen [6]), oder die eigenthümliche Schürzung der Toga, welche bei feierlichen, zunächst gottesdienstlichen, Handlungen, namentlich Opferungen, Weihungen und dergl., vorkam, und, wenn auch ursprünglich etruskisch, doch jedenfalls über Gabii den Römern zukam, wie der Name unzweifelhaft anzudeuten scheint. Ebenso wird sich in gleicher Beziehung für die frühere Bedeutung und das Ansehen der Stadt auch der alte Cultus der italischen Himmelskönigin, der Juno, anführen lassen, von welchem uns Servius [7]) eine Notiz hinterlassen hat.

In der Geschichte taucht Gabii zuerst um das Jahr 225 u. c. zur Zeit des Tarquinius Superbus bei einem Ereignisse auf, das auch zugleich der Selbständigkeit, wie dem Ansehen der Stadt ein Ende gebracht zu haben scheint. Livius [8]) und Dionysius haben nähere Nachricht darüber uns hinterlassen, und stimmen auch in den Hauptpunkten mit einander überein, wenn auch gleich der Grieche

1) ad *Virgil.* Aen. VI, 773: „Nomentum et Gabios — hae civitates sunt priscorum Latinorum ab Albanis regibus constitutae.“ Als Colonie von Alba erscheint Gabii auch bei dem Auct. de orig. gent. Rom. 17.

2) Antiqq. IV, 53. *Stephanus Byzant.*: *Γάβιοι, πόλις Λατίνων· τὸ ἐθνικὸν Γαβῖται· δυνατὸν καὶ Γαβίους, ὡς Διονύσιος κ. τ. λ.* 3) Ibid. I, 84. Plutarch (Vit. Rom. 6) hat es kürzer zusammengefaßt in die Worte: *Καὶ γράμματα λέγονται καὶ τἄλλα μανθάνειν οἱ παῖδες εἰς Γαβίους κομισθέντες, ὅσα χρὴ τοὺς εὖ γεγονότας.* 4) *Solinus* 8: „notum est, Gabios a Galacio et Bio, *Siculis* fratribus, constitutas.“ 5) De Ling. Lat. V, 4, und dazu O. Müller, Etrusker II. S. 121 fg. 6) Vergl. *Livius* V, 46. VIII, 9. X, 7. *Virgil.* Aen. VII, 612 Servius u. A. O. Müller a. a. O. 7) ad *Virgil.* Aen. VII, 682: „sane illic Juno religiosissime colitur.“ 8) f. *Livius* I, 53 seq., verglichen mit *Ovidius*, Fasti II, 685—710. *Dionysius Halicarn.* Antiqq. IV, 53 seq. *Valerius Maximus* VII, 4, 2.

in seiner rhetorischen Weise das Ganze noch mehr ausgeführt hat, als der das rhetorische Colorit sonst auch nicht verschmähende Römer. Nicht Waffengewalt war es, durch welche der kriegerische Fürst die Stadt in seine Gewalt brachte, sondern die List und Verstellung seines Sohnes Sextus, welcher, dem Scheine nach, fliehend vor der Härte und Grausamkeit des Vaters, der gegen seine eigene Familie wüthet, in der Stadt Gabii um Schutz bittet, von den Bewohnern freundlich aufgenommen wird, und bald unter diesen einen solchen Einfluß gewinnt, daß er an die Spitze der Stadt gestellt wird, worauf er die Aristokratie, als die natürliche Gegnerin seiner Plane, bald zu verdächtigen, und so theils in den Tod, theils ins Exil zu stürzen weiß; der Vater, der durch das Abhauen der Mohnköpfe dem an ihn vom Sohne abgesendeten Boten hinreichend das, was zu thun sei, angedeutet hatte [9]), zog dann ohne Schwertstreich in die Stadt ein, die ihm ihre Thore öffnet. Aus Dionysius ersehen wir, daß die Veranlassung dazu in anhaltenden, vorausgegangenen Reibungen lag, indem Gabii ein Mittelpunkt gewesen zu sein scheint, zu welchem Misvergnügte und Flüchtlinge, wie aus andern Städten Latiums, so insbesondere aus Rom, sich gewendet, und von hier aus ihre Gegner auf jede Weise zu reizen suchten. Rom und Gabii waren dadurch in einen für beide Städte verheerenden, für Rom insbesondere durch seine längere Dauer lästigen Krieg verwickelt worden, welchen Tarquinius in keiner andern Weise zu Ende zu bringen vermochte, als durch die Kriegslist seines Sohnes, welche Dionysius in ziemlicher Übereinstimmung mit Livius berichtet. Als Sextus alle Macht in der Stadt an sich gerissen und die Gegner vertrieben oder getödtet, zog Tarquinius mit seinen dazu bereit gehaltenen Scharen ein. Aber er behandelte [dies bemerkt Dionysius [10]) ausdrücklich] Gabii nicht als eine feindliche oder eroberte Stadt, wie dies die für Leben, Hab und Gut besorgten Bewohner gefürchtet hatten; er fügte vielmehr diesen nicht das geringste Leid zu, sondern that Alles, um durch Güte die mächtige Stadt an Rom und seine Herrschaft zu fesseln; er ließ ihnen alle Habe und alles Eigenthum, er ließ Niemanden hinrichten oder aus der Stadt verbannen, sondern berief das Volk zu einer Versammlung, worin er demselben versprach, die eigene Verfassung wiederherzustellen und Allen gleiche bürgerliche Rechte mit den Römern zu verleihen [11]). Nicht Wohlwollen war es, was ihn dazu bestimmte, sondern die Absicht, mit Hilfe der Gabier seine eigene Herrschaft desto mehr zu befestigen und zugleich für sich, wie für seine Familie, einen Schutz sich zu sichern. Und um den Bewohnern von Gabii keinen Zweifel und keine Besorgniß für die Zukunft zu lassen, setzte er die Bedingungen sogar schriftlich auf, unter welchen sie fortan seine Freunde sein sollten, leistete den Eid in der Versammlung selbst und bekräftigte durch dargebrachte Opfer seinen Schwur. Als ein Denkmal des geleisteten Bundeseides befindet sich, so setzt Dionysius weiter hinzu, zu Rom in dem Tempel des Zeus Pistios [12]), den die Römer Sancus nennen, ein hölzerner Schild, überzogen mit dem Felle des Stiers, welcher damals bei Leistung des Bundeseides geschlachtet worden war, worauf die Übereinkunft mit alter Schrift aufgezeichnet war [13]). Darauf zog der König mit seinem Heere ab, nachdem er seinen Sohn Sextus zum Könige (*βασιλεύς*) daselbst ernannt hatte, d. h. wol, nachdem er ihm die dictatorische Würde, wie sie als höchste Staatswürde in den verschiedenen latinischen Städten bestand, und ohne Zweifel auch in Gabii eingeführt war, und zwar bleibend, also nicht auf die Dauer eines Jahres, übertragen hatte [14]). Auf diese Weise war der Krieg beendigt und die Stadt fortan mit Rom verbunden: in welchem Verhältniß freilich, darüber fehlen uns, außer dem, was Dionysius oben am angeführten Orte im Allgemeinen berichtet hat, alle weitern Angaben, woraus namentlich das rechtliche Verhältniß, in welches nun Gabii zu Rom getreten war, näher und genauer zu erkennen wäre. Daß es mit Rom fortan eng verbunden war, und zwar in einem untergeordneten Verhältniß, wie auch die andern kleinern Städte des Landes Latium, läßt sich nicht bezweifeln; aber es scheint auch von dieser Zeit an die Stadt, welche bei Cicero [15]) neben einigen andern latinischen Ortschaften als Municipium vorkommt, immer mehr von ihrer Bedeutung und ihrem Ansehen verloren zu haben, bis sie zuletzt mit dem Beginne der Kaiserzeit zu einem elenden, verlassenen Orte herabgesunken war. In Folge dieser Verbindung mit Rom, seit der Besitznahme durch Tarquinius, wird uns auch die bald nach der Vertreibung dieses Königs aus Rom, um 292 u. c., erfolgte Verheerung des Gebietes von Gabii durch die Feinde Roms, wovon Livius [16]) uns berichtet, nicht befremdlich erscheinen. Nähere Angaben fehlen freilich auch hier, und ebenso wenig erfahren wir in den nächstfolgenden Jahrhunderten etwas Näheres über die Schicksale der Stadt. Als ein besonderes Prodigium wird uns, neben andern Furcht und Schrecken erregenden Prodigien, das Einschlagen eines Blitzes auf Mauer und Thor von Gabii, ebenso

9) Dionysius erzählt dies (IV, 56) gleichfalls, und erinnert hier an einen ähnlichen Vorfall zwischen Thrasybulus, dem Tyrannen von Milet, und Periander, dem Tyrannen von Korinth; s. darüber *Herodot* V, 92. §. 6, wozu T. III. p. 186 meiner Ausgabe die übrigen Stellen der Alten angeführt sind. 10) a. a. O. IV, 58. 11) Die Worte des Dionysius a. a. O. lauten: „— *καὶ εἶν τούτοις τὴν Ῥωμαίων ἰσοπολιτείαν ἅπασι χαρίζεσθαι.*“ über die griechische *ἰσοπολιτεία*, die hier Dionysius auf italische, oder vielmehr römische Verhältnisse anwendet, s. die Nachweisungen bei C. Hermann, Griech. Staatsalterthümer §. 117. Not. 6. *Schömann*, Antiqq. jur. publ. Graecc. p. 377.

12) Derselbe Zeus Pistius bei *Dionys.* Antiqq. Romm. IX, 60; er wird mit dem Dius Fidius oder Sancus der Römer, oder vielmehr der Sabiner zusammengestellt; *Varro*, Ling. Lat. IV. p. 20. Mehr bei Hartung, Religion der Römer I. S. 42. II. S. 44, vergl. mit O. Müller, Etrusker II. S. 120 und Ambrosch, Studien und Andeutt. S. 162 fg. 170 fg. 13) Auf diesen Vertrag, der zu Augustus' Zeiten noch existirt zu haben scheint, spielt Horatius an, wenn er Epist. II, 1, 25 „foedera regum vel Gabiis vel cum rigidis aequata Sabinis“ nennt. 14) Vgl. Rägele, Studien über altitalisches und römisches Staatsleben S. 233 fg. 238 fg. 15) Pro Planc. 9. §. 23: „— nisi forte te Lavicana aut Bovillana aut *Gabina vicinitas* adjuvabat: *quibus e municipiis* vix jam, qui carnem Latinis petant, inveniantur.“ 16) s. *Livius* III, 8.

das Einſchlagen des Blitzes in den Tempel des Apollon und in mehre Privatgebäude berichtet [17]); über die Schickſale der Stadt im zweiten puniſchen Kriege, wie in den ſpätern Kriegen, im Bundesgenoſſenkriege, in den nachfolgenden Bürgerkriegen, fehlen uns alle Nachrichten; als ein verlaſſenes, ödes Landſtädtchen, ohne alle Bedeutung, und in dieſer Beziehung faſt ſprüchwörtlich genannt, erſcheint Gabii in den Zeiten des Auguſtus und ſpäter noch immer mehr, wie dies die Stellen eines Horatius, Propertius, Juvenalis und anderer Dichter [18]) zur Genüge beweiſen können. Zur Zeit des Dionyſius [19]) war ſie ſchon nicht mehr ganz bewohnt, ſondern nur die Landſtraße entlang, wo die Herbergen und Gaſthäuſer ſich befanden. Von ihrer frühern Größe und Bedeutung aber, ſetzt er hinzu, kann ſich Jeder überzeugen, wer die hin und wieder zerſtreuten Ruinen von Gebäuden und den Umfang der Mauer betrachtet, indem der größte Theil davon noch ſteht. In dieſem Sinne konnte wol Horatius (Ep. I, 11, 7) ſchreiben:

Scis, Lebedus quid sit, *Gabiis* desertior atque
Fidenis locus;

eine Zuſammenſtellung von zwei Rom nahe gelegenen, ehedem bedeutenden, jetzt ganz herabgekommenen Orten, die wir ebenſo bei Juvenal (Sat. III, 192; vergl. X, 100) wiederfinden; und nicht anders dichtete Propertius (IV [V], 1, 34):

Et qui nunc nulli, maxima turba Gabi.

Die kühlere und friſchere Bergluft, ſowie das kalte und friſche Quellwaſſer, das daſelbſt reichlich quoll, ſcheint inzwiſchen noch immer auch damals noch manche Gäſte dahin geführt zu haben, da Horatius von einem Kaltwaſſerbade zu Gabii ſpricht, welches Kranke zu ihrer Heilung beſuchten, wahrſcheinlich ſeit des Kaiſers Leibarzt Antonius Muſa ſolche kalte Bäder insbeſondere empfohlen und dadurch in Aufnahme gebracht hatte, ſodaß ſelbſt die beſuchteren Warmbäder neidiſche Blicke auf die neu auftauchende Concurrenz warfen. Die hierher gehörigen Worte des Dichters (Ep. I, 15, 8. 9) lauten:

Qui caput et stomachum supponere fontibus audent
Clusinis *Gabios*que petunt et frigida rura.

Aber auch Strabon [20]) ſpricht von dieſen kalten, zur Heilung bei mancherlei Krankheiten benutzten Quellen in der Nähe von Gabii, wo, wenn wir der Angabe Fea's [21]) Glauben ſchenken dürfen, noch jetzt Schwefelwaſſer ſich befinden. Auch die in der Nähe von Gabii befindlichen Steinbrüche wurden um dieſe Zeit viel benutzt: denn ſie galten, nach Strabon's [22]) Verſicherung, als die für Rom unter allen übrigen nutzbarſten, und lieferten unter dem Namen des gabiſchen oder des rothen ein Geſtein, das auf dem an den Steingruben vorbei in die Ebene fließenden Anio leicht nach Rom gebracht werden konnte, wo die meiſten Gebäude daraus aufgeführt wurden. Nach dem Neroniſchen Brande war es daher auch das *saxum Gabinum*, wie Tacitus [23]) ſich ausdrückt, welches, weil dem Feuer minder zugänglich, zu den neuen Bauten benutzt ward, d. h. der jetzt ſogenannte Peperino, der noch härter iſt, als der vom albaner Gebirge, und auch noch jetzt ein treffliches Baumaterial abgibt. Eine beſondere Eigenthümlichkeit der Gegend finden wir noch bei Plinius [24]) erwähnt. Einige Gegenden, ſagt er, zittern, wenn man darübergeht (man kann an Moorgründe, oder etwas Ähnliches denken); ſo bewegt ſich im Gebiete der Gabier (ager Gabiensis), unfern Rom, ein Stück von beinahe 200 Morgen, wenn man darauf reitet. Endlich iſt noch zu bemerken der in der Nähe von Gabii befindliche kleine See, deſſen Abhänge, aus Lava beſtehend, in Verbindung mit der Geſtalt des Sees ſelbſt, allerdings darin den Krater eines ehemaligen Vulkans vermuthen laſſen. Der jetzige Name des Sees wird angegeben: il Pantano [25]); die mit Rohr bewachſenen, ſumpfigen Ufer haben vielleicht zu der eben erwähnten Angabe des Plinius die nächſte Veranlaſſung gegeben; ſie erſtrecken ſich in der Richtung nach dem Lacus Regillus und der Stadt Labicum zu, und ſind auf Gell's Karte als „solum imum palustre“ ausdrücklich bezeichnet, ebenſo wie auch der See bei Gabii als „lacus partim exsiccatus“ bezeichnet wird.

Fragen wir nun nach der Lage der Stadt und nach ihren ſpäteren Schickſalen von der oben bemerkten Periode des Auguſtus an, ſo bezeichnet Dionyſius [26]) die Lage der Stadt ganz richtig an der von Rom nach Präneſte führenden Straße, in einer Entfernung von 100 Stadien von Rom; ebenſo ſpricht ſich auch Strabon [27]) aus, der die Entfernung von Rom ebenfalls auf 100 Stadien angibt und Gabii in gleicher Diſtance von Rom wie von Präneſte beſtimmt. Und damit ſtimmen ganz überein die Angaben der Itinerarien [28]), wie der Peutinger'ſchen Tafel, welche die Entfernung von Rom nach Gabii auf der präneſtiniſchen Straße auf zwölf und von da weiter nach Präneſte auf eilf Miglien angeben. Folgt man nun der von Rom ausgehenden Straße (ſ. das Nähere bei Via Gabina), ſo gelangt man in zwölftehalb Miglien zu der jetzigen Oſteria dell' Oſa, und bald nachher zu dem Bäch-

17) ſ. *Livius* XXIV, 10. XLI, 16; vgl. XXVI, 9. 18) Wie z. B. *Lucanus*, Pharsal. VII, 392. 19) Antiqq. Romm. IV, 53. 20) Strabon (V, 3. §. 11. p. 238) ſpricht von dem Laufe des Anio durch die Steinbrüche bei Gabii in die flächeren Gegenden, und fügt dann hinzu: *ἐν δὲ τῷ πεδίῳ τούτῳ ὁ Ἀνίων δίεξεισι καὶ τὰ Ἀλβουλα καλούμενα ῥεῖ ὕδατα ψυχρὰ ἐκ πολλῶν πηγῶν, πρὸς ποικίλας νόσους καὶ πίνουσι καὶ ἐγκαθημένοις ὑγιεινά.* Vergl. auch die Angaben bei Weſtphal (Die römiſche Campagne S. 102 oben) von einigen ſolcher Quellen. 21) Zu der angeführten Stelle des Horatius, wo Acron bemerkt hatte: „Clusinae et Gabinae aquae frigidae sunt,“ fügt er hinzu: „Aquae sulphureae sunt hodieque existunt.“ Auch zu der andern Stelle (Ep. I, 11, 9) bemerkt der alte Scholiaſt: „Gabii vicus in Sabinis juxta Lucretilem montem, unde et aqua *Gabia*.“ Auf dieſe Bäder bezieht ſich auch *Juvenal*, Sat. VII, 3.

22) V, 3. §. 10. 11. p. 238. 23) Ann. XV, 43 und daſelbſt die Zuſammenſtellung in Ruperti's Note. 24) H. N. II, 94, 96. 25) So Weſtphal, Römiſche Campagna S. 98. 26) Antiqq. Romm. IV, 53: *πόλις — ἀπέχουσα τῆς Ῥώμης σταδίους ἑκατὸν, ἐπὶ τῆς εἰς Πραίνεστον φερούσης ὁδοῦ κειμένη.* 27) am oben angef. Orte: *Γάβιοι μὲν ἐν τῇ Πραινεστίνῃ ὁδῷ κειμένη — διέχουσα τὸ ἴσον τῆς Ῥώμης τε καὶ Πραινέστου περὶ ἑκατὸν σταδίους.* 28) ſ. Itiner. Antonin. p. 302. Vergl. Weſtphal a. a. O. S. 106 fg.

lein Osa (der alte Veresis), das von dem oben bemerkten See seinen Zufluß großentheils enthält; von da wendet sich die Straße rechts an dem See, welcher zur linken Seite bleibt, vorbei zu dem Punkte, auf welchem das alte Gabii lag; links am Wege sind die Reste eines Tempels der Juno, nebst einer verfallenen Kirche; noch etwas weiter links, dem Gehöfte von Castiglione zu, liegen andere Ruinen, welche in den Bereich der alten Stadt gehören [29]).

Wenn unter den früheren Gelehrten Italiens noch Zweifel über die Lage der Stadt herrschen konnten, sodaß selbst Volpi [30]) mit Sicherheit dieselbe zu bestimmen sich nicht erlauben wollte, so haben doch andere Gelehrte, wie Fabretti, Ciampini u. A. [31]), schon richtiger gesehen, indem sie die Ruinen des erwähnten Tempels und einer verfallenen Kirche als den Punkt erkannten, wo das alte Gabii gesucht werden müsse. Über allen Zweifel ist aber diese Ansicht erhoben worden durch die im J. 1792 daselbst von dem Fürsten Borghese, dem Besitzer des dortigen Grund und Bodens, veranstalteten Nachgrabungen, welche mit ungemeinem Erfolge belohnt, eine Reihe der werthvollsten Werke der Sculptur, wie namhafte Inschriften, zu Tage gefördert haben, welche dann in der Villa Pinciana des Besitzers aufgestellt, dem berühmten Archäologen Ennio Quirino Visconti Veranlassung zu einer genauen, mit den nöthigen Abbildungen ausgestatteten, gelehrten Beschreibung der aufgefundenen Denkmale gegeben haben [32]), durch welche die spätere Bedeutung der Stadt in dem nachaugusteischen Zeitalter in einem neuen, bisher kaum geahnten Lichte erscheint, sodaß wir wenigstens bis ins dritte christliche Jahrhundert herab die Stadt als eine mit bedeutenden Gebäuden und Kunstgegenständen geschmückte und auch wohlbevölkerte anzuerkennen haben: wovon vielleicht der Grund in der Benutzung der Stadt als eines Badeortes, zumal nachdem Bajä in Abnahme gekommen [33]), zu suchen ist. Größere, wie kleinere Statuen der Venus, Nemesis, Diana, Isis, des Cupido, Herkules u. A. wurden herausgegraben [34]), was jedenfalls auf einen Cult, wenigstens eines Theils dieser Gottheiten, schließen läßt; aber noch zahlreicher waren die Statuen und Büsten so vieler Glieder des kaiserlichen Hauses und ihrer Angehörigen, des Marcus Agrippa, des Tiberius, Germanicus, Caligula, Claudius, Nero, des Cnejus Domitius Corbulo, des Trajanus und seiner Gattin Plotina, des Hadrianus (mehrmals) und seiner Gattin Sabina, des Älius Verus Cäsar, des Adoptivsohns des Hadrianus, des M. Aurelius Antoninus des Philosophen und seiner Adoptivtochter Lucilla, der Gattin des Lucius Verus, des Commodus, des Lucius Septimius Severus, des Lucius Septimius Geta, der Plautilla, der Gattin des Antoninus Caracalla, endlich des Kaisers Gordianus Pius. An diese reiht sich noch eine Anzahl anderer Statuen und Büsten an, darunter vier Statuen von lunesischem Marmor, welche fast in mehr als Lebensgröße vier mit der Toga bekleidete Personen darstellen, welche zwar, da die Basis mit der Inschrift fehlt, nicht bekannt sind, aber, wie es scheint, Männer darstellen, die um ihre Vaterstadt sich in irgend einer Weise verdient gemacht, als Decurionen oder Beamte, oder sonst wie, und deren Andenken auf diese Weise, dem Herkommen gemäß, durch die Errichtung ihrer Standbilder gefeiert ward [35]). Wenn diese große Anzahl von Werken der bildenden Kunst auf eine Bedeutung des Ortes, oder doch den Reichthum und Kunstsinn seiner Bewohner einen Schluß zu machen erlaubt, so bestätigen dies auch die, zum Theil sehr umfassenden, Inschriften, welche bei dieser Gelegenheit ebenfalls zum Vorschein kamen [36]). Gabii wird darin (wie früher zu Cicero's Zeit; s. oben) ein Municipium genannt, welches seinen Senat in dem Decurionenstand (Ordo Decurionum), wie jedes andere Municipium, hatte; daher in den Beschlüssen der Stadtgemeinde Decuriones populusque, oder Ordo et populus Gabinus, oder Decuriones et populus [37]) und dergl. vorkommen. Von Behörden erscheinen hier die auch in Inschriften anderer Municipien aus der römischen Kaiserzeit oftmals genannten Quatuorviri quinquennales, die Seviri Augustales, welche neben den Decurionen genannt werden [38]); auch ein Rathhaus wird genannt: die Curia Aelia Augusta [39]), wobei wir vielleicht an den Kaiser Hadrian denken dürfen, in sofern nach mehren Spuren derselbe das seinem Tivoli so nahe gelegene Gabii ebenfalls bedachte und durch Bauten verschönerte, namentlich auch, wie eine Inschrift zeigt, einen Aquäduct anlegte [40]). Besondere Wichtigkeit kann unter diesen Inschriften die erste größere aus dem Jahre 140 p. Chr. ansprechen, welche ein vollständiges Decret der Decurionen enthält; ebenso auch die siebente [41]) mit dem Datum des Jahres 220 p. Chr., in ihrem Inhalte bezüglich auf die Errichtung eines Denkmals, welches die Zunft der Zimmerleute (Dendrophori) [42]) ihrem Vorsteher aus dem

29) s. Westphal a. a. O. S. 98. 30) Vetus Latium. T. IX. p. 243. 31) s. das Nähere bei Visconti am gleich anzuf. O. S. 5. 6. 32) Monumenti Gabini della Villa Pinciana descritti da *Ennio Quirino Visconti* nuovamente pubblicati per cura del dottor *Giovanni Labus*. (Milano dalla società tipografica de' classici italiani 1835.) [Nach dieser Ausgabe ist hier citirt; die frühere Ausgabe erschien zu Rom 1797.] Früher war erschienen: *C. Fea*, Lettere sopra la scoperta delle rovine della citta di Gabio. (Roma 1792.) 33) *Propert.* III, 18, 7 seq.:

At nunc invisae magno cum crimine Bajae,
Quis deus in vestra constitit hostis aqua?

34) Sie sind in der angeführten Schrift Visconti's Parte seconda genau beschrieben und auf den beigegebenen Kupfertafeln abgebildet; eine geordnete Zusammenstellung findet sich S. 78 fg.

35) s. bei *Visconti* l. c. p. 76. 77. 36) Sie sind sämmtlich bei *Visconti*, Parte terza p. 81 seq. verzeichnet und erklärt. Einige früher schon bekanntgewordene ebendaselbst pag. 10 seq. 37) Diese Ausdrücke finden sich in fast jeder der hier publicirten Inschriften. 38) In der Inschrift nr. I. p. 82 und 91. nr. 3. p. 122. nr. 7. p. 149. Ein Mehres über diese Behörden s. bei X. E. Egger im Anhange zu: Examen critique des histor. anc. etc. p. 357 seq. und Revue Archéolog. III, 10. 12. *Mommsen*, De collegg. p. 15 seq. *A. W. Zumpt*, De August. et Sevir. August. (Berol. 1846. 4.) 39) In der Inschrift nr. I. p. 81. 89. 40) s. Notizie prelimin. p. 12. 41) p. 149 seq. 42) Sie kommen auch auf Inschriften vor; s. bei *Orelli* Inscr. Collect. nr. 1602. 2385. 3741. Vergl. Cod. Theodos. XIV, 8, 1. Mehr bei *J. Rabanis*, Recherches sur les Dendrophores et sur les corporations Romaines en général. (Bordeaux 1841.)

Stande der Decurionen gesetzt hat. Eine andere Inschrift [43]) bezieht sich auf verschiedene Stiftungen in einen Tempel der Venus, welche hier unter den drei Beinamen der Vera (mit Bezug auf den Namen der Vera Plutia, der Tochter des Stifters), Felix, Gabina erscheint; eine andere betrifft die von der Stadtgemeinde ausgehende Errichtung einer Statue der Priscilla Augusta, welche als Priesterin der Spes und Salus bezeichnet wird [44]), sodaß also wol Tempel dieser Gottheiten zu Gabii gewesen sein müssen, die jetzt freilich gänzlich von der Oberfläche verschwunden sind. Jetzt erblickt man nur noch einige nicht sehr bedeutende Mauerreste eines Tempels, in welchem wir mit Visconti [45]), der diese Reste näher untersucht und beschrieben, auch davon eine Abbildung auf dem Titelblatte seines Werkes gegeben hat, wol den Tempel der alten Juno Gabina, wie sie bei Virgil (Aen. VII, 682) heißt, wiedererkennen dürften. In der Nähe befindet sich noch ein mit Stufen versehener Halbkreis, der den Bewohnern des Municipiums wol zu Sitzen bei feierlichen Spielen, Schauspielen und dergl. diente; auch wurden die Spuren eines Forum entdeckt, von welchem Visconti sogar eine schöne Restauration versucht hat [46]).

Über die bemerkte Periode der ersten Decennien des 3. Jahrh. nach Christo reichen die noch vorhandenen Denkmale nicht hinaus, sodaß wir die weitern Schicksale der Stadt zu verfolgen außer Stande sind; daß sie aber noch weiter fort bis in die Zeiten der allgemeinen Verbreitung des Christenthums bestanden hat, beweist wenigstens die Erwähnung von Bischöfen von Gabii in christlichen und kirchlichen Denkmalen der nachfolgenden Jahrhunderte bis gegen den Schluß des 9. Jahrh. [47]). Der Weg, der von Rom nach Gabii führte, wird in einigen Stellen des Livius (II, 11. III, 6. V, 49) als eine besondere Straße unter dem Namen der Via Gabina erwähnt: wovon der Grund wol in der früheren Bedeutung der Stadt, sowie in ihrem Verhältnisse zu Rom zu suchen ist. Späterhin scheint diese Bezeichnung außer Gebrauch gekommen zu sein, da wir den Namen dieser Straße weder in andern Autoren, noch in den Itinerarien angegeben finden; es tritt an die Stelle der Via Gabina die Via Prænestina, welche von Rom aus nach Præneste (Palestrina), und zwar über Gabii führte, und wahrscheinlich in Folge des Sinkens von Gabii in der letzten republikanischen und selbst noch in der Augusteischen Zeit, sowie in Folge der größern Bedeutung, welche das so anziehend gelegene Præneste in Anspruch nahm, die frühere Benennung verdrängte. Gabii war, was die Entfernung anlangt, so ziemlich der Mittelpunkt der ganzen Strecke, wie dies auch die oben aus den Itinerarien angeführten Distanzen ergeben. Es lief aber diese Straße von Rom aus durch die Porta Prænestina, welche an die Stelle der alten Porta Esquilina, etwas weiter außerhalb, getreten und aus dem berühmten großen Bogen der Aqua Claudia gebildet war, daher auch im Mittelalter den Namen der Porta Maggiore erhalten hat. Vor diesem Thore trennen sich zwei Straßen: die eine rechts ziehend ist die Via Labicana, welche nach Labicum (jetzt la Colonna) zog; links führte nach Gabii die Via Prænestina, welche jetzt nur noch ein unbedeutender Nebenweg ist, der übrigens, wenn auch mit einiger Unbequemlichkeit, noch zu passiren ist. Nachdem man aus dem Thore in diese Straße, also in die alte Via Gabina, eingetreten, führt dieselbe zuerst zwischen Weinbergen hindurch und tritt dann in die Campagna ein, mit einer schönen Aussicht auf das Sabiner- und Albanergebirge, sowie rückwärts auf Rom. Man gelangt dann an einen kleinen Bach (Aqua bollicante), in früheren Zeiten einer der Grenzpunkte des alten Roms; unfern davon, im Ganzen etwa zwei Miglien von Rom entfernt, finden sich Ruinen, von dem Volke Torre de' Schiavi genannt: Reste der prachtvollen Villa der Gordiane, wie man glaubt. Zwischen Trümmern von Gebäuden und Gräbern zieht sich die Straße fort, durchkreuzt dann einen andern Bach und gelangt so zu dem Punkte, welcher, mit Bezug auf die von den ruinirten Grabmalen genommenen Marmorköpfe, Torre de' tre teste heißt. Weiterhin, bei dem sechsten Meilensteine, treten die Spuren der alten Straße noch hervor; auch Reste eines Aquäducts und andere Trümmer sind bemerklich; man passirt dann einige Bäche und erreicht in einigen Miglien eine tiefere, von einem Bach durchzogene Schlucht, über welche eine alte, aus großen Quadern fest und dauerhaft erbaute Brücke von sieben Bogen führt: Pons ad nonum (sc. lapidem) im Alterthume genannt, weil hier der neunte Meilenzeiger stand, jetzt Pontenono (nach Gell) oder (nach Westphal) Ponte di Nona genannt. Noch ist auf dieser Brücke das alte Pflaster wohl erhalten, nur die Einfassungen an den Seiten fehlen. Hat man die Brücke passirt, so tritt man wieder in eine öde und verlassene Gegend ein, in der es jedoch auch nicht an Trümmern und Resten alter Gebäude fehlt, und so gelangt man mit der neunten (neuern) Miglie, nach Westphal zwölftehalb Miglien vom Thore Roms entfernt, zu der Osteria dell Osa, einem kleinen Wirthshause, unfern des Baches Osa, des alten Veresis, welcher den Abfluß des Sees bei Gabii in sich aufnimmt. Hat man diesen Bach überschritten, so wendet man sich, während ein anderer Weg links nach Tivoli führt, nach der rechten Seite hin und geht an dem See vorbei, worauf dann links die Reste des oben erwähnten Tempels (der Juno) und eine verfallene Kirche hervortreten, womit wir zugleich in den Umfang des alten Gabii eintreten, dessen Burg an der Stelle des jetzigen Weilers Castiglione, wo auch noch Ruinen eines alten Castells sich befinden, gewesen sein mag; s. das Nähere darüber bei Westphal, Die römische Campagne S. 78. 97 fg. und *Gell*, Topography of Rome and its vicinity T. II. p. 5 seq., insbesondere die treffliche, diesem Werke beigefügte Karte,

43) s. nr. 3. p. 121 seq. 44) s. nr. 2. p. 110 seq. 112. 45) s. Notiz. prelimin. p. 15—17; s. auch *Gell*, Topography of Rom. etc. II. p. 8. 46) Notiz. prelim. p. 18 und dazu Tavol. 2. Auf Tav. 1 sind die Umrisse des Tempels der Juno gezeichnet. Über die Reste des Junotempels s. auch *Abeken*, Annali dell' Instit. arch. T. XII. (1840.) p. 23 seq. 47) s. ebendaselbst p. 3. 4. Visconti verweist hier auf *Lucas Holsten*, Adnotat. ad Ital. antiq. Philippi Cluverii p. 199. Ein Verzeichniß dieser Bischöfe von Gabii bis zum Jahre 879 s. bei Nicolai in den Atti dell' Academ. Pontific. V. p. 48 seq.

auf welcher der ganze Weg mit allen Einzelheiten sich genau verfolgen läßt.

Im Allgemeinen s. über Gabii *Volpius*, Vetus Latium. T. IX. Lib. XVII. cap. 1. p. 243 seq. cap. 2. p. 253 seq. *Ph. Cluverii* Italia antiqua p. 954 seq. Mannert, Geographie der Griechen und Römer IX, 1. S. 658 fg.; die schon oben angeführte Schrift von *Visconti*, *Gell* l. c. T. II. zu Anfange; die Monographie von *Galletti*, Gabj antica citta di Sabina scoperta, ove e ora Torri ovvera le grotte di Torri (Rom. 1757. 4.), und den Aufsatz von Nicolai in den Atti dell' Acad. Pontific. T. V. p. 31 seq. *Nibby*, Viaggio etc. I. p. 221 seq. (*Baehr.*)

GABINIUS, König der Quaden, war dieses zur Zeit, als der römische Kaiser Valentinian, welcher von übermäßigem Eifer ergriffen war, die Grenzen des Reichs zu befestigen, den Befehl gab, daß jenseit der Donau in den Ländern der Quaden selbst, als wenn sie schon das Eigenthum der Römer geworden wären, zum Schutze dienende Castelle (praesidiaria castra) gebaut werden sollten. Hierüber waren die Anwohner unwillig, sahen sich vor, und bewirkten durch eine Gesandtschaft, daß die Ausführung jener Maßregel verschoben ward. Maximinus aber, der Präfectus von Gallien, welcher kein Unrecht scheute, schalt den damaligen Magister armorum in Illyricum, Namens Equitius, als hartnäckig und träge, da das Werk, welches man zu beschleunigen sich vorgesetzt habe, noch nicht vollendet sei, und fügte hinzu, falls man seinem obgleich noch sehr jungen Sohn, Marcellianus[1]), die Gewalt eines Dux in Valeria übertragen würde, so würde die Befestigung ohne einige Vorschützung sich erheben. Beides wurde erlangt. Als der zum Dux in Valeria beförderte junge Mensch an die Orte seiner Bestimmung kam, brauste er seinem Alter gemäß zur Unzeit auf, gab den Vorstellungen derer, welche durch den Bau ihr Land verloren, kein Gehör, und ließ das kurz vorher angefangene Werk ausführen. König Gabinius verlangte bescheiden[2]), daß keine Neuerungen gemacht werden möchten. Marcellianus stellte sich menschenfreundlich, als wenn er dem Könige Gabinius beistimmte, und lud ihn mit andern zum Gastmahle. Als Gabinius nach dem gastfreundlichen Schmause hinwegging, verletzte Marcellianus die Verbindlichkeit der Gastfreundschaft, und ließ den sich für sicher haltenden Gabinius niedermetzeln[3]) (im J. 372). Durch diese Unthat erbittert setzten die Quaden und herumliegenden Völkerschaften, namentlich die Sarmaten, über die Donau, metzelten das mit der Ernte beschäftigte Volk größtentheils nieder und führten den übrigen Theil in die Gefangenschaft und eine Menge Vieh verschiedener Art als Beute hinweg. Mit Recht wird Kaiser Valentinianus deshalb getadelt, daß er, als er (im J. 375) nach Illyricum gereist war, und sich hier aufhielt, keine Untersuchung wegen der schändlichen Ermordung des Königs Gabinius anstellte[4]). (*Ferd. Wachter.*)

GABINIUS. Dieser Name kommt in der römischen Geschichte der zwei letzten Jahrhunderte der Republik und theilweise auch noch in der Kaiserzeit einige Male vor und entstammt einer plebejischen Gens (Gabinia gens), welche vielleicht von dem nahen Gabii eingewandert war und daher diesen Namen erhalten hatte. Der erste dieses Namens, den wir kennen, Gabinius, ohne Angabe des Vornamens, der vielleicht Aulus geheißen, in sofern dieser Vorname in dieser Gens überhaupt sehr gewöhnlich war, kommt bei Livius (XLV, 26) vor; er war von dem römischen Proprätor L. Anicius im J. 168 a. Chr. oder 568 u. c. nach der Besiegung des Gentius, Königs von Illyrien, in dessen Hauptstadt Scodra mit einer Besatzung zurückgelassen worden, um diese Stadt zu decken, während Anicius gen Epirus aufbrach, um dieses Land den Römern zu unterwerfen. Er muß also immerhin eine bedeutende militairische Stellung eingenommen haben. Alle weitere Nachrichten fehlen inzwischen.

II. Aulus Gabinius, von Cicero (De legg. III, 16) als ein Mann von niedriger und gemeiner Herkunft (homo ignotus et sordidus) mit einer gewissen Geringschätzung behandelt, sodaß wir kaum in ihm den Sohn des Vorhergenannten, wie Manche anzunehmen geneigt sind, anzuerkennen vermögen, wenn anders die Äußerung Cicero's wörtlich zu nehmen und nicht aus politischer Parteistellung und politischem Haß zu erklären ist Als Volkstribun des J. 139 a. Chr. oder 615 u. c. ward er der Urheber der lex tabellaria und zwar, da sie, wie Cicero ausdrücklich bemerkt[1]), zwei Jahre vor die Cassische Lex fiel, der ersten unter den vier leges tabellariae, welche wir aus der römischen Geschichte überhaupt kennen; es sollte nach dieser lex Gabinia oder tabellaria bei den Wahlen der Magistrate die Abstimmung nicht mehr blos mündlich, sondern schriftlich auf Täfelchen geschehen; eine andere lex Gabinia, ein Majestätsgesetz, wonach heimliche Zusammenkünfte in der Stadt verboten waren und der Urheber derselben mit dem Tode bestraft werden sollte, wird von Manchen ebenfalls auf diesen A. Gabinius bezogen; aber schwerlich mit genügendem Grunde, wie denn überhaupt die ganze Nachricht, die nur in der dem Portius Latro beigelegten Declamatio gegen den Catilina cap. 19 vorkommt, und sonst bei keinem alten Autor erwähnt ist, unzuverlässig und zweifelhaft erscheint, nach Drumann Nichts weiter, als eine Erfindung eben jenes Declamators ist; s. Röm. Gesch. III. S. 40., vergl. Dieck, Versuche über das Criminalrecht der Römer S. 73 fg.

1) *Ammianus Marcellinus* sagt Rer. Gest. Lib. XXIX. Cap. 6: addebatque (Maximinus), ut consulens in commune, quod si parvo suo Marcelliano deferretur potestas per Valeriam ducis, munimentum absque ulla causatione consurgeret, und Lib. XXX. Cap. 1: Inter has turbarum difficultates, quas Percha dux rege Quadorum excitavit occiso per scelus etc. (geschah nämlich im Orient ein grauses Verbrechen, die Niedermetzelung Vara's, des Königs der Armenier, durch heimliche Nachstellungen). 2) Denique Gabinium regem ne quid novaretur poscentem, ut adsensurus humanitate simulata cum aliis ad convivium conrogavit (Percha dux). 3) quem (Gabinium regem) digredientem post epulas hospitales, officii sanctitate nefarie violata, trucidari secerum effecit.

4) ita intepuit (Valentinianus), ut neque in Gabinii regis inquireret necem, neque etc.; s. *Ammianus Marcellinus* Lib. XXX. Cap. 5.

1) s. *Cicero*, De Legg. III, 16. Lael. 16. In der Agrar. II, 2. §. 4 wird die tabella genannt „vindex tacitae libertatis."

III. Aulus Gabinius, war Legat im Bundesgenossenkrieg, und fiel, nachdem er glücklich gegen die Marser und Lucaner gekämpft, bei der Einschließung des feindlichen Lagers um 89 a. Chr. oder 665 u. c. In welchem Verwandtschaftsverhältniß er zu den beiden ebengenannten desselben Namens gestanden, ist bei dem Mangel aller weiteren Angaben nicht zu ermitteln; s. *Livius*, Epit. LXXVI. *Florus* III, 18. §. 13 und *Orosius* V, 18, der ihm den Vornamen Cajus statt Aulus gibt.

IV. Aulus Gabinius, Tribun in dem Heere des Sylla, mit welchem er bei Chäronea mitgefochten, wie wir aus Plutarch (Vitt. Sull. 16, 17) ersehen, dann im J. 81 a. Chr. oder 673 u. c. von Sylla nach Asien entsendet, um dem Murena den Befehl zur Beendigung des Krieges mit Mithridates zu bringen und zwischen Mithridates, dem Könige von Pontus und Ariobarzanes von Kappadocien eine Aussöhnung zu bewirken; s. das Nähere bei *Appian*, Bell. Mithridat. cap. 66. Dieser Gabinius wird von Mehren (z. B. in *Baiter* und *Orelli*, Onomastic. Tullian. p. 264) mit dem gleich zu nennenden, ungleich bekanntern Gabinius, dem Zeitgenossen und Gegner Cicero's, für eine und dieselbe Person gehalten, während Drumann (a. a. O.) denselben davon trennt und beide als verschiedene Personen gleichen Namens betrachtet. Wir folgen dieser Ansicht, die wir auch aus chronologischen Rücksichten als die wahrscheinlichere betrachten.

V. Aulus Gabinius, jedenfalls der bekannteste unter allen, die den Namen Gabinius tragen, vielfach verwickelt in die Geschichte des Untergangs der römischen Republik, da seine Thätigkeit hauptsächlich in die andere Hälfte des 7. Jahrh. der Stadt fällt. Zuerst tritt uns seine Wirksamkeit entgegen im J. 67 a. Chr. oder 687 u. c., wo er als Volkstribun durch drei verschiedene und wichtige Gesetzesvorschläge (leges Gabiniae), die auch seinen Namen tragen, eine Bedeutung und ein Ansehen gewann, das später sich noch mehr steigerte. Der erste Vorschlag bezweckte die Übertragung des Befehls in dem gegen die Seeräuber zu veranstaltenden Kriegszuge an Einen Feldherrn (lex de uno imperatore contra praedones constituendo)[2]), und zwar mit äußerst ausgedehnter Vollmacht. Es war damit aber kein anderer, als Pompejus, dessen Name übrigens nicht genannt war, gemeint, und durch Übertragung eines solchen Commando's die Macht dieses Mannes in einer Weise gesteigert worden, wie dies früher nie der Fall gewesen war[3]). Denn auf drei Jahre war ihm unbedingte Herrschaft auf allen Meeren, sammt den anstoßenden Landstrecken bis zu 50 Milliarien binnenwärts überlassen, ebenso die Wahl von 15 Legaten aus dem Senatorenstande und die beliebige Verfügung über die zum Kriege nöthigen Mittel aus der Staatscasse, sammt der erfoderlichen Zahl von Schiffen und Mannschaft[4]). Ungeachtet des Widerspruchs der Optimatenpartei, welche an dieser allzu ausgedehnten Macht, die dem Pompejus damit zugestanden war, Anstoß nahmen und der versuchten Intercession des Tribunen L. Trebellius, von welcher Asconius (in Cornel. p. 71 sq.) uns das Nähere berichtet, ging der Gesetzesvorschlag, wie dies zu erwarten war, durch und fand sogar den Beifall und die Billigung des damals noch auf des Pompejus Partei stehenden und mit Gabinius daher auch befreundeten Cicero, wie wir aus dessen Äußerungen in der Rede pro leg. Manil. oder De Cn. Pompej. imper. cap. 19 ersehen, wiewol später derselbe Cicero, nachdem Gabinius sich an Clodius angeschlossen und damit sein heftiger Gegner geworden war, insbesondere an seiner Exilirung lebhaften Antheil genommen hatte, sich ganz anders darüber ausläßt und, voll Erbitterung gegen Gabinius, diesem bei seinem Verfahren zu Gunsten des Pompejus die gemeinsten Motive unterschiebt. Hiernach handelte Gabinius, um Geld erkauft; die Noth, in die er durch seine Schwelgerei und Üppigkeit gekommen war, und das Drängen der Gläubiger ließ ihm, so stellt später Cicero[5]) die Sache dar, gar keine andere Wahl, als entweder dem Pompejus sich ganz in die Arme zu werfen und von diesem sich erkaufen zu lassen, oder selbst Seeräuber zu werden. Er wählte das Erstere und fand auch bald, wie wir sogleich sehen, den gewünschten, damals wol schon im Stillen bedungenen Lohn.

Von einer bessern Seite läßt sich ein anderes, in der That zweckmäßiges Gesetz betrachten, welches in dasselbe Tribunat des Gabinius fällt und auch von ihm seinen Namen trägt: lex Gabinia de versura Romae provincialibus non facienda[6]). Hiernach war es den Provincialen untersagt, in Rom Geld zu leihen; jedes Geschäft der Art sollte ungültig und keine gerichtliche Untersuchung oder Klage in solchem Falle zuständig sein. Es sollte durch dieses Gesetz offenbar dem Wucher der römischen Großen gesteuert, die Provincialen selbst aber vor unnöthigen Reisen nach Rom und Geldausgaben daselbst geschützt, überhaupt der Habsucht und Gewinnsucht der Reichen Roms nicht preisgegeben werden. Über den Zinsfuß selbst war darin keine Bestimmung enthalten, wenn auch gleich die übermäßigen Zinsen, welche bei solchen Gelegenheiten den armen und gedrückten Bewohnern der Provinzen abgenommen wurden, die nächste Veranlassung zu einem solchen, an und

2) So drückt sich Cicero aus Pro leg. Manil. 17, vgl. 18. 3) *Vellejus* II, 31, 2: „A. Gabinius tribunus legem tulit, ut, cum belli more, non latrociniorum orbem classibus jam, non furtivis expeditionibus piratae terrerent quasdamque Italiae urbes diripuissent, Cn. Pompejus ad eos opprimendos mitteretur essetque ei imperium aequum in omnibus provinciis cum proconsulibus usque ad quinquagesimum milliarium a mari, quo senatus consulto paene totius terrarum orbis imperium uni viro deferebatur." s. noch *Dio Cass.* XXXVI, 6 seq. *Plutarch.* Pompej. 25. *Cicero* l. c. cap. 17. 19. *Halm* Prolegg. zu dieser Rede cap. 1. p. 8 seq.

4) *Plutarch.* l. c.: ἐδίδου γὰρ — ὁ νόμος αὐτῷ — χρήματα λαμβάνειν ἐκ τῶν ταμιείων καὶ παρὰ τῶν τελωνῶν ὅσα βούλοιτο καὶ ναῦς διακοσίας κύριον ὄντα πλήθους καὶ καταλόγου στρατείας καὶ πληρωμάτων ἐρετικῶν. 5) Vergl. Post. redit. in senat. 5. pro Sest. E. und *Dio Cass.* XXXVI, 6. 6) s. die Hauptstellen bei *Cicero* ad Attic. V, 21 und VI, 2, vgl. VI, 1. Von einem früheren ähnlichen Versuche des Cornelius spricht Asconius im Eingange zur Orat. pro C. Cornelio de majest. p. 91 seq. oder p. 56 seq. ed. *Orell.* Vgl. außerdem v. Savigny in den philol. Abhandl. der berliner Akad. der Wissensch. 1818—1819. S. 182. Rein, Römisches Privatrecht S. 309. Drumann III. S. 41 fg.

für sich wohlthätigen, Gesetze gaben, das jedoch, wie wir aus dem von Cicero berichteten Falle ersehen, die Habsucht der römischen Großen alsbald zu umgehen wußte. Die Salaminier auf Cypern konnten sich — es war im J. 51 a. Chr. oder 704 u. c. während der Verwaltung der Provinz Cilicien durch Cicero — zur Tilgung einer Foderung des M. Brutus kein Geld zu Rom verschaffen, weil solche Darlehen, aller Schuldverschreibungen ungeachtet, keine Klage verstatteten (quod e syngrapha jus dici lex Gabinia vetabat, sagt Cicero ad Att. V, 21. §. 10). Da erboten sich Wucherer, Freunde des M. Brutus, das Darleheu gegen vier Procent monatlich zu leisten, wenn sie durch einen Senatsbeschluß die nöthige Sicherheit erhielten. Und wirklich verfügte der Senat, der sich dem Brutus gefällig erweisen wollte, es solle dies Darlehen weder den Salaminiern, noch den Darleihern selbst zum Nachtheil gereichen, und als auch dann die Gläubiger, eben weil das Gabinische Gesetz kein gerichtliches Einschreiten verstattete, sich nicht hinlänglich gesichert glaubten, so erfolgte [7]) ein weiterer Senatsbeschluß, welcher die Zulässigkeit der Klage und der gerichtlichen Entscheidung aussprach. Die Eintreibung dieses Darlehens, nach Capital und Zins, durch die Geschäftsleute des M. Brutus gab dann eben die Veranlassung zu einem Rechtsstreit, welcher vor Cicero, bei seiner Verwaltung der Provinz Cilicien gebracht wird.

Ein drittes, in das Tribunat des Gabinius fallendes, von ihm ausgehendes Gesetz (lex Gabinia de senatu legatis dando) betraf den Senat und dessen diplomatischen Verkehr; es sollte hiernach während des ganzen Monats Februar, an jedem Tage, an welchem Senatssitzungen gehalten werden konnten, auch den fremden Gesandten im Senat Audienz gegeben werden. Dies geht deutlich aus der Stelle Cicero's ad Quint. Fratr. II, 13. §. 3 hervor; s. dazu Drumann's Erörterung a. a. O. III. S. 43.

Nach beendigter Führung des Tribunats scheint auch der Lohn für die Durchführung des ersten dieser drei Gesetze nicht ausgeblieben zu sein. Auf des Pompejus Verlangen ward er, obschon im Widerspruch mit bestehenden Gesetzen, diesem als Legatus zugewiesen und nahm an der Kriegsführung in Asien mehre Jahre lang Antheil [8]). Wie sehr auch Cicero für diese Stellung des Gabinius eingenommen war, und wie er selbst darauf drang, den Gabinius dem Pompejus, der ihn verlangt hatte, als Legaten zuzutheilen, sehen wir aus seinen Äußerungen in der Rede für die Manilische Bill [9]). Zwar hören wir nicht von besonderen Kriegsthaten des Gabinius, aber der eigentliche Zweck, der den Gabinius zu dem Heere des Pompejus geführt hatte, nämlich Bereicherung, um damit die früher gemachten Schulden zu tilgen, ward erreicht, ebenso wol bei dem Zuge über den Euphrat, um die Parther zu erschrecken [10]), als bei der Sendung nach Damascus und nach Judäa, wo er, sowie der mit ihm gesendete Quästor M. Ämilius Scaurus in dem Streite des dortigen Hohenpriesters Hyrcanus mit dessen Bruder Aristobulus, sich für den Letzteren erklärte, und dafür die Summe von 300 Talenten, also circa 700,000 Gulden, erhielt, während seinem Collegen Scaurus 400 zufielen. Pompejus rügte auch diese Bestechungen gar nicht, als sich an ihn, nach seiner Ankunft zu Damascus die streitenden Parteien gewendet hatten, und wies den Gabinius an, Jerusalem, das Aristobulos übergeben wollte, zu besetzen, was jedoch dieser, von den Einwohnern, die sich widersetzten, nicht eingelassen, nicht durchführen konnte [11]). Dies fällt in das J. 63 a. Chr. oder 691 u. c. Nach dem Ende dieses Krieges mag Gabinius nach Rom zurückgekehrt und dort die Bahn der höheren Staatsämter weiter verfolgt haben, obwol nähere Nachrichten darüber uns abgehen. Ob und wie er die Ädilität verwaltet, und dann, etwa um 61 a. Chr. (693 u. c.) in die Prätur eingetreten, wissen wir nicht näher anzugeben; zwei Jahre nachher, um 58 a. Chr. oder 696 u. c., sehen wir ihn als Bewerber um das Consulat auftreten, eifrigst bemüht, durch Fechterspiele [12]) die Gunst des Volkes zu gewinnen. Die Wahl schien ungewiß; Manche glaubten Pompejus und Crassus würden dazu bestimmt werden, Andere meinten Gabinius und Ser. Sulpicius [13]); bis an dem von dem Consul Bibulus hinausgeschobenen Wahltage des 18. Oct. Gabinius und L. Calpurnius Piso wirklich gewählt wurden [14]). Zwar versuchte der junge M. Cato eine Anklage wider Gabinius wegen Anwendung unerlaubter Mittel bei der Bewerbung um das Consulat, allein er fand bei den Prätoren kein Gehör, und wäre, als er vor dem Volke den Pompejus im Zorne einen Dictator nannte, beinahe ums Leben gekommen [15]). Daß beide Consuln in ihrer Wirksamkeit einem höhern Willen, wie er in den Triumvirn sich aussprach, unterworfen waren, kann nicht befremden; durch ihren Anschluß an den Tribunen Clodius beförderten sie dessen Treiben wider Cicero, der darum auch dem Gabinius einen Hauptantheil an seinem Exil zuweist, während Clodius, zum Danke dafür, beiden Consuln die gewünschten Provinzen zusicherte, dem Gabinius das einträgliche Syrien [16]). Dafür aber untersagte dieser auch dem Senat, die Trauer um Cicero anzulegen, er erklärte viel-

7) Vergl. *Cicero* ad Attic. VI, 2: „Nam quod Senatus consultum esse dicebat (Scaptius), ut jus ex syngrapha diceretur, eo consilio factum est, quod pecuniam Salaminii contra legem Gabiniam sumpserant. Vetabat autem Auli lex, jus dici de ita sumpta pecunia. Decrevit igitur senatus, ut jus diceretur ista syngrapha. Nunc ista habet juris idem, quod ceterae, nihil praecipui." 8) Vergl. *Dio Cass.* XXXVII. 5 und die nähere Erörterung von C. Halm zu *Cicer.* Pro leg. Manil. 19. p. 193 seq. 9) Insbesondere cap. 19. §. 57: „An ipse, cujus lege salus ac dignitas populo Romano atque omnibus gentibus constituta est, expers esse debet gloriae ejus imperatoris atque ejus exercitus, qui consilio ipsius ac periculo est constitutus?" Ebenso am Schlusse dieses Capitels §. 58: „Mea quidem sententia, Quirites, unus Gabinius belli maritimi rerumque gestarum Cn. Pompejo socius adscribitur etc. etc."

10) *Dio Cass.* XXXVII, 5. 11) S. das Nähere darüber bei *Josephus*, Antiqq. Jud. XIV, 2 (3) und 3 (5), 4 (7). Bell. Jud. I, 6 fin. *Oros.* VI, 6. *Zonar.* V, 6. 12) Vergl. *Cicero* ad Attic. II, 24, vergl. II, 19. 13) Ibid. II, 5. 14) S. die Fasten bei *Gruter.* Inscr. Thes. p. CCXCIV und *Orelli* Coll. Inscr. nr. 2488. *Caes.* B. G. I, 6. *Suet.* Caes. 21. *Plut.* Caes. 14. Pompej. 48 und andere Stellen bei Drumann II. S. 65. Not. 61. 15) *Cicer.* ad Quint. fratr. I, 2, 9 pro Sest. 8. 16) S. besonders *Cic.* pro domo cap. 9.

mehr die Verfolgung des Cicero für gerecht und that Nichts, um die Zerstörung des Hauses desselben zu verhüten, ja er theilte sogar mit Clodius die Beute, die aus der tusculanischen Villa des Cicero weggeschleppt ward [17]). Als aber nachher Clodius mit Pompejus sich entzweite, so blieb Gabinius auf Seiten des Letztern, was ihn in wiederholte Kämpfe mit Clodius verwickelte, welche damit endeten, daß er die Flucht ergriff, nachdem seine Fasces zerbrochen und er selbst verwundet worden war; worauf seine Güter, gemäß der lex sacrata den Göttern geweiht wurden [18]).

Gabinius erhielt inzwischen die Provinz Syrien, ohne die er aus seiner Schuldenlast sich nicht hätte herausreißen können [19]); er reiste im J. 57 (697 u. c.) auch dahin ab [20]), um diese von Pompejus geschaffene Provinz als Proconsul zu regieren und gegen äußere Feinde sicher zu stellen. Als er gegen diese einige Vortheile erlangt hatte, ward er Imperator und sprach die Ehre eines feierlichen Dankfestes in Rom an, was jedoch der Senat, zur großen Freude Cicero's, der übrigens selbst an den Verhandlungen keinen Antheil genommen hatte, da er zu Antium sich grade befand, ablehnte [21]), am 15. Mai des J. 56 (698 u. c.). Bald aber brachen in Judäa neue Unruhen aus, angeregt durch den auf dem Wege nach Rom, wohin ihn Pompejus sammt seinem Vater (Aristobulus) entführt hatte, entflohenen Alexander, welcher denjenigen Theil der Bevölkerung, der dem Hyrcanus, seinem Oheim, welcher den Römern zugeneigt war, entgegenstand, auf seiner Seite hatte. Nur nach und nach gelang es dem Alexander, bedeutendere Kräfte um sich zu sammeln und seine Macht über Judäa auszudehnen. Da schickte ihm Gabinius den M. Antonius mit römischen und jüdischen Truppen, diese unter Pitholaus, Malichas und Antipater, entgegen, rückte dann selbst mit seinen Truppen nach und schlug den Gegner in der Nähe von Jerusalem. Antonius schloß darauf die Feinde in Alexandrien ein, während Gabinius im Lande selbst umherzog, dieses säuberte und die verlassenen oder zerstörten Orte wieder herzustellen bemüht war. Endlich unterwarf sich Alexander und Hyrcanus ward durch Gabinius wieder in Jerusalem eingesetzt, das Land selbst aber von dem Letzteren in fünf Districte, mit ebenso vielen Synederien, eingetheilt [22]). Kaum war dieser Aufruhr gestillt [23]), so brach bei der Ankunft des aus Italien sammt seinem jüngern Sohn Antigonus entflohenen Aristobulus der Aufstand von Neuem aus; Aristobulus fand viele Anhänger, da das Volk durch die Erpressungen des Hyrcanus und Antipater, welche dem Gabinius und seinem Anhang für die Wiedereinsetzung große Opfer als Geschenke darzubringen genöthigt waren, erbittert war. Allein er ward durch Antonius geschlagen, und gerieth schwer verwundet mit seinem Sohne in die Gefangenschaft des römischen Feldherrn, der ihn vor den Proconsul Gabinius bringen ließ. Gabinius sendete den Aristobulus darauf wieder nach Italien zurück, erwirkte aber durch einen Bericht an den Senat die Freilassung seiner Kinder, weil seine Gemahlin unter dieser Bedingung mehre Festen übergeben und dadurch zur schnellern Beendigung des Kampfes wesentlich beigetragen hatte.

Obwol die Zeit der Verwaltung des Gabinius abgelaufen war, so blieb doch, als im Senat (56 n. Chr.) die Verhandlungen über die Vertheilung und Besetzung der Consularprovinzen stattfanden [24]), ungeachtet der Bemühungen Cicero's, der an Gabinius wie an dessen frühерem Collegen Piso sich rächen wollte, Gabinius, durch die Vermittelung der Triumvirn, die auch hier mehr ihre eigenen Plane und Absichten, als das Interesse des Staats und die Aufrechthaltung des Gesetzes im Auge hatten, in seinem Amte und setzte seine kriegerischen Unternehmungen nach der Besiegung des Aristobulus fort. Nachdem er drohend gegen die Araber gerüstet, zog er über den Euphrat dem parthischen Könige Mithridates, welcher von seinem Bruder Orodes verdrängt worden war, zu Hilfe [25]), gab aber bald diese Unternehmung auf, da eine andere Angelegenheit [26]), welche reichlichern Gewinn versprach, die Thätigkeit des Proconsuls in Anspruch nahm. Ptolemäus Auletes, der König von Ägypten, vertrieben aus seinem Reiche, hatte zu Rom um Hilfe und Wiedereinsetzung nachgesucht und ward darin von Pompejus begünstigt, der ihn nach Ägypten mit bewaffneter Hand zu führen und wieder einzusetzen gedachte. Allein dieser Plan ward, weil man die Macht des Pompejus nicht noch mehr damit heben und steigern wollte, zu Rom vereitelt; die sibyllinischen Orakel, welche eine solche Hilfsleistung untersagten, wurden herangezogen und ein in diesem Sinne gefaßter Senatsbeschluß zu Stande gebracht [27]), sodaß selbst P. Lentulus Spinther, der Proconsul von Cilicien, dem vertriebenen Könige keinen Beistand zur Ordnung der ägyptischen Angelegenheiten leisten durfte. Pompejus aber rächte sich an den Optimaten, die seine eigenen Plane vereitelt hatten, dadurch, daß er dem Gabinius ein Schreiben zusandte mit der Weisung, den ägyptischen König wieder in sein Reich einzusetzen. Dieser begab sich auch darauf von Rom, wohin er entflohen war, nach Syrien, wo er im J. 55 (699 u. c.) bei dem römischen Proconsul eintraf [28]), dem er für seine Bemühungen die Summe von 10,000 Talenten (circa 25 Millionen Gulden!) versprach [29]), nachdem

17) s. darüber das Nähere bei Drumann II. S. 243 fg. 18) Ebendaselbst S. 275 fg. und daselbst die Stellen des Cicero post red. in senat. 2. 3 ad Quirit. 6 pro Domo 47. 48 u. s. w. 19) *Cicero* pro Sest. 8: „eamque (provinciam) nisi adeptus esset, se *incolumem* nullo modo fore arbitrabatur;" s. auch cap. 30. 20) s. *Cic.* in *Pis.* 13. *Plut.* Anton. 3. *Joseph.* Antiqq. Judd. XIV, 5 (10). Bell. Jud. I, 8 (6) und Anderes bei Drumann citirte III. S. 46. Not. 27. 21) s. *Cic.* ad Quint. fratr. II, 8. De provincc. consn. 6. 7. 10 in Pison. 17 u. s. w. (Drumann III. S. 47.) 22) s. *Josephus*, Antiqq. Judd. XIV, 5 (10). Bell. Jud. I, 8 (6). *Plutarch.* Anton. 3. *Zonaras* V, 7. *Hegesippus* I, 19. 23) s. das Nähere darüber bei *Josephus* l. c. XIV, 6 (11). Bell. Jud. I, 8 (6). *Hegesippus* I, 20.

24) s. *Cic.* De provincc. consull. 2. 5 u. s. w. Mehr bei Drumann II. S. 70 fg. 25) s. *Appian.* Syr. cap. 51. *Dio Cass.* XXXIX, 56. *Justin.* XLII, 4. *Joseph.* Antiqq. Judd. XIV, 6 (11). Bell. Jud. I, 8 (7). 26) s. die ausführlichere Darstellung bei Drumann II. S. 535 fg. und vergl. insbesondere Cicero's erstes Buch der Briefe ad Famill. Ep. 1. 2. 7 seq. 27) s. das Nähere bei Drumann II. S. 539. 28) *Dio Cass.* XXXIX, 55 seq. *Strab.* XVII. p. 796. *Joseph.* Antiqq. Judd. XIV, 6, 2. 29) *Cicero* pro *Rab.* Postb. 8. 11.

zu Rom dem Cäsar und Pompejus schon zum Voraus eine ähnliche Summe von 6000 Talenten, circa 15 Millionen Gulden, entrichtet hatte [30]). Gabinius machte nun große Zurüstungen und bot seine ganze Heeresmacht zu diesem Zuge auf; nur wenige Truppen blieben unter dem Oberbefehl seines Sohnes Sisenna zum Schutze Syriens zurück. Die Vorhut bildete auch dies Mal wieder M. Antonius mit der Reiterei [31]); Gabinius mit dem übrigen Theil des Heeres rückte nach, unterstützt von Antipater mit Geld, Waffen und Lebensmitteln [32]), gelangte das Heer leicht über die Landenge am serbonischen See bis nach Pelusium, das jedoch nur eine schwache Gegenwehr leistete. Antonius besetzte den wichtigen Platz, den Schlüssel Ägyptens von dieser Seite, und schützte zugleich die Bewohner gegen die Rache des ägyptischen, mit dem römischen Heere einziehenden Königs [33]). Auch der weitere Widerstand war schwach und weder durch Eifer noch Thatkraft unterstützt. Archelaus, der Gemahl der Berenice, der Tochter des Auletes und der Herrscherin Ägyptens, welcher das feindliche Heer befehligte, erlitt am Nil eine Niederlage und fiel bald darauf selbst in der Schlacht [34]). Es erfolgte nun die Unterwerfung des Landes, Berenice büßte mit dem Leben; viele reiche und angesehene Ägyptier erlitten ein gleiches Schicksal, Andere verloren ihr Vermögen, das eingezogen ward, um die Kosten dieses Occupationszuges, sowie die Unterhaltung der im Lande zurückgebliebenen [35]) und durch dasselbe vertheilten Truppen zu decken, dann aber auch, um die Foderungen des Gabinius zu befriedigen, der für seine Person sich dabei so wohl bedacht hatte. Den römischen Senat, gegen dessen ausdrückliche Weisung der Zug unternommen und die Einsetzung des Königs ausgeführt war, ließ Gabinius ohne alle Nachricht über den Erfolg; er stattete ihm keinen Bericht ab [36]), und kehrte in seine Provinz Syrien zurück, in welcher inzwischen neue Unruhen ausgebrochen waren [37]). Dort hatte nämlich während seiner Abwesenheit Alexander, der Sohn des Aristobulus, die Waffen ergriffen, während andere Horden Syrien durchstreiften und durch ihre Verheerungen auch den in diesem Lande befindlichen Römern große Nachtheile bereitet hatten. Gabinius versuchte zuerst auf friedlichem Wege die Ruhe wieder herzustellen, und fand auch theilweise Gehör, nur bei Alexander selbst nicht, welcher mit einem Heere von 30,000 Mann den Römern sich entgegenstellte, bis er in der Nähe des Berges Tabor eine Niederlage durch Gabinius erlitt; Judäa ward wieder unterworfen, und die Angelegenheiten des Landes wieder geordnet, worauf Gabinius nach einem weitern Zuge gegen die Nabatäer sich zurückzog. Seine Amtsthätigkeit war abgelaufen, die Provinz Syrien dem M. Crassus auf fünf Jahre zugewiesen. Gabinius weigerte sich Anfangs, die Provinz an die Legaten des Crassus zu übergeben, fügte sich jedoch zuletzt, als dieser selbst eingetroffen war [38]). Cicero, der freilich sein heftiger Gegner und bitterster Feind geworden war, entwirft an mehren Stellen seiner Reden [39]) ein äußerst trauriges, ja furchtbares Bild seiner proconsularischen Verwaltung, die ihm nur ein Mittel gewesen, sich zu bereichern, seine zerrütteten Finanzen durch unerlaubte Mittel jeder Art wieder herzustellen, und zugleich seiner Üppigkeit und Schwelgerei zu fröhnen. „Gabinius," so ruft Cicero in der Rede für Sestius (cap. 43) aus, „er, der mit Piso zum Verderben des Staats durch ein unglückliches Verhängniß gesendet zu sein scheint, schöpft täglich aus den höchst friedlichen und ebenso höchst reichen Schatzkammern Syriens eine unendliche Masse Goldes [40]), bekriegt ruhige Gegenden, um ihre alten noch unangetasteten Reichthümer in den tiefen Schlund seiner gemeinen Lüste zu schütten; vor Aller Augen läßt er ein so prachtvolles Landhaus bauen, daß selbst des L. Lucullus Palast dagegen nur eine Hütte zu sein scheint, wovon er selbst als Volkstribun ehemals in den Volksversammlungen ein Bild hinstellte, durch welches er, der reine, nach Nichts lüsterne und begehrliche Mensch, jenen tapfern und tüchtigen Mitbürger verhaßt zu machen suchte." Sogar die Ritter, die er in seiner Provinz nicht geschützt hatte, haßten ihn, da sie in ihren Pachten durch ihn in bedeutende Verluste gekommen waren [41]); daß er übrigens als Feldherr Manches geleistet, bezeugt selbst Josephus [42]), seine Truppen wurden nicht minder, wie der Führer, mit Beute bereichert.

Gabinius beeilte sich nicht mit der Rückreise nach Rom, weil er wol voraussehen konnte, in welche Verlegenheiten er dort nach allem dem, was er in seiner proconsularischen Verwaltung gethan, gerathen würde, und wie mißlich überhaupt dort seine Lage und seine ganze politische Stellung sein würde, Angesichts so mancher Gegner, die er theils durch seine frühere consularische Verwaltung, wie z. B. Cicero, der keine Gelegenheit vorbeiließ, den Gabinius als den nichtswürdigsten Menschen darzustellen und gegen ihn Alles zu erbittern, theils durch sein späteres Verfahren, durch welches er ebenso die Ritter, wie die Feinde des Pompejus und des Clodius gegen sich aufgebracht hatte. Als er endlich im September des

30) s. *Sueton.* Caes. 54. *Plut.* Caes. 48. *Dio Cass.* XXXIX, 12. 31) s. *Plutarch.* Anton. 3. *Dio Cass.* XXXIX, 56. 32) *Joseph.* Antiqq. Judd. XIV, 6 (11). 33) s. *Dio Cass.* XXXIX, 58. *Cicer.* Philipp. II, 19. *Plutarch.* l. c. 34) s. *Dio Cass.* und *Plutarch.* l. c. *Strab.* XII. p. 558. *Cicer.* in Pison. 21. 35) Diese (Gabiniani milites) zog später Pompejus bei dem Ausbruche des Bürgerkrieges von Ägypten an sich; s. *Caesar.* Bell. Civ. III, 4, 110. Vgl. auch *Valer. Max.* IV, 1, 15. 36) *Dio Cass.* XXXIX, 59. *Cicer.* ad Attic. IV, 10. 37) s. über das Folgende *Joseph.* Antiqq. Judd. XIV, 6. Bell. Jud. I, 8.

38) s. *Dio Cass.* XXXIX, 60. *Plut.* Crass. 15. *Appian.* Syr. 51. Josephus an den a. O. 39) De provinc. consull. 4. 5: „Piso autem alio quodam modo gloriatur, se brevi tempore perfecisse, ne A. Gabinius *unus omnium nequissimus* existimaretur," womit zu vergleichen ad Quint. fratr. III, 1 in fin.: „Nihil illo (Gabinio) turpius: proximus tamen est Piso." Insbesondere in Pis. 17 und 21. 40) Nach Dio Cassius (XXXIX, 56) würde die Gesammtsumme dieser Räubereien von etwa zehn Millionen Thalern herauskommen. *Cic.* De provinc. coss. 4: „igitur in Syria imperatore illo nihil aliud actum est, nisi pactiones pecuniarum cum tyrannis, decisiones, direptiones, latrocinia, caedes, cum palam populi Romani imperator, instructo exercitu, dexteram tendens non ad laudem milites hortaretur, sed *omnia sibi et emta et emenda esse clamaret.*" Ebenso in Pison. 17 fin. 41) s. *Cicer.* in Pison. 17. 21. De provinc. coss. 5. 42) Antiqq. Judd. XIV, 6 (11). Bell. Jud. I, 8 (6).

J. 700 u. c. vor den Thoren eintraf [43]), durch die zuversichtliche Behauptung, er werde triumphiren, seine Besorgnisse verbergend, erschien Niemand, ihn zu begrüßen, und so zog er nach längerem vergeblichen Warten acht Tage später in der Nacht, ganz im Stillen, in die Stadt ein, wagte sich aber auch jetzt noch nicht in den Senat, wo er vor Allem hätte erscheinen müssen, um über seine Kriegszüge und seine ganze Verwaltung Rechenschaft zu stehen. Erst nach zehn Tagen erschien er und zwar in einer nur schwach besetzten Sitzung; als er sich aber entfernen wollte, ward er von den mit den Gegnern des Gabinius im Einklang stehenden und in deren Sinn handelnden Consuln zurückgehalten; es wurden die Pächter eingeführt, die durch Gabinius in so große Verluste gekommen und daher gegen ihn so erbittert waren; Alles fiel jetzt über den Gabinius her, der nur mit zagender Stimme dem heftigen Angriffe des Cicero zu entgegnen wußte [44]). Cicero selbst wagte jedoch nicht, eine bestimmte Anklage wider Gabinius zu erheben, entweder, weil er sich nicht mit Pompejus verfeinden wollte, oder auch, weil er in die Richter ein Mistrauen setzte [45]).

Gabinius unterlag nun einer dreifachen Anklage, der des Majestätsverbrechens, der unerlaubten Erpressungen (repetundarum) und der Bestechung (ambitus). Was den ersten Punkt betrifft, so war es, wie Cicero in der Rede gegen Piso (cap. 21) näher ausführt, durch das Cornelische Gesetz der majestas wie durch die Julische Lex de pecuniis repetundis ausdrücklich untersagt, ohne Ermächtigung des Volkes oder des Senats aus seiner Provinz Truppen herauszuführen und so auf eigene Faust einen Krieg zu unternehmen; überdies hatte Gabinius bei dem nach Ägypten zur Wiedereinsetzung des Königs Auletes unternommenen Kriegszug wider die sibyllinischen Bücher und den daraus hervorgegangenen Senatsbeschluß (Senatus auctoritas) [46]) gehandelt oder vielmehr über beides sich gänzlich hinweggesetzt. Darauf hin erhob Lentulus [47]) mit Anderen eine Klage wider Gabinius als einen Majestätsverbrecher; das Gericht, vor dem die Sache verhandelt werden sollte, leitete der Prätor C. Alfius, ein fester Mann gediegenen Charakters, mit 70 Beisitzern. Gabinius erschien vor dem Gericht, um seine Vertheidigung zu führen, das Volk gab ihm bei seinem Erscheinen sein Misfallen und seinen Haß zu erkennen [48]), wie denn überhaupt von allen Seiten bei dieser Verhandlung der Haß wider Gabinius hervortrat, dem die Belastungszeugen gewaltig zusetzten, während die Anklage selbst mit einer gewissen Lauheit geführt ward, wahrscheinlich wegen der Verbindung, in der Gabinius mit Pompejus stand, worin auch wol der Grund lag, warum Cicero, sonst so erbittert und so heftig wider Gabinius, hier als Zeuge äußerst gemäßigt und mit großer Schonung auftrat, um den Gegner nicht ins Verderben zu stürzen [49]). Die Vertheidigung des Gabinius kennen wir nicht näher, sie scheint ziemlich schwach gewesen zu sein, und war, soweit wir jetzt abnehmen können, dahin gerichtet, nachzuweisen, wie Gabinius zu dem ägyptischen Kriegszug durch die Lex Clodia de provinciis consularibus gewissermaßen ermächtigt gewesen, und wie überhaupt dieser Zug im Interesse des römischen Staats und seines Ruhmes unternommen worden, wie das Meer der Sicherung vor der Flotte des Archelaus und des Schutzes vor Seeräubern bedurft hätte [50]). So erfolgte nun, zum großen Verdruß des Cicero [51]), der hierin eins der schmachvollsten und entwürdigendsten Ereignisse jener unglücklichen Zeit erkennt, und die Schwäche des Anklägers [52]), wie den Einfluß des Pompejus sich nicht verhehlt, die Freisprechung durch 38 Stimmen gegen 32, welche die Schuld des Gabinius anerkannten, also nicht durch das Vorgeben sich hatten täuschen lassen, als seien die sibyllinischen Bücher früher irrig gedeutet worden. Letztere rächten sich, wie es scheint, eine Stunde später, durch die Verurtheilung des Antiochus Gabinius, eines Freigelassenen des A. Gabinius, welcher sich das römische Bürgerrecht angemaßt hatte [53]). Indessen scheint doch dieses freisprechende Urtheil eine solche Sensation allgemein gemacht zu haben, daß Cicero [54]) in einem

43) Über diese und die folgenden Ereignisse s. insbesondere Cicero's Briefe ad Quint. fratr. II, 13. III, 1 und III, 2. *Dio Cass.* XXXIX, 62. 44) s. die lebendige Schilderung in dem Briefe Cicero's an seinen Bruder Quintus III, 2, und daselbst insbesondere die Worte: „Cum Gabinius, quacunque veniebat, triumphum se postulare dixisset subitoque bonus imperator noctu in urbem, hostium plane, invasisset, in senatum se non committebat. Interim ipso decimo die, quo eum oportebat hostium numerum et militum renuntiare, irrepsit, summa infrequentia. Cum vellet exire, a consulibus retentus est; introducti publicani. Homo undique actus, cum a me maxime vulneraretur, non tulit et me trementi voce exsulem appellavit. Hic — o dii! nihil unquam honorificentius nobis accidit, consurrexit senatus cum clamore ad unum, sic ut ad corpus ejus accederet; pari clamore atque impetu publicani etc. etc." Vgl. auch II, 13. 45) Ebendaselbst. 46) s. *Cicero* ad Famm. I, 7. Philipp. II, 19. 47) *Cicer.* ad Quint. fratr. III, 1, 5: „Gabinium tres adhuc factiones postulant, L. Lentulus, flamis filius, qui jam de majestate postulavit, Ti. Nero cum bonis subscriptoribus, C. Memmius tribunus plebis cum L. Capitone." Vgl. auch III, 2 und III, 3.

48) *Cic.* ad Quint. fratr. III, 1 in fin.: „et hodie h. VIII. cum edicto C. Alfii de majestate eum adesse oporteret, concursu magno et odio universi populi paene afflictus est. Nihil illo turpius etc." 49) s. ad Quint. fr. III, 3: „Quaeris quid fiat de Gabinio? Sciemus de majestate triduo: quo quidem in judicio odio premitur omnium generum; maxime testibus caeditur; accusatoribus frigidissimis utitur, consilium varium, quaesitor gravis et firmus Alfius, Pompejus vehemens in judicibus rogandis. Quid futurum sit nescio: locum tamen illi in civitate non video. Animum praebeo ad illius perniciem moderatum, ad rerum eventum lenissimum." Ebenso ibid. III, 9: „— feci summa cum gravitate, ut omnes sentiunt, et summa cum lenitate quae feci; illum neque ursi neque levavi, testis vehemens fui, praeterea quievi." 50) Vgl. *Cicer.* pro Rabir. Postl. 7. 8. 51) s. *Cicer.* ad Quint. fratr. III, 4. III, 9: „Exitum judicii foedum et perniciosum levissime tuli etc." Ad Attic. IV, 16. Vgl. auch *Dio Cass.* XXXIX, 55. 62. 52) s. außer der schon vorher angeführten Stelle aus ad Quint. fr. III, 3 (accusatoribus frigidissimis utitur) die andere in dem Briefe ad Quint. fratr. III, 4: „Gabinius absolutus est. Omnino nihil accusatore Lentulo subscriptoribusque ejus infantius, nihil illo consilio sordidius etc." 53) *Cicer.* ad Attic. IV, 16. 54) *Cicer.* ad Quint. fratr. III, 4: „est omnino tam gravi fama hoc judicium, ut videatur reliquis judiciis periturus et maxime de pecuniis repetundis. Sed vides, nullam esse rempublicam, nullum senatum, nulla judicia, nullam in ullo nostrûm dignitatem."

Briefe an seinen Bruder, eine Verurtheilung bei den anderen Klagen, die wider Gabinius anhängig waren, wol mit Grund erwarten zu können glaubte. Du siehst, setzt er dann hinzu, daß es keinen Staat, keinen Senat, keine Gerichte, keine Würde der Person mehr unter uns gibt. So urtheilte Cicero über den Ausgang dieses Processes; sein eigenes Benehmen bei dem nächsten Processe war damit nicht ganz im Einklang.

Die zweite Klage, die wider Gabinius von dreifacher Seite erhoben war, von Tiberius Nero mit Anderen, von dem Tribunen C. Memmius mit L. Capito und den beiden Brüdern C. und L. Antonius, betraf die während seiner Verwaltung gemachten Erpressungen, de pecuniis repetundis, wie Cicero [55]) sich ausdrückt. Durch die Krankheit des Prätors M. Cato ward die Verhandlung verzögert [56]) und so trat schon am 10. Oct., noch ehe der Ankläger bestimmt war, C. Memmius vor dem Volke mit einer solchen Heftigkeit wider den Gabinius auf, daß es dem Calidius unmöglich ward, zu dessen Vertheidigung auch nur ein Wort vorzubringen [57]); sogar Sisenna, der Sohn des Gabinius, warf sich dem Memmius zu Füßen, aber vergeblich; Memmius ließ ihn liegen, bis der Tribun Cälius, im Unwillen über ein solches Benehmen, den Gabinius aus der Versammlung wegbringen ließ [58]). Am folgenden Tage ward vor den Prätor M. Cato die Frage wegen der Ankläger gebracht und zu Gunsten des Memmius entschieden [59]). Bei der Verhandlung selbst [60]) legten die aus Alexandria beschiedenen Zeugen, als Abgeordnete des Königs Auletes, ein günstiges Zeugniß ab, und traten mit keiner Beschwerde wider Gabinius auf, welcher, wie sie vorgaben, kein Geld von dem ägyptischen Könige erhalten und keine Erpressungen sich habe zu Schulden kommen lassen. Auch das Zeugniß des Pompejus ward abgelesen, welcher versicherte, es habe der König ihm geschrieben, daß er dem Gabinius, außer dem zu den Kriegskosten nöthigen Gelde Nichts gegeben habe; auch ein Empfehlungsschreiben Cäsar's ward vorgelegt, der auf gleiche Weise den Gabinius für unschuldig ansah. Pompejus nahm sich, wie kaum anders zu erwarten, des Gabinius auf jede Weise an, um dessen Lossprechung zu erwirken [61]), ja er wußte sogar auf den Cicero einzuwirken [62]), daß dieser es übernahm, die Vertheidigung des Gabinius, den er früher so sehr angefeindet und als den unwürdigsten und elendesten Menschen bezeichnet hatte, zu führen. Nach Valerius Maximus [63]) war es Menschenfreundlichkeit, was den Cicero zu diesem Schritte bewog, der ihn mit seinem frühern Benehmen so sehr in Widerspruch setzte; er selbst [64]) stellt es als einen Beweis seiner Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Pompejus und seiner Versöhnlichkeit dar, da keine Feindschaft ewig dauern solle; ebendeshalb habe er auch, was freilich kaum zu glauben, mit Bereitwilligkeit der Sache sich unterzogen, und einem Manne, wie Pompejus, diesen Dienst nicht versagen können [65]). Bedenkt man freilich die früheren, jedes Maß fast übersteigenden Ausfälle auf Gabinius, wie wir sie z. B. in der Rede für Sestius oder in einzelnen Briefen Cicero's lesen, so muß eine solche Nachgiebigkeit allerdings höchst auffallend erscheinen, die schwerlich den Cicero von dem Vorwurf einer gewissen Charakterschwäche, oder eines Mangels an politischer Haltung und Festigkeit der Principien, gegenüber einem Pompejus oder Gabinius ganz frei sprechen kann, so sehr man auch andererseits dem edlen und versöhnlichen Charakter Cicero's, der hier für einen Mann auftrat, der an dem härtesten Mißgeschick, das ihn je betroffen — seine Exilirung aus Rom — so wesentlichen Antheil hatte, alle Gerechtigkeit und Anerkennung zollen muß [66]). Man sieht zwar aus den Äußerungen Cicero's in der Rede für den C. Rabirius Posthumus (dessen angebliches Verbrechen — die Theilnahme an den von Gabinius in Ägypten verübten Erpressungen — mit Gabinius und dessen Beschuldigung in so naher Berührung stand), wie sich Cicero dreht und wendet, um sich auch in dieser Beziehung, dem Pompejus gegenüber, sicher zu stellen und seine Unabhängigkeit, die er in der That hier am wenigsten an den Tag legte, zu wahren. Über die Schuld des Gabinius scheint ihm selbst, wenn wir die ganze Art und Weise erwägen, wie er darüber in der genannten Rede für Rabirius sich ausläßt, kaum ein Zweifel gewesen zu sein [67]). Um so mehr muß man sich aber wundern, wie er sich, blos aus Rücksicht auf Pompejus, also blos aus politischen Rücksichten, dazu hergeben konnte, die Vertei-

55) ad Quint. fratr. III, 1. §. V. III, 2. III, 4. 56) ad Quint. fratr. III, 1. §. V: „quod Cato non valebat, adhuc de pecuniis repetundis non erat postulatus." 57) Ibid. III, 2: „Eodem die Gabinium ad populum luculente calefecerat Memmius sic, ut Calidio verbum facere pro eo non licuerit." 58) s. *Valer. Max.* VIII, 1, 3. 59) *Cicero* ad Quint. fratr. III, 2. 60) s. außer *Dio Cass.* XXXIX, 55 fin. und 63 insbesondere *Cicero* pro Rab. Posth. 11: „Aderant testes, legati Alexandrini; hi nihil in Gabinium dixerunt, immo hi Gabinium laudaverunt etc." Ibid. 12: „— vobis inspectantibus, in judicio Gabinii (Alexandrini) tertio quoque verbo excitabantur; negabant pecuniam Gabinio datam; recitabatur identidem Pompeji testimonium, regem ad se scripsisse, nullam pecuniam Gabinio nisi in rem militarem datam etc." 61) Cicero (ad Quint. fratr. III, 2) schreibt: „(Gabinius) probe premitur, nisi noster Pompejus dis hominibusque invitis negotium everterit." 62) Ibid. III, 1. §. V: „Pompejus a me valde contendit de reditu in gratiam, sed adhuc nihil profecit nec si ullam partis libertatis tenebo, proficiet." Und doch wußte Pompejus den Cicero alsbald zur Willfährigkeit zu bringen!

63) IV, 2, 4. 64) Pro Rabir. Posth. 12; s. auch *Dio Cass.* XXXIX, 63. 65) Cicero's Worte a. a. O. lauten: „Mihi, C. Memmi, causa defendendi Gabinii fuit reconciliatio gratiae: neque me vero poenitet, mortales inimicitias, sempiternas amicitias habere. Nam si me invitum putas, ne Cn. Pompeji animum offenderem, defendisse causam, et illum et me vehementer ignoras: neque enim Pompejus me sua causa quidquam facere voluisset invitum, neque ego, cui omnium civium libertas carissima fuisset, meam projecissem. Quamdiu inimicissimus Gabinio fui, non amicissimus mihi non Pompejus fuit nec postquam illius auctoritati eam dedi veniam quam debui, quidquam simulavi, ne cum mea perfidia illi etiam ipsi facerem, cui beneficium dedissem, injuriam, nam non redeundo in gratiam cum inimico, non violabam Pompejum." Vergl. auch cap. 8. 66) Vergl. Abeken, Cicero in seinen Briefen S. 168 fg. 67) s. besonders cap. 8, und daselbst die Worte: „Non patitur mea me jam fides de Gabinio gravius agere. Quem enim ex tantis inimicitiis receptum in gratiam summo studio defenderim, hunc afflictum violare non debeo; quocum stante, si me Cn. Pompeji auctoritas in gratiam non reduxisset, nunc jam ipsius fortuna reduceret."

digung einer solchen Sache und eines solchen Mannes zu führen. Leider ist die Rede selbst, welche Cicero zu Gunsten des Gabinius hielt, nicht mehr vorhanden; wir sind dadurch außer Stand gesetzt, Cicero's Verfahren und die Art und Weise seiner Vertheidigung näher zu würdigen; aus dem einzigen Fragment dieser Rede, welches uns Hieronymus [68]) aufbewahrt hat, mögen wir inzwischen entnehmen, daß ebendieser Punkt, die Versöhnung mit Gabinius und das daraus hervorgehende Auftreten für denselben, darin besprochen und erörtert war; wenn auch gleich im Übrigen, wie wir wol vermuthen dürfen, die Vertheidigung ziemlich lau gehalten war. Wenigstens wirft Calenus dem Cicero in der Rede, die ihn Dio Cassius (XLVI, 8) halten läßt, vor, er habe zuerst die Anklage veranlaßt, und dann die Vertheidigung des Gabinius in einer solchen Weise geführt, daß dieser verurtheilt worden. Es ward auch Gabinius verurtheilt, worauf er ins Exil zog, während seine Güter eingezogen wurden, da er die Summe, deren Zahlung ihm auferlegt war, nicht entrichten konnte [69]).

Der dritte wider Gabinius anhängig gemachte Proceß über Amtserschleichung (de ambitu), in welchem Sulla mit Memmius und Cäcilius als Ankläger aufgetreten war, scheint ohne Erfolg gewesen zu sein, oder zugleich mit der eben erwähnten Verurtheilung sein Ende erreicht zu haben. Soviel geht wenigstens aus den Äußerungen des Cicero [70]) über diesen Gegenstand hervor, weitere und nähere Nachrichten darüber fehlen; denn eine Äußerung Cicero's in der Rede für Sestius [71]), wonach Gabinius, um die Gunst der Tagelöhner feilschend, sich rühmt, durch sie geschützt worden zu sein, daß er nicht wegen Bestechung bei der Wahl vor Gericht gezogen worden, läßt sich nicht wohl hierher ziehen und gehört einer frühern Zeit an.

Aus dem Exil, in welches Gabinius gewandert war, wurde er durch Cäsar im J. 49 a. Chr. (705 u. c.) wieder zurückberufen, in seine frühere Stellung wieder eingesetzt und dadurch an Cäsar's Person und Sache geknüpft [72]); er nahm dann auch an den Feldzügen Cäsar's, als ein geschickter, schon früher bewährter General Antheil; bei dem Kampfe zu Pharsalus wird seiner jedoch nicht erwähnt, denn er war in Italien zurückgeblieben und erhielt dann von dem schon auf die andere Seite des Meeres übergesetzten Cäsar den Befehl durch Postumius, ihm mit seinem Heer über das Meer alsbald nachzufolgen. Aber Gabinius, welcher wahrscheinlich die Flotte des Pompejus fürchtete, getraute sich nicht, über das Meer mit seinen Truppen zu setzen und schlug mit 15 Cohorten Fußvolks und 3000 Reitern den Landweg ein, um durch Illyrien diese Schar dem Cäsar zuzuführen. Aber, als er in Illyrien angekommen war, überfielen die Bewohner des Landes sein Heer und machten Alles bis auf den Heeresführer selbst nieder, der mit nur Wenigen durch die Flucht sich retten konnte. So erzählt Appian [73]), wobei er das Ganze so darstellt, als habe es vor der Schlacht bei Pharsalus sich zugetragen. Genauer und richtiger erscheint aber die Darstellung, die wir im Bellum Alexandrinum [74]) lesen. Hiernach fallen diese Ereignisse in die Zeit nach dem Kampfe bei Pharsalus. Cäsar nämlich, welcher nach den eingegangenen Nachrichten befürchtete, daß Illyrien, in welcher Provinz sich Cornificius mit zwei Legionen bisher gut gehalten hatte, der Sammelplatz für manche durch die Schlacht bei Pharsalus zerstreute Pompejaner sein würde und so von hier aus neue Gefahren ihm drohen könnten, hatte dem Gabinius den Auftrag ertheilt, mit den neu geworbenen Legionen nach Illyrien zu marschiren, zur Unterstützung des Cornificius und Abwehr jeder Gefahr; wäre aber die Provinz auch mit einer geringeren Truppenzahl zu halten, so solle er seine Legionen nach Macedonien führen, denn Cäsar befürchtete, so lange Cn. Pompejus lebe, einen Wiederausbruch des Kriegs in jenen Gegenden. Gabinius, der um Winterszeit in Illyrien anlangte, hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; das Land war zum Theil erschöpft, zum Theil auch feindselig gesinnt und unzuverlässig, aller Verkehr zur See und damit auch alle Zufuhr war abgeschnitten, die Witterung rauh und ungünstig, wodurch alle Unternehmungen gehemmt wurden; er selbst war genöthigt, des Unterhalts wegen, in den Besitz von manchen Städten und Burgen sich zu setzen, wobei er vielfache Nachtheile erlitt; als er sich nun nach dem an der See gelegenen Salona, welches eine tapfere und verlässige römische Bevölkerung innerhalb seiner Mauern hatte, begab, ward er von den Illyriern angegriffen, und so zu einem Gefechte gedrängt. Nur mit dem Verluste von mehr als 2000 Mann, 38 Centurionen und vier Tribunen konnte sich Gabinius mit dem Reste seines Heeres nach Salona durchschlagen, wo er, bedrängt von allen Seiten und mit Widerwärtigkeiten aller Art kämpfend, einige Monate nachher

68) adv. Rufin. Lib. I. Tom. IV. p. 351. ed. Paris. Auch Quintilian (Inst. Or. XI, 1, 73) muß die Rede gekannt haben, da er sagt: „Dixit Cicero pro Gabinio et P. Vatinio, inimicissimis antea sibi hominibus et in quos orationes etiam scripserat: verum et justa sic faciendo, non se de ingenii fama, sed de fide esse sollicitum.“ Wie Drumann (VI. p. 71. not. 20) sagen kann, daß Cicero seinen Vortrag nicht vollständig niedergeschrieben und dieser nur im Commentar vorhanden gewesen, wird sich wol aus der Anführung des Hieronymus „ex commentariis causarum“ kaum ableiten lassen. 69) s. *Cicer.* pro Rab. Posth. 4. 8. 13. Schol. Bobb. ad *Cicer.* pro Arch. p. 356. ed. *Orell.* *Dio Cass.* XXXIX, 55. 63. XLVI, 8. Appianus (Syrr. 51) verwechselt diesen Urtheilsspruch mit dem des andern Processes, wenn er berichtet, daß Gabinius, wegen seines ohne Erlaubniß des Senates unternommenen Kriegszuges nach Ägypten, mit Verbannung vom Senate bestraft worden sei. 70) ad Quint. fratr. III, 3: „Gabinium de ambitu reum fecit P. Sulla, subscribente privigno Memmio, fratre Caecilio, Sulla filio. Contra dixit L. Torquatus omnibusque libentibus non obtinuit.“ Ad Attic. IV, 16. §. 11. „Candidati consulares omnes rei ambitus. Accedit etiam Gabinius, quem P. Sulla non dubitans quin foris esset, postularat, contra dicente et nihil obtinente Torquato. Sed omnes absolventur nec posthac quisquam damnabitur nisi qui hominem occiderit.“ 71) cap. 8: „venditabat se operis atque ab iis se ereptum, ne de ambitu causam diceret, praedicabat.“

72) *Dio Cass.* XXXIX, 63 fin. Daher *Cicero* ad Attic. X, 8. §. 3: „Pati poterunt oculi me cum Gabinio sententiam dicere? et quidem illum rogari prius?“ 73) s. Bell. Illyr. 12. 27. Bell. Civ. II, 59. Auch *Dio Cass.* XLII, 11. 74) cap. 42 und 43.

er einer Krankheit unterlag. Es fällt dies in den Winter des Jahres 706 u. c. (oder 48) = 707 u. c. (47 a. Chr.).

Werfen wir nun noch einen Blick auf den Charakter dieses Mannes, der immerhin eine nicht unbedeutende Rolle in den letzten Zeiten des Einsturzes der römischen Republik spielte, so ist das Bild, das Cicero zunächst von ihm uns vorführt, wenig schmeichelhaft, ja im höchsten Grade widerlich und abstoßend: wobei wir freilich zu erwägen haben, daß es ein heftiger politischer Gegner ist, der uns dieses Bild entwirft, in welchem alle guten Eigenschaften verschwinden und fast Nichts als niedriger Schmutz und der höchste Grad sittlicher Entartung, Habsucht und Ausschweifungen jeder Art hervortreten. Wenn wir daher auch dieses Bild schwerlich von einer gewissen Einseitigkeit werden frei sprechen können, so scheint es doch auf der andern Seite kaum möglich zu sein, daß die harten und schweren Anschuldigungen, womit Cicero den sittlichen Charakter des Mannes belastet, rein aus der Luft gegriffen, oder von Cicero blos erdichtet worden seien, um seinen politischen Gegner herabzusetzen und in den Augen des Volkes um allen Credit zu bringen. Ohne militairische Vorzüge scheint Gabinius nicht gewesen zu sein; Cicero selbst nennt ihn zu der Zeit, als er noch Volkstribun war, gradezu vir fortis [75]), und bringt in einer für den Gabinius äußerst anerkennenden und ehrenden Weise darauf, daß er als Legat dem Pompejus beigegeben und der Genosse seiner Kriegs- und Heldenthaten zu Wasser, wie zu Lande, werde [76]). Auch Josephus [77]) rühmt ihn als einen Feldherrn, der Viele, welche die Ehre eines Triumphs gewonnen hatten, übertreffe; ebenso erkennt auch der Verfasser des bellum Alexandrinum die Tapferkeit und die militairische Einsicht an, mit der Gabinius so manche herrliche Unternehmungen ausgeführt hatte [78]), und bezeichnet sein Mißgeschick in Illyrien als Unglück. Diese militairische Tüchtigkeit schließt freilich nicht die Laster der Üppigkeit und Schwelgerei, wie der Habsucht und der früh schon in der Jugend angehangenen Ausschweifungen aus, die Cicero, nachdem zwischen ihm und Gabinius durch dessen Benehmen während des Consulats eine Spaltung, ja Erbitterung eingetreten war, so sehr hervorhebt und in den stärksten Ausdrücken und mit aller Kraft und selbst mit allem Glanze der Rede geißelt. Jetzt heißt Gabinius *homo post homines natos turpissimus, sceleratissimus, contaminatissimus* [79]) — *ἀνὴρ κάκιστος* bei *Dio* XXXVI, 6. Schon in früheste Jugend hatte er unnatürlichen Lastern sich hingegeben, und war auch später davon nicht zurückgetreten [80]); mit Catilina stand er in einem solchen unnatürlichen Verhältniß, daß Cicero in bitterer Ironie den Catilina als den Mann des Gabinius bezeichnet [81]). Und darauf folgten niedrige und gemeine Buhlschaften jeder Art, Kupplerei und Ehebruch, in Verbindung mit Trinkgelagen, Schmausereien und Schwelgereien jeder Art [82]). Ein sorgfältig gekräuseltes Haar, wohlduftende Salben jeder Art [83]) bezeichneten den Weichling, der in Völlerei und Schlemmerei sich gefiel. Dazu gesellte sich in gleichem Grade Habsucht, um allen diesen Gelüsten zu genügen; daher er als Schlemmer und als Räuber von Cicero [84]) zugleich bezeichnet wird; ein prachtvolles Landhaus, gegen welches die Villa des Lucullus eine Hütte zu nennen war, erbaute er sich in der Nähe von dem tusculanischen Landhause des Cicero, aus welchem zu der Zeit der Zerstörung desselben durch Clodius und dessen Horden Manches, auch Kunstwerke u. dgl., herübergeschleppt worden war [85]). Ein solcher Aufwand überstieg die Kräfte des Mannes und stürzte ihn in Schulden, die er dann auf die bei den römischen Großen jener Zeit leider so gewöhnliche Weise, durch Bereicherung in seiner Provinzialverwaltung und Erpressungen jeder Art, zu tilgen suchte; und doch reichten diese argen Erpressungen, wie Cicero [86]) andeutet, nicht hin, um den großen Luxus, den Gabinius trieb, zu befriedigen! Über die Familienverhältnisse des Gabinius wissen wir äußerst Weniges. Seine Gattin war Lollia, wie man glaubt [87]) die Tochter des M. Lollius Palicanus, welcher Volkstribun des Jahres 682 u. c. war, und als solcher bekannt ist durch seinen Versuch, die tribunicische Gewalt, wie sie vor den Änderungen Sulla's bestand, wiederherzustellen,

75) s. pro leg. Manil. cap. 17. 76) Ibid. cap. 19. 77) Antiqq. Judd. XIV, 6 (11), 4. Bell. Jud. I, 8 (6), 2. 78) cap. 43: „Gabinius — sive virtute et scientia sua confisus, quam saepe in bellis periclitatus, magnas res et secundas ductu ausuque suo gesserat etc.," und am Schlusse: „Cujus et *infelicitas* vivi et subita mors in magnam spem Octavium adduxit etc. etc." 79) *Cic.* pro Dom. 9. An einem andern Orte, in Pison. 17, heißt er „*ille gurges* atque *helluo*," ebenso pro Dom. 47. Oder De provinc. cons. 5: „Piso — gloriatur, se brevi tempore perfecisse, ne Gabinius *unus omnium* nequissimus existimaretur." 80) Vergl. *Cicer.* pro Sest. 8: „Alter (Gabinius), — despiciens conscios stuprorum ac veteres vexatores aetatulae suae." Pro Dom. 48: „cujus (Gabinii) impudicitiam pueritiae, libidines adolescentiae, dedecus et egestatem reliquae vitae, latrocinium consulatus vidimus." Ebenso Post redit. in senat. 5: „cujus (Gabinii) primum tempus aetatis palam fuisset ad omnium libidines divulgatum, qui ne a sanctissima quidem parte corporis potuisset hominum impuram intemperantiam propulsare, qui cum suam rem non minus strenue quam postea publicam confecisset, egestatem et luxuriam domestico lenocinio sustentavit."

81) *Cicer.* post redit. in senat. 5, vgl. 4, wo Catilina sein *amator* heißt; pro Dom. 24: „cum alter se Catilinae *delicias* — fuisse diceret." 82) Daher nennt ihn Cicero (pro Sest. 9): „hominem emersum subito ex diuturnis tenebris lustrorum ac stuprorum, vino, ganeis, lenociniis adulteriisque confectum." 83) *Cicero* pro Sest. 8: „alter (Gabinius) unguentis affluens, calamistrata coma etc." In Pison. 11: „Gabinium denique si vidissent duumvirum vestri illi unguentarii citius agnovissent. Erant illi compti capilli et madentes cinnabaris fimbriae et fluentes cerussataeque buccae, dignae Capua, sed illa vetere." Post redit. in senat. 5: „unguentis oblitus." Noch stärker drückt sich Cicero im folgenden cap. 6 aus. Vergl. auch pro Planc. 35. 84) s. De provinc. consull. 5: „— illius *helluonis* et *praedonis* audacia." Kurz zuvor spricht er auch von der avaritia, superbia, crudelitas des Gabinius; s. auch pro Sest. 9. Ein *latro* heißt er Post red. in senat. 4. 85) s. *Cic.* pro Sest. 43 in Pis. 21. Pro Dom. 24. 43. 47. 86) *Cicer.* in Pison. 21: „Ecce tibi alter, effusa jam maxima praeda, quam ex fortunis publicanorum, ex agris urbibusque sociorum exhauserat, cum partim ejus praedae profundae libidines devorassent, partim nova quaedam et inaudita luxuries, partim etiam in illis locis, ubi omnia diripuit, emtiones, partim permutationes etc. etc." 87) So Drumann III. S. 62.

auch später ein vergeblicher Bewerber um das Consulat [88]). Diese Lollia ward übrigens eines strafbaren Umganges mit Cäsar beschuldigt [89]). Ein Sohn A. Gabinius, mit dem Beinamen Sisenna, der den Vater nach Syrien begleitet hatte und bei dessen Zug nach Ägypten in Syrien zurückblieb, ist uns nur noch durch den schon oben erwähnten Fußfall vor dem C. Memmius, dem Ankläger seines Vaters, bekannt. Münzen des Gabinius sind uns ebenfalls nicht bekannt; denn die Goldmünze, welche mit der Umschrift A. Gabinius A. F. angeführt wird, wird für unecht gehalten; s. die Nachweisungen bei *Raspe*, Lexic. rei num. II, 1. p. 1247. Im Allgemeinen s. über diesen Gabinius: Baiter und Orelli im Onomastic. Tullianum p. 264 seq. Drumann, Geschichte Roms III. S. 40—63 und Rauchenstein in einem zu Aarau 1826 erschienenen Programm.

VI. P. Gabinius, war 665 u. c. (89 a. Chr.) Prätor und dann Proprätor zu Achaia, wo er sich unerlaubte Erpressungen zu Schulden kommen ließ, und, belangt von den Provincialen, die an dem Prätor L. Piso (um 680 u. c.) einen Patron gefunden hatten, verurtheilt ward; s. *Cic.* pro Arch. 5 und in Caecil. Divin. 20. Sonst wissen wir Nichts von ihm, außer daß er ein Glied der Gesandtschaft war, welche, als bei dem Brande des Capitols die sibyllinischen Bücher zu Grunde gegangen waren (*Dionys. Halic.* IV, 62), nach Erythrä ging, im J. 687 u. c. oder 67 a. Chr., um dort wieder sibyllinische Bücher zu sammeln. So berichtet wenigstens Lactantius (Divv. Inst. I, 6, 14), und zwar aus Varro.

VII. P. Gabinius Capito, aus dem Ritterstande, ein eifriger Anhänger des Catilina, und von diesem beauftragt, die Brandlegung Roms zu leiten; er ward aber ergriffen, vor Cicero gebracht und dann im Kerker hingerichtet; *Sallust.* Catil. 17. 43. 44. 46 seq. 55. Wahrscheinlich ist es derselbe, welcher bei Cicero (Catil. III, 3. 5. 6. IV, 6) Cimber Gabinius genannt, und als einer der verworfensten, aber auch rührigsten Menschen unter der Rotte der Verschworenen bezeichnet wird.

VIII. Gabinius Secundus, befehligte unter Kaiser Claudius eine römische Heeresabtheilung in Teutschland, mit der er einen Sieg über die Chaucen gewann, und von dieser rühmlichen Unternehmung den Beinamen Chaucius erhielt, wie Suetonius (Vit. Claud. 24, vergl. mit *Dio Cass.* LX, 8) versichert. Vergl. auch Wilhelm, Germania und seine Bewohner S. 159. Er scheint verschieden von dem Gabinius, welchen Strabon (XVII. p. 829 oder 1185 C) einen Geschichtschreiber nennt, der unter Andern über Mauretanien Wunderdinge berichtet, von dem Grabmale des Antäus und dem daselbst befindlichen Skelet von 60 Ellen, welches Sertorius ausgegraben und dann wieder mit Erde zugeworfen. Ebenso soll er auch über die Elephanten manches Wunderliche geschrieben haben. Ob diese Geschichte in griechischer oder lateinischer Sprache geschrieben gewesen, und ob sie blos auf Afrika sich erstreckt, wissen wir nicht, indem alle andern Nachrichten fehlen. *(Baehr.)*

GABIO (Johann Baptista), aus Verona, ist einer der gelehrten Italiener, welche in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. und noch darüber hinaus bemüht waren, das erloschene Studium der griechischen Sprache und Literatur wieder hervorzurufen und möglichst zu verbreiten. Zu Rom war er Professor der griechischen Literatur und wirkte für dieselbe durch mündliche Vorträge, wie durch die Bearbeitung griechischer Werke, insbesondere durch die lateinische Übersetzung derselben bis in sein hohes Alter, da sein Tod erst gegen Ende des genannten Jahrhunderts, um 1590, wie man annimmt, zu setzen ist. Auch in der hebräischen Sprache scheint er tüchtige Kenntnisse besessen, und überdies mit Mathematik und Astronomie sich beschäftigt zu haben. Gabio war der erste, welcher eine lateinische Übersetzung der Dramen des Sophokles herausgab, welche unter folgendem Titel zu Venedig 1543 erschien: *Sophoclis* tragoediae omnes nunc primum latine ad verbum factae ac scholis quibusdam illustratae *Joanne Baptista Gabio* interprete. (Die Jahreszahl 1548, welche in Schweiger's Handbuch der class. Bibliographie I. S. 296 angegeben ist, scheint auf einem Irrthum zu beruhen). Es ist diese Übersetzung wirklich selten und scheint dieselbe auch in der ersten Zeit ihres Erscheinens nicht sehr verbreitet, oder doch bekannt gewesen, da Lalamant auf seine zu Paris 1558 herausgekommene lateinische Übersetzung des Sophokles den Titel setzte: *Sophoclis* tragoediae *nunc primum* latinae factae et in lucem emissae. Von andern Übersetzungen anderer älterer Schriftsteller ist uns nichts Näheres bekannt: nur die Commentare des Theodoretus über Daniel und Ezechiel sind in einer lateinischen Übersetzung auch im Druck erschienen, und zwar zu Rom 1562 apud Paulum Manutium, Aldi filium, jeder Commentar besonders in einem Folioband, der eine führt den Titel: *Theodoreti*, urbis Cyri episcopi, in visiones Danielis prophetae Commentarius, *Joanne Baptista Gabio* Veronensi interprete. Cum indice verborum ac rerum omnium memorabilium; der andere: *Beati Theodoreti* Episcopi Cyrensis in Ezechielem prophetam Commentarius, *Joanne Baptista Gabio* Veronensi interprete u. s. w. In J. Sirmond's Ausgabe der Werke des Theodoretus (zu Paris 1642. Fol.) sind diese Übersetzungen gleichfalls übergegangen. Einem andern Kreis der Literatur gehört die lateinische Übersetzung an, welche Gabio gleichfalls zuerst, von der Geschichte des Hofes zu Constantinopel durch Johannes Scilitza lieferte. Diese erschien unter dem Titel: *Joann. Curopalatae Scilitzae* historiarum compendium quod incipiens a Nicephori imp. a generis obitu ad imperium Isaaci Comneni pertinet, zu Venedig 1570. Fol. und ist später auch in die pariser Ausgabe des Textes der Byzantiner vom J. 1647. Fol. aufgenommen worden. Außerdem soll er das Calendarium Gregorianum mit Santi's Tafeln ins Griechische übersetzt und zu Rom 1583 herausgegeben haben; eine aus dem Griechischen auf Bitten des Ponevinius veranstaltete Übersetzung der Geschichte des

88) s. das Nähere in *Baiter* und *Orelli*, Onomastic. Tullian. p. 360 seq. 89) s. *Sueton.* Caes. 50.

Josimus ins Italienische, sowie ein ebenfalls ins Italienische aus dem Hebräischen gemachte Übersetzung der David'schen Psalmen soll jedoch nicht im Druck erschienen sein. So versichert wenigstens Maffey, Verona illustr. T. II. Libr. IV. p. 319 sq. der Ausgabe vom J. 1731. (*Baehr.*)

GABLER (Matthias), geb. am 24. Febr. 1736 zu Spalt in Franken, erhielt seine erste Erziehung in dem bairischen Städtchen Wembdingen. Kaum 18 Jahre alt, trat er in den Jesuitenorden. Er studirte hierauf in Ingolstadt Philosophie, in Dillingen Theologie. 1770 ward er Professor der Philosophie zu Ingolstadt. Eilf Jahre lehrte er dort mit großem Beifall. Er erhielt die theologische Doctorwürde, ward Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften und zum kurfürstl. bair. geistlichen Rath ernannt. Als Stadtpfarrer zu Wembdingen machte er sich seit 1782 um das Kirchen- und Schulwesen vielfach verdient. Er starb am 30. März 1805. Nicht blos in der Philosophie und Theologie, auch in andern wissenschaftlichen Fächern war Gabler sehr bewandert. Schätzbare Kenntnisse besaß er vorzüglich in der Physik. Belege dafür finden sich in seiner Schrift: Von den Kräften der Körper (Ingolstadt 1778), in seiner Naturlehre (München 1776—1779. 5 Thle.), in seiner Theoria Magnetis (Ingolstad. 1781) u. a. Schriften. In Schlözer's Briefwechsel [1]) befindet sich von ihm eine Ehrenrettung der Exjesuiten in Baiern. Gabler war auch ein gründlich gebildeter Musiker und ausgezeichneter Orgel- und Clavierspieler [2]). (*Heinr. Döring.*)

GABLER (Johann Philipp), war am 4. Juni 1753 zu Frankfurt am Main geboren, wo sein Vater, früher Schultheiß oder Amtmann in der Nähe der genannten Stadt, späterhin das Amt eines Actuars bei dem Consistorium bekleidete. Ein gesunder und kräftiger Körper unterstützte die Entwicklung der Geistesanlagen des talentvollen Knaben. Die Verhältnisse seiner Ältern erlaubten ihnen keinen Aufwand zu scheuen, den die Bildung ihres Sohnes erfoderte. Privatlehrer unterrichteten ihn im Lesen und Schreiben, in der Religion, im Lateinischen und Griechischen. Gabler's Vater selbst verwandte die Mußestunden, die ihm sein arbeitvolles Amt übrig ließ, redlich dazu, dem häuslichen Unterricht seines Sohnes nachzuhelfen. Mit den nöthigen Elementarkenntnissen ausgerüstet, betrat Gabler in seinem zehnten Jahre das Gymnasium seiner Vaterstadt [1]). Seine Fähigkeiten hatten sich um diese Zeit in solchem Grade entwickelt, daß seine Ältern, unter deren liebevoller Pflege er herangewachsen war, sich den besten Hoffnungen überlassen konnten, daß er in seiner höhern wissenschaftlichen Ausbildung rasche Fortschritte machen werde. Das frankfurter Gymnasium gehörte zu den ausgezeichnetsten Anstalten der damaligen Zeit. Nicht leicht vermißte man in jenem Institut etwas von dem, was von einem guten Gymnasialunterricht gefodert werden konnte. Selbst Wissenschaften, die gewöhnlich erst auf der Universität gelehrt werden, wie Literärgeschichte und Rhetorik, besonders aber Philosophie und Theologie, wurden dort mit Eifer betrieben. Zu den Lehrern, die den entschiedensten Einfluß auf Gabler's geistige Ausbildung ausübten, gehörte vor allen der Rector Purrmann, ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, der bald seines Zöglings Neigung für die höhern, mehr speculativen Wissenschaften entdeckte, und sich große Verdienste um ihn erwarb. So sehr auch jene Wissenschaften durch die Formen der geltenden philosophischen und theologischen Systeme beschränkt wurden, immer dienten sie doch, den Geist zu einer freiern Selbstthätigkeit anzuregen. In welchem Grade er dadurch zum Fleiß gespornt ward, geht schon daraus hervor, daß er, außer dem öffentlichen Unterricht, der bei der Zahl der Gegenstände, mit denen er sich ex officio beschäftigen mußte, einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch nahm, noch einen fortwährenden Privatunterricht genoß. Durch den letzten suchte er vorzüglich seine Kenntnisse in den alten Sprachen, namentlich im Hebräischen und Chaldäischen, zu erweitern. Aber auch in den neuern, im Französischen, Englischen und Italienischen, machte er rasche Fortschritte. Mathematik und Musik zog er gleichfalls in den Kreis seiner Beschäftigungen, deren Mannichfaltigkeit einen minder kräftigen Geist verwirrt haben würde. Seinen glücklichen Naturanlagen aber gelang es, leicht das herauszufinden, was einen besondern Werth hatte, und zu seiner intensiven Bildung diente. An der Mannichfaltigkeit des Stoffes übte er vielfach seinen Verstand, der immer mehr an Klarheit gewann, indem sich das Materielle in seinem Gedächtniß zu einem behaltbaren Ganzen zusammenordnete. Dabei fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, sich im mündlichen und schriftlichen Gedankenvortrage zu üben. In der Philosophie, sagt eine ältere Nachricht über ihn [2]), „im Disputiren und in zusammenhängenden Vorträgen, übte ihn beständig sein seliger Vater, der daran sein Vergnügen fand, sodaß er dadurch in den Stand gesetzt wurde, in den letzten Jahren seines Schullebens einigen Gymnasiasten die Logik vorzutragen, und auf diese Art eine hier nicht in einer thörichten Eitelkeit, sondern in einer natürlichen Anlage ihren Grund habende Neigung zu befriedigen, was späterhin dem Manne, als akademischem Lehrer, sehr zu statten gekommen ist. Ja, diese Neigung, welche, wie erhellet, jetzt schon eine bestimmte Richtung genommen hatte, war so groß, daß er schon in seinem 16. Jahre es wagte, einer damals noch allgemein stattfindenden, aber jetzt mit Recht verwiesenen Sitte gemäß, öffentlich als Prediger, und zwar nicht ohne Beifall, aufzutreten, und diese Predigtübungen auch bis zu seinem Abgange auf die Univer-

1) Heft 55. S. 3 fg. 2) Vergl. Baader's Gel. Baiern S. 359 fg. Meusel's Gel. Teutschland. 2. Bd. S. 473. 11. Bd. S. 251. 12. Bd. S. 331. Gerber's Histor.-biograph. Lexikon der Tonkünstler. 1. Th. S. 463. Dessen Neues Tonkünstlerlexikon. 2. Th. S. 230. Gastner's Universallexikon der Tonkunst S. 330.

1) S. Gabler's lateinische Selbstbiographie in *Kickstadii* Anal. Acad. Jenensis. Vol. I. p. 3; wieder abgedruckt in Gabler's kleinen theologischen Schriften. (Ulm 1831.) 2. Bd. S. XVI.

2) Vergl. (Müller's) Schattenrisse der jetztlebenden altdorfischen Professoren. (Altdorf 1790.) S. 17 fg. Beyer's Allgem. Magazin für Prediger. 10. Bd. 6. St. S. 118 fg.

stät fortzusetzen." Diesen Übungen, verbunden mit fortgesetzten philosophischen und mathematischen Studien, verdankte Gabler unstreitig späterhin als akademischer Lehrer die ungemeine Gewandtheit, seine Ideen, selbst die schwersten, hell, einfach und in logischem Zusammenhange vorzutragen, und dadurch allen denen verständlich zu werden, die für eine solche Art des Vortrags eine natürliche oder erworbene Empfänglichkeit besaßen [3]).

Ausgerüstet mit mannichfachen Kenntnissen eröffnete Gabler in seinem 20. Jahre (1772) seine akademische Laufbahn in Jena. Er wollte dort Theologie studiren, mit dem wahrscheinlich schon damals entworfenen Plan, sich zu einem akademischen Docenten zu bilden. Durch den Professor Polz erhielten seine philosophischen Kenntnisse zuerst eine feste Grundlage. Für einen jungen Mann von Gabler's Geiste mußte das Leibnitz-Wolfische System, das sich schon durch die Ordnung, Gründlichkeit und Deutlichkeit der Begriffe empfahl, ein großes Interesse haben. Über diesen mit Recht gerühmten Vorzügen übersah er jedoch die großen, sowol theoretischen als praktischen Mängel jenes Systems, an dessen Untrüglichkeit er so wenig zweifelte, daß er keine Neigung fühlte, sich mit andern philosophischen Systemen und mit denen zu befreunden, die das darin überall Zerstreute zu einem Ganzen zu verbinden suchten. So huldigte er dem skeptischen Eklekticismus, den die strengen Formen der Wolfischen Schule zu einer Zeit hervorgerufen hatten, wo das Interesse an metaphysischen Speculationen sich immer mehr verminderte, und das wissenschaftliche Streben mehr auf Mannichfaltigkeit, als auf Einheit hinauslief, mehr darauf, in dem als wahr Erkannten und Angenommenen den praktischen Standpunkt aufzusuchen, als das aufgefundene Praktische in seiner Theorie zu einem untrüglichen Wissen zu begründen. In Jena ward dieser philosophische Eklekticismus vorzüglich durch den Professor Ulrich gefördert, einen Mann von großer Gelehrsamkeit und ausgezeichnetem Scharfsinn, der bei mehr Originalität und Tiefe leicht der Schöpfer eines neuen philosophischen Systems hätte werden können. In den Vorlesungen dieses Mannes ging für Gabler ein neues Licht auf. Er gehörte weder zu den untergeordneten Naturen, noch zu den originellen Geistern, sondern nur zu den sogenannten guten Köpfen, welche Kraft genug besitzen, um mit Leichtigkeit und freier Selbständigkeit sich in allen wissenschaftlichen Gebieten zu bewegen. Schwer war es ihm daher geworden, das feste und sichere Land seines philosophischen Systems mit dem weiten und trüglichen Ocean des Eklekticismus zu vertauschen. Aber das Verlangen nach immer gründlicherm Wissen siegte in ihm über die Besorgniß, sich in seinem, wie er glaubte, noch immer mangelhaften Wissen gestört zu sehen. Der Zögling des Leibnitz-Wolfischen Systems war aus einem Zuhörer bald ein Schüler und nicht lange nachher der aufrichtige Verehrer eines Mannes, der ihn von den lästigen Fesseln eines in sich abgeschlossenen Systems befreit und ihn in eine unendliche Welt der Ideen aller Zeiten geführt hatte. Der Geist, den er darin erkannte, belebte die todte Masse seiner blos formellen Erkenntnisse.

Mit dieser Art zu philosophiren harmonirte freilich nicht seine Theologie, wie er sie schon auf der Schule und noch ausführlicher auf der Universität, durch die Erläuterungen des Professors Polz in Reusch's und Baier's Geiste kennen gelernt hatte. Sein Philosophiren führte ihn über die Grenzen seines theologischen Systems hinaus. Daß die bisherige Art, die Bibel zu erklären, bei der man sich weniger an das Wort, als an die Sache hielt und bald zu allegorischen, bald zu mystischen und typischen Deutungen seine Zuflucht nahm, nicht die rechte sei, sagte ihm ein dunkles Gefühl. Er gerieth dadurch mit sich selbst in einen Zwiespalt, der in ihm den Vorsatz erzeugte, seine theologischen Studien gänzlich aufzugeben und sich allein der Philosophie zu widmen. Von der Ausführung dieses Vorsatzes hielt ihn seine noch immer nicht ganz unterdrückte Liebe zur Theologie zurück. Dazu kam die, selbst durch Ulrich's Vorlesungen über biblische Hermeneutik und Kritik in ihm erzeugte Ahnung, daß auch über die noch dunkeln und verworrenen Gebiete der Theologie sich bald ein helleres Licht verbreiten könnte. Bestärkt ward er in dieser Idee durch ihm nicht unbekannt gebliebene Bemühungen eines Ernesti und Michaelis für die Exegese, und eines Semler für die Kritik, Kirchen- und Dogmengeschichte. Er brauchte indessen nicht in die Ferne zu schauen, nach Leipzig, Göttingen und Halle, um von diesen Orten das neue Licht für die Theologie zu erwarten. Angezündet ward es ihm in Jena selbst durch zwei der ausgezeichnetsten Köpfe: Griesbach und Eichhorn. Beide, ausgerüstet mit gründlichen philologischen und historischen Kenntnissen, frei und selbständig im Philosophiren, ohne einer bestimmten Schule anzugehören, gaben damals gemeinschaftlich, jeder in seiner Weise, dem gesammten Studium der Theologie eine neue, von den segensreichsten Folgen begleitete Richtung. In der Form, wie ihm diese Wissenschaft von Danov, Polz u. A. vorgetragen worden war, konnte sie Gabler's strebenden Geist nicht länger befriedigen. Er hatte einen ganz neuen Standpunkt für seine theologischen Studien gewonnen, und setzte sie um so freudiger fort, je natürlicher und leichter sich die einzelnen Materien zu einem Ganzen ordneten. Immer mit Bezug auf seine Hauptwissenschaft betrieb Gabler auch seine übrigen von dem Gebiet der Theologie entfernter liegenden Studien. Allgemeine Weltgeschichte, Naturgeschichte, physische Kosmologie, Mathematik und Physik waren die wissenschaftlichen Gegenstände, für die er sich vorzugsweise lebhaft interessirte. Er hörte selbst einige juristische Collegien. Eichhorn, Schmidt, Succov, Wiedeburg, Walch u. A. waren in den genannten Fächern seine vorzüglichsten Lehrer. Was er in seinem Hauptfache, der Theologie, bisher gelernt, konnte nur noch einen historischen Werth für ihn haben. Erst nach einem zweijährigen Aufenthalte in Jena begann die Periode, wo er seine theologischen Studien wissenschaftlich zu betreiben anfing, nicht nach einem besondern System.

3) Vergl. Wilhelm Schröter in der mit K. G. Bretschneider herausgegebenen Oppositionsschrift: Für Christenthum und Gottesgelahrtheit. 10. Bd. Heft 2. S. 224.

und in der Form eines solchen, sondern aus und nach den Principien der in ihrem Wesen vollkommen erkannten Theologie. Was er für die großen Zwecke dieser Wissenschaft gethan, seit er den Weg einer biblisch-vernünftigen Hermeneutik, den er Zeitlebens nie wieder verließ, eingeschlagen hatte, zeigte er in seiner spätern Thätigkeit als akademischer Docent und als Schriftsteller [4]). Charakteristisch ist in dieser Beziehung Gabler's eigenes Glaubensbekenntniß aus der letzten Zeit seines Lebens. In seinen zahlreich besuchten Vorlesungen über biblische Theologie sprach er einst zu seinen Zuhörern: „Ich habe die Vernunft in ihre Rechte wieder einzusetzen mit geholfen, habe 40 Jahre lang auf ein rein vernünftiges Christenthum hingearbeitet. Ich bin ein Feind des blinden, nicht nach Gründen fragenden Glaubens, ein Feind aller Unvernunft und eines unvernünftigen Christenthums. Darum hat man mich auch zu einem Rationalisten gestempelt. Doch war ich stets von naturalistischen Grundsätzen frei, und bin es noch. Ich erkenne in Christo mehr als einen jüdischen Sokrates; ich sehe in den Aussprüchen Jesu etwas Göttliches, und in ihm selbst einen göttlichen Lehrer."

Bei dem eifrigen Streben, in Bezug auf seine Hauptwissenschaft mit sich selbst zur Einheit zu gelangen, gönnte sich Gabler während seines Aufenthalts in Jena nur wenig Erholung. Mäßig in allen physischen Genüssen, verwandte er jeden Thaler, den er erübrigen konnte, zum Ankauf nützlicher Bücher. Die sechs Jahre, die er in Jena verlebte, waren in mehrfacher Hinsicht wichtig für seine Bildungsgeschichte. Männer, wie Heyne, Herder und Kant äußerten, wie auf andere wissenschaftliche Zweige, auch auf die Theologie ihren wohlthätigen Einfluß. Es war in jener Zeit, in den siebziger Jahren, als man die christlichen Urkunden mehr in dem Geiste der neugewonnenen Alterthumskunde und vom historischen und philosophischen Standpunkte aus zu behandeln anfing, und indem man dadurch die einzig wahren Principien für die biblische Hermeneutik gewann, der bisherigen Methode entsagte, die Worte der Bibel der herrschenden Philosophie oder dem angenommenen dogmatischen System zu accommodiren. Gabler war einer der ersten, der sich für die grammatisch-historisch-philosophische Interpretation der heiligen Schrift mit einer Bestimmtheit erklärte, von der sich erwarten ließ, daß er nicht leicht seine Ansicht wieder ändern werde. Ein Zeugniß dafür gibt seine Diss. exegetica in illustrem locum Hebr. 3, 3—6. (Jenae 1778. 4.) [5]). Er vertheidigte diese Abhandlung am 17. Oct. des genannten Jahres, nachdem er kurz zuvor die Magisterwürde erlangt hatte. Bald nachher, im Spätherbst 1778, verließ er Jena und kehrte in das väterliche Haus nach Frankfurt zurück, zunächst in der Absicht, sich von dem dortigen Ministerium examiniren zu lassen, dann aber in sorgenfreier Lage seine theologischen Studien fortzusetzen. Der Unterricht, den er in dem frankfurter Gymnasium, ohne eigentlich angestellt zu sein, ertheilte, bot ihm die beste Gelegenheit das docendi discimus an sich selbst zu bewähren. Auch als Mitarbeiter an der frankfurter gelehrten Zeitung übte er seine Kräfte. Dabei unterließ er nicht, sich fortwährend im Predigen zu üben. Anderthalb Jahre hatte er ungefähr so lehrend und lernend in seiner Vaterstadt zugebracht, als ihm von Koppe in Göttingen eine Repetentenstelle bei der dortigen theologischen Facultät angetragen ward. Er reiste sofort (1780) nach Göttingen ab, wo er nach verschiedenen Probeübungen die genannte Stelle erhielt. Da er bereits in Jena Magister geworden war, ertheilte ihm die philosophische Facultät in Göttingen zugleich die Erlaubniß, Privatvorlesungen zu halten.

In den vierthalb Jahren, welche Gabler in Göttingen zubrachte, erweiterte sich der Kreis seines Wissens nach allen Seiten hin. Seine Stelle erfoderte eine große, viel nach Außen und auf das Einzelne und Besondere gerichtete Thätigkeit. Seine exegetischen Vorlesungen über das alte und neue Testament, seine Examinatorien und Repetitorien über Dogmatik und andere Zweige der Theologie raubten ihm einen um so größern Theil seiner Zeit, da ihm das akademische Docentenleben etwas völlig Neues war, und er die Grundlage aller seiner Vorlesungen erst ausarbeiten mußte. Vielfach beschäftigten ihn auch die besondern Lehrstunden, die er einzelnen Studirenden widmete, die in den alten Sprachen oder in andern theologischen Disciplinen einer außerordentlichen Nachhilfe bedurften und ihn darum ansprachen. So ward ihm der Tag für seine Privatstudien vielfach zersplittert, und er mußte, um in seiner wissenschaftlichen Ausbildung, namentlich bei den Fortschritten der Theologie nicht zurückzubleiben, für seinen Fleiß die Nächte zu Hilfe nehmen, wie er es schon früher in Jena gethan. Außer dem Syrischen und Arabischen, worin Eichhorn sein Lehrer gewesen, beschäftigte er sich besonders mit altclassischer Literatur, die er durch Heyne in Göttingen von einer ganz andern Seite, als früher in Frankfurt, kennen lernte. Immer mehr überzeugte er sich, daß Niemand ohne gründliche Sprachkenntnisse ein tüchtiger Theolog werden könne. Die Art aber, wie Heyne die Philologie betrieb, dünkte ihm das eigentliche Fundament für das Studium der Theologie nach der rechten Weise. Eine reiche Quelle für seine Wißbegierde eröffnete ihm die göttinger Bibliothek mit ihren kostbaren Schätzen. Er las und studirte, was sich ihm irgend für seine Zwecke darbot. So erhielt sein Geist reiche Nahrung, während sie seinem Leibe oft mangelte, für den das Erste, das Beste, in sofern es nur die Nothdurft befriedigte, für gut genug geachtet ward. Mangel an Bewegung, die seine körperlich-kräftige Natur verlangte, erzeugte in ihm, verbunden mit manchen schmerzlichen Eindrücken, eine düstere Gemüthsstimmung. Zu dem unvermutheten Tode eines seiner besondern Aufsicht übergebenen jungen Mannes traten noch manche andere unangenehme Erfahrungen, die ihn um so mehr niederbeugten, da seine Hypochondrie ihm den Muth und die Kraft geraubt hatte, das Unvermeidliche mit Ruhe zu ertragen und über unverschuldete Verdrießlichkeiten mit leichtem Sinn sich hinwegzusetzen. In diesem traurigen Zustande, der trotz aller angewandten ärztlichen Mittel längere

4) Vergl. Schröter a. a. O. S. 231. 5) Wieder abgedruckt in Gabler's kleinen theologischen Schriften. 2. Bd. S. 1 fg.

Zeit immer derselbe geblieben war, befand sich Gabler noch, als er, durch Heyne's Empfehlung, unerwartet einen Ruf als Professor der Philosophie an das Archigymnasium zu Dortmund in Westfalen erhielt [6]). Die Veränderung des Orts und seiner bisherigen Studien wirkte wohlthätig für seinen körperlichen und geistigen Zustand. Neben diesem Hauptgewinn verdankte er seinem neuen Verhältniß eine noch genauere Einsicht in die Alterthumskunde, auch in den Theilen, die er bisher nur im Allgemeinen kennen gelernt hatte. Zwar hatte er als Professor der Philosophie nur über die zu dieser Wissenschaft gehörenden Gegenstände Unterricht zu ertheilen. Mit seiner Professur war aber auch zugleich die Direction des gesammten Gymnasiums verbunden. Der erhaltene Auftrag, diese Lehranstalt den Bedürfnissen und Anfoderungen der Zeit gemäß neu zu organisiren, führte ihn in das Gebiet der altclassischen Literatur, die er für die Fundamentalwissenschaft jeder gelehrten Bildungsanstalt hielt, weit tiefer hinein, als bei seinen akademischen Studien, wo die eigentliche Philologie doch nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatte. Indessen trugen selbst jene akademischen Studien, wenn auch meist theologischer Art, durch die bessere Grundlage und den bessern Geist, die ihnen durch Griesbach, Eichhorn und Heyne geworden war, nicht unwesentlich dazu bei, auch der Alterthumswissenschaft eine andere Basis zu geben und sie überhaupt in einem ganz andern Geiste, als bisher aufzufassen. Die Grundsätze der biblischen Exegese und Kritik waren im Allgemeinen auch die Principien, von denen die philologische Kritik ausging, und was Michaelis u. A. vor ihm über das Historische und Geographische des alten Testaments gesagt, ließ sich mit gewissen Modificationen auch auf die Geschichte und Geographie der Griechen und Römer anwenden. Als treuer Schüler der vorhin genannten Gelehrten, denen er den größten Theil seiner wissenschaftlichen Bildung verdankte, konnte Gabler leicht tiefer eindringen in die Alterthumswissenschaft, die ihm dadurch wieder ein um so sicherer Führer und Wegweiser in dem Gebiet der Theologie ward. Behaupten läßt sich daher wol mit gutem Grund, daß jene Wissenschaft für Gabler erst zu Dortmund die feste Basis gewann, auf welcher sie ihrer weitern Ausbildung entgegenschritt. Merkwürdig war es, daß grade das, was ihn von der Theologie zu entfernen oder wenigstens derselben nicht wesentlich zu nützen schien, seine amtliche Thätigkeit als Professor und Gymnasialdirector grade dazu beitrug, ihm in Beziehung auf seine Hauptwissenschaft die wesentlichsten Dienste zu leisten. Er erhielt dadurch einen neuen Beweis für die schon früher von ihm erkannte Wahrheit, daß man ohne Theologie wol ein gründlicher Philolog, doch ohne Philologie nicht leicht ein gründlicher Theolog sein und werden könne. Der Gewinn seiner Thätigkeit für die neue Organisation der seiner Aufsicht übergebenen Lehranstalt ward jedoch nur ihm selbst zu Theil. In Bezug auf das Institut selbst mußte er, bei manchen Hindernissen, mit denen er zu kämpfen hatte, sich mit dem Bewußtsein trösten, das Bessere redlich gewollt, und ebenso redlich seine Pflicht erfüllt zu haben. Daß der von ihm ausgestreute Same unter tüchtiger Pflege einst noch heilsame Früchte bringen werde, war für ihn, der sich schon in der Gegenwart des Erfolgs seiner Bemühungen erfreuen wollte, eine Aussicht, die mit einem gewissen Schmerz und Unmuth verbunden war.

In dieser trüben Stimmung, die durch sein physisches Unwohlsein vermehrt ward, bereitete ihm der Ruf zu einer Professur der Theologie nach Altdorf eine angenehme Überraschung. Dem Hauptziel seiner gesammten Studien, von welchem ihn sein bisheriges Amt entfernt zu haben schien, kam er durch die ihm angetragene Stelle wieder näher. Er sah sich in das wahre Element für seine geistige Thätigkeit versetzt. Mit solchen Ansichten verließ er Dortmund im Herbst 1785, begleitet von seiner Gattin, mit der er sich wenige Tage vor seiner Abreise vermählt hatte. Er nahm den Weg über Frankfurt am Main, um seinen kranken Vater zu besuchen, der wenige Tage nach seiner Ankunft in Altdorf starb. Dann aber wollte er sich auch in Frankfurt von dem Senior Mosche, dem vieljährigen Freunde seines älterlichen Hauses, ordiniren lassen, da mit der theologischen Professur in Altdorf zugleich das Diakonat an der dortigen Stadtkirche verbunden war. Am 9. November 1785 kam Gabler in Altdorf an. Von den Mitgliedern der Akademie und den Stadtbehörden ward er freundlich empfangen. In die erste Zeit seines Aufenthalts in Altdorf fällt seine Prolusio exegetica in locum difficilem Galat. 3, 20. (Altd. 1787. 4.) [7]) und die gleichzeitig dort gedruckte Abhandlung: De justo discrimine theologiae biblicae et dogmaticae [8]). Durch Vertheidigung seiner Inauguraldissertation über Jacobus, als den Verfasser des nach ihm benannten Briefes [9]), erlangte Gabler am 21. Juni 1787 die theologische Doctorwürde [10]). 1793 rückte er in die zweite Professur der Theologie und in das Archidiakonat hinauf. Beide Stellen waren durch Jung's Abgang nach Nürnberg erledigt worden. Neben seinen Amtsgeschäften, die er mit seltener Berufstreue erfüllte, begann in dieser Periode seines Lebens auch Gabler's schriftstellerische Thätigkeit. Außer den einzelnen Abhandlungen und Amtsreden, die er damals drucken ließ, erschien 1788 als Plan zu seinen akademischen Vorlesungen sein „Entwurf einer Hermeneutik des neuen Testaments" und im nächsten Jahre der in gleicher Weise bearbeitete „Entwurf einer historisch-kritischen Einleitung in das neue Testament." Dem ersten Theil von „Eichhorn's Urgeschichte, die er 1790 herausgab [11]), ließ er späterhin noch einen Nachtrag und Be-

6) s. Hennenberg in den Zeitgenossen. Dritte Reihe. 3. Bd. Heft 1. S. 62.

7) Wieder abgedruckt in Gabler's kleinen theologischen Schriften. 2. Bd. S. 158 fg. 8) Wieder abgedruckt a. a. O. S. 179 fg. 9) Diss. theol. inaug. de *Jacobo*, epistolae eidem adscriptae auctore. (Altd. 1787. 4.) Wieder abgedruckt in Gabler's kleinen theologischen Schriften. 2. Bd. S. 199 fg. 10) Er sagt darüber in seiner früher erwähnten Selbstbiographie von sich: „eum ultimum fuisse Doctorem theologiae, qui in Academia Altorfina solemniter, etiam cum pompa quadam, in festo Petro-Paulino crearetur." 11) Mit Einleitung und Anmerkungen. 1. Th.

merkungen über eine Gegenschrift Eschenbach's folgen [12]). Durch diese Schriften, zu denen auch eine Abhandlung über die symbolischen Bücher [13]) und eine neue und vermehrte Ausgabe von Mörl's Scholien gehört [14]), besonders aber durch zahlreiche Beiträge zu dem „Neuen theologischen Journal" [15]), dessen Herausgabe er unter verändertem Titel besorgte, hatte Gabler als Gelehrter sich einen so geachteten Namen erworben, daß er 1804 an Paulus' Stelle zum zweiten ordentlichen Professor der Theologie nach Jena gerufen ward. Seine in der Stadtkirche zu Altdorf gehaltene Abschiedspredigt schildert die tiefe Rührung, mit welcher er sich von jenem, in mancher Beziehung ihm sehr lieb gewordenen Orte trennte, aber auch zugleich das gute Bewußtsein, dort redlich die ihm obliegenden Pflichten erfüllt zu haben [16]).

Beim Eintritt in seine neue Laufbahn zu Jena vertheidigte Gabler seine schätzbare Abhandlung: De episcopis primae ecclesiae christianae eorumque origine (Jenae 1805. 4. In jene Zeit fallen auch die Programme: Novarum curarum in locum Paullinum 2 Cor. 5, 14—21. Pars I et II. Jenae 1805. Pars III. Ibid. 1806). Pars IV. Ibid. 1807. 4. und die Meletomata I—IV in locum Joh. I, 29. Ibid. 1808—1811. 4. Nach dem Tode seines von ihm hochverehrten Lehrers Griesbach, dem er durch die Herausgabe seiner zerstreuten Abhandlungen [17]) späterhin ein bleibendes Denkmal setzte, rückte Gabler 1812 in die erste theologische Professur hinauf. Seine vielseitige Bildung und gründliche Gelehrsamkeit machte es ihm möglich, auch in Jena, wie früher in Altdorf, seine Vorlesungen fast über alle Zweige der theologischen Wissenschaften auszudehnen. Außer der Einleitung in dieselben las er Exegese des neuen Testaments, Dogmatik, biblische Theologie, Dogmengeschichte und Moral. Sein Streben, der Universität nach allen seinen Kräften zu nützen, fand verdiente Anerkennung. Bald nach seiner Ankunft in Jena hatte er den Titel eines Kirchenraths empfangen. Später ward er Geh. Consistorialrath und 1817 Director des theologischen Seminars. 1822 erhielt er von dem Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar den weißen Falkenorden. In dem genannten Jahre verwaltete er zum letzten Male das akademische Prorectorat, welches er seit seiner Anstellung in Jena fünf Mal bekleidet hatte, das erste Mal 1806, wo er sich unter den Abgeordneten befand, welche Napoleon persönlich um den Schutz der Universität und ihrer Privilegien anflehten [18]). Auch als ihm die Abnahme seiner Kräfte immer fühlbarer ward, ließ er sich durch Krankheitszufälle nicht von der pünktlichen Erfüllung seiner Berufsgeschäfte abhalten. Mit sichtbarer Anstrengung hielt er bis Weihnachten 1825 wie gewöhnlich seine Vorlesungen. Aber der Inhalt eines seiner Familie mitgetheilten Traums, in welchem ihm zwei Engel seinen nahen Tod verkündet hatten, ging nur zu bald in Erfüllung. Gabler entschlummerte sanft am 17. Februar 1826, nachdem er noch am Morgen des genannten Tages sein Collegium über Dogmatik gelesen hatte [19]).

Rühmlich erwähnt zu werden verdient, daß Gabler in seiner Wirksamkeit als öffentlicher Lehrer der Theologie

(Altdorf 1790.) 2. Thls. 1. Bd. Einleitung zum 2. Thle. der Urgeschichte. (Ebendas. 1792.) 2. Thls. 2. Bd. Zweiter Theil der Urgeschichte, mit Anmerkungen. (Ebendas. 1793.)

12) Neuer Versuch über die Mosaische Schöpfungsgeschichte aus der höhern Kritik; ein Nachtrag zum ersten Theile seiner Ausgabe der Eichhorn'schen Urgeschichte. (Altdorf und Nürnberg 1795.) 13) De librorum ecclesiae symbolicorum et legis regiae pro tuendo eorum auctoritate Leopoldo II. scriptae justa ratione ad libertatem coetibus evangelicis propriam, oratio (Altd. 1791. 4.); wieder abgedruckt in Gabler's kleinen theologischen Schriften. 2. Bd. S. 259 fg. 14) *J. S. Moerlii* scholia philologica et critica ad selecta sacri codicis loca. Editio altera emendata et aucta cum praefatione *Jo. Phil. Gableri*. (Norimb. 1793.) 15) Neues theologisches Journal. (Nürnberg 1796—1800.) 5 Bde., jeder von 12 Stücken (Anfangs mit Hänlein, Ammon und Paulus, später von Gabler allein herausgegeben). Journal für theologische Literatur. (Nürnberg 1801—1804.) 4 Bde. Journal für auserlesene theologische Literatur. (Ebendas. 1804—1810.) 5 Bde. (jeder von 3 Stücken). 6. Bds. 1. St. ebendas. 1811. Unter den Abhandlungen, welche Gabler zu diesen Journalen beisteuerte, gehören 24 zur Exegese, Kritik und Hermeneutik, 10 zur Kirchen- und Dogmengeschichte und 11 zur Dogmatik. Zu erwähnen sind vorzugsweise: über den Engel, der nach Luc. 22, 43 Jesum gestärkt haben soll (1798). über die Verklärungsgeschichte Jesu (1798). über die Einschränkung der kanonischen Autorität der Apostel auf wesentliche Religionswahrheiten, als Resultate einer exegetischen Observation (1799). über die Anordnung des letzten Paschamahls Jesu (1799). über die Frage, ob Jesus das Osterlamm gegessen habe? (1799). über den Anfang des Paschafestes bei den ältern Juden (1799). Einige Bemerkungen über die Religionsvereinigung der Lutheraner und Reformirten, in welchem Sinne und unter welchen Bedingungen sie möglich und thunlich sei (1800). Einige Hauptgründe gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen (1800). über den Unterschied zwischen Auslegung und Erklärung, erläutert durch die verschiedenen Behandlungen der Versuchungsgeschichte Jesu (1801). Kurze Prüfung einiger philosophischen Hauptgründe gegen die Wunder, nebst etlichen andern Ansichten dieses Gegenstandes (1801). über die Grenzen der Kirchengewalt protestantischer Consistorien und Kirchenvorsteher über die Religionslehrer in Glaubenssachen (1801) u. a. m. Die meisten dieser Aufsätze findet man wieder abgedruckt im ersten Bande von Gabler's kleinen theologischen Schriften. (Ulm 1831.) 16) Vgl. H. Döring in den Gelehrten Theologen Teutschlands. 1. Bd. S. 470.

17) *J. J. Griesbachii* opuscula academica, edidit *Jo. Phil. Gabler*. (Jenae 1825.) 18) Vgl. Henneberg im Neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. IV. 1. Th. S. 90. Vgl. Zeitgenossen. Dritte Reihe. 3. Bd. Heft 1. S. 70. 19) In der Ergänzung seiner lateinischen Selbstbiographie erzählt sein Sohn, der nachherige Pastor zu Osmanstädt bei Weimar, Dr. J. G. Gabler, den erwähnten Traum und die ihn begleitenden Umstände mit den Worten: Apparuerunt ei somnianti genii duo tanquam a Deo missi, qui nuntiarent, quod ipsi mox decedendum vita esset. Lubenter quidem paratus quovis tempore divino nutui atque consilio obsequi, hoc tamen quaesivit statim ex illis: „licetne mihi, inquiens, praelectiones meas dogmaticas absolvere," hoc nimirum spectans, ut ne morte quidem sua discipuli damno officerentur ullo; ita ut, quemadmodum semper vixisset, sic sibi liceret mori. Quod num fieret angelos nescire se respondentes abiisse in coela. Et ita evenit, ut, in qua functione vitam vixerat prope omnem, parum abesset, in ea ut obiret quoque. Vix enim quum quotidianas dogmaticas praelectiones finiverat, in conclavi ictu tactus sellam inter et mensam, ubi dies noctesque literarum studii causa versabatur, corruens obiit XVII. Febr. A. C. 1826, septuaginta paene tres annos natus, jam sine ulla mortis acerbitate ex fide ad clarissimam perspiciendi lucem transiturus; s. Gabler's kleine theologische Schriften. 2. Bd. S. XXIV fg.

ſich den Bemühungen anſchloß, die darauf abzweckten, die bibliſche Exegeſe auf ihr wahres Princip zurückzuführen und die chriſtliche Dogmatik von ſcholaſtiſchen und philoſophiſchen Subtilitäten zu reinigen. Das Heilige und Geheimnißvolle der Religion, in ſofern es zu ihrem Weſen gehört, ließ der Rationalismus, zu dem er ſich, wie bereits früher erwähnt, bekannte, völlig unangetaſtet. Ebenſo entfernt war er aber auch davon, die chriſtliche Religion als ein Myſterium zu betrachten, das nur im gläubigen Gefühl, durch eine beſondere Offenbarung, durch ein inneres Licht geahnt und erkannt werden könnte. Vernunft und Bibel galten ihm, nach ſeinen eigenen Äußerungen, als zwei, weniger dem Hauptinhalt, als der Form nach, von einander verſchiedene Offenbarungen zu Einem Zwecke, der kein anderer ſei, als Belehrung über das, was zu einem wahrhaft frommen, gottgefälligen Leben nöthig ſei. Daher fand Gabler auch durchaus keinen Widerſpruch zwiſchen der rationaliſtiſchen und der bibliſchen Theologie, oder zwiſchen dem, was die Vernunft und was die Bibel von göttlichen Dingen lehren. Er ging vielmehr von dem Princip aus, daß, wie in Gott ſelbſt, ſo auch in allen ſeinen Offenbarungen, die vollkommenſte Harmonie ſtattfinden müßte. Unverkennbar war in ſeinen akademiſchen Vorträgen über die einzelnen Theile der Theologie, beſonders während ſeines Aufenthaltes in Jena, das unabläſſige Streben, mittels der Bibel und der Vernunft den rechten Mittelpunkt im Chriſtenthum zu gewinnen. Gabler's Theologie war daher, eben in ihrem Streben und in ihrem Princip, weder rein bibliſch, noch rein rational, ſondern vernünftig-bibliſch und daher echt chriſtlich. Von denen, die nicht minder Bibel und Vernunft als göttliche Offenbarungen anerkennen, unterſchied ſich Gabler dadurch, daß er, ſtatt beide einander zu ſubordiniren, ſie unter einem allgemeinen Offenbarungsbegriff coordinirte. Schon in Altdorf, wo durch Döderlein ein freierer Geiſt in der geſammten Theologie angeregt worden war, hatte Gabler ſeine Ideen und Anſichten auf eine Art ausgeſprochen, an der man den Einfluß eines ganz andern Geiſtes bemerken konnte, als den, der noch zu Anfang ſeiner theologiſchen Studien der herrſchende geweſen war. Noch mehr Licht über ſeine Denkungsart verbreiteten ſeine ſpätern Äußerungen in Jena. Religion und Theologie, welche die Philoſophie zu unterſcheiden pflegt, harmonirten in ſeinem Gemüth und Leben ſo innig mit einander, daß man in gewiſſem Sinne ſagen konnte, ſeine Theologie ſei zur Religion, und ſeine Religion zur Theologie geworden. Seiner Theologie als Wiſſenſchaft fehlte daher nicht die praktiſche Seite, und ſeiner Religion nicht das theoretiſche Princip. Sie offenbarte ſich in derſelben Univerſalität der Geſinnung und des Lebens, wie ſein Studium der Theologie. Gabler war nicht blos religiös in einzelnen Momenten, wo das Herz zur Andacht, zur Erhebung zu Gott und zur unbedingten Fügung in ſeinen Willen beſonders geſtimmt iſt. Er war überall religiös, in der Kirche, wie im Auditorium, in der Senatsverſammlung, wie im Kreiſe ſeiner Familie. Die ſchönſten und zarteſten Blüthen ſeiner echt chriſtlichen Religioſität reiften jedoch in den Stunden der Mitternacht. Da ſaß er noch einſam auf ſeinem Studirzimmer, wohin ſich, etwa um die zehnte Stunde, die treue Gefährtin ſeines Lebens zu begeben pflegte. Dies war die Zeit, wo er dem Wohl der Armen und Hilfsbedürftigen nachdachte, denn die übrigen Stunden des Tages gehörten ſeiner Wiſſenſchaft und ſeinem eigentlichen Beruf. Dieſe Religioſität ſtand ihm auch bei ſeinen metaphyſiſchen Speculationen zur Seite. Sie bewahrte ihn vor dem Skepticismus, der ſo leicht den Glauben an Gott und an ein ewiges Leben erſchüttert, wenn das Weſen der Religioſität in blos vorübergehenden Gefühlen beſteht. Damit hing aber auch jene Gemüthsruhe zuſammen, die von dem oberflächlichen Beobachter nicht ſelten für Kälte gehalten wird. Ein exaltirter Zuſtand der Freude war ihm ebenſo fremd, als das Gefühl eines an Verzweiflung grenzenden Schmerzes. Er war dadurch aber um ſo empfänglicher für jede, auch die kleinſte Freude, für jeden, auch den kleinſten Schmerz. Der tiefere Grund jener Gemüthsruhe lag offenbar darin, daß er in den höchſten Angelegenheiten des Lebens mit ſich ſelbſt einig war, ohne ſich jedoch dabei der thörichten Einbildung zu überlaſſen, daß er Alles ſchon ergriffen und begriffen habe und jedes Weiterſchreiten im Wiſſen und Leben für überflüſſig oder unmöglich halte. Von dem inwohnenden Geiſte ſeiner Religioſität getrieben, las und ſtudirte er Alles, was auf dem großen Gebiete ſeiner Wiſſenſchaft erſchien, und wovon er glaubte oder fürchtete, daß es irgend einen vortheilhaften oder nachtheiligen Einfluß äußern könnte. Nicht leicht entging ihm etwas Leſenswerthes, von welchem er für ſeine Wiſſenſchaft und für ſein eigenes religiöſes Leben, dann aber auch für die Wiſſenſchaft und das Leben im Allgemeinen Gebrauch machen konnte. Über der Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, die er zu einem tiefen Studium machte, verlor er nicht die Punkte aus den Augen, die zur Harmonie des Wiſſens und des Lebens führen. Dieſe Einheit mit ſich ſelbſt machte und erhielt ihn aber einig mit Andern, ſo ſehr auch ihre Anſichten und Studien von den ſeinigen verſchieden waren; denn eine redliche Liebe zur Wahrheit und ein ernſtes Streben nach derſelben ſetzte er bei allen wiſſenſchaftlich gebildeten Männern voraus. Er war tolerant gegen jede, auch die ſeltſamſte Erſcheinung auf dem Gebiete des Geiſtes, ſobald er nur in dieſer Erſcheinung eine reine Quelle entdeckte. Eigentlich unduldſam war er nur gegen diejenigen, die gegen beſſeres Wiſſen an der Wahrheit zu Verräthern wurden. Die Schwachen am Geiſte überſah er, oder bemitleidete ſie, wenn ſie ſich beikommen ließen, die Welt mit ihrer Weisheit zu erleuchten. Ein mildes Urtheil fällte er über die, deren beſſere Natur er kennen gelernt hatte, und gern verzieh er ihnen ihre übereilten Äußerungen. Das Herz eines Menſchen und der gute Name galten ihm als Heiligthümer, die Niemand aufs Ungewiſſe hin verletzen ſollte. „Mit dem guten Namen, pflegte Gabler zu ſagen, geht dem Menſchen Alles verloren, was ihn eigentlich achtenswerth macht; und was kann insbeſondere dem Theologen ſelbſt die ausgezeichnetſte Gelehrſamkeit nützen, wenn man grade dasjenige an ihm vermißt, was jeden Menſchen und ihn vor allen andern auszeichnen ſoll.“

Mit solcher Milde und Humanität beurtheilte Gabler auch die akademische Jugend. Er war ein Feind aller Disciplinargesetze, die den tadelnswerthen Geist der Jugend nicht immer in einen bessern verwandeln, wol aber den für das Leben nothwendigen kindlichen Sinn mit der Wurzel ausrotten, anderer verderblicher Eindrücke, die dergleichen Gesetze in den jugendlichen Gemüthern zurücklassen, nicht zu gedenken. Die beste und wirksamste Disciplin für die akademische Jugend dünkte ihm das wissenschaftliche und sittlich-religiöse Leben der Lehrer selbst. Beide, Lehrer und Schüler, sollten sich für ihre nothwendigen Zwecke in der Freiheit bewegen, die zu einem günstigen Erfolg ihrer gemeinsamen Thätigkeit nothwendig gehörte. Darin fand Gabler den Zweck aller akademischen Gesetze. Nach dieser idealen Ansicht hielt er die Entfernung unwissenschaftlicher, ihre Wissenschaft vernachlässigender Lehrer für ebenso nothwendig, als die Entfernung der Schüler von demselben Geiste. Er selbst lebte nach dieser idealen Gesetzgebung, und genoß dadurch nicht blos die Achtung seiner nächsten Schüler, sondern auch der gesammten Mitglieder der Akademie. Selbst der Umstand, daß er, wie bereits früher erwähnt, in dem Raum von noch nicht zwanzig Jahren, fünf Mal zum Prorector gewählt ward, spricht für die ihm gezollte allgemeine Achtung, auf die er in mehrfacher Hinsicht gegründete Ansprüche hatte. Alle seine Gesinnungen und Handlungen gingen aus einer reinen und vorurtheilsfreien Religiosität hervor, die jeder Schwärmerei und Heuchelei abhold war. Zum Vorbilde konnte Gabler vielen dienen durch die richtige Ansicht, die er von der praktischen Seite der christlichen Religion hatte, und durch die enge Verbindung, in welcher jene Ansicht mit seinem Leben stand. Gewissenhaft in der Erfüllung seines Berufs, unerschütterlich rechtschaffen, menschenfreundlich und wohlthätig, soviel er vermochte, dabei leutselig und freundlich im Umgange, und ein so großer Freund der Wahrheit, daß ihm selbst Unwahrheit im Scherz zuwider war, ging er ruhig und unbekümmert um das Urtheil Anderer über ihn, den Weg, den er sich vorgezeichnet hatte. Wo irgend Gutes im Großen oder Kleinen geschehen mochte, fühlte sich sein Geist und Herz zur lebhaftesten Theilnahme angeregt. Immer waren seine Blicke auf das Fortschreiten der Menschheit zum Bessern gerichtet. Daher wandte er auch gern seine Aufmerksamkeit den großen Welthändeln zu. Immer aber ließen ihn, wie schon früher in Bezug auf die akademische Jugend erwähnt worden, seine ebenso geläuterte Einsicht, als seine Geschichtskenntniß und Erfahrung die Maßregel misbilligen, durch Strenge und Härte das zu bewirken, was der echte Geist der Humanität auf freundlicherem und milderm Wege erreichen konnte. Wie im öffentlichen Leben zeigte sich Gabler auch in seinem Familienkreise und in Privatverhältnissen streng, rechtschaffen, liebreich und zuvorkommend. Der Besuch von Studirenden, die seinen Rath und seine Belehrung in Anspruch nahmen, war ihm stets willkommen. Seine häuslichen und wissenschaftlichen Beschäftigungen waren bis auf wenige Jahre vor seinem Tode sehr regelmäßig. Den Vormittag widmete er besonders seinen Vorlesungen und andern Amtsgeschäften. Nachmittags waren ihm die Besuche seiner Freunde oder der Studirenden am liebsten. Gegen Abend ging er gewöhnlich eine halbe oder ganze Stunde und kehrte, durch den Genuß der Natur erheitert und gestärkt, in sein Studirzimmer zurück, wo ihn, nach einem mäßigen Abendmahl, oft die Mitternacht an seinem Schreibtische überraschte. Zu diesem rastlosen Fleiße spornte ihn die Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seines Berufs. Nichts lag ihm näher, als durch sorgfältige Vorbereitung auf seine Collegien seinen Zuhörern möglichst zu nützen. Er lebte im eigentlichsten Sinne des Worts für diese Idee, mit Hintansetzung manches Andern.

Die Hauptquelle aller dieser Tugenden war Gabler's Religiosität, die, obgleich sie ein theologisches Wissen nicht unbedingt voraussetzte, doch mit demselben in der genauesten Verbindung und Wechselwirkung stand. Die heilige Schrift, namentlich der Theil der Bibel, der die reine Lehre und das eigentliche Leben Jesu enthält, und in der engsten Verbindung mit ihr die Vernunft — das waren, wie bereits früher erwähnt worden, die beiden Principien, auf denen Gabler's christliche Theologie beruhte, die aber eigentlich nur ein einziges Princip ausmachten. Beide, Vernunft und Schrift, erschienen ihm daher nirgends als einander subordinirt, oder gar sich widersprechend, sondern immer als coordinirt und harmonirend. Das angegebene Verhältniß aber wirft ein bedeutendes Licht auf den Mittelpunkt seiner und aller Theologie, auf die Dogmatik. Ziemlich genau läßt sich bestimmen, was für Eigenschaften er von einer Lehre foderte, die als ein Dogma mit symbolischer Autorität und in Bezug auf die moralisch-religiöse Ausbildung des Menschen als etwas Ewiges und darum wahrhaft Göttliches betrachtet werden sollte. Aus dem angegebenen Verhältniß zwischen der Vernunft und Bibel in Gabler's Theologie läßt sich sogar bestimmen, welche besondere Form seine Dogmatik annehmen und wie sich darin die einzelnen Lehren zu einem wissenschaftlichen Ganzen gestalten mußten. Das Charakteristische seiner Theologie war nichts anderes, als das Biblisch-Vernünftige oder Vernünftig-Biblische. Ohne sich durch die verschiedenen Urtheile und Bestrebungen Anderer irre machen zu lassen, ging Gabler auf dem nach bester Überzeugung als wahr erkannten Pfade ruhig fort, ohne abgeneigt zu sein, einen andern Weg einzuschlagen, der sich ihm als der wahrste zeigte. Zu bedauern ist, daß sich unter Gabler's bereits früher erwähnten Schriften, soviel und mancherlei sie auch enthalten, keine einzige findet, worin er selbst seine Theologie in ihren Elementen und charakteristischen Zügen vollständig und zusammenhängend dargestellt hat. Daß Gott dem Menschen das offenbart habe, was er zu seinem guten und seligen Leben nothwendig wissen müsse, scheint der wesentliche Grundgedanke der Gabler'schen Theologie zu sein. Daraus würde man folgern, daß der Inhalt aller dieser Offenbarungen sich auf ein solches Leben bezöge und daß nur in einer solchen Beziehung das echte Merkmal einer göttlichen Offenbarung erkannt werden könne. Wo diese Beziehung daher fehle, sei an eine solche Offenbarung nicht zu denken. In dieser Hinsicht könne daher auch nie die Form ein Merkmal

einer von Gott gemachten Offenbarung sein. Daran knüpft sich Gabler's Vorstellung von dem höchsten Wesen selbst. Sein Gott ist nicht der jüdische, und noch weniger ein alt- oder neupantheistischer Gott, der sogleich in der ersten Idee sich in einem absoluten Nichts verliert, sondern der echt christliche Gott, der Himmel und Erde geschaffen, sie mit Weisheit und Güte regiert, und hauptsächlich den Menschen, der, obgleich noch Bewohner der Erde, doch schon dem Himmel angehört, durch eine, seiner Natur und Bestimmung vollkommen angemessene weise und gütige Gesetzgebung für den Himmel erzieht. — In dem Menschen erblickt die Theologie Gabler's keinen Gott, aber auch keinen Teufel, sondern ein Wesen, das von Natur eher und leichter einen göttlichen, als einen teuflischen Sinn annehmen, eher und leichter ein tugendhafter und frommer und dadurch Gott wohlgefälliger Mensch, als ein ruchloser und dadurch dem höchsten Wesen missfälliger werden könne; denn das erstere, meint Gabler, sei der Natur des Menschen angemessen, das letztere aber widerstrebe derselben. Ebendarin erkennt auch die Gabler'sche Theologie das geringe Verdienst des Menschen bei der Ausübung des Guten und die große Strafbarkeit bei der Ausübung des Bösen, zugleich aber auch allerbarmende Vaterliebe Gottes, die den guten Menschen belohnt, als wäre die Ausübung des Guten das Schwerste, und den Bösen bestraft, als wäre die Ausübung des Bösen das Leichteste. Das sei die Heimsuchung der Sünde bis ins dritte und vierte Glied, und die Belohnung der Frommen bis ins tausendste Glied. In dieser Liebe Gottes liege aber auch die Geneigtheit, dem Menschen seine Sünde zu vergeben, nicht blos, wenn er aufhöre zu sündigen, sondern auch besonders dann, wenn er mit demselben Ernst und Eifer, womit er bisher das schwerere Böse gethan, nun auch das leichtere Gute thue. Dieses Aufhören und Thun sei die einzige Bedingung, um zu einem guten und seligen Leben zu gelangen. Daß es aber so und nicht anders sein könne, das müsse jedem schon sein inneres Bewußtsein sagen. Noch klarer werde es ihm jedoch vor Augen gestellt in der lebendigen Religion Jesu Christi. Wer die Vergebung der Sünden noch von etwas Anderem erwarte, als von der an die aufrichtige Herzens- und Lebensbesserung geknüpften Gnade Gottes, der mache Gott zu einem Götzen und den Menschen zu einem Götzendiener, und die durch Christus geschehene Erlösung sei dann nichts anderes als eine Entführung des Menschen aus seiner eigenen menschlichen und höhern Natur, „das Kunststück der römischen Kirche und das Meisterstück des Jesuitismus." — Ohne Erlösung sei keine Heiligung denkbar, aber ohne Heiligung auch keine Erlösung. Nur wer auf dem durch Jesu Leben und Lehre vorgezeichneten Wege der Frömmigkeit und Tugend an der Hand seines göttlichen Führers fortwandle, werde nach und nach freier von Sünden und dadurch Gott immer wohlgefälliger und seliger. Ganz unchristlich sei daher der Glaube derer, die ohne eine solche Heiligung zu den Wohlthaten der Erlösung zu gelangen wähnten. Den Grund dieses verderblichen Wahns findet Gabler in einer vernachlässigten Gemüthsbildung, die dem Menschen nicht erlaube, einen Blick in seine eigene Natur und in das wahre Wesen der christlichen Religion zu thun. Dieser Grund liege aber auch in der moralischen Trägheit, die ein schlauer Verstand unter dem Bilde der Demuth, Bescheidenheit und Demuth als die allerchristlichste Tugend darstelle.

In dem hier geschilderten einfach natürlichen Geiste, der sein Licht von Oben, aus der göttlichen Offenbarung Jesu Christi empfängt, behandelte Gabler auch die übrigen Theile seines theologischen Systems, sie zu einem geordneten Ganzen verbindend. Als christlicher Theolog concentrirten sich alle seine philologischen, historischen und philosophischen Studien in dem Streben, aus den Philosophen der Alten und Neueren, aus dem religiösen Leben der Völker und ihren heiligen Urkunden, sowol für sich selbst, wie für Andere, für die Wissenschaft und für das Leben das eigentliche Urchristenthum oder „den Christianismus im Christenthum" zu gewinnen. Daher wandte sich sein besonderer Fleiß zunächst auf das neue Testament und namentlich den Theil desselben, worin die Lehre und das Leben Jesu am klarsten und einfachsten enthalten ist, auf die drei ersten Evangelien. Die dort gewonnenen Principien einer Weltreligion, zu welcher sich doch, der göttlichen Idee gemäß, das Christenthum erheben sollte, dienten ihm zu einer festen Norm, um das apostolische Christenthum, die Lehren des Johannes, Paulus u. A. zu erforschen und zu prüfen. In ähnlicher Weise ward auch das alte Testament für ihn ein Gegenstand ernster Studien. Fern lag ihm dabei die Absicht, schon in dem ersten Adam im Paradiese den zweiten Adam, Jesus, und in den Äußerungen des jüdisch-religiösen Lebens eine Hindeutung auf den Heiland zu finden. Sein Zweck war kein anderer, als in der Religion der Juden die Religion überhaupt und zugleich die richtige Erklärung für die Art und Weise zu finden, wie sich in dem auf jüdischem Boden entstandenen Christenthum, in diesem Zeitlichen, Örtlichen und Volksthümlichen das Ewige und Allgemeinmenschliche nach und nach gestaltet. Zu einem solchen Studium, das den Gegenstand aus der Quelle schöpft und ihn nach allen Richtungen hin begleitet, war Gabler vor vielen Andern geeignet, nicht blos durch die dazu unentbehrlichen Fähigkeiten und Kenntnisse, sondern auch vorzüglich durch seine Wahrheitsliebe, Besonnenheit und Leidenschaftslosigkeit. Am deutlichsten ist das eigenthümliche Gepräge seines Geistes seiner biblischen Theologie aufgedrückt, zu welcher Gabler, wie zur Dogmatik, schon 1816 die Prolegomenen für den Druck auszuarbeiten angefangen hatte. „Hoffentlich," schrieb ihm Keil aus Leipzig [20]), „haben wir uns mit dem bevorstehenden Pfingstfeste wieder einer neuen exegetischen Abhandlung von Ihnen zu erfreuen, der ich mit ebenso vielem Verlangen entgegensehe, als den übrigen theologischen Schriften, mit denen Sie uns, Ihrem Briefe zufolge, noch beschenken wollen. — Ihren literarischen Projecten wünsche ich eine

20) s. die von Bretschneider und Schröter herausgegebene Oppositionsschrift: Für Christenthum und Gottesgelahrtheit. 10. Bd. Heft 2. S. 212 fg.

recht baldige und glückliche Ausführung, vorzüglich den Prolegomenen zur Dogmatik und zur biblischen Theologie, die unstreitig der Wissenschaft den größten Gewinn schaffen würden. Ein solches Werk, wie diese Prolegomenen, ist für unser gegenwärtiges Zeitalter um so dringenderes Bedürfniß, da ich durchaus nicht absehe, was aus unserer Theologie werden soll, wenn man so fortfährt zu mystificiren und zu symbolisiren, oder sein einziges Heil in der Rückkehr zu der alten Dogmatik zu finden glaubt."

Die erwähnten Prolegomenen handeln 1) von den Vorkenntnissen zur biblischen Theologie; 2) von den eigentlichen Quellen der biblischen Theologie, und 3) von der richtigen Behandlung der Bibelstellen zum dogmatischen Gebrauch. In Bezug auf das bisher Gesagte und für Gabler's Charakteristik überhaupt nicht unwichtig sind seine Äußerungen über die Hermeneutik und Logik der Apostel. Bei der Beurtheilung der von ihnen geführten Beweise, meint Gabler, müsse man sowol auf ihre Materie, als auf ihre Form sehen. „Einige Beweise," sagt er, „sind für alle Christen, andere, und zwar die meisten, für die damaligen, besonders griechischen Juden. Die Beweise für diese sind aus dem alten Testament entlehnt, und die jüdische Hermeneutik und Logik, die von der unsrigen sehr weit abweicht, gab ihnen die Form. Daher citiren die Apostel die Stellen des alten Testaments aus der Alexandrinischen Übersetzung, nicht selten, wo diese ganz unrichtig, oder von Abschreibern corrumpirt war. Sie führten ferner zum Beweise solche Stellen an, welche die Juden vom Messias erklärten, und zwar ganz nach den damals angenommenen hermeneutischen Grundsätzen, außer allem Zusammenhang, aus dem zugegebenen Wortverstande u. s. w. Überhaupt waren sie gewohnt, nach jüdischer Art den eigentlichen Wortsinn geistlich zu deuten und zu allegorisiren, und setzten überall jüdische Erklärungen und Vorstellungen voraus. Doch muß man bei solchen Beweisarten der Apostel bloße Anspielungen, Accommodationen und eigentliche Allegationen wohl unterscheiden und auf die Consequenz der Argumente hauptsächlich achten. — Gebraucht man sorgfältig alle hier anzuwendenden Hilfsmittel, so wird man freilich einsehen, daß solche Beweise der Apostel aus dem alten Testament keine beweisende Kraft mehr für uns haben, und daß man, um dieser Anführungen willen, worin die Apostel noch überdies sehr variiren, nicht berechtigt ist, solche Stellen des alten Testaments für wirkliche Beweise zu halten. Allein man wird auch so billig sein, und die Apostel keines vorsätzlichen Betrugs beschuldigen, wo sie in aller Unschuld, nach ihrer Überzeugung und den damaligen jüdischen Grundsätzen gemäß, das alte Testament interpretirten, und auf jüdische Art daraus argumentirten. Auf diesem historischen Wege lernt man freilich manche irrige Vorstellungen der Apostel kennen; allein meistens betreffen sie blos außerwesentliche Dinge, worin die Apostel aus sehr begreiflichen Ursachen irren konnten, ohne ihr wahres und wohlbegründetes Ansehen bei Unparteiischen zu verlieren. Überhaupt ist die wichtigste Seite der Bibel, besonders des neuen Testaments, nicht zu übersehen, nämlich die religiöse. Die Bibel ist das religiöse Buch der Welt, und wahre Religionsurkunde. Von dieser Seite verliert das neue Testament durchaus Nichts durch solche historische Entdeckungen, welche blos die Theologie, aber durchaus nicht die Religion betreffen. Darum sollte auch neben der historischen Interpretation die religiöse ein Hauptstudium des Religionslehrers sein, um den religiösen Schatz des neuen Testaments selbst kennen zu lernen, und auch Andere damit bekannt zu machen, um in sich und in Andern dadurch den religiösen Sinn zu bewahren und zu nähren, und in sich und in Andern die hohe Achtung gegen diese heiligen Urkunden immer mehr zu befestigen."

Diese religiöse Interpretation ließ sich schwer vereinigen mit der von Kant öffentlich ausgesprochenen Ansicht, daß die Bibel durchgängig in einem Sinne gedeutet werden müßte, der mit den praktischen Regeln des Rationalismus harmonirte. Daß eine solche moralische Interpretation der Bibel, so gezwungen sie auch scheinen möchte, der buchstäblichen vorzuziehen sei, bestritt Gabler mit lebhafter Misbilligung, aber auch mit allen Gründen, die ihm sein Scharfsinn darbot. „Nur in drei Fällen," äußerte er in den vorhin erwähnten Prolegomenen, „könnte diese Kant'sche Hermeneutik stattfinden, 1) wenn die Urkunden einer positiven Religion, dem Wortsinn nach, durchaus unvernünftig wären, und doch noch bei bessern Religionseinsichten zum Unterrichte beibehalten werden sollten, wie dies bei den Griechen und Römern der Fall war. Wenn also die Bibel von der Art wäre und noch die Basis des Christenthums bleiben sollte, so müßte sie natürlich symbolisch-allegorisch-moralisch erklärt werden, um aus dem Unvernünftigen etwas Vernünftiges zu deuten; 2) wenn solche Urkunden durchaus eine wahre göttliche Offenbarung, die doch als solche mit der moralischen Religion nicht im Widerspruche stehen könnte, enthielten, und gleichwol ihr historischer Sinn erweislich der moralischen Religion widerspräche; 3) wenn zwar die Urkunden dem Wortsinn nach nicht durchaus unvernünftig wären, aber doch manches enthielten, was mit den moralischen Religionsprincipien nicht vereinbar wäre, und dennoch durchaus in allen ihren Theilen der bessern Religion als Introduction zur Basis dienen sollte; woran wol Kant gedacht hat. — Diese moralische Exegese ist 1) unmoralisch. Sie besteht nicht mit der Redlichkeit eines Religionslehrers, welcher der Ausleger der Bibel sein soll. Was thut er aber, wenn er nach Kant verfährt? Er täuscht das Volk und folgt dem jesuitischen Grundsatze: der Zweck heiligt die Mittel; 2) untauglich. Sie kann leicht die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Man will doch durch diese Auslegung die wahre Religion erhalten. Nun aber ist es ganz natürlich, daß das Bestreben, Alles moralisch zu deuten, viele künstliche und dunkle Erklärungen herbeiführen muß, welche die Nachdenkenden als solche erkennen, während das Volk sie nicht versteht. In beiden aber verliert sich das Zutrauen. 3) Läßt sich die Absicht dieser moralischen Exegese auf eine andere Weise leichter erreichen. Man darf nur die blos kirchlichen Dogmen von den rein biblischen absondern, und das Wesentliche von dem Unwesentlichen unterscheiden, bei historischen Stellen die Grundideen hervor-

heben, und immer nur das Wesentliche des Religionsunterrichts aufzufassen suchen. Die praktische Vernunft ist hier die einzige Leiterin. Kant verwechselt offenbar Bibelauslegung und Religionsgebrauch der Bibel, Bibel und kirchliche Dogmatik, Offenbarung und Offenbarungsurkunde mit einander."

Zu bedauern bleibt es, daß Gabler, dem es, wie man auch aus den hier mitgetheilten Äußerungen sieht, nicht an den erfoderlichen Eigenschaften fehlte, sich als Schriftsteller dem Publicum öfter zu zeigen, nur selten die literarische Laufbahn betrat [21]). Nie verlor er die Idee aus dem Auge, daß er vorzugsweise zum Universitätslehrer und nicht zum Autor berufen sei [22]). Die Gewissenhaftigkeit, mit der er seine Pflichten als akademischer Docent zu erfüllen bemüht war, ließ ihn nur selten daran denken, der Wissenschaft in einem noch größern Kreise auch als Schriftsteller zu nützen. Besonders war dies in Jena der Fall, wo er noch mancherlei Geschäften, die nicht eigentlich zu seinem Lehramt gehörten, sich mit großer Bereitwilligkeit unterzog. Wie wenig Zeit ihm bei seinen für die Zwecke seines Lehramts rastlos fortgesetzten Studien blieb und bleiben konnte, zeigt die Menge und Wichtigkeit der Gegenstände seiner stets zahlreich besuchten Vorlesungen über fast alle theologischen Disciplinen. In rührender Weise sprach sich das Gefühl der Abnahme seiner Kräfte in einer Rede aus, die er einige Jahre vor seinem Tode, im August 1822, bei der Übernahme des akademischen Prorectorats hielt [23]) und eine besondere Wichtigkeit erhält durch einen darin zur Sprache gebrachten Gegenstand, der mit seinen theologischen Ansichten unverträglich, ihn in der letzten Zeit seines Lebens lebhaft bewegte, nämlich über den Mysticismus seiner Zeit, über dessen Beschaffenheit, muthmaßlichen Ursprung, bedenkliche Folgen, und die Pflicht der Universitäten, diesem Mysticismus entgegen zu arbeiten.

Gabler's religiöser Sinn und biederer Charakter, besonders aber seine tiefe Einsicht in das Praktische zeigen die von ihm in den letzten Jahren seines Lebens niedergeschriebenen „Wünsche eines alten Theologen für das Wohl des Staats," ein Aufsatz, den wir, besonders seiner rein praktischen Tendenz wegen, bedauern, hier nicht wenigstens auszugsweise mittheilen zu können.

Mit diesen auf das allgemeine Wohl und besonders auf die kirchlichen Verhältnisse im Großherzogthum Sachsen-Weimar sich beziehenden und jetzt noch wol zu beherzigenden Wünschen, die er kurze Zeit vor seinem Tode (1826) niederschrieb, schloß Gabler seine Laufbahn. Einige Jahre nach seinem Tode erschien eine, bereits früher erwähnte, Sammlung seiner kleinen theologischen Schriften [24]), die er selbst hatte veranstalten wollen [25]), doch durch die Abnahme seiner Kräfte und vielfache Berufsarbeiten daran verhindert worden war. Gabler's Bildniß befindet sich in (Müller's) Schattenrissen der jetztlebenden altdorfischen Professoren (1790); vor Beyer's Allgemeinem Magazin für Prediger. 10. Bd. St. 6. (gestochen von Bock) und vor C. G. Güldenapfel's Jenaischen Universitätsalmanach auf das J. 1816 (gestochen von L. Heß). Man hat auch ein einzelnes Portrait Gabler's in Folio, 1826 von E. Schenk, nach einem Gemälde von J. Roux gezeichnet und lithographirt [26]).

(*Heinrich Döring.*)

GABLONEC (Jablonetz), ein zur gräfl. von Harrach'schen Fideicommißherrschaft Starkenbach gehöriges Dorf im bidschower Kreise des Königreichs Böhmen, am linken Ufer der großen Iser in einem schönen Thale gelegen, mit 90 Häusern, 800 czechischen Einwohnern, einer katholischen, zum Bisthume Königgrätz gehörigen Pfarre, die im J. 1721 errichtet wurde, einer im J. 1777 erbauten Kirche, einer Schule, einer Leinwand- und einer Garnbleiche und einer Mühle. Im 14. Jahrh. soll hier ein Cistercienserkloster gewesen sein, welches von den Taboriten zerstört wurde. (*G. F. Schreiner.*)

GABLONZ (czechisch Gablonec, auch Gablunka), 1) ein zur Herrschaft Kleinskal gehöriger Markt im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, an der Neiße und

21) Außer seinen bereits früher größtentheils erwähnten Schriften verdient hier noch eine zur Feier des Reformationsjubiläums von ihm verfaßte Rede erwähnt zu werden. Sie führt den Titel: De tenuibus initiis, vera natura et indole doctrinae Evangelicae per *Lutherum* instauratae, variisque illius ad nostra usque tempora vicissitudinibus atque multiplici usu ex hac doctrinae Evangelicae indole ac historia capienda. (Jenae 1818.) 22) Er sagt darüber in seiner, in *Eichstadii* Annal. Acad. Jenens. abgedruckten Selbstbiographie: Quare hoc inprimis in hac Academia datum sibi esse existimavit, ut *docendo juventutem studiosam pro viribus adjuvaret, nec multum scribendo tempus institutioni academicae praeriperet.* 23) s. Gabler's kleine theologische Schriften. 1. Bd. S. 302 fg. Bretschneider's und Schröter's Oppositionsschrift: Für Christenthum und Gottesgelahrtheit. 10. Bd. Heft 2. S. 362 fg.

24) Herausgegeben von seinen Söhnen, Theodor August Gabler (königl. bairischem Consistorialrath und Hauptprediger in Baireuth) und Johann Gottfried Gabler (Dr. der Philosophie, Baccalaureus der Theologie und Pastor zu Osmannstädt bei Weimar). Von dieser in zwei Octavbänden zu Ulm 1831 erschienenen Sammlung enthält der erste Band die bereits früher größtentheils namhaft gemachten Abhandlungen und Aufsätze aus dem von Gabler herausgegebenen neuen theologischen Journal. Der zweite Band enthält seine gleichfalls größtentheils schon einzeln erwähnten Opuscula academica. Vergl. (Hörner's) Annalen der gesammten Theologie. Jahrg. 3. Heft 3. S. 271 f. Röhr's Kritische Predigerbibliothek. 15. Bd. Heft 5. S. 818 fg. 25) Nach seiner eigenen Äußerung in der Vorrede zu *J. J. Griesbachii* Opuscul. academ. (Jenae 1825.) 26) Vergl. Wilhelm Schröter's Erinnerungen an Dr. Johann Philipp Gabler, in der von Bretschneider und Schröter herausgegebenen Oppositionsschrift: Für Christenthum und Gottesgelahrtheit. 10. Bd. Heft 2. S. 161 fg. (auch unter dem angegebenen Titel einzeln gedruckt Jena 1827.). Beyer's Allgem. Magazin für Prediger. 10. Bd. St. 6. S. 118 fg. Güldenapfel's Jenaischer Universitätsalmanach S. 98 fg. *Eichstadii* Annal. Academ. Jenens. Vol. I. p. 3 sq. Will's Nürnbergisches Gelehrtenlexikon. 4. Th. S. 383 fg. 8. Th. S. 453 fg. Pütter's Gelehrtengeschichte der Universität Göttingen. 2. Th. S. 97 fg. Saalfeld's Geschichte der Universität Göttingen S. 216 fg. Henneberg in den Zeitgenossen. 3. Reihe. 3. Bd. Nr. 17. S. 61 fg. und in dem Neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrgang IV. 1. Th. S. 80 fg. Narratio vitae *Jo. Phil. Gableri* in seinen kleinern theologischen Schriften (Opuscula academica. Vol. II. p. XVI sq.). H. Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 1. Bd. S. 468 fg. Meusel's Gel. Teutschland. 2. Bd. S. 471 fg. 9. Bd. S. 396. 11. Bd. S. 251. 13. Bd. S. 434. 17. Bd. S. 654. 22. Bd. 2. Abth. S. 277 fg.

am Bache gleiches Namens gelegen, in einer Länge von etwa einer Stunde an den nicht steilen Thalgehängen erbaut, mit 528 meist von Holz erbauten Häusern, 3600 teutschen Einwohnern, einer katholischen, zum Bisthume Leitmeritz gehörigen Pfarre, einer im J. 1686 neu erbauten Kirche, einer Schule, zwei Jahr-, Wochen- und Viehmärkten und einer bedeutenden Industrie; denn Gablonz ist der Hauptsitz des Handels mit Glaskorallen und Schmelzperlen, deren Erzeugung und Verschleiß hier und in den umliegenden Orten gegen 6000 Menschen beschäftigt. Sie liefern jährlich Waaren im Werthe von einer Million Gulden C.-M. Besonders werden hier viele Glaslüster zusammengesetzt. Der Handel mit Glaswaaren geht nach Nord- und Südamerika, Ägypten, in die Levante, in die Berberei und andere Orte und Gegenden. Außerdem ist hier auch die Tuchfabrication, Baumwollspinnerei, Handschuhlederfabrication nicht ohne Belang. 2) Ein zur Herrschaft Laukowetz gehöriges Dorf desselben Kreises und Landes, in einem Thale gelegen, mit 87 Häusern, 585 teutschen Einwohnern, welche sich vom Ackerbaue ernähren, einer katholischen, seit dem J. 1708 errichteten Localie des Bisthums Leitmeritz, einer im J. 1725 (bis 1733) neu erbauten Kirche, die gute Gemälde von J. C. Major und sehr alte Glocken aus den Jahren 1441 und 1679 hat, einer Schule und einem Gasthofe. (*G. F. Schreiner.*)

GABOLUS, oder mit seinem vollen Namen Licinius Gabolus, kommt nur in Einer Stelle des Tacitus (Annal. XIV, 12) vor, welcher uns aus dem Jahre 812 u. c. oder 59 p. Chr. berichtet, daß Nero mehre angesehene Frauen, die Julia und Calpurnia, dann zwei frühere Präfecten, Valerius Capito und Licinius Gabolus, aus dem Exil, in welches Agrippina dieselben geschickt hatte, zurückberufen und in ihre frühere Stellung wieder eingesetzt. Welches freilich dieselbe gewesen, läßt sich bei dem Abgange aller nähern Nachrichten jetzt kaum mit einiger Sicherheit angeben; denn selbst die Angabe des Tacitus, welcher den Valerius Capito und Licinius Gabolus nur einfach als „praefectura functos“ bezeichnet, ist in sofern schwankend und vieldeutig, als der Ausdruck praefectura von gar verschiedenen Ämtern (die sonst meistens durch einen Zusatz näher bezeichnet werden), und zwar ebenso wol ganz hohen, wie auch niederen gebraucht wird, obwol dem Zusammenhange der ganzen Stelle gemäß eher an ein höheres und angesehenes Amt gedacht werden dürfte. Daher schon Vertranius Lipsius und Gruter auf die auch von J. C. Orelli gebilligte Vermuthung kamen, statt *praefectura* sei zu lesen *praetura*, wodurch allerdings ein bestimmtes hohes richterliches Amt, welches beide in Rom bekleidet, bezeichnet wäre. — Noch wird bei *Gruter.* Inscriptt. Thes. p. XCIV, 5 ein Gavolus genannt, ebendaselbst in einer andern Inschrift p. CCCCLXXI, 1 kommt ein Gabalus vor. Beide hängen in keinem Falle mit dem Licinius Gabolus des Tacitus zusammen. (*Baehr.*)

GÁBORJÁN, ein dem Fürsten Eßterházy gehöriges Dorf im sárécer Gerichtsstuhle (Processus, Bezirke) der biharer Gespanschaft im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, am rechten Ufer des sumpfigen Berettyoflusses in der großen oder unteren ungarischen Ebene gelegen, mit 96 Häusern, 630 magyarischen Einwohnern, welche sich fast sämmtlich zur evangelischen Kirche helvetischer Confession bekennen, einem von eilf Menschen bewohnten Prädium gleiches Namens, einem Pastorate, einem Bethause und einer Schule der Reformirten und einem Wirthshause. (*G. F. Schreiner.*)

GABRANTOICORUM SINUS (alte Geographie), britischer Hafen, nach Ptolemäus *Γαβραντουϊκων εὐλίμενος κόλπος*. Dieser Meerbusen mit gutem Hafen, nach Ptolemäus unter 21° der L., 57° der Br., in der Nähe der Landspitze Okelum unter dem 21° 15′ der L., 56° 40′ der Br., unter welcher man das Vorgebirge Spurnhead an der Vereinigung des Humber mit der offenen See versteht, ist nach Camden und Hoffmann [1]) das heutige Swerby, Städtchen und Hafen an den Mündungen der Flüsse Abi und Vedra (Were), wird von Mannert [2]) dahin bestimmt, daß nach der von Ptolemäus angegebenen Lage und Entfernung der gabrantviker Busen sehr wahrscheinlich der durch das kleine Vorgebirge Flamborough-Head gedeckte Hafen bei Bridlington oder Burglington, einem großen und guten Marktflecken, bei der See sei. (*Ferdinand Wachter.*)

GABRETA, GABRITA, GAUBRETA, sylva (alte Geographie). Strabon [1]) sagt in Beziehung auf den ungeheuer großen hercynischen Wald, der sich nach den Römern fast durch ganz Teutschland zog, und der, wie man mit Recht schließt, bei den Teutschen mehr als bloßes Appellativum, denn als Eigenname gebraucht ward: es ist aber auch ein anderer großer Wald Gaubreta (*ἄλλη ὕλη Γαύβρητα μεγάλη*), hierauf aber die Sitze der Sweven, hierauf aber der hercynische Wald (*ὁ Ἑρκύνιος δρυμὸς*). Auch dieser wird von ihnen besessen. Hieraus lernen wir nur, daß der Wald Gabreta an die Sweven grenzte. Ptolemäus [2]) bestimmt seine Lage näher auf folgende Weise: Die höchsten oder äußersten Theile, nämlich *τὰ ἄκρα* der Sudeten genannten Berge (des Sudetengebirges), haben Grade 35° 50′ [3]) und 40° 50′ [4]). Unter ihnen ist der Wald Gabrita (*ἡ Γάβρητα*, nach anderer Lesart *Γάβρητα, ὕλη*), zwischen welchen und den sarmatischen (Bergen) der orkynische Hartwald (*Ὀρκύνιος δρυμός*, d. h. der hercynische Wald) ist. An einer andern Stelle, an welcher Ptolemäus [5]) von dem Laufe der Donau handelt, fährt er, nachdem er die Lage der Donau am Ausflusse des Inn durch 34° der Länge und 47° 20′ der Breite bestimmt hat, fort: *τὸ κατὰ τὴν ἐκτροπὴν τοῦ πρὸς τὰς ἄρκτους φερομένου δευτέρου ποταμοῦ, ὡς ἐπὶ τὴν Γαβρίταν ὕλην λς μς γο*, das bei dem Ausflusse des im [6]) Norden

---

1) Lexicon universale s. v. *Gabrantonicorum portus*, jedoch mit der Bemerkung, daß im griechischen Codex Gabrantuicorum gelesen werde. 2) Geographie der Griechen und Römer. 2. Th. 2. H. S. 209.

1) Lib. VII. Cap. 1. p. 192. 2) Lib. II. ap. *Conringium*, Collectio Monumentorum veterum de antiquo statu Germaniae p. 131. 3) Der Länge. 4) Der Breite. 5) Lib. II. p. 128. 6) Nämlich im Norden der Donau; daß das *πρὸς τὰς ἄρκτους* so zu verstehen, geht daraus hervor, daß Ptolemäus von

ſtrömenden zweiten Fluſſes, als bis zu dem Walde Gabrita 36° (der Länge), 46° 40′ (der Breite). Die Ausmündung des erſten Fluſſes in die Donau, in Germania, denn den Inn zählt er nicht, da er nicht in Germania lag, deſſen Grenze auf der Mittagsſeite die Donau machte, ſetzt er 32° (der L.), 47° 15′ (der Br.) und das Haupt (den Anfang) der Donau 30° (der L.), 46° 20′ (der Br.). Nach der Angabe der Lage der Donau an der Stelle bis an den Wald Gabreta, wo der zweite Fluß in Germania in die Donau mündet, ſetzt er als auf dieſe Stelle folgend die Mündung eines im Norden der Donau bei dem Walde Luna (*παρὰ τὴν Λοῦναν ὕλην*) ſtrömenden Fluſſes 39° 20′ (der L.), 47° 20′ (der Br.). Mannert [7]) verſteht unter dem erſten Fluſſe die Altmühl [8]), unter dem zweiten den öſterreichiſchen Kambfluß und unter dem dritten die Morawa oder March, ſodaß alſo hiernach der Kambfluß an den Wald Gabreta käme; aber der Kambfluß iſt wol zu unbedeutend, um von Ptolemäus berückſichtigt zu werden, und der March zu nahe, um dieſe für den Fluß am Lunawalde zu nehmen. Wir verſtehen unter dieſem letzteren die Gran und die Eipel, wegen ihrer Nähe von Ptolemäus als ein Fluß gedacht. An einer andern Stelle führt Ptolemäus [9]) bei Angabe der Sitze der Völkerſchaften in dieſer Verbindung auf: Wieder im Oſten der auerbäiſchen Berge über den Sweven die Kaſuaren, nachher die Nertereanen, nachher die Danuten, unter welchen die Turonen und Marvingen. Unter den Kamaunen aber die Chatten und Tubanten und über den Bergen Sudeta (dem Sudetengebirge) die Teuriochämen. Unter den Bergen aber die Variſten. Hernach der Wald Gabrita (*ἡ Γαβρίτα ὕλη*). Unter den Marvingen aber die Curionen. Hernach die Chätuoren und bis an den Fluß Donau die Parmäkampen. Unter dem Walde Gabrita aber (*ὑπὸ δὲ τὴν Γαβρίταν ὕλην*) die Markomannen, unter welchen die Sudinen und bis zu dem Fluſſe die Adrapäkampen. Unter dem orkyniſchen Walde (*ὑπὸ δὲ Ὀρκύνιον δρυμὸν*) die Quaden, unter welchen die Eiſengruben und der Lunawald, unter welchem eine große Nation (*μέγα ἔθνος*), die Bämen (*Βαιμοὶ*), bis zur Donau, und an ſie ſtoßend bei dem Fluſſe die Teratatrier, und die an den ebenen Gefilden (*οἱ πρὸς τοῖς κάμποις*) befindlichen Rhakaten. Hiermit ſchließt Ptolemäus die Aufzählung der Völkerſchaften in Germania. Kaſpar Peucer [10]) ſagt: Ptolemäus trennt die Variſker von den Markomannen durch den Gabretawald (interjectu sylvae Gabretae), mit welchem der Lunawald gegen die Donau zuſammengrenzte. Gabreta, Böhmerwald gegen Franken und Baiern. Der Lunawald gegen Öſterreich. Der Name der Nariſker von der Zuſammengrenzung mit Noricum. Gabreta, gleichſam Hohe-Breite, das iſt erhabene und bergige Ebene, wie in Noricum iſt. Peucer hat alſo zwar den Namen Gabretawald aus Ptolemäus berückſichtigt, aber nicht, daß dieſer die Mündung des Inn 34° (der L.) und 47° 7′ (der Br.) und den ungenannten Fluß am Gabretawalde 36° (der L.), 46° 40′ (der Br.) ſetzt, alſo dieſen über zwei Grad öſtlicher, als die Mündung des Inn ſetzt. Wenn er auch die Lage derſelben nicht richtig angibt, ſo geht doch ſein Vorſchreiten von Oſten nach Weſten daraus hervor. Den Ptolemäus haben auch Cluver [11]) und die, die ihm folgen, nicht gehörig berückſichtigt, wenn ſie unter dem Gabretawalde den thüringer Wald verſtehen. Andere [12]) ſagen, der Gabretawald ſei ein Theil des Böhmerwaldes nach Weſten und ſcheide Böhmen und Nordgau von einander. Mannert [13]), welcher den Ptolemäus zum Leitfaden nimmt, bemerkt zu der Angabe deſſelben, daß der Gabretawald unter dem Sudetengebirge liege: „folglich im Baireuthiſchen und in der Oberpfalz, und öſtlich fort beinahe durch die ganze Südſeite von Böhmen.“ Andere drücken dieſes aus durch die Erklärung des großen Waldes Gabreta durch: „Der böhmer und mährer Wald“ [14]). Wir wiſſen jedoch mit dieſen Annahmen die Angabe des Ptolemäus nicht zu vereinigen, daß zwiſchen dem unter dem Sudetengebirge befindlichen Gabretawalde und dem ſarmatiſchen Gebirge der orkyniſche Wald ſei, und unter dieſem die Quaden, und unter dieſen die Eiſengruben und der Lunawald. Wir verſtehen daher unter dem Gabretawalde die weſtlichen und nordweſtlichen Karpaten. Hierzu paßt auch ſehr gut, daß Strabon und Ptolemäus den Gabretawald ſtandhaft *ὕλη* nennen, und daß Ptolemäus, der *Σούδητα ὄρη* (Berge Sudita, Sudetengebirge) braucht, bei dem Gabretawalde *ὄρη* (Berge, Gebirge) gar nicht braucht. Die nördlich von Peſth beginnenden weſtlichen und nordweſtlichen Karpaten haben nämlich noch keine bedeutende Höhe. Wenn Ptolemäus ſagt, daß der *Ὀρκύνιος δρυμός* zwiſchen dem Gabretawalde und den ſarmatiſchen Bergen liege, ſo ſind unter dieſem hercyniſchen Bergwalde ein Theil der nördlichen Karpaten zu verſtehen, und das ſarmatiſche Gebirge iſt das Gebirge, welches von den nördlichen Karpaten ſüdlich herab zu den Flüſſen Gran und Eipel ſich zieht, und der ſüdlichſte Theil dieſes Gebirges hat den ſpeciellen Namen Lunawald. Die unter dem Lunawalde wohnenden Pämi ſind nicht im heutigen Böhmen zu ſuchen, ſondern ſind die Bojen, welche, als Marobod das große Swevenreich gründete, aus Bojohemum vertrieben wurden, von welchem ſie nur den Namen behalten haben. Daß die Markomannen, wie Ptolemäus angibt, unter dem Gabretawalde wohnten, macht auch keine Schwierigkeit; denn Tacitus ſagt: Juxta Hermunduros Narisci ac deinde Marcomanni et Quadi agunt. Praecipua Marcomannorum gloria viresque, atque ipsa etiam sedes, pulsis olim Bojis, virtute parta. Nec Narisci Quadive degenerant; eaque Ger-

dem Inn ſagt: *τοῦ πρὸς μεσημβρίαν φέροντος ποταμοῦ*, d. h. des im Süden, nämlich der Donau, fließenden Stromes.

7) Geographie der Griechen und Römer. 3. Th. S. 531. 8) Doch hat die bedeutendere Raab wol größeren Anſpruch, darunter verſtanden zu werden. 9) Lib. II. p. 135. 10) Tertia Pars Chronici Carionis, a Carolo Magno, ubi Philippus Melanchthon desiit, usque ad Fridericum secundum. Exposita et aucta a *Casparo Peucero*. (Wittenbergae 1562.) p. 15 (b).

11) Introductio in Geographiam Lib. III. Cap. V: Gabreta, vulgo *der Döringerwaldt*. 12) *Jac. Hoffmannus*, Lexicon universale p. 670. 13) a. a. O. S. 515. 14) K. Kärcher, Strabo's Geographie überſetzt. 5. Bdchn. S. 553. *Tacitus*, Germania Cap. 28. 41.

maniae velut frons est, quatenus Danubio protegitur. Hierzu ſtimmt ganz, wenn wir von der Annahme, daß die Narisci (Varisci) in einem Theile der Oberpfalz zu ſuchen ſeien, abgehen, die Angabe des Ptolemäus, daß unter dem Sudetengebirge die Variſten, wie er ſie nennt, hernach der Gabretawald, und unter dieſem die Markomannen ſeien, nämlich diesſeit und jenſeit des Fluſſes March in Öſterreich und Ungarn, und ſich im Weſten der weſtlichen Karpaten in Mähren hinaufziehend, ſodaß man auch hier ſagen konnte, die Markomannen wohnten unter dem Gabretawalde. Der Hauptgrund, warum die beſten Forſcher in der alten Geographie den Gabretawald zu weit weſtlich angenommen haben, iſt der Umſtand, daß Ptolemäus die Mündung des Fluſſes Narabon (Arabo, Raab) nicht da ſetzt, wo ſie jetzt iſt, ſondern weiter donauabwärts, entweder, weil er irrt, oder wahrſcheinlicher, weil die Raab früher einen andern Lauf, oder auch die Donau dieſen hatte, ſodaß die Raab weiter unten mündete. Da Ptolemäus die Mündung der Raab 41° (der L.), 47° 40′ (der Br.) und die Mündung des ungenannten Fluſſes am Lunawalde 39° 20′ (der L.), 47° 20′ (der Br.) ſetzt, ſo hat man für dieſen letzteren Fluß die March in Anſpruch nehmen zu müſſen geglaubt, und dem am Gabreta fließenden Strome die Kamb angewieſen. Aber an dieſem wohnten, wie ſich aus dem Namen ſchließen läßt, die ſich bis zur Donau erſtreckenden Paramákampen und Adrabákampen, während die Markomannen ihre Wohnſitze unter dem Gabretawalde, d. h. wie wir vermuthen, auf der Süd- und Weſtſeite der nördlich von Peſth beginnenden Karpaten, hatten. In dem Namen Gabreta, welchen Peucer durch Hohe-Breite erklärt, und der, wenn er teutſch wäre, da ga für ge nicht ſelten gebraucht wird, buchſtäblich Gebreite bedeuten würde, läßt ſich nicht ſchwer der Name Karpaten erkennen. Die Griechen und Römer liebten nämlich bei Wörtern, welche ihnen zu hart auszuſprechen ſchienen, oder bei der Ausſprache beſchwerlich fielen, die Buchſtabenverſetzung, z. B. Gabreta für Garbeta; was ſie faſt unwillkürlich ausübten und woran ſie keinen Anſtoß nahmen. Gegen dieſe Annahme iſt nicht, daß Ptolemäus einen daciſchen Berg (*Καρπάτης ὄρος*) aufführt; denn er kann ſehr gut zwei verſchiedene Namensformen für verſchiedene Namen gehalten haben, und wendet ſo den Namen Gabreta für die weſtlichen und nordweſtlichen Karpaten, und den Namen *Καρπάτης* für einen Berg der nordöſtlichen Karpaten an, und braucht für die nördlichen Karpaten das teutſche Appellativum orkyniſcher (anderwärts herkyniſcher) Wald, d. h. urſprünglich Hartwald, die Hart, der Harz (eigentlich der Hart, nämlich Hartwald, und in der Verkleinerungsform Harzwald, Harz, ähnlich wie Fritz aus Friedrich, Dietz aus Dietrich u. ſ. w. gebildet). Der Ausdruck Hercynia sylva bei Cäſar und andern Lateinern iſt wörtliche Überſetzung von Hartwald und in der Verkleinerungsform Harzwald. Die Griechen, namentlich Strabon und Ptolemäus, behalten *Ἑρκύνιος*, *Ὀρκύνιος* bei, ſuchen aber deſſenungeachtet Hartwald durch *δρυμός* auszudrücken, welches eigentlich Eichenwald, alſo Hartwald, bedeutet. Bei Betrachtung der heutigen Wälder müſſen wir darauf Rückſicht nehmen, daß die Natur Wechſel mit den Pflanzenarten liebt, ſodaß wir, wo heute Schwarzwald oder Hartwald iſt, nicht mit Sicherheit darauf rechnen können, daß es auch früher ſo war. Daher paßt der Name Harz (d. h. Hartwald) jetzt nur noch auf den Unterharz. Auch darf man nicht glauben, daß Hercinia sylva, von welcher Cäſar [15]) ſagt: oritur ab Helveticorum et Nemetum et Rauracorum finibus, rectaque fluminis Danubii regione pertinet ad fines Dacorum et Anartium, ununterbrochen Hartwald war, ſondern es läßt ſich vermuthen, daß zwar Eichen- und Buchenwald (d. h. die heſſiſche Buchonia) die Hauptbeſtandtheile, aber auch Strecken von gemiſchter Waldung, als von hartem und weichem Laubholze und Nadelholze, waren. War eine große Strecke reiner Nadelwald, hieß er Schwarzwald, oder mit anderem Ausdrucke Myriquidiu, Myrkwidi, Myrkwid (altnordiſch Myrkwidhr), wie z. B. im 10. und 11. Jahrh. der Wald zwiſchen dem meißener Lande und Böhmen hieß [16]). Im J. 805 zogen die Franken mit den Sachſen über Demelichon (wol Daleminzen, alſo im nachherigen Meißniſchen), über Fergunna (das Gebirge, gothiſch Fairguni, angelſächſiſch Firgen, der Berg) an die Eger. Sudeten bedeutet, wenn es ein teutſcher Ausdruck iſt, Sud-Öden, Süd-Öden, Öden in dem ſüdlichen Theile von Germanien. Schwieriger iſt Gabreta zu erklären, weil man, da in Ungarn von jeher ein Gemiſch von Völkerſchaften vieler Stämme ſaß, nicht weiß, welcher Sprache das Wort angehört; doch ſaßen an den Karpaten früh Slawen. Nehmen wir daher Gabreta als durch Buchſtabenverſetzung aus Garbeta gebildet an, ſo läßt es ſich aus dem Polniſchen erklären. Hier bedeutet nämlich garbaty, buckelig, bergig, grabraty kray, bergiges Land, bergige Gegend, grabaty swiat, bergige Welt, bergiges Land. *Γαύβρητα*, *Γάβρητα ὕλη* iſt alſo bergiger Wald, und die Benennung wird hier als Eigenname, wie z. B. Miriquidiu, Schwarzwald, Fergunna, Gebirge, gebraucht. Daſſelbe Wort Gabreta, aber ohne Buchſtabenverſetzung, kommt bei Ptolemäus als *Καρπάτης ὄρος*, der Berg Karpates, vor, wo alſo wieder ein Appellativum als Eigenname gebraucht wird, und bedeutet ein buckeliges Gebirge, d. h. ein Gebirge von ungleichen Höhen. Im Polniſchen bedeutet nämlich Garb, Buckel, Höcker, Garby Gor, Mehrzahl, die ungleichen Höhen der Berge. *Καρπάτης ὄρος* iſt daher ins Slawiſche zurückzuüberſetzen Garba oder Garbata Gora [17]), buckeliger Berg, Berg mit ungleichen Höhen. Daß das Karpatengebirge heutzutage Tatry von den Slawen genannt wird, kann kein triftiger Einwand gegen obige Erklärung des älteren Namens ſein. (*Ferdinand Wachter.*)

GABRIEL (hebr. גַּבְרִיאֵל, d. i. Mann Gottes, griech. *Γαβριήλ*), heißt in der ſpäteren jüdiſchen Theologie einer der ſieben vornehmſten Engel (*ἀρχάγγελοι*, Erzengel oder Engelfürſten), die vor Gottes Thron ſtehen und vorzugsweiſe als diejenigen gedacht werden, welche den

15) De B. G. Lib. VI. Cap. 25. §. 2. 16) Ferdinand Wachter, Geſchichte Sachſens. 1. Bd. S. 197. 198. 2. Bd. S. 336. 337. 17) Gora foem. Berg, Biela Gora, Schön-Berg, „pulcher mons“ (ſ. *Dithmar. Ep. Merseburg.*, Chronic. Lib. VI. ex edit. *Wagneri* p. 172.

göttlichen Willen und die göttliche Offenbarung an die Menschen, sowie umgekehrt die Gebete der Frommen vor den Thron Gottes bringen [1]). Gabriel insbesondere ist es, der dem Propheten Daniel seine Gesichte deutet und die Zukunft enthüllt (Dan. 8, 16. 9, 21). Diese Vorstellung ist in das christliche Gebiet herübergenommen, denn Gabriel ist es auch, der dem Zacharias die Geburt des Täufers und der Jungfrau Maria die Geburt Jesu verkündet (Luc. 1, 11—19. 26 fg.). Mit Bezug hierauf heißt Gabriel „der Verkünder des Lichts" [2]). Die späteren Rabbinen schieben den Gabriel hier und da in die biblische Geschichte ein. So war z. B. der Mann, der den Joseph auf dem Wege zu seinen Brüdern zurechtwies (1 Mos. 37, 14), nach der chaldäischen Paraphrase des Pseudo-Jonathan kein anderer, als der Engel Gabriel in Gestalt eines Mannes. Sie nennen ihn überhaupt den Lehrer Joseph's, der diesem die siebzig Sprachen der Welt lehrte, als die Ägypter gegen seine Erhebung murrten [3]). Nach der vorhin erwähnten Paraphrase zu 5 Mos. 34, 6 besorgen die Engel Gabriel, Michael, Uriel, Jophiel und Metatron das Begräbniß des Mose. Vergl. noch dieselbe zu 2 Mos. 24, 10. Auch als strafender und verderbender Engel erscheint Gabriel neben Michael; denn durch sie wird nach Targ. 2 Chron. 32, 21 das Belagerungsheer der Assyrer vor Jerusalem vernichtet. Außerdem lehrt das spätere Judenthum, daß den einzelnen Völkern der Erde, und insbesondere den israelitischen Stämmen [4]), wie den Naturerscheinungen und andern Dingen in der Welt ein Engel als Beschützer oder Lenker vorstehe, und so hat Gabriel das Feuer, den Donner, das Reifen der Früchte u. s. w. unter sich [5]). Nach der Muhammedanischen Offenbarungslehre endlich ist der Koran lediglich durch die Vermittelung des Engels Gabriel an Muhammed gekommen [6]), und jener wird als der Wächter und Bewahrer der Offenbarungsschätze im Himmel, wie als Lehrer und Führer Muhammed's betrachtet, unter dessen Leitung derselbe namentlich seine Himmelfahrt vollbrachte. Den Gabriel verstehen die Ausleger des Koran auch da, wo „der heilige Geist" (rûh al-kudus), oder „der gottbetraute Geist" (ar-rûh al-amîn) als der bezeichnet wird, der die Offenbarung an Muhammed bringt [7]); ja einige der Ausleger dehnen dies selbst auf die Stellen des Koran aus, wo der heilige Geist als Beistand Jesu genannt ist [8]).

(*F. Rödiger.*)

GABRIEL. I. Ein berühmter arabischer Arzt aus der Familie des Bachtischua, daher gewöhnlich bei den Arabern Dschabril Ben Bachtischua genannt, stammte aus einer christlichen Familie und war selbst dem Christenthum zugethan, und zwar der sogenannt-chaldäischen oder syrischen Sekte der Nestorianer. Durch seinen Vater in das Studium der Medicin eingeführt und durch diesen dem Jahja, dem Bermekiden, dem Vezir des Khalifen Harun al Raschid empfohlen, gelangte er durch diesen Vezir und dessen Sohn Dschafer an den Hof des Khalifen selbst, der ihn als Leibarzt im J. 190 der H. oder 805 p. Chr. annahm. Hier gelangte er, der durch frühere Curen schon ein bedeutendes Ansehen gewonnen hatte, zu noch größerem Ansehen durch eine merkwürdige Cur einer der Favoritinnen des Khalifen, welche an einer plötzlich in Folge eines Erschreckens eingetretenen Lähmung der ausgestreckten Hand litt und fast ebenso schnell davon wieder befreit ward; s. das Nähere bei *Abulpharad.* hist. dynast. p. 153 und daraus bei *Fabric.* Bibl. Graec. XIII. p. 162 sq. der älteren Ausgabe. Auch den Khalifen selbst soll er durch einen Aderlaß von einem Schlagfluß geheilt haben. Dadurch stieg sein Ansehen immer mehr an dem Hofe des Khalifen, sodaß Jeder, der bei diesem irgend etwas zu erlangen wünschte, an den einflußreichen Arzt sich wendete, um durch seine Vermittlung zu dem Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Als aber der Khalif bei seinem letzten Kriegszuge zu Tus im J. 193 (809 p. Chr.) erkrankte, so ließ er seinen Leibarzt Gabriel zu sich rufen, der die gefährliche Lage, in welcher der Khalif sich befand, bald erkannte, und ihm Vorstellungen machte darüber, daß er gegen den Rath seines Arztes diese Reise unternommen und dem Kriegszuge selbst sich angeschlossen. Harun nahm diese Vorstellungen übel auf und wandte sich, da Gabriel außer Stand sei, ihn zu heilen, an einen andern, mit allen magischen Künsten betrauten Mann, um durch diesen seine Wiederherstellung zu erlangen, aber zu gleicher Zeit befahl er den Gabriel gefangen zu nehmen und dann hinzurichten. Der alsbald eingetretene Tod des Khalifen rettete inzwischen seinen Arzt von der Hinrichtung, der nun seine Freiheit wieder erlangte und der Leibarzt des Emin, Sohnes des Harun al Raschid, ward. Nach einer andern Nachricht wäre Harun von ebendiesem Gabriel, seinem Arzte, welcher im Solde Emin's gestanden, der von der Thronfolge ausgeschlossen zu werden befürchtete, vergiftet worden; und allerdings erklärt es sich dann auch leichter, wie der auf Befehl Harun's eingekerkerte und zum Tode bestimmte Arzt, sogleich nach dem Tode Harun's befreit und alsbald wieder zum Leibarzt berufen ward. Als aber Emin durch seinen Bruder Mamun verdrängt ward, gab dieser seinem Vezir den Befehl, den Gabriel ins Gefängniß zu werfen; wahrscheinlich wegen seiner Anhänglichkeit an Emin und wegen des auf ihm lastenden Verdachtes einer Vergiftung, oder doch schlechter Behandlung seines Vaters Harun. Bis zu dem Jahre 202 (817 p. Chr.) schmachtete Gabriel in dem Gefängniß, aus welchem ihn erst der Vezir bringen ließ, als er selbst seiner in einer schweren Krankheit bedurfte. Der Vezir ward auch wirklich geheilt, und so kam Gabriel, welcher die Freiheit wieder erlangt hatte, von Neuem in Gunst und Ansehen; bis er im J. 205 (820 p. Chr.) diese Gunst wieder verlor und aufs Neue in Ungnade fiel; Gabriel durfte sein Haus nicht verlassen, an seine Stelle ward sein Schwiegersohn

1) Tob. 12, 12. Offenb. Joh. 8, 3. 4. u. a.; s. Thilo's Anmerk. im Cod. apocr. N. T. I, 324. 2) Historia Josephi fabri lignar. ed. *Wallin* c. 22. *Thilo* l. c. p. 41. 3) *Wagenseil*, Sota p. 1135 sq. Eisenmenger's Entdecktes Judenth. II, 375. 392. 4) Dan. 10, 13. 20, vergl. 8, 25. *Buxtorf.* Lex. talmud. p. 46. 5) Eisenmenger, Entdecktes Judenth. II, 370 fg. 6) So schon der Koran selbst Sur. 2, 91. 7) Koran Sur. 16, 104. 26, 193. 8) Eb. Sur. 2, 81. 254. 5, 109. Vergl. sonst noch *Gagnier* ad *Abulfed.* Vit. Muhamm. p. 15. *D'Herbelot*, Bibl. orient. Art. *Gebrail.*

Michael eingesetzt. Ob Umtriebe politischer Art, oder Hofcabalen u. dergl. die Ursache dieser neuen Ungnade waren, die den geschickten, aber vielleicht intriguanten Arzt traf, wissen wir nicht. Indessen auch von dieser Ungnade rettete den Gabriel wieder seine Geschicklichkeit und Erfahrung als Arzt. Mamun war im J. 212 gefährlich erkrankt; die von Michael und andern Ärzten angewendeten Mittel blieben fruchtlos, bis man den Gabriel herbeiholte, dem es in drei Tagen gelang, den Khalifen wieder herzustellen, der nun aus Dankbarkeit ihm die eingezogenen Güter wieder zurückgab und ihn in seine vorige Stellung und Würde wieder einsetzte. Indessen schon im folgenden Jahre starb Gabriel (213 oder 828 p. Chr.) und ward in dem (christlichen) Kloster des h. Sergius zu el Medaïn mit allem Pomp feierlichst begraben. Nicht blos als praktischer Arzt hatte Gabriel eine große Bedeutung; auch als Schriftsteller soll er sich durch mehre, in das Gebiet der Heilkunde einschlägige, Schriften bekannt gemacht haben, die uns freilich bis jetzt nur nach den Titeln derselben bekannt sind. Dahin gehört eine an Mamun in Form eines Briefes gerichtete Schrift über Essen und Trinken, also wie es scheint diätetischen Inhalts, dann eine Einleitung in das Studium der Medicin, nach einer Angabe auch eine ähnliche Einleitung in die Logik; eine Schrift über den Beischlaf, ein Auszug der Medicin, und eine andere größere Arbeit über die Medicin aus der Classe derer, welche Kenacheh (Pandectae) genannt wurden; endlich eine Schrift über den Weihrauch und dessen Eigenthümlichkeiten. Man führt von ihm den Spruch an, daß vier Dinge das menschliche Leben abkürzten. 1) Das Einnehmen eines zweiten Mahles, bevor das erste gehörig verdaut ist. 2) Nüchtern zu trinken. 3) Alte Frauen zu heirathen; und 4) Frauen im Bade zu sehen. Vergl. außer dem oben angeführten Jourdain in der Biographie Univers. T. XVI. p. 218. Wüstenfeld, Geschichte der arabischen Ärzte. (Göttingen 1840.) S. 15 fg. Weil, Geschichte d. Khalif. II. S. 165 fg.

Sein Sohn Gabriel (Bachtischua Ben Dschabril) trat nach dem Tode des Vaters in dessen Stelle als Leibarzt bei dem Khalifen Mamun ein und begleitete denselben auf seinen Feldzügen nach Griechenland. Auch bei den Nachfolgern Mamun's soll er in gleichem Ansehen gestanden haben, bis zum Jahre 244 (858 p. Chr.), in welchem er in das südliche Arabien nach El-Bahrein verwiesen ward, während seine Güter eingezogen wurden. Hier starb er in der Verbannung im J. 256 (876 p. Chr.); s. die Nachweisungen bei Wüstenfeld a. a. O. S. 17. Ein anderer Gabriel, welchen Wüstenfeld für einen Enkel dieses Gabriel hält, Obeidallah Ben Dschabril, war der Leibarzt des Khalifen el Motaki, und überreichte diesem in dem Jahre 330 oder 941 ein von ihm verfaßtes medicinisches Werk, eine Art von Compendium der Medicin in 50 Abschnitten; hortus medicus. Noch berühmter als Arzt und Schriftsteller erscheint dessen Sohn Gabriel (Dschabril Ben Obeidallah), welcher mit dem Sultan Adhaded-Daula, von Schiras nach Bagdad kam und hier an dem von diesem Fürsten gestifteten Spital eine Professur der Medicin und Physik erhielt. In spätern Jahren lebte er zu Majafaretin, wo er auch starb im J. 397 (1006 p. Chr.), als ein Greis von 85 Jahren. Unter seinen Schriften, die uns freilich nur nach den einzelnen Titeln bekannt sind, erscheint ein größeres medicinisches Werk (Pandectae medicinae) in fünf Bänden und ein besonderer, daraus gemachter Auszug, eine Schrift über das Blut, über die Augenkrankheiten, über Cephalalgie u. s. w.; s. die Nachweisungen bei Wüstenfeld a. a. O.

II. Gabriel kommt auch mehrfach in der griechisch-byzantinischen Welt vor; einige dieses Namens, welche in der gelehrten Welt durch Schriften bekannt geworden sind, werden bei Fabricius (Bibl. Graeca. T. XI. p. 624 sq.) mit den Nachträgen von Harles (ohne diese in der ältern Ausgabe T. V. p. 512) angeführt. Darunter erscheint Gabriel, Erzbischof von Arta, welcher eine Erklärung der Liturgie geschrieben, die bei Nicol. Comnenus S. 397 citirt wird; Gabriel, Erzbischof von Achrida in Macedonien, welcher Briefe geschrieben, die noch handschriftlich vorhanden sind, s. bei *Montfaucon*, Bibl. Mss. p. 898 E; Gabriel, Metropolit der Pentapolis; er hatte an Symeon, Erzbischof von Thessalonich, 85 Fragen theologischen und kirchlichen Inhalts gerichtet, auf welche dieser eine Antwort gab, die sich noch handschriftlich zu Wien befindet; s. bei Lambecius V. S. 452. Von einem Alexandriner Gabriel, Patriarchen der Alexandrinischen Kopten um 1411 p. Chr., werden Reden und Benedictionen angeführt in des Eusebius-Renaudot Collect. liturgg. orientall. (Paris 1716. 4.) Vol. I. p. 52 mit Renaudot's Noten S. 323 fg.; in den Bibliotheken zu Paris und Oxford findet sich Einiges von ihm noch handschriftlich vor; s. die Nachweisungen von Harles zu Fabricius a. a. O.

Ein Mönch Gabriel wird bei Nicol. Comnenus a. a. O. S. 408 in einem Synaxarium S. Methodii angeführt, ist aber sonst nicht näher bekannt; ebendaselbst S. 398 und 399 ein Gabriel Mormorius, Erzbischof von Korinth in einem Nomokanon und in einer Schrift über die Gestalt der Kirchen. Ein Gabriel aus Smyrna, Patriarch zu Constantinopel, wird in der von Demetrius Procopius gelieferten Zusammenstellung berühmter griechischer Gelehrten seines und des früheren Jahrhunderts §. XII (bei *Fabricius* l. c. T. XI. p. 524), als ein in der griechischen Sprache, wie in der Bibel erfahrener Mann bezeichnet, welcher mit der kirchlichen Literatur sich vielfach beschäftigte, daraus Manches für das Seelenheil der Christen Nützliche schöpfte, und seiner Gemeinde mit ebenso viel Eifer wie Liebe über die christlichen Heilswahrheiten belehrte.

Bedeutender und auch bekannter als die bisher genannten erscheint Gabriel Severus von Monembasia in Morea, von wo er nach Italien kam, zu Padua seine Studien machte, darauf eine Zeit lang zu Candia ein priesterliches Amt versah und im J. 1577 Erzbischof zu Philadelphia in Lydien ward, zu diesem Amte eingeweiht durch Jeremias, den Patriarchen von Constantinopel. Da er aber in dieser verlassenen Stadt kaum noch griechische Christen vorfand und sich auf diese Weise ohne alle Wirk-

samkeit, blos auf den erzbischöflichen Titel und die damit verbundene Würde beschränkt sah, so zog er sich von da nach Venedig zurück, wo die mit der römischen Kirche nicht unirten Griechen sich bald um ihn sammelten und in ihm ihren Hirten, wie ihren Vereinigungspunkt fanden; weshalb man ihn gewöhnlich als den Gründer der schismatischen oder nicht unirten griechischen Kirche zu Venedig ansieht. Er trat auch stets als Vertheidiger der Lehren seiner Kirche wider die lateinische Kirche und die von dieser versuchte Vereinigung mit der griechischen auf; auf diesen Gegenstand beziehen sich auch die verschiedenen Schriften, welche von diesem gelehrten und eifrigen griechischen Theologen uns zugekommen sind, und nachdem sie zu Anfange des 17. Jahrh. von Antonius Pinelius zu Venedig im Druck erschienen waren, von Rich. Simon in einem mehrfach berichtigten, mit einer lateinischen Übersetzung und auch mit umfassenden, den kirchlichen Inhalt zunächst betreffenden Anmerkungen und Erläuterungen ausgestatteten Abdruck unter folgendem Titel herausgegeben worden sind: Fides ecclesiae orientalis seu *Gabrielis Metropolitae* Philadelphiensis Opuscula, nunc primum de Graecis conversa. Cum notis uberioribus, quibus nationum orientalium persuasio maxime de rebus eucharisticis ex libris praesertim manuscriptis vel nondum Latio donatis illustratur. Adversus Claudii Calviniani ritus Carentone ministri responsum ad perpetuitatem fidei ecclesiae catholicae, de iisdem rebus eucharisticis a clarissimo Arnaldo doctore sorbonico defensam. Opera et studio *Richardi Simonis* e congregatione oratorii S. N. Jesu Christi. His accesserunt epistolae duae ad Joannem Morinum, quarum una est Leonis Allatii, Abrahami Echellensis Maronitae altera. (Parisiis apud Danielem Horthemels, via Citharaea, sub Maecenate. MDCLXXXVI. 4.) [1]).

In dieser Sammlung finden wir zuerst die zu Gunsten seiner, der griechischen Kirche, abgefaßte Vertheidigungsschrift, welche die besondere Aufschrift führt: *τοῦ ταπεινοῦ Μητροπολίτου Φιλαδελφείας Γαβριὴλ καὶ ἐπιτρόπου Πατριαρχικοῦ τοῦ ἐκ Μονεμβασίας τοῦ Σεβήρου κατὰ τῶν λεγόντων τοὺς ὀρθοδόξους τῆς Ἀνατολικῆς ἐκκλησίας υἱοὺς κακῶς τε καὶ παρανόμως ποιεῖν, τῷ τιμᾶν καὶ προσκυνεῖν τὰ ἅγια δῶρα, ἡνίκα ὁ Χερουβικὸς ᾄδεται ὕμνος καὶ ὁ ἱερεὺς φέρων ταῦτα εἰσοδεύει εἰς τὸ ἅγιον βῆμα.* Gabriel sucht darin wider die Lehre der Lateiner die Griechen zu vertheidigen, hinsichtlich der Ehrerbietung, welche sie dem Brod und Wein noch vor der Consecration erweisen. Der Inhalt dieser Schutzrede hat früher mehrfach Streitigkeiten hervorgerufen, nachdem der Cardinal Perrone zuerst auf das in dieser Schrift, wie in andern Schriften Gabriel's vorkommende Wort *μετουσίωσις*, was soviel heiße als transsubstantiatio, hingewiesen, und eine Übereinstimmung der lateinischen und griechischen Kirche in diesem Punkt behauptet hatte; Acudius, Allatius, Arnaldus erscheinen in diesem Streit als Gegner des Calvinisten Johann Claudius, wider den auch Richard Simon in der angeführten Ausgabe p. 70 sq. nott. uberr. das Wort ergriff, indem er zugleich nachwies, daß Gabriel jedenfalls nicht denjenigen Griechen beizuzählen ist, welche sich der lateinischen Kirche und einer Anerkennung der Autorität des Papstes zuwendeten, sondern vielmehr gleich Meletius als einer der eifrigsten Vertheidiger der griechischen Lehre und Kirche anzusehen ist, der daher auch in neugriechischer Sprache gegen die Beschlüsse des Conciliums zu Florenz aufgetreten war, um damit seine Griechen von der beabsichtigten Einigung abzumahnen [2]). Die Sprache, in der Gabriel jene Schutzrede, sowie auch seine übrigen Schriften abgefaßt hat, ist zwar nicht rein von einzelnen Solöcismen, aber sie zeigt doch auch vielfach Nachahmung der älteren, besseren Schriftsteller und läßt, wie Simon [3]) urtheilt, selbst noch eine größere Reinheit des Ausdrucks erkennen, als man sie bei einem solchen Theologen erwarten sollte. Die zweite, in der Sammlung von Simon abgedruckte Schrift, *περὶ τῶν μερίδων* (p. 18—22) bezieht sich ebenfalls auf die Abendmahlsfeier und sucht gleichfalls die Übung der griechischen orthodoxen Kirche zu rechtfertigen [4]). Die dritte Schrift *περὶ τῶν κολύβων* (p. 23—30) verbreitet sich über die griechische Sitte der Darbringung der Kolyba [5]) an den Festen der Heiligen und zum Gedächtniß der in Christo Entschlafenen, mit der Beziehung oder vielmehr Deutung auf die Wiederauferstehung. Auf die Lehre der griechischen Kirche von den sieben Sacramenten, insbesondere auf das Sacrament der Eucharistie beziehen sich die beiden folgenden, von Simon herausgegebenen, Stücke: *συνταγμάτιον περὶ τῶν ἁγίων μυστηρίων* p. 32 sq., worin von den Sacramenten im Allgemeinen gehandelt wird, und *περὶ τοῦ μυστηρίου τῆς θείας λειτουργίας* p. 56 sq., theilweise hatte schon früher J. Morinus Einiges davon, was zunächst die Beichte und die Priesterweihe betrifft, in seiner Schrift: De sacramenti poenitentiae administratione (Paris. 1651.) p. 662 sq. und De sacris ecclesiae ordinatt. (Paris. 1655. fol.) p. 201 sq., aufgenommen. Übrigens verband Gabriel mit allen diesen Schriften den Zweck, die Lehre der griechischen Kirche zu vertheidigen, was ihm auch Simon, sein Herausgeber und eifriger Anhänger der lateinischen Kirche, übel nimmt, wie er denn den Gabriel als einen der gegen die lateinische Kirche am feindseligsten gesinnten Griechen bezeichnet (quod ille Schismaticorum partibus semper addictissimus fuerit studioque et amicitia cum infensissimis ecclesiae Romanae hostibus conjunctissimus p. 31). Ebendeshalb unterzog sich auch Simon der Mühe einer kürzeren und übersichtlichen Zusammenstellung dessen, was das Wesentliche der Lehre und des

1) Einen näheren Bericht über den Inhalt und Bestand dieser Ausgabe s. in Acta eruditorum. (Lips. 1688.) p. 132 sq.

2) Dahin gehören auch die Schriften von Simon: La créance de l'Eglise orientale sur la Transsubstantiation avec une response aux nouvelles objections de Mr. *Smith* (Paris 1687. 12.) und Histoire critique de la créance et des coûtumes des nations du Levant. (Francf. 1684. 12.) 3) s. die Annotanda, Emendata et Emendanda nonnulla, vor dem Abdruck des griechischen Textes. 4) Vergl. Simon in den Nott. uberr. p. 247 sq. 5) Vergl. über die Bedeutung der Kolyba Simon a. a. O. S. 255.

Inhalts, wie er aus dieſer Schrift Gabriel's ſich herausſtellt, bildet; ſ. nott. uberr. p. 267 sq. Unter den von J. Lamius (Deliciae eruditt. [Florent. 1740.] p. 24 sq.) herausgegebenen Briefen des Maximus Margunius befinden ſich mehre an dieſen Gabriel gerichtete, und auch einer von Gabriel an Maximus Margunius (p. 52 sq.). Auch mit Martin Cruſius ſtand er in einem Briefwechſel; es hatte dieſer an Gabriel im J. 1580 ſich brieflich gewendet. Übrigens ſcheint Gabriel, wenn wir die lobenden, ſelbſt in Verſe gebrachten Ausſprüche ſeiner griechiſchen Zeitgenoſſen, wie ſie Simon a. a. O. unter der Aufſchrift Testimonia de Gabriele Severo zuſammengeſtellt hat, durchgehen, immerhin bei ſeinen Glaubensgenoſſen in großem Anſehen geſtanden zu haben und als eine Autorität von ihnen angeſehen worden zu ſein. Im Übrigen ſ. *Fabricii* Bibl. Graec. T. XI. p. 625 sq. ed. *Harles.*

Gabriel Sionita, ein geborener Maronit aus Edden, einem Dorfe an dem Berge Libanon, ward als ein Kind von ſieben Jahren nach Rom gebracht, wo er in dem dortigen Collegium der Maroniten eine gelehrte Bildung erhielt, dann dem Studium der Theologie ſich zuwandte, auch die prieſterlichen Weihen erhielt. Indeſſen ſollte Rom nicht der Schauplatz ſeiner gelehrten Thätigkeit werden; das zu Paris in dem erſten Decennium des 17. Jahrh. insbeſondere durch den Cardinal Perrone angeregte Unternehmen einer Polyglottenbibel, wobei es beſonders auf eine beſſere ſyriſche und arabiſche Überſetzung, ſowie die von beiden zu gebende entſprechende lateiniſche abgeſehen war, gab die Veranlaſſung, daß Gabriel ſeinen bleibenden Wohnſitz fortan in Paris nahm, das er auch nachher, einzelne Ausflüge u. dergl. abgerechnet, bis zu ſeinem Tode nicht mehr verlaſſen zu haben ſcheint [6]). J. A. Thuanus, der königliche Bibliothekar zu Paris, welcher für dieſes Unternehmen ſich lebhaft intereſſirte, hatte an den Geſandten des Königs von Frankreich zu Rom, Savary de Brèves, ſich mit der Bitte gewendet, von Rom aus zu dieſem Unternehmen zwei gelehrte Maroniten mit nach Paris zu bringen. Er wählte dazu den ihm durch andere Arbeiten, insbeſondere Überſetzungen aus dem Arabiſchen ſchon bekannt gewordenen Gabriel Sionita und Johannes Hesronita aus, welche alsbald die Reiſe antraten und gegen Ende des Jahres 1614 auch zu Paris anlangten, wo ſie von Seiten des Thuanus und auch bei andern Gelehrten die freundlichſte Aufnahme fanden [7]). Durch des Thuanus Verwendung ward Gabriel zum Profeſſor der ſyriſchen und arabiſchen Sprache an der pariſer Univerſität ernannt, und ihm auch in Folge dieſer königlichen Ernennung vom 4. Jan. 1615 ein entſprechender Gehalt, der im J. 1619 1200 Livres betrug, verwilligt. Indeſſen verzog ſich, durch den 1617 erfolgten Tod des Cardinal Perrone, dem im folgenden Jahre auch Thuanus (de Thou) in die Ewigkeit nachfolgte, die Ausführung, zumal da Savary de Brèves zunächſt nur die Herausgabe der arabiſchen Bibelüberſetzung betrieb und dazu beſonders den Gabriel zu benutzen ſuchte, wie denn auch das Erſcheinen einer ſolchen Ausgabe nebſt der entſprechenden lateiniſchen Überſetzung angekündigt war. Gabriel und ſein maronitiſcher College wandten ſich nun an die zu Blois im J. 1619 zu einer Synode verſammelte hohe Geiſtlichkeit und baten um Unterſtützung ihres Unternehmens, indem ſie ihre Arbeit der Herausgabe des arabiſchen Textes ſammt der lateiniſchen Überſetzung beendet, und darum auch nun die Publication dieſer Arbeit ins Werk geſetzt zu ſehen wünſchten. Mit aller Bereitwilligkeit ging die hohe Verſammlung auf dieſe Bitte ein, verwilligte auch zur Ausführung eine Summe von 8000 Livres, wenn die Arbeit der gelehrten Maroniten von der aus ihrer Mitte erwählten Commiſſion mehrer hohen Würdenträger der Kirche, einigen Erzbiſchöfen und Biſchöfen, durchgeſehen worden. Indeſſen das Geld erhielt eine andere Verwendung zum großen Leidweſen des Gabriel, der ſich darüber in einer ſolchen Weiſe ausläßt, daß man glauben ſollte, es möchten hier Unterſchleife verſchiedener Art ſtattgefunden haben [8]). So ruhte das Unternehmen, bis Michael Le Jay ſich der Sache annahm und durch den berühmten Drucker Anton Vitré das Werk zur Ausführung bringen ließ, das mit dem Jahre 1628 begonnen, freilich erſt mit dem Jahre 1645, in welchem der neunte und letzte Band des Ganzen erſchien [9]), ſein Ende erreichte. Einen Hauptantheil an dieſer Verzögerung trugen die unter Michael le Jay und Gabriel ausgebrochenen Streitigkeiten, deren Grund in der Bequemlichkeit Gabriel's [10]) und in der erſtaunlichen Langſamkeit ſeiner für die Herausgabe des Ganzen nöthigen Arbeiten von Seiten Le Jay's geſucht ward, während auf der andern Seite Gabriel ſich mit dem Umfang, der Ausdehnung und Schwierigkeit der Arbeit entſchuldigt, und ebenſo Beſchwerden über den Verzug von Seiten des Druckers anführt. Wie dem auch ſei, Le Jay [11]) ließ im J. 1637, als die von Gabriel zu liefernde Arbeit ſich immer mehr hinausſchob

6) Über das Folgende ſ. beſonders die Abhandlung von *Le Long*, De bibliis Polyglottis Parisiensibus Historica Dissertatio in deſſen Bibliotheca sacra etc. nach der Ausgabe von A. G. Maſch, und mit deſſen Zuſätzen und Erweiterungen. (Halle 1778. 4.) P. I. p. 350 sq. 7) So erzählen Gabriel und Johannes ſelbſt in dem der Geographia Nubiensis vorhergehenden Dedicationsſchreiben an den Biſchof von Liſieux.

8) Er ſagt in der Vorrede zur Ausgabe des ſyriſchen Pſalter im J. 1625 darüber unter Anderem: „nisi pecunias ab iis in Comitiis Blesensibus anno 1619 huic operi moliendo attributas quidam avertissent inque alios et forsitan in suos usus convertissent.“ 9) Der Titel lautet: Biblia Hebraica, Samaritana, Chaldaica, Graeca, Syriaca, Latina, Arabica. Quibus textus originales totius scripturae sacrae, quorum pars in editione Complutensi, deinde in Antwerpiensi regiis sumtibus exstat, nunc integri ex manuscriptis toto fere orbe quaesitis exemplaribus exhibentur. Lutetiae Parisiorum excudebat *Antonius Vitré*, regis, reginae regentis et cleri Gallicani typographus. Anno MDCXLV. fol. max. Die erſte Abtheilung von V Tomm. oder VI Voll. iſt Abdruck der antwerpener Polyglotte. Erſt in der zweiten Abtheilung des Ganzen (T. VII sq.) kommen die ſyriſchen Texte und die Arbeiten Gabriel's. 10) Le Long a. a. O. S. XII. S. 363 ſagt darüber: „hic Maronita erat animo nimium remisso ac inerti, epulationibus magis quam labori dedito etc.“ 11) Le Long a. a. O. bemerkt: „Hoc quidem consilium (Jayus) prae nimio et affectato torpore ac summa desidia Maronitae hujus usque defessus videtur iniisse.“

und der Druck des Ganzen aufgehalten ward, den gelehrten Maroniten auf gerichtlichem Wege insinuiren, daß er nicht länger mehr warten und den Druck aufhalten könne, mit dem er daher jetzt fortfahren werde, zu welchem Zweck er einen andern gelehrten Maroniten, Abraham Ecchellensis von Rom, wo er syrisch und arabisch lehrte, nach Paris berufen [12]) habe. Gabriel verlangte eine namhafte Summe — an 30,000 Livres — als Entschädigung für seine Arbeiten, und als der Streit kein Ende nahm, erwirkte Le Jay von dem Cardinal Richelieu einen Verhaftbefehl wider Gabriel, der auch wirklich im Januar 1640 zu Vincennes eingekerkert ward. Seine Papiere wurden weggenommen und seine für die Polyglotte gemachten Arbeiten dem Drucker Anton Vitré übergeben, welcher unter Leitung des erwähnten Abraham den Druck derselben zu veranstalten beschlossen hatte. Am 12. Juli desselben Jahres erhielt Gabriel seine Freiheit wieder; Abraham, der von Rom nach Paris gekommen war, unternahm die Durchsicht der von Gabriel besorgten syrischen und arabischen Texte sammt deren Übersetzungen, und fand sich ganz befriedigt; auch übergab er an Le Jay die noch nicht von Gabriel gelieferten Bücher, über welche jedoch dieser ein sehr ungünstiges Urtheil fällt. Abraham suchte, wie er versichert, auf alle Weise die gereizte Empfindlichkeit des Gabriel zu beschwichtigen, er sprach seinen vollkommenen Beifall und seine Zufriedenheit mit dem, was Gabriel geleistet, aus, und kehrte noch im J. 1641 nach Rom zurück, um diesen Streitigkeiten, in die auch andere Gelehrte, die theils für, theils gegen Gabriel Partei ergriffen, hineingezogen worden waren, zu entgehen. Gabriel hatte sich inzwischen, nachdem er aus dem Gefängnisse entlassen worden war, gegen Le Jay verbindlich gemacht, die ganze Übersetzung der syrischen und arabischen Bibel zu liefern; er arbeitete auch daran fortwährend bis zu der Beendigung des Ganzen mit dem Jahre 1645; sein Tod erfolgte bald darauf, im J. 1648, in einem Alter von 71 Jahren. Seine Leistungen für die Polyglotte, sowie sie jetzt nach dem, was gedruckt vorliegt, sich bemessen lassen, bestehen theils in der Revision, theils in der Correctur fast aller arabischen und syrischen Texte, welche in dieser Bibel sich befinden, dann in der von ihm gemachten lateinischen Übersetzung dieser arabischen Texte, wovon jedoch die der vier Evangelien auszunehmen ist, die nur von Gabriel nach der frühern Übersetzung des Johann Baptista Raymundus noch einmal durchgesehen worden ist; ebenso auch die Übersetzung des Buches Ruth, welche der oben genannte Abraham Ecchellensis lieferte. Auch die lateinische Übersetzung des syrischen Textes des alten Testaments hat Gabriel geliefert; auszunehmen sind auch hier das Buch Ruth, das Buch Esther und einige andere der Apokryphen. Was den Charakter dieser Leistungen betrifft, so scheint es, daß die darüber uns vorliegenden Urtheile der Zeitgenossen mit unter dem Einfluß jener Streitigkeiten entstanden sind, in welchen die Gelehrten jener Zeit Partei für oder gegen den Sionіten genommen hatten. So erhebt Flavigny [13]) die Leistungen desselben ungemein, wie er denn auch von der Person des Mannes mit der größesten Hochachtung spricht („quem omnes eruditi" sagt er, „non solum colere ac venerari sed etiam suspicere ac mirari debent"): er rühmt ebenso sehr die Behandlung des Textes, wie die auf den Druck selbst verwendete Sorgfalt, von dem er gradezu sagt: „nihil esse cultius, nihil elegantius, nihil elaboratius." Ebenso hebt er die Treue und Genauigkeit der lateinischen Übersetzung hervor, wobei er sich zu Gunsten Gabriel's in folgender Weise ausspricht: Latinas etiam versiones (videbis) vere Latinas et ita fideles et accuratas, ut omnino mirum sit et seculis omnibus inauditum, tantum ac tam eximium virum post tot ac tantos labores strenue ac generose exantlatos, in grati animi testificationem aut honorariam mercedem nihil aliud consecutum fuisse quam probra, contumelias, dicteria." Indessen scheint dieses Urtheil doch immerhin etwas übertrieben und durch persönliches Wohlwollen bestimmt, da Gabriel, auch abgesehen von seiner Trägheit und Bequemlichkeit im Arbeiten, die sich nicht wohl wegleugnen läßt, in manchem keineswegs allen Foderungen entsprochen hat, die man an einen Herausgeber solcher Texte, sowie an einen Übersetzer derselben stellen kann; ohnehin soll Gabriel in der hebräischen Sprache nicht so bewandert gewesen sein und in der lateinischen ebenso wenig sich ausgezeichnet haben. Auch sind von andern, spätern Gelehrten manche Fehler des Textes, wie des Druckers in den von Gabriel besorgten Texten nachgewiesen worden, was jedenfalls unser Urtheil über die Leistungen Gabriel's mäßigen und in gebührende Schranken stellen muß, zumal wenn die von seinem Gegner, dem Buchdrucker Vitré, angeführten Äußerungen Grund haben, wornach Gabriel allerdings die Annehmlichkeiten der Welt und eines bequemen, genußreichen Lebens den Mühen und Beschwerden einer streng gelehrten Thätigkeit vorgezogen. Übrigens hat Gabriel seine Vertheidigung wider die in diesem Streit erhobenen Anschuldigungen selbst in drei kleinen, im Laufe der Jahre 1640—1642 erschienenen Schriften geführt: 1) Factum de Gabriel Sionite contre maître Michel le Jay, avocat. 2) Apostille au libelle diffamatoire, sous le nom du nommé Vitré imprimeur, intitulé Preuves littérales etc. 3) Discours servant de réponse au libelle diffamatoire intitulé Preuves littérales etc.

Außer der Theilnahme an der Polyglottenbibel liegen aber noch einige andere gelehrte Arbeiten Gabriel's vor, an denen übrigens auch der oben genannte, mit ihm von Rom nach Paris gekommene Maronite Johann Hesronita Antheil hatte. Es gehören dahin zunächst die drei folgenden, in die erste Zeit ihrer gelehrten Thätigkeit und ihres Aufenthalts zu Paris fallenden Publicationen: Liber Psalmorum Davidis ex arabico idiomate in Latinum translatus, Romae 1614. Die arabische Übersetzung war nach einer syrischen Version gemacht, die lateinische Übersetzung hatte Gabriel zugleich mit Victor Scialac gefertigt; das Ganze war aus der durch die Bemühungen Savary's de Brèves zu Rom errichteten orientalischen Druckerei hervorgegangen; einige besondere Abdrücke des arabischen

12) s. das Nähere bei Le Long a. a. O. S. 364 fg. 13) s. das Nähere ebendaselbst S. 370 fg.

Textes wurden, wahrscheinlich zur Versendung und Verbreitung in den Orient davon gemacht. Aus derselben, dann nach Paris verpflanzten Druckerei ging im J. 1616 folgendes Werk in Quart hervor: Grammatica Arabica Maronitarum in libros quinque divisa; ebenfalls von Gabriel in Gemeinschaft mit Johann Hesronita unternommen und dem Cardinal Perrone, sowie dem J. A. Thuanus, als Zeichen der Erkenntlichkeit dedicirt, aber nur im ersten Buche, das kaum mehr als die Vorschriften zum Lesen enthält, ausgeführt. Im J. 1619 gaben beide, ebenfalls in Quart, die lateinische Übersetzung des Auszugs aus dem geographischen Werke des Edrisi heraus, welcher zu Rom 1592 und 1597. 4. unter dem Titel Geographia Nubensis s. Liber oblectationis desiderantis in perlustrandis terminis et tractibus et provinciis et insulis et urbibus et plagis mundi in dem arabischen Texte zum ersten Male bekannt geworden war; als Anhang ward dieser lateinischen Übersetzung, welche dem Bischof von Lisieux, Guillaume Du Vais, gewidmet ist, noch beigefügt eine andere Abhandlung geographischen Inhalts: De nonnullis orientalium urbibus nec non indigenarum religione ac moribus, ebenfalls mit Benutzung arabischer Quellen; es ist diese Abhandlung später auch der Arabia von Bláu zu Amsterdam 1635 beigefügt worden. An diese Arbeiten reihen sich noch drei kleinere, welche, soweit man weiß, von Gabriel allein besorgt worden sind; Liber Psalmorum ex idiomate Syro in Latinum translatus (Paris. 1625. 4.); ferner: Veteris philosophi Syri de sapientia divina, poema aenigmaticum und Testamentum et Pactiones inter Mohammedem et christianae fidei cultores. (Paris. 1634. 4.) Zwei Briefe Gabriel's an Nihusius über einige Gebräuche der Maroniten finden sich in des Leo Allatius Συμμικτα (Amsterdam 1603), in der ersten Abtheilung S. 295—302 abgedruckt. (*Baehr.*)

GABRIEL (de Saint), vom Orden der Feuillanten, lebte im 17. Jahrh. und ist blos unter den französischen Schriftstellern wegen Abfassung eines wenig bekannt gewordenen Werkes namhaft gemacht worden, das unter dem Titel: Carte généalogique, chronologique et historique de la posterité de Saint-Louis Roy de France, zu Paris 1667 erschien *). (*B. Röse.*)

GABRIEL (Paulus Joseph), wurde zu Amsterdam im J. 1785 geboren. Sein Vater, ein Ornamentschneider aus Lüttich gebürtig, der sich aber in Amsterdam niedergelassen hatte, gab ihm den ersten Unterricht im Zeichnen. In seinem 20. Jahre ging er zu weiterer Ausbildung, namentlich in der Miniaturmalerei, der er sich widmen wollte, nach Paris, kehrte jedoch schon nach zwei Jahren zurück. Sein natürlicher Beruf für die Bildhauerkunst zeigte sich zuerst, als er, nach seiner Rückkehr ins väterliche Haus, den Versuch wagte, eine Arbeit seines Vaters, an deren Vollendung dieser durch Krankheit verhindert war, auszuführen. Von diesem Augenblicke an widmete er sich ausschließlich der Bildhauerkunst. Im J. 1809 ging er auf Kosten des Königs Louis Napoleon nach Paris und studirte dort unter Leitung von Pierre Cartellier; gewann dort für einen Herkules den Preis des Institut de France und begab sich nach zweijährigem Aufenthalte nach Italien. Im J. 1813 nach Amsterdam zurückgekehrt, wurde er sehr bald an die Stelle des verstorbenen C. Welmeer zum Stadtbildhauer befördert. Er starb am 31. Dec. 1833. Seine Arbeiten sind sehr zahlreich, namentlich fertigte er eine große Anzahl Büsten, von denen sich unter anderen die von P. C. Hooft, Huygens, Boerhaave, de Groot und Rubens in der Bibliothek des Nederlandsch Instituut befinden. Arbeiten von größerem Umfange sind die Grabmonumente von J. Meerman in der St. Pieterskirche in Leyden und von Kinsbergen in der Neuen Kirche in Amsterdam, sowie die Reiterstatue von König Willem I. (*H. Weber.*)

GABRIELAHÜTTEN, ein zur Herrschaft Rothenhaus gehöriges Dorf im saazer Kreise Böhmens, hoch im Erzgebirge, am Töltschbache gelegen, nach Kalich (Bisthum Leitmeritz) eingepfarrt, mit 17 Häusern, 283 teutschen Einwohnern, die größtentheils Werkleute sind; einem obrigkeitlichen Eisenhammer- und einem Blech-Walzwerke, zwei Wirthshäusern, einer Mühle mit einer Bretsäge und einem Jägerhause. Das Dorf wurde im J. 1778 gleichzeitig mit dem Eisenwerke angelegt. (*G. F. Schreiner.*)

GABRIEL DE CHINON, französischer Capuciner und Missionair, dessen Geburtsjahr unbekannt ist, trat nach Beendigung seiner theologischen Studien in den Capucinerorden und begab sich um das J. 1640 auf Befehl seiner Obern nach Persien, um daselbst für die Ausbreitung des katholischen Glaubens zu wirken. Er lebte über 20 Jahre zu Isfahan, wo er durch seine liebenswürdige Persönlichkeit, seine Klugheit und Frömmigkeit, sowie durch die Geläufigkeit, womit er die armenische, persische, türkische und andere orientalische Sprachen sprach, sich allgemeine Achtung erwarb, wenn auch sein Bekehrungseifer bei den Großen und Vornehmen des Landes ohne Erfolg blieb und nur Leute aus den unteren Schichten des Volkes sich durch seine Predigten zur Änderung ihres Religionsbekenntnisses bewegen ließen. So vorsichtig, klug und mild er aber auch auftrat, so wenig er sich auch öffentlich in religiöse Streitigkeiten mit seinen wachsamen Gegnern, den armenischen Geistlichen, einließ, so brachten es diese, besonders die Prälaten von Dschulfa, der Vorstadt von Isfahan, welche über seinen stets zunehmenden Einfluß ärgerlich waren, allmälig dahin, daß er Isfahan verlassen mußte, wenn er die von ihm Bekehrten nicht Beleidigungen und sogar Verfolgungen aussetzen wollte. Er begab sich von Isfahan nach Tebris, wo er eine sehr wohlwollende Aufnahme fand und sich durch seine Kenntnisse, besonders in der Mathematik, bei dem Statthalter, einem Freunde der Wissenschaften, in große Gunst setzte. Die Rücksichten dieses duldsamen Mannes gegen den Mönch erstreckten sich sogar so weit, daß er ihn ein Capucinerkloster in Tebris gründen und Missionen in den Gebirgen von Kiurdistan und zu Tiflis einrichten ließ. Das Bekehrungsgeschäft hatte aber den erwünschten Fortgang keineswegs und die angesehenen Leute in Tiflis, mit denen

*) Vergl. *Reughem*, La France sçavante (Amsterd. 1683. 12.) p. 44.

der Capuciner in nähere Berührung kam, glaubten sogar, er würde sich noch zu ihrer Meinung bekehren und dem christlichen Glauben entsagen, wenn er längere Zeit unter ihnen lebe. Gabriel war deshalb sehr zufrieden, als ihm der Superior der indischen Missionen im J. 1670 einen andern Wirkungskreis anwies und ihn nach Malabar schickte, wo er in der Stadt Tellichery seinen Sitz nahm. Die hier und in der Umgegend wohnenden Europäer empfingen den guten Pater mit großem Jubel; ihre Freude dauerte aber nur kurze Zeit, denn schon nach wenigen Monaten erkrankte er so heftig an der Ruhr, daß seine Kräfte in einigen Tagen gänzlich dahinschwanden und er am 27. Juni 1670 starb. Sein Tod erregte nicht nur unter den Christen, sondern auch unter allen Andersgläubigen, die ihn kannten, aufrichtige Trauer. Während seines Aufenthaltes in Persien hatte er seine Beobachtungen über das Land und seine Bewohner niedergeschrieben; die Handschrift wurde nach seinem Hinscheiden dem apostolischen Protonotar und französischen Consul in Syrien, Picquet, übergeben, und dieser stellte sie dem bekannten Gelehrten Moreri zu, der sie unter dem Titel: Relations nouvelles du Levant, ou Traités de la religion, du gouvernement et des coutumes des Perses, des Arméniens et des Gaures, avec une description particulière de l'établissement et des progrès qui y font (sic!) les missionaires, et diverses disputes qu'ils ont eues avec les Orientaux (Lyon 1671. 12.), herausgab. Sie enthalten manches Brauchbare, bestehen jedoch größtentheils aus unfruchtbarem Gerede über religiöse Streitfragen, wobei der Scharfsinn des Verfassers nicht einmal in sehr glänzendem Lichte erscheint*). (*Ph. H. Külb.*)

GABRIELI (Gasparo), aus einer vornehmen paduanischen Familie stammend, prakticirte als Arzt in Ferrara und dann in seiner Vaterstadt Padua. Zwei Abhandlungen (In quaestionem Hieronymi Boniperti Novariensis de materiae imminutione in principio morbi, und Explicatio de totius evacuandae materiae ratione [Patav. 1550. 4.]) verschafften ihm in der medicinischen Welt einen gewissen Ruf. Da er auch zugleich Dichter und Philosoph war, so ist es nicht zu verwundern, daß ihm mehrmals akademische Lehrstühle angeboten wurden. Er blieb jedoch in seiner Vaterstadt Padua, wo er am 30. Juli 1553 in einem Alter von 59 Jahren starb. (*F. W. Theile.*)

GABRIELI, der Name zweier der bedeutendsten Tonsetzer des 16. und 17. Jahrh., einer altpatricischen Familie Venedigs, den Gabrielli — früher Cavobelli genannt — angehörig, die vielleicht durch Misheirath ihres Standes verlustig gegangen und in den Nachkommen sich bürgerlichem Erwerbe und Kunstbetriebe zugewandt hat. — Der ältere dieser Tonkünstler, Andrea Gabrieli, auch nach dem Stadttheile, wo er geboren, de Canareio (von Baini di Canareggio) genannt, war gegen 1520 geboren, ein Schüler des Niederländers Adrian Willaert aus Brügge, der am 12. Dec. 1527 Chordirector an St. Marcus in Venedig wurde. Er, ein Schüler von Jean Mouton, der wiederum Schüler des gewandtesten aller niederländischen Contrapunktisten, des Josquin de Près, war, verpflanzte die Kunstfertigkeit jener Schule nach Venedig, wo unter seinen Schülern Cyprian de Rore, der besonders als Theoretiker berühmte Giuseppe Zarlino und unser Andrea hervortreten. Jene beiden wurden Gehilfen ihrers Lehrers am Chor der Marcuskirche, Andrea wurde am 30. Sept. 1556 Organist an der zweiten Orgel daselbst, der Nachfolger und Amtsgenosse bedeutender Männer, im Orgelamte der unmittelbare Nachfolger des Annibale di Padova. Schon diese Stellung, ebenso das Urtheil der Zeitgenossen und Nachfolger bezeichnete seinen Werth; Alberici nennt ihn im Verzeichnisse berühmter venedischer Autoren einen uomo di gran valore e molto stimato e massimo nella musica. In jenem Amte blieb Andrea 30 Jahre lang, zuerst in Gemeinschaft mit Girolamo Parabosco (1551) und Claudio Merulo da Coreggio (1557), dann mit seinem Neffen und Schüler, Giovanni (im venetianischen Dialekte: Zuani) Gabrieli (1584), bis an seinen Tod im J. 1586, in welchem am 30. Dec. Vicenzo Bell (Bell'avere) sein Amtsnachfolger an der zweiten Orgel wurde.

Wie bald Andreas als Tonsetzer zu höherem Ansehen gelangt, steht nicht fest. Im J. 1574 finden wir ihn unter den Tonsetzern in erster Reihe. Als die Republik in diesem Jahre Heinrich's III. Ankunft festlich beging, der aus seinem Reiche Polen heimlich entflohen war, um die Krone Frankreichs zu erlangen, wurde unter allem andern Gepränge auch die Musik aufgeboten, den Flüchtling von einem Throne zum andern zu verherrlichen. Nach dem Palaste Foscari hin, von dessen Altan Heinrich den großen Kanal mit seinen erleuchteten Palastufern, St. Marcus und den Rialto überschaute, schwamm, von verborgenen Nachen bewegt, unter dem Gewimmel zahlloser Gondeln eine offene Säulenhalle daher, von welcher Preisgesänge emporschallten. Zwei derselben hatte Andreas componirt, beide doppelchörig, einen zu zwölf, den andern zu acht Stimmen. Beide sind 1587 bei Gardano zu Venedig, dann 1588 in der Sammlung Gemma musicalis, die in Nürnberg erschien, gedruckt worden. Ungewiß ist, ob der Meister auch schon drei Jahre zuvor (1571) zur Feier der Seeschlacht von Lepanto mitgewirkt. Man kann es vermuthen, da er damals schon in hohem Ansehen gestanden haben muß; doch ist weder sein Name, noch der eines andern Tonsetzers, die bei den ausgedehnten Festlichkeiten sich bethätigt haben, aufbewahrt worden. Von sonstigen Compositionen des Meisters sind Motetti a 5 voci (Venedig 1565.), Madrigali a 5 (Venedig 1572.), Madrigali a 5 et 6 v. cum Dialogo 8 vocum (Nürnberg 1572.), Madrigale zu drei Stimmen (Venedig und Nürnberg 1575.), Cantionum eccl. (sacrarum) Lib. I und II, zu 4 und zu 6—16 Stimmen (Venedig 1576, 1578.), Psalmi poenitentiales 6 vocum cum instr. (Venedig 1583.), Madrigali a 6 voc. (Venedig 1585.), Madrigali et Ricercari a 4 voc. (Venedig 1587.), Cantiones 6—19 voc. (lateinische und italienische Texte, Venedig und Nürnberg 1587.), Ecclesiasticae Cantiones 4 voc. (Venedig 1589.) anzuführen. Außerdem geb.

*) Vergl. Biographie universelle. Tom. XVI. p. 220.

der Neffe des Meisters nach dessen Tode noch Concerti di *Andrea* e di *Giov. Gabrieli*, ..., continenti Musica di Chiesa, Madrigali et altro, per voci e stromenti musicali a 6, 7, 8, 10, 12 et 16 bei Gardano in Venedig 1587 neu (Novamente) heraus, eine Sammlung, die 67 Compositionen des Andreas enthält.

Diese ausgebreitete Bethätigung zeugt schon von der Wirksamkeit und dem Einflusse, den der Meister auf seine Zeit geäußert. Diese Wirksamkeit, — wie sie sich an der Lehre der niederländischen Schule und ohne Zweifel dem Vorbilde jener Läuterung und Erhebung der römischen Musik erhoben hatte, die sich an den Namen Palestrina knüpft, ohne ihm ausschließlich anzugehören: sie griff bedeutend hinüber in die Befruchtung und Gestaltung des teutschen Musikwesens, schon durch die engen, an den Handelsvertrieb mit Augsburg und Nürnberg geknüpften Beziehungen Venedigs mit Teutschland, dann aber durch Hans Leo Haßler's Wirken, der ein Schüler des Andreas war, und durch den andern Schüler desselben, den Johannes Gabrieli, der die Kunst und den Einfluß des Oheims geerbt und erweitert hatte. Fragt man nun genauer nach dem eigenthümlichen Gehalte dieser Compositionen, so ist es allerdings nicht so leicht, denselben mit Unterscheidung von gleichzeitigen Werken anzugeben, nicht blos, weil die beiderseitigen Werke noch nicht zahlreich genug vorliegen, sondern besonders darum, weil in jener Periode die ohnehin so flüssige Kunst der Töne noch allzu weit abstand von der Fülle und Bewältigung ihrer Ausdrucksmittel, als daß sich die Eigenthümlichkeit des einzelnen Künstlers in ihr bestimmt und deutlich hätte ausprägen können. Dies wurde erst da möglich, wo einmal das Feld künstlerischer Bethätigung weit genug erschlossen war, um schon in der Wahl und Auffassung charakteristischer Aufgaben den Charakter des Künstlers hervortreten zu lassen. Ob ein Künstler sich der eigentlichen Kirchenmusik und hier der katholischen Weihe oder der evangelischen Schrifttreue, — ob er sich dem Oratorium, der Oper u. s. w. widmete, welche Gegenstände ihn anzogen, welche Idee er in ihnen schaute: das wurde für spätere Künstler bezeichnend, konnte es aber nicht in einer Zeit sein, die fast kein Werk von Bedeutung und Gedankenfülle (in der Musik) hervorbrachte, als in der Form der Kirchenmusik. Sodann wurde charakteristisches Wirken in der Musik erst da entschieden möglich und kenntlich, als die freie Bethätigung der Kunst zu mannichfaltigen und fest ausgeprägten Formen in derselben gelangen ließ; denn die Kunstformen, diese angewandte Logik der Kunst, machen erst die Aus- und Durchführung einer Idee möglich, während ohne sie Alles vereinzelter Einfall, auftauchender und wieder dahingeschwundener Gefühlsmoment bleibt. Wenn nun, in Übereinstimmung mit den Zeitgenossen, dem Andreas von seinem Neffen ein weit bestimmteres Lob beigelegt wird, als obige Betrachtung erwarten läßt: so folgt daraus noch keineswegs Unwahrhaftigkeit des Urtheils, oder Unrichtigkeit jener allgemeinen Erwägung. Wir müssen nur in Anschlag bringen, daß der Urtheilende selbst jener Zeit angehörte, mithin ebenso weit von der Kenntniß fest ausgeprägter und charakterisirender Formen und Aufgaben entfernt war, als sein bewunderter Oheim. Johannes sagt von diesem in der Zueignungsschrift seiner Ausgabe der Concerti di Andrea e di Giov. Gabrieli, an Jacob Fugger, den Freund des Verstorbenen: „Wäre Andreas Gabrieli nicht mein Oheim gewesen, so dürfte ich ohne Furcht vor Tadel kühn behaupten, daß, wie es im Ganzen wenig ausgezeichnete Maler und Bildhauer neben einander gegeben, auch wenig Tonmeister und Orgelspieler gelebt haben, die ihm gleich kämen. Da ich aber durch Bande des Bluts ihm kaum weniger als Sohn gewesen, darf ich nicht frei heraussreden, was Neigung und Wahrheit mir sonst eingeben würden. Wer kann leugnen, daß er in jedem Theile der harmonischen Kunst bewundernswerth, ja gleichsam göttlich gewesen? Seine Fertigkeit könnte ich loben, seine seltenen Erfindungen, seine anmuthige Schreibart; des Ernstes, der Gelehrsamkeit seiner Gesänge könnte ich gedenken, aber auch ihrer Frische und Lieblichkeit, sodaß in der That, wer nur gehört, wie klangreich seine einfachen, seine kunstreich verwobenen Werke waren, bekennen durfte, er habe erfahren, was wahrhafte Bewegung des Gemüths sei, was es heiße, ungewohnte Süßigkeit von der Tonkunst genießen. Ich könnte sagen, daß aus seinen Werken offenkundig hervorgehe, wie er einzig gewesen in Erfindung von Klängen, welche die Kraft der Rede und der Gedanken ausdrücken" u. s. w. Mag man Einiges der üppigen Enkomiastik der Italiener zu Gute rechnen (die bekanntlich schon Manchen il divino und il principe della musica genannt haben), Einiges der Pietät des Neffen und Schülers: in der Hauptsache wird man der Aufrichtigkeit des Urtheils vertrauen dürfen. Aber — in ihm fließt zusammen das, was an Eigenschaften und Leistungen allen vorzüglichen Meistern jener Zeit gemeinsam war, mit dem, was im Andreas — und auch nicht durchweg in ihm allein, oder zuerst aufkeimte, um allmälig und viel später zur Vollendung heranzureifen. So ist denn im Andreas die Neigung zu vielstimmigem, oft doppel- und mehrchörigem Satze, die Enthaltung von künstlichern contrapunktischen Verwickelungen und statt deren die Hinwendung auf einfachern, oft choralartigen, dem geweihten Dienste und der Andacht gewidmeten Satz anzuerkennen, aber keineswegs ihm allein, vielmehr vor und neben ihm Vielen — der Mehrzahl der guten Tonsetzer eigen; Roland Laß, Palestrina, Claude Genet (il Carpentrasso), Vittoria geben, außer vielen Andern, in ihren Werken dafür Zeugniß. Dasselbe gilt von der Benutzung der Kirchentonarten, oder dem treuen Festhalten an ihnen, das dem Andreas verschiedentlich beigemessen wird. Diese Kirchentonarten (höchst uneigentlich auch „griechische Tonarten" und mit griechischen Specialnamen genannt) sind tiefsinnige Typen; aber sie sind nur ein Durchgangsmoment zwischen der ersten Bildung der Tonarten (als Tonreihen oder Toninbegriffe, in deren jedem eine Abtheilung vorhandener Weisen enthalten) und der rationalen Vollendung des Harmonie- und Tonsystems, die erst in unsern Zeiten wissenschaftlich errungen werden konnte. Jener Durchgangsmoment faßt reiche, tiefsinnige Anschauungen und Erfahrungen in sich, hat eine Reihe charaktervolle

Ausdrucksformen (von unschätzbarer Wichtigkeit in der Reformationsperiode) geboren, aber in sich selber nie zu einem absoluten Abschlusse kommen können; daher selbst seine Zeitgenossen nicht zu fester Übereinstimmung gelangt sind und die fabelhaftesten Auslegungen (z. B. daß ein und dasselbe Tonstück in dieser Stimme der einen, in jener gleichzeitigen Stimme einer andern Tonart zugehöre) um die Wette mit neuern Exegeten geliefert haben. So hat nun auch Andreas die alten Modulationsformen charakteristisch benutzt, ist aber ebenso wol über das damals Gebräuchliche hinausgegangen, wenngleich nicht in solcher Ungebundenheit, wie Cyprian da Rore und andere Chromatiker. Frei vom Zwange des künstlichern Contrapunkts und von der stricten Observanz der Kirchentonarten haben sich ihm die Stimmen, namentlich die herrschende, beweglicher und melodischer gestaltet und zu einem oft treffenden Ausdrucke des Textes, bis in einzelne Züge und Worte, durch entsprechende Tonfiguren und Harmonien hergeliehen.

Ihm nächststehend, aber vorwärts getragen durch den allgemeinen Fortschritt der Zeit, ist sein schon genannter Neffe und Schüler Johannes. Seine Geburt fällt (genauer weiß man es nicht) gegen die Mitte des 16. Jahrh. Schon 1575 nennt ihn Cosimo Bottegari im Secondo libro de' Madrigali (Venedig bei Girolamo Scotto) unter den floridi virtuosi; ein späterer Berichterstatter (*Dagliona*, Le cose notabili e maravigliose della citta di Venezia) erzählt, daß die Künstler aus allen Städten Italiens nach Venedig geströmt seien, um des Johannes Orgelspiel zu hören; auch nach Teutschland hat sich sein Ansehen offenbar schon früh verbreitet. Am 7. Nov. 1584 wurde er, nach Abgang des Claudio Merulo, Organist an der ersten Orgel von St. Marcus. In dieser Stellung blieb er bis zu seinem 1612 erfolgten Tode, ohne — wie es scheint — Venedig jemals verlassen zu haben. Von seinen Lebensverhältnissen ist sonst nicht viel bekannt, nur die hohe Achtung der Zeitgenossen und sein ausgebreiteter Einfluß sind genugsam bezeuget. Heinrich Schütz (Sagittarius), sein Schüler, sagt in der Vorrede zu Symphoniae sacrae (Venedig 1629.) von ihm: „Ja, Gabrieli! Ihr unsterblichen Götter, welch ein Mann war der! Hätte das wortreiche Alterthum ihn gekannt, den Amphionen würd' es ihn vorgezogen haben; oder wünschten die Musen Vermählung, so besäße Melpomene keinen andern Gemahl als ihn, solch ein Meister des Gesanges war er." Ein anderer seiner Schüler, Aloys Grani, schreibt in der Dedication der von ihm gesammelten und herausgegebenen Symphoniae sacrae *Joannis Gabrieli* (Venedig 1615.) von ihm: „Hat gleich Johannes Gabrieli, jener ausgezeichnete, keinem andern seines Zeitalters weichende Tonkünstler, seit einigen Jahren, von den Fesseln des Irdischen gelöst, seine leibliche und irdische Hülle abgestreift, so darf ich ihn doch mit Recht glücklich preisen, da er durch seine Tüchtigkeit und Wissenschaft ewiges, unvergängliches Lob und Gedächtniß in diesem Leben sich bereitet hat." Noch gewichtiger ist vielleicht Michael Prätorius' Urtheil, der den Gabrieli in den meisten Abschnitten des dritten Theiles seines Syntagma musicum als Muster aufstellt (ebenso Seth Calvisius in seiner Abhandlung über die Tonarten) und ihn selten anführt ohne das Beiwort des „Vortrefflichsten, Berühmtesten." Wie sehr er in Teutschland geschätzt war, beweist neben den persönlichen Verhältnissen zu Hans Leo Haßler, Heinrich Schütz, den Fuggers in Augsburg, dem Herzoge Albrecht V. von Baiern u. A. auch der Umstand, daß in sieben verschiedenen Sammlungen meist geistlicher Gesänge (von denen sechs bis 1609 in Nürnberg erschienen) seine Compositionen nach Zahl und Werth die erste Stelle einnahmen. Dasselbe ist von drei späteren Sammlungen, unter denen die von Bodenschatz, zu bemerken, Von seinen Werken sind folgende Ausgaben anzuführen. Zunächst die schon erwähnten Concerti di *Andrea* e di *Giovanni Gabrieli* (1587), von denen zehn dem Johannes gehören. Außerdem: Intonazioni d'Organo L. I. (Venedig 1593.); Ricercati L. II et III. (1595); Sacrae Symphoniae *Joa. Gabrieli*, 6, 7, 8, 10, 12, 14, 15 et 16 tam vocibus quam instrumentis (neuere Ausgabe 1597); Sacrae symphoniae diversorum (und des Johannes 1613); Canzoni e Sonate del Sign. *Giovanni Gabrieli* a 3, 5, 6, 7, 8, 10, 12, 14, 15 et 22 voci (1615); Reliquiae sacrorum concentuum *Giov. Gabrielis* et *Joh. Leonis Hasleri* et aliquot aliorum motettae 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 16 et 19 vocum (1615); unter andern ein 6stimmiges Hochzeitsmadrigal von Ersterem enthaltend, das durch untergelegten lateinischen Text zu einer Auferstehungsmotette umgeformt war; Symphoniae sacrae *Joannis Gabrieli* Lib. II. (neue Ausgabe 1615), eine Sammlung von 32 Compositionen u. s. w. Es ist schon aus diesem Überblicke klar, daß des Meisters größte Thätigkeit der Kirchenmusik, und zwar dem Chorgesange für dieselbe, zugewendet war; doch blieb das Fach des Madrigals und des Instrumentalsatzes keineswegs versäumt. Aus dem erstgenannten Gebiete waren besonders seine Compositionen des Magnificat (Preisgesang der Maria nach der Verkündigung aus dem Evangelium des Lucas), die er im Sinne der alten Kirche nicht als festlichen Jubelgesang, sondern als demuthvolles Dankgebet auffaßte, bei Katholiken und Protestanten werth gehalten.

Dieselben Verhältnisse, die in den Compositionen des Andreas Gabrieli (und in den Kirchenwerken der meisten Zeitgenossen, besonders Italiens, — während in Teutschland die Reformation und in ihrem Gefolge die Freigebung der Bibel und die Betheiligung des Volksgesanges und des aus volksthümlicher Wurzel erwachsenden Oratoriums neue Erscheinungen herbeiführen) einen bestimmt ausgeprägten Charakter — in solcher Schärfe, wie nur die Durchbildung der Kunst gestattet, nicht hervortreten ließen, walten auch dem Johannes Gabrieli gegenüber. Gleichwol kann dem Kenner ein Fortschritt zur Freiheit und Beherrschung des Kunststoffes in den Arbeiten des jüngern Meisters nicht entgehen; der Jünger steht auf den Schultern seines Meisters, und man wird der Ansicht des in diesem Felde so gründlich orientirten C. v. Winterfeld Johannes Gabrieli und sein Zeitalter [Berlin 1834.]) wol beipflichten dürfen, der in der Zusammenstellung des Johannes mit Palestrina und Roland Laß in dem Erst-

genannten den Übergangspunkt aus der ältern Kirchenmusik in die neuere erblickt. Bei sinnvoller Auffassung und Verwendung der Kirchentöne, namentlich in den Kirchenchören, weiß er doch — und dies ist besonders in den Madrigalen sichtbar — von der Chromatik neue (nämlich im Styl der Kirchentöne neue) Intervalle zum scharftreffenden Ausdrucke des Textes zu entlehnen, wobei er indessen mit minderer Kühnheit (oder Ungebundenheit?) vorzuschreiten scheint, als Luca Marenzio und Gesualdo, der Fürst von Venosa. Weniger reich in strengern Contrapunkten, als selbst Palestrina, der doch soviel von seinen Vorgängern, den Niederländern, aufgegeben hatte, wendet er sich ganz der sinn- und wirkungsvollen Darstellung des Textes zu, während er ausgeführter fugirte Sätze nur in Orgelcompositionen anwendet, und hier auch mehr freier, als ricercari, wie in strengerer Fugenform. Für den Ausdruck des Textes dagegen zeigen sich, besonders in den Sacrae symphoniae zu 6—16 Stimmen, öfter neue Gestaltungen, namentlich entschiednerer Gegensatz von Chören höherer und tieferer Stimmlage (der übrigens in Palestrina, Allegri und Andern ebenfalls schon sichtbar ist), oder dreifacher Gegensatz von Chören tiefer, hoher und mittlerer Stimmlage und Stimmgattung; ferner dialogischer Wechsel von Instrumental- und Chorsätzen, mit langem Zwischengesange für eine Solostimme ohne Begleitung, wie sie ein Jahrhundert später Händel so wirkungsreich (z. B. in Israel in Ägypten) anzuwenden wußte. Endlich ist auch nach v. Winterfeld's Hinweisung, seine Thätigkeit im Instrumentalsatze als ein erheblicher und Weiteres anregender Fortschritt nach dieser Seite der Kunst hin anzuerkennen, auf der ihre Selbständigkeit und damit erst ihre freie und vollständige Entwickelung zu erringen war. Wissen wir Neuere nun, daß ebendies die vorherbestimmte Aufgabe der Teutschen war, die sie allein lösen konnten und wirklich gelöst haben: so tritt uns allerdings Johannes Gabrieli auch in dieser Richtung als bedeutungsvolle Gestalt gegenüber, der durch seine Werke und ihre Richtung, durch seine Persönlichkeit und das ihr auch in Teutschland errungene Gewicht, der neben diesem Allen durch einen Schüler von der Wirksamkeit eines Heinrich Schütz einen Übergangspunkt aus seinem frühbegünstigten in unser Vaterland bildet. Der Geschichtschreiber der Kunst wird gern bei ihm weilen, der tiefer nach Bildung in dieselbe Eindringende, sei seine Lebensaufgabe die des Componisten oder des Lehrers, wird nicht ohne sichern Lohn in den Umkreis dieses reichen Lebens treten.

(*A. B. Marx.*)

GABRIELI (Catarina), geb. 1730 zu Rom, war die Tochter eines Kochs, weshalb sie Anfangs nur La Cuochetina genannt ward. In der Musik, für die sie früh entschiedenes Talent zeigte, genoß sie den Unterricht Porpore's. Sie war kaum 15 Jahre alt, als sie (1745) zum ersten Male auf dem Theater zu Lucca auftrat und durch ihren Gesang allgemeine Bewunderung erregte. Kaiser Franz I. rief sie nach Wien. Metastasio's Unterricht vollendete dort ihre musikalische Ausbildung. Im Vortrage des Recitativs brachte sie es zu einer ungemeinen Vollkommenheit. Die reichen Geschenke, die sie 1765 nach Sicilien mitbrachte, bewiesen, wie sie in Wien gefeiert worden war. Mit ihrem großen Talent war ein launenhafter Eigensinn verbunden. In Petersburg, wohin sie um 1769 berufen worden war und einen Gehalt von 6500 Rubeln nebst freier Tafel und Wohnung bezog, weigerte sie sich einst hartnäckig zu singen. Die Kaiserin Katharina II. warf ihr ihre Undankbarkeit vor, mit der Bemerkung, daß keiner ihrer Feldmarschälle einen solchen Gehalt wie sie bezöge. „So dürfen Ew. Majestät," erwiederte die Sängerin, „ja nur einen Ihrer Feldmarschälle singen lassen!" So gab sie auch nach ihrer Heimkehr dem Vicekönige von Sicilien, der sie wegen ihres nachlässigen Vortrages einer Opernarie getadelt hatte, die kecke Antwort: „Macht und Ansehen könnten sie zwar zum Schreien, doch nimmermehr zum Singen bewegen." Sie mußte mit einer zwölftägigen Haft in dem öffentlichen Gefängniß für ihren Trotz büßen. Dort veranstaltete sie alle Tage die prächtigsten Gastmähler, bezahlte aller armen Gefangenen Schulden und vertheilte beträchtliche Summen. Um sie in ihrer ganzen Vortrefflichkeit zu hören, gab es kein wirksameres Mittel, als ihren begünstigten Liebhaber die vorderste Loge betreten zu lassen. In zärtlichen Arien, an ihn gerichtet, bot sie dann ihre ganze Kunst auf.

Den größten Triumph feierte sie in London, wohin sie sich 1775 begeben hatte. Mit ihrem großen Talente vereinigte sie eine Feinheit in ihrem Betragen, die ihre niedere Herkunft nicht erwarten ließ. Sie zeigte die Würde und Grazie einer römischen Matrone. Der berühmte Burney gefiel sich ganz besonders in ihrem Umgange. Er äußerte, daß er noch nie eine verständigere und gebildetere Künstlerin kennen gelernt habe. Auch in Gesprächen, die nicht die Musik, sondern wissenschaftliche Gegenstände betrafen, zeigte sie einen seltenen Grad von Bildung. Im J. 1777 begab sie sich von London nach Bologna. Sie scheint diesen Ort jedoch bald nachher mit Rom vertauscht zu haben. Gegen das Jahr 1780 begab sie sich nach Mailand, wo sie mit Marchesi wetteiferte. Die Sänger scheuten sich überhaupt, mit ihr aufzutreten. Nach einer ihrer Stimme vollkommen angemessenen Bravourarie, in der sich einst ihr Talent in seinem ganzen Umfange zeigte, verbarg sich der berühmte Sänger Pacchierotti beschämt hinter den Coulissen, und ließ sich nur mit Mühe bewegen, wieder hervorzukommen. Noch in ihrem 50. Jahre soll ihr Gesang allgemeines Erstaunen erregt haben. Um diese Zeit (1780) zog sie sich von der Bühne zurück und führte seitdem mit ihrem Bruder ein völlig eingezogenes Leben. Ihren frühern Launen schien sie noch immer nicht ganz entsagt zu haben. Wenigstens mußte der Kapellmeister Reichardt, der sie im J. 1787 in Rom besuchte, sie bitten, ihm in ihrem Zimmer nur eine einzige Arie am Flügel zu singen. Sie starb 1796 zu Rom. Ihr Bildniß ist 1786 von Merlin in London nach einem Gemälde Bettoni's in groß Folio gestochen worden*). (*Heinrich Döring.*)

*) Vgl. Gerber's Lexikon der Tonkünstler. 1. Th. S. 465 fg. Dessen Neues Tonkünstlerlexikon. 2. Th. S. 232 fg. Gastner's Universallexikon der Tonkunst S. 331. Blum's und Herloßsohn's Allgem. Theaterlexikon. 3. Bd. S. 333.

GABRIELLI, das große italienische Haus, betrachtet als seinen Ahnherrn eines Cantius Gabrielus de Eugubio, der zugleich mit Petrus Marionus, beide Camerarii, in einer Urkunde Kaiser Konrad's II. genannt wird. Ein Karl Gabriello, der um 1120 in seiner Vaterstadt Ugubbio der höchsten Gewalt sich bemächtigt haben soll, wurde von seinem deshalb ihn beneidenden Bruder Theobald erschlagen. Durch die Blutrache seines Neffen verfolgt, wendete sich Theobald, so heißt es, nach Calabrien, wo er unter dem Schutze der Normänner sicher, in Tropea eine neue Heimath fand, und der Stammvater der Gabrielli von Tropea sowol als von Cosenza wurde. Eine Urkunde K. Roger's nennt ihn „D. Theobaldum Gabrielem dominum Eugubinum militem et consotium nostrum." Facius Gabrielli, 1154, wird von Heinrich Barcellio als ein Philosoph ersten Ranges und als Verfasser verschiedener Abhandlungen, von den vier Elementen, von dem Einflusse höherer Wesen auf die unter ihnen stehenden Generationen, von der wahren Weltweisheit, gepriesen. Hermann, der 1211 als Stadtrichter in Ugubbio vorkommt, ist ohne Zweifel der erste in der Familie gewesen, der das Studium, dem sie nachmals großentheils ihre Wichtigkeit verdanken sollte, die Rechtswissenschaft, ergriff. Seinem Sohne Andreas wurde 1249 der Besitz von Sassoferrato und von dem an der Grenze des Gebiets von Ugubbio belegenen Castell Tiego bestätigt, und kommen um dieselbe Zeit auch Cantiano, Frontone, Caresto, Ghiomesi, la Biscina, Siole, la Serra am Esino, la Serra di Santo Abondo, Campietro, Certalto und Agnana, sämmtlich in Umbrien belegen, als Besitzungen des bereits in mehre Linien vertheilten Geschlechtes vor. Hugolin Gabriel, einer der Consuln von Ugubbio, erzwang die Unterwerfung der rebellischen Bevölkerung von Calvi, 1230. Peter, ein Neffe Hermann's, regierte als Podestà seine Vaterstadt, und vergrößerte ihr Gebiet durch die Erwerbung des Castells Montesecco, in der Mark Ancona. Rossus, Peter's Sohn, unterhandelte im Auftrage der Stadt mit Papst Honorius IV. wegen des Besitzes von la Pergola, bekleidete zu Florenz das Amt eines Podestà, und leitete, als der Florentiner oberster Feldhauptmann, die Belagerung von Arezzo. Cante de Gabrielli befand sich in der Zahl der Condottieri, welche nach Florenz eilten, um ihre Dienste an Karl von Valois zu verkaufen, 1301, und wußte dergestalt sich dem fremden Prinzen zu empfehlen, daß dieser ihn der Republik zum Podestà aufdrang. Cante führte ein ungemein strenges, drückendes Regiment; während der fünf Monate, die Valois in Florenz weilte, schickte sein Podestà beiläufig 600 Personen in die Verbannung, und mußten sie dabei, um die Confiscation ihrer Güter abzuwenden, schwere Geldbußen, zu dem Belauf von 6—8000 Goldgulden entrichten. Dante Alighieri Petracco, des Petrarca Vater, befanden sich unter den Vertriebenen. Die Früchte seiner Industrie hatte Gabrielli mit dem Prinzen zu theilen. Podesta in Lucca zur Zeit von Kaiser Heinrich's VII. Römerfahrt, 1310, kommt er nachmals als der welfischen Liga Feldhauptmann, und 1321 als Capitaneus generalis civitatis Perusiae vor; an der Spitze der Perusiner eroberte er 1322 die Stadt Assisi. Um dieselbe Zeit wurde er in Gemeinschaft seines Bruders Bino und seines Neffen Philipp, mit der obersten Leitung bei dem Bau des Stadthauses zu Ugubbio beauftragt, ein Geschäft, welches er jedoch wegen seiner vielfältigen im Dienste der Perusiner zu verrichtenden Kriegsfahrten mehrentheils seinen Söhnen Martin und Lälius übertragen mußte. Bino zu Orvieto, 1302, zu Florenz 1305 Podestà, befehligte das florentiner Heer in dem Kriege mit Pistoja, und mußte an ihn die Stadt nach einer Belagerung von 10 Monaten am 10. April 1306 sich ergeben. Dafür wurden ihm die Ehren des Triumphs: „Et a M. Bino de Gabrielli da Gobbio," also schreibt Gio. Villani B. 8. Cap. 83: „alloro Podestà di Firenze et Capitano della hoste, entrando in Firenze, gli fu recato sopra capo pallio di drappo d'oro per i Cavalieri di Firenze." Peter's, des Bischofs von Ugubbio, (1328) Bruder Philipp, des Rossus Sohn, war 1311 Podestà von Orvieto, und übte 1320 beinahe unbeschränktes Herrscherrecht in Ugubbio, wo er Auflagen erhob, Gesetze einführte, Alles nach seinem Gutdünken. Zwei Jahre später befehligte er das Heer, so die Florentiner, ihren Verpflichtungen zu der welfischen Liga getreu, gegen die Visconti aussendeten, und erzwang am 25. Febr. 1323 den Übergang der Adda [1]), ein Ereigniß, welches entscheidend auf die Geschicke der Lombardei zu wirken verhieß. Lälius Lello, des Cante Sohn, Podestà zu Ugubbio 1350, wurde, als Johann Gabrielli sich der Stadt bemächtigte, in Banden gelegt, starb auch in der Haft. Sein Bruder, Jacob, Podestà zu Orvieto 1315, wurde 1333 nach Florenz berufen, auf daß er innerhalb der Grenzen der Republik ihre Feinde, die Rebellen, aufsuche und vertilge. Er scheint mit seinen Leistungen allen Ansprüchen genügt zu haben, daher ihm auch 1336, in den äußersten Nöthen der Republik, die Dictatur übertragen worden ist. Als capitano di guardia et conservatore di pace et dello stato di Fiorenza sollte er eine Leibwache von 50 Reisigen und 100 Fußknechten um sich haben und eine Jahresbesoldung von 10,000 Goldgulden genießen, in seinen Verrichtungen aber hauptsächlich auf die öffentliche Sicherheit und die Banditen verwiesen sein. Bald gelang es ihm jedoch, weit über diese Sphäre seine Befugnisse auszudehnen und seine Gewalt nicht nur dem Volke, sondern selbst der Regierung fürchterlich zu machen. „Faceva giustitia di sangue come gli pareva," und ohne Beschränkung den Trieben eines mistrauischen und blutgierigen Gemüthes sich hingebend, ließ er der Todesurtheile gar viele vollziehen. „Compiuto l'anno se n'andò à Ugubbio

1) „L'altra hoste della Chiesa ch'era su la riva, veggendo la detta battaglia per lo Capitano et Connestabili, et insegna del Comune di Firenze, ch'era M. Filippo Gabrielli da Gobbio et M. Urlimbaca Tedesco, prima messi à passar l'Adda et l'altra gente appresso con gran contrasto di nemici nel fiume, et alla riua combattendo vittoriosamente passarono, et trouando la gente di M. Marco sparta, et travagliata, li misero in iscofitta, oue grande quantità ne rimasero morti et presi, et fuggito il detto M. Marco, con rimaso di sua gente à Milano, la hoste della Chiesa prese Caravaggio, et piu ville et castella, à di 27. di Settembre presero la terra die Moncia." Villani Buch 9. Cap. 120.

ricco di molti danari," aber ſolchen Ruf ließ er in Florenz zurück, daß das Volk, um für die Zukunft nicht ähnlicher Tyrannei zu verfallen, durch Decret es unterſagte, an einen Bürger von Ugubbio das Richteramt zu verleihen. Ein Geſetz gleichen Inhalts war das Jahr zuvor in Siena durchgegangen. Das Bündniß, welches Ugubbio 1337 mit Perugia und mehren Städten Umbriens einging, wurde durch Gabrielli verhandelt; 1338 wurde er von Papſt Benedict XII. zum römiſchen Senator ernannt. Bald fanden die zwölf Oligarchen, in deren Händen die Geſchicke von Florenz beruhten, ſich veranlaßt, ſeinen Beiſtand zu ſuchen. Dem unlängſt erlaſſenen Geſetze zu Trotz wurde er an des Malateſta von Rimini Stelle als Capitano di guerra berufen und am 1. Febr. 1339 „con gran balia" in ſein Amt eingeführt. Dies Mal war ihm eine Leibwache von 100 Reiſigen und 200 Knechten beigegeben, „et procedeva de fatto in civile et in criminale a sua voluntà." Seine uns bekannten Regierungsmaximen wurden beſonders den Familien Bardi und Frescobaldi läſtig; er nöthigte ſie, ihre feſten Häuſer auf dem Lande aufzugeben, und verfolgte ſie außerdem mit ſchweren Geldbußen. Eine Verſchwörung, welcher die vornehmſten Edlen der Stadt, auch die Guidi, die Ubertini, di Ubaldini und mehre andere Barone der nähern und fernern Umgebung, beitraten, ſollte dem tyranniſchen Regimente des Gabrielli und der Zwölfer ein Ende machen, und war als die Stunde des Ausbruches die Feier des Traueramtes am Allerſeelentage feſtgeſetzt; der Anſchlag wurde jedoch am Allerheiligenabend (1340) verrathen und ſofort durch die Anſtalten der Regierung hintertrieben. Nach einem unerheblichen Gefechte mußten die Verſchworenen die Stadt räumen; aber auch Gabrielli ſcheint der Partei, durch welche er bis dahin getragen, entbehrlich geworden zu ſein, und verließ Florenz am 1. Febr. 1341, nachdem er zwei volle Jahre der unumſchränkte Gebieter der Republik geweſen war. Er befehligte die Hilfsvölker, welche Ugubbio den Florentinern, behufs ihres Krieges um den Beſitz von Lucca, zuſendete, gerieth aber in der am 2. Oct. 1341 vor den Mauern dieſer Stadt gelieferten Schlacht in Gefangenſchaft; daher die Republik Ugubbio ſich veranlaßt fand, durch eine, zu dem Ende nach Florenz abgefertigte, Geſandtſchaft das Ereigniß zu beklagen und die Befreiung des wichtigſten ihrer Bürger, zu welchem Ende aus öffentlichen Mitteln 3000 Goldgulden angewieſen wurden, zu betreiben. Kaum aus Piſa entlaſſen, übernahm Jacob das ſchwierige Geſchäft, in der Eigenſchaft eines apoſtoliſchen Legaten dem Herrſcherrechte des heiligen Stuhles in Bologna die gebührende Anerkenntniß zu verſchaffen. Er ſcheiterte an dem Einfluſſe der Pepoli, ohne doch darüber das Wohlwollen des römiſchen Hofes einzubüßen, wie ein Schreiben des Papſtes Clemens VI. im J. 1349 andeutet: „Dilecto filio nobili viro, Jacobo de Gabrielibus militi Eugubinensi, patrimonii Beati Petri in justitia Rectori." Mit Johann di Cantuccio Gabrielli kam er zu Zwiſt ob der Abtei Oſtacciano, und der Handel wurde dermaßen ernſthaft, daß Johann, indem er ſich der Stadt Ugubbio bemächtigte, Jacob's ſämmtliche Verwandte in Banden legte. Jacob, durch die aus Spoleto und Perugia ihm zugekommenen Hilfsvölker verſtärkt, unternahm die Belagerung von Ugubbio, von der er jedoch, in Betracht der von den Peruſinern angebotenen Vermittelung, abließ. Wiederum wurde er, nachdem er 1351 ſein Caſtell Carello hergeſtellt und mit neuen Mauern umſchloſſen hatte, nach Florenz als Capitano, „con somma balia," berufen, 1352. Mittlerweile war der Zwiſt mit Johann di Cantuccio Gabrielli geſühnt worden, mit der Erfüllung des Vertrages verzog es ſich aber gegen alle Gebühr, daß Jacob zuletzt ſich anſchickte, an der Spitze einer bedeutenden Macht ſeinen Gegner der angemaßten Herrſchaft zu entſetzen. Aber es verlegte ihm der päpſtliche Legat, der Cardinal Albornoz, den Weg, der, nicht zufrieden, daß Johann di Cantuccio in ſeine Hände Ugubbio aufgab, jetzt auch von Jacob die Heeresfolge für den vorhabenden Zug gegen die Malateſti foderte. Die verweigerte Jacob, und er ſollte ſeinen Ungehorſam mit der Auslieferung von Cantiano, einer alten Stammbeſitzung, büßen. Dazu wollte er ebenſo wenig ſich verſtehen, und der Legat ließ ihn greifen und in Banden halten, bis er ſich bequemte, die eine der Burgen von Cantiano, il Girone, zu öffnen. Mit dem Legaten vollſtändig ausgeſöhnt, wurde Jacob zum Capitano und conservator di pace für die Stadt Todi, dann, mittels der letzten Ernennung, die für jetzt von dem Legaten, welcher, im Begriffe, nach Avignon zurückzukehren, 1357, ausgehen ſollte, zum Governator von Florenz beſtellt, in welchem Amte jedoch Jacob der Beſchäftigung nicht viel geſunden haben wird. Hieronymus Gabrielli wurde von K. Ludwig IV. zum Reichsvicar in Ugubbio ernannt, „et tunc ista nobilis prosapia dominari cepit Eugubium," ſagt Peter Baccarino. Cantuccio, des Bino Sohn, Peter's Enkel, wurde 1330 von den Florentinern zu ihrem Capitan generale für den Krieg mit Lucca erwählt. Sein Bruder Petruccio, „prudente et grave huomo nella Reppublica," wurde der Vater Paul's, des Biſchofs von Lucca. Eines andern Paul's Sohn, Rubin, befehligte die Mannſchaft, mit welcher Ugubbio des Herzogs von Spoleto Anſtrengungen im Dienſte der Kirche unterſtützte, 1341. Necciolo, des Lello Sohn, war einer der Bundesräthe für das von Ugubbio mit Perugia und mehren Städten von Umbrien eingegangene Bündniß. Ein anderer Sohn des Lello, Bino, war Podeſtà zu Florenz, 1341, theilte aber ſeiner nächſten Vettern Geſchick, als Johann Gabrielli ſich der Herrſchaft in der Vaterſtadt bemächtigt hatte, und dürfte wol im Kerker ſeine Tage beſchloſſen haben. Cante, ein Sohn Jacob's, des Bruders von Lello, wurde am 13. Sept. 1357 zum oberſten Feldhauptmann der Peruſiner für den Krieg mit Spoleto und Aſſiſi erwählt. Als hierauf nach Jahren Ugubbio die vormalige Unabhängigkeit wieder erlangte, wurde Cante aufgefodert, das Statut der Republik durchzuſehen und zu vervollſtändigen. Ein Jahr lang ſaß er zu Bologna als Podeſtà; in dem nächſten Jahre empfing er, bei Gelegenheit der Freudenbezeigungen über den Einzug des neuerwählten Biſchofs, des Gabriel de' Gabrielli, im Namen der Stadt Ugubbio durch des Meſſer Baſone Rafaelli Hand den Ritterſchlag, den er hier-

auf, kraft der von der Gemeinde ihm gewordenen Ermächtigung, drei andern Gabrielli mittheilte. Als Capitano 1378 nach Florenz, das damals durch die Ciompi regiert, berufen, sollte er 1379 über Theilnehmer einer Verschwörung, dergleichen Peter Albizzi, Philipp Strozzi, Donato Barbadoro u. s. w. zu Gericht sitzen, d. i. nach dem Willen eines rasenden Volkes sie zum Tode schicken. Unerschrocken unter den Dolchen der Mörder, die sein Leben bedrohten, falls er der angeblichen Verbrecher verschonen würde, leitete er ruhig die Untersuchung, und nachdem er sich von der Grundlosigkeit der Beschuldigung überzeugt, sprach er zu den von dem Pöbel ihm aufgedrungenen Beisitzern: „Lasset sie schlachten, das ist eure Sendung; ich aber werde niemals ihre Hinrichtung gebieten, denn ich finde sie unschuldig." Der Pöbel in steigender Wuth drohte: „Schickst Du sie nicht zum Tode, so schneiden wir Dir und Ihnen, sammt ihrer ganzen Sippschaft, Männern, Weibern, Kindern, die Kehlen ab und brennen ihre Häuser nieder." In der Überzeugung, daß sie dem Tode verfallen, suchten die Gefangenen wenigstens ihre Angehörigen zu retten, und sie ließen in dieser Absicht den Capitano ersuchen, er möge ihnen nur die Geständnisse, deren es zu ihrer Verurtheilung bedürfe, vorschreiben, sie würden willig in der durch ihn anzugebenden Weise sich schuldig bekennen. „Weit entfernt," versetzte in edlem Unwillen der Capitano, „ihnen das Geständniß eines Verbrechens, dem sie fremd seien, zuzumuthen, müsse er sie auffodern, einzig ihr Gewissen zu befragen, indem zumal das Schlußverhör für ihr Sein oder Nichtsein entscheidend ausfallen müsse. Für seine Person fürchte er Nichts; furchtlos hoffe er auch sie zu finden." Nichtsdestoweniger klagten die angeblichen Verbrecher sich strafbarer Verbindungen mit den Feinden der Republik an, daß also dem Richter hinreichender Grund geboten war, sie zu verdammen. Gleichwol stellte Cante noch einen letzten Versuch an, die Unschuldigen zu retten: auf die Prioren zu wirken, Beistand von ihnen zu erhalten, hoffte er, ihnen die vernommenen Geständnisse mittheilend. Die Herren erklärten aber, mit der Gerechtigkeitspflege sich nicht zu befassen, die Beisitzer des Gerichtes drangen einstimmig auf eine den Bekenntnissen angemessene Bestrafung, und Cante, dem allgemeinen Geschrei weichend, schickte die Gefangenen zum Tode. Sämmtlich haben sie in dem Augenblicke der Hinrichtung ihre Schuldlosigkeit betheuert. Durch den Ruf seiner Mitbürger nach Hause gefodert, sollte sie Cante der Knechtschaft, durch den Bischof Gabriel über sie verhängt, entledigen. Der Bischof, der eben zu Rimini bei Galeotto Malatesta weilte, glaubte für den Augenblick der Bewegung nachgeben zu müssen, und einigte sich mit der Gemeinde, daß Cante die Entscheidung des Zwistes übernehmen und das städtische Banner, den Gonfalon di giustitia, haben solle. Er durchritt demnach, wie es der Kriegsgebrauch jener Zeit erfoderte, mit seinen Reisigen die Straßen und Plätze der Stadt, ihrer hiermit sich zu versichern, dann gab er an den Magistrat den Gonfalon, dem Volke die Freiheit zurück. Aber der Bischof, wiederum in die Stadt aufgenommen, wurde ohne Verweilen durch seine Anhänger neuerdings mit der höchsten Gewalt bekleidet, und kümmerlich, bei nächtlicher Weile, entkam Cante der Rache eines überlegenen Gegners, um fortan, der Theilnahme an politischen Händeln fremd, seine letzten Tage in Ruhe auf einem der ererbten Castelle zu verleben. Er hinterließ neben dem Sohne Franz zwei Töchter. — Johann, des Cantuccio Sohn, bemächtigte sich 1349, mit der Ubaldini Beistand, der höchsten Gewalt in seiner Vaterstadt, und verheerte das Eigenthum aller seiner Partei abholden Gabrielli. Jacob Gabrielli, der Rector oder Capitano del Patrimonio, sammelte in Perugia ein bedeutendes Heer, um den Usurpator zu züchtigen; aber Johann blendete die Perusiner durch die ihnen erweckte Hoffnung, an sie die Stadt abzutreten, und die bereits begonnene Belagerung wurde aufgehoben. Johann, obgleich, wie alle seines Geschlechtes, eingefleischter Welfe, wollte jedoch lieber in die Arme der Gibellinen sich werfen, als der einmal gekosteten Herrschaft entsagen. Auf sein Ansuchen schickte Bernabos Visconti ihm Hilfsvölker zu, daß er in den Stand gesetzt, die Perusiner zu befehden und des Jacob Gabrielli Castell Cantiano zu belagern. Gleichwol drängte sich ihm allmälig die Überzeugung auf, daß er bei der entschiedenen Abneigung eines großen Theiles der Bevölkerung schwerlich auf die Dauer in Ugubbio sich werde behaupten können, daß der Visconti Beistand nicht nur zweifelhaft, sondern auch an sich gefährlich sei, und er eröffnete neue Unterhandlungen mit den Perusinern, die er abermals durch das Versprechen, der angemaßten Herrschaft zu entsagen, entwaffnete. Nichtsdestoweniger blieb des Friedensvertrages wesentlichste Bedingung unerfüllt, und Johann behauptete sich in seiner Stellung, bis der Cardinal Albornoz ihn daraus verdrängte, 1354. Aus seiner Ehe mit des Ugolino von Cano Tochter kamen die Söhne Ugolino und Gabriel. Cecciolo, Abt von la Croce dell' Avellana, nachdem er die Veranlassung der in der Familie Gabrielli selbst ausgebrochenen Zwistigkeiten und Befehdungen geworden, und geraume Zeit in deren Laufe für den nachmaligen Bischof von Ugubbio, den Gabriel Gabrielli di Recciolo, gewesen, wurde späterhin dessen entschiedener Widersacher, und brachte es dahin, daß die Bürgerschaft, der unaufhörlichen Umwälzungen überdrüssig, sich an den Grafen Anton von Montefeltro ergab. Besagter Bischof wartete in Geduld, bis die fremde Herrschaft sattsam verhaßt geworden, dann stellte er sich an die Spitze des bewaffneten Volkes, und nicht nur die von dem Grafen eingelegte Besatzung wurde vertrieben, sondern auch Cassaro di Cagli genommen, eine Eroberung, in welcher Gabriel sich behauptete, bis der Graf allen Ansprüchen auf den Besitz von Ugubbio verzichtete und die Aussöhnung durch eine Vermählung besiegelte. Anton's Bruder, Graf Nolfo, nahm zum Weibe eine Tochter von Cante Gabrielli. Bald darauf, unter großen Freudenbezeigungen, zu Ugubbio als Bischof eingeführt, erlag Gabriel der Versuchung, auch in weltlicher Beziehung seiner Vaterstadt vorzustehen. Galeotto Malatesta hatte 1389 Reisige zu seiner Verfügung gestellt; solcher Macht gegenüber schwand jeder Gedanke an Widersetzlichkeit, und Gabriel's Herrschaft bestand, bis eine Besprechung mit Malatesta, behufs

deren er sich nach Rimini begeben müssen, der von Cante Gabrielli geleiteten Gegenpartei Gelegenheit gab, die republikanische Verfassung herzustellen. Kaum nach Hause zurückgekehrt, brach der Bischof mit Waffengewalt das Schattenbild einer Republik, ohne doch auf die Länge den Anstrengungen der übrigen Gabrielli, mit denen alle Verbannten waren, widerstehen zu können. Gegen die vielen Feinde einen mächtigen Beschützer sich zu gewinnen, übertrug er die Oberherrlichkeit von Ugubbio an Karl von Durazzo, beigenannt della pace, den nachmaligen König Karl III. von Neapel, ohne doch darum das Heft der Regierung aus den Händen zu geben. Zu derselben mehrer Befestigung ließ er sich 1381 von dem Papste zu seinem Vicarius für Ugubbio „con assoluta potestà" ernennen. Endlich setzte er durch Vertrag die Stadt in Freiheit, sich den Besitz von Cantiano und Serra di S. Abondo, dann eine baare Summe von 5000 Dukaten bedingend. Er starb, bevor die Zahlung erfolgte; sein Bruder Franz, der erst zu Pergola, dann 1378 zu Siena als Podestà gestanden, hierauf mit dem Bischofe in die Sorgen des Regiments sich getheilt hatte, foderte von der Gemeinde Ugubbio die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen. Sie weigerte sich dessen, und wurde deshalb von Franz und seinen Verbündeten, den Florentinern und den Malatesti, befehdet. Die Stadt erklärte ihren Hauptgegner mit seinem Anhange für Rebellen, verurtheilte sie auch zu schweren Geldbußen, wurde aber dergestalt in die Enge getrieben, daß sie genöthigt war, sich an den Beherrscher von Urbino, den Grafen Anton von Montefeltro, zu ergeben. Die in steigender Erbitterung auflodernde Fehde suchten die Florentiner zu vermitteln; ihr Gesandter ließ sich beigehen, den Schützling der Republik zu den in Urbino betriebenen Unterhandlungen heranzuziehen, setzte aber dadurch den Grafen von Montefeltro in schwere Versuchung. Es ließ derselbe, ohne Rücksicht für die Gegenwart und die Einwendungen des Gesandten, den Gabrielli in Verhaft nehmen und festhalten, bis ihm ein Castell, dessen Besitz streitig war, überliefert worden. In Florenz wurde jedoch diese Gewaltthat als eine Verhöhnung der Republik aufgenommen; ein mächtiges Heer, bei Città di Castello vereinigt, überzog zunächst die Gebiete von Ugubbio und Calvi, und richtete in den Staaten des Hauses Montefeltro arge Verwüstung an, daß der Graf am Ende genöthigt war, das Castell zurückzugeben und den vorigen Stand der Dinge wieder herzustellen. Dessen unangesehen, setzte Franz noch Jahre lang die Fehde fort, bis er als Podestà nach Bologna berufen wurde. Papst Bonifacius ernannte ihn schließlich zum römischen Senator und nahm gleichzeitig seinen Sohn Johann, sammt einer Compagnie von 100 Lanzen, in Dienst. Philipp di Rosciolo (des Rosciolus Sohn), Vicarius zu Perugia 1350, wurde, nachdem Ugubbio seine Freiheit wieder erlangt hatte, zu einem der Guardiani der Republik erwählt und mit der Aufsicht der Beamtenwahlen betraut. Sein Sohn Ludwig war Capitano und Conservator der Stadt Todi und Vater von vier Söhnen, darunter Baldo und Karl. Bino, des Franz Sohn, Orazore seiner Vaterstadt, dann 1365 päpstlicher Vicarius zu Todi, starb daselbst 1379. Baldo, des Ludwig di Rosciolo Sohn, zu Montefeltro und demnächst zu Assisi Podestà, wurde 1416 Capitano zu Florenz, dann zu Bologna, endlich zu Mailand Podestà. Sein Bruder Karl leistete, unangesehen der nahen Verwandtschaft mit Braccio da Montone, diesem in dem Angriffe auf Ugubbio hartnäckigen Widerstand, und vereitelte, indem er das von den Feinden bereits gewonnene Thor von S. Agostino ihnen entriß, das ganze Unternehmen, das zu namhaftem Verluste für Braccio ausschlug. Dafür aber erlitt Karl in seinen Gütern schweren Schaden, wie denn sein Castell Serra di Partuccio bis auf den Grund niedergebrannt wurde. Später zog er nach Urbino, um sich gegen arge Beschuldigungen vor dem Grafen Guido Anton zu rechtfertigen, was ihm auch so vollständig gelang, daß er einer der vertrautesten Räthe des Grafen geworden ist. Cecciolo, Johann's Sohn, führte den Braccio da Montone zu dem Unternehmen auf Ugubbio 1416, die Stadt wurde jedoch bald befreit, und Graf Guido Anton, nicht befriedigt durch die Einnahme von Cecciolo's Castell Frontone, schickte ihn zum Tode. Franz, des Baldo Sohn, ein berühmter Legist, wurde Podestà zu Forli, 1463, regierte auch die Städte Todi und Recanati. Capitano der Stadt Florenz, 1468, figurirt er nachmals unter den Räthen des Herzogs Friedrich von Urbino. Anton, Karl's Sohn, leistete dem Herzoge Friedrich die wesentlichsten Dienste, namentlich bei der Besitznahme des durch des Oddo Anton Ableben erledigten Staates von Montefeltro, wie auch als Statthalter zu Ugubbio. Späterhin Podestà zu Camerino, dann Statthalter für die Grafschaft Montefeltro, legte er Alters halber diese Ämter nieder, um zu Urbino seine letzten Tage in Ruhe zu verleben; doch mußte er bis an sein Ende die Inspection der dasigen Festungswerke beibehalten. Sein Sohn Friedrich, Page, dann Condottiero di Huomini d'arme in Diensten des Herzogs Friedrich, hatte unter den Verwickelungen des regierenden Hauses mit dem heiligen Stuhle viel zu leiden. Lorenzo de' Medici, von Papst Leo X. mit dem Herzogthume Urbino belehnt, verfolgte den treuen Diener des entsetzten Herzogs als einen Rebellen und confiscirte den größten Theil seiner Güter. Des unruhigen Treibens übersatt, verschloß Friedrich sich in seine Villa zu Baccaresca, und ist er daselbst 1541 verstorben. Anton's Brüder, Philipp und Gabriel, dienten dem Herzoge Friedrich in seinen Kriegsfahrten. Bei der Einnahme von Fano wurde Philipp von besagtem Herzoge zum Ritter geschlagen; Gabriel, Podestà zu Foligno, hinterließ die Söhne Karl und Friedrich. Karl, ein Legist von Ruf, Dompropst zu Urbino, stand als Gesandter an dem Hofe Leo's X. Friedrich, nachdem er dem Herzoge Guidobald bei der Wiedereinnahme seines Staates getreuliche Dienste geleistet, nahm Bestallung von den Venetianern, von denen ihn zwar der Herzog zurückfoderte, um ihm das Commando seiner Leibwache zu übergeben. Hauptmann bei des Papstes Julius II. Volk, erhielt Friedrich von besagtem Papste das Gouvernement von Fabriano. Seine Theilnahme bei der Revolution, wodurch Ugubbio unter die Botmäßigkeit des Herzogs Franz Maria zurückkehrte, wurde ihm mit dem

Gouvernement dieſer Stadt belohnt. Hieronymus, Karl's Erſtgeborner, hat als Conſiſtorialadvocat zu Rom ein bedeutendes Vermögen, über 100,000 Scudi, zuſammengebracht, auch zwei Bücher Responsorum, 1573 und 1585, geſchrieben. Er ſtarb zu Rom am 27. Nov. 1587, im 74. Altersjahre, mit Hinterlaſſung einer einzigen Tochter. Sein Bruder, Baldo Antonio, verſuchte ſich in vielen Kriegszügen, namentlich mit Johann Baptiſt Savelli, in Ungarn, verkaufte bald dieſem, bald jenem Potentaten ſeinen Degen, legte aber, vom Alter gebeugt, 1581 alle Ämter nieder, um in Ugubbio ſein Leben zu beſchließen. Der andere Bruder, Johann Baptiſt, nachdem er in den Kriegen um Perugia und Palliano geſtritten, fiel unter ſpaniſchen Fahnen in dem ſaneſiſchen Kriege. Ludwig, ein Sohn Karl's und Enkel Hippolyt's, wählte ſich den geiſtlichen Stand, wurde von Papſt Marcellus II. zu ſeinem Cameriere segreto ernannt, ein Amt, deſſen er jedoch gar zeitig durch das Abſterben ſeines hohen Gönners verluſtig ging, und veröffentlichte 1562, in lingua volgare, ſeine Überſetzung von des P. Sotto Anleitung zu einer würdigen Beichte. Hieronymus, Karl's Sohn, Friedrich's Enkel, hatte in mancherlei Kriegsdienſten Ehre eingelegt, als die Republik Venedig, durch die Türken in dem Beſitze von Cypern angefochten, ihn durch die Ausſicht auf das Gouvernement von Famaguſta für ihre Dienſte gewann. Er mußte ſich jedoch vorläufig mit der Feldzeugmeiſterſtelle abfinden laſſen, und erlag, bevor die weitere Beförderung hatte eintreten können, den Einflüſſen eines mörderiſchen Himmelsſtriches. Julius, Prieſter und Philoſoph, ſtand viele Jahre in des Cardinals von Mantua Dienſten, begleitete ihn auch, als Segretario delle lettere latine, nach Trient, wo er den verſammelten Vätern zwei Vorträge hielt, eine Trauerrede für Ferdinand Gonzaga, dann eine Predigt am Feſte der Beſchneidung Chriſti. Beide ſind im Drucke erſchienen, begleitet von mehren Briefen des Redners. Außerdem hat Julius einige Abhandlungen des Plutarch, die Cyropädie und drei Homilien des heiligen Gregor von Nazianz ins Lateiniſche überſetzt. Er ſtarb am 12. März 1579 und wurde von dem für ſeine hohe Wohlthätigkeit dankbaren, durch ſeinen gottſeligen Wandel erbauten Volke ſein Leichnam als der eines Heiligen verehrt. Karl, des Hieronymus älteſter Sohn, Karl's Enkel, hatte auf Malta, unter des Paul Sforza Banner, geſtritten, und ſchützte mit ſtarker Hand den in der Revolution von Urbino perſönlich bedrohten Herzog Guidobald, von deſſen Dankbarkeit er durch Verleihung der Gerichtsbarkeit des Caſtells Baccaresca belehnt wurde, 1576 und 1581. Karl iſt auch, ſammt ſeinen Brüdern Franz, Gabriel und Bartholomäus, vom Herzoge Franz Maria in den Grafenſtand erhoben worden. Julius Gabrielli wurde 1641 von Urban VIII. in das Collegium der Cardinäle aufgenommen, und Angelus Marcheſe Gabrielli erhielt 1762 von dem päpſtlichen Hofe für das von dem Hauſe Albani erkaufte Lehen Praſſede den Fürſtentitel, der auf ſeine Nachkommen ſich vererbt hat. Einer derſelben, Julius Gabrielli, Biſchof von Sinigaglia und Cardinalprieſter durch Creation vom 23. Febr. 1801, geboren zu Rom den 20. Aug. 1748, verdient anerkennende Erwähnung ob ſeiner in den Zeiten allgemeiner Niederträchtigkeit frei ausgeſprochenen unabhängigen Geſinnung. Pius VII., durch das Machtwort des Generals Miollis genöthigt, ſeinen Pro-Staatsſecretair, den Cardinal Joſeph Doria, zu entfernen, verlieh das erledigte Amt den 27. März 1808 dem Cardinal Gabrielli. An demſelben Tage noch richtete dieſer ein Rundſchreiben an die in Rom accreditirten Geſandten, in Betreff der über 14 Cardinäle verfügten Ausweiſung. „Dem heiligen Vater," heißt es in dieſem Documente, „kann es nicht länger entgehen, daß nicht allein ſeine weltliche Herrſchaft zerſtört werden ſoll, ſondern daß auch ein unmittelbarer Angriff auf die eigentliche Kirchengewalt, wie ſie durch das heilige Collegium, dieſen päpſtlichen Senat, dargeſtellt, gewagt worden iſt. Die Welt hat mit Erſtaunen vernommen, wie in den Zeiten der bitterſten, dem Oberhaupte der Kirche bereiteten Trübſale der ſolchen Angriff einleitende Grundſatz ausgeſprochen, die Formel zur Anwendung gebracht wurde, mittels deren der Eid, die geheiligten Bande, durch welche die Cardinäle dem Papſte verbunden ſind, gebrochen werden ſollten. Dafür findet ſich nur ein einziges Beiſpiel in den Zeiten der Republik (1798), in einer Epoche, wo Rom die heiligſten Grundſätze mit Füßen treten ſah. Niemals vergaß ſich ein weltlicher Herrſcher, Beſchützer der katholiſchen Kirche, in dem Grade, daß er die Cardinäle hätte zwingen wollen, in ihre Heimath zurückzukehren, unter dem Vorwande, daß ſie der betreffenden Staaten Unterthanen ſeien. Stets hat man in ihnen den erhabenen Charakter, durch welchen ſie auf das Innigſte dem heiligen Vater verbunden ſind, geehrt. Niemals hat ein weltlicher Herrſcher ſich beigehen laſſen, ſie gewaltſam entfernen zu wollen, und in dieſer Weiſe dem Oberhaupte der Kirche den Beiſtand der vielen Mitarbeiter zu entziehen. Jedoch überläßt, ſtets ergeben in den Willen der Vorſehung, und der Reinheit ſeines Gewiſſens bewußt, indem er um der Gerechtigkeit willen, und daß er ſeinen Pflichten getreu zu leiden hat, der heilige Vater, nachdem er, den Sturm zu beſchwören, alle ſeine Kräfte angeſtrengt hat, die Sorge und die Beſchützung dieſer Angelegenheit dem Himmel, der Nachwelt aber die Beurtheilung des ganzen Zwiſtes." Am nämlichen Tage veröffentlichte Miollis das Decret ſeines Kaiſers, laut deſſen in der Zukunft die Soldaten weder von Prieſtern, noch von Frauen Befehle zu empfangen haben. Am 7. April ſchrieb Gabrielli an den General in Betreff der Überrumpelung des Monte Cavallo, wo die Wache des Capitols, Schweizer und Nobelgarden, entwaffnet worden. „Der heilige Vater, von dieſen ungeheuern Frevein in Kenntniß geſetzt, hat ausdrücklich befohlen, daß darüber laute Klage geführt, gegen Sie, mein Herr, freimüthig ausgeſprochen werde, wie daß tagtäglich das Maß der Beleidigungen überfüllet worden iſt, wie er ſeine, des Souverains, Rechte mit Füßen treten ſieht. Se. Heiligkeit erklären feierlich, daß Sie dieſen Beleidigungen einzig Geduld entgegenzuſetzen haben, auch ſtets und allein Geduld entgegenſetzen werden, daß Sie der harten Behandlung einzig durch die Milde, welche durch den himmliſchen Meiſter uns gelehret, entgegnen werden, und daß Sie, in

Folge einer ungerechten und langwierigen Haft der Welt, den Engeln und den Menschen als ein Schauspiel vorgeführt, in heiliger Ergebung, die jedoch stets von der Unwandelbarkeit Ihrer Grundsätze begleitet, dasjenige erwarten, so die Gewalt an dem Oberhaupte der katholischen Kirche versuchen möchte; denn Ihre Heiligkeit hegen die feste Überzeugung, daß die Demüthigungen, denen Sie ausgesetzt, der Kirche zur Verherrlichung gereichen werden." Den 11. April eröffnete der Cardinal dem französischen Geschäftsträger Lefebvre, daß der heilige Vater seinen Truppen eine veränderte Cocarde gegeben habe, damit anzudeuten, daß er nicht mehr als sein Abzeichen erkenne, was die einer fremden Armee eingereihten Truppen getragen haben. Am 19. April schrieb der Cardinal abermals an Lefebvre: „Der heilige Vater wird nicht durch menschliche Betrachtungen, sondern durch sein Gewissen geleitet; Pflicht und Gewissen haben ihm nicht erlaubt, der Föderation beizutreten; sie wehren es ihm nicht minder, das Bündniß zu Angriff und Vertheidigung einzugehen, angesehen dasselbe nur dem Namen nach von der Föderation verschieden; es könnte, da es seiner Wesenheit nach keine Ausnahme hinsichtlich irgend eines Regenten verstattet, den heiligen Vater verpflichten, ohne Unterschied eines Jeden Feind zu werden. Wie könnte aber in solchem Falle Se. Heiligkeit dem Fundamente Ihres Charakters entsagen und Ihre wesentlichsten Verpflichtungen aufopfern, ohne in den Augen Gottes strafbar zu werden? Wenn des Kaisers Majestät die päpstliche Regierung zu stürzen beabsichtigen, so vermag Se. Heiligkeit das nicht zu verhindern; aber Ihr bleibt das Vertrauen in den Schutz des Allerhöchsten, und wird Sie, in Demuth des Himmels Beschlüsse anbetend, einen letzten Trost in dem Gedanken finden, daß Gott der Vater und der unumschränkte Gebieter Aller ist, und daß seinem göttlichen Willen Alle weichen müssen, sobald die von ihm vorausbestimmte Fülle der Zeit angebrochen sein wird." Am 20. April protestirte der Cardinal gegen die Verhaftung des Governatore von Rom, Cavalchini, „ein der Gerechtigkeit und der öffentlichen Sicherheit werther Name," heißt es in seinem Schreiben. Ein fernerer Frevel, zu Terni verübt, veranlaßt den Cardinal zu neuen Beschwerden: „Dieser Frevel," also drückt er sich aus, „reiht sich der Unzahl ähnlicher Fälle an, welche der Nachwelt ein Gegenstand des Staunens sein werden." Nicht minder energisch sprach er sich gegen Alberti, der als Geschäftsträger des Königreichs Italien den von Rom abberufenen Lefebvre vertrat, aus: „Wie schlagend auch die Gründe, die in der an Hrn. Lefebvre gerichteten Note entwickelt, haben des Kaisers Majestät sich dennoch von der Verwirklichung Ihrer Drohungen nicht abhalten lassen. Der mächtige Monarch, in dessen Rechte der heilige Vater vor dem Altare den Scepter und die Hand der Gerechtigkeit gab, ist soweit gegangen, daß er Sr. Heiligkeit, ohne den Schein eines Rechtes, den schönsten Theil Ihrer Gebiete nahm." In derselben Note heißt es ferner: „Mag immerhin Gewalt dem heiligen Vater die Ausübung seiner Rechte untersagen, er wird sie unabläßig, nach ihrem ganzen Umfange, in seinem Herzen bewahren, damit der heilige Stuhl sie zurücknehmen könne, sobald es Gott gefällig sein wird, dem treuen und wahren Gott, der nach der Gerechtigkeit urtheilt, für die Gerechtigkeit streitet, und auf dessen Gewande, auf dessen Stirn die Worte zu lesen: König der Könige, Herrscher der Herrscher." Am 22. und 29. Mai schrieb der Cardinal an die Bischöfe der zum Königreiche Italien gezogenen Provinzen des Kirchenstaates, um ihnen Verhaltungsregeln in den neuen, ihnen aufgezwungenen Beziehungen mitzutheilen. Dergleichen unerschrockenes Auflehnen gegen einen eisernen Willen konnte auf die Dauer in Paris nicht unbemerkt bleiben, und Napoleon befahl, in dem Staatssecretariat selbst den Cardinal zu verhaften und ihn, nöthigenfalls mit Gewalt, nach Sinigaglia zu schaffen, seine Papiere aber zu versiegeln. Dem Allen konnte Gabrielli einzig die lebhafte Protestation vom 17. Juni, die an den General Miollis gerichtet, entgegensetzen; der Cardinal Pacca wurde sein Nachfolger im Amte. Mit Pius VII. wurde Gabrielli nach Frankreich gebracht, und weil er einer jener Cardinäle war, welche der kirchlichen Trauung Napoleon's mit der Erzherzogin beizuwohnen verschmähten, wurde ihm, gleich denjenigen seiner Collegen, die derselben Unterlassungssünde sich schuldig gemacht, nach Fouché's Rath, der Gebrauch der Insignien seiner Würde untersagt, er auch, für seine Person, nach Saumur relegirt. Die dortigen Behörden, durch das würdige, milde Benehmen des Kirchenfürsten gewonnen, ließen es sich angelegen sein, ihm den unfreiwilligen Aufenthalt möglichst zu versüßen. Als Napoleon dem heiligen Vater 1813 erlaubte, die Cardinäle, die er besonders um sich zu haben wünsche, einzuberufen, traf, neben Mattei, di Pietro, Pacca und Consalvi, auch Gabrielli in Fontainebleau ein, und er erwarb sich in dieser veränderten Stellung durch mannhafte Rathschläge neues Verdienst um das von allen Seiten angefochtene Oberhaupt der Kirche. In dessen Gefolge kehrte Gabrielli nach Rom zurück, und ihm stand die dreifache Krone in Aussicht, als sein Ableben, 1822, den Faden dieser Hoffnung durchschnitt und die allgemeine Trauer des heiligen Collegiums und der Vielen, denen die seltenen und erhabenen Eigenschaften des Verewigten bekannt geworden, erweckte.

Die venetianischen Patricier des Namens Gabrielli leiten ebenfalls ihre Abkunft von Ugubbio her. Jacob Gabrielli, Senator, 1350, verrichtete mehre Gesandtschaften und legte dabei hohe Ehre ein. Zehn Jahre später unterdrückte Peter Gabrielli, Consigliere zu Zara, eine daselbst ausgebrochene, von dem Könige von Ungarn unterstützte Empörung. Tryphon Gabrielli, in Hinsicht der Reinheit seiner Sitten und seiner ausgebreiteten Kenntnisse Sokrates zugenannt, war zu Venedig um 1470 geboren. Beschränkt auf sein Landhaus in der Umgebung von Padua, beschäftigte er sich ausschließlich mit den Wissenschaften, weniger jedoch bedacht, durch Schriften sich zu verewigen, als vielmehr der großen Anzahl derjenigen, die in gelehrten Zweifeln seinen Rath suchten, zu dienen. Doch hat man von ihm Dialogo della Sfera (Venedig 1545.), dann, in der Barberinischen Bibliothek aufbewahrt, einen handschriftlichen Commentar zu der Divina Commedia. Bembo, sein Busenfreund, hatte ihm eine Leibrente von

20 Golddukaten vermacht, er sollte derselben aber nur kurze Zeit genießen, indem sein Ende den 19. oder 20. Oct. 1549 erfolgte. Die Aufschrift der ihm zu Ehren geprägten Medaille: Innocens manibus et mundo corde, ist dem 23. Psalm entlehnt. Tryphon's Neffe, Jacob Gabrielli, veröffentlichte Règole grammaticali (Venedig 1545. 4.), welchen des Oheims Ansichten zum Grunde liegen. Ein Gabrielli, Bischof zu Bergamo, starb 1512. Andreas erscheint 1510, Zacharias 1516 als Procurator di San Marco; dieselbe Würde hat Laurentius in dem Kriege um Candia erkauft [2]). Es sind diese Gabrielli Grafen von S. Polo und Aviano, und zeigt ihr Wappen, das ihnen wol mit denen von Ugubbio gemein, im goldenen Schilde einen aus drei blauen und goldenen Schachreihen bestehenden Querbalken. Keiner der beiden Familien scheint uns anzugehören der Cardinal Johann Maria Gabrielli, geb. zu Citta di Castello, den 12. Jan. 1654, von unbemittelten Ältern, daher er nicht ohne Schwierigkeit die Schulen durchmachte. Ziemlich spät in die Congregation der Feuillantiner aufgenommen, zeigte er sich unersättlich in der Fortsetzung seiner Studien, während eine exemplarische Haltung ihm die allgemeine Achtung verdiente. Lector für die Novizen in mehren Klöstern, dann von Stufe sich erhebend, wurde er zu Generalprocurator, und nach einiger Jahre Verlauf zum Ordensgeneral erwählt. Als Praeses studiorum in der Propaganda, trat er in die freundschaftlichsten Beziehungen zu dem berühmten Fabroni, auf dessen Empfehlung Papst Innocentius XII. ihn beauftragte, die Meinungen Fénélon's, des Erzbischofs von Cambray, den sogenannten Quietismus, zu prüfen und zu widerlegen. Der nämliche Papst beehrte ihn auch am 14. Nov. 1699 mit dem Cardinalshute. Des Cardinals Sfondrate Nodus praedestinationis hat Gabrielli in einer eigenen Abhandlung vertheidigt, es ist dieselbe aber, gleich seinen übrigen Arbeiten, nur in der Handschrift vorhanden. Er starb zu Caprarola den 17. Sept. 1711. Hingegen scheint der ketzerische Prälat Gabrielli, von dem Misson's Reisebeschreibung handelt, allerdings dem römischen Geschlechte anzugehören. Wenn er seine Anhänger zu Conventikeln, vorzüglich Abendmahlzeiten, versammelte, soll jederzeit dem Teufel ein Opfer von Menschenblut, geweihten Hostien, Reliquien und ähnlichen Gegenständen der Verehrung dargebracht worden sein, zu geschweigen, daß viele Kinder lebendig aufgeschnitten und Jungfrauen unter bestimmten Ceremonien vor dem Altare und dem Crucifix geschändet wurden. Und zwischen dem Allen figurirt auch noch ein Wachsbild, den Papst Innocentius XI. vorstellend; es sollte derselbe, mittels der Anwendung beinahe vergessener abergläubischer Formeln, zum Tode gebracht werden, damit einer von Gabrielli's Vettern St. Peter's Stuhl einnehmen könne. Dieses Gemisch von Verrücktheit und Schändlichkeiten bekannte auf der Folter Franz Picchitelli, im gemeinen Leben Cecco Falignane genannt, der nach Mailand geschickt worden, den Marchese de Buffalo zu ermorden, den Streich aber verfehlt hatte, und wurden die von ihm als der gleichen Ketzerei mitschuldigen genannten Personen, Capra, Alfonsi, der D. Mazutti Oliva, Gabrielli, Pignatta u. s. w., zur Rechenschaft gezogen, und nachdem sie ihre Lehre abgeschworen, Einige zu lebenslänglichem, Andere zu zehnjährigem Gefängniß verurtheilt. Gabrielli schob alle Schuld auf den Oliva, als den eigentlichen Urheber, und gab lediglich zu, daß er mitunter, seinen Scharfsinn zu bewähren, in Gesellschaften von der Sache gesprochen habe. Es erwirkte auch der Cardinal Altieri bei Gelegenheit der Vermählung seiner Nichte mit Marcus Ottobuoni, daß Gabrielli, sein Vetter, freigegeben werde. Dieser richtete hierauf an den Papst und das heilige Collegium einen sehr demüthigen Brief, sich ihm Verzeihung zu erbitten, wovon die Folge war, daß er mit der Folter verschont wurde, auch die gröbsten Beschuldigungen wegfielen, indem man für gut fand, ihn als einen Verrückten zu behandeln; nur solle er seine Ketzerei öffentlich in der Kirche zur Minerva und in dem großen Saale des heiligen Officiums abschwören, was doch noch dahin ermäßigt wurde, daß es in aller Stille, in der Wohnung des Patris Commissarii, in Gegenwart von vier Cardinälen geschah. Dann wurde ihm zu seinem Gefängniß eine Celle in dem Kloster Monte Casino angewiesen und ihm sein Einkommen aus geistlichen Pfründen, im Gesammtbetrage von 3000 Scudi, das Kammerklericat und das Amt eines Protonotarius apostolicus participans genommen. Späterhin ließ Papst Innocentius XII. ihn auf vielfältige Verwendung nach dem Castell von Perugia bringen. (*v. Stramberg.*)

GABRIELLI (Pietro Maria), Arzt, wurde am 1. April 1643 in Siena geboren. Sein Vater war spanischer Officier. Vom Studium der Rechtswissenschaft wandte er sich bald zu jenem der Naturwissenschaften und der Medicin, und er erhielt die Professur der Botanik und der theoretischen Medicin in Siena. Hier gründete er im J. 1691 eine physikalische Gesellschaft oder Akademie (Academia physico-critica), in deren Sitzungssaale er die von ihm beschriebene Meridianlinie ziehen ließ (Heliometro fisiocritico ovvero la meridiana Sanese etc. [Siena 1703.]). Überhaupt beschäftigte er sich in seinen spätern Lebensjahren ganz mit Physik. Als Mitglied der Academia Naturae Curiosorum hat er in deren Ephemeriden mancherlei medicinische Beobachtungen geliefert. Er starb, 62 Jahre alt, am 19. Dec. 1705. (*F. W. Theile.*)

GABRIELY (J. Gabriel von), Professor an der Josephsakademie in Wien, in welcher Stellung er 25 Jahre lang wirkte, soll sich durch eine musterhafte Methode des klinischen Unterrichts große Verdienste erworben haben. Sie näherte sich der Sokratischen, indem er durch Fragen und Antworten das Problem der Heilung so lange ventilirte, bis der Schüler selbst die Auflösung gefunden

2) „Vanta ancora questa famiglia Porpore di Procuratori, e fama d'Ambasciatori illustri, come anco monumenti d'erudite fatiche de' suoi eroi, continuando tuttavia di dar alla patria soggetti di stima, e d'autorità, come l'Eccellentiss..... che fù nell' impiego rilevante d'Avogadore, facondo Censore de pubblici costumi, appoggio terribile delle leggi, e nell' uno, e nell' altro applaudito ornamento de' tribunali." *Freschot*, Nobilità Veneta.

hatte, oder doch gefunden zu haben glaubte. So berichtet wenigstens der Professor Wilh. Jos. Schmitt in seiner Gedächtnißrede auf den verstorbenen k. k. Rath und Professor Dr. J. Gabriel von Gabriely. (Wien 1806.) Wahrscheinlich ist also Gabriely im J. 1805 oder 1806 gestorben. (*F. W. Theile.*)

GABRON (Willem), um 1625 zu Antwerpen geboren. Die näheren Umstände seines Lebens sind fast gänzlich unbekannt; nur weiß man, daß er Italien besuchte, mehre Jahre in Rom verweilte, dann aber nach Antwerpen zurückkehrte und dort sein Leben beschloß. Um so bekannter sind seine Arbeiten, die sehr gesucht und allgemein bewundert werden. Er malte mit unübertrefflicher Naturtreue: Blumen, Früchte, goldene, silberne und porzellanene Vasen und Gefäße, die er mit ausgezeichnetem Geschmack zu gruppiren und zu einem höchst anziehenden Ganzen zu vereinigen verstand. (*H. Weber.*)

GABROSENTUM (alte Geographie), britischer Ort in Britannia Romana, wird in der Notitia Imperii unter den 23 längs des Walles (per lineam valli) befindlichen beträchtlicheren Castellen aufgeführt, und zwar nach Axellodunum [1]) und vor Tunnocelum [2]), ist nach Camden das Städtchen Gateshead im dunelmenser Gebiete, war nach Mannert vielleicht zu Drumbrugh am Firth of Solway, ist nach Reichard das heutige Drumbrugh an dem genannten Meerbusen. (*Ferd. Wachter.*)

Gabs, s. Cabes.

GABUCCINI (Hieronymus), ein in der Mitte des 16. Jahrh. lebender italienischer Arzt, hat sich durch folgende Schriften einen Namen gemacht, in denen manche gute pathologische Beobachtungen enthalten sind: De lumbricis alvum occupantibus ac de ratione curandi eos, qui ab illis infestantur. (Venet. 1547. 8. Lugd. 1549. 16.) De comitiali morbo libri tres. (Venet. 1568. 4.) De podagra commentarium, ad faciendam medicinam accommodatum. (Venet. 1569. 4.) (*F. W. Theile.*)

GABY (Jean Baptiste), Superior des Franziskanerklosters zu Loches im jetzigen Departement der Indre und Loire, zeichnete sich in seinem Wirkungskreise durch besonderen Eifer aus und wurde deshalb von dem Könige Ludwig XIV. mit noch mehren andern Mönchen zu Anfange des Jahres 1686 aufgefodert, sich nach den französischen Besitzungen an der Westküste von Afrika zu begeben und daselbst den Heiden das Evangelium zu predigen. Er ging bereits am 11. März zu Havre unter Segel, berührte die canarischen Inseln und landete am 5. Juni zu Fort Louis an der Mündung des Senegal, von wo aus er sein Bekehrungsgeschäft betrieb, aber, wie es scheint, nicht mit besonderem Erfolge, da die Eingeborenen nach seinem eigenen Geständnisse keine Lust zeigten, dem Islam, wozu sie sich seit langer Zeit bekannten, abhold zu werden. Er benutzte jedoch den fortwährenden Verkehr mit denselben, um sich genau über die Beschaffenheit ihres Landes und über ihre Sitten und Gebräuche zu unterrichten, und legte die Ergebnisse seiner Nachforschungen und Erfahrungen in einem Werke nieder, welches bald nach seiner Heimkehr erschien und den Titel führt: Relation de la Nigritie, contenant une exacte description de ses royaumes et de leurs gouvernements, la religion, les moeurs, coutumes et raretés de ce pays, avec la decouverte de la rivière du Sénégal, dont on a fait une carte particulière. (Paris 1689. 12.) Obschon der Verfasser in der Einleitung die Reisenden, welche vor ihm diese Gegenden besuchten, der Unzuverlässigkeit und Unwissenheit bezüchtigt und eine genauere Beschreibung des Landes verspricht, so findet man doch in dem Buche selbst kaum eine dürftige Aufzählung verschiedener Reiche und Volksstämme, welche zur Bereicherung der Erdkunde wenig oder Nichts beiträgt. Seine Behauptung, daß der Senegal kein Arm des Nil sei, sondern aus einem See im Lande Borno entspringe und sich in verschiedene Arme, welche die Namen Gambia, Rio grande u. s. w. führten, theile, stützt sich auf Aussagen und Vermuthungen der Eingeborenen und nähert sich in soweit der Wahrheit, als alle diese Flüsse der nämlichen Gebirgskette, der Mandingoterrasse, entspringen. Auch über Timbuktu erhielt Gaby einige dunkle Andeutungen, er hielt es aber für unmöglich, ohne Begleitung von wenigstens 1000 Bewaffneten in das Innere vorzudringen. Was die Beschaffenheit und Naturgeschichte des Landstrichs an der Senegalmündung betrifft, so weiß er nur einiges Bemerkenswerthe über die gewaltigen, dem Menschen, und besonders dem Europäer, so schädlichen Regengüsse und über einige Bäume und Thiere, die er aber nicht hinreichend genau beschreibt, beizubringen; desto weitläufiger läßt er sich über die Bewohner selbst, über ihre religiösen Gebräuche und Feste, ihre Nahrungsmittel, ihre ehelichen Verhältnisse, ihre Art und Weise Krieg zu führen und über die Bildungsstufe, worauf sie damals standen, aus, und in dieser Beziehung enthält das Buch manches jetzt noch Brauchbare. Gaby kehrte nach einem Aufenthalte von etwa zwei Jahren zu Fort Louis nach seinem Vaterlande zurück. Seine späteren Schicksale und die Zeit seines Todes sind uns unbekannt. (*Ph. H. Külb.*)

GACAN, Cacan, Chagan (griech. *Χαγάνος*) (Könige der Avaren), ist ein Appellativum, das von den Geschichtschreibern als Eigenname gebraucht wird. Gregor von Tours [1]) sagt in Beziehung auf den Gacan, welchen man durch den ersten bezeichnet findet: Sed et Rex Chunnorum (wie er die Avaren nennt) multa munera regi Sygiberto dedit; vocabatur autem *Gagunus*, omnes enim reges gentis illius hoc nomine appellantur. Paulus Diaconus [2]) sagt in Beziehung auf den Gacan I.: Per idem tempus rex Hunnorum [3]) legatos ad Agilulfum Mediolanum mittens etc., und an einer

1) Vermuthlich Brugh, westlich von Carlisle. 2) Wahrscheinlich Roulmes an der Westspitze des Frith of Solway; s. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 2. Th. 2. H. S. 126.

1) *Gregorius Turonensis*, Histor. Lib. IV. Cap. 29 (apud *Frecherum*, Corp. Hist. Franc. T. II. p. 82). 2) De Gestis Langobardorum Lib. IV. Cap. 13 (apud *Muratorium*, Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. I. p. 457. 3) Lib. II. Cap. 10 (p. 429): Hunni, qui et Avares; s. auch Lib. I. Cap. 27 (p. 424).

andern Stelle [4]): Hoc quoque tempore misit Agilulfus rex *Cacano regi Avarorum* artifices ad faciendas naves, cum quibus isdem *Cacanus* insulam quandam in Thracia expugnavit. Cacan bedeutet aller Wahrscheinlichkeit nach soviel als Groß-Khan. Muratori [5]) sagt in Beziehung auf Gacan I.: „Bajanus, ein Heerführer oder König der Avaren, der auch Caganus genannt wird (welches ein Titel ist, den die andern Könige der Hunnen, die hernach Herren von Ungarn wurden, führten"), und weiter unten: „Der König der Hunnen, mit Namen Caganus, schickte dem Könige Sigiberto hernach ebenfalls Geschenke [6]). Endlich [7]) bemerkt er im Betreff der Türken zum J. 549: „Der Fürst dieser Nation hieß damals Disabolus, welcher gleichfalls den Titel Caganus führte, der, wie wir gezeigt haben, auch bei den Fürsten der Avaren gebräuchlich war, woraus wir abnehmen, daß es keine Benennung der Person, sondern der Würde gewesen sei. Paulus Diaconus [8]) sagt in Beziehung auf Gacan II.: Circa haec tempora (nämlich zur Zeit als Kaiser Phokas ermordet ward und Heraclius die Regierung antrat), rex Avarorum, quem suâ linguâ Cacanum appellant etc. Fredegar (Cap. 48) bemerkt in Beziehung auf Gacan II.: Sclavi jam contra Avares cognomento Chunnos et Regem eorum Gaganum coeperunt rebellare. Gacan I. wird von Menander Protector [9]) Bajanus (ὁ *Βαϊανὸς*) genannt. Aber es ist sehr zweifelhaft, ob, wie Neuere annehmen, Bajan wirklich der Eigenname dieses Groß-Khans der Avaren gewesen, oder ob nicht vielmehr *Βαϊανὸς* verderbt aus *Χαγάνος* ist. Corippus [10]), welcher sehr umständlich die Audienz der Gesandtschaft, die der Groß-Khan an Justinus gesandt hatte, beschreibt, braucht den Namen Bajanus nicht, sondern läßt den Gesandten sagen:

Rex Avarum, Cagan, debellans intima mundi etc.,

und den Kaiser:

Ergo signa meis Cagan contraria signis
Ferre parat etc.

Nach diesen Bemerkungen über den Würdenamen der Groß-Khane, welcher von den griechischen und lateinischen Schriftstellern, ungeachtet es ihnen nicht unbekannt war, daß es ein Appellativum war, als Eigennamen gebraucht wird, gehen wir zur Angabe der Thaten Gacan's I., II. und III. über.

1) Gacan I., war der mächtigste und berühmteste Groß-Khan der Avaren, welcher dieselben aus Asien nach Europa führte. Er war, wenn wir der Schilderung seines Gesandten Glauben beimessen, ein Weltstürmer, wie Attila. Corippus läßt nämlich den Gesandten des Groß-Khans bei der Audienz, die ihm Kaiser Justinus gab, sagen:

Rex Avarum, Cagan, debellans intima mundi,
Famosos stravit magna virtute tyrannos,
Innumeros populos, et fortia regna subegit.

Namentlich kämpfte dieser Groß-Khan der Avaren mit den Persern, denn sein Gesandter sagt von ihm:

Quem Persae timuere feri, genibusque minanti
Admouere manus, pacem meruere precando.
Ni foret, frustra celsis Babylonia muris
Cincta foret, dominos humeris nunc ferre parata.

Die Züge des Groß-Khans im Süden und Norden drückt sein Gesandter auf folgende Weise aus:

Rupimus Euphratem, gelidos superavimus amnes,
Hybernasque nives, cursus, qua fremat aquarum
Frigus, et amnigenis fit durior unda metallis.

Der Kaiser in seiner Antwort:

Quid profugos laudas famaque attollis inani
Extorrem populum? quae fortia regna subegit:
Effera gens Avarum proprias defendere terras
Non potuit, sedesque suas fugitiva reliquit,

wirft den Avaren vor, daß sie ihre Sitze als Flüchtlinge verlassen. Auch macht der römische Feldherr Priscus, wie die Historia Miscella p. 119 erzählt, im 16. Jahre der Regierung des Kaisers Mauritius (597) dem Groß-Khan den Vorwurf, daß er aus dem Orient geflohen. Der Andrang anderer Völker kann immer die Veranlassung gewesen sein, daß die Avaren auswanderten, ohne jedoch vorher besiegt worden zu sein, obwol man annimmt, daß sie von den Türken besiegt aus der Tatarei gezogen sein [11]). Da die Avaren in mehre Zweige gespalten waren, und einer derselben den Türken unterworfen war, so konnte Justinus daran Gelegenheit nehmen, von den Avaren überhaupt verächtlich zu sprechen. Von dem Hauptzweige der Avaren läßt sich annehmen, daß sie dem allgemeinen Drange der Wanderungslust der Völker von Osten nach Westen folgten. Ob die Hunnen oder Avaren, von welchen Evagrius (V, 1) sagt, daß sie der Macht und der Grausamkeit der angrenzenden Türken nicht widerstehen können, und daher genöthigt gewesen, ein anderes Land zu suchen, dieselben seien, von deren Beherrschern wir hier handeln, wird zwar gewöhnlich, aber ohne hinlänglichen Beweis angenommen. Daß diese mächtigsten Avaren ihre Länder, als sie auszogen, andern überlassen mußten, ist natürlich, weil sie, um sie zu behaupten, und auch zugleich Eroberung zu machen, und die Welt zu plündern, eine noch größere Macht hätten haben müssen, als sie schon hatten. Die Größe des Heeres des Groß-Khans sucht sein Gesandter auf folgende Weise zu veranschaulichen:

Cujus [12]) Threïcum potis est exercitus Hebrum

4) Lib. IV. Cap. 21 (p. 459). Vergl. Cap. 11 (p. 457): Hisdem ipsis diebus Bajoarii usque ad duo millia virorum super Slavos irruunt, superveniente *Cacano* (Cod. Ambr. *Cacano* interficiuntur. 5) Geschichte von Italien. 3. Th. S. 523. 6) S. 526. 7) S. 539. 8) Lib. p. 465. 9) Ex historia Menandri Protectoris, inter Script. Hist. Byzant. Tom. I. 10) Justini Lib. III. v. 231—330.

11) *Deguignes*. Histoire des Huns L. V. p. 368 seq. Karamsin, Geschichte des russischen Reichs. 1. Bd. (Riga 1820.) S. 19. 231. Vorsichtiger sagt Thunmann, Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Völker 1. Th. S. 82: „Vielleicht hatten sie (die Türken) um das J. 492 die Avaren aus den alten Wohnsitzen derselben vertrieben, die nachher nordwärts über dem Jaxartes saßen. *Menandri* Exc. p. 162. Turxanth sagt im J. 576, daß die Var und die Chunni den Avaren, ihren Herren, und den Slawen die Türken entlaufen seien." 12) Cagani, Regis Avarum.

Exhausto siccare lacu, fluviumque bibendo
Nudare, et nondum potu satiatus abire.

Ungeachtet dieſer Übertreibung iſt doch gewiß, daß die Avaren ein großes Volk waren, und für die geſcheuteſten unter allen daherum wohnenden Nationen gehalten wurden [12]). Sie überfielen die Utiguren und Kutriguren [14]), trieben die Sabiren von der Wolga nach Perſien, und gelangten darauf zu den Anten. Einer der Fürſten der Kutriguren, ein Freund der Avaren, reizte die Avaren zur Bekriegung der Anten an, und es ergaben ſich folgende in die Jahre 560, 561 und 562 fallende Ereigniſſe. Die Avaren, welche bereits gegen mehre Völker ſiegreich geweſen waren, ſiegten auch über die Anten, und verwüſteten darauf das Land derſelben. Den von den Anten zu dem Sieger, dem Groß-Khan, zum Behufe der Auslöſung einiger Gefangenen geſchickten Geſandten Mazamir, einen der angeſehenſten Heerführer, berauben die Avaren, durch den kutriguriſchen Fürſten verhetzt, des Lebens, und verüben in dem Gebiete der Anten noch grauſamere Verheerungen als das erſte Mal. Die Avaren, bis an die Stadt Bosporus (am cimmeriſchen Bosporus, d. h. der Meerenge der Palus Mäotis, oder des aſow'ſchen Meeres und des Pontus Eurinus oder des ſchwarzen Meeres) vorgedrungen, verließen kurz darauf die Ufer deſſelben, zogen ſich nordwärts über die Palus Mäotis, ſchlugen ſich auf dem Wege mit allen Völkerſchaften, welche ſie trafen. Der Schauplatz dieſer Kämpfe war Scythia minor, in welcher die Avaren ſich herumtrieben. Endlich erreichten ſie das Geſtade der Donau, von wo aus ſie im J. 563 eine zweite Geſandtſchaft an den Kaiſer Juſtinian ſchickten. Die erſte Geſandtſchaft an denſelben hatten ſie bereits im J. 557 abgeſchickt, und ihm ihre Dienſte wider die Feinde des römiſchen Reichs angeboten. In der Hoffnung, daß er die Avaren würde brauchen können, die Völker an der Donau im Zaume zu halten, hatte Juſtinian im J. 558 ein Bündniß mit ihnen geſchloſſen. Jetzt (im J. 563) ſtanden ſie ſelbſt an der Donau, und verlangten durch eine zweite Geſandtſchaft von dem Kaiſer von Neuem ein Land zur Wohnung [15]). Er bot ihnen das zweite Pannonien (um Singidon und Sirmium) an, wo vormals die Heruler gewohnt hatten. Aber ſie entgegneten, ſie wollten lieber auf der andern Seite der Donau bleiben. Dem Kaiſer ward hinterbracht, dieſes ſei nicht ihr Ernſt, ſondern ſie hätten beſchloſſen, ſobald als die Geſandten zurückgekommen wären, über die Donau zu gehen und die Römer zu bekriegen. Der Kaiſer ſchlug ihnen ihre Bitte ab und ſchickte den Feldherrn Bonus mit einem anſehnlichen Heere zur Bewachung des Ufers der Donau ab. So nach Menander [16]). Auch Victor Tunnenſis [17]) ſagt: Eo anno (563) Justinianus Princeps, legatos gentis Abarorum, unde venerant, facit. Gleichwol läßt Corippus den Geſandten des Groß-Khans bei der Audienz, die ihm Kaiſer Juſtinus II. 566 giebt, ſagen:

Nunc ripas Scythici victor rex contigit Istri,
Densaque per latos figens textoria campos,
Ad tua nos princeps haec splendida moenia misit:
Annua praelargi patris solatia vestri
Sumere tempus adest. Sanctus quae praebuit ille
Vos etiam praebere decet, si foedera pacis
Intemerata tibi, si mavis pacta manere,
Debita quaerenti transmittite munera regi.

Hieraus geht hervor, daß Juſtinus ein Bündniß mit den Avaren geſchloſſen und ihnen Geſchenke gemacht. Auch wagt Juſtinus dieſes nicht zu leugnen, ſondern ſucht es nur zu beſchönigen, indem er ſagt:

— — — — — Terrore putatis
Id nostrum fecisse patrem, miseratus egenis
Et profugis, quod dona dedit?

Nur bleibt zweifelhaft, ob ſich das, was der Geſandte des Groß-Khans ſagt, ſich blos auf die erſte Geſandtſchaft bezieht, welche entweder im December 557 oder im Januar 558 in Byzanz ankam. Durch dieſe Geſandtſchaft rühmten, wie Menander [18]) erzählt, die Avaren dem Kaiſer Juſtinian, daß ihre Nation die ſtärkſte und zahlreichſte unter den nördlichen Völkern und unüberwindlich ſei, und erboten ſich, mit ihm ein Bündniß zu machen, und ihm zu dienen, wenn man ihnen ein gutes Stück Land zu ihrer Wohnung und ein jährliches Geld zum Geſchenke geben würde. Der damals ziemlich alte Juſtinianus liebte Frieden und Ruhe, und ſchickte daher den Valentinus als ſeinen Geſandten, mit goldenen Ketten, Betten, ſeidenen Kleidern und andern Geſchenken an ſie ab. Valentinus pries ihnen dieſe Geſchenke dergeſtalt an, daß ſie bewogen wurden, die Ongoren oder Uhgaren eine Zeit lang zu bekriegen. Zweifelhaft bleibt, ob das, was der Geſandte des Groß-Khans bei Corippus ſagt, ſich blos hierauf bezieht, oder ob nicht vielmehr, was wahrſcheinlicher iſt, Juſtinian auch ſpäter noch, als die Unterhandlungen wegen Einräumung eines Landes zur Wohnung bei der zweiten Geſandtſchaft ſich zerſchlagen hatten, dem Groß-Khan ein jährliches Geld zum Geſchenke fortzahlte, um ihn nicht zu ſehr zu reizen, aus Vorſicht jedoch das Ufer der Donau bewachen ließ. Daß Juſtinian das Jahrgeld fortbezahlt, läßt ſich auch aus Menander ſchließen, denn auch nach ihm foderten die Avaren durch ihre Geſandtſchaft, welche ſie nach dem Tode des Kaiſers Juſtinian bei dem Antritt des Kaiſers Juſtinus II. im J. 566 an dieſen ſchickten, die jährlichen Geſchenke, welche Juſtinus ihnen zu ſchicken gepflegt, und verſuchten, noch mehr zu erlangen. Juſtinus gab ihnen eine abſchlägige Antwort. Hierdurch machte ſich Juſtinus bei ſeinen Unterthanen beliebt, und Corippus behandelt daher dieſe Geſandtſchaft des Groß-Khans auf das Umſtändlichſte. Menander knüpft an die abſchlägige Antwort des Kaiſers Juſtinus II. im J. 566, daß die Avaren hierdurch bewogen, in das Land der Franken hinweggegangen. Dieſes muß auf die zweite Heerfahrt des Groß-Khans gegen die

13) *Theophylactus Simocatta*, Histor. L. VII. c. 8. p. 173. 14) Wahrſcheinlich hatten die Avaren nur einen Theil der in Zwieſpalt lebenden Kutriguren bekriegt; denn einer der Fürſten derſelben war ein Freund der Avaren. 15) *Evagrius*, H. E. L. V. c. 1. 16) p. 100. 101. 17) Chronicon. Ingolstadi 1600. p. 49.

18) p. 99.

Franken (566 oder 567) bezogen werden; denn die erste geschah kurz [19]) nach dem Tode Chlothar's, des Königs der Franken (561). Als dessen Reich unter seine Söhne getheilt war, fielen die Avaren in Sigbert's Theil ein. Dieser zog mit dem Heere gegen sie, besiegte sie und trieb sie in die Flucht. Den Schauplatz der Schlacht gibt Paulus Diaconus auf diese Weise an: Quibus ille in Thuringia occurrens, eos juxta Albim fluvium potentissime superavit, woran kein Anstoß ist, da das alte Thüringen größer als das jetzige. Wenn Gregor von Tours an den Sieg und die Vertreibung der Chunnen, wie er die Avaren nennt, die Bemerkung knüpft, daß ihr König nachmals Freundschaft mit demselben (Sigbert) durch Gesandte erlangt, nämlich sed postea Rex eorum amicitias cum eodem per legatos meruit, so könnte man dieses vielleicht auf den endlichen Friedensschluß bei der zweiten Heerfahrt des Groß-Khans gegen das Frankenreich beziehen wollen. Aber Paulus Diaconus fährt unmittelbar fort: eisdem petentibus pacem dedit. Es ist daher mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß nun Friede zwischen dem Groß-Khan und den Franken bestand, bis jener im J. 566 oder 567, als er sah, daß er den Kaiser Justin II. nicht zu einem Jahrgelde bewegen konnte, seine Absichten nun wieder gegen den Westen richtete, und dieses Mal glücklicher als das erste Mal. Paulus Diaconus gibt den Schauplatz an, indem er sagt: Und wieder kämpften die Avaren mit Sigbert an den Orten, wo auch früher (also wieder im vormaligen Thüringen, an der Elbe), warfen die Franken zu Boden und erlangten den Sieg. Gregor von Tours [20]) erzählt: Die Chunnen unternahmen aber wieder nach Gallien zu kommen. Wider sie zog Sigbert mit dem Heere, und hatte für sich eine große Menge tapferer Männer. Als sie kämpfen sollten, zeigten jene, mit Zauberkünsten ausgerüstet, ihnen verschiedene Phantasien, und überwanden sie sehr. Neuere [21]) erklären den Unfall dadurch, daß in der Gestalt der Avaren etwas Entsetzliches gelegen, und ihre Art, die Haare zu tragen, etwas Furienähnliches gehabt. Doch war das allerdings häßliche Äußere den Franken Sigbert's nicht ganz unbekannt, denn sie hatten ja vier oder fünf Jahre vorher einen Sieg über sie gewonnen. Unentschieden muß bleiben, ob das, was Gregor von den durch die Zauberkünste der Hunnen den Franken gezeigten Truggebilden sagt, reine Sage ist, oder ob irgend eine Täuschung natürlicher Art stattgehabt habe. Da ungewöhnliche Dinge, wie hier panisches Schrecken unter dem Heere der tapfern Franken Sagen zu erzeugen pflegen, und den Avaren von häßlichem, gleichsam teuflischem Aussehen, Zauberkünste zuzuschreiben, sehr nahe lag, so kann die Sage von Truggebilden sehr gut reine Sage sein. Gregor erzählt weiter: Als aber das Heer Sigbert's floh, wurde er selbst eingeschlossen von den Hunnen zurückgehalten. Ob in den Worten des Gregor ipse inclusus a Chunnis retinebatur, wie ein Theil der Neueren [22]) annimmt, eine wirkliche Gefangennehmung des Königs Sigbert liegt, oder ob er blos eingeschlossen, z. B. auf einem schwer zugänglichen Berge, von den nur zu Rosse zu kämpfen gewohnten Avaren umringt war, muß unentschieden bleiben. Für ersteres scheint zu sprechen, daß Gregor fortfährt: nisi postea (ut erat *elegans* et versutus) quos non potuit superare virtute proelii, superavit arte donandi. Doch kann Sigbert's angenehmes Äußere, auch wenn er nicht gefangen war, bei den Unterhandlungen gute Dienste geleistet haben. Auch würde der Groß-Khan, wenn Sigbert wirklich schon gefangen war, für seine Freilassung gewiß ein großes Lösegeld verlangt haben. Gregor spricht nur von Geschenken. Daher ist es sicherer, blos zu sagen, daß Sigbert von den Feinden so eingeschlossen gewesen, daß er verloren geschienen [23]). Auch nehmen die Worte des Gregor von Tours die Gesta Francorum epitomata Cap. 61 nicht als von einer Gefangennehmung des Königs durch die Avaren handelnd, sondern drücken sie aus, durch: Sighibertus a Chunis circumdatur. Wir legen daher in die Worte Gregor's diesen Sinn: Sigbert von den Feinden eingeschlossen (umstellt) und von dem größten Theile seines Heeres abgeschnitten, wäre nicht entkommen, wenn er nicht als ein einnehmender und verschlagener Mensch über diejenigen, welche er nicht durch die Kraft der Schlacht überwinden konnte, durch kluge, mit Geschenken verbundene Unterhandlungen gesiegt hätte [24]). Worin die Mittel zu Geschenken bestanden, sagt Gregor von Tours nicht. Man kann annehmen, daß der Frankenkönig sie ähnlich wie der von den Spaniern gefangene Ynka von Peru, durch die Seinigen habe herbeischaffen lassen, und hierauf ließe sich das postea beziehen. Aber dieses läßt sich noch besser so deuten, daß Sigbert eine Zeit lang belagert ward, bevor es ihm gelang, sich durch Unterhandlungen und Geschenke zu retten. Die Mittel hierzu bestanden wahrscheinlich in dem Gelde und den Kostbarkeiten, welche der König und seine Umgebung bei sich hatten. Wahrscheinlich war der Königsschmuck darunter, denn Gregor fährt fort: nachdem nämlich er (Sigbert) Geschenke gegeben, ging er mit dem Könige (dem Groß-Khan) ein Bündniß ein, daß sie Zeit ihres Lebens nicht gegeneinander Kriege oder Schlachten bewegen (zu Felde ziehen) wollten; und das wird ihm nach rechter Abwägung mehr zum Lobe, als zu irgend

19) *Gregorius Turonensis* Lib. IV. Cap. 22. p. 59 fährt, nachdem er erzählt hat, wie Chlotar's Söhne das Reich ihres Vaters unter sich getheilt und wo jeder seinen Sitz genommen, fort: Nam post mortem Chlotharii regis Chuni Gallias adpetunt etc. Die Gesta Francorum epitomata Cap. 30 (ap. *Freherum* T. I. p. 71): Igitur post mortem Chlotharii regis Chuni commoti cum *Cagano* rege suo Gallias venire destinant; und *Paulus Diaconus* Lib. II. Cap. 10: Eo quoque tempore, comperta Huni, qui et Avares, morte Chlotharii regis, super Sigisbertum ejus filium irruunt. 20) Lib. IV. Cap. 30. p. 82. Gesta Francorum epitomata Cap. 61 ap. *Freherum* T. I. p. 108. 21) *Daniel*, Histoire de France. T. I. (à Amsterdam 1742.) p. 256.

22) z. B. *Daniel* p. 268 sagt: il fut investi et enfin pris. Il fut conduit à la tente du vainqueur etc. 23) Ferdinand Wachter, Thüringische und obersächsische Geschichte. 1. Th. S. 45. 24) Vergl. Mascow, Geschichte der Teutschen. 2. Th. S. 179: „Er schickte dem Khan, was er von kostbaren Sachen aufbringen konnte u. s. w." Doch S. 178 bezieht er, was Menander S. 103 C. erzählt, daß nämlich die Avaren in das Land der Franken gegangen, irrig auf ihre erste Heerfahrt dahin.

einem Tadel angerechnet. Dieſe Bemerkung bezieht ſich wahrſcheinlich nicht blos auf die Art des Schließens des Friedens und des Bündniſſes, ſondern wol vorzüglich auf die Art und Weiſe, wie er ihn erlangte, indem er ſich freien Abzug erkaufte. Was Menander [25]) erzählt, bezieht ſich nicht hierauf, ſondern auf Sigbert's kluges Verfahren, den Groß-Khan und deſſen Heer aus dem Reiche zu bringen. Es iſt folgendes: Als die Abaren (Avaren) und Franken ein Bündniß mit einander gemacht, und der Friede Feſtigkeit hatte, zeigte Bajanus, der Heerführer der Abaren, Sigbert'en, dem Heerführer der Franken an, daß ſein Heer Mangel an Lebensmitteln litte; es zieme ihm, da der König bei den Seinigen ſei, keineswegs, ein durch Bündniß mit ihm verbundenes Heer zu vernachläſſigen. Er verſprach, daß er, wenn er (Sigbert) das Heer der Abaren mit den Bedürfniſſen erquickt haben würde, am dritten Tage aufzubrechen und nicht länger an dieſen Orten zu verweilen. Als dieſes Sigberten verkündigt wurde, ſchickte er den Abaren ſogleich Hülſenfrüchte, Schafe und Rinder. Auch der König der Avaren, der, wie Gregor bemerkt, Gaganus genannt wurde, ſchickte, wie derſelbe erzählt, dem König Sigbert viele Geſchenke. Der Groß-Khan hatte alſo von dieſer Seite keine Hinderung bei ſeinen Eroberungen zu fürchten. Die Zerſtreuung und theilweiſe Vernichtung der Gepiden durch den Groß-Khan der Avaren und durch die Langobarden geſchah nicht, wie Manche angenommen haben, unter Juſtinian, ſondern unter ſeinem Nachfolger Juſtin. Coripus I. läßt den Juſtinus bei der Leiche Juſtinian's ſagen, daß die Araber, Franken, Gepiden und Gothen

> Totque aliae Gentes, commotis undique signis
> Bella movent — — —.

Joannes Biclarienſis (Chron. p. 57) ſagt, daß im ſechsten Jahre des Kaiſers Juſtin's, welches das vierte Jahr des Königs Leonegild (des Königs der Weſtgothen) ſei (alſo im J. 571), das Reich der Gepiden ſeine Endſchaft erreicht habe. Wiewol dieſe Angabe (nämlich das J. 571) nicht richtig ſein kann, ſo geht doch aus dem, was er weiter erzählt, nämlich daß die Schätze des im Felde gefallenen Königs Cunicmund (Kunimund) durch Traſarik, einen Biſchof Arianiſcher Sekte, und Reptilas, Cunicmund's Neffen, dem Kaiſer Juſtin nach Conſtantinopel vollſtändig gebracht worden (nämlich wol von den Genannten als den Siegern, den Avaren und Langobarden, entronnen), aus Obigem, ſagen wir, geht doch hervor, daß der Sturz des Gepidenreichs ſich unter Juſtinus zutrug. Auch erhellt aus Menander, daß der Groß-Khan erſt zur Zeit des Juſtinus das Reich der Gepiden ſtürzen half. Menander [26]) erzählt nämlich Folgendes: König Alboin, der König der Langobarden, welcher ſeine Feindſchaft, die er gegen die Gepiden übte, nicht aufgab, und auf jede Art die Macht der Gepiden zerſtören zu müſſen glaubte, ſchickte Geſandte an Bajanus, wie Menander den Heerführer der Avaren, wofür andere Chaganus brauchen, nennt, und ermahnte ihn zur Abſchließung einer Waffengenoſſenſchaft. Die Geſandtſchaft bat den Bajan, daß er ſie (die Langobarden), die alles Böſe von den Gepiden, ja auch von den dem Volke der Abaren (Avaren) ſo feindſeligen Römern, welche den Gepiden im Kriege beigeſtanden, zu erwarten hätten, nicht verachten möchte. Die Langobarden, wie ſie weiter vorſtellten, brannten vor Verlangen, den Juſtinus zu ſtürzen, welcher unter allen Königen der größte Feind der Avaren ſei. Juſtinus hatte, wie Menander weiter bemerkt, die nicht lange vorher von ſeinem Schweſterbruder Juſtinianus geſchloſſenen Verträge für Nichts geachtet, und die Abaren (Avaren) der gewohnten Geſchenke beraubt. Wenn die Avaren, ließ Alboin weiter dem Groß-Khan durch ſeine Geſandten vorſtellen, ſich mit den Langobarden verbänden, ſo würden ſie unbeſiegbar ſein, und nach Vertreibung der Gepiden die Habe und das Land derſelben gemeinſchaftlich (mit den Langobarden) erlangen. Dann könnten in Zukunft die Avaren, da ſie ganz Skythien ſich unterworfen, ein glückliches Leben führen. Von da werde es ihnen leicht ſein, Thracien in Beſitz zu nehmen, und von da aufbrechend mit leichter Mühe die Länder der Römer mit den Waffen zu durchſtreifen und bis nach Byzanz zu dringen. Auch ſagten die Geſandten der Langobarden, es ſei gerathen für die Abaren, den Römern mit Kampf zuvorzukommen. Bajanus nahm die Geſandtſchaft der Langobarden zwar an, gab ſich aber das Anſehen, als wenn er ſie gering achtete, um ſie auf dieſe Weiſe zu Bedingungen, welche ſeinen Verhältniſſen nützlicher waren, zu verlocken. Er äußerte bald, daß er nicht könne, bald, daß er könne, aber nicht wolle. Nachdem er ſich auf alle Seiten in ſeinen Reden gewendet, und die Bittenden durch alle Art von Trug erſchüttert hatte, ſagte er endlich, er wolle ihrem Geſuch Gehör geben, aber nur unter der Bedingung, daß er den zehnten Theil der vierfüßigen Thiere, welche zu jener Zeit bei den Langobarden waren, ſogleich erhielte, und wenn ſie ſiegten, die Hälfte der Beute, und das ganze Land der Gepiden ihm zugehören ſollte. Als man hierüber auf dieſe Weiſe übereingekommen war, traf man Anſtalten, die Gepiden zu bekriegen. Dieſe, welche von Juſtinian unterſtützt worden waren, wurden von ſeinem Nachfolger ohne Beiſtand gelaſſen. Da Menander's Werk nur in Bruchſtücken, welche Geſandtſchaften und Unterhandlungen betreffen, auf uns gekommen iſt, ſo fehlt ſeine Darſtellung des Herganges des Krieges zwiſchen dem Groß-Khan der Avaren und Alboin auf der einen, und Kunimund auf der andern Seite. Aber den Erfolg des Krieges erfahren wir beiläufig, denn an einer Stelle [27]) ſagt der Geſandte Bajan's, Namens Tragitius, zu Juſtinus, daß von ihm die Macht der Gepiden zerſtört worden ſei, und an einer andern Stelle [28]), wo der Groß-Khan die Stadt Sirmium von den Römern fodert, macht er geltend, er thue dieſes mit Recht, weil vorher dieſe Inſel die Gepiden gehabt haben; ihre Sachen und die Städte der Inſel können ſich die Avaren, welche ſie beſiegt, mit größerem Rechte zueignen, als die Römer, und endlich wieder an einer andern Stelle ſagt

25) p. 110 B. 26) Ibid.

27) p. 114: καὶ ὅτι τῶν Γηπίδων ὑπ' αὐτοῦ διέφθαρτο πράγματα. 28) p. 154.

der Groß-Khan: alle Gepiden seien seiner Gewalt und Botmäßigkeit anheimgefallen, weil er sie besiegt gehabt habe. Paulus Diaconus [29]) erzählt von der Theilnahme der Avaren an der Besiegung der Gepiden Folgendes: Alboin ging mit den Avaren, welche zuerst Hunnen, nachher von dem Namen ihres Königs Avaren genannt worden sind, ein ewiges Bündniß ein, nachher zog er zu der von den Gepiden vorbereiteten Schlacht [30]). Als diese von der andern Seite gegen ihn eilten, fielen die Avaren, wie sie mit Alboin festgesetzt hatten, in das Land der Gepiden. Die traurige Nachricht kommt zu Kunimund, daß die Avaren in seine Grenzen eingefallen seien. Obwol bestürzt und von beiden Seiten in Bedrängniß gesetzt, ermahnt er doch die Seinigen, zuerst mit den Langobarden zu kämpfen. Wenn sie dieselben zu besiegen vermöchten, würden sie zuletzt das Heer der Hunnen aus dem Lande vertreiben. Es wird eine gewaltige Schlacht geschlagen. Die Langobarden siegen, und wüthen so sehr gegen die Gepiden, daß kaum ein Bote übrig bleibt. Hiernach hätte also der Groß-Khan zwar an dem Sturze des Gepidenreichs, aber nicht an der ihr Heer vernichtenden Schlacht Theil genommen. Aber man muß dabei erwägen, daß in den Alboin feiernden Liedern, von welchen Paulus Diaconus Nachricht gibt, die Thaten dieses langobardischen Helden so hoch als möglich erhoben waren, und der Antheil der Avaren an der Vernichtungsschlacht nicht erwähnt war. Aus den Liedern ist auch wol die Angabe des Paulus Diaconus, daß die Schlacht praeparatum a Gepydis bellum, d. h. eine Schlacht, zu der die Gepiden herausgefodert, und das Schlachtfeld bestimmt hatten. An einer solchen Schlacht, welche für die heldenmäßigste galt, konnten die Sänger die Avaren nicht Theil nehmen lassen. Sie benutzten daher von der Theilnahme der Avaren an diesem Kriege nur den Umstand, welcher tragisch wirkte, daß Kunimund durch die Nachricht von dem Einfalle der Gepiden zwar prostratus animo wird, aber dennoch die Schlacht mit den Langobarden mit aller Kraft schlägt. Das Geschlecht der Gepiden wurde, erzählt Paulus Diaconus weiter, dergestalt vermindert, daß sie seit jener Zeit keinen König mehr hatten, sondern sämmtliche [31]), welche den Krieg zu überleben vermochten, wurden entweder den Langobarden unterworfen oder seufzen bis heute, sagt Paulus Diaconus, den ihr Land besitzenden Hunnen (Avaren) mit hartem Joch unterworfen. Als Alboin mit den Langobarden im J. 568 aufbrach, um Italien in Besitz zu nehmen, ertheilte er seine Sitze, das ist Pannonien, seinen Freunden, den Hunnen, auf die Weise nämlich, daß, wenn in einer Zeit die Langobarden nöthig hätten, zurückzukehren, sie ihre Gefilde wieder verlangen könnten [32]). Der Groß-Khan betrachtete sich seit der Auswanderung der Langobarden als Herr von Pannonien. Als Besieger der Gepiden machte er Ansprüche auf Sirmium. Die bei ihm befindlichen römischen Gesandten warf er ins Gefängniß, zog (570) vor Sirmium und bestürmte die Stadt, aber vergebens. Mit dem in Sirmium befehligenden römischen Feldherrn Bonus hatte er vor der Stadt eine Zusammenkunft. Bei den Unterhandlungen über Wiederherstellung des Friedens machte der Groß-Khan Foderungen, welche die Römer nicht bewilligen konnten. Auf die Antwort der Römer, welche dem Groß-Khan misfiel, drohte er, Völker zur Verheerung des römischen Gebietes in dasselbe zu schicken. Bonus entgegnete, daß man sie wahrscheinlicherweise so empfangen würde, daß sie zum zweiten Male nicht wieder kommen würden. Der Groß-Khan erwiederte, daß er solche schicken wolle, deren Schicksal, auch wenn sie sämmtlich das Leben verlören, ihm nicht im Mindesten Leid thun würde. Er ertheilte alsbald 10,000 Kutriguren den Befehl, über den Fluß Sau zu setzen und Dalmatien zu verwüsten. Er selbst begab sich über die Donau in das Land der Gepiden zurück [33]). Nicht lange darauf schickte er Gesandte an den Kaiser Justinus und foderte die Auslieferung Usdibald's, eines gepidischen Prinzen, welcher aus dem Reiche des Groß-Khans zu den Römern geflohen war, und die Übergabe Sirmiums, weil es früher die von ihm besiegten Gepiden besessen hätten. Ferner foderte er die jährlichen Subsidien, welche die Kutriguren und Utriguren von dem Kaiser Justinian zu erhalten gepflegt hatten. Aber jene und diese Foderungen wurden dem Groß-Khan von Justinus völlig abgeschlagen. Die Lächerlichkeit der letzten Foderung hob der Kaiser durch die Bemerkung hervor, daß die Kutriguren und Utriguren, welche jene Geschenke von dem Kaiser Justinian nur aus Freigebigkeit erhalten hätten, in der Folge von den Römern so gut wie vernichtet wären. Aber der Groß-Khan stand von seinen Foderungen nicht ab, schickte eine zweite Gesandtschaft an den Kaiser, erhielt jedoch wieder eine abschlägige Antwort. Die Heerführer des Kaisers trugen Scheu, sich mit den Avaren in Krieg einzulassen [34]). Um so eifriger drangen diese vor und schlugen (574) den gegen sie geschickten Feldherrn Tiberius, des Kaisers Neffen und Cousin. Hierauf wurde ein Waffenstillstand geschlossen und zu Anfange des Jahres 575 Friede unter für den Groß-Khan günstigen Bedingungen geschlossen. Er erhielt nämlich ein Jahrgeld mit der Verpflichtung, daß er die Slavinen von dem Übergange über die Donau abhalten sollte [35]). Der Groß-Khan foderte im J. 576 von den Ältesten eines am linken Donauufer wohnenden slavinischen Stammes Gehorsam und Zins, und bot ihnen dafür ein Freundschaftsbündniß an. Aber ihr Oberhaupt Lauritus und die übrigen Fürsten lehnten die Zumuthung des Groß-Khans ab, sagten, kein Sterblicher unter der Sonne könne ihre Macht

29) Lib. I. Cap. 27. p. 424. 30) Es war nämlich bei den Germanen Brauch, daß Fürsten mit ihren Völkern sich herausfoderten und ein Schlachtfeld bestimmten, welches bei den Nordmannen mit Haselstecken abgesteckt ward; s. Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla), übersetzt und erläutert von Ferd. Wachter. 2. Bd. S. 62; Egils-Saga Cap. 52. (Havniae 1809.) p. 274; Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 32. Th. S. 372. Not. 9. 31) universi; nicht ganz richtig, Kunimund's Neffe floh ja mit dessen Schätzen nach Constantinopel; s. *Joannis Biclar.* Chron. Ingolstadi 1600. p. 57.

32) *Paulus Diaconus* Lib. II. Cap. 7. p. 428. 33) *Menander* p. 111—114. 34) Derselbe S. 115. 35) Derselbe S. 127. *Theophanes* ap. *Stritter*, Memoriae populorum etc. T. I. p. 666.

bezwingen, sie seien gewohnt, andere Völker sich zu unterwerfen, selbst aber von Niemandem beherrscht zu werden; diese ihre Herrschaft müsse bleiben, so lange es Krieger und Schwerter gäbe [36]). Der Groß-Khan hatte zwar von Kaiser Justinus für ein Jahrgeld die Verpflichtung erhalten, die Slavinen von dem Übergang über die Donau abzuhalten. Diesen Auftrag aber von Dacien aus zu vollführen, ward der Groß-Khan durch gewisse Umstände, welche, wie man vermuthet, undurchdringliche Waldungen an der Seite der Donau waren, verhindert, und der Kaiser Justinus wollte gleichwol nicht gestatten, daß die Avaren von Mösien aus in das Land der Slavinen einbrächen. Als der Cäsar Tiberius im J. 578 Imperator oder Kaiser ward, begrüßte ihn der Groß-Khan durch eine Gesandtschaft, bat ihn um griechische Zimmerleute zum Behufe der Erbauung eines Badehauses, erlangte die Erfüllung seines Gesuches, ließ aber anstatt des Badehauses eiligst Brücken über die Donau und Save schlagen und zog mit seinem Heere hinüber vor Singidon. Der Präfectus dieser Stadt, Namens Sethus, welcher sich nach der Absicht des Groß-Khans erkundigen ließ, beruhigte sich, als derselbe vorgab, daß er nach dem Wunsche des Kaisers gegen die in Thracien und Mösien herumschweifenden Slavinen ziehe und sich nach der Vertreibung derselben nach Italien den Langobarden zum Beistande wenden werde. Bei dem Vertrage, welchen der Groß-Khan mit den Einwohnern von Singidonum schloß, leistete er sofort den Eid nach avarischem Brauch auf diese Weise. Er zog das Schwert [37]), hob es in die Höhe, wünschte auf sich und das Volk der Avaren Unheil herab, wenn er etwas Böses gegen die Römer darin gedächte, daß er eine Brücke über die Save zu machen unternommen; er und das ganze Volk sollte gänzlich umkommen, der Himmel aus der Höhe, und das Feuer, der Gott, der im Himmel sei, über sie herabstürzen, die Wälder und Berge durch Fall und Sturz sie begraben, der Fluß Save überfließend sie ertränken. Nachdem der Groß-Khan dieses vorgebracht, sagte er: nun will ich auch den Eid der Römer schwören. Dann fragte er diese, was es sei, was sie heilig, was sie für religiös hielten, durch welches, wenn sie falsch schwören, Gottes Zorne durchaus nicht zu entgehen glaubten. Der, welcher in Singidon die oberste geistliche Gewalt hatte, brachte sogleich das Evangelienbuch hervor. Der Groß-Khan verhehlte zwar, was er in den Gedanken hatte, zeigte aber äußerlich unter großem Zittern und mit großer Ehrfurcht, daß er es annehme, ging aus dem Stuhle hervor, warf sich dann mit lebhaftem und bereitwilligem Sinne auf die Knie und sagte, ich schwöre nach demjenigen, der es vorsagt, auf die Worte, welche in den heiligen Schriften Gottes enthalten sind, daß ich in keinem Stücke des von mir Vorgebrachten lüge noch trüge [38]). Sethus beförderte die Gesandten des Groß-Khans zum Kaiser Tiberius, von welchem er zur weiteren Verfolgung der Slavinen das Bereitliegen einer Anzahl von Schiffen auf der Donau verlangte. Der Kaiser hatte einen Einfall des Groß-Khans von Mösien aus in das Land der Slavinen bisher nicht gestatten wollen. Aber als im J. 581 ein Heer von mehr als 100,000 Slavinen ganz Thracien verwüstet hatte, ließ Tiberius den Groß-Khan mit 15,000 Reitern aus Pannonien über die Donau holen und durch Johannes, den Präfecten der illyrischen Städte, neben der Donau hin bis Skythien hineinführen, und in diesem Lande wieder über die Donau setzen, damit er den Lauritas und die Slavinen in ihrer Heimath überfallen könnte. Der Groß-Khan, vor Verlangen glühend, den Lauritas und seine Bajaren wegen ihrer Widerspenstigkeit und ihrer Drohungen zu züchtigen, verheerte die Marktplätze und Dörfer mit Brand und Schwert, setzte viele tausend römische Gefangene in Freiheit und schickte sie dem Kaiser unentgeltlich zu. Die Slavinen, die so sehr auf ihre Macht gepocht hatten, verkrochen sich bei dem Erscheinen des Groß-Khans der Avaren in Höhlen und Wäldern, und wurden von demselben zur Zinspflicht genöthigt. Bald darauf widerstrebten sie zwar derselben, aber der Groß-Khan vermochte sie zu ihrer Pflicht anzuhalten. Um den Slavinen seine Macht noch stärker empfinden zu lassen, beabsichtigte er im J. 582, noch einmal einen Zug durch das Gebiet der Römer wider die Slavinen zu unternehmen. Aber Tiberius schlug aus Argwohn, daß der Groß-Khan sich auf diesem Wege in Provinzen des römischen Reichs festsetzen werde, ihm sein Gesuch ab, indem er vorgab, daß er selbst im nächsten Jahre in Verbindung mit dem Groß-Khan die Slavinen zu bekriegen vorhabe. Ein beträchtliches, in Thracien plünderndes slavinisches Räuberheer fing die von dem Kaiser zurückkehrenden Gesandten des Groß-Khans auf und beraubte sie des Lebens. Durch diesen Frevel erbittert, fiel der Groß-Khan die Slavinen von einer andern Seite an. Darüber, daß der Kaiser sein Gesuch abgeschlagen, in Zorn und Grimm gegen den Kaiser gesetzt, brach er in das römische Reich ein, schloß Sirmium ein, und zwang die Einwohner durch Hunger, ihm die stark befestigte Stadt mit Einwilligung des Kaisers für Lebenssicherheit und freien Abzug zu überlassen. Der Groß-Khan schickte Gesandte nach Constantinopel, das Jahrgeld, welches der Kaiser im vorigen Jahre zu zahlen unterlassen hatte, und überdies eine unmäßige Summe, als für die Zinsen zu fodern. Tiberius, durch den Übermuth der Gesandten sehr erbittert, bewilligte ihre ausschweifenden Foderungen nicht, sondern ließ seine Truppen zu Felde ziehen. Die Avaren hatten keine Lust, eine Schlacht zu wagen, zogen sich über die Donau zurück, auf eine Gelegenheit lauernd, in das Gebiet der Römer von Neuem einzufallen [39]). Als nach dem Tode [40]) des Kaisers Tiberius (starb den 14. Aug.

36) L. A. Gebhardi, Geschichte aller wendisch-slawischen Staaten. I. Bd. S. 82. 37) Auch die Hunnen des Attila verehrten das Schwert als etwas Heiliges. 38) *Menander* p. 128 B.

39) *Menander* Cap. 23. *Theophylactus Simocatta* Cap. 3. 40) Unter die Regierung des Kaisers Tiberius setzt *Joannes Biclariensis* p. 51 Folgendes: Anno ergo I. imperii Tiberii, qui est Leonegildi annus IX Abares Thracias vastant, et regiam urbem a muro longo obsident; und Anno III. Tiberii Imp. qui est Leonegildi XI annus Abares a finibus Thraciae pelluntur et partes Graeciae atque Pannonias occupant. Aber aus der

582) Mauritius den Thron bestieg, schickten die Avaren, welche kurz zuvor Sirmium, eine ausgezeichnete Stadt Europa's, unter ihre Herrschaft gebracht, an den neuen Kaiser, und foderten, daß zu den 80,000 Goldgulden, welche sie jährlich erhielten, noch andere 20,000 hinzugefügt werden sollten. Der Kaiser, welcher Frieden wünschte, bewilligte dieses. Der Groß-Khan [41]) aber bat, daß ihm ein Elephant zum Besehen geschickt werden möchte. Der Kaiser schickte den allergrößten. Als jener ihn besehen, schickte er ihn zurück. Auf gleiche Weise ersuchte er auch, daß ihm ein goldenes Bette geschickt werde. Der Kaiser sandte ihm auch dieses. Aber auch dieses schickte er zurück. Er foderte aber wiederum, daß noch 100,000 Goldgulden hinzugefügt werden sollten. Da der Kaiser dieses nicht gestattete, zerstörte und eroberte er viele andere unter Illyricum stehende Städte. Unter den von dem Groß-Khan eroberten Städten werden Vimiacum und Augusta, und Anchialos am schwarzen Meere genannt. Nach Eroberung derselben rückte er gegen die Hauptstadt, um die thracische Mauer zu zerstören. Der Kaiser schickte den Patricier Helpidius nebst Commentiolus als Gesandte zum Groß-Khan und ließ ihm die Erhöhung der Jahrgelder um 20,000 Goldgulden anbieten. Der Groß-Khan nahm dieses an, und daß er den Frieden nach den Stipulationen der Verträge beobachte, und ging über die Donau zurück [42]). Aber er eilte, den Frieden wenn auch nicht gradezu, doch dadurch zu brechen, daß er (583) die Völkerschaften der Slavinen wider die Thracier bewaffnete. Sie gelangten bis zu den langen Mauern und richteten viel Unheil an. Aber der Kaiser befahl, die Soldatencorps des Palastes und das Volk aus der Stadt herauszuführen, um die langen Mauern zu bewachen, ernannte den Commentiolus zum Heerführer, und schickte ihn mit Heerschaaren wider die Slavinen. Commentiolus stürzte unerwartet über sie daher, tödtete eine große Menge, und trieb die andern zurück. Als er nach Adrianopel kam, traf er Andragasten, welcher eine Menge mit Beute beladener Slavinen führte, stürzte auf ihn und entriß ihm die Gefangenen. Im fünften Jahre der Regierung des Kaisers Mauritius (586) brach der Groß-Khan das Bündniß mit den Römern, und wüthete in Mösien und Skythien mit den Waffen auf das Grausamste, indem er Ratiaria, Bononia, Aquá (Aqps), Doroſtolos, Tzaparda und Martinopolis zerstörte. Der Prätor Commentiolus ging in die Seegegenden und wählte aus seinen Truppen 6000 der tauglichsten und tapfersten. Die minder brauchbaren und weniger tapferen, 40,000 an der Zahl, ließ er den Wall bewachen. Von den 6000 Auserlesenen übergab er 2000 dem Castus und 2000 dem Martinus, und er selbst eilte wider die Barbaren. Castus kam nach Tzaparda und an den Hämus, fand hier Barbaren in Sorglosigkeit und Unthätigkeit, vernichtete viele von ihnen und machte große Beute. Martinus kam in die Gegend von Nea, überfiel unerwartet den Groß-Khan und vertilgte viele der Tapfern desselben, sodaß dieser sich durch Flucht retten mußte. Martinus, des Sieges sich rühmend, kehrte zu dem Prätor dahin zurück, wo er versprochen hatte, daß er ihn und den Castus erwarten wolle. Commentiolus aber, durch Furcht gedrückt, kehrte nach Martinopolis zurück. Da Castus und Martinus ihn nicht fanden, vereinigten sie ihre Heere und rückten durch einen Engpaß des Hämus. Als aber Martinus den Groß-Khan über den Fluß gehen sah, kehrte er zum Prätor zurück. Castus that dieses nicht, sondern ging über den Fluß, näherte sich dem Vortrabe der Avaren und behauptete sich durch Gefechte gegen ihn. Den andern Tag schloß der Groß-Khan, welcher die Furten [43]) inne hatte, den Castus ein. Seine Truppen wurden getrennt, und jeder floh, wie er vermochte, durch die Wälder. Ein Theil, der von den Barbaren gefangen wurde, zeigte an, wo Castus sich versteckt hielt, und dieser wurde nun auch gefangen. Der Groß-Khan, welcher nach Süden zog, eilte gegen Thracien und erreichte die langen Mauern. Der in den Wäldern des Hämus sich verborgen haltende Commentiolus ging heraus und traf den Groß-Khan unvorbereitet, weil die Menge der Avaren durch Thracien zerstreut war. Commentiolus eilte zur Zeit der ersten Nachtwache wider den Groß-Khan, und dieser wäre wahrscheinlich gefangen oder erschlagen worden, wenn nicht ein Zufall die Unternehmung der Römer vereitelt hätte, indem ein Privatzuruf, welcher das Aufrichten eines Gepäckes betraf, als ein Aufruf zur Flucht genommen, und dieser Zuruf allgemein ward. Die Römer ergriffen die Flucht, und auch der Groß-Khan und seine Umgebung, ohne daß die einen die andern verfolgten. Als der Groß-Khan seine Kriegsmacht wieder um sich gesammelt hatte, belagerte er Aperia, und hatte vor, den Kriegsmaschinenverfertiger der Festung, den er in seine Gewalt bekam, tödten zu lassen. Der Gefangene sagte, daß er ihm viel Geld geben wollte, wenn er ihm das Leben schenkte. Der Groß-Khan stellte den Maschinenverfertiger gebunden der Stadt vor. Busan, wie der Gefangene hieß, bat die Bewohner der Festung, daß sie ihn loskauften, indem er aufzählte, wie oft er für die Festung gekämpft. Ein gewisser Bürger aber überredete die Menge, die Loskaufung Busan's zu unterlassen. Der von den Bürgern gering geachtete Busan versprach dem Groß-Khan, die Stadt zu überliefern, verfertigte ein Städte zerstörendes Instrument, Widder geheißen, und nahm durch dasselbe die Festung ein. Der Groß-Khan brachte auch andere Festungen unter seine Dienstbarkeit, und kehrte mit vielen Gefangenen zurück. Die Byzantiner aber schmähten den Kaiser Mauritius sehr, als sie hörten, daß Castus gefangen war [44]). Der Groß-Khan übte nun etwa fünf Jahre

obigen Erwähnung des Vorhabens der Avaren, die lange Mauer einzunehmen, geht hervor, daß es unter Mauritius geschah.

41) Die Historia Miscella Lib. XVII. (ap. *Muratorium*, Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. I. p. 113), welche dem Theophanes folgt, sagt Chajanus, Theophanes Χαγάνος. Sie braucht Chajanus an den meisten Stellen als Eigenname; doch sagt sie auch ein Mal Chajanus Avarum. 42) *Theophylactus Simocatta* et *Theophanes* ap. *Stritter*. T. I. p. 680—687; Historia Miscella p. 113.

43) Übergänge, transitus. 44) *Theophanes*, *Theophylactus Simocatta*, *Cedrenus* ap. *Stritter*. T. I. p. 690—702; Historia Miscella p. 114.

keine Feindseligkeiten, wenigstens keine bedeutenden, gegen das römische Reich, war aber desto thätiger seine Macht im Norden auszudehnen. Dieses geht daraus hervor, daß er im J. 589 einen slawischen Staat nordwestlich ab von Thracien am Meere (also an der Ostsee), der sehr friedfertig war, aber dennoch im Rufe einer großen Macht stand, zur Waffengenossenschaft einlud. Aber dieser Wendenstaat entschuldigte sich mit dem Vorwande, daß er aus Mangel des Eisens keine Waffen besäße, und daher weder den Gebrauch derselben kenne, noch Lust am Kriege fände; ferner daß man von seinen Grenzen kaum in 15 Monaten, wie man die Sache übertrieb, zu dem Lande des Groß-Khans gelangen könne [45]). Im zehnten Jahre der Regierung des Kaisers Mauritius (also im J. 591) suchte der Groß-Khan Vermehrung dessen, was ihm in den Verträgen ausgemacht war. Der Kaiser gab den Foderungen des Groß-Khans kein Gehör, und deshalb führte dieser wiederum Krieg, verwüstete Sigidon, und rückte wider Sirmium. Der Kaiser befahl dem Praetor Europae Priscus zu marschiren. Dieser befahl dem Subprätor Sylvianus vorauszuziehen. Dieser römische Vortrab gewann einen Sieg über Barbaren. Als der Chanus dieses hörte, nahm er seine Streitmacht zu sich und eilte in den Krieg. Als Sylvian die Menge sah, ging er bestürzt zu Priscus. Als der Groß-Khan den Rückzug der Römer erfuhr, begab er sich in die Seegegend, hierauf nach Sanctus Alexander, d. h. der Kirche des heiligen Alexander, und verheerte alles dieses durch Feuer. Um Drizepera einzunehmen, ließ der Groß-Khan Kriegsmaschinen verfertigen. Die Bewohner zeigten sich zur tapfern Gegenwehr bereit. Die Barbaren zogen nach Parinchus. Priscus, der nicht einmal ihren Anblick aushalten konnte, zog sich in das Schloß Tzurul und befestigte dasselbe. Der Groß-Khan unternahm den Priscus zu belagern. Der Kaiser, welcher verzweifelte, die unzählige Menge der Barbaren durch die Waffen zu besiegen, nahm zur List seine Zuflucht. Er überredete durch große Geschenke und Verheißungen einen von den Excubitoren, freiwillig in die Hände der Barbaren zu fallen, und gab ihm einen Brief an Priscus mit, welcher enthielt, daß dieser die Unternehmung der Barbaren nicht fürchten, sondern zu Tzurul bleiben solle, denn der Kaiser werde ihm Schiffe zur See schicken; mit diesen solle er die Barbaren bei Tzurul umschiffen und ihre Familien gefangen nehmen lassen. So werde Chajanus in das Land, das ihm die Römer angewiesen, mit großer Bestürzung zurückgehen müssen. Nachdem der Brief aufgefangen und gelesen worden, wurde dem Groß-Khan bange. Er machte mit Priscus einen Friedensvertrag, durch welchen er nur wenige und geringe Geschenke erhielt, und ging in sein Land zurück [46]). Im eilften Jahre der Regierung des Kaisers Mauritius (592) schickte dieser den Priscus mit der ganzen römischen Kriegsmacht an die Donau, daß er die Nationen der Slavinen an dem Übergange verhindern sollte. Als er sich bei Doroſtolos befand, erfuhr es der Groß-Khan. Dieser schickte Gesandte an ihn und ließ ihm sein Unrecht vorstellen, daß die Römer den Krieg begännen. Priscus aber entschuldigte sich, daß er nicht käme, mit den Barbaren zu kriegen. Doch benutzte Priscus den Umstand, daß Ardagast Slavinenhaufen auf Raub dahin und dorthin ausgesendet, ging um Mitternacht über die Donau, überfiel ihn unvermuthet, und brachte den Slavinen eine Niederlage bei. Dann zog er in die innern Gegenden der Slavinen, hatte einen Gepiden, einen Christen, der zu ihm floh, zum Wegweiser, überfiel des Nachts einen Barbarenkönig, Namens Musac, und fing ihn. Im zwölften Jahre des Kaisers Mauritius (593) plünderte Priscus die Völkerschaften der Avaren wieder aus [47]). Daß der Groß-Khan in den Jahren 592 und 593 die Römer in ihren Unternehmungen zu hindern gesucht, hören wir nicht. Wahrscheinlich war er anderwärts beschäftigt, und zwar mit einem Kriege wider die Langobarden, denn wir finden von Paulus Diaconus [48]) bemerkt, daß König Agilulf mit den Avaren Frieden geschlossen. Dieses geschah, wie aus dem, was bei Paulus Diaconus vorausgeht, und aus dem, was nachfolgt, hervorgeht, um das Jahr 593. Im 13. Jahre der Regierung des Kaisers Mauritius (594) finden wir den Groß-Khan wieder thätig an der Donau. Der Kaiser beraubte den Priscus der Prätur, und machte seinen Bruder Peter zum Prätor der römischen Tapferkeit, wie die Historia Miscella sich ausdrückt, d. h. der römischen Kriegsmacht. Priscus nahm diese zu sich, und ging, bevor Petrus gekommen war, über die Donau. Als der Groß-Khan den Übergang des römischen Heeres vernahm, schickte er an den Priscus, und ließ ihm sagen, daß er sich hierüber sehr verwunderte, und verlangte einen Theil der Beute für den Übergang über die Donau. Der Groß-Khan war ganz wüthend über die glücklichen Unternehmungen der Römer. Priscus schickte den Arzt Theodorus, einen schlauen Mann, als Gesandten zu ihm. Der Groß-Khan äußerte Drohungen, und prahlte, daß er der Herr aller Völker sei. Theodor erzählte ihm die Geschichte oder Sage von Sesostris, dem Könige der Ägyptier, wie dieser durch viere von den überwundenen Königen seinen Wagen habe ziehen lassen, und wie einer ihn dahin gebracht, dieses zu unterlassen. Der Groß-Khan lächelte, und sagte, daß er nach dem Frieden trachte. Priscus gab dem Groß-Khan alle Beute und 5000 gefangene Slavinen, behielt blos die erbeuteten Waffen, und ging ohne Verlust über die Donau zurück. Die Slavinen thaten in den Jahren 595 und 596 Einfälle in das römische Reich [49]). Von dem Groß-Khan aber finden wir in diesen Jahren keine Unternehmung auf dieser Seite, wol aber auf einer andern. Gegen 2000 Baiern fielen über die Slawen daher, und wurden, da der Groß-Khan dazu kam, alle getödtet [50]) (vermuthlich

45) *Theophylactus* ap. *Stritter* T. II. P. I. p. 53. 46) *Idem* et *Theophanes* et *Cedrenus* ap. *eundem*. T. I. p. 705 sq. Hist. Miscella p. 117.

47) *Theophanes* et *Theophylactus* ap. *Stritter*. T. II. P. I. p. 55 sq. Hist. Miscella p. 108. 48) *Paulus Diaconus* Lib. IV. Cap. 4. p. 455. 49) Hist. Miscella p. 118. 50) *Paulus Diaconus* Lib. IV. Cap. 11. p. 457.

im J. 595). Als der Frankenkönig Childebert I. 596 gestorben war, und Brunichild, damals Königin, mit ihren Enkeln Theudebert II. und Dietrich II. über das fränkische Ostreich herrschte, kamen im J. 596 die Avaren aus Pannonien nach Thüringen, und führten mit den Franken die schwersten Kämpfe. Nachdem aber die Avaren von Brunichild und ihren Enkeln Geld erhalten, kehrten sie heim [51]). Um diese Zeit schickte der Groß-Khan Gesandte an den Langobardenkönig Agilulf nach Mailand, und machte mit ihm Frieden [52]). Im 16. Jahre der Regierung des Kaisers Mauritius (also 597) kam der von dem Kaiser von Neuem zum Prätor von Thracien ernannte Priscus, mit der römischen Kriegsmacht aus Thracien gezogen, an die Donau, ging bei Novä über dieselbe, und gelangte am vierten Tage darnach nach Obernovä [53]). Als der Groß-Khan dieses erfuhr, schickte er Gesandte an Priscus, und ließ sich nach der Ursache seiner Ankunft erkundigen. Priscus sagte, daß er gekommen wäre, um zu jagen. Aber der Groß-Khan erwiederte, daß es nicht recht sei, an einem fremden Orte zu jagen. Priscus dagegen sagte, der Ort wäre sein, und warf ihm die Flucht aus dem Orient vor. Diese Angabe ist wichtig, weil daraus hervorgeht, daß dieser Groß-Khan der Avaren im J. 597 noch derselbe ist, der dieselben aus Asien nach Europa geführt. Priscus wollte durch den Vorwurf wol zugleich sagen, daß auf die Gegend von Novä, welche der Groß-Khan sein nannte, die Römer ein früheres Recht hatten. Der Groß-Khan zerstörte die Mauer von Sigidon und zog sich an die römischen Länder heran. Als Priscus dieses in Erfahrung brachte, kam er zu einer Donauinsel, nahm Schnellschiffe, und kam zu dem Groß-Khan in Constantiola, und wollte mit ihm sprechen. Der Groß-Khan kam an das Ufer des Flusses. Traurig redete ihn Priscus an. Der Groß-Khan fragte ihn, was willst du mit meinem Lande? Willst du es aus meinen Händen empfangen? Priscus entgegnete: Gib Sigidon den Römern zurück. Der Groß-Khan erwiederte: Eine Stadt unternimmst du von uns zu empfangen. Du wirst in Kurzem 50 römische Städte der Dienstbarkeit der Avaren unterworfen sehen. Priscus aber stellte Schiffe auf dem Strome gegen Sigidon auf, verheerte diese Stadt, und vertrieb aus ihr die Bulgaren. Im 17. Jahre der Regierung des Kaisers Mauritius (598) eilte der Groß-Khan, nachdem er seine Kriegsmacht zusammengebracht, nach Dalmatien. Als er nach Balcha gekommen war, verheerte er die 40 um dasselbe gelegenen Städte. Als Priscus dieses in Kenntniß brachte, schickte er Gudan auf Kundschaft aus. Dieser verbarg sich in einem Thälchen, fiel beim Morgenrothe einem Theile der Truppen des Groß-Khans in den Rücken, und brachte die erlangte Beute zu Priscus. Als der Groß-Khan dieses Unglück erfuhr, kehrte er in sein Land zurück. Im 18. Jahre der Regierung des Kaisers Mauritius (also 599) kam Priscus mit seiner Kriegsmacht nach Sigidon. Der Groß-Khan erschien, nachdem er seine Macht gesammelt, plötzlich in Mösien. Seine Macht war dadurch verstärkt worden, daß die Tarnincher und Kotzager, zwei varchunitsche Horden, deren Zahl 10,000 Mann betrug, und die von dem Zweige des großen türkischen Stammes, welche die Byzantiner Kermichionen (die Perser Kermich) nennen, aus ihren Wohnsitzen verdrängt, sich mit den Avaren vereinigten. In Niedermösien unternahm der Groß-Khan die Festung Tomi (Tomiswar am schwarzen Meere) zu erobern. Deshalb verließ Priscus Sigidon, und näherte sich der Festung Tomi sehr. Als das Osterfest gehalten ward, und da der Groß-Khan hörte, daß die Römer Hunger litten, zeigte er dem Priscus an, daß er ihm Wagen zur Zufuhr von Lebensmitteln für sie schicken möchte, damit sie ihr Fest mit Heiterkeit feiern könnten. Der Groß-Khan schickte den Römern 40 Wagen voll Lebensmittel. Ähnlicher Weise sandte Priscus dem Groß-Khan, als dieser zu Sirmium residirte, indische Gewürze. So lange das Osterfest währte, wohnten die Römer und die Barbaren zusammen, und kein Heer fürchtete das andere. Nach dem Osterfeste trennten sich die Barbaren von den Römern, und verheerten die Stadt Drizepera, zündeten die Kirche des heiligen Alexander an, und beraubten das mit einer silbernen Decke bedeckte Grabmal des Schmuckes. Da sie viele Beute in Thracien machten, schmaußten sie glänzend gegen die Römer. Als Commentiolus nach Byzanz kam, bemächtigte sich der Stadt die größte Bestürzung, und man dachte daran, Europa zu verlassen, und nach Asien auszuwandern. Der Kaiser besetzte mit den Excubitoren, und einer auserlesenen Schar anderer Bewaffneten die Mauer. Das Volk bewachte die Stadt. Der Senat bewog den Kaiser, eine Gesandtschaft an den Groß-Khan zu schicken. Die Barbaren hatte Pestilenz befallen. An einem [54]) Tage starben sieben Söhne des Groß-Khans am Fieber und an der Passio inguinaria. Weinen, Wehklagen und Trauerlieder herrschten unter den trostlosen Barbaren. Der Kaiser schickte den Armozo mit vielen Weibern nach Drizepera, um die avarischen Krieger sanft zu stimmen. Der Groß-Khan in unendlichem Schmerz über den Tod seiner Söhne, wollte keine Geschenke annehmen. Doch erbot er sich, die Gefangenen dem Kaiser zurückzugeben, und zwar verlangte er Anfangs für jede Seele ein Numisma, und als der Kaiser sich weigerte, einen Numus, und als der Kaiser auch diesen nicht geben wollte, vier Siliquen oder Keratien. Als der Kaiser sich weigerte, auch mit dieser geringen Summe die Gefangenen auszulösen, ließ der Groß-Khan, von Wuth entbrannt, sie sämmtlich, nämlich 12,000 an der Zahl, niedermetzeln. So nach Zonaras, Cedrenus, Constantinus Manasse, Glykas, Theophanes Confessor, dem Chronicon Alexandrinum und der Historia Miscella. Aber diese Einstimmigkeit beweist nur, wie

51) *Paulus Diaconus* l. l. Cap. 12; Ferd. Wachter, Thür. und obers. Gesch. 1. Th. S. 46—74. 52) *Paulus Diaconus* Lib. IV. Cap. 13. p. 457. 53) Ein Theil der griechischen Schriftsteller sagt nämlich, daß Priscus bei Nobä (Novä) über den Ister und der andere, daß er, nachdem er über den Ister gegangen, am vierten Tage nach Ober-Nobä gekommen; s. *Stritter* T. I. p. 717. Gebhardi a. a. O. S. 85.

54) Ist, wie manches Andere, als sagenhafte Gestaltung anzunehmen.

weit verbreitet und festgewurzelt diese Sage war, denn der gleichzeitige Theophylaktus Simocatta erzählt Nichts davon. Dieses ist der Hauptgrund, die obige Angabe nur als Sage gelten zu lassen, denn die Annahme, daß die Weigerung des Kaisers Mauritius, die Gefangenen auszulösen, nicht mit dem Charakter desselben übereinstimme [55]), ist ziemlich unhaltbar, da Mauritius auch außer diesem Falle unleugbare Beweise seiner Kargheit und seines Geizes gegeben [56]). Die Sage von der Niedermetzelung der Gefangenen ist wol erfunden, um den Kaiser Mauritius recht verhaßt zu machen. Der Groß-Khan legte den Römern, in dem Vertrage, den er mit ihnen schloß, 50,000 Goldgulden auf, versprach, er wolle nicht wieder über die Donau gehen, und begab sich in sein Land. In dieses Jahr (nämlich 599) oder in das folgende (600) gehört, was Paulus Diaconus [57]) erzählt. Zu dieser Zeit auch (nämlich zur Zeit, als die Tochter des Königs Agilulf nebst ihrem Manne Godeskalk von dem Heere des Patriciers Gallicinus gefangen und nach Ravenna gebracht wurde), sandte König Agilulf dem Cacan, Könige der Avaren, Baumeister zu Fertigung von Schiffen, mit welchen derselbe Cacan eine gewisse Insel in Thracien erstürmte. Ist unter dieser Insel Viminacium gemeint, so wäre die Bezeichnung ihrer Lage in Thracien nicht richtig. Im 19. Jahre der Regierung des Kaisers Mauritius (also 600) kam Commentiolus mit einem Heere an die Donau, vereinigte sich zu Sigidon mit Priscus, und der Friede mit den Avaren wurde gebrochen. Nach Brechung desselben kamen Commentiolus und Priscus nach Viminacium, welches eine große Insel der Donau war. Als der Groß-Khan dieses hörte, sammelte er seine Heerscharen, und rückte an die römischen Gefilde vor. Seinen vier Söhnen übergab er andere Heerscharen, und stellte sie zur Bewachung der Donau auf. Nachdem die Römer Fahrzeuge gebaut, gingen sie über die Donau, und schlugen unter dem Prätor Priscus, denn Commentiolus saß erkrankt auf der Insel Viminacium, eine Schlacht mit den Söhnen des Groß-Khans. Die Schlacht währte viele Stunden, bis zum Sonnenuntergang. Dreihundert Römer waren bereits des Lebens beraubt worden. Viertausend Barbaren kamen um. Auf ähnliche Weise wurde auch am dritten Tage Schlacht gehalten. Die Römer gingen von den Höhen herab an die Barbaren heran, und drängten dieselben an ein stehendes Wasser, warfen die Avaren, und tödteten viele von denselben. Unter den Getödteten waren auch die Söhne des Groß-Khans, und die Römer gewannen einen ansehnlichen Sieg. Nachdem der Groß-Khan zahlreichere Truppen mit einander vereiniget, rückte er wider die Römer vor. Eine Schlacht ward geschlagen, in welcher die Barbaren von den Römern geworfen wurden. Diese gewannen einen Sieg, der ausgezeichneter als alle war. Während dessen gingen die 4000, welche Priscus, um die Bewegungen der Barbaren erspähen zu lassen, vorausgeschickt hatte, über den Tyrsus (die Theiß). Die Barbaren, welche Nichts von dem, was geschehen war, in Kenntniß gebracht hatten, hielten ein Fest und schmaußten mit einander. Im Geheimen fielen die Römer über sie her, und erschlugen 30,000 Gepiden und andere Barbaren, und kehrten mit reichlicher Beute zu Priscus zurück. Als der Groß-Khan wieder Heerscharen zusammengehäuft, zog er nochmals an die Donau und ging eine Schlacht ein. Die Barbaren wurden besiegt und viele kamen in den Fluthen des Flusses um. Mit den Avaren verloren auch sehr viele Slavinen das Leben. Gefangen wurden 3000 Avaren, Slavinen 800, Gepiden 3200, und andere Barbaren 2000. Der Groß-Khan schickte an den Kaiser Mauritius Gesandte, in der Absicht, die Gefangenen wieder zu erhalten. Der Kaiser, welcher den ausgezeichneten Sieg der Römer noch nicht erfahren hatte, schrieb an den Priscus, daß er nur die Avaren dem Groß-Khan zurückgeben sollte. Derselbe hatte zwar große Verluste erlitten, und von Mauritius rühmte man, daß er die Avaren überwunden [58]). Aber die Macht des Groß-Khans war keineswegs gebrochen. Paulus Diaconus erzählt: In dieser Zeit (nämlich zur Zeit der Zerstörung des rebellischen Padua durch die Langobarden, um das Jahr 601) kamen die Gesandten des Königs Agilulf von dem Cacan zurück, und verkündigten, daß ewiger Friede mit den Langobarden gemacht sei. Ein Gesandter des Cacan kam auch mit ihnen an, ging nach Gallien, und kündigte den Frankenkönigen an, daß sie sowie mit den Avaren, so auch mit den Langobarden Frieden halten sollten. Während dessen verwüsteten die Langobarden mit den Avaren und den Slawen das Land der Istrier mit Feuer und Schwert. Um seine Waffen desto kräftiger gegen die Oströmer oder die Griechen wenden, und selbst Byzanz belagern zu können, wollte der Groß-Khan die mit den Römern verbündeten Anten nicht im Rücken lassen, sandte seinen besten Feldherrn Apsich im J. 601 dahin ab, und ließ die Anten gänzlich vernichten [59]), oder, wie die Neueren vermuthen, wenigstens einen Zweig derselben [60]). Der Prätor Petrus setzte bei Ansamus über die Donau. Viele Avaren, die über den Groß-Khan misvergnügt waren, schlossen sich an ihn. Petrus ließ das avarisch-slawinische Gebiet ausplündern und verwüsten. Der Kaiser war dem Prätor Petrus durch Briefe beschwerlich, und verlangte, daß er im Lande

55) Ritter, Geschichte des orientalischen Kaiserthums S. 333. 56) Feßler, Die Geschichte der Ungarn. 1. Bd. S. 63. 57) Lib. IV. Cap. 21. p. 459.

58) *Paulus Diaconus* Lib. IV. Cap. 27. p. 461. 59) s. *Stritter*, Mem. T. II. p. 739. 60) Man (Gebhardi a. a. O. S. 86) vermuthet, daß unter diesem Zweige der Anten vielleicht die Duljeber des Nestor zu verstehen seien. Dieser drängt einen Theil seiner Angaben über die Avaren auf folgende Weise zusammen: Um diese Zeiten (nämlich des Kaisers Heraklius) waren auch die Obri (Abaren), welche mit dem Heraklius Krieg führten und ihn beinahe gefangen bekommen hätten (dieses gehört also unter Cacan II.). Doch kann, was Nestor hierauf folgen läßt, auch vorher geschehen sein, nämlich: Die Obri kriegten auch mit den Slawen, und quälten die Duljeber, die vom Stamme der Slawen sind, und thaten den Frauen der Duljeber Gewalt an; und wenn ein Obri fahren wollte, so ließ er nicht Pferde, noch Ochsen anspannen, sondern ließ drei, vier, fünf Weiber an den Wagen spannen und diese mußten den Obri ziehen. An einer andern Stelle sagt Nestor: Die Duljeber saßen am Bug, wo nun die Wolhynier sind; s. Nestor, übersetzt von Schlözer. 2. Th. S. 116. 117 und 122.

der Slawinen überwintern sollte, damit er die Römer nicht auf Staatskosten zu ernähren brauche. Das römische Heer empörte sich nun. Während der Unruhen, welche hierauf entstanden, und die mit der Erhebung des Phokas zum Kaiser und der Ermordung des Mauritius endigten, verwüsteten die Avaren Thracien fürchterlich, und auch die beiden römischen Heere plünderten. Phokas, in der Absicht, die Avaren zufrieden zu stellen, fügte in dem Vertrage, welchen er mit dem Groß-Khan schloß, zu dem, was bereits früher ausgemacht war, noch mehr hinzu [61]). Mit Hilfe der Slawen, welche der Groß-Khan dem Langobardenkönige Agilulf, welcher noch im Zwiespalte mit den Römern wegen Gefangennehmung seiner Tochter war, zum Beistande schickte, belagerte Agilulf im Juli 603 Cremona, nahm es den 23. Aug. ein, und zerstörte es. Auf gleiche Weise erstürmte er den 13. Sept. Mantua. Durch diese und die Einnahme anderer Orte veranlaßte er den Patricier Smaragd in Ravenna, ihm seine Tochter herauszugeben [62]).

2) **Gacan II.**, war dem ewigen Frieden, welchen sein Vorgänger mit den Langobarden geschlossen, nicht hold, kam um das Jahr 611 mit einer unzähligen Menge und drang in das Gebiet von Venetiae ein. Gisulf, Herzog von Friaul, zog mit den Langobarden, welche er haben konnte, kühn entgegen, schlug mit Wenigen wider eine unermeßliche Menge eine Schlacht, ward von allen Seiten umringt und verlor mit fast Allen, die bei ihm waren, das Leben. Gisulf's Gemahlin Romild schloß sich mit ihren vier Söhnen und vier Töchtern und den Langobarden, welche entkommen waren, und den Frauen und Kindern der in der Schlacht Gefallenen in die Mauern des **Forojuliani Castri** (des Schlosses von Cividal del Friauli) ein. Andere Langobarden hatten sich in andern Burgen, namentlich in Carmona, Nomaso, Osopo, Artenia, Reunia, Ghemona und Ibligene, befestigt. Die Avaren streiften durch das ganze Gebiet der Friauler, verwüsteten Alles durch Raub und Brand, schlossen das **Forojulianum oppidum** (nachmals Cividal del Friauli) durch Belagerung ein, und wandten alle Kräfte an, um es zu erstürmen. Während der König derselben, das ist Cacanus, sagt Paulus Diaconus [63]), um die Mauern bewaffnet mit großer Reiterei herumritt, um zu untersuchen, auf welcher Seite er die Festung am leichtesten erstürmen könnte, sah ihn die von den Mauern schauende Romild, wie er in jugendlichem Alter blühte, ward von Verlangen zu ihm ergriffen, und entbot ihm alsbald durch einen Boten, daß sie, wenn er sie ehelichte, ihm die Stadt mit Allem, was daselbst befindlich sei, übergeben wollte. Arglistig versprach der Groß-Khan durch einen Eidschwur, daß er sie heirathen wollte. Ohne Verzug öffnete sie die Thore des **Forojuliensis castri** (des Schlosses von Cividal del Friauli) und führte zu ihrem und aller dort Befindlichen Verderben den Feind ein. Als die Avaren mit ihrem Groß-Khan nach Forum Julii hineingegangen waren, raubten sie Alles, was sie finden konnten, verbrannten die Festung und führten Alle, welche sie zu finden vermochten, gefangen hinweg, versprachen ihnen aber, jedoch trügerisch, daß sie sie dahin, wovon sie ausgegangen, in Pannoniens Gebiet, setzen wollten. Als die Avaren auf der Rückkehr in ihr Land zu dem Gefilde, welches sie das heilige nannten, gekommen waren, beschlossen sie, diejenigen Langobarden, welche erwachsen waren, mit dem Schwerte zu tödten. Da dieses auf dem heiligen Felde geschehen sollte, so beabsichtigten die Avaren aller Wahrscheinlichkeit nach ein großes Menschenopfer. Die Weiber und die Kinder unter den Gefangenen theilten sie durch das Loos. Unter diesen waren auch die fünf kleinen Söhne des Altervaters des langobardischen Geschichtschreibers, des Verfassers der Geschichte oder rücksichtlich Sage von dem Einfalle des Groß-Khans in Italien. Einer dieser fünf, Namens Lupicis, entrann nach vielen Jahren aus der Gefangenschaft, gelangte nach Italien und wurde der Großvater des genannten Geschichtschreibers. Gisulf's Söhne warfen sich, als sie die Absicht der Avaren merkten, auf Pferde und entrannen. Alle Langobarden, welche im männlichen Alter waren, wurden von den Avaren mit dem Schwerte getödtet und die Weiber und Kinder unter dem Joche der Knechtschaft abgeführt. Wegen des Eides, welchen der Groß-Khan Romild'en geschworen, hatte er, wie er ihr gelobt, sie eine Nacht gleichsam zur Ehe; dann übergab er sie zwölf Avaren, welche nach einander sie die ganze Nacht mit ihrer Wollust quälten. Endlich ließ der Groß-Khan mitten auf dem Felde einen Pfahl einschlagen und Romild'en in die Spitze desselben stecken, und sagte: „Dieser ist ein würdiger Mann für dich." Die Töchter derselben, erzählt der langobardische Geschichtschreiber weiter, folgten der Wollust der Mutter nicht, sondern befleißigten sich der Keuschheit. Um sich von den Berührungen der Avaren rein zu halten, legten sie unter das Busenband zwischen die Brüste rohes Hühnerfleisch. Dieses erhielt, durch die Hitze in Fäulniß übergehend, einen solchen üblen Duft, daß die Avaren, so oft sie die Mädchen berühren wollten, davon zurückgeschreckt wurden, und unter den Avaren die Meinung entstand, daß dieses der natürliche Geruch der Langobarden sei. Durch diese List retteten die edlen Jungfrauen ihre Keuschheit vor der Wollust der Avaren. Aber diese Erzählung trägt zu sehr das Gepräge der Sage, als daß man sie nicht sogleich dafür erkennen, und daß man nicht annehmen sollte, daß die Avaren zu klug gewesen, um sich so täuschen zu lassen. Der Grund, warum die Avaren diese edlen Jungfrauen nicht verletzten, geht aus dem Schlusse der Erzählung hervor. Sie wurden nachher in verschiedene Länder verkauft und erlangten nach ihrer Edelheit würdige Heirathen; denn eine von denselben soll den Alamannenkönig, eine andere den Baiernfürsten geheirathet haben. Die Avaren, läßt sich schließen, hatten durch häufige Raubzüge Überfluß an Frauenzimmern, wußten, daß die Germanen, wenn sie heiratheten, Standesrücksichten nahmen, und verschonten deshalb die edlen langobardischen Jungfrauen mit ihrer Wollust, um sie theuer zu verkaufen.

61) Histor. Misc. p. 122. 62) *Paulus Diaconus* Lib. IV. Cap. 29. p. 462. 63) Lib. IV. Cap. 38. p. 466. *Hermannus Contractus* erzählt es zum J. 613 und *Sigebertus Gemblacensis* zum J. 615.

Die Historia Miscella sagt: Der Kaiser Heraklius fand die Angelegenheiten des Staates aufgelöst, denn Europa machten die Avaren zur Wüste, und ganz Asien zerstörten die Perser. Außer in Italien übten die Avaren in Istrien Raub und andere Gräuel. Während dessen (um das Jahr 610) wurde in Salona, der Hauptstadt Dalmatiens, die Verordnung gegeben, daß 1000 Reiter über Clissa an die Save zur Überwachung der Bewegungen der Avaren ausrücken sollten. Diese Grenzwächter sahen am jenseitigen Ufer nur Vieh und wehrlose Menschen herumschweifen, setzten über den Fluß und raubten Vieh, Weiber und Kinder. Als nun die streitbaren Männer des avarischen Volkes von der Heerfahrt in Istrien zurückgekehrt waren und ihren Verlust in Kenntniß brachten, lauerten sie denen, durch welche sie denselben erlitten, auf, brachen, als die nächste Ablösung der Grenzwächter, um Beute hinwegzuführen, ebenfalls über die Save ging, aus ihrem Hinterhalte hervor, umringten die dalmatischen Grenzwächter, beraubten viele des Lebens und machten die übrigen zu Gefangenen. Mit den Kleidern derselben angethan und mit den Fähnchen und andern Feldzeichen derselben setzten die Sieger über die Save, um das übrige Gebiet von Dalmatien unter ihre Gewalt zu bringen; sie wurden in Clissa für Eingeborene gehalten und ohne Widerstand eingelassen, täuschten auf die nämliche Weise die Bewohner von Salona, besetzten alles umliegende Land und begannen die römischen Einwohner desselben zu bedrücken und zu verfolgen. Um diesen Drangsalen zu entgehen, flüchteten sich die Bedrängten haufenweise nach Ragusa, Spalatro, Trau, Indra und auf die Eilande Arbe, Veglia und Ossero [64]). Im neunten Jahre der Regierung des Kaisers Heraklius (618) richteten die Avaren ihre Heerfahrt nach Thracien, und Kaiser Heraklius forderte durch eine Gesandtschaft von ihnen Frieden. Als der Groß-Khan gelobt hatte, diesen zu machen, ging Heraklius mit dem ganzen kaiserlichen Gefolge und vielen Geschenken über die lange Mauer hinaus, um den Groß-Khan zu empfangen und von ihm die Eide anzunehmen, welche zur Bekräftigung der gegenseitigen friedlichen Versprechungen gethan werden sollten; aber der Groß-Khan setzte die beschworenen feierlichen Versprechungen hintan, und zog plötzlich feindselig gegen den Kaiser. Dieser, über das unerwartete Unternehmen bestürzt, entrann durch Flucht und kehrte in die Stadt zurück. Der Groß-Khan bekam die ganze kaiserliche Ausrüstung und Geräthschaft in seine Gewalt, ging über die lange Mauer, plünderte die Villen, deren Besitzer bei Erwartung des Friedens sich nichts Feindlichen versahen, zerstörte sie und machte viele [65]) Menschen gefangen. Sein Vortrab kam bis an die Vorstadt Constantinopels. Im zehnten Jahre seiner Regierung (619) schickte Heraklius Gesandte an den Groß-Khan, klagte über das, was von diesem übel gethan war, und ermahnte zum Frieden; denn er hatte vor, seine Heerscharen wider die Perser ziehen zu lassen, und wollte deshalb mit dem Groß-Khan einen Friedensvertrag schließen. Dieser versprach, daß Friede werden sollte, und schloß ein Bündniß mit dem Kaiser. Als dieser im zwölften Jahre seiner Regierung (621) im April seinen Heerzug wider Persien antrat und seinen Sohn mit dem Patriarchen Sergius und dem Patricier Bonosus in der Hauptstadt zur Führung der Reichsgeschäfte zurückließ, schrieb er an den Groß-Khan der Avaren, und bat ihn, für die Angelegenheiten der Römer Sorge zu tragen, und nannte den Groß-Khan Vormund seines Sohnes [66]). Um diese Zeit, oder kurz nachher, bereiteten sich wichtige Dinge zur Schwächung der Macht des Groß-Khans bei den Slawen vor. Fredegar und der Verfasser der Geschichte Dagobert's I. geben die Wohnsitze dieser Slawen nicht an, sondern bezeichnen sie blos durch: Sclavi cognomento Winidi, und durch: Winidi Bifulci, und ihre Bezwinger durch: Avares cognomento Chuni. Neuere haben daher einen weitern Spielraum. Nach der Meinung der Einen sind darunter die Slawen zu verstehen, welche ein Stück von Illyricum, d. h. von Kärnthen, Bosnien und Slavonien, besaßen [67]). Andere stellen sie ohne Umstände als Tschechen und Morawaner (Mährer) hin. Vorzüglich hat die Bestimmung der Lage der Wendenfestung Wogastisburg viel Streit erregt. Nach den Einen soll sie Vogtsberg im Voigtlande, welches offenbar seinen Namen von Vogt hat, nach den Andern Voitsberg, welches ebenfalls Voytsberg bedeutet, in Steiermark sein; aber Samo, der Wendenkönig, scheint Nachbar des sorbischen Herzogs Derwan gewesen zu sein [68]). Soviel ist daher nur gewiß, daß die Wenden, von deren Beziehung zu den Avaren wir nun handeln, ihre Wohnsitze in der Nähe des Frankenreichs hatten, und daß sie namentlich verheerende Einfälle in Thüringen und andere fränkische Gaue thaten, nämlich seit die Austrasier unter Dagobert I. bei Wogastisburg 630 eine Niederlage erlitten hatten. Um das Jahr 622 standen diese Wenden noch unter der Herrschaft der Avaren. Fredegar [69]) erzählt Folgendes: Die Winidi Bifulci waren den Chunen (Avaren) schon von Alters her unterworfen gewesen. Wenn die Chunen im Heere gegen irgend ein Volk anrückten, standen die Chunen mit ihrem vereinten Heere vor dem Lager. Die Wenden aber kämpften, wenn sie zum Siegen überwiegende Kraft hatten. Wenn aber die Wenden überwunden wurden, nahmen sie, auf der Chunen Hilfe gestützt, wieder Kräfte. Daher wurden sie Bifulci von den Chunen genannt [70]). Die

64) *Constantinus Porphyrogenit.*, De Administr. Imp. C. 29. 30 ap. *Stritter*. T. II. P. I. p. 20 seq. 65) Nicephorus übertreibt, wenn er sagt, daß 270,000 Männer, Weiber und Kinder von den Avaren hinweggeführt worden wären.

66) Theophanes und Andere bei *Stritter*. T. I. p. 741 sq. Historia Miscell. Lib. XVIII. p. 524. 67) Muratori, Geschichte von Italien. 4. Th. S. 53. 68) s. Ferd. Wachter, Thür. und obersächs. Gesch. I. Th. S. 49—52. 69) Cap. 48. p. 185. 70) Ideo Bifulci vocabantur a Chunis, eo quod duplicem in congressione certaminis ...., heißt es bei Fredegar lückenhaft. Für Bifulci, Befulci ist eine andere Lesart Prefulci (Praefulci). Bifulcus erklärt man durch zwiefache Stütze, weil die Wenden zwei Mal im avarischen Heere kämpfen mußten. Gebhardi (a. a. O. I. Th. S. 25) sucht es anders zu deuten, nämlich: „Weil die Slawinen sich auf Viehzucht und Ackerbau legten, und nicht gleich ihnen (den Avaren) blos vom Raube leben wollten, so schalten sie sie Bywol oder Büffel, welches noch jetzt ein den Slawen unerträglicher Name ist." Ist Bifulci wirklich durch Biwol zu er-

Chunen kamen jedes Jahr, um zu überwintern, zu den Slawen, nahmen die Weiber der Slawen und die Töchter derselben auf das Lager. Die Söhne der Chunen, welche sie mit den Weibern und Töchtern der Wenden zeugten, hielten es endlich nicht mehr aus, die Bosheit und Unterdrückung zu ertragen, erklärten sich gegen die Herrschaft der Chunen, und begannen sich wider dieselben und ihren Gagan (Groß-Khan) zu empören. Zur Zeit, als dieses bereits geschah, kam im 40. Jahre des Frankenkönigs Chlothar ein Franke, Namens Samo, aus dem Senonengau und brachte mehre Negotianten mit, um bei den Slawen Handelsgeschäfte zu treiben. Als die Wenden im Heere wider die Chunen zum Angriffe ausgerückt waren, ging der Handel treibende Samo mit ihnen im Heere, und erwies sich daselbst so nützlich gegen die Chunen, daß es wunderbar war, welche große Menge von ihnen durch das Schwert der Wenden niedergemetzelt wurde. Als die Wenden die Fähigkeit Samo's sahen, wählten sie ihn zum Könige über sich. Er regierte daselbst 35 Jahre glücklich. Während seiner Regierung gingen die Wenden mit den Slawen viele Schlachten ein, und durch seinen Rath und seine Tauglichkeit siegten sie stets. Kaiser Heraklius hatte im J. 621 Alles gethan, den Groß-Khan an sein Interesse zu fesseln, hatte ihm Jahrgeld von 200,000 Goldgulden versichert, ihm eine Anzahl vornehmer Jünglinge, unter welchen sein unehelicher Sohn war, zu Geiseln gegeben, und während seiner Abwesenheit von Constantinopel seinen Sohn, den Thronfolger, dem Schutze des Groß-Khans empfohlen; aber dennoch ließ sich dieser einige Jahre darauf durch Chosdroes, den König der Perser, zu einem Bündnisse wider die Römer bewegen. Chosdroes schickte im 16. Regierungsjahre des Kaisers Heraklius (626) den Sabaras mit einem Heere wider Constantinopel ab, damit er die Avaren mit den Bulgaren und Slawinen und Gepiden in Eintracht vereinigte, und damit dieselben gegen Constantinopel eilen und diese Stadt einmüthig belagern sollten. Als der Kaiser dieses Vorhaben in Kenntniß brachte, schickte er den dritten Theil seines Heeres aus Asien nach Europa zur Deckung der Hauptstadt. Der Groß-Khan, welcher sich vornahm Constantinopel zu zerstören, beschloß, es zu Lande und zur See anzugreifen. Während er mit den Avaren in Thracien einfiel, bedeckten die Slawinen das Meer mit Schiffen, welche an der Donau gefertigt und den Fluß hinab in das schwarze Meer gefahren waren. Während Sabaras Chalcedon belagerte, ließ der Groß-Khan Constantinopel zu Lande und zu Wasser bestürmen, und zwar in wiederholten Stürmen. Man brauchte Thürme, Mauerbrecher, Sturmdächer, Balisten und andere Kriegsmaschinen; aber die Belagerten wehrten sich tapfer. Die wiederholten Versuche, einen Vergleich zu Stande zu bringen, waren vergebens, weil der Groß-Khan auf dem Verlangen bestand, daß die Stadt sich ergeben sollte. Aber der tapfere Befehlshaber von Constantinopel willigte hierein durchaus nicht. Die armenischen Christen griffen mit ihren Fahrzeugen die der Slawinen an und trieben sie aus einander, wobei viele Slawinen theils niedergemetzelt, theils ins Meer gestürzt wurden. Die übrigen Slawinen, durch dieses Unglück gebeugt, verließen das Lager der Bekämpfer Constantinopels und kehrten in ihr Land zurück. Der Groß-Khan, hierdurch geschwächt, sah sich genöthigt, die Belagerung aufzuheben und abzuziehen. Sabaras blieb vor Chalcedon stehen [71]). Der Groß-Khan starb um das Jahr 630 [72]).

3) Gacan III. Im Reiche der Avaren in Pannonien entstand ein heftiger Streit über die Nachfolge im Reiche. Einer von den Avaren und ein anderer von den Bulgaren sammelte eine Menge, und einer bekämpfte den andern. Endlich siegten die Avaren über die Bulgaren. Achttausend Mann der Besiegten, mit Weibern und Kindern aus Pannonien vertrieben, baten den König Dagobert um Aufnahme im Lande der Franken. Dagobert befahl den Baiern, die Bulgaren zur Überwinterung in ihre Häuser aufzunehmen, und ließ sie in einer Nacht durch die Baiern tödten [73]). So wurde die Macht des Groß-Khans der Avaren geschwächt, und dieses geschah auch im J. 635, in welchem der Unter-Khan der Bulgaren, Kuvrat, Horgan's Enkel, dem Groß-Khan der Avaren den Gehorsam aufkündigte. Kuvrat vertrieb die Kuturguren, welche ihm der Groß-Khan untergeben hatte, nach mancherlei Beschimpfungen aus dem Lande und unterwarf sich der Herrschaft des Kaisers, welcher ihm den Patriciertitel ertheilte, sowie der Kaiser schon vor eilf Jahren dem frühern Unter-Khan der Bulgaren, als dieser die Taufe annahm, den Patriciertitel gegeben hatte [74]). Mit den Avaren hatte Herzog Theodo I. vor der Ankunft des heiligen Emmeran Kriege geführt. Emmeran kam im J. 649, als er auf der Reise nach Pannonien, um daselbst die Avaren zum Christenthume zu bekehren, sich befand, durch Regensburg, ließ sich aber von Theodo bewegen, nicht nach Pannonien zu gehen, sondern in Baiern zu bleiben. Landebert darum, weil er den heiligen Emmeran hatte umbringen lassen, von dem Herzoge Theodo vertrieben, starb bei den Avaren in Pannonien im Exil [75]). Zu dem Groß-Khan der Avaren nach Skythien, denn auch dahin erstreckte sich noch ihr Reich, floh Bertarid oder Pertarid vor dem Langobardenkönige Grimoald, und ließ sich von dem Groß-Khan, welcher mit den Langobarden den Frieden nicht brechen wollte, bewegen, das Reich des Groß-Khans wieder zu verlassen [76]). Als Herzog Lupus von Friaul gegen den Langobardenkönig Grimoald sich

klären, und hatte diese Benennung ihren Grund darin, daß die Avaren die Wenden im Kampfe vorschoben, so wollten sie dadurch anzeigen, daß diese die schwerste Arbeit im Kampfe hatten. Man vergleiche den gemeinen Ausdruck büffeln, angestrengt arbeiten.

71) *Theophanes*, *Nicephorus* und das Chronicon Paschale ap. *Stritter*. T. I. p. 745 sq.; Historia Miscella p. 128. 72) Dieses läßt sich aus *Fredegar* Cap. 72. p. 144 schließen. 73) *Fredegar*, Chron. Cap. 72. p. 144; *Aimoinus*, De Gestis Francorum Lib. IV. Cap. 24. p. 370. 74) *Nicephorus* ap. *Stritter*. T. I. p. 755. 75) *Aribo*, Vita St. Emmerani C. 2 in Actis Sanctorum T. VI. p. 475—478; *Laurentius Hochwartus*, Catalogus Episcoporum Ratisponensium ap. *Oefele*, Boicor. Rer. Scriptt. T. I. p. 162. 76) *Paulus Diaconus* Lib. V. Cap. 2, p. 475: Qui (Grimoaldus Rex) postquam comperit Bertaridum profugum Scythiam petisse, et apud Cacanum demorari, eidem Cacano Avarum per legatos mandavit etc.

empört hatte, wollte dieſer keinen Bürgerkrieg unter den Langobarden erregen, und entbot (um das Jahr 666) dem Groß-Khan der Avaren [77]), daß er nach Forum Julii wider den Herzog Lupus kommen und ihn durch Krieg aufreiben ſollte. Dieſes geſchah auch. Als der Groß-Khan mit einem großen Heere kam, kämpfte an dem Orte, welcher Fluvius (Fiume) hieß, wie dem langobardiſchen Geſchichtſchreiber, welcher der Schlacht beiwohnte, alte Männer erzählten, drei Tage hindurch Herzog Lupus mit den Forojulanern (Friaulern) wider des Groß-Khans Heer, und zwar am erſten Tage warf er das mächtigſte Heer deſſelben zu Boden und nur Wenige von den Seinigen wurden verwundet; am zweiten Tage wurden bereits Einige von den Seinigen verwundet und getödtet, doch vertilgte Lupus viele von den Avaren; am dritten Tage wurden bereits mehre von den Seinigen verwundet oder getödtet, doch nichtsdeſtoweniger vertilgte Lupus ein großes Heer des Groß-Khans und bemächtigte ſich reichlicher Beute. Am vierten Tage aber ſahen Lupus und die Seinigen über ſich eine ſo große Menge kommen, daß ſie kaum durch die Flucht entrinnen konnten. Nachdem daſelbſt Herzog Lupus getödtet war, befeſtigten ſich die Übrigen in den Burgen. Die Avaren ſtreiften durch das ganze Gebiet derſelben, raubten Alles, oder verbrannten es durch Unterlegung von Feuer. Als ſie dieſes einige Tage hindurch gethan hatten, wurde ihnen von Grimoald entboten, daß ſie von der Verwüſtung abſtehen ſollten. Sie ſchickten Geſandte an Grimoald und ließen ihm ſagen, daß ſie Forum Julii, welches ſie durch Waffen erworben, durchaus nicht verlaſſen würden. Da befahl Grimoald, durch die Noth gezwungen, daß das Heer vereinigt werde, damit er die Avaren aus ſeinem Gebiete heraustriebe. Mitten auf dem Felde ſchlug er ſein Lager auf, und hatte nur einen kleinen Theil des Heeres, als der Groß-Khan Geſandte zu ihm ſchickte. Grimoald ließ diejenigen, welche er hatte, in verſchiedener Tracht und mit verſchiedenen Waffen ausgerüſtet, vor den Augen der Geſandten, als wenn ſtets ein neues Heer ankäme, häufig vorübergehen. Als die Geſandten der Avaren das nämliche Heer auf andere und wieder andere Art und Weiſe vorüberziehen ſahen, glaubten ſie, daß es eine unermeßliche Menge der Langobarden wäre. Zu den Geſandten ſprach Grimoald ſo: Mit der ganzen Menge des Heeres, welche ihr geſehen habt, werde ich über den Cacan ſogleich herſteigen und der Avaren Heer verderben, wenn ſie nicht eilig aus der Forojulaner Gebiete hinausgehen. Als die Geſandten der Avaren dieſes geſehen und gehört und ihrem Herrſcher verkündigt hatten, kehrte er alsbald mit ſeinem ganzen Heere in ſein Reich heim. So erzählt Paulus Diaconus. Man muß, um den Abzug des Groß-Khans glaublich zu finden, in Erwägung bringen, daß ſein Heer im Kampfe mit Grimoald ſehr geſchwächt war. Im J. 671 ſchickte, wie man annimmt, der genannte Groß-Khan zahlreiche Haufen [78]) auf Raub nach Rhätien. Dieſe Barbaren verheerten das graubündner Land, überfielen das Kloſter Diſſentis, ſteckten es in Brand und beraubten die Mönche des Lebens, ohne jedoch große Beute zu machen, weil der vorſichtige Abt Adalbero das Kirchengut ſchon früher nach Zürich in Sicherheit gebracht hatte. Auf dem Rückzuge wurden die Barbaren von dem Landvolke umringt und viele verloren das Leben [79]). (*Ferdinand Wachter.*)

GACHET, ein pariſer Arzt zu Ende des 18. Jahrh., der ſich wenigſtens durch eine ſeiner Schriften einen gewiſſen Ruf erwarb, in ſofern dieſelbe mehre Auflagen erlebte und auch ins Teutſche überſetzt wurde, war in der That nur ein Charlatan, und wußte durch ein Geheimmittel Geld zu erwerben. Jene Schrift führt den Titel: Manuel des goutteux et des rhumatistes, ou l'art de se traiter soi-même, et en suivant la méthode de feu M. *Gachet*. (Paris 1785. 12. Ib. 1786. 1789. 1793.) Ins Teutſche überſetzt von Tabor. (Dürkheim 1792.) (Die ganze Belehrung läuft darauf hinaus, daß man Gachet's Geheimmittel kaufen müſſe.) Zwei andere Schriften Gachet's ſind auch nicht geeignet, in dem eben abgegebenen Urtheile eine Änderung zu bewirken, nämlich: Tableau historique des événemens présens, relativement à leur influence sur la santé, aux maux qui en sont ou qui peuvent en être la suite, et aux moyens propres à les combattre. (Paris 1789. 12.) Problème médico-politique pour et contre les arcanes ou remèdes secrets. (Paris 1791.) (*F. W. Theile.*)

GAÇON (François), geb. am 16. Febr. 1667 zu Lyon, widmete ſich dem geiſtlichen Stande und ward Sacriſtan in der Kapelle des Herzogs von Orleans. Aus Liebe zur Dichtkunſt, und beſonders zur Satyre, gab er dieſe Stelle wieder auf. Als ihm die franzöſiſche Akademie 1717 für eins ſeiner Gedichte den Preis zuerkannte, verbat ſie ſich ausdrücklich ſeinen öffentlichen Dank, weil er faſt über alle ihre Mitglieder die Geißel der Satyre geſchwungen hatte. Er erwarb ſich dadurch viele Feinde, zu denen Rouſſeau, Lamotte u. a. ausgezeichnete Männer gehörten. Seinen Anti-Rousseau ließ er 1712 der zu Rotterdam erſchienenen Ausgabe von Rouſſeau's Werken als dritten Theil beifügen. In ſeinem Homère vengé und in den Fables de Mr. de Lamotte traduit en vers richtete er ſeinen Spott gegen dieſen Dichter. Selbſt den berühmten Kanzelredner Boſſuet ſchonte er nicht in ſeinem Poëte sans fard, ou discours satyriques en vers. Der Verkauf der Exemplare dieſes Werkes ward jedoch in Paris verboten. Im J. 1717 ward Gaçon Mitglied der Akademie zu Lyon und 1723 Prior von Notre Dame de Baillon, unweit von Beaumont ſur Oiſe. Dort ſtarb er am 15. Nov. 1725. Er beſaß einen ſcharfen Verſtand und ein treffliches Gedächtniß. In der Satyre war er kühn; was er aber in dieſer Gattung leiſtete, war zu roh, und ſtand mit der Cultur der Nation zu ſehr im Widerſpruche, um ein großes Publicum zu finden. Mehr Werth als ſein Secrétaire du Parnasse, die

77) regi Avarum Cacano mandavit, *Paulus Diaconus* Lib. V. Cap. 19. p. 482. 78) Ungarn waren dieſelben noch nicht, da dieſe noch nicht in Europa ſich befanden; ſ. Feßler, Die Geſchichten der Ungarn. 1. Th. S. 82, mit Beziehung auf Engel 1. Th. S. 264, vergl. mit *Cornides*, Vindicia Anonymi p. 757.

79) Acta S. Placidi et Sigeberti; *Mabillon*, Annal. Ord. S. Bened. T. I. L. XVI. c. 8.

Emblêmes ou devises chretiennes und einige andere Schriften hat eine Übersetzung des Anakreon in französische Verse, die er 1712 zu Lyon in zwei Duodezbänden herausgab *). (*Heinrich Döring.*)

GACSALY, ein Dorf im számoskőzer Gerichtsstuhle (Processus, Bezirke) der szathmárer Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, in der großen oder unteren ungarischen Ebene in sumpfiger Gegend gelegen, mit 100 Häusern, über 790 magyarischen Einwohnern, welche sich, bis auf 50 Juden und etwa 100 unirten Griechen, sämmtlich zur evangelischen Kirche bekennen, einem Pastorate und Bethause und einer Schule der Reformirten und einem Wirthshause. (*G. F. Schreiner.*)

GAD (hebr. גָּד, d. i. Glück, s. 1 Mos. 30, 11, wo Luther falsch übersetzt: „rüstig," nach einem Wortspiel mit dem Namen Gad 1 Mos. 49, 19), ist der Name eines Sohnes Jacob's und der Silpa (1 Mos. 30, 10 fg. 35, 26), sowie eines israelitischen Stammes, der schon während des Zuges durch die Wüste einer der stärkeren war (4 Mos. 1, 24 fg.) und auch sonst als streitbar geschildert wird (1 Mos. 49, 19. 5 Mos. 33, 20; vergl. 1 Chron. 12, 8—14). Dieser Stamm erhielt seine Wohnsitze im Ostjordanlande, im südlichen Theile von Gilead (4 Mos. 32, 26. 29. 5 Mos. 3, 12. 16). Sein Gebiet, das Land Gad (1 Sam. 13, 7. Jerem. 49, 1), grenzte im Süden an Ruben und schloß noch die Stadt Ja'zer ein; im Westen war der Jordan die Grenze und gehörte dazu noch ein schmaler Streif Landes zwischen diesem Flusse und dem Gebiete von Ost-Manasse bis gegen das Südende des Sees Genesareth hin (5 Mos. 3, 17. Jos. 13, 27); sonst bildete nördlich der Fluß Jabbok (jetzt Serka) die Grenze, und östlich reichte es bis nach Rabbath-Ammon, sodaß es einen großen Theil des jetzigen Belka einnahm. Früher saßen in diesem Gebiete zum Theil Ammoniter, daher Jos. 13, 25 die Angabe, daß es „das halbe Land der Kinder Ammon" in sich fasse. Die Grenzen und die bedeutenderen Städte des Landes (unter letzteren Aroer bei Rabbath-Ammon, Beth-Nimrah, jetzt Nimrin, Dibon, Ataroth, Succoth u. a.) werden 4 Mos. 32, 34—36 und Jos. 13, 24—28 angegeben. Die Gaditer trieben viel Viehzucht und ihr Land eignete sich für Nomaden (4 Mos. 32, 1. 4). Ihre Wohnsitze wurden ihnen, wie auch dem Stamme Ruben und Halbmanasse, noch von Mose zugewiesen, ehe der Jordan überschritten war, doch betheiligten sie sich an der Eroberung des diesseitigen Landes (4 Mos. 32, 16 fg. 25 fg. Jos. 22, 1 fg.). (*E. Rödiger.*)

GAD (hebr. גָּד), Name eines hebräischen Propheten, der neben Nathan der vertraute Rathgeber des Königs David war, daher „der Seher David's" genannt 2 Sam 24, 11. 2 Chron. 29, 25. Er unterstützte den David mit seinem Rathe schon zu der Zeit, als dieser von Saul verfolgt wurde, und welches Ansehen er bei ihm als König hatte, bezeugt die Erzählung 2 Sam. 24 (wiederholt 1 Chron. 21). Die Chronik legt dem Gad, wie dem Nathan, Einfluß bei auf David's Einrichtungen beim Heiligthume (2 Chron. 29, 25), und nach derselben Quelle hatte er mit Samuel und Nathan Theil an der Abfassung der Reichsgeschichte der Davidischen Zeit (1 Chron. 29, 29), welche Angabe an sich zwar nicht unwahrscheinlich ist, bei dem Chronisten jedoch auf einer in spätere Zeit unter den Juden herrschenden Voraussetzung beruht, wornach überhaupt die Propheten die Geschichtschreiber ihrer Zeit gewesen sein sollen. Weiteres ist von den Lebensumständen dieses Propheten nicht bekannt. (*E. Rödiger.*)

GADÄTSCH oder GADITSCH, eine Kreisstadt in dem russischen Gouvernement Tschernigow, an dem in den Dnepr fallenden Flusse Psol, 38 Meilen von Tschernigow und 105 Meilen von Moskau, mit einem Kloster, sieben Kirchen und vier Jahrmärkten. Die Einwohner treiben Kram- und Productenhandel. (*J. C. Petri.*)

GADAGNE, GUADAGNI, nach der genuinen Form, ist der Name einer Familie, welche ihrer ursprünglichen Heimath, der Stadt Florenz, 12 Gonfalonieri und 16 Prioren gegeben hat. Bernhard ward durch das Loos Gonfaloniere für die Monate September und October 1433, nachdem, dazu ihn zu befähigen, Reinald degli Albizzi seine Steuerrückstände berichtigt hatte, indem nach den Gesetzen ein Staatsschuldner von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen wurde. Auch durch anderweitige Schulden gedrückt, durch persönliche Unbilden verletzt und, weil er Nichts zu verlieren hatte, vieler Rücksichten ledig, war Bernhard für des Albizzi ehrgeizige Absichten das zuverlässigste Werkzeug. Schon am 7. Sept. erging an Cosmus de' Medici eine Ladung im Namen des Gonfaloniere; wegen seines Verhaltens in der Fehde mit Lucca sollte er zur Rechenschaft gezogen werden. Die Untersuchung begann mit der Verhaftung des Angeklagten, dann ließ Guadagni durch das gewöhnliche Glockensignal die Gemeinde nach dem Marktplatze berufen. Die Berathungen dieser Versammlung zu überwachen, hatte auch Albizzi sich eingefunden, und hüteten die von ihm aufgestellten Bewaffneten die sämmtlichen Zugänge, eine Vorsicht, welche doch, nach den frühern Erfahrungen, überflüssig zu nennen war. Das Parlament von Florenz war von lange her gewohnt, es mit dem Stärkern zu halten. Es pflegte nur zusammenzutreten, um eine vollbrachte Revolution zu sanctioniren, und erschien in der Versammlung einzig die siegende Partei, während ihre Gegner durch Furcht oder Gewalt in der Entfernung gehalten wurden. Auf den Antrag der Regierung wurde eine Balia ernannt, um die angeblichen Verschwörer zu richten, und nahmen deren Berathungen eine für den Medici höchst bedrohliche Wendung, als es diesem, von seinem Gefängnisse aus, gelang, durch eine Gabe von 1000 Goldgulden den Gonfaloniere umzustimmen. Statt von der Balia die Hinrichtung des Medici zu verlangen, wie es ihm von Albizzi aufgegeben, begnügte sich jetzt Bernhard Guadagni mit zehnjähriger Verbannung. Sie wurde ohne Säumen ausgesprochen, und am 3. Oct. 1433 trat Cosmus die Reise nach Padua, seinem künftigen Wohnorte, an. Es verging jedoch kaum ein Jahr, und der Verbannte wurde zurückgerufen, seine

*) s. *Niceron*, Mémoires. T. XXXVIII. p. 233. *La Madelaine*, Dictionnaire des Poëtes français p. 202 sq. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 821 fg. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 6. Bd. S. 148.

Partei mit der höchsten Gewalt bekleidet, was arge Reactionen zur Folge hatte. Bernhard Guadagni namentlich wurde verbannt, sein Sohn Anton hingerichtet. Des Vieri Guadagni Sohn, Philipp, wurde der Vater jenes „abate Giovan Battista Guadagni, fiorentino," dessen Davila an mehren Stellen als eines gewandten, vielfältig von den Königen Karl IX. und Heinrich III. zu Unterhandlungen mit rebellischen Großen verwendeten Unterhändlers gedenkt. Des Veri anderer Sohn, Thomas, ließ sich gegen Ende des 15. Jahrh. zu Lyon nieder, und erwarb in Bankgeschäften und Großhandel den Reichthum, den noch heute das lyoner Sprüchwort: „Riche comme Gadagne," feiert. Nach dem Unglücke bei Pavia kam er den Nöthen des Staates mit einem Darlehen von 50,000 goldenen Schilden zu Hilfe, womit er sich die Stelle eines königlichen Maître d'hôtel verdiente. Er erkaufte die Baronie Lunel in Languedoc, Saint-Galmier und Saint-Hoyan, in Forez, Saint-Victor, Gaillardes u. s. w., wußte aber auch in anderer Beziehung von seinen Schätzen einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen. Durch den gelehrten Orientalisten Sante-Pagnino veranlaßt, erbaute er in dem Quartier der Quarantaine ein Lazareth für Pestkranke, unter der Anrufung seines Patrons, des heiligen Thomas. Ein zweites Hospital hat er zu Avignon fundirt. Bei der Dominikanerkirche zu Lyon ließ er in schwarzem Marmor eine Kapelle ausführen, die an sich als ein Meisterwerk von Baukunst betrachtet, von ihrem Begründer auch das Meisterwerk des florentinischen Malers Franz Salviati, den heiligen Thomas in seiner Ungläubigkeit vorstellend, empfing. In dieser Kapelle bewunderte man auch die Statuen von Thomas von Gadagne und von seiner Hausfrau, Petronella von Berty. Die Schreckenszeit hat die Kapelle, die Verschönerungswuth der Neuzeit auch die Kirche der Dominikaner vernichtet, aber des Salviati Bild fand in den Sammlungen vom Louvre seinen Platz. Dann gibt es auch noch zu Lyon eine Straße Gadagne, und darin das einst von Thomas und seinen Kindern bewohnte Haus; es zeigt aber das Gebäude nicht die leisesten Spuren von dem Reichthume seines Erbauers, wie es denn auch für jetzt von dürftigen Arbeitsleuten bewohnt wird. Des Thomas Söhne, Wilhelm und Thomas von Gadagne, auf Hostun, in Dauphiné, erkauften 1548 um 2400 Goldgulden die bedeutende Baronie Verdun, an dem Zusammenflusse von Doubs und Saone. Des jüngeren Thomas Sohn, Wilhelm von Gadagne, Baron von Verdun, auf Bothéon und Beauregard, in Lyonnais, trug, ein Jüngling kaum, die Waffen, begleitete den Marschall von Saint-André auf der Reise nach Teutschland, befand sich in dem Treffen bei Renty, bei der Belagerung von Thionville, bei der Einnahme von Calais, und wurde von K. Heinrich II. zum Sénéchal und Lieutenant de Roi für Lyonnais, dann zum Gentilhomme de la chambre, deren damals nur 24 waren, ernannt. Unter Karl IX. diente er bei der Wiedereinnahme von Blois, Tours, Amboise, Poitiers und Bourges, minder nicht in der Schlacht bei Dreux; desgleichen befehligte er, unter der obersten Leitung des Herzogs von Nemours, die in Lyonnais aufgestellte Armee, gleichwie er unter des Marschalls von Brissac Auspicien die Belagerung von Havre-de-grace leitete. Hauptmann einer Compagnie von 50 Lanzen und des St. Michaelsordens Ritter, ging er als Heinrich's III. Gesandter nach Teutschland und Venedig, und wurde bei seiner Rückkehr zum Staatsrath und zum Lieutenant général für Lyonnais, Forez und Beaujolais ernannt. In Lyon ward er der Nachfolger des am 24. Nov. 1588 ermordeten Mandelot. Am 21. Febr. 1589 erhob sich neuer Aufruhr. Zwölf der verzweifeltesten Rebellen erzwangen den Eingang von des Gouverneurs Haus, und er sollte schlechterdings den Eid auf die heilige Liga nach seiner veränderten Form unterschreiben. Nichts vermochten über ihn der Wüthenden Drohungen; gleich unbeweglich blieb er dem blanken Stahle gegenüber, der eine ganze Viertelstunde lang seiner Kehle angesetzt war, daß die Mörder selbst nicht umhin konnten, diese Todesverachtung, diese unerschütterliche Ruhe zu bewundern. Sie luden ihn auf ihre Schultern und trugen ihn vor die Stadt, wo sie von ihm abließen, unter den schrecklichsten Drohungen zwar für den Fall, daß er es nochmals wagen sollte, in ihrer Mitte sich blicken zu lassen. Wilhelm sputete sich, die Insassen seiner Güter zu bewaffnen, siegte an ihrer Spitze bei Vienne über den Baron von Disimieux, und setzte sich zum Öftern der dringendsten Gefahr aus, indem er unter mancherlei Verkleidung zu Lyon sich einschlich, um die mit Gleichgesinnten angesponnenen Unterhandlungen für die Übergabe zu beschleunigen. Daß die zweite Stadt des Königreichs für Heinrich IV. gewonnen wurde, Februar 1594, ist großentheils seinen Bemühungen zuzuschreiben. Als sauer verdienten Lohn empfing er am 5. Jan. 1597 den heiligen Geistorden. Die Anstalten für des Königs Empfang und Vermählung, welche in Lyon stattzufinden hatte, gaben ihm der Sorgen und Bemühungen mehr, als sein vorgerücktes Alter zu ertragen vermochte; er starb noch während des Königs Anwesenheit, 1600—1601. Von den Söhnen seiner Ehe mit Johanna von Sugny kam der einzige, Kaspar, zu Jahren. Des Vaters Fußtapfen verfolgend, widmete er seinen Degen der Verfechtung der Erbrechte des Hauses Bourbon, und er wurde nach dem Falle des tapfern Bissy, bei Beaune, 1593, von dem Vicomte von Tavannes zu einem Ehrenposten berufen; er sollte Verdun, das eben, 1593, von dem Könige, seinem Vater zu Liebe, zu einer Grafschaft erhoben worden, gegen die Ligisten vertheidigen; der feurige Jüngling ließ sich jedoch von seinem schlauen Gegner, von dem Hauptmann la Fortune, zu einem Hinterhalte verlocken, und starb an den im Gefechte empfangenen Wunden, 1594. Sein Vorgänger hatte in Verdun Artillerie und Munition, die er aus eigenen Mitteln bis zu dem Belaufe von 6500 Thalern angeschafft, zurückgelassen; des Bissy Oheim foderte seines Neffen Eigenthum zurück, weil aber die fraglichen Gegenstände nicht füglich zu entbehren waren, übernahm der Vicomte von Tavannes die Verpflichtung, den Werth davon zu erstatten. Kaspar von Gadagne genehmigte die Transaction, ohne doch, wegen seines vorzeitigen Abganges, das gegebene Wort lösen zu können. Dafür wurde der Vater angehalten, und der Spruch vom

3. März 1599 legte ihm auf, die gefoderte Summe, sammt allen Kosten, zu bezahlen. Wilhelm's fünf Töchter, Lucretia, Diana, Maria, Anna, Gabriele, heiratheten in die Häuser Apchon, Hostun, Monteinard, Alban und Motte de S. Chaumont, und wurde der Sohn der zweitgeborenen, Balthasar von Hostun, von dem Großvater adoptirt, und ihm, als dem dereinstigen Besitzer von Tallard, Verdun und Bothéon, aufgegeben, der Gadagne Namen und Wappen zu führen. Es hat dieser Balthasar, über welchen man den Art. Tallard befragen möge, mit der Errichtung eines Monumentes für seinen Ältervater in der Dominikanerkirche zu Lyon den Anfang gemacht, dessen Vollendung jedoch dem Gemahle seiner Enkelin Charlotte Louise d'Hostun de Gadagne, dem Marquis von la Baume, überlassen müssen. Auch der andern Linie der Gadagne Name ist an Fremde übergegangen. Balthasar, auf Champron, in Bourbonnais, und Claudius, auf Beauregard, Söhne von Thomas III., scheinen beide ohne Nachkommenschaft geblieben zu sein; hingegen wurde ihre Schwester Louise, vermählt am 19. Jan. 1598 mit Georg von Galléan, die Mutter von Karl Felix von Galléan-Gadagne, der 1669 die Herrschaft Châteauneuf-de-Giraud oder -de-Gadagne, wie sie seitdem geheißen hat, in dem Staate von Avignon erkaufte, und in Ansehung dessen von Papst Clemens IX. zum Herzoge von Gadagne creirt wurde *). Es war besagtes Herzogthum auf das Lehen Châteauneuf radicirt. Karl Felix kam als Officier zu der Galeerenflotte von Frankreich, stand 1645 als Mestre-de-camp bei dem Regimente Marine, und erhielt 1646 in der gleichen Eigenschaft ein Cavalerieregiment seines Namens. Maréchal-de-camp 1652, Generallieutenant 1660, war er 1664 der kindischen Expedition nach Gigeri zugetheilt, und bewährte in deren Laufe hohen persönlichen Muth, ohne doch irgend ein Feldherrentalent entwickeln zu können. Am 31. Oct. schiffte er sich mit seinen Truppen ein, um nach Frankreich zurückzukehren. Lieutenant-général in dem Gouvernement von Berry, Gouverneur der Landschaft Aunis, der Inseln Oleron und Ré, der Städte la Rochelle, Dole und Pont-à-Mousson, würde er wol noch den Marschallstab davon getragen haben, er glaubte sich aber bei einem großen Avancement beeinträchtigt, und ging durch Vertrag vom 26. Jan. 1689 in den Dienst der Republik Venedig, mit einer Jahresbesoldung von 18,000 Silberdukaten. Griechenland und der Archipel wurden der Schauplatz seiner Thaten, bis zum Frieden von Karlowitz, den er nur wenige Jahre überlebte. Er starb 1700, in hohem Alter, kinderlos in seiner Ehe mit Johanna von Gravay, und wurde von einem Enkel seines Bruders Ludwig, von Peter Franz von Galléan, beerbt. Dessen Sohn, Joseph Ludwig Maria, dritter Herzog von Gadagne, geb. am 8. Jul. 1704, wurde in der Ehe mit Charlotte Gabriele Franziska von Fortia-Montréal ein Vater von drei Söhnen und vier Töchtern. Ein Vetter von ihm, doch einer andern Linie angehörend, Karl Hyacinth Anton von Galléan, Marquis von Salernes, Baron des Issats, Graf von Castellet, Herr des Courtines und des Angles, wurde von Papst Benedict XIV. am 15. Jan. 1757 mit einem Herzogstitel (für Avignon) beschenkt und von Clemens XIII. am 14. Dec. 1759 in die Zahl der römischen Fürsten aufgenommen, stand bei Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz hoch in Gnaden, welcher ihm am 2. Febr. 1759 den St. Hubertusorden verlieh, und am 11. März 1761 ihn zu seinem Großhofmeister ernannte. K. Franz I. erhob ihn durch Diplom vom 15. Sept. 1761 in des h. R. R. Fürstenstand, und Kurpfalz, als Reichsvicar, fügte am 3. April 1763 das große Palatinat hinzu. Es hatte aber der Fürst von Galléan nur Töchter in seiner Ehe mit Maria Franziska Henriette Tremoletti de Montpezat, und er ist, der letzte der pfälzischen Großhofmeister, 1778 verstorben, in dem Jahre also, wo der Hof nach München verlegt wurde.

Von den in Toscana zurückgebliebenen Guadagni sind vor Allen ein k. k. Feldmarschall und ein Cardinal zu bemerken. Der Cardinal, Johann Anton, geb. den 14. Sept. 1674, war ein Sohn des Marchese Donatus Maria Guadagni, des Maestro di camera bei der Großherzogin Victoria della Rovere, welcher mit Maria Magdalena Corsini, einer Schwester des nachmaligen Papstes Clemens XII., verheirathet. Der Sohn studirte zu Rom bei den Jesuiten, im Collegium Romanum, besuchte die Universität zu Pisa, wo er Doctor der Rechte wurde, und prakticirte hierauf zu Rom unter dem Patrocinium seines Oheims Laurentius Corsini. Unerwartet und gegen der Ältern Willen gab er sein Kanonikat am Dome zu Florenz auf, um 1700 zu Arezzo in dem Karmelitenorden zu treten. Novizenmeister, Prior zu Florenz, Definitor, dann Provincial, beförderte P. Johann Anton a S. Bernardo, in der Taufe zwar Bernhard Cajetan genannt, nach Kräften das Aufnehmen seines Ordens, für den er sogar zu Pisa ein neues Kloster stiftete. Benedict XIII. verlieh ihm 20. Dec. 1724 das Bisthum Arezzo, das er zwar Anfangs sich weigerte anzunehmen. Sechs Jahre später, den 12. Juli 1730, bestieg Laurentius Corsini, jetzt Clemens XII., den päpstlichen Thron, wovon die Folge war, daß der Nepot in der Promotion vom 24. Sept. 1731 in das heilige Collegium aufgenommen wurde. Am 11. Nov. n. J. hielt dieser als päpstlicher Nepot zu Rom seinen öffentlichen Einzug. Er nahm den Geschlechtsnamen Guadagni wieder an, und empfing den 22. Nov. den Cardinalshut, sowie den 17. Dec. den Priestertitel von San Martino ne' monti. Von allen Seiten flogen Geschenke ihm zu, der Papst selbst gab ihm eine Anweisung auf 3000 Scudi. Am 28. Febr. 1732 erhielt er die Stelle eines Generalvicarius für Rom und seinen District, und weil mit den Verrichtungen dieses Amtes die Residenz in Arezzo unverträglich war, gab er das Bisthum auf, sich doch eine Pension von 1200 Scudi ausbedingend; schon vorher war er capo della congregazione sopra i ne-

*) „Il (Caderousse) était duc d'Avignon; et ces ducs d'Avignon, que le pape fait, sont inconnus partout, même à Rome, où ils n'ont, non plus qu'ailleurs, ni rang, ni honneur, ni distinction quelconque; à Avignon, ils en ont chez le vice-légat, et dans toute cette légation. C'est chose dont les papes ne sont pas avares, et qui se donne assez ordinairement pour de l'argent." *S. Simon.*

gozii de' Vescovi et de' Regolari, della congregazione dell' Immunità Ecclesiastica und della congregazione de' Riti geworden. Im J. 1735 gab er zum Drucke: Statuta antiqua de officio Camerali Cleri Romani et juribus funeralibus ecclesiarum, praesertim parochialium almae urbis; er hatte auch die Ehre, in des Papstes Namen, dem sterbenden Könige Jacob III. von Großbritannien den letzten Segen zu ertheilen. Im J. 1737 erhielt er die Präfectur von der Regulardisciplin und 1738 die reiche Abtei Farfa, wogegen er drei andere Abteien aufgab. In dem Conclave nach Ableben Clemens' XII. hielt er es mit der Corsinischen Partei. „Man sagt, es habe der Cardinal Corsini damals seine Parthey in zwey Haufen getheilet, davon er einen dem Cardinal Guadagni, den andern aber dem Cardinal Sacripante anvertrauet, doch sey keine von den beyden Brigaden mit ihrem Oberhaupte zufrieden gewesen." Von dem am 17. Aug. 1740 erwählten Papste Benedict XIV. wurde Guadagni in seinen Ämtern bestätigt, doch weiter nicht berücksichtigt. Cardinalbischof von Frascati seit 1750, erzeigte er sich den Pilgrimen, die mit diesem Jubeljahre ungemein häufig zuströmten, über alle Maßen liebreich und wohlthätig. Im Januar 1756 folgte er dem Cardinale Delci in dem Vicedekanat des heiligen Collegiums, womit das Bisthum Porto verbunden war, wogegen er seinem Nachfolger für Frascati, dem Cardinal Sacripante, am 21. Jan. die Weihe ertheilte. In dem Conclave, das zur Wahl von Clemens XIII. ausschlug, „hatte er gleich in dem andern Scrutinio das Glücke, soviel Stimmen zu kriegen, daß ihm nur noch zweye an den erforderten zwey Dritteln fehlten. Allein man merkte bald, daß es nicht der Cardinäle ihr Ernst gewesen, ihn zum Papste zu erwählen, weil man ihn nachgehends fast gänzlich hintansetzte." Der neue Papst bestätigte ihn sowol in dem Generalvicariat, als in der Präfectur von der Regulardisciplin, wiewol er bereits sehr baufällig geworden. Seines Lebens Ende erfolgte den 15. Jan. 1759. „Man hat von seinen Qualitäten niemals viel Rühmens gemacht. Er durfte sich daher keine Rechnung auf die Päbstl. Würde machen, zumal weil er ein Ordens-Mann war, welche Gattung von Prälaten selten auf den Römischen Stuhl erhoben werden." Der k. k. Feldmarschall Ascanius, Marchese von Guadagni, war bereits am 27. Oct. 1733 Generalmajor bei der Cavalerie geworden, in welcher Eigenschaft er den Feldzügen von 1734 und 1735 am Rhein beiwohnte. General-Feldmarschallieutenant 1737, diente er in dem Feldzuge dieses Jahres gegen die Türken, namentlich bei dem Armeecorps, das unter des Grafen von Wallis Befehlen in Siebenbürgen stand, und Guadagni wurde mit einer schwachen Abtheilung zu einem Einfalle in die Moldau, die er doch bald wieder räumen mußte, verwendet. Nach dem Abschlusse des belgrader Friedens wurde er Commandant zu Essek, und er mußte als kaiserlicher Commissarius die serbisch-slawonische Grenze berichtigen, auch die Auswechselung der Großbotschafter, welche die Höfe von Wien und Constantinopel einander 1741 zusendeten, leiten. Er avancirte noch zum General der Cavalerie, wurde im Juni 1754 mit General-Feldmarschallscharakter pensionirt, und starb in hohem Alter zu Innsbruck den 6. März 1759. (v. Strombeck.)

GADALDINI (Augustinus), Arzt, 1515 in Modena geboren und in Venedig praktizirend, wo er 1575 starb, hat sich an der lateinischen Ausgabe der Werke Galen's betheiligt, welche Junta in Venedig besorgte. Luc. Ant. Junta ließ nämlich die zerstreuten Übersetzungen Galenischer Schriften sammeln, auch manche, die noch nicht oder schlecht übersetzt waren, neu bearbeiten, und dazu war ihm neben Andern auch Augustinus Gadaldinus behilflich. So erschienen die Opera *Galeni* (Venet., apud *Juntas*, 1540. fol.); denn der Vater Junta war während der Zusammenstellung gestorben. Die Gebrüder Thomas Junta und Joa. Maria Junta besorgten dann im J. 1550 die Editio secunda operum *Galeni*, und zwar ganz unter der Obsorge von Gadaldinus. — Den Beruf zu solchen literarischen Arbeiten hatte derselbe schon früher durch die Herausgabe folgender Schrift beurkundet: Stephani Atheniensis explanationes in *Galeni* librum primum therapeuticum ad Glauconem, *Augustino Gadaldino* interprete, cum indice locupletissimo et scholiis, quibus castigationes in his explanationibus explicantur. (Venet. 1534. Ib. 1554. Lugd. 1550. Ib. 1558.) — Der Sohn Belisarius Gadaldini, Arzt in Venedig, gab nach der Biographie médicale Tom. IV. p. 296 zwei Manuscripte heraus, nämlich: Praelectiones de ratione curandi particulares corporis humani affectiones, und Explanationes in *Galeni* libros de differentiis febrium; dieselben erschienen zusammen Venet. 1575. fol. Wahrscheinlich sind damit zwei Manuscripte von Augustinus Gadaldinus gemeint. (*F. W. Theile.*)

GADANIJA, heißen die Wahrsagungen bei den Russen; ihre Arten waren mannichfach, und es ist das meiste hierher Bezügliche bereits in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. 4. Th. S. 372. 373 angegeben. Hier bemerken wir noch, daß die Landmädchen in Rußland, wenn sie den Trieb der Liebe zu empfinden beginnen, zu Weihnachten einen Spiegel nehmen, mit demselben in den Mondenschein in den Hof gehen, daselbst in den Spiegel sehen und in demselben ihren künftigen Mann zu erblicken glauben *). (*Ferd. Wachter.*)

GADARA, Γάδαρα, von Ptolemäus einmal fälschlich durch eine Verwechselung als Gadora, Γάδωρα, aufgeführt (das zwischen Philadelphia und Pella lag und auf der Peutinger'schen Tafel 13 M. von Philadelphia als Gadda aufgeführt wird), von Plinius auch Gaddara genannt, war eine jener bedeutendern Städte der sogenannten Dekapolis Palästina's, östlich vom Jordan, in denen sich nach der babylonischen Gefangenschaft viele Heiden (Syrer und Griechen) aufhielten. Josephus, der, wie Plinius (H. N. V, 28) ihren Namen auch singulari numero gegen den sonstigen und seinen eigenen Gebrauch aufführt (vergl. Bell. Jud. II, 9 mit Bell. Jud. I, 5; IV, 25; Vita p. 1030 al.), nennt sie als Hauptstadt Peräa's von der die ganze umliegende Gegend am See Γάδαρις (Gadari-

*) Andrey von Kayßarow, Versuch einer slawischen Mythologie S. 55—57.

tis) hieß [1]), und ihre Einwohner Gadarenſer, Gadariten, Gadarener. Gadara lag am Fluſſe Hieromax [2]), ſüdweſtlich von Capitolias und Aſtaroth, nach Joſephus' nicht ganz richtiger Angabe nur 60 Stadien von Tiberias und 30 von Hippo (*Jos.* l. l. II, 9), wahrſcheinlicher aber (nach dem Itiner. Antiq. und der Peutinger'ſchen Tafel) von Tiberias und Scythopolis 16 Milliarien entfernt, war befeſtigt (*Jos.* B. J. IV, 25. *Polyb.* V, 71), hatte in ihren Mauern eins der fünf großen Synedrien der Juden (*Jos.* Antiq. XIV, 10) und in ihrem Gebiete zu Amatha (Emmatha, Ämath, hebr. Hammath) warme Quellen und heilſame Bäder, die vielſeitig beſucht wurden (ſ. außer *Jos.* B. J. III, 2. *Epiphan.* adv. haer. I. *Orig.* in *Joh.* p. 131. *Hieronymus*, Talmud etc.). In ihrer Nähe befand ſich aber auch ein übelriechender Sumpf, deſſen Waſſer die Wirkung hatte, daß die Thiere, die davon tranken, Haare, Klauen und Hörner verloren. Nach des Stephanus Byzantinus Verſicherung führte Gadara auch den Namen Antiochia und Seleucia, wornach ſich allerdings dem Seleucus d. Ä. die Anlage des früher unbedeutenden Orts zur Stadt mit Wahrſcheinlichkeit beilegen läßt. Den Namen Gadara ſcheinen aber die eben Genannten nicht haben verdrängen zu können. Der Schickſale Gadara's iſt im Art. Dekapolis ſchon gedacht (ſ. Encykl. 1. Sect. 23. Bd. S. 355). In chriſtlicher Zeit beſtand hier ein Bisthum. — Wie Burckhardt (ſ. deſſen Reiſen in Syrien S. 427 fg.), fand auch Robinſon (ſ. deſſen Paläſtina III, 534 fg.) [3]) im Diſtricte Kefarat der Provinz Dſchebel Adſchlûn bei dem Dorfe Umm Keis die wenigen übriggebliebenen Trümmer der alten Stadt auf der öſtlichen und weſtlichen Seite eines Hügels, dabei mit Sculpturarbeit reichlich verzierte Sarkophage, künſtliche, befeſtigte und bewohnte Felſenhöhlen, und in der Nähe jene warmen Quellen; auch zweifelt er nicht, daß Gadara mit dem heutigen Irbid (Arbela bei Euſebius und Hieronymus) zu identificiren ſei (l. l. p. 534 sq. in den Anmerk. coll. p. 497 sq.).

Die Erwähnung Gadara's im N. T. iſt als unkritiſch vielfach angefochten. In den betreffenden Stellen (Matth. 8, 28. Marc. 5, 1. Luc. 8, 26), wo die *χώρα τῶν Γαδαρηνῶν* erwähnt wird, ſchwanken nämlich die Lesarten zwiſchen *Γαδαρηνῶν* und *Γερασηνῶν*, *Γεργεσηνῶν*, *Γεργεσαίων* s. *Γεργεσῶν*, eine Unbeſtimmtheit, die ſchon Origenes vorfand, und die ihn veranlaßte, *Γερασηνῶν* aus dem Grunde für die richtigere Schreibart zu halten und zu introduciren, weil am galiläiſchen Meere in Geraſa's Nähe der Ort gezeigt würde, wo ſich nach der neuteſtamentlichen Erzählung eine Heerde Säue, getrieben von den aus zwei Beſeſſenen auf Chriſti Wort ausfahrenden Dämonen, in das nahe Waſſer ſtürzten (*Orig.* comm. in *Joh.* IV, 140). Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß in der Erzählung ſelbſt der Diſtrict Gadara's, Gadaritis, gemeint iſt.

Ein anderes Gadara, auch Gaſara, Gaſer, Gazara, *Γάζαρα*, genannt, Gadara Palaestinae primae, lag in der Nähe des Sees, ſüdöſtlich von Joppe, und wird gewöhnlich mit dieſem zuſammen aufgeführt (1 Makk. 15, 28. 35). 1 Makk. 4, 15 wird erzählt, daß die ſiegreichen Makkabäer ihre geſchlagenen Feinde bis hierher verfolgten. 1 Makk. 7, 45 wird ſie *Γάσηρα* (Geſer) genannt; 1 Makk. 9, 52 und 4, 34 auch *Γάζηρα*. Übrigens hat man ſie, durch verſchiedene Schreibart getäuſcht, oft mit Gaza (ſ. d. Art.) verwechſelt, ebenſo mit Jazer, Jaëſer. (*O. Gruber.*)

GADD (Peter Adrian), war Profeſſor der Chemie zu Abo in Finnland nach der Mitte des 18. Jahrh. Er ſoll ſich um die Cultivirung mehrer wichtiger Pflanzen und Bäume in Finnland Verdienſte erworben haben. Die Literatur hat er mit einer großen Anzahl von Programmen und Diſſertationen bereichert; die Biographie médicale Tom. IV. p. 296) theilt davon ein vollſtändiges, zwei Seiten langes Verzeichniß mit. Die erſte Schrift erſchien 1748, die letzte trägt die Jahreszahl 1778. Sie handeln theils von chemiſchen, theils von naturhiſtoriſchen Dingen, beſonders von mineralogiſchen und botaniſchen, und ſind meiſtens in ſchwediſcher Sprache geſchrieben. (*F. W. Theile.*)

GADDESDEN (Johann), in der mediciniſchen Literatur auch als Joannes Anglicus bezeichnet, lebte zu Anfang des 14. Jahrhunderts als Lehrer der Kunſt am Mertoncollegium zu Oxford. Er war zugleich Geiſtlicher und Arzt. Sein mediciniſches Wiſſen war nur eine erbärmliche Empirie, und damit verband er die frechſte Charlatanerie; er kannte die Leichtgläubigkeit der Menge, und beutete ſie aus. Gleichwol war ſein Ruf ſo groß, daß er, der erſte Engländer, die Würde eines königlichen Leibarztes erhielt; vor ihm hatten nur Fremde dieſe Stelle bekleidet. Mehrfache Beiſpiele ſeiner Betrügerei und ſeines Aberglaubens theilt Kurt Sprengel in ſeiner Geſchichte der Medicin mit. Ihm war es das Wichtigſte, für eine Cur gut bezahlt zu werden, und er räth daher den Ärzten, ſich vor dem Beginn einer Cur immer eine gewiſſe Belohnung auszubedingen. Für alle Arten von Krankheiten hat Gaddesden Arcana, die er aber nicht mittheilt, um ſie deſto ſicherer theuer an den Mann bringen zu können. So verkaufte er auch ein Arcanum für unfruchtbare Frauen. Der Aderlaß ſei ſchädlich zur Zeit des Stephans- und des Johannisfeſtes; um Weihnachten werde er eher nöthig, wegen der dann gewöhnlichen Überladung mit Feſtkuchen. Schweinekoth hält er für das beſte Mittel bei allen Arten von Blutflüſſen. Eine ſehr wichtige Rolle in ſeiner Materia medica nimmt der Branntwein ein. Verrenkungen der Wirbelknochen heilt er durch erweichende Pflaſter, auf welche er eine bleierne Platte legt. Geſchwüre der Ruthe und der Eichel leitet er vorzüglich vom unreinen Beiſchlafe ab. Skrofulöſen räth er das Tragen eines Bibelverſes um den Hals, oder das bekannte Handauflegen des Königs von England. Er hatte ein förmliches chiromantiſches Bureau angelegt, und

1) ſ. den Artikel Jermuk in dieſer Encykl. 2. Sect. 15. Bd. S. 261. 2) Über den Diſtrict Gadaritis und ſeine Ausdehnung bis zum galiläiſchen See ſ. u. A. Michaelis, Einl. ins N. T. §. 102. Ausg. von 1777. S. 641. 3) ſ. auch Fr. Arnold, Paläſtina, hiſtoriſch-geographiſch, mit beſonderer Berückſichtigung der Helmuth'ſchen Karte. (Halle 1845.) S. 235.

verspricht in seinem Buche eine Chiromantie zu schreiben, wenn ihm Gott das Leben fristete. Den Sohn Eduard's II., welcher an den Pocken darniederlag, ließ er ganz in Scharlachtuch einwickeln, und auch die ganze Umgebung des Krankenbettes mußte mit Stoffen von gleicher Farbe bedeckt werden. Solche Anordnung verbreitete zunächst den Schein eines auffallenden Wissens; wahrscheinlich stand er aber auch selbst unter dem Einflusse des damals allgemein herrschenden Aberglaubens. Die Einwickelung Pockenkranker in Scharlachtuch fand übrigens Kämpfer auch bei den Japanesen, und noch im vorigen Jahrhundert fand Eloy (Dictionnaire historique de la Médecine. Tom. II. p. 287) in England den Glauben an dieses Mittel verbreitet. Läuse in den Augenbrauen läßt Gaddesden durch widernatürliche Hitze und faulende Feuchtigkeiten entstehen; er sucht sie durch allgemeine Purganzen wegzuschaffen.

Gaddesden schrieb ein medicinisches Werk, welches den Titel führt: Rosa Anglica, quatuor libris distincta, de morbis particularibus, de febribus, de chirurgica, de pharmacopaea. (Papiae 1492. fol. Venet. 1506. fol. Neapoli 1508. fol. Venet. 1516. fol.) Editio emendatior et in meliorem redacta ordinem a *Philippo Schopffio*. (Aug. Vindel. 1595. 4.) Der Titel Rosa Anglica ist ohne Zweifel mit Bezug auf die Arbeit des Professor Bernhard von Gordon in Montpellier gewählt, der auch zu Anfang des 14. Jahrh. lebte und ein Lilium medicum inscriptum de morborum prope omnium curatione verfaßte. Die von Philipp Schopff, Arzt in Durlach, besorgte Ausgabe ist verstümmelt und hat Zusätze des Herausgebers erhalten, wie denn z. B. Valescus und Savonarola im Texte selbst angeführt werden. Über den Werth der ganzen Schrift urtheilt Guy de Chauliac, der Zeitgenosse von Gaddesden, ziemlich richtig: Ultimo insurrexit una fatua Rosa Anglica, quae mihi missa fuit et visa; credidi in ea invenire odorem suavitatis, et inveni fabulas Hispani, Gilberti et Theodorici. Denn ein großer Theil des darin vorkommenden Unsinns ist keineswegs Erfindung des Verfassers, sondern aus Gariopontus, aus den Arabern und Andern abgeschrieben. Überhaupt ist das Buch ganz im Geiste des unwissenden, abergläubischen Zeitalters abgefaßt. Als Compilator hat übrigens Gaddesden immer noch Verdienste genug um sein Zeitalter; doch gehen Leland und Conring zu weit, wenn sie ihn den erfahrenen und gelehrten Ärzten beizählen wollen.

(*F. W. Theile.*)

GADDI (Gaddo, sein Sohn Taddeo Gaddi, und seine Enkel Agnolo und Giovanni). Gaddo Gaddi ist einer der ältesten florentinischen Maler und Mosaikarbeiter, ein Zeitgenosse des Cimabue und Andrea Tasi. Nach Vasari's Angabe, der ihn 63 Jahre alt 1312 sterben läßt, würde als sein Geburtsjahr 1248 oder 1249 anzunehmen sein, wie weit aber Vasari's Angaben über diese alten Künstler auf Thatsachen beruhen, darüber ist eine sichere Entscheidung sehr schwierig. Dem ausgezeichneten Forscher, Herrn von Rumohr, hat es nicht gelingen wollen, Urkundliches hierüber zu entdecken. Vasari erzählt, daß zwischen Cimabue und Gaddo eine innige Freundschaft geherrscht habe, und daß diese von dem günstigsten Einflusse auf des Letzteren Ausbildung gewesen sei. In gleicher Weise sei er auch mit Andrea Tasi, der 1294 im 81. Jahre gestorben sein soll, und der demnach um fast 30 Jahre früher als Cimabue geboren sein würde — sehr vertraut gewesen, und habe namentlich als dessen Gehilfe an den Arbeiten, welche Andrea mit einem griechischen Meister Apollonius in dem Gewölbe von S. Giovanni in Florenz ausführte, Theil genommen, wobei er soviel gelernt habe, daß er nach Beendigung dieser Arbeiten im Stande war, auf eigne Hand Mosaiken auszuführen. Hiernach schiene es fast, als wäre Andrea der Lehrer Gaddo's gewesen. Selbständig habe er zuerst in S. Giovanni die Propheten und bald nachher in Sa. Maria del Fiore eine Krönung der Maria dargestellt, Arbeiten, die den größten Beifall fanden und die Veranlassung wurden, daß Gaddo im Jahre 1308 von Clemens V. nach Rom berufen ward, um Theile von Andrea Tasi und Jacopo da Turrita unvollendet gelassener Arbeiten fertig zu machen, theils neue im Lateran, St. Petro und St. Maria Maggiore auszuführen. Von diesen Arbeiten hat sich nur in Maria Maggiore die Mosaik erhalten, welche die Wunder darstellt, die den Bau der Kirche veranlaßten.

Von Rom begab er sich nach Arezzo, um im Dome mehre Mosaiken zu fertigen, die aber schon Ende 1400 zu Grunde gingen, und weiter nach Pisa, wo er im Dome eine Himmelfahrt der Maria in Mosaik darstellte, die noch jetzt wohlerhalten ist.

Hierauf kehrte er nach Florenz zurück und es beschäftigten ihn hier nur noch kleinere Mosaikarbeiten, deren er auch mehre mit unendlicher Geduld von Eierschalen gefertigt haben soll, sowie besonders auch Temperamalereien, von denen Vasari „einer Tafel," welche sich in Santa Maria Novella in der Kapelle Minerbitti befand, aber zu Grunde gegangen ist, rühmend erwähnt.

Er hinterließ bei seinem 1312 im 63. Jahre erfolgten Tode mehre Kinder, von denen sich jedoch nur:

Taddeo der Kunst widmete. Taddeo Gaddi wäre zu Folge Vasari's auf historische Genauigkeit, auch in Betreff dieses Künstlers, wol nicht Anspruch machender Nachricht, gegen 1300 geboren, anfänglich von seinem Vater und nach dessen Tode von Giotto, der ihn über die Taufe gehalten, in der Kunst unterrichtet worden. Seine Talente waren der Art, daß schon sein Vater Großes von ihm sich versprach, und sie entwickelten sich unter Giotto's Leitung so glücklich, daß Taddeo unter den Künstlern seiner Zeit bald einen der ersten Plätze einnahm. Fast scheint es, als habe Taddeo bis zum Tode Giotto's, der 1336 erfolgte, diesen Künstler nicht verlassen, da ein Maler Cennini erzählt, er habe sich 24 Jahre lang bei Giotto in der Kunst geübt. Seine ersten Arbeiten wären nach Vasari zwei Reihen von Darstellungen aus dem Leben der heiligen Jungfrau und der heiligen Magdalena, in der Kapelle der Sacristei in S. Croce in Florenz; jedoch bezweifelt man die Richtigkeit dieser Angabe, und namentlich von Rumohr hält sie für erst im J. 1378

entſtanden. Als unbezweifelte Arbeiten Taddeo's dagegen betrachtet man eine andere Reihe von ſechs Darſtellungen aus dem Leben der Maria in der Kapelle der Baroncelli und Bandini, jetzt Giugni in S. Croce.

Weitere Arbeiten in der Kapelle der Bellocci u. ſ. w., welche Vaſari um dieſe Zeit ſetzt, ſind, bis auf eine Altartafel, eine Kreuzabnahme darſtellend, welche ſich jetzt in der Galerie zu Florenz, und eine Grablegung, welche ſich in S. Carlo befindet, nicht mehr vorhanden.

Nach Vollendung einer großen Zahl von Arbeiten in Florenz ward Taddeo nach Piſa berufen, um die Hauptkapelle und den Kreuzgang von S. Francesco mit Gemälden zu zieren, die aber ſämmtlich untergegangen ſind. Nach Florenz zurückgekehrt, malte er im Tribunal des alten Handelsgerichts und begab ſich darnach nach Arezzo, um in verſchiedenen Kapellen Wandmalereien auszuführen, und ſpäter von Arezzo nach Coſentino. Auch von dieſen Arbeiten ſind nur hin und wieder einige Reſte noch erhalten.

Nach Florenz zurückgekehrt, übertrug man ihm und dem Maler Simon Martini oder Memmi, die Ausſchmückung des Capitels von S. Maria Novella. Drei der Wände, die nördliche, öſtliche und ſüdliche, wurden Memmi übertragen; die weſtliche und das Gewölbe dagegen dem Taddeo. Hier ſtellte er nun an dem Gewölbe in vier Feldern die Auferſtehung Chriſti, die Errettung Petri aus dem Schiffbruche, die Himmelfahrt, und die Ausgießung des heiligen Geiſtes dar. Die Wand enthält die ſieben profanen und ſieben theologiſchen Wiſſenſchaften, und unter jeder dieſer allegoriſchen Figuren befindet ſich einer ihrer ausgezeichnetſten Vertreter. Zwiſchen dieſen Gruppen als Hauptgegenſtand zeigt ſich der heilige Thomas von Aquin, umgeben von Heiligen und allegoriſchen Figuren, und zu ſeinen Füßen verſchiedene Ketzer.

Auch als Architekt iſt Taddeo thätig geweſen, wie Vaſari berichtet, und wie auch aus dem von Herrn von Rumohr entdeckten Documente erhellt. Als ſeine Bauwerke bezeichnet Vaſari: die Vollendung von Or-San-Michelo, jedoch nach dem Plane des Arnolfo; dann der Neubau des Ponte Vecchio und der Brücke Sta Trinità, nach eigenen Entwürfen, indem er ſich beſonders mit großem Lobe über die Zweckmäßigkeit und Tüchtigkeit des Ponte Vecchio verbreitet. Die Brücke S. Trinità, im J. 1346 beendigt, wurde durch eine Überſchwemmung des Jahres 1557 völlig zerſtört, und ſcheint dem Vaſari daher weniger glücklich conſtruirt geweſen zu ſein.

Zu Folge Vaſari's Angabe fällt Taddeo's Tod in das Jahr 1350, Andere jedoch ſetzen denſelben in das Jahr 1352 und 1356; von Rumohr jedoch entdeckte im Archive der Domverwaltung zu Florenz ein Document, zu Folge deſſen ihm noch am 20. Aug. 1366 eine Arbeit, behufs des Dombaues, aufgetragen wurde. Er wurde in Santa Croce beerdigt.

Als Künſtler verdient Taddeo beſondere Beachtung. Verließ er auch nie die Methode des Giotto, ſo zeichnet ſich ſein Colorit doch vor dem ſeines Meiſters durch größere Friſche und Lebendigkeit aus, und ſeine Compoſitionen empfehlen ſich durch eine gewiſſe Anmuth und Grazie, welche den Arbeiten früherer Künſtler noch ganz fehlt. Es iſt demnach nicht zu verkennen, daß er weſentlich zum Fortſchreiten der Malerei beitrug, wenn auch ſeine Arbeiten noch keinen Anſpruch auf große künſtleriſche Vortrefflichkeit machen können.

Taddeo hinterließ zwei Söhne, Agnolo und Giovanni, deren Erziehung und künſtleriſche Ausbildung er dem Maler Giovanni da Milano übertrug.

Gaddi, Agnolo, Taddeo's älteſter Sohn, deſſen Geburt Vaſari in das Jahr 1324, Zani aber in 1314 ſetzt, ſchien beſtimmt, den künſtleriſchen Ruhm, welchen ſein Großvater und Vater der Familie Gaddi erworben hatten, durch ſeine künſtleriſchen Leiſtungen zu befeſtigen und zu vermehren. Seine erſten Arbeiten, und namentlich eine Erweckung des Lazarus, welche er für S. Jacopo in Florenz malte, ſchienen zu den größten Hoffnungen zu berechtigen. Leider aber wandte er ſich bald von der Kunſt ab, und mehr dem Handel zu, und wenn er ſich auch ſpäter noch mit Malerei fortwährend beſchäftigte, ſo geſchah dies doch mehr aus Liebhaberei, nicht aber mit dem Ernſte, welchen die Hervorbringung wahrhaft großer Kunſtwerke erfodert.

Nichtsdeſtoweniger hat er viele Arbeiten ausgeführt, von denen ſich mehre bis auf unſere Tage in leidlichem Zuſtande erhalten haben. Unter dieſen iſt namentlich die Darſtellung der Auffindung des heiligen Kreuzes zu erwähnen, welche er für die Familie der Alberti in der Hauptkapelle der Kirche Santa Croce in Florenz in Fresco ausführte.

War ſonach der künſtleriſche Ruhm der Familie der Gaddi durch Agnolo's Leiſtungen nicht ſehr vermehrt worden, ſo war ſeine kaufmänniſche Thätigkeit vom größten Erfolge gekrönt, und verdankte dieſe berühmte Familie namentlich dem Agnolo ihren nachherigen Glanz.

Agnolo ſtarb nach Vaſari im 63. Jahre an einem Fieberanfalle im J. 1387; nach Zani jedoch wäre er erſt 1394 geſtorben.

Gaddi, Giovanni, Agnolo's Bruder, wird von Vaſari unter den Schülern dieſes letzteren genannt. Die von ihm an derſelben Stelle angeführten Arbeiten im Kloſter Santo Spirito: der Streit Chriſti mit den Schriftgelehrten, die Reinigung Mariä, die Verſuchung Chriſti in der Wüſte und die Taufe Johannis ſind zu Grunde gegangen. Nach Vaſari ſtarb er in der Blüthe der Jugend, nach Baldenucci im J. 1380. (*H. Weber.*)

GADEBUSCH (Friedrich Conrad), geb. am 29. Jan. 1719 zu Altenfähren auf der Inſel Rügen, verdankte ſeine Elementarbildung dem Gymnaſium zu Hamburg. Auf der Univerſität zu Königsberg ſetzte er die in Greifswalde begonnenen juriſtiſchen Studien mit rühmlichem Eifer fort. Nachdem er dort einige Jahre geweſen, ward er Ordnungsgerichtsnotarius zu Dorpat und 1764 Secretair einer zur Unterſuchung der Streitigkeiten zwiſchen dem dortigen Rath und der Bürgerſchaft niedergeſetzten Commiſſion. Die bald nachher (1765) ihm übertragene Stelle eines Landgerichtsſecretairs auf der Inſel Öſel lehnte er ab. Er ward 1766 Notar der Oberkirchenvorſteherſchaft zu Dorpat, und noch in demſelben

Jahre Syndicus dieſer Stadt. Zum Mitgliede einer in Moskau errichteten Geſetzcommiſſion ernannt, reiſte er 1767 dorthin, trat jedoch ſeine Vollmacht einem Andern ab, und kehrte noch vor dem Schluß des genannten Jahres wieder nach Dorpat zurück; 1768 ward er Aſſeſſor des Stadtconſiſtoriums, 1771 Juſtizbürgermeiſter und 1773 Stadtälteſter. Er ſtarb am 9. Juli 1788. Er war ein vielſeitig gebildeter Mann. Groß war vorzüglich der Umfang ſeiner hiſtoriſchen Kenntniſſe. Seinem unermüdeten Fleiße verdankt man die Bekanntmachung vieler ſchätzbaren literariſchen und hiſtoriſchen Notizen zur Erläuterung der livländiſchen Geſchichte. Dahin gehört ſeine Abhandlung von den livländiſchen Geſchichtſchreibern (Riga 1772.), ſeine livländiſche Bibliothek nach alphabetiſcher Ordnung (ebendaſ. 1777. 3 Thle.), ſeine Verſuche in der livländiſchen Geſchichtskunde und Rechtsgelehrſamkeit (ebendaſ. 1779—1785. 2 Bde.[1]), ſeine livländiſchen Jahrbücher (ebendaſ. 1780—1783. 4 Thle.[2]), ſeine Provinzialblätter an das liv- und ehſtländiſche Publicum (ebendaſ. 1786.) und mehre Schriften ähnlichen Inhalts. Als Biograph zeigte er ſich von einer nicht unvortheilhaften Seite in einer Lebensbeſchreibung des Grafen Wilhelm von Fermor (Reval 1773.) Zuſätze zu dem von Friſch herausgegebenen teutſchen Wörterbuche lieferte Gadebuſch in den gelehrten Beiträgen zu dem rigaiſchen Anzeiger (1763—1766) und in Gottlieb Schlegel's vermiſchten Aufſätzen. Unter den zahlreichen Handſchriften, die er hinterließ[3]), verdienen beſondere Erwähnung eine Geſchichte des livländiſchen Adels. 8 Bde. Fol. Observationes variae ex historia, litteraria praesertim, et reliquis elegantioribus literis. 11 Bde. 4. Ergänzungen zur livländiſchen Bibliothek. 4. Sammlungen aus der Gelehrtengeſchichte. 8 Bde. 4. Literariſche Nachrichten. 6 Bde. 4. Collectanea historico-juridica u. a. m.[4]). (*Heinrich Döring.*)

GADEBUSCH (Thomas Heinrich), geb. 1736 zu Stolpe in Hinterpommern, widmete ſich auf der Univerſität zu Greifswalde dem Studium der Jurisprudenz. 1759 erlangte er dort die Magiſterwürde. Er hielt ſeitdem als Privatdocent hiſtoriſche Vorleſungen. 1773 ward er ordentlicher Profeſſor des teutſchen und pommerſchen Staatsrechts. Dreiundzwanzig Jahre bekleidete er dieſes Lehramt. Seine gründlichen Kenntniſſe und ſein anziehender Vortrag erhielten ihm ſtets ein gefülltes Auditorium. 1796 folgte er einem Rufe nach Stockholm als königl. däniſcher Kanzleirath. Er ſtarb dort am 2. April 1804. Als Schriftſteller machte er ſich beſonders um die Geſchichte und Staatskunde ſeines Vaterlandes verdient durch ſeine Einleitung in die Geſchichte von Pommern unter ſeinen eingebornen Erbfürſten (Greifswald 1759.), durch ſynchroniſtiſche Tabellen zur Geſchichte von Pommern (ebendaſ. 1762. Fol.), einen Grundriß der pommerſchen Geſchichte (ebendaſ. 1778.), pommerſche Sammlungen (ebendaſ. 1782. 2 Bde. 4.), durch ſeine ſchwediſch-pommerſche Staatskunde (ebendaſ. 1786. 2 Bde. 4.), Materialien zur Geſchichte und Statiſtik der nordiſchen Staaten (Berlin 1791. 2 Stücke) u. a. Schriften ähnlichen Inhalts. Er lieferte auch mehre Überſetzungen ausländiſcher Werke, meiſtens hiſtoriſchen Inhalts. Aus dem Schwediſchen übertrug er Schlözer's Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Handlung und Seefahrt in den älteſten Zeiten (Roſtock 1760.) und Haſſelquiſt's Reiſe nach Paläſtina (ebendaſ. 1761.), aus dem Franzöſiſchen unter andern die zu Greifswald 1773 erſchienene Geſchichte des Nadir Schach, Kaiſers von Perſien*). (*Heinrich Döring.*)

GADEBUSCH, 1) Amt im Kreiſe Mecklenburg oder dem Herzogthum Schwerin des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, 4¾ □Meilen groß. Nach Matrikeln aus dem letzten Drittheile des vorigen Jahrhunderts hatte das Amt an Domainengut 83 ſteuerbare Hufen, 182 Hausſtellen, 343 Leibeigene in den Höfen: Bauhof, Bülow, Kneſe, Patrow, Steinbeck, mit den Dörfern: Breeſen, Buchholz (zum Theil), Bülow, Draguhn, Gantzow, Gäſtow, Kneeſe, Krembs (zum Theil), Mellien, Paſſow, Päterow, Roſenow, Stölnitz, Wackenſtädt, Warneckow. Dazu die Mühle in Gadebuſch. Ritterſchaftliche Güter waren in Bentin, Bleeſe, Blieſchendorf, Dutzow, Frauenmark, Gantzow, Grambow, Hindenberg, Holdorf, Groß- und Klein-Hundorf, Jeeſe, Käſelow, Kaſendorf, Köchelstorf, Antheil an Krembs, Lewitz, Lützow, Metzen, Niendorf, Oltenstorf, Neu- und Alt-Pockrent, Radegaſt, Rambehl, Roggendorf, Ober-Rüting, Groß-Salitz, Klein-Salitz, Sandfeld, Schönwald, Streesdorf, Antheil an Klein-Tinnow, Vehlböcken, Vietlübbe, Werdendorf. 2) Amtsſtadt ohne Mauern und Wälle, liegt ſehr anmuthig an und auf dem Abhange eines Hügels, am Fluſſe Radegaſt, der unweit des Ortes einen kleinen See bildet[1]); ſie hat drei Thore, das Lübſche, Stein- und Mühlenthor[2]), neun Straßen, welche faſt alle ſehr enge, zum Theil auch krumm und abſchüſſig ſind und einen Marktplatz in Form eines Dreiecks. An demſelben befindet ſich das wohlgebaute, mit einem Säulengange verſehene Rathhaus. Nahe am Markte auf einem unanſehnlichen Platze liegt auch die Kirche mit vier Nebengebäuden nebſt der Königskapelle. Südweſtlich neben der Stadt, nahe an dem kleinen See, liegt das ehemalige fürſtliche Schloß oder Haus nebſt Amtshaus. Der ehemalige Wall umher iſt wol nicht mehr vorhanden. Mit Ausnahme des Marktes iſt die Stadt nicht ſonderlich gebaut. Eine Vorſtadt bildet das vor dem Lübſchen Thore gelegene Dorf Jarmſtorf, nebſt dem weiter hin liegenden Amtsbauhofe. Auf der Nordſeite, dicht vor dem Stein-

1) Der erſte Band dieſes Werkes beſteht aus ſechs, der zweite aus drei Stücken. 2) Dieſe Annalen umfaſſen die Jahre 1030—1761. 3) ſ. das Verzeichniß dieſer Manuſcripte in Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 4. Bd. S. 5 fg. 4) Vergl. ſeine Livländiſche Bibliothek. (Riga 1777.) 1. Th. S. 381 fg. Hupel's Nordiſche Miscellaneen. 27. St. S. 280 fg. Meuſel a. a. O. S. 4 fg.

*) Vergl. Weidlich's Biograph. Nachrichten von den jetztlebenden Rechtsgelehrten. 3. Th. S. 80 fg. Meuſel's Gelehrtes Teutſchland. 2. Bd. S. 474 fg. 9. Bd. S. 397. 11. Bd. S. 251. 12. Bd. S. 331.

1) Bei alten Geographen zuweilen Gabe genannt. 2) Bei Merian wird ein wismarſches Thor erwähnt, wol das Steinthor.

thore, an einem Buchenholze, befindet sich das neuerbaute Schießhaus, nebst dem sogenannten Societätshause und anderen städtischen Wohnungen für den Jäger und Hirten, die Scharfrichterei mit dem 1834 erbauten Armenhause an der wismarer Straße. Die Stadt hat 270 Häuser und 2300 Einwohner, darunter an 60 Juden. Außer einem Magistrate und dem Stadtgerichte haben die Amtsgerichte Gadebusch, Rehna und Plüschow ein vereintes ritterschaftliches Patrimonialgericht für Civilsachen und ein dergleichen für Criminalsachen, ein Postamt, eine Steuereinnahme, Wegeinspection, Kreisphysicat und geistliche Präpositur ihren Sitz. Der Parochialsprengel von Gadebusch befaßt 15 Dörfer und das Filial Meezen. Ein Hauptnahrungszweig der Einwohner ist der Ackerbau; die durchziehende Straße von Schwerin (2½ M.) nach Lübeck (4¼ M.) fördert den Verkehr. Dazu kommen drei Jahrmärkte. Man zählt z. B. 11 Branntweinbrennereien, 11 Brauereien, 9 Gastwirthschaften, 14 Kauf- und Handelsleute u. s. w. Die Stadtfeldmark hat 0,25 □M., 1101¼ Morgen Äcker, meist schweren, lehmigen Boden, mit einigen Holzungen und Wiesen. Der Stadtcommune gehören der Pachthof Bendhof, eine Walk- und Lohmühle, eine Ziegelei und ein separirtes Bauerngehöft in Buchholz. Das Wappen zeigt im getheilten Felde den Büffelkopf mit einem Baum oder Busch. — Gadebusch hat seinen Namen Gotebutz, Gottesbusch von einem früher hier stehenden Tempel des Radegast, dessen Platz jetzt die Pfarrkirche einnehmen soll[3]). Im J. 1181 ward Gadebusch von Heinrich dem Löwen verwüstet. Im J. 1201 nahm es König Waldemar von Dänemark. Fürst Heinrich Borowin I., der das Land Gadebusch 1219 von dem Grafen von Ratzeburg erhielt, gab um 1225 dem Orte städtische Gerechtsame und das lübische Recht. Im J. 1228 starb hier Niklot, der Sohn Heinrich's. Im J. 1272 wurden die Privilegien der Stadt bestätigt. Im J. 1283 fiel zwischen Gadebusch und Grevismühlen, auf der rambeeler Heide, eine Schlacht zwischen den Söhnen des im Morgenlande gefangenen Herzogs Heinrich und den Brandenburgern, zum Vortheil der Mecklenburger vor. Im J. 1300 wurde der erwähnte Herzog befreit und zwar durch einen Müllers-Sohn aus Gadebusch, einen Renegaten, der in Ägypten zu hohen Würden gelangt war. Im J. 1394 ward hier König Albrecht von Schweden begraben. Am 17. (27.) Juli 1630 nahm der vertriebene Herzog Adolf Friedrich Gadebusch ein. Das J. 1658 ist durch eine große Feuersbrunst bezeichnet. Am 3. Sept. 1675 hatten hier König Christian V. von Dänemark und der große Kurfürst eine Zusammenkunft, welche auf den Krieg gegen Schweden Bezug hatte. Am 20. Dec. 1712 wurde zwischen Gadebusch und dem Dorfe Wackenstädt zwischen Dänen und Schweden gekämpft[4]). Von 1734 bis 1768 war das Amt Gadebusch, das früher öfter apanagirten Prinzen zugewiesen erscheint, an Hanover verpfändet. (*Daniel.*)

GADELIUS (Erich), Ritter und Professor der Medicin in Stockholm, woselbst er auch am 16. Juni 1778 von dürftigen Ältern geboren wurde. Die Medicin hatte er seit 1795 in Upsala, seit 1798 in Åbo studirt. Bereits 1801 wurde er Arzt an der Militairakademie zu Karlsberg. Als der schwedische Gesundheitsrath 1802 auf ein Handbuch der gerichtlichen Medicin einen Preis setzte, so war Gadelius Preiserringer. Im J. 1805 kam er als Prosector nach Stockholm, und dort gründete er im J. 1808 die Gesellschaft schwedischer Ärzte. Als 1811 das medicinisch-chirurgische sogenannte carolinische Institut in Stockholm errichtet wurde, erhielt Gadelius die Professur der theoretischen Medicin an demselben. Während der Kriegsjahre 1813 und 1814 war er Oberarzt des Militairspitals in Stockholm. Gadelius war Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Stockholm und bekleidete 1823 die Präsidentenstelle. Er starb am 2. Febr. 1827.

Einzelne Aufsätze von Gadelius finden sich in den Abhandlungen der stockholmer Akademie und in den Schriften der medicinischen Gesellschaft. Er gab mit Berzelius zusammen heraus: Vetenskaps-Journal för Läkare och Fältskärer. Stockholm 1806—10. Er war ferner für die Jahre 1809—12 und 1819—21 Jahresberichterstatter der medicinischen Gesellschaft in den Årsberättelse om Svenska Läkare Sällskapets Arbeten. (Stockholm 1810.) (*F. W. Theile.*)

GADEN, alt Gadem, wird in sehr verschiedenen Bedeutungen gebraucht, und zwar auch schon im Altteutschen, wo es Gadum und mit härterem Laute Kadum lautet. Otfrid braucht Buch I. Cap. 27. V. 136, wo er das Bild von Reinigung und Aufbewahrung des Kornes behandelt, und sagt:

Thaz er iz filu garawo
In sinu gadum samono,

Gadum für Speicher. Die Stelle in Luc. 22, 12; *Κἀκεῖνος ὑμῖν δείξει ἀνώγεον μέγα ἐστρωμένον*, Et ille vobis ostendet in superioribus locum stratum magnum; angelsächsisch: And he eow betaecdh mycele healle gedaefte; althochteutsch im Tatian Cap. 157, 4: Inti her giougit ju mihhilun *soleri* gistrewitan, gibt Otfrid IV, 9. 20 durch lihit sinan solari (leihet seinen Söller, welcher Ausdruck dem Griechischen und Lateinischen für einen in der Höhe befindlichen Speisesaal entspricht), sagt aber kurz darauf: Ther man bisuorgeta thaz, joh leh thaz gadum garawaz (der Mann besorgte das, und lieh das Gadem zubereitet), indem er also das unbestimmtere Gadem für Solari (Söller) braucht. Willeram in der Paraphrase des hohen Liedes gibt Cap. I. V. 4: Introduxit me rex in cellaria sua, Der kuning leitota mih in sine gegademe (nach anderer

3) Früher wurde behauptet, die Krone des Götzen, aus einer unbekannten, sehr harten metallischen Masse gefertigt, sei in die westliche Wand der Pfarrkirche eingemauert. Genauere Untersuchungen zeigten aber, „daß es Nichts als ein gewöhnlicher Fensterrahmen sei, nach alter gothischer Manier in Form einer Rosen, die, weil sie mehrentheils unter die Thürme gegen Westen angebracht, Rosae occidentales genannt werden." Vergl. Tentzel, Monatl. Unterſuchungen. 1695. S. 694.

4) Noch jetzt lebt diese Schlacht im Volksmunde um Gadebusch: „Piep, Dän, piep! Bi Wismar häßt du lang lägen, bi Gadebusch häßt du Schläg kreegen, Piep, Dän, piep!"

Lesart gegadema), und Cap. III. V. 2 läßt er sagen: Ih nam in ze mir, unte ne lazzen in ouh vone mir, e ih in widere bringon in miner muoter hus, unte in iro gegademe, Ich nahm ihn zu mir, und nicht lasse (ich) ihn auch von mir, eh ich ihn wieder bringe in meiner Mutter Haus, und in ihr Gadem. Die Stelle in der Epistel an die Römer 13, 13: μὴ κοίταις καὶ ἀσελγείαις [1]), bei Luther: „nicht in Kammern und Unzucht," ist im Codex M. S. Cod. Evangel. Dominic. Argentoratensis [2]) gegeben: *in gaden*. In Glossen wird aedes, domus, conclave, cubile durch Gadem erklärt [3]), und man findet hierdurch und durch Anderes veranlaßt folgende Entwickelungen der Bedeutungen von Gadem: „Einzeln stehende, für besondere Zwecke (zum Schlafen, Speisen und dergl.) eingerichtete Abtheilung des Hûses (Hauses), also ein Haus, in sofern es nur aus einem Raume, einer Stube, einem Zimmer oder nur einem Stockwerke bestand; dann überhaupt ein Gemach, ein geräumiges Zimmer, auch wenn es neben andern Gemächern, nur ein Theil eines Stockwerkes ist, eine Kammer zu ebener Erde, auch unter der Erde, insbesondere Schlafkammer" [4]). Besonders schwierig ist das Verhältniß der Bedeutungen in Gadem und Kemenate zu einander festzustellen. Man findet bemerkt [5]), daß auf einer Seite der Gebrauch der Wörter *Palas* und *Kemenate* in einander fließe [6]), andererseits aber werde oft zur Bezeichnung der Kemenaten auch das Wort Gadem gebraucht. Zum Beweise, daß diu Kemenate und daz Gadem einerlei bezeichneten, wird das Nibelungenlied Z. 4028 und 4043 angeführt. An der ersteren Stelle heißt es nämlich: do hiez Hagen tragen Sivrit also toten von Nibelunge lant für einiu chemenaten, da man Chriemhilde vant, und es wird nun weiter erzählt, Hagen habe den todten Sifrid heimlich an die Thüre legen lassen, damit Chriemhild ihn finden sollte, wenn sie, bevor es Tag würde, zur Mette herausging. Als man zum Münster (in die Kirche) läutet, weckt Chriemhild die Mädchen, und befiehlt, daß ein Licht ihr gebracht werde. Der Kämmerer findet Sifriden in rothem Blute, und weiter singt der Dichter: Hin zer chemenaten daz lieht truog' er an der hant, bi dem vil leidiu maere diu vrou Chriemhilt er vant. Do si mit ir vrouwen zem munster wolde gan, do sprach der chameraere: „ir sult stille stan; ez lit vor disem *gademe* ein ritter tot erslagen." In demselben Heldenliede heißt es Z. 2427: Do wurden ouch gescheiden diu richen chunegin; vrou Uote mit ir tohter diu giengen beidiu hin mit ir ingesinde in ein vil witez *gadem*, und Z. 7379: Do si entslaffen waren, und' er daz ervant, do nam der degen widere den schilt an diu hant, und' gie uz dem *gademe* fuor den turn stan. Was Z. 7379 durch Gadem bezeichnet wird, wird vorher (Z. 7365) Saal genannt, nämlich: Volcher der snelle, zuo des sales want sinen schilt den guoten leint' (lehnte) er von der hant. Im Betreff des synonymischen Gebrauchs der Wörter Gadem und Kemenate, Palas und Saal findet man bemerkt [7]), daß Gadem und Palas offenbar die allgemeinen Ausdrücke seien. Gadem heißen nicht blos Kemenaten, sondern überhaupt alle in der Weise eines Gebäudes geschlossene Räume, z. B. auch unter der Erde, und es werde dieses „Gaden" der mittelhochteutschen Sprache ganz so gebraucht, wie noch jetzt in der Schweiz, namentlich in Appenzell, wo nicht blos die Kammer neben der Diele der Obergaden heißt, sondern auch der gleich den Sennhütten blockhausartig errichtete Käsespeicher in der Nähe derselben der Käsgadem, und der Ziegenstall Geissgadem (sowie auch ebenfalls in der Schweiz und andern Gegenden, wo schwäbisch gesprochen wird, Milchgaden, der Milchkeller, Viehgaden, der Kuhstall u. s. w. geheißen wird). Man nimmt an, daß die Ausdrücke Käsgadem und Geissgadem sich auch überhaupt in der mittelhochteutschen Mundart vorgefunden haben; aber die Wörter Käskemenate und Geisskemenate zu brauchen, sei gewiß Niemandem eingefallen. Auch eine bloße Marktbude heiße ein Gadem, aber nie eine Kemenate. Jede Kemenate sei ein Gadem, aber nicht jedes Gadem sei eine Kemenate [8]). Gadem hat nicht nur eine weitere und mannichfaltigere Bedeutung, als Kemenate, sondern letzteres scheint auch für edler gegolten zu haben. Von den Zusammensetzungen, welche von dem Worte Gadem im Mittelhochteutschen stattgefunden haben, oder stattgefunden haben mögen, sind zwei besonders bekannt und betrachtungswerth, nämlich Phieselgadem und Werkgadem. In Beziehung auf das erstere ist aus der Chaudrun Z. 4259 zu bemerken: Da sprach die ubel Gerlint: „so wirt dir offt wee; wy herte sy der winter, du muost auf den schnee, und muest die claider waschen in den kuelen winden, so du dich offt gerne in dem *phieslgadme* liesset vinden." Z. 5196 sagt Chaudrun: Mein gebot das annder sol diz sein, daz man mir balde bringe meine magedein, wie man sy vinde unter Gerlinde weiben: in ir *phieslgadme* sol ir dhaine beleiben. Phiesel kommt daselbst (Z. 3986) auch ohne Zusammensetzung vor, nämlich auf diese Weise, daß die üble Teufelin (Gerlind) wider die schöne Maid (Chaudrun) sagt: wilt du nicht haben frende, so muost du haben laid. Nu sih et allenthalben, wer dir das wende: du muost hayten (heizen) meinen *phiesel* und muost schuren selbs die prennde. Hier kann Phiesel den Ofen [9]), aber in abgeleiteter Bedeutung auch das heizbare Gemach bedeuten, sowie man nicht blos sagt, den Ofen heizen, sondern auch die Stube, das Zimmer hei-

1) Im Gothischen ni *ligram* (Lagern) jah aglaitjam. 2) Vgl. *Schilter*, Glossarium Teutonicum p. 339. 3) Sumerlaten, Sammlung von Glossen, durch Hoffmann II, 15. 4) Ziemann, Mittelhochteutsches Wörterbuch S. 89. 5) v. H. Leo, über Burgenbau und Burgeneinrichtung in Teutschland vom 11. bis zum 14. Jahrh. bei Fr. v. Raumer, Historisches Taschenbuch. VIII. Jahrgang. (Leipzig 1837.) S. 194 fg. 209 fg. 6) Benecke, Wörterbuch zum Wigalois S. 631: Diu Kemenata und daz Gadem bezeichneten einerlei; s. Nibelungenlied Z. 4028. 4043. In dem oben als Beilage abgedruckten Gedichte (nämlich der Warde lan. Von Kuonrat von Wirtzburch) ist sogar Kemenate und Palas synonym; vergl. Z. 53 und 82.

7) v. H. Leo a. a. O. S. 209. 8) Derselbe a. a. O. S. 210. 9) Derselbe a. a. O. S. 196.

zen. Phiesel, Pfiesel, heizbares Frauengemach, kommt auch anderwärts vor, z. B. in der Kaiserchronik 84 d [10]). Im Friesischen, sowol Alt- als Neufriesischen [11]), finden wir Pisel, Pisl (Stube). So in dem altfriesischen Brokmerbriefe §. 142 [12]): Hwersa mar enne mon nimth binna pisle (innerhalb der Stube), and binna piseldreple (Stubenschwelle); nach anderer Lesart: binna piseldurem (innerhalb der Stubenthüre). Die emsiger Bußtaxen besagen §. 22 [13]): Hwersa ma thria dura brech, tha wachdura, and tha piseldura, and tha comerdura, twa merc thiu bote; im niedersächsischen Texte: Wen broken wert dree dore, de eerste dore yn dat hues; de piseldore unde kokendore, 2 marck; nach dem MS. B: dre doeren, als de wantdoer, unde koekendoer. Du Fresne bemerkt unter *Gynaeceum* und *Pisalis*, daß Piisel bei den Friesen culina (Küche) und bei den Zeeländern vestiarium (Kleiderbehältniß) bedeute. Pisel, Pesel ist in Niedersachsen, Dithmarschen, Nordfriesland [14]) und Süddänemark [15]), und Phiesel in Baiern für verschiedene Arten von Gemächern gangbar [16]). Im Bremisch-Niedersächsischen ist Pesel eine Stube unten im Hause, Pisel, eine kleine Stube mit einem Ofen [17]), im Dithmarsischen Pesel, die größte und beste Stube im Hause ohne Ofen [18]), war jedoch früher heizbar [19]), jedoch durch andere Mittel, als durch einen Ofen. Neocorus [20]) (Joh. Adolf Küster), welcher seine Chronik des Landes Dithmarschen in den zwanziger Jahren des 17. Jahrh. schrieb, sagt: Es sind aber insgemein die Häuser, nach ihrer Gelegenheit und um Bequemlichkeit willen, in drei Hauptheile unterschieden. Als in der Mitte das größte Theil „de Dele“ (die Diele), darauf sie dreschen oder sonst ihre Gewerbe treiben, am Ende der Viehstall, sie nennen es de Beos oder Mittbalken, am andern Ende „ein ehrlick Gemack,“ sie heißen es Pisell, darin sie vor Alters zu Winters- und Sommerszeit, nun aber bei den meisten des Sommers ihr Wesen haben mit ihrem Gesinde und Kindern gehabt, auch darein sie einen fremden Gast geführt und getractiret; denn vor wenig Jahren noch (weder) Winterstube, noch Küche in der Insula Busen (dem vormaligen Eilande Büsum), welche stäteshin die alte Gewohnheit am längsten behalten, zu sehen gewesen. Ungefähr vor 20 Jahren sind über vier oder fünf „Dornschen“ [21]) und noch weniger Küchen und Schornsteine im ganzen Kirchspiele Busen (Büsum, wo Neocorus Pfarrer war) nicht gefunden (worden). Sie hatten auch an einem Ort oder Winkel „der Dele“ (Diele) ihre Feuerstätte, wo sie Feuer anlegten, oder mit Stroh kochten. Zu dieser Stelle des Neocorus findet man im J. 1833 in Beziehung auf Pisell Folgendes bemerkt [22]): Um sich im Winter gegen die Kälte in diesen geräumigen, mit keinem Ofen versehenen Gemächern zu schützen, bediente man sich Anfangs der Kieken, später der Feuerstaven, größer als die jetzt unter diesem Namen bekannten Feuerbehälter, und dadurch von einander unterschieden, daß die Kieken nicht von einer Stelle zur andern geschoben werden konnten. Übrigens scheint auf der Geest der Pisel noch länger die tägliche Wohnung geblieben zu sein; denn noch wird das Wort piseln oder tho Pisel gaen dort an vielen Orten für Besuche an Werkeltagen, wobei die Frauen ihre Handarbeit mitbringen, gebraucht. In einer das Bisthum Verona betreffenden Urkunde vom J. 803 [23]) heißt es: De vestimentis quae de pisele veniunt, vel de ginicio, decimam partem. Man [24]) schließt hieraus, daß im Edictum Regis *Rotharis* Tit. 88. §. 11, wo davon gehandelt wird, daß wenn ein freies Weib oder freies Mädchen in die Heirath mit einem Sklaven willige, die Ältern die Gewalt haben sollen, sie zu tödten oder zu verkaufen, und wenn sie dieses binnen Jahresfrist zu thun unterlassen, tunc liceat Gastaldio Regis, aut actori, aut Sculdasio, ipsam in Curtem Regis ducere, et in Pisele inter ancillas statuere, in Pisele die richtige Lesart sei, obgleich in *Rotharis* Leges 222 (Leg. Langobard. Lib. II. T. 9. §. 2) dafür steht: et intra pensiles ancillas constituere. Sehr zweifelhaft ist, ob, wie man [25]) annimmt, Pisele aus dem lateinischen Pensile (locus in quo *pensa* trahunt mulieres, Gynaecium) gebildet sei. Latinisirt lautet Pisele: Piselus, Piselis, Pisalis. Die Acta Murensis Monasterii Cap. 9 besagen: Es begann der ehrwürdige Reginbold: cellam ordinare et construere; aedificavitque primum dormitorium, subtus autem pisalem, congruaque habitacula alia fratribus constituit, et sic fundavit Monasterium. Nachdem *Adalardus* Lib. II. Statutor. Corbeiensium Cap. 6 angegeben hat, was im Dormitorio zu beobachten sei, fährt er fort: in piselo vero, tempore quando illo uti necesse est, eadem pene in omnibus, excepto quod ad dormiendum pertinet, cautela et servanda est, quae de dormitorio diximus, et si forte ad eandem domum specialiter pertineat, ut est de pannis infusis qui suspenduntur etc. Der Pisalis diente also zum Trocknen der Gewande der Mönche, und sie gingen in ihn, um sich zu wärmen. In einem sehr alten Sacramentenbuche der rheimser Kirche findet sich Nr. 161 ein Gebet im

10) Ziemann a. a. O. S. 294. 11) Im Betreff des Neunordfriesischen s. Outzen, Glossarium der friesischen Sprache S. 249. 12) Bei v. Richthofen, Friesische Rechtsquellen S. 170. 13) Ebendaselbst S. 230. 231. 14) Outze a. a. O. S. 249. 15) Molbech, Dansk Dialectlexicon S. 409. 16) Schmeller, Bairisches Wörterbuch. I. Th. S. 324; v. Richthofen, Altfriesisches Wörterbuch S. 979. 17) (Tiling) Bremisch-niedersächsisches Wörterbuch. 3. Th. S. 323. 18) Idioticon Ditmars. unter *Pesel*, und darnach Tiling a. a. O. 3. Th. S. 289. 19) Nach H. Leo (a. a. O. S. 197) unterscheiden die dithmarsischen Bauern neben ihrer Diele zwei heizbare Kemenaten, indem sie die eine *Pisel*, d. i. Phieselgadem, die andere Dornsche nannten. Von einem slawischen Worte, welches Holz, Brennholz bedeute (poln. drwa, drewno; böhm. drwo), finde sich ein teutsches Wort (wol durch ein slawisches drwanice, drwonice, drewnice vermittelt) abgeleitet, welches nur im östlichen Teutschland vorkomme, und Dörnitz, Dornitz, Dornsche laute. Auch dieses Wort bezeichne ein Phieselgadem, ein heizbares Gemach, sei aber von fluctuirender Bedeutung; es scheine auch zuweilen den Palas zu bedeuten. 20) Die Stelle bei J. Hansen und H. Wolf, Chronik des Landes Dithmarsen S. 199. 200.

21) s. die vorletzte Anmerkung. 22) v. J. Hansen und H. Wolf a. a. O. S. 199. 200. 23) Bei *Ughelli*, Italia sacra in Episcopis Veronensibus. 24) *Du Fresne*, Gloss. Lat. s. v. *Gynaeceum*. 25) *Idem* s. v. *Pisalis*.

Pisle, nämlich Oratio in Pisle, wie die Überschrift, und wie auch in dem vorstehenden Index steht, und der Inhalt ist: Allmächtiger, ewiger Gott, dessen Weisheit den Menschen gelehrt hat, daß dieses Haus zuweilen der Kälte durch die Nachbarschaft des Feuers ermangele, so bitten wir jetzt, daß alle Bewohnende oder Zusammenkommende in demselben im Herzen der Kälte der Ungläubigkeit durch die Hitze des Feuers des heiligen Geistes ermangeln u. s. w. Im Französischen bedeutet Poële, nach älterer Schreibart Poisle, wenn es als Masculinum gebraucht wird, einen eisernen oder töpfernen Ofen, welcher bis auf ein Loch, durch welches der Rauch geht, wohl geschlossen ist, und der durch das Holz, welches man hineinthut, erhitzt der ganzen Stube eine große Wärme gibt, und Poële wird auch die Stube, wo ein solcher Ofen (un poële) zum Einheizen dient, sowol überhaupt genannt, als auch speciell eine Badestube (italienisch Stufa)[26]). Wird Poële als Femininum gebraucht, bedeutet es Bratpfanne, Tiegel, davon poëlon, Pfännchen, poëlonné, eine Pfanne voll, poëlier, Pfannenschmied, Blechschmied, poëlerie, Küchengeräthe. Aus Obigem erhellt, daß Phieselgadem soviel bedeutet, als ein heizbares Gemach. Eine andere Zusammensetzung im Mittelhochteutschen ist Werkgadem, Arbeitshaus, wird in Glossen erklärt durch ergasterium mulierum[27]), und Werkhûs (Arbeitshaus) durch ergastulum. Aus den Glossen erhellt, daß Werkgadem nicht eine poetische Erfindung Hartmann's von der Aue ist, wiewol die Beschreibung desselben, und vorzüglich die Schilderung seiner Bewohnerinnen, der Dichtung angehört. Es sind nämlich Jungfrauen, welche der Herr einer Burg, ein mächtiger Riese, von dem Herrn des Jungfrauen-Werders, welchen er in seine Gewalt bekommen hatte, das Leben unter dieser Bedingung ließ, als jährlichen Zins (jährlich 30) erhalten hatte. Diese Frauenzimmer mußten in einem großen Gebäude weibliche Arbeiten verrichten, als Flachs hecheln, spinnen, wirken, flicken, nähen u. s. w. Dabei mußten sie Hunger leiden. Chretien de Troyes sagt von diesem Arbeitsgebäude, nachdem er erzählt hat, daß Iwein in le chastel de pesme aventure hineingeritten, Z. 5357 fg.: Par devant lui sanpasse et troeve une grant *sale* haute et noeve, savoit dedenz un vergier clos de pen agux et granz et gros, et par entre les pen leenz. Vit puceles jusqua trois cenz, qui diverses oevres fesoient, de fil d'or et de soie ouvroient, Chascune au melz quele savoit etc. Chretien beschreibt nun weiter, in welchem Elende diese 300 abgemagerten und blassen Jungfrauen lebten[28]). Hartmann von der Aue Z. 6186 fg. behandelt Obiges auf folgende Weise: Nû soher inrehalp dem tor ein witez wercgadem stân: daz was gestalt unt getân als armer liute gemach; dar in er durch ein venster sach würken wol driu hundert wip, den wâren cleider unt der lip vil armeliche gestalt. Irn was iedoch deheiniu alt. Die armen heten ouch den sin, daz gnuoge worhten under in, swaz iemen würken solde von siden unt von golde. Gnouge worhten an der rame. Der werc was aber ane schame u. s. w. Hartmann führt nun noch mehr weibliche Arbeiten auf, welche sie, oder rücksichtlich ein Theil von ihnen, verrichteten, und schildert dann den bedauernswerthen Zustand, in welchem sie aus Mangel an Unterhalt leben mußten. Was also Chretien schlechthin une sale nennt, indem die Bestimmung derselben aus den Umständen erhellt, nennt Hartmann bestimmter ein Wercgadem (d. h. Arbeitsgadem). Es war beschaffen wie das Gemach armer Leute, weil der Riese die 30 Jungfrauen, welche er jährlich zum Zins erhielt, und deren Zahl bereits 300 im Ganzen betrug, kümmerlich leben ließ. Dieses Werk-Gadem war ein abgesondertes Gebäude und hatte den Charakter eines Zwangsarbeitshauses. Gewöhnlich wurde das Verfertigen der kostbaren Stoffe und Kleider in Kemenaten verrichtet. So singt Wolfram von Eschenbach im Willeham 290[29]), 1: Diu künegin fuorte den knapen dan; si bôt im bezzer kleider an in einer kemenâten, dâ snidere nâten maneger slahte wâpenkleit. In einer Stelle eines alten Dichters werden die Ausdrücke Gadem und Kemenate auf folgende Weise neben einander gestellt: Und hobin sich vil balde dar in *Gademin*, in Kemenathin, und leyden (legten) an sich gewant. Ein Cod. Evang. MS. sagt: Ez ist mein haus verspirret, und sind meineu chint in dem *Gadem*[30]). Nachdem Hartmann von der Aue erzählt hat, daß zwei Riesen mit Iwein nicht fechten wollen, wenn er seinen Löwen nicht von sich thue, sagt er Z. 6640 fg. weiter: da must er sinen lewen lan, der wart in ain gadem[31]) getan, da er wol durch die want[32]) sach den strit, der in dem hove geschach, und weiter unten, nämlich Z. 6710 fg.: Da diese harten Schläge der Löwe sein (Iwein's) Gefährte hörte und ersah, da mühte (beschwerte, betrübte) ihn sein Ungemach, da er noch (weder) Loch, noch Thüre fand. Bei der Erde an der Wand lag „ein fules Swelle" (eine faule Schwelle). Der getreue Geselle, der kratzte und biß dann Holz und Erde, „unz" (bis) er gewann eine geraume (geräumige) Ausfahrt, die „vil harte drate" (sehr bald) ihrer einem zu Leide ward. Im Sachsenspiegel Buch III. Art. 66 wird Gadem durch mansio gegeben, nämlich: Man muz (darf) ouch bawen ane sin urloub (ohne des Richters Erlaubniß) mit holze oder mit steyne drier dele hoch, nach anderer Lesart drier *Gaden* hoch; ebenso im Schwabenspiegel Cap. 238: drier gadmen hôch, d. h. die Höhe dreier Zimmer, Stuben, Gemächer hoch[33]), über ein ander,

26) *Antonini* Dictionnaire François, Latin et Italien. Nouv. Edit. T. II. p. 499, wo Poële, sowie auch bei *Du Fresne* unter *Gynaeceum* durch vaporarium und durch hypocaustum erklärt ist. 27) Sumerlaten, Sammlung von Glossen durch Hoffmann S. 35. Michaeler (Iwain 2. Bd. S. 273) übersetzt Werkgadem durch: „Arbeitshütte," und erklärt es durch: „eine Werkhütte, Fabrik;" s. Adelung. 28) s. die Stellen des französischen und des teutschen Gedichtes neben einander bei San-Marte (A. Schulz). Die Arthursage S. 150. 151.

29) Bei Lachmann, Wolfram von Eschenbach S. 556. 557. 30) *Haltaus*, Glossarium Germanicum col. 581. 31) Michaeler a. a. O. S. 303 übersetzt: „Der Löwe ward in einen Koben eingesperret," und setzt erklärend zu Gaden: „hier in einen Stall, Laden oder Kasten;" s. Adelung. 32) Michaeler übersetzt: „darin er gleichwol durch die Wandschrunde hervorsah." 33) drien

eine binnen der erden, die anderen zwu obe der erden, deste man eine tur habe in deme inderem [34]) gademe ober der erden eines knies ho, welches im lateinischen Texte lautet: Licite etiam sine ejus (puta judicii) licentia, trium mansionum altitudo cum lapidibus et lignis aedificetur, dummodo una subterranea, et aliae super terram apparebunt, ita quod janua sit in inferiori mansione super terram usque ad hominum genua. Die Reformatio Norimbergensis fol. 144 a bestimmt: Welcher hinfür in diser Stat von newem pawen will, der soll den ersten oder understen Gaden gegen der Strass oder gemainen gassen, mit Stainwerck auf pawen. Aus diesem geht hervor, daß Gadem, Zimmer, Gemach, in abgeleiteter Bedeutung auch die Bedeutung von Stockwerk hatte, in welcher es auch noch jetzt, sowol im Ober- als Niederteutschen, vorkommt, sowie man auch die Beiwörter zweigádig, dreigádig u. s. w., zwei, drei Stockwerk hoch, hat. Eine andere specielle Bedeutung hat Gadem in der von Kramladen, der Ort, wo die Krämer ihre Waaren verkaufen, in Beziehung auf das Bremisch-Niedersächsische hinter der Tonebank [35]). Schon im Schwabenspiegel wird bestimmt: Am Sonntag soll man seinen Gaden, Kram oder Keller nicht aufthun. Gaden in dieser Bedeutung findet man erklärt durch: tabernae institorum per ordinem aequaliter aedificatae [36]). In dem Vertrage des Erzbischofs Gerhard II. von Mainz mit dem Magistrate und der Stadt Erfurt vom J. 1289 [37]) wird bestimmt: Niemand sol Gewand sneiten zu Erffurt, dann (als) uff dem Frie [38]) des Ertz-Bischoves unter den *Gademen*, wer es darüber thut, wird ers mit Gerichte besaget, der sol geben den Bürgern fünf Schillinge, und fünf Schillinge des Erzbischoffes Markmeister zu Buße, es mag aber ein jeglicher Mann wohl ein ganzes Tuch kaufen, das er darf ihme zu Kleidern, oder seinem Gesinde (dessen er für sich oder sein Gesinde zu Kleidern bedarf), und schneiden das ohne Gefahr. In einer Urkunde der Stadt Mainz heißt es [39]): uff dem Cram und *Gaden* an Sente Gothardes Capellen. In der Policey-Ordnung der Stände in Elsaß vom J. 1552: Das alle Wurtzkremer und Kremerin, die in disem Bezirck zu offenem feilem Marckte und *Gaden* sitzend zu verkaufen. In einer Urkunde vom J. 1322 [40]): retro *Gades* in quibus Rasores et Aurifabri sedere consuescunt. Gadem, latinisirt Gades, bedeutet auch Markscheide (confinia et limites terrarum, agrorum etc.) [41]). In einer Urkunde des Kurfürsten Rudolf von Sachsen vom J. 1329 [42]) wird bemerkt: Dissensio, quae movebatur inter eos de merica sita ad civitatem, amicabiliter fuit sopita. Et *Gades* ejusdem mericae quae dicitur *Marckscheide* personaliter equitavimus. In einer Urkunde des Herzogs Meßwin von Pommern vom J. 1274 [43]): Sunt autem *Gades* et limites bonorum etc. Deinde currunt *Gades* in littore dicti fluminis usque ad Paludem magnam etc. *Gades* autem et limites bonorum Pogockow incipiunt in Veryssa fluvio. In Karl's IV. goldener Bulle für das Königreich Böhmen vom J. 1329: nec non metis, *Gadibus*, graniciis, circumferentibus et limitibus suis. Bei den vielfachen Bedeutungen des Wortes Gadem haben die etymologischen Forschungen ein weites Feld. In Beziehung darauf, daß Gadem, Gaden ein Häuslein, eine Hütte bedeutete, und im Osnabrückischen noch jetzt bedeutet, und Gaedemer in einigen oberteutschen Gegenden ein Häusler, niedersächsisch Kossate (Kothsasse), Köther, Käter, ist, wird angenommen [44]), Gadem sei das niedersächsische Kate, oder wenigstens gesagt [45]), daß Koth, Kothe, ein kleines Haus, hierher zu gehören scheine. Auch in Betreff der Bedeutungen des Wortes Gadem von Kramladen, findet man Kate in Anspruch genommen, indem man bemerkt findet, Kate sei das im Vocabul. Theuton. befindliche *Gaden*, ein Häuslein, und das bei den bremisch-niedersächsisch Sprechenden fast schon veraltete Gaam oder Gadem, der Ort vorn im Hause, wo die Krämer ihre Waaren auslegen, welcher vor diesem eine besondere Bude oder Kate gewesen. Das Stammwort von Kate, ein schlechtes kleines Häuslein, eine Bauerhütte, Kote, angelsächsisch Cote, Cyte, englisch Cot, Cottage, Hütte, in Westfalen Kötte, im Kur-Braunschweigischen ankoten, eine eigene Haushaltung anlegen, wozu auch casa, caserne und Anderes mehr gehöre; denn die Verwechselung von t und s sei gar gewöhnlich, sei das keltische kutten, bedecken, daher das cambrische cwtt, eine Hütte, ein Ort, sich zu verbergen, endlich Kutte, eine Mönchskappe [46]). Nach anderer Ableitung soll Gadem, Gaem, Kramladen, von dem niedersächsischen Gade, Gatte (angelsächsisch Gada, complex), stammen, sodaß es also einen Ort, wo viele Waaren versammelt seien, oder viele Menschen zu einander kommen, bezeichne [47]). Zu Gadem, Zimmer, Kammer, Saal, eigentlich jede Umgrenzung, findet man anderwärts [48]) bemerkt: Noch im Oberteutschen und in der Schweiz gebräuchlich. Daher Berchtoldsgaden, Steingaden. Stammwort fast in allen Sprachen, hebräisch gadar, einzäunen. Carthago, Gadir (Cadiz). Griechisch *χόρτος* Lateinisch hortus. Italienisch giardino. Französisch *jardin*, Garten. Slawisch Grod (Stadt), Grodno, Nowogrod, Stuttgart. Gadem wäre nach dieser Zusammenstellung soviel als Garden. Über die Etymologie von Gardir

gaden (oder gadmen) hoch kann man, wenn man das Erdgeschoß, welches auch ein Gadem ausmachte, Stockwerk nennen will, drei Stockwerk hoch übersetzen; s. z. B. Ziemann a. a. O. S. 89.

34) Cod. Quedlinburg.: in me nedersten gademe, also dem untersten Gadem. 35) Tiling a. a. O. 2. Th. S. 475. 36) *Haltaus* l. l. col. 582. 37) Bei v. Falckenstein, Historie von Erfurt. 1. Th. S. 135. 38) der Freiheit, d. h. privilegirtem Platze. 39) Bei *de Gudenus*, Cod. Diplom. Vol. II. p. 732. 40) Ebendaselbst p. 785. 41) *Haltaus* l. l. col. 582. 42) Bei *Boehmius*, De Privilegio Ottonis IV. Stad. dato p. 14.

43) Bei *de Westphalen*, Monum. ined. Tom. III. p. 1518. 44) Tiling a. a. O. 2. Bd. S. 475. 45) Krünitz, Ökonomische Encyklopädie. 15. Th. S. 609. 46) Tiling a. a. O. 2. Th. S. 750. 47) Derselbe a. a. O. S. 475. 48) Fr. H. v. d. Hagen, Glossar zu dem Nibelungenliede unter *Gadem*, und darnach bei K. Fr. L. Arndt, Glossar zu dem Urtexte des Liedes der Nibelungen und der Klage S. 19.

(punisch Zaun) s. den Art. Gardir, über die von Gadeir, Gades, welches ebenfalls Umzäunung, Umzäuntes bedeutet, s. den Art. Gades, und über die von Garten (hortus), altnordisch Gardhr, Umzäunung, Hof, Gut u. s. w., anglisch Geardh, Umzäunung, Garten, Hofstätte, Haus u. s. w., keltisch Gardd, umzäunter Platz oder Ort, Garten, s. den Art. Garten. (*Ferd. Wachter.*)

GADEN-DAM (Johann Wilhelm), war aus Lauenburg gebürtig. In Kiel, wo er die Rechte studirte und durch eine, unter J. B. Hartmann's Vorsitz vertheidigte, Dissertation 1733 sich den philosophischen Doctorgrad erwarb, veränderte er, aus unbekannten Ursachen, seinen ursprünglichen Namen Gaden in Gaden-Dam. Er ward hierauf Hofmeister einiger jungen Adeligen. In Hamburg, wo er eine Zeit lang als Privatgelehrter lebte, beschäftigte er sich mit Schriftstellerei. Anonym ließ er 1740 eine Demonstratio existentiae Dei nova und im nächsten Jahre Commentationes de natura humana ad sententias scriptorum quorundam latinorum drucken. Auch gab er zu Hamburg 1740 unter dem Titel: „Der vernünftige Christ," eine Wochenschrift heraus. Die Bekanntschaft und Empfehlung des geheimen Raths v. Superville, dem er seine Dienste angetragen, verschaffte ihm 1742 eine Professur der Rechte an der Akademie zu Baireuth. Als die dortige Universität bald darauf nach Erlangen verlegt ward, begab er sich dorthin mit dem Charakter eines Hofraths, Vicekanzlers, Pfalzgrafen und ersten Professors der Rechte. Auch das öffentliche Lehramt der Geschichte ward ihm übertragen. Den juristischen Doctorgrad erwarb er sich um diese Zeit (1742) durch Vertheidigung seiner Diss. de legibus praesertim specialibus seu privilegiis quatenus mutari aut revocari jure possint. Als Docent machte er kein sonderliches Glück. Unzufrieden mit seiner Stellung in Erlangen, legte er 1745 sein akademisches Lehramt nieder. Nach einem vielfach verbreiteten Gerüchte wollte er sich durch seinen Übertritt zur katholischen Kirche den Weg zu einer Dienstanstellung in den Staaten der Kaiserin Maria Theresia bahnen. Dies Gerücht bestätigte sich nicht. Er ging als Advocatus Fisci nach Kiel, wo er auch Justizrath und 1753 erster Professor der Rechte und Prokanzler ward. Im J. 1756 hatte er das Unglück, nebst dem geheimen Legationsrathe v. Elendsheim verhaftet zu werden. Was dazu die Veranlassung gab, ist nicht bekannt. Nach einer längern Untersuchung ward beiden 1758 der Strang zuerkannt. Dies Urtheil ward jedoch nicht vollzogen. Beider Unschuld muß sich erwiesen haben, weil sie 1763 ihrer bisherigen Haft entlassen wurden. Der gegen sie eingeleitete Inquisitionsproceß ward für nichtig erklärt, und Gaden-Dam nebst seinem Mitgefangenen völlig freigesprochen. Dagegen ward dem Fiscal und Justizrath Johann Jacob Wagner, in Folge falscher Aussagen und grundloser Verdächtigungen, die Zuchthausstrafe zuerkannt. Gaden-Dam ward 1764 wieder schleswig-holsteinischer Justizrath und Professor der Rechte in Kiel, wo er 1771 starb.

Außer den bereits erwähnten Dissertationen schrieb er noch einige andere Abhandlungen, meist juridischen und historischen Inhalts: De rationibus legum imperii, quibus in excutiendis religionis controversiis docendi dicendique formula praescripta est. (Erlang. 1744. 4.) Gegründete Nachrichten von den Erbämtern des Burggrafthums Nürnberg der Markgrafen zu Brandenburg in Franken. (Erlangen 1745.) Diss. de reo non absolvendo, etiamsi actor probatione defecerit. (Kilon. 1767. 4.) Singularia quaedam juris Lubecensis et Hamburgensis argumenta circa possessionem, compensationem et retentionem (ibid. 1768. 4.) u. a. m. Eins seiner ausführlichsten und schätzbarsten Werke war die 1744 zu Erlangen in Folio gedruckte Historia Academiae Fridericianae Erlangensis, qua praeter ejus originem solemnia dedicationis sacra eventusque proxime secuti referuntur. Addita sunt scripta tam publica quam privata academiae causa concepta *). (*Heinrich Döring.*)

GADER, GEDER, גֶּדֶר, Γάδερ, Jos. 12, 13, war die Residenz eines sogenannten kananitischen Königs, welchen Josua und die Kinder Israel diesseit des Jordans, westlich, von Baal-Gad an im Thale des Libanon bis an das kahle Gebirge, aufwärts Seir, schlugen. Baal-Hanan, unter König David Aufseher über die Ölgärten und die Sykomoren in der Niederung (1 Chron. 28 [27], 28), der der Gaderite benannt wird, stammte wahrscheinlich aus diesem Orte. (*O. Gruber.*)

GADES (alte Geographie und Geschichte), Insel und Stadt, hieß so bei den Römern, doch die Insel auch Gadir, bei den Griechen ἡ Γάδειρα und τὰ Γάδειρα. Ein Theil derselben versuchte den Namen aus der griechischen Sprache zu erklären, indem sie annehmen, Γάδειρα sei gebildet aus den Wörtern γῆ und δειρή, das ist τράχηλος [1]), Hals, also würde es Erdhals (terrae collum) bedeuten und für χερρόννησος stehen. Diodor von Sicilien [2]) sagt nämlich von den Phöniziern: καὶ πρῶτον μὲν ἐπ' αὐτοῦ τοῦ κατὰ τὰς στήλας πόρου πόλιν ἔκτισαν ἐπὶ τῆς Εὐρώπης, ἣν οὖσαν χερρόννησον προσηγόρευσαν Γάδειρα. Der Ausdruck χερρόννησος bezeichnet hier eine Insel ganz nahe am Lande, nicht aber, wie gewöhnlich und wie es hier von Übersetzern gegeben wird, eine Halbinsel (paeninsula) [3]). Die Erklärung des Namens Γάδειρα aus dem Griechischen wird mit Recht verworfen [4]), und die aus dem Punischen vorgezogen, in welchem, wie Plinius [5]) angibt, der für die beiden Inseln ge-

*) Vergl. Weidlich's Geschichte der jetztlebenden Rechtsgelehrten. I. Th. S. 255 fg. Dessen Lexikon der jetztlebenden Rechtsgelehrten S. 63 fg. Fikenscher's Gelehrtengeschichte der Universität Erlangen. 1. Abth. S. 179 fg. Halle'sche Beiträge. 3. Bd. 10. St. S. 270 fg. Adelung's Fortsetz. und Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 7 fg.

1) *Suidas* s. v. *Γάδειρα.* 2) Biblioth. Histor. Lib. V. Cap. 20. Ex edit. *Eichstaedt.* Vol. II. p. 34. 3) Ebendaselbst in der Angabe des Inhalts: urbs in Europae paeninsula, *Gades.* 4) Vergl. *Küster* zu *Suidas*, Lex. ex edit. *Bernardy.* Vol. II. p. 1058. 5) H. N. Lib. IV. Cap. 34. Ebenso *Solinus* Cap. 23. v. 12, nur daß er nicht die Form Gadir, sondern *Gardir* braucht; s. den Art. Gardir.

brauchte Name Gadir, Zaun (sepes), bedeutet. Rufus Avienus singt in seiner Beschreibung des Erdkreises:

Poenus quippe locum Gadir vocat undique septum.

Hesychius sagt: *Γάδειρα τὰ περιφράγματα.* Gadir hieße demnach ein durch eine Umzäunung befestigter Ort, und die beiden Inseln, von welchen wir sogleich handeln werden, hätten von dem Orte den Namen. Die Phönizier mußten natürlich eine so entfernte Pflanzstadt, an einem von fremden Völkern bewohnten Lande, möglichst befestigen, und so ist erklärlich, warum, weil, wie Avienus singt:

Ringsumzäuneten Ort nennt nämlich der Punier Gadir,

vorzugsweise Gadir genannt ward und dieses zum Eigennamen ward. Doch hat man auch eine andere Annahme, nämlich diese, daß der Name Gadir einen Zaun bedeute, weil die Phönizier sich hier die westliche Grenze der Erde gedacht [6]). Ob aber die Phönizier dieses gethan, ist zweifelhaft. Wol aber glaubten die früheren Griechen, daß man nicht weiter als dorthin vorwärts gehen könne. *Pindarus*, Nem. Od. IV, 112 singt: *Γαδείρων τὸ πρὸς ζόφον οὐ περατόν*, über das, was im Westen von Gadeira ist, kann man nicht hinübergehen, und das griechische Sprüchwort lautet: *Οὐ γὰρ περάσιμα τὰ τῶν Γαδείρων πέρα*, über das kann man nicht hinübergehen, was jenseit Gadeira liegt. Daher die Sage, Herakles sei bis dahin gegangen, habe nicht weiter vorgehen können, habe von den Inländern Säulen erhalten und sie aufgestellt, indem er anzeigte, *ἄχρι τῶν τῇδε βατὴν εἶναι τὴν γῆν καὶ τὴν θάλασσαν* [7]). Bis hierher seien die Erde und das Meer gangbar. Doch ist man über den Ort, wo die Säulen des Herakles gewesen sein sollen, nicht einig, indem ein Theil der alten und neueren Alterthumsforscher die Sage so ausgelegt, es seien durch die Säulen des Herakles die Höhen oder Felsengebirge, welche auf beiden Seiten der Straße von Gibraltar dem Meere am nächsten liegen, gemeint. Da die Alten selbst nicht einig darüber waren, wo sie sein sollten, so können wir das Verhältniß ihrer Lage zu der von Gades nicht angeben. Auch dachte man, wenn man nicht genau bestimmte, sich Gades an der Meerenge von Gibraltar. Suidas sagt: *Γάδειρα. τόπος κατὰ τὴν ἑσπερίαν μοῖραν* (ein Ort im westlichen [8]) Theile, nämlich des Erdkreises), *ἀποτελεύτησις τῆς θαλάσσης* (das Ende des Meeres, nämlich des Mittelmeeres), *καὶ οἷον ἐκροὴ ἀπὸ τῆς πρὸς ἡμᾶς εἰς τὴν Ἀτλαντίδα θάλασσαν, τὸν ὠκεανόν* (und gleichsam der Ausfluß oder die Mündung von dem (Meere) bei uns in das atlantische Meer, den Ocean) *ἣν διεκπλεῦσαι οὐκ ἐξῆν βραχώδη καὶ σκοτοειδῆ τυγχάνουσαν*, welches zu beschiffen nicht anging, da es seicht und finster ist. Diese Auffassung der Lage von Gades ist nicht geographisch, sondern sagenhaft. Gadeira als äußersten Punkt im Westen anzunehmen, über welchen man nicht hinaus könne, hierauf kamen die Griechen aller Wahrscheinlichkeit nach dadurch, daß sich ihre Schiffahrer nicht weiter in den Ocean hinauswagten. Waren sie durch die Meerenge von Gibraltar geschifft, so wagten sie sich noch an der Küste hin bis Gades, aber nun nicht weiter. Da dieses der äußerste Punkt war, bis wohin man sich wagte, so wird es dichterisch für das Ende der bewohnten Welt genommen, und dieses theils durch die Epitheta Gades remotae, extremae, theils durch den Ausdruck terrarum finis bezeichnet. Ja! nach rhetorischem Ausdruck lag Gades außerhalb des Erdkreises. So sagt *Plinius* V, 19, wo er von den Pflanzstädten von Tyrus handelt, — — — Carthagine, etiam Gadibus extra orbem conditis. Daher sagt Horatius: Septimi, Gades aditure mecum, wo durch Gades das Ende der Welt bezeichnet wird. Juvenalis sagt: Omnibus in terris, quae sunt a Gadibus usque. Nicht blos bei den Dichtern kommt Gades als Bezeichnung des Endes der Welt vor, sondern es hatte auch als äußerster Punkt, zu welchem man westwärts gelangen konnte, für die ältesten Geographen große Wichtigkeit. So z. B. sagt Strabon [9]), nachdem er davon gehandelt hat, was Polybius von den Angaben des Pytheas kritisch beleuchtet hat, weiter: Dies sei, was Pytheas sage, nebst dem, daß er bei seiner Rückkehr (nämlich von den Küsten Britanniens) alle Küstenländer Europa's von Gadeira bis an den Tanais bereist habe. Selbst das, sagt Polybius, komme ihm unglaublich vor, wie ein Privatmann, und noch dazu ein unbemittelter, einen so weiten Weg zu Wasser und zu Lande machen konnte. Eratosthenes, obgleich er Anstand nehme, das zu glauben, halte gleichwol seine (des Pytheas) Nachrichten über Britannien, Gadeira und Iberien für wahr. Gadeira, als der äußerste westliche Punkt Europa's, welcher zu Schiffe besucht zu werden pflegte, war das Ziel reisender Naturforscher. Namentlich begab sich Posidonius hierher. Strabon [10]) sagt von ihm: Auch erwähnt er eines Baumes zu (oder bei) Gadeira, dessen Zweige oftmals zur Erde niedergebogen sind, mit schwertförmigen, eine Elle langen und vier Finger breiten Blättern. Auch wir (Strabon) sahen im Ägyptenland einen Baum, der im Betreff der niederhängenden Zweige jenen zu (oder bei) Gadeira ähnlich war, aber im Betreff der Blätter unähnlich (oder verschieden); auch trug er keine Frucht; aber dieser hat Früchte, wie Posidonius versichert. Von dem Baume in Gadeira wird noch dieses erzählt, daß aus abgebrochenen Zweigen Milch herausfließt; hingegen wenn man einen Einschnitt in die Wurzel macht, ein rother Saft hervordringt. Posidonius, welcher sich auch eifrig mit dem Einflusse der Bewegung der Himmelskörper auf Ebbe und Fluth beschäftigte, fand in Gadeira einen guten Standpunkt zu solchen Forschungen, und aus dem, was Strabon hierüber sagt, bemerken wir: Die jährlichen Kreisläufe endlich behauptet Posidonius von den Gadeiriten erfahren zu haben, welche versicherten, daß sowol Ebben als Fluthen zur Zeit der Sommer-Sonnenwende am stärksten wären. Er (Posidonius) berichtet, er habe

6) Mannert, Geographie der Griechen und Römer. I. Th. II. H. S. 280. 7) *Suidas* s. v. *Γάδειρα.* 8) Daher die Epitheta Gades Hesperiae, occiduae, und die Apposition des Statius: Solisque cubilia Gades.

9) Lib. I. Cap. 4. Vergl. Kärcher, Strabon's Geographie. I. Buch. S. 202. 10) Lib. III. Cap. 5. §. 14. Vergl. Kärcher III. S. 321. Groskurd, Strabon's Iberien S. 81.

sich zur Zeit der Sommer-Wende während des Vollmonds im Heraklestempel in Gadeira aufgehalten, habe aber jene jährlichen Unterschiede nicht wahrnehmen können. Polybius erzählt auch von einem Brunnen im Heraklestempel in Gadeira, zu dessen trinkbarem Wasser eine Treppe von wenigen Stufen hinabführe. Dieser Brunnen leide von des Meeres Ebbe und Fluth eine entgegengesetzte Wirkung, indem er während der Fluthen sich leere, während der Ebben sich fülle. Er (Polybius) erklärt dieses durch einen Wind, der aus der Tiefe an die Oberfläche empordringt. Wenn diese während der steigenden Meeresfluthen mit Wasser bedeckt ist, und die gewöhnlichen Auswege des Windes versperrt sind, so kehrt dieser nach Innen zurück, und verstopft die Gänge der Quelle, sodaß sie reichlich sprudelt. Ihm (dem Polybius) widerspricht Artemidoros, und stellt zugleich seine eigene Erklärung dagegen, führt auch die Meinung des Geschichtschreibers Silanus an; aber, was er sagt, scheint mir (Strabon) nicht der Mittheilung werth, da sowol er selbst, als auch Silanus von solchen Sachen Nichts versteht. Posidonius hingegen erklärt die ganze Angabe für unwahr, und sagt, es seien in dem Heraklestempel zwei Brunnen, und ein dritter in der Stadt. Der kleinere von den beiden in dem Heraklestempel, werde, wenn man anhaltend schöpfe, in derselben Stunde leer; fülle sich aber wieder, wenn man vom Schöpfen ablasse. Der größere, welcher den ganzen Tag das Wasserschöpfen aushalte, nehme zwar ab, wie alle andere Brunnen, fülle sich aber des Nachts, wo Niemand mehr schöpfe, wieder. Da nun die Ebbe oftmals mit der Zeit der Wiederfüllung zusammentreffe, so hätten die Eingeborenen[11]) jene Wechselwirkung für immer geglaubt. Daß indessen diese Erzählung geglaubt worden ist, versichert nicht blos Posidonius, sondern ich (Strabon) habe sie auch unter den wunderbaren Dingen erzählt gelesen. Auch höre ich (Strabon), daß es noch mehre Brunnen, theils vor der Stadt in den Gärten, theils in der Stadt selbst gibt; daß aber wegen der Schlechtheit des Wassers in der Stadt Cisternen mit stehendem Wasser in Gebrauch sind. Ob aber auch einer von diesen Brunnen eine Spur jener Wechselwirkung zeige, weiß ich (Strabon) nicht. Strabon trägt nun seine Ansichten vor, und wir bemerken nur zur Charakterisirung der Bewohner von Gadeira folgende Worte des Strabon: „Ich begreife nicht, wie Posidonius die Phönizier, die er sonst als feine Köpfe darstellt, in dieser Sache mehr der Einfalt, als des Scharfsinns beschuldiget," und folgende Stelle: Wie in aller Welt glauben die Gadeiriten, daß zwar oft die Füllung des Brunnens, nicht aber seine Entleerung mit der Ebbe zusammentreffe? oder wenn auch oft, doch nicht ebenso oft? oder auch ebenso oft; aber die Gadeiriten wären nicht im Stande gewesen, das zu beobachten, was täglich geschieht? Hingegen die jährlichen Wechselerscheinungen hätten sie aus dem, was im Jahre nur einmal geschieht, wahrgenommen? Daß er (Posidonius) ihnen aber glaubt, erhellt daraus, daß er auch Abnahme und Zunahme der Ebbe und Fluth von der einen Sonnenwende zur andern, und von da wieder denselben Rückgang vermuthet. Aber fürwahr, auch das ist nicht glaublich, daß die sonst so beobachtungslustigen Gaditaner, das, was geschieht, nicht gesehen, und das, was nicht geschieht, doch geglaubt haben sollten. Als Posidonius sich 30 Tage in dem an dem Ocean liegenden Gadeira aufhielt, beobachtete er auch den Sonnenuntergang, um zu erforschen, ob die Behauptung des gemeinen Volkes, daß die Sonne an den Ufern des Oceans größer und mit einem Geräusche untergehe, grade so, als ob das Meer bei Verlöschung der in dasselbe sinkenden Sonne prasselnd zische, wahr sei, fand, daß dieses eine falsche Behauptung sei, und erklärte, warum das Bild der Sonne auf den Meeren sowol beim Auf- als Untergang sich vergrößere[12]). Da wo Strabon[13]) von der chlamys- (mantel-) artigen Gestalt der Erde handelt, sagt er, nachdem er die Lage der Insel Taprobane und der Länder am hyrkanischen (kaspischen) Meere und Jerne's (Irlands) angegeben hat: Dasselbe gilt auch von den Gegenden außerhalb der Säulen[14]). Denn der westlichste[15]) Punkt der bewohnten Erde, das Vorgebirge, welches das heilige heißt, liegt fast auf einer Linie mit Gadeira, den Säulen, der sicilischen Meerenge und Rhodus. Es sollen nämlich die Sonnenuhren, und die von beiden Seiten her wehenden Winde, sowie die Dauer der längsten Tage und Nächte übereinstimmen; denn der längste Tag und die längste Nacht hat 14 Stunden. An der Küste vor Gadeira und Iberien habe man einmal .....[16]) gesehen. Posidonius aber sagt, er habe auf einem Hause in einer von diesen Gegenden 400 Stadien entfernten Stadt einen Stern gesehen, den er für den Kanobus selbst gehalten habe; und Leute, die von da, von Iberien aus, ein wenig südwärts schifften, stimmen darin überein, daß man ihn sehe. Es soll nämlich Eudoxus von Knidus von seiner Sternwarte, daselbst, die noch viel höher als andere Häuser sei, den Kanobus gesehen haben; Knidus aber liege in dem Klima von Rhodus, in welchem auch Gadeira und die Küste daselbst liegen. Ptolemäus, dessen Gradbestimmungen nicht mit unsern heutigen übereintreffen, setzt Gadeira unter 5° 10′ der Länge, 36° 6′ der Breite. Gades diente als wichtiger Punkt auch bei andern Bestimmungen, vornehmlich bei Messungen der Entfernungen nach Schritten und Stadien als Endpunkt. So z. B. sagt *Plinius* IV, 37, wo er

11) Nämlich die Gadeirer.

12) *Strabo* Lib. III. Cap. 1. §. 3, bei Groskurd a. a. O. S. 6. 13) Lib. II. Cap. 4, bei Kärcher II. S. 228. 14) d. h. außerhalb der Straße von Gibraltar. 15) Als man das heilige Vorgebirge noch nicht kannte, galt Gades als der westlichste Punkt der bewohnten Erde. 16) Man ergänzt diese Lücke in Strabon durch: den Kanobus. Dieser Stern erster Größe im Steuerruder des Schiffes Argo wird wegen seiner großen Entfernung vom Äquator gegen den Südpol fast in ganz Europa niemals gesehen. Dessen einziger Theil, wo dieser Stern aufgeht, ist die Insel Creta (Candia); aber dennoch ist es auch nicht ganz unmöglich, ihn auf der südlichsten Küste von Spanien bei Cadiz (Gades, Gadeira) und Gibraltar, und von Morea bei Koron, Modon, Maina u. s. w. zu sehen; denn obschon er in diesen Gegenden nicht aufgeht, so kann man ihn doch vielleicht durch Brechung der Strahlen dicht über dem Horizonte sehen, wenn er selbst auch noch unter dem Gesichtskreise steht. Vergl. Penzel, Des Strabon Allgem. Erdbeschreibung. I. Bd. S. 337.

von dem Umfange Europa's handelt: Longitudinem ejus Artemidorus atque Isidorus a Tanai usque Gades bis et octuagies centena M. (puta passuum) prodiderant. Lib. VI. Cap. 38 ſagt Plinius, Statius Sebosus überliefere, daß Junonia (die Inſel der Juno) von Gades 750 Schritt entfernt ſei. Plinius bemerkt im Betreff Sardiniens Lib. III, 13: abest ab Africa Caralitano promontorio ducenta millia, a Gadibus quatuordecies centena (passuum). In Beziehung auf Bätica Lib. III. Cap. 3: Baeticae longitudo nunc a Castulonis oppidi fine Gades, CCL M. et a Mungi maritima ora XXV M. pass. amplior. Strabon ſagt III. Bch. I. Abſchn. §. 6: Einige rechnen vom heiligen Vorgebirge bis zur Mündung des Anas 60, von da bis zur Mündung des Bätis 100, und dann bis Gadeira 70 römiſche Meilen, und ebendaſelbſt zuvor §. 5: Dann (nach der Stadt Julia Joza) folgt die durch eine ſchmale Meerenge von Turditanien getrennte Inſel Gadeira, von Kalpe 750, andere ſagen 800 Stadien entfernt, und V. Abſch. §. 3: Jenſeit der Säulen folgt Gadeira, wovon wir oben nur ſoviel ſagten, daß ſie etwa 750 Stadien von Kalpe entfernt ſei. Dieſe Stadt iſt nahe an der Mündung des Bätis erbaut. Strabon, welcher nun weiter von Gadeira, und namentlich von deſſen Erbauung handelt, und ſagt, daß die Stadt Gadeira auf der weſtlichen Seite der Inſel, und der Tempel des Herakles auf der öſtlichen erbaut worden ſei, bemerkt Nichts davon, daß die Stadt früher auf der kleineren Inſel Gadir erbaut geweſen ſei, wie Plinius angibt, indem er Lib. IV, Cap. 36 bemerkt: Gadir, lang, wie Polybius ſchreibt, 12,000, breit 3000 Schritt, iſt von dem Continente, vom nächſten Theile, weniger als 7000, von dem übrigen mehr als 7000 Schritte, hat eine Stadt (oppidum) römiſcher Bürger, welche Augusta urbs Julia Gaditana genannt wird. Von dieſer Seite, wo ſie nach Spanien ſchaut, iſt eine andere 3000 Schritt lange, 1000 Schritt breite Inſel, auf welcher früher die Stadt Gades (oppidum Gadium, Stadt zu Gades) war. Plinius gibt nun weiter die verſchiedenen Namen dieſer Inſel an, welche wir im Art. Erytheia S. 424 angeführt haben. Plinius oder ſein Vorgänger ſcheint zu der Annahme, daß die Stadt Gades früher auf der kleineren Inſel Gadir gelegen habe, in der Abſicht gekommen zu ſein, die mythiſche Inſel Erytheia geographiſch zu beſtimmen. Da er oder ſein Vorgänger wußten, daß ein Epitheton von Gades Erythiaeae ſei, und die berühmte Stadt gleichwol auf der größeren Inſel Gadir, d. h. der heutigen Inſel Leon, lag, ſo nahmen ſie an, dieſe Stadt ſei früher auf der kleineren Inſel Gadir, welche mit anderem Namen Erytheia geheißen, geweſen. Solinus (23, 13) nennt dieſe Inſel Gardir (ſ. d. Art.). Strabon und Mela geben nur der größeren Inſel, dem heutigen Leon, den Namen Gadeira (Mela Gades). Skylax nennt beide Inſeln Gadeira. Nach der Angabe des Herodot lag Erytheia jenſeit der Säulen des Herakles im Ocean, in der Nähe der Gadeirer, alſo wohnten dieſe nicht auf der Inſel Erytheia ſelbſt. Welche Inſel unter dieſem Erytheia zu verſtehen, iſt nicht auszumachen. Plinius und Solinus führen ſie als die kleinere Inſel Gardir auf. In Beziehung auf dieſe kleinere Inſel ſagt Mannert [17]): Weil ſie aus Mangel genauer Landkarten von ſpaniſchen Provinzen nicht bekannt geweſen, ſo haben neuere Bearbeiter der alten Geographie dieſe Nachrichten entweder für fabelhaft erklärt, oder haben geglaubt, ſie ſei verſchwunden. Sie finde ſich aber in der nämlichen Lage, welche ihr die Alten gegeben, und helfe den Eingang des inneren Hafens bilden; doch ſei ein Theil derſelben durch Überſchwemmungen der See unbewohnbar gemacht. Den neueren Namen derſelben finde Mannert auch in den genaueſten Zeichnungen und Beſchreibungen nicht, das Fort St. Louis liege auf der weſtlichen Spitze [18]). Mela und Strabon [19]) nehmen bei Beſchreibung der Inſel Gadir nur auf die größere Rückſicht, und nennen nur dieſe ſo. Mela ſagt Lib. III. Cap. 4: An dieſen Küſten, welche wir im Winkel Bätica's bis hierher berührt haben, liegen viele unbedeutende (ignobiles) Inſeln, und auch ohne Namen; aber von denjenigen, welche zu übergehen nicht belieben möge, berührt Gades die Meerenge. Dieſes iſt nicht genau, denn unter Gades fretum attingit verſteht Mela die Straße von Gibraltar, welche andere Gaditanum fretum nennen, wie im Art. Gaditanum Fretum gezeigt und bemerkt wird, daß dieſes nicht, wie ein Theil der Neueren annimmt, die Meerenge oder der ſchmale Streif Meer zwiſchen der Inſel Leon und dem Feſtlande iſt. Von dieſem Meerſtreife, welcher jetzt Golfo de las Yegas heißt, handelt Mela, indem er fortfährt: und dieſelbe (nämlich die Inſel Gades) iſt durch engen Raum (angusto spatio), und gleichſam wie durch einen Fluß (veluti flumine) von dem Continent abgeriſſen. Wo ſie dem Lande am nächſten iſt, macht ſie ein beinahe gerades Ufer (qua terris propior, paene rectam ripam agit). Wo ſie nach dem Ocean ſchaut, entfernt ſie durch zwei Vorgebirge erhöht, das mittlere Ufer (duobus promontoriis evecta in altum, medium litus abducit) und trägt auf dem einen Horne (Ende) eine gleichnamige reiche Stadt (urbem opulentam), auf dem andern einen Tempel des ägyptiſchen Herkules, welcher durch ſeine Erbauer, ſeine Religion, ſein Alter berühmt iſt. Die Tyrier erbauten ihn. Daß er heilig iſt, machen die daſelbſt gelegenen Gebeine deſſelben. Welche Zahl der Jahre bleibt? Von der iliniſchen (trojaniſchen) Zeit ſind die Anfänge: die Zeit hat die Macht genährt. In Luſitanien iſt Erythia, von welcher wir vernommen, daß es von Geryon bewohnt worden u. ſ. w. Mela nimmt alſo nicht an, daß Erythia die Inſel Gadir, weder die größere noch kleinere ſei. Die verſchiedenen Meinungen, nach welchen Erytheia die Inſel Gadeira, oder nach anderen die vor Gadeira liegende, durch ein Stadium breites Fahr-

17) Mannert I, 2. S. 283. 18) ſ. die Karte von Lopez und Güſſefeld und die ſchöne bei *Mentelle*, Géographie comparée befindliche Zeichnung. Die Zeichnung im Blauiſchen Atlas T. X. 19) Mannert a. a. O. redet zu allgemein, wenn er ſagt: „Wenn die Alten von Gadeir reden, ſo nehmen ſie immer zwei Inſeln an; die nämlichen, welche ich beſchrieben habe.“ Doch geben nur Scylax, Plinius und Solinus den beiden Inſeln den Namen Gadir (Letzterer *Gardir*, ſ. d. Art.).

wasser davon getrennte Insel ist, und welcher Strabon keinen Namen gibt, die aber Skylax, Plinius und Solinus auch Gadir nennen, haben wir nach Strabon im Art. Erytheia S. 423—424 aufgeführt. Derselbe sagt in Beziehung auf die größere Insel, welche allein von ihm Gadeira genannt wird: Die Stadt selbst liegt auf dem westlichen Theile der Insel, und an sie (die Stadt) stoßend, ganz am Ende (der größeren Insel) steht, der kleinen Insel gegenüber, der Tempel des Kronos (Saturn). Der Tempel des Herakles dagegen auf der anderen Seite gegen Osten gekehrt, da wo sich die Insel dem festen Lande am meisten nähert, sodaß die Meerenge etwa ein Stadium breit ist. Auch sagt man, um die Zahl der Arbeiten (des Herakles) und die der Meilen gleich zu machen, daß dieser Tempel von der Stadt zwölf Meilen entfernt stehe; jedoch ist die Entfernung größer, und fast ebenso groß als die Ausdehnung der Insel von Westen nach Osten. Daß die Stadt Gades von den Phöniziern [20]) und speciell von den Tyriern [21]) erbaut sei, hierüber stimmen alle überein. Aber im Betreff der Zeit findet man in den Angaben und Annahmen große Verschiedenheit. Die Alten gehen natürlich auf die trojanische mythische Zeit zurück. So Pomponius Mela, welcher in Beziehung auf die Erbauung des Heraklestempels auf der Insel Gades sagt: ab Iliaca tempestate principia sunt. Nachdem Vellejus Paterculus gesagt, daß ungefähr im 80. Jahre nach der Einnahme Troja's, im 120. Jahre nach dem Gange des Herkules unter die Götter, den Pelopiden die Herrschaft des Peloponnes durch die Herakliden entrissen worden sei [22]), und fast zu derselben Zeit Athen aufgehört habe unter Königen zu sein [23]), und die Peloponnesier Megara erbaut [24]), fährt er fort: Zu derselben Zeit erbaute auch die tyrische Flotte, welche auf dem Meere sehr mächtig war, in dem letzten Striche Hispania's, an der äußersten Grenze unseres Erdkreises auf einer von dem Ocean umflossenen, durch eine sehr kleine Meerenge von dem Festlande getrennten Insel Gades. Nach dem Etymologicum Magnum ward diese Stadt von Archelaus, dem Sohne des Phönix, erbaut. Von denjenigen Neueren, welche die Zeitrechnung an die biblische Geschichte knüpfen, verlegt ein Theil die Erbauung der Stadt Gades unter die Regierung des Josua, als nämlich dieser große Held die Phönizier überwunden gehabt, hätten sie ihr Vaterland verlassen, und sich nach Spanien geflüchtet; ein anderer Theil glaubt, daß die Stadt Gades unter der Regierung der Könige von Tyrus, ungefähr zu den Zeiten Salomon's, gegen das Jahr der Welt 3030 ihren Anfang genommen [25]). Nicht mit Unrecht nehmen Neuere daran Anstoß, daß Vellejus Paterculus die Erbauung von Gades nach der von Carthago setzt, welche letztere er 65 Jahre vor Erbauung Roms angibt [26]). Sie suchen sich dadurch zu helfen, daß sie annehmen, Justinus gebe durch die Worte: Nam cum Gaditani a Tyro, unde et Carthaginiensibus origo est, sacra Herculis, per quietem jussi, in Hispaniam transtulissent, urbemque ibi condidissent etc. deutlich zu verstehen, daß die Einwohner der Insel Gades daselbst einen dem Herkules geheiligten Tempel gehabt, ehe die Stadt erbaut worden, sodaß dieser Tempel entweder um die Zeit oder sogleich nach der Zeit des trojanischen Krieges erbaut worden sein könne, und die Stadt Gades doch nicht älter als Carthago zu sein brauche [27]). Aber wer wären diese Einwohner der Insel, welche den Tempel gehabt, anders gewesen, als die Phönizier, oder hätten sie einen Tempel für die Iberier gebaut? Ließen sie sich, wie man annehmen muß, als die Phönizier den Tempel bauten, zugleich auch auf der Insel nieder, so muß man auch annehmen, daß sie zugleich eine Festung zu ihrem Schutze gebaut, die sie Gadir (umzäunter Ort) genannt, und daß die Insel von der Stadt den Namen erhalten habe. Die von Justinus nur angedeutete Tempelsage findet sich bei Strabon umständlich, indem er Folgendes angibt: Über die Erbauung von Gadeira erzählen die Gadeiriten folgende Sage: Sie thun eines Orakelspruchs Erwähnung, der einst den Tyriern ertheilt wurde, und sie auffoderte, zu den Säulen des Herakles eine Pflanzstadt zu senden. Als diejenigen, welche zur Untersuchung abgeschickt wurden, an die Meerenge bei Kalpe kamen, und die Vorgebirge, welche die Meerenge bilden, für das Ende der Welt und der Züge des Herakles hielten, und nicht zweifelten, daß das Orakel ebendiese Vorgebirge unter den Säulen verstehe, so landeten sie diesseit der Meerenge, da, wo jetzt die Stadt der Exitaner steht. Hier veranstalteten sie ein Opfer, kehrten aber, weil die heilige Verrichtung nicht glücklich ausfiel, wieder zurück. Einige Zeit nachher wurden andere abgeschickt. Diese gelangten etwa 1500 Stadien über die Meerenge hinaus zu einer dem Herakles heiligen, der Stadt Onoba in Iberien gegenüber gelegenen Insel. Sie meinten, hier wären die Säulen, und brachten dem Gotte ein Opfer. Weil aber auch dieses Mal die heilige Verrichtung nicht günstig war, so gingen auch sie wieder nach Hause zurück. Endlich erschien eine dritte Absendung. Diese baute Gadeira, und errichtete den Tempel auf der Ostseite der Insel, die Stadt aber auf der Westseite.

20) *Diodorus Siculus* Lib. V. Cap. 20. Vol. II. p. 33. 34. 21) *Pomponius Mela* Lib. III. Cap. 6. *Strabo* Lib. III. Cap. 5. *Justinus*, Hist. Lib. XLIV. *Vellejus Paterculus*, Hist. Lib. I. Cap. 2. *Curtius* Lib. IV. Cap. 4 führt unter den Colonien von Tyrus Gades ad Oceanum auf; *Plinius* Lib. V. Cap. 17 und Andere mehr. 22) In der Krause'schen Ausgabe des Vellejus Paterculus findet sich an den Rand gesetzt: ante Christum natum 1111. 23) Ebendas. a. Chr. n. 1053. 24) Ebendas. a. Chr. n. 1052. 25) Joh. v. Ferreras, Allgem. Historie von Spanien. I. Bd. (Halle 1754.) S. 106. 107.

26) *Vellejus Paterculus* Lib. I. Cap. 6. p. 6. 27) Übersetzung der Allgem. Welthistorie, die in England ausgefertiget worden. Mit häufigen Anmerkungen vermehret von S. J. Baumgarten. 15. Th. §. 369. S. 335. 336. Baumgarten selbst aber findet mit Recht diese Muthmaßung von einem Tempel auf dieser Insel ohne Anbauung einer Stadt auf derselben, gedachten Tempel zu bedienen und zu beschützen, noch weit unwahrscheinlicher, als die oben §. 351 gewagte Muthmaßung, daß alle die kostbaren Geschenke, von welchen dieser Tempel im Alterthume so berühmt gewesen, gleich auf ein Mal bei seiner Erbauung dahingebracht worden seien; wenn aber beide Muthmaßungen mit einander verbunden werden, machen sie eine sittliche Unmöglichkeit aus, die in der höchsten Unwahrscheinlichkeit bestehe.

Liegt in dieſer Tempelſage nicht blos ein religiöſer, ſondern auch geſchichtlicher Sinn, ſo veranſchaulicht ſie, wie die Phönizier Schritt vor Schritt mit ihren Colonien an den Küſten des mittelländiſchen Meeres und endlich des Oceans vorrückten. Auch denkt ſich Juſtinus ſchon die Carthaginienſer zu der Zeit, als Gades noch eine neue Stadt war, mächtig. Er ſagt nämlich: Die Carthaginienſer bemächtigten ſich zuerſt der Provinz Hispanien. Denn als die Gaditaner von Tyrus, von welchen auch die Carthaginienſer ihren Urſprung haben, den Opferdienſt des Herkules auf einen im Schlafe erhaltenen Befehl nach Spanien hinübergebracht und daſelbſt eine Stadt (urbem) gebaut hatten, ſo ſchickten, da die benachbarten Völker Hispaniens das Wachsthum der neuen Stadt mit misgünſtigen Augen anſahen (invidentibus incrementis *novae urbis* finitimis Hispaniae populis) und deshalb die Gaditaner mit Krieg angriffen, die Carthaginienſer ihren Blutsverwandten Hilfe, und befreiten die Gaditaner von Verletzung und unterwarfen den größeren Theil der Provinz ihrer Herrſchaft. Nachher auch, auf Veranlaſſung des glücklichen Anfangs der erſten Expedition, ſchickten ſie Hamilkar'n als Feldherrn mit einer großen Heerſchar zur Beſetzung der Provinz. Dieſer wird, nachdem er große Thaten gethan, während er zu unbedachtſam das Glück verfolgt, in einen Hinterhalt gezogen und erſchlagen. An ſeiner Statt wird ſein Schwiegerſohn Hasdrubal geſchickt. Dieſer wird auch von dem Sklaven eines gewiſſen Hiſpaniers, welcher die ungerechte Tödtung ſeines Herrn rächt, umgebracht. Größer als beide folgt der Feldherr Hannibal, Hamilkar's Sohn, nach. Er übertraf nämlich die Thaten beider und zähmte ganz Hiſpanien. So Juſtinus, welcher nun auf Hannibal's Krieg mit den Römern und darauf kommt, wie Hannibal 16 Jahre hindurch Italien durch verſchiedene Niederlagen ermüdet. Da das Werk des Juſtinus nur ein kurzer Auszug aus dem großen umfaſſenden Werke des Trogus Pompejus iſt, ſo erwähnt er Gades nicht weiter, obgleich dieſes, als ein ſo wichtiger Ort im zweiten puniſchen Kriege, eine bedeutende Rolle ſpielte, wie aus andern Geſchichtſchreibern, namentlich Polybius, Livius und Appian, hervorgeht. Während Hannibal in Italien kämpfte, führten die andern carthaginienſiſchen Feldherren, Hasdrubal, Hamilkar's Sohn, Mago und Hasdrubal, Gisgo's Sohn, wider die Römer den Krieg. Als Hasdrubal, Hamilkar's Sohn, im J. 209 v. Chr. in der Schlacht bei Bácula geſchlagen worden war, und ſich mit Hasdrubal, Gisgo's Sohn, und Mago vereinigt hatte, ſprach Hasdrubal, Gisgo's Sohn, als dieſe drei Feldherren einander ihre Meinungen, was die Hiſpanier in jeder Gegend für Geſinnungen hegten, mittheilten, ſeine Meinung dahin aus, daß die äußerſte Küſte Hiſpaniens, welche nach dem Ocean und Gades zu liege, mit den Römern noch nicht bekannt, und daher den Carthaginienſern ziemlich treu ſei. Als die Macht der Carthaginienſer in Hiſpanien dadurch ſehr geſchwächt ward, daß Hasdrubal, Hannibal's Bruder, um zu dieſem zu ſtoßen, ein Heer nach Italien (im J. 207 v. Chr.) führte, zog ſich Hasdrubal, Gisgo's Sohn, gänzlich an den Ocean und nach Gades. Im Frühlinge des Jahres 206 v. Chr. brach er wieder von Gades auf, um die Hiſpanier, welche die Waffen gegen die Römer ergriffen hatten, wieder zu unterſtützen, wurde aber von Scipio geſchlagen und erlitt zuletzt eine große Niederlage in der Nähe des Oceans, bekam Schiffe, verließ das Heer und flüchtete ſich nach Gades. Maſiniſſa, der König der Numidier, trat in Unterhandlungen mit den Römern, um die Sache der Carthaginienſer zu verlaſſen. Mago begab ſich, nachdem ihm von Hasdrubal die Schiffe zurückgeſchickt waren, auch nach Gades. Die Übrigen, von ihren Heerführern verlaſſen, gingen theils zu den Römern über, theils entflohen ſie und zerſtreuten ſich in die nächſten Staaten. Hasdrubal, Gisgo's Sohn, ſetzte mit ſieben dreiruderigen Schiffen nach Afrika über. Nachdem Scipio Aſtapa durch L. Marcius erobert hatte, und als er ſich zu Neu-Carthago befand, kamen zu ihm Überläufer von Gades, und verſprachen, daß ſie die Feſtung und die puniſche Beſatzung in derſelben und den Heerführer der Beſatzung, nebſt der Flotte, verrathen wollten. Mago war nach der Flucht daſelbſt ſtehen geblieben, hatte Schiffe im Ocean und einige Hilfsvölker ſowol von jenſeit der Meerenge aus der afrikaniſchen Küſte, als auch aus den nächſten Orten Hiſpaniens durch den Präfecten Hanno zuſammengebracht. Die Überläufer von Gades erhielten von den Römern Sicherheit verſprochen und verſprachen welche, und L. Marcius wurde dahin mit expedirten Cohorten und Lälius mit ſieben dreiruderigen und einem fünfruderigen Schiffe geſchickt, daß ſie zu Lande und zu Meere gemeinſchaftlich handelten. Scipio ſelbſt war ſchwer erkrankt. Hanno, Mago's Präfect, aus Gades mit einer kleinen Schar Afrikaner an den Fluß Bátis geſchickt, ſuchte Hiſpanien durch Sold an ſich zu ziehen, bewaffnete 4000 Jünglinge, erlitt aber von L. Marcius eine Niederlage. Während dieſes an dem Bátis geſchah, kam Lälius mit der Flotte durch die Meerenge (von Gibraltar) nach Carteja, welche Stadt an der Küſte des Oceans lag, wo ſich zuerſt das Meer nach der Enge erweitert. Die Römer hofften, zu Folge des Verſprechens jener Überläufer, Gades ohne Kampf durch Verrath in ihre Gewalt zu bekommen; aber die unreife Verrätherei wurde entdeckt. Mago ließ alle Verſchworenen ergreifen und übergab ſie dem Prätor Adherbal, daß er ſie nach Carthago bringen ſollte. In der Meerenge kam es zwiſchen Adherbal und Lälius zu einem Seetreffen, in welchem Lälius ſiegte und von deſſen näheren Umſtänden ſich das Merkwürdigſte im Artikel Gaditanum Fretum findet. Als Lälius als Sieger nach Carteja zurückgekehrt war, hörte er, was in Gades geſchehen war, daß nämlich die Verrätherei entdeckt und die Verſchworenen nach Carthago geſchickt, und ſo die Hoffnung, in welcher er gekommen war, zu nichte gemacht worden. Er ſchickte daher Boten zu L. Marcius, daß ſie, wenn ſie nicht die Zeit durch Sitzen bei Gades vergeblich hinbringen wollten, zu dem Feldherrn zurückkehren müßten. Da Marcius einwilligte, kehrten beide nach wenig Tagen nach Neu-Carthago zurück. Als ſie hinweggegangen, ſchöpfte Mago, welcher von doppelter Beſorgniß zu Lande und zu Meere bedrängt war, nicht nur wieder Athem, ſondern bekam, als er hörte, daß die Ilergeten die Waffen

gegen die Römer wieder ergriffen, auch Hoffnung, Hispanien wieder zu erobern, und schickte Gesandte nach Carthago, um zum Behufe der Wiedergewinnung der Herrschaft Hispaniens Hilfsvölker zu erhalten; aber Mandonius, König der Ilergeten, und Indibilis, König der Lacetaner, wurden von Scipio geschlagen. Masiniſſa's offener Abfall von den Carthaginiensern war dadurch verzögert worden, daß er erſt eine Zuſammenkunft mit Scipio haben und die rechte Hand deſſelben zur Heiligung der Sicherheit erhalten wollte. Als Maſiniſſa ſich zu Gades befand und Marcius hiervon in Kenntniß geſetzt ward, ſtellte er Mago'n vor, daß die auf der Inſel eingeſchloſſenen Pferde verdürben und auch die Reiter Mangel an Allem litten, und trieb Mago'n an, daß er ihn auf das Feſtland überſetzen laſſen möchte, um die nächſten Ländereien Hispaniens zu plündern. Maſiniſſa hatte nun eine Unterredung mit Scipio, und gab und erhielt Sicherheit, plünderte, damit er nicht vergebens auf dem Feſtlande geweſen zu ſein ſchien, die nächſten Ländereien, und kehrte nach Gades zurück. Mago, welcher ſich in der Hoffnung auf Wiedereroberung Hispaniens, die er aus der Empörung der römiſchen Legionen und dem Aufruhre der Hispanier geſchöpft hatte, getäuſcht ſah, bereitete ſich vor, nach Italien überzuſetzen, als er von dem Senate zu Carthago Befehl erhielt, ſich nach Italien zu begeben, die jungen Leute Gallier und Ligurier in Sold zu nehmen und ſich mit Hannibal zu verbinden. Zu dieſem Zwecke wurde Mago'n Geld ſowol von Carthago gebracht, als er auch ſelbſt, ſoviel er konnte, Geld von den Gaditanen eintrieb, nicht blos aus ihrem Ärarium, ſondern beraubte auch die Tempel, und zwang alle Privatleute, ihr Gold und Silber herzugeben. Als er an den Küſten von Hispanien vorüberfuhr, machte er einen Verſuch auf Neu-Carthago, wurde aber mit großem Verluſte zurückgeſchlagen. Als er nach Gades zurückkehrte, wurde er von da ausgeſchloſſen, legte an dem jetzt unbekannten Orte Cimbis, der, wie Livius angibt, nicht weit von Gades entfernt war, mit der Flotte an, ſchickte Geſandte nach Gades, und klagte, daß ihm, einem Bundesgenoſſen und Freunde, die Thore verſchloſſen worden ſeien. Die Gaditaner reinigten ſich, daß es durch den Zuſammenlauf der Menge geſchehen ſei, indem dieſe feindſelig geſinnt war, weil die Soldaten, als ſie ſich einſchifften, einige Sachen geraubt hatten. Mago ließ ihre Suffeten, welches bei den Puniern der oberſte Magiſtrat war, durch den Quäſtor zu einer Unterredung herbeirufen, ließ ſie durch Hiebe zerfleiſchen und an das Kreuz ſchlagen; dann ſchiffte er nach der Inſel Pityuſa und von da nach den baleariſchen Inſeln. Als Mago von der Küſte des Oceans hinweggegangen war, ergaben ſich die Gaditaner den Römern [28]). Als Julius Cäſar ſich als Quäſtor hier befand, hatte er, wie Dio Caſſius erzählt, einen Traum, in welchem er ſeine eigene Mutter beſchlief, was ihm Hoffnung auf die Alleinherrſchaft gab. Dieſer Traum ſoll Cäſar'n zu folgender Begünſtigung der Gaditaner veranlaßt haben. Als er ſich im Bürgerkriege gegen Pompejus in Spanien befand und dieſes eroberte, rückte er bis Gades vor, und that, außer daß er überall in großen Summen Geld erhob, Niemandem etwas zu Leide; vielmehr erwies er Vielen für ſich und im Namen des Staates Ehre und ſchenkte den Gaditanern das römiſche Bürgerrecht, welches ſpäter von dem römiſchen Volke beſtätigt ward [29]). In Cäſar's Kriege gegen die Söhne des Pompejus befehligte C. Didius die Flotte Cäſar's zu Gades, und verfolgte von hier aus mit derſelben die Flotte des Cnejus Pompejus, des älteren Sohnes des großen Pompejus, und überfiel ſie bei Carteja. Cäſar kam auch nach Gades und begab ſich von da wieder nach Hispalis (Sevilla) zurück [30]). Seine Gelderpreſſungen waren ſo hart, daß er auch die Schätze und Weihgeſchenke im Heraklestempel in Gades nicht verſchonte [31]). Dieſer Tempel war wegen ſeines Reichthums und der großartigen Opfer, welche dort geſchahen, berühmt. Auch viele ausgezeichnete Römer thaten dem Herakles Gelübde, und brachten ihm, wenn ſie große Thaten gethan, Opfer und Weihgeſchenke, wodurch der Tempel, auch wenn er einmal beraubt ward, immer wieder ſich durch Reichthum auszeichnete [32]). Auch war er wegen der Säulen des Herakles berühmt. Strabon [33]), da, wo er von den Säulen des Herakles handelt und die verſchiedenen Meinungen über dieſelben angibt, fährt, nachdem er bemerkt, daß die meiſten Hellenen die Säulen bei der Meerenge annehmen, weiter fort: Die Iberer hingegen und Libyer ſagen, ſie ſeien in Gadeira; denn die Gegend um die Meerenge habe Nichts, was wie Säulen ausſehe. Noch Andere endlich behaupten, die in dem Heraklestempel in Gadeira befindlichen, acht Ellen hohen, ehernen Säulen, auf welchen die Baukoſten des Tempels verzeichnet ſind, dieſe ſeien die Säulen genannt. Zu dieſen ſeien die Seefahrer nach Vollendung ihrer Reiſen gekommen und haben, nachdem ſie jedes Mal dem Herakles geopfert, die Sage verbreitet, hier ſei das Ende der Erde und des Meeres. Dieſe Meinung hält auch Poſidonius für das Glaublichſte, den Orakelſpruch aber und die vielen Abſendungen für phöniziſche Mährchen. Über die gadeira'ſchen Pforten des Pindar ſ. den Art. Gaditanum Fretum. Hier bemerken wir aus Strabon nur Folgendes: Gadeira liegt gar nicht in einer ſolchen Gegend, welche einen Endpunkt bezeichnen könnte, ſondern es liegt faſt in der Mitte einer großen, buchtigen Küſte. Die Säulen aber auf die wirklichen Säulen im dortigen Heraklestempel zu beziehen, iſt, dünkt mich (Strabon), am wenigſten richtig; denn es iſt wahrſcheinlich, daß ihnen (den Säulen des Herakles) Heerführer und nicht Kaufleute dieſe Benennung gegeben und ſie berühmt gemacht haben, ebenſo wie bei den indiſchen Säulen. Zudem iſt auch die Inſchrift, die man anführt, und welche nicht ein heiliges Weihgeſchenk, ſondern ein kurzes Verzeichniß der Baukoſten darſtellt, gegen jene Meinung; denn die Säu-

28) *Livius* Lib. XX. Cap. 20 (ex edit. *Doering.* Vol. IV. p. 159). Lib. XXVIII. Cap. 5. p. 227. Cap. 2. p. 230. 231. Cap. 11. p. 254. Cap. 16. p. 263. Cap. 23. p. 278. Cap. 30. p. 294. Cap. 31. p. 296. Cap. 35. p. 304. Cap. 37. p. 308. 309.

29) *Dio Cassius* Lib. XLI. Cap. 24. 30) Incerti Auctoris Bellum Hispaniense Cap. 26. 40 et 41. 31) *Dio Cassius* Lib. XLIII. Cap. 34. 32) Über den ναὸν Ἡρακλέους πολυτελῆ, ſ. *Diodor. Sic.* Lib. V. Cap. 19 ex edit. cit. Vol. II. p. 34. 33) Lib. III. Cap. 5. §. 6.

len des Herakles müssen durchaus Denkmäler seiner Großthaten, nicht Rechnungsbücher der Phönizier sein [34]). Von der Insel Gadeira sagt ebenfalls Strabon [35]): Diese Insel hat zwar vor andern sonst keinen Vorzug, hat aber durch die Kühnheit ihrer Bewohner in Seereisen und durch die Freundschaft derselben mit den Römern in allerlei Glück einen so hohen Gipfel erreicht, daß sie, obschon sie am Ende der Erde liegt, dennoch die berühmteste von allen Inseln geworden ist. Im Betreff der Stadt Gadeira sagt ebenfalls Strabon [36]): Am meisten hat sich Korduba (Cordova), Marcellus' Pflanzung, durch Macht und Ruhm gehoben, und die Stadt der Gaditaner; diese wegen ihrer Schiffahrt, und weil sie durch Bündnisse den Römern treu anhing; jene wegen Größe ihres Gebietes und der Vortrefflichkeit ihres Bodens, wobei sie jedoch auch dem Bätisstrome (Guadalquivir) viel zu verdanken hat. Nächst ihr und der Stadt der Gaditaner glänzt Hispalis (Sevilla), gleichfalls eine Römerpflanzung. Da, wo Strabon [37]) umständlich von Gadeira handelt, sagt er: Diese Stadt ist nahe an der Mündung des Bätis erbaut, und von ihr gibt es mancherlei zu sagen. Zuvörderst sind es die Bürger von Gadeira, welche die meisten und größten Handelsschiffe aussenden, sowol in unser (das mittelländische) Meer, als in den äußeren Ocean. Denn da sie keine große Insel bewohnen, auch wenig Land auf der Küste besitzen, auch an andern Inseln nicht reich sind, so wohnen sie meistens auf der See; einige wenige bleiben wol auch zu Hause, oder leben in Rom. An Einwohnerzahl wird sie wol von keiner andern Stadt übertroffen, als von Rom; denn ich (Strabon) habe gehört, daß bei einer zu unserer Zeit vorgenommenen Schatzung 500 gaditanische Ritter eingezeichnet wurden, soviel nirgends, selbst in keiner Stadt Italiens, mit Ausnahme der Patavіums, Ritter sich finden. Und diese starke Menschenmenge besitzt eine Insel nicht viel größer als 100 Stadien lang und hier und da nur Ein Stadium breit. Anfangs bewohnten sie nur eine sehr kleine Stadt; aber Balbus [38]), jener mit einem Triumphe beehrte Gaditaner, baute ihnen eine andere Stadt dazu, welche sie Neustadt nennen; sowie die aus beiden erwachsene Didyme (Doppelstadt), welche nicht mehr als 20 Stadien im Umfange hat. Dennoch wohnt man in ihr nicht enge, da sich nur Wenige zu Hause in der Stadt aufhalten, indem fast alle das Meer befahren, manche aber auch die gegenüberliegende Küste, und besonders die vor Gadeira liegende Insel wegen ihrer Fruchtbarkeit bewohnen; und so haben sie aus Vorliebe für diesen Platz gleichsam noch eine Stadt gegründet, welche Didyme (der Doppelstadt) gegenüber liegt. Doch bewohnen vergleichungsweise auch nur Wenige diese (die Stadt auf der kleineren Insel), wie auch den Schiffwerft, den ihnen Balbus auf der entgegenliegenden Landküste gebaut hat. So Strabon. Dio Cassius [39]) sagt: Unter den damals (714 nach Roms Erbauung, 40 v. Chr.) neu erwählten Consuln [40]) befand sich auch Lucius Cornelius Balbus, aus Gades gebürtig, ein Mann, der an Reichthum und Edelmuth jeden seines Zeitalters hinter sich ließ, und jedem im Römervolke 25 Drachmen in seinem letzten Willen vermachte. Da Reichthum Üppigkeit zur Folge zu haben pflegt, so entging auch Gades diesem Übelstande nicht. So singt Juvenalis [41]):

Forsitan exspectes, ut *Gaditana* canoro
Incipiat prurire choro; plausuque probatae
Ad terram tremulo descendat clune puellae.

Martialis, Apophoreta sive Epigrammatum Lib. XIV, 201. Puella Gaditana:

Tam tremulum crissat, tam blandum prurit, ut ipsum
Masturbatorem fecerit Hippolytum.

Epigrammatum Lib. VI. Ep. 71 de Thelethusa:

Edere lascivos ad Bactica crusmata gestus,
Et *Gaditanis* ludere docta modis etc.

Epigr. Lib. III. Ep. 63 in Cottam:

Cantica qui Nili, qui Gaditana susurrat,
Qui movet in varios brachia vulsa modos.

Epigr. Lib. I. Ep. 42 in Caecilium:

Quod de *Gadibus improbis* magister,

wo also Gades das Epitheton improbae hat. In Beziehung auf die Eintheilung Bätica's ist zu bemerken aus *Plinius* Lib. III. Cap. 3: Juridici conventus ei (Baeticae) quatuor, *Gaditanus*, Cordubensis, Astigitanus, Hispalensis, und *Gaditani* conventus: civium Romanorum Regina: Latinorum, Regia Carissa, cognomine Aurelia: Urgia cognominata Castrum Julium: item Caesaris Salutariensis.

(*Ferdinand Wachter.*)

GADILONITIS, GADELONITIS (ἡ Γαδηλωνῖτις, Γαδιλών, alte Geographie), eine Landschaft in Pontus; so hieß nämlich das, was von den Mündungen des Flusses Halys bis Saramene lag, eine trefflich fruchtbare Ebene, auf welcher Schafe von einer feinen und festen Wolle weideten, an welchen sonst in ganz Kappadocien und Pontus, ebenso wie an Ziegen, die man aber in Gadilonitis fand, großer Mangel war. Einen Theil der Landschaft Gadilonitis besaßen die Amiseer und den andern Theil derselben legte Pompejus dem Dejotarus (ebenso wie das Gebiet von Pharnakia und Trapezus bis an die Grenzen von Kolchis und Kleinarmenien) zu seiner väterlichen Tetrarchie unter dem Titel eines Königreichs zu. Nach dem Tode des Dejotarus ereigneten sich verschiedene Abänderungen mit dem Besitze der Landschaft Gadilonitis. Nach derselben folgte Saramene und die von Sinope 900 Stadien entfernte merkwürdige Stadt Amisus *).

(*Ferdinand Wachter.*)

GADITANUM FRETUM (alte Geographie und Geschichte), jetzt die Straße von Gibraltar genannt, hieß

34) *Strabo* Lib. III. Cap. 5. §. 8. 35) Lib. III. Cap. 1. §. 5. 36) Lib. III. Cap. 2. §. 1, wo er auch bemerkt, daß gegen Süden diejenigen Bastetaner seien, welche zwischen Kalpe und Gadeira ein schmales Küstenland bewohnen u. s. w. 37) Lib. III. Cap. V. §. 3. 38) Cornelius Balbus Gaditanus.

39) Lib. XLVIII. Cap. 35. 40) Dieser durch Reichthum berühmte Gaditaner war der erste Ausländer, welcher Consul ward. 41) Satyra XI. v. 162.

*) *Strabo* Lib. XII. §. 119. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 6. Th. II. H. S. 437.

auch *Herculeum Fretum*, herkulische Meerenge, weil Herkules hier die Säulen gesetzt haben soll. Juvenalis (Satyra XIV. v. 278) singt: sed longe Calpe relicta audiet Herculo stridentem gurgite solem. Man sagte nämlich, daß der Ocean, wenn die Sonne in ihm untergehe, zische. Nachdem Strabon die Sage von der Erbauung des Heraklestempels und der Stadt Gadeira auf der Insel dieses Namens, welche wir im Art. Gades angegeben haben, angeführt hat, fährt er fort [1]): Daher kommt es, daß einige die Spitzen (oder Vorgebirge) der Meerenge für die Säulen [2]) halten, andere Gadeira; andere setzen sie sogar noch weiter hinaus, jenseit Gadeira. Einige nehmen als die Säulen die Kalpe (das heutige Gibraltar) und die Abylyx, den entgegengesetzten Berg Libyens, welche Eratosthenes in das Land der Metagonier, einer nomadischen Völkerschaft, setzt, an; andere die nahe unter beiden Bergen liegenden Inselchen, deren eins Herainsel (Insel der Juno) heißt. Artemidoros kennt zwar auch die Herainsel und ihren Tempel, versteht aber eine andere darunter, und erwähnt weder des Berges Abylyx noch der Landschaft Metagonium. Sogar die Planktae und Symplegades versetzen einige hierher, und halten diese für die Säulen, welche Pindaros die gadeirischen Pforten (Thore von Gades) nennt, zu welchen Herakles zu allerletzt gekommen sei. Auch Dikäarchos, Eratosthenes und Polybios, und die meisten Griechen nehmen die Säulen bei der Meerenge an. Strabon führt nun weiter die Meinung der Iberier und Libyer, welche die Säulen Gadeira zueignen, und endlich die Meinung derjenigen an, welche unter den Säulen des Herakles die Säulen in dessen Tempel auf der Insel Gadeira, auf welchen die Kosten des Tempelbaues verzeichnet waren, verstehen, worüber wir das Nähere im Art. Gades angegeben haben. Strabon [3]) führt nun aus, daß zwar die Deutung von eigentlichen Säulen, nämlich Grenzsäulen, mehre Beispiele für sich habe, daß aber dennoch die uneigentliche Deutung von Vorgebirgen oder Inseln in der Meerenge wahrscheinlicher sei. Nachdem Strabon mehre Beispiele von Grenzsäulen angeführt hat, fährt er auf folgende Weise fort: Übrigens ist natürlich, daß auch die Gegenden selbst die Benennung jener Grenzdenkmäler annehmen, zumal wenn die Zeit dieselben vernichtet. So die Altäre der Philäner. Sie stehen jetzt nicht mehr; aber der Ort hat den Namen behalten; ebenso sah man in Indien keine stehenden Säulen, weder des Herakles, noch des Dionysos; und dennoch glaubten die Macedonier, als ihnen gewisse Plätze genannt und gezeigt wurden, daß diejenigen (Plätze), an welchen sie noch eine Spur von dem, was von Dionysos (Bacchus) oder von dem, was von Herakles erzählt wurde, für die Säulen. Also ist es auch wol im Betreff Gadeira's glaublich, daß die ersten Ankömmlinge von Menschenhand erbaute Grenzdenkmäler, entweder Altäre oder Thüren oder Säulen, und zwar an den äußersten und ausgezeichnetsten Stellen, zu welchen sie gekommen waren, errichteten, um den äußersten Punkt ihrer Reise bemerkbarer zu machen. Die ausgezeichnetsten Stellen aber zur Bezeichnung des Anfangs und Endes gewisser Gegenden sind Meerengen, hervorragende Bergspitzen und kleine Inseln. Gingen aber jene durch Menschenhand errichtete Denkmäler zu Grunde, so wurde der Name auf die Örter übergetragen, sei es nun, daß man damit kleine Inseln oder Landspitzen, welche die Meerenge bilden, darunter verstehen will. Das aber ist jetzt schwer zu bestimmen, welchen von beiden man die Benennung beilegen soll, weil beide den Säulen ähnlich sind. Ich (Strabon) sage ähnlich, in sofern sie in solchen Gegenden stehen, welche ganz deutlich die äußersten Grenzen bezeichnen. Deshalb wird auch die Meerenge, sowol diese als mehre andere eine Mündung genannt, denn die Mündung ist zwar bei der Einfahrt der Anfang, aber bei der Ausfahrt das Ende. Also jene vor der Mündung liegenden Inselchen, in ihrer wohlgerundeten und bezeichnenden Lage, darf man wol füglich mit Säulen vergleichen; aber nicht minder auch die in die Meerenge hineinragenden Felsen, welche eine ähnliche Spitze, wie Denksteine oder Säulen, darstellen. Und so würde Pindarus sie mit Recht die gadeirischen Pforten (Thore von Gades) nennen, wenn man die Säulen in der Mündung sich denkt, denn die Mündungen sind den Pforten ähnlich. So Strabon, welcher nun, wie wir im Art. Gades angegeben haben, weiter von der Lage Gadeira's handelt. Daß Pindaros die Meerenge von Gibraltar gadeirische Pforten oder Thore von Gades nennt, läßt sich dadurch erklären, daß die früheren Griechen sich das berühmte Gadeira näher an der Meerenge dachten, als es wirklich war. Wenn aber auch Spätere, z. B. Plinius und Solinus, diese Meerenge Gaditanum Fretum nennen, und doch die Lage von Gades richtiger nennen, so hat Gaditanum Fretum die Bedeutung nicht von: die Meerenge bei Gades, sondern von: die Meerenge, welche nach Gades führt. Pomponius Mela sagt Lib. II. Cap. 7: *Gades* insula, quae egressis *Fretum* obvia est etc., und Lib. III. Cap. 6: *Gades* fretum attingit, wo auch die Insel Gades gemeint ist, welche ihren Namen, wie wir im Art. Gades ausgeführt haben, von der Stadt Gades, und diese nicht von der Insel hat. In den frühesten Zeiten, als Gades entweder noch nicht erbaut, oder noch nicht so berühmt war, wurde Tartessos, Fluß und Stadt, zur Bezeichnung der Gegend gebraucht, welche man nachmals durch Gades bezeichnete. Bei den Dichtern behielt Tartessos länger seine Berühmtheit. Daher der Ausdruck Tartesi littore Gades, wie Columella [4]) bei Gelegenheit, als er von den drei Arten Lactuca handelt, singt:

Et mea [5]), quam generant Tartesi littore Gades,
Candida vibrato discrimine, candida thyrso.

1) *Strabo* Lib. III. Cap. V. §. 6. 2) Στῆλαι (Säulen, Grenzsäulen), wurden vorzugsweise und schlechthin die Säulen des Herakles genannt. 3) a. a. O. §. 7 und 8.

4) Carmen de cultu hortorum v. 185. 5) Columella war nämlich aus Gades gebürtig. Dies war, wegen seines Verkehrs mit dem nahegelegenen Afrika, für Thier- und Pflanzenkunde sehr wichtig. Als Beispiel führen wir aus *Columella*, De Re rustica Lib. VII. Cap. 2 an: Nam cum in *municipium Gaditanum* ex vicino Africae miri coloris silvestres ac feri arietes, sicut alias

Herodot bezeichnet durch die Säulen des Herakles das Gaditanum Fretum (die Straße von Gibraltar). So erzählt er Buch V, 152 von Samiern, welche auf Platea, einer Insel in Lybien, gelandet waren, Folgendes: Sie verließen die Insel mit der Absicht, jetzt nach Ägypten zu segeln, wurden aber durch den Ostwind von ihrem Wege fortgerissen, und gelangten, da der nämliche Wind ohne Unterlaß anhielt, zuletzt, wie auf göttliche Fügung, durch die Herakliſchen Säulen nach Tarteſſos. Dieſer Hafen (oder Handelsſtadt) war zu jener Zeit noch von Niemandem beſucht worden, und dies war die Urſache, daß die Samier von allen Hellenen, welche wir kennen, den meiſten Gewinn aus ihren Waaren gezogen hatten. Buch IV, 8 ſagt Herodot: Geryon wohnte außerhalb des Pontus, auf der Inſel Erytheia, welche jenſeit der Säulen des Herakles nicht weit von den Gadeirern im Ocean liegt. Buch I. 204: Das kaſpiſche Meer beſteht für ſich allein, ohne ſich mit dem andern Meere zu vermiſchen; denn dasjenige, welches die Hellenen ganz beſchiffen, und das Meer außerhalb der Säulen, welches man das atlantiſche nennt, ſowie auch das erythreiſche (rothe) ſind zuſammengenommen im Grunde nur ein Meer. Strabon bemerkt Buch III. Cap. 1. §. 5 bei Beſchreibung der weſtlichen Küſte von Bätika, von Kalpe bis Gades: Zwiſchen dieſe Seeküſte nämlich, wo der Anas (Guadi-Ana) und der Bätis ſich ergießen (münden), und die äußerſten Spitzen Mauruſia's (Mauritaniens) bricht das atlantiſche Meer durch, und bildet die Straße (Meerenge) zwiſchen den Säulen, wodurch das innere Meer mit dem äußeren zuſammenhängt. Hier iſt im Gebiete derjenigen Iberier, welche Baſtetaner oder auch Baſtuler heißen, der Berg Kalpe von geringem Umfange, aber von beträchtlicher Höhe, und ſo ſenkrecht abfallend, daß er von fern als Inſel erſcheint. Schifft man aus unſerm (dem mittelländiſchen) Meere in den Ocean ein, ſo ſteht er zur Rechten. Neben ihm innerhalb 40 Stadien, liegt Kalpe, eine beträchtliche und alte Stadt, vor Zeiten ein Seehafen der Iberier. Einige, unter andern Timoſthenes, nennen ſie ſogar eine Pflanzſtadt des Herakles; ſie habe auch in ihrer alten Zeit Heraklea geheißen, und noch zeige man ihre großen Ringmauern und Schifflager. Dann folgt Melleria, welche Salzfiſche liefert; demnächſt Belon, Stadt und Fluß. Von hier gehen die meiſten Überfahrten nach Tingis in Mauruſia [6]), wie auch Handelswaaren und geſalzene Fiſche. Bei Beſchreibung der Südküſte Iberiens von den Säulen bis zu den Pyrenäen III. Buch. 4. Abſchn. §. 1—9 ſagt Strabon §. 2: Beginnen wir die Beſchreibung des Einzelnen bei Kalpe, ſo ſtreicht ein felſiger Bergrücken durch Baſtetanien und Oretanien hin, welcher dichte Wälder voll hoher Bäume hat, und die Küſte von dem Mittellande ſcheidet. Auch dieſes Gebirge hat an vielen Orten Gruben auf Gold und andere Metalle. Die erſte Stadt an dieſer Küſte iſt Malaka, von Kalpe ebenſo weit entfernt als Gadeira. §. 1 bemerkt Strabon: Übrig iſt noch von Iberien die uns zugekehrte Küſte, von den Säulen bis zur Pyrene (der Pyrene), und das ganze jenſeits liegende Mittelland, von ungleicher Breite, in der Länge aber etwas mehr als 4000 Stadien betragend; hingegen die Küſtenlänge wird noch um 2000 Stadien größer geſchätzt. Man gibt nämlich, von der Kalpe, jenem Vorgebirge bei den Säulen bis nach Neucarthago mehr als 4000 Stadien an. Cap. III. §. 2 ſagt er von den Oretaniern, daß ſie zum Theil ſogar bis an die Küſte innerhalb der Säulen reichen. Auch an anderen Stellen bezeichnet Strabon die Meerenge von Gibraltar durch die Säulen. So z. B. Cap. IV. §. 8: Überhaupt die ganze Küſte von den Säulen bis hierher (zu der Küſte von Tarrako) leidet Mangel an Häfen. Cap. 1. §. 4 ſagt er, daß Bätica oder mit anderem Namen Turdetania ſich gegen Süden von den Mündungen des Anas, längs der Küſte des Oceans bis an die Säulen hinab erſtrecke. Cap. II. §. 4, wo er von Turditaniens Überfluß an mancherlei Gütern, und deren Ausfuhr, welche durch die Flüſſe und Seeergießungen befördert wird, handelt, und dieſe Seeergießungen beſchreibt, ſagt er: So beſchaffen ſind die Seeergießungen zwiſchen dem heiligen Vorgebirge und den Säulen, deren Anſchwellung heftiger iſt als in jeder anderen Gegend. §. 5: Der ganze Handel geht nach Italien und Rom, und die Fahrt dahin iſt gut bis zu den Säulen, ausgenommen einige ſchwierige Stellen in der Meerenge, und auch die (Fahrt) in der offenen See in unſerem (dem mittelländiſchen) Meere. Buch II. Cap. 4 führt Strabon an: Dikäarchos nimmt vom Peloponnes bis zu den Säulen 10,000 Stadien an, und mehr noch bis in den inneren Winkel des adriatiſchen Meeres; für den Theil des ganzen Weges bis zur ſiciliſchen Meerenge zieht er 3000 ab, ſodaß für den Reſt von der Meerenge bis zu den Säulen noch 7000 übrig bleiben. Die 3000 will Polybius dahingeſtellt ſein laſſen, ob ſie richtig ſind oder nicht; aber nicht die 7000; mag man ſie nun nach den Küſten meſſen, oder durch eine durch das Meer gezogene gerade Linie. Denn die Seeküſte bilde einen ſtumpfen Winkel, der auf der Meerenge und den Säulen aufſteht, und deſſen Scheitel bei Narbo iſt; wodurch ein Dreieck entſteht, welches zur Grundlinie eine durch das Meer gezogene gerade Linie und zu Seiten diejenigen hat, welche den genannten rechten Winkel bilden. Die Länge der Linie von der Meerenge bis Narbo beträgt 1120 und darüber, die andere etwas weniger als 8000. Weiter unten bemerkt er, daß die Länge von Pachynum (dem Vorgebirge in Sicilien) mehr als 1000, von den Säulen aber bis an das heilige Vorgebirge, der äußerſten Spitze Iberiens, ungefähr 3000 Stadien betrage. Da wo Strabon ebendaſelbſt (II. ibid. Cap. 4) von den Urtheilen der Geographen über die verſchiedenen Landſpitzen, in welche Europa ausläuft, handelt, ſagt er:

bestiae deportarentur, M. Columella patruus meus, acris vir ingenii atque illustris agricola, quosdam mercatus in agros transtulit, et mansuefactos tectis ovibus admisit. Columella gibt nun weiter die merkwürdigen Folgen dieſer Kreuzung der verſchiedenen Schafracen an.

6) Mauretanien hatte eine weite Ausdehnung. In Beziehung ſeiner Lage zu der gegenüberliegenden Küſte Europa's bemerken wir hier aus Strabon (Buch III. Cap. 2. §. 13): Sie (die ſpäteren Dichter) erwähnen auch gewiſſer Inſeln der Seligen, welche uns bekanntlich noch jetzt gezeigt werden, nicht weit entfernt von Mauruſiens Vorgebirgen, die Gadeira gegenüber liegen.

Die zwei ersten Landspitzen kann man gelten lassen, denn sie sind von einfachen Busen gebildet; die eine von dem Meere zwischen Kalpe und dem heiligen Vorgebirge, worauf Gadeira [7]), und von dem (Meere) zwischen Kalpe und von dem zwischen den Säulen und Sicilien. Die zweite durch dasselbe und das adriatische Meer. Die Säulen des Herakles bei der Meerenge von Gibraltar annehmend, braucht Strabon auch an andern Stellen [8]) zu Bestimmungen der geographischen Lage. Daß der Ocean das Gaditanum Fretum durch einen Einbruch in das mittelländische Meer, oder dieses durch einen Ausbruch in den Ocean gebildet habe, war eine allgemeine oder wenigstens weitverbreitete Meinung. Deshalb singt Lucanus: Unde Europa fugit Libyen, et littora flexa Oceano fecere locum. Auch hat man versucht, die Zeit zu bestimmen, wann der Durchbruch geschehen. Nämlich mittels der Homerischen Gesänge. Strabon sagt Buch I. Cap. 3, wo er von den Meinungen der Geographen über die Irrfahrten des Odysseus handelt: Einige behaupten, er sei nach Äthiopien geschifft, indem er durch die Meerenge von Gadeira bis nach Indien steuerte; womit sie denn die Zeit seiner Wanderung in Übereinstimmung bringen, von der er im achten Jahre zurückkam. Andere lassen ihn über die Landenge des arabischen Busens, andere durch irgend einen der Kanäle schiffen. Nachdem Strabon ausgeführt, daß vor den troischen Zeiten gar kein Kanal daselbst vorhanden war, fährt er fort: Aber auch durch die Landenge [9]) konnte man nicht schiffen, wie Eratosthenes mit Unrecht vermuthet. Denn er meint, damals sei der Durchbruch bei den Säulen noch nicht gewesen, sodaß hier das äußere Meer mit dem innern verbunden gewesen sei, und die tiefer liegende Landenge bedeckt habe. Nach dem Durchbruch habe das Meer einen niedrigen Stand angenommen, und das feste Land von dem Berg Casius und von Pelusium an bis an das rothe Meer sei hervorgetreten. Strabon entgegnet: Aber wo ist ein geschichtliches Zeugniß, daß der Durchbruch jünger sei, als die troischen Zeiten? Auf diese Weise schickte vielleicht der Dichter einmal den Odysseus durch die Meerenge in den Ocean, als hätte der Durchbruch bereits stattgefunden, und dann den Menelaus von Ägypten aus ebenfalls zu Schiffe in das rothe Meer, als wäre die Meerenge noch nicht vorhanden gewesen. Da wo Strabon von den Meinungen des Strato handelt, nach welchem die Veränderungen dadurch entstanden, daß sich durch den Schlamm der Flüsse der Meeresboden nach und nach erhöht, und das Meer so nach und nach sich Durchbrüche verschafft habe, fährt Ersterer, nachdem er die Meinung des Letzteren über den Durchbruch des Pontus Eurinus oder des schwarzen Meeres in die Propontis und den Hellespont aufgeführt hat, fort, die Meinung desselben über das mittelländische Meer anzugeben: Auch hier sei der Weg bei den Säulen durch das von Flüssen angeschwellte Meer mit Gewalt gebrochen worden; und durch diese Auslee-rungen seien die früher unter Wasser gestandenen Gegenden zum Vorschein gekommen. Als Beweis führt er an, daß erstlich der Boden des äußeren und des inneren Meeres verschieden sei; sodann, daß sich noch jetzt ein Erdstreifen unter dem Meere fort nach Libyen ziehe, sodaß also früher das äußere und das innere Meer keineswegs ein Meer ausgemacht hätten. Weiter unten bemerkt Strabon: Dieselbe Erklärungsart (wie bei der Wirkung der byzantinischen Strömung) wendet er (Strato) auch auf das gesammte mittelländische Meer an, im Verhältniß zum äußeren, indem auch jenes seinen Boden höher mache, als der Boden des atlantischen Meeres ist. Auch das mittelländische Meer wird durch viele Flüsse gefüllt, hat also dieselbe Ursache Schlamm anzusetzen; es muß folglich die Ausströmung bei den Säulen und bei Kalpe ganz auf ähnliche Art erfolgt sein wie bei Byzanz. Strabon, welcher den Strato vornehmlich dadurch zu widerlegen sucht, daß er behauptet, der Schlamm der Flüsse bleibe vor ihrer Mündung sitzen, fährt, nachdem er von dem Pontus Eurinus und der Propontis gehandelt hat, weiter fort: Dies läßt sich auch auf das ganze innere und äußere Meer anwenden, sodaß man nicht in dem Boden und dessen Neigung die Ursache zu suchen braucht, sondern in den Flüssen. Denn es ist nicht unglaublich, daß, wenn auch das ganze mittelländische Meer vorher ein bloßer See gewesen sein sollte, derselbe sich durch die Flüsse gefüllt, und durch die Meerenge bei den Säulen gleichwie ein Wasserfall hineingestürzt habe. So nahm das äußere Meer zu, gewann durch die Länge der Zeit immer mehr an Umfang, und bildete eine Oberfläche mit dem See, welcher sich nun durch den Zufluß zu einem Meere erweiterte. So Strabon, welcher die Meerenge von Gibraltar theils durch die Meerenge bei den Säulen, theils blos durch die Säulen bezeichnet. Letzteres geschieht auch in *ΑΝΝΩΝΟΣ ΚΑΡΧΗΔΟΝΙΩΝ ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΠΕΡΙΠΛΟΥΣ τῶν ὑπὲρ τὰς Ἡρακλέους στήλας Λιβυκῶν τῆς γῆς μερῶν*, Anno's, des Heerführers der Carthaginienser, Umschiffung der libyschen jenseit der Säulen des Herakles gelegenen Theile der Erde. Das Schriftchen beginnt: Es gefiel den Carthaginiensern, daß Anno schiffen sollte über die Herakleischen Säulen hinaus (*ἔξω στηλῶν Ἡρακλείων*), und Städte der Libyphöniker zu bauen. Und er schiffte, indem er 60 fünfruderige Schiffe und eine Menge Männer und Weiber drei Myriaden (30,000) an Zahl, und Getreide und den andern Vorrath führte. Als wir die Anker gelichtet und die Säulen zurückgelegt hatten (*τὰς στήλας παρηλείψαμεν*) und außerhalb zwei Tage fortgeschifft waren, bauten wir die erste Stadt, die wir Thymaterion nannten. Unter ihr war eine große Ebene. Nachdem Pomponius Mela (Lib. I. Cap. 5) bei Be-

7) *Solinus*, Polyh. Cap. 2: In quo ambitu adversa Locrensium fronte ortus a *Gadibus* finitur Europae sinus primus: nam secundus a Lacinio auspicatus, in Acroceraunio metas habet. 8) z. B. Buch II. Cap. 4: Außerhalb der Säulen liegen bei Europa, wie schon gesagt, die Inseln: Gadeira (Gades), die Kassiteriden und die britannischen. Ferner, wo er von Afrika ebendaselbst (Buch II. Cap. 4) handelt: Der ganze Strich von Carthago bis an die Säulen ist gesegnet; doch ernährt er wilde Thiere, wie das ganze Binnenland. Buch II. Cap. 5. §. 2. 3: Diese Inseln (nämlich die balearischen) also liegen diesseit der sogenannten Herakleischen Säulen. Auch neben denselben liegen zwei Inselchen, deren eine Herainsel heißt. Manche nennen auch diese die Säulen. Jenseit der Säulen folgt Gadeira. 9) Die Landenge von Suez.

ſchreibung Mauretania's von dem Vorgebirge Ampeluſia, und der in demſelben befindlichen dem Herkules heiligen Höhle (specus Herculi sacer) und von der Stadt Tinge (Tanger) gehandelt hat, fährt er fort: Hierauf iſt ein ſehr hoher Berg, demjenigen, welchen auf der entgegengeſetzten Seite Hiſpania erhebt, entgegengeſtellt; dieſen (den in Afrika) nennt man Abyla, jenen Calpe, die Säulen des Herkules beide [10]). Die Sage fügt die Namensfabel hinzu, Herkules ſelbſt habe die einſt durch einen ununterbrochenen Gipfel verbundenen Höhen getrennt, und ſo ſei der durch die Maſſe der Berge vorher ausgeſchloſſene Ocean zu dem, was er jetzt überſchwemmt, zugelaſſen worden. Lib. II. Cap. VI. fährt Mela bei Beſchreibung der Küſte von Bätica, nachdem er ſeinen Geburtsort Tingentera aufgeführt hat, fort: Tum Mellaria, et Belo, et Besippo usque ad Junonis promontorium oram *Freti* occupat. Illud jam in occidentem et Oceanum obliquo jugo excurrens, atque ei quod in Africa Ampelusiam dixeramus, adversum, qua Nostra maria sunt, finit Europen. Plinius ſagt Lib. II. Cap. 67: A Gadibus, columnisque Herculis, Hispaniae et Galliarum circuitu, totus hodie navigatur occidens. Lib. III. Cap. 3 bei Beſchreibung Bätica's wird von Plinius aufgeführt das Vorgebirge der Juno, der Hafen Bäſippo, die Städte Belon, Mellaria, die Meerenge aus dem atlantiſchen Meere, Karteja, Tarteſſos von den Griechen geheißen, der Berg Kalpe. Plinius braucht hier die Bezeichnung Fretum ex Atlantico mari. An andern Stellen führt er es als Gaditanum Fretum und Fretum Gaditanum auf. So Lib. VI. Cap. 38, wo er die Länder durch Maße vergleicht: Polybius a *Gaditano freto* longitudinem directo cursu ad os Maeotis, tricies et quater centena XXXVII mill. D passuum prodidit, und kurz darauf: Agrippa hoc idem intervallum a *freto Gaditano* ad sinum Issicum per longitudinem directam tricies et quater centena XL passuum mill. taxat etc. *Plinius* Lib. V. Cap. 1 und *Solinus* Cap. 24. §. 11 ſagen: Lixum (abest) a *Gaditano* freto centum duodecim millibus (puta pass.) Man könnte vielleicht annehmen, ſie verſtänden unter Gaditanum Fretum die kleine Meerenge, welche die Inſel Gades von dem Feſtlande trennt, und von welcher wir unter Gaditanus Sinus handeln. Aber Lib. III ſagt Plinius im Eingange: Der geſammte Länderkreis wird in drei Theile Europa, Aſia, Afrika getheilt. Origo ab occasu Solis et Gaditano freto, qua irrumpens Oceanus in maria interiora diffunditur. Dem von hier (nämlich vom atlantiſchen Ocean) hineingehenden iſt zur Rechten Afrika, zur Linken Europa; zwiſchen dieſen iſt Aſien. Die Grenzen (ſind) die Ströme Tanais (der Don) und Nilus. Weiter ſagt er: Der von uns genannte Paß (oder Eingang) des Oceans (fauces Oceani) iſt 15,000 Schritt in die Länge, 5000 Schritt in die Breite von dem Flecken Mellaria in Hiſpania bis zu dem weißen Vorgebirge (promontorium Album) in Afrika offen, wie Turranius Gracilis juxta genitus angibt. T. Livius und Cornelius Nepos haben die Länge, wo ſie am kleinſten 7000, wo ſie aber am größten 10,000 Schritt angegeben. Durch eine ſo kleine Mündung eröffnet ſich eine ſo unermeßliche Weite von Meeresflächen. Noch mindert die große Tiefe das Wunder, denn häufige Reihen von Felſenſpitzen der ſchäumenden Untiefe ſetzen die Schiffskiele in Schrecken, oder mit den Worten des Schriftſtellers ſelbſt: Nec profunda altitudo miraculum minuit: frequentes quippe taeniae candicantis vadi carinas territant. Aus dieſem Grunde haben viele dieſe Stelle Thürſchwelle (Thüre) des inneren Meeres (Limen interni maris) genannt. An dem nächſten Theile des Einganges bilden von beiden Seiten aufgelegte Berge die Schranken des Engpaſſes (proximis autem faucibus utrinque impositi montes coercent claustra): Abila in Afrika, Kalpe in Europa, die Ziele der Arbeiten des Herkules (laborum Hercules metae). Aus dieſem Grunde nennen die Eingeborenen ſie die Säulen dieſes Gottes, und glauben, daß ſie durchgraben ſind, und die vorher ausgeſchloſſenen Meere zugelaſſen, und die Geſtalt der Natur der Dinge verändert haben. Cap. 1 beginnt er mit der Beſchreibung Europa's, wobei er ſagt: in duas partes, ab amne Tanai ad Gaditanum fretum, universo orbe diviso, und ſagt, daß der Ocean in dem genannten Raume das atlantiſche Meer hereingieße [11]) und kommt auf den erſten Buſen Europa's, nämlich auf den von Kalpe bis nach Locri und das Brutium promontorium. Lib. III. Cap. 10, wo er die dritte Gegend Italiens beſchreibt, ſagt er, nachdem dieſes geſchehen iſt: Et includitur Europae sinus primus, in eoque maria nuncupantur: unde irrumpit Atlanticum, ab aliis magnum: qua intrat, *Porthmos* (die Meerenge, worüber man fährt), a nobis *Gaditanum fretum*: wenn es (das atlantiſche Meer) hingegangen iſt, wird es das hiſpaniſche, ſoweit es Hiſpanien beſpühlt; von andern das iberiſche oder baleariſche; alsbald das galliſche vor der narbonenſer Provinz, von da das liguſtiſche genannt. *Solinus* Cap. 23. §. 13 ſagt: Sed *Gaditanum fretum* a *Gadibus* dictum, Atlanticus (wol zu leſen Atlanticos) aestus in nostrum mare discidio orbis immittit. Denn der Oceanus, wenn die ſo von der Schnelligkeit [12]) nennen, vom Untergange der Sonne hereinbrechend, ſchabt

10) Vergl. *Pomponius Mela* Cap. VI, wo von ihm Hispaniae ora citerior beſchrieben wird: Aperit deinde angustissimum pelagus et proxima inter se Europae atque Africae litora montes efficiunt, ut initio diximus, Columnae Herculis Abyla et Calpe: uterque quidem, sed Calpe magis, et paene totus in mare prominens. Is mirum in modum concavus, ab ea parte, qua spectat occasum, medium fere latus aperit: atque inde ingressus totus admodum pervius, prope quantum patet, specus. Sinus ultra est, in eoque Carteia (ut quidam putant) aliquando Tartessos, et quam transvecti ex Africa Phoenices habitant.

11) Oceanos hoc quod dictum est spatio Atlanticum mare infundens, et avido meatu terras, quaecunque venientem expavere, demergens: resistentes quoque flexuoso litorum anfractu lambit: Europam vel maxime recessibus crebris excavans; sed in quatuor praecipuos sinus. Quorum primus a Calpe Hispaniae extimo (ut dictum est) monte, Locros et Brutium usque promontorium immenso ambitu flectitur. 12) de celeritate. Solinus folgt alſo der Ableitung des Wortes Ὠκεανὸς von ὠκὺς, ſchnell. Eine andere Form für Ὠκεανὸς iſt jedoch Ὠγήν, welches mit dem nordiſchen Aegir zuſammenzuſtellen.

auf der linken Seite Europa, auf der rechten Afrika, und ergießt, nach Zerreißung der Berge Kalpe und Abinna, welche man die Säulen des Herkules (columnas Herculis) nennt, zwischen den Mauern (inter Mauros), et Hispanien: ac freto isti, dessen Länge 15,000, dessen Breite kaum 7000 Schritt beträgt, quodam ostio aperit limen interni aequoris mixtus mediterraneis similbus, quos ad usque orientem propellit. Hierauf nennt er die Busen, nämlich den iberischen, balearischen, den gallischen, den ligustischen und tuscischen. Livius sagt Lib. XXVIII. Cap. 23: Mago (der carthaginiensische Heerführer) war daselbst (nämlich zu Gades) von der Flucht (er war nämlich in Spanien von den Römern geschlagen worden) still gestanden, und hatte, nachdem er auf dem Ocean Schiffe gesammelt, etwas Hilfsvölker sowol jenseit der Meerenge von der afrikanischen Küste (trans fretum ex Africa ora), als auch aus den nächsten Orten Hispaniens durch den Präfecten Hanno zusammengebracht. Dieses geschah im J. 546 der Erbauung Roms (206 vor Chr.). Im Betreff des nämlichen Jahres erzählt er Cap. 30 des genannten Jahres folgendes merkwürdige Seetreffen in der Meerenge, dessen Gegenstand dieser Artikel ist. Lälius fuhr aus der Meerenge (freto) in den Ocean, und ging mit der Flotte an Carteja heran. Diese ist, bemerkt Livius, an der Küste des Oceans gelegen, wo sich zuerst aus dem engen Durchgange das Meer eröffnet (ubi primum e faucibus angustis panditur mare). Gades ohne Kampf durch Verrath zu nehmen, war Hoffnung gewesen, da Überläufer aus Gades, welche in das Lager der Römer gekommen waren, es versprochen hatten. Die noch unreife Verrätherei wurde entdeckt, und Mago ließ alle ergreifen, und übergab sie dem Prätor Adherbal, um sie nach Carthago zu bringen. Adherbal setzte die Verschworenen auf ein fünfruderiges Schiff, schickte dieses, da es langsamer als ein dreiruderiges war, voraus, und folgte selbst mit acht fünfruderigen Schiffen in mäßigem Zwischenraume. Schon ging das fünfruderige Schiff in die Meerenge [13]) hinein, als Lälius, welcher auch selbst auf einem fünfruderigen und sieben folgenden dreiruderigen Schiffen ausgefahren, auf Adherbal'n und die dreiruderigen Schiffe losfuhr, indem er glaubte, daß das fünfruderige Schiff in der reißenden Meerenge [14]) festgehalten, sich nicht wider die ihr entgegengesetzte Fluth zurückbewegen könne. Der Punier bei dem plötzlichen Vorfalle etwas ungewiß, schwankte ängstlich, ob er dem fünfruderigen Schiffe folgen, oder die Schiffschnäbel wider die Feinde wenden sollte. Diese Zögerung benahm die Gelegenheit, die Schlacht zu verweigern. Denn schon befanden sie sich unter Schußweite [15]). Auch hatte die Fluth die Willkür entzogen, die Schiffe zu lenken. Noch war die Schlacht einem Kampfe zu Schiffe ähnlich, da nämlich dabei nichts Freiwilliges, nichts von Kunst oder Entschluß war. Nur die Beschaffenheit der Meerenge und die Fluth allein waren des Kampfes mächtig, und die Wirbel nicht die Ruder beherrschten die Bewegungen der Schiffe [16]). Da der Zufall regierte, war zwischen den dreiruderigen Schiffen ein unentschiedener Kampf, bis das römische fünfruderige Schiff, welches wegen seiner größeren Zahl von Ruderbänken die Strudel kräftiger durchschnitt, zwei punische dreiruderige Schiffe in den Grund bohrte, und einem dritten die Ruder einer Seite abstieß. Mit den fünf übrigen Schiffen segelte Adherbal nach Afrika. Lälius kehrte als Sieger nach Carteja zurück. (*Ferd. Wachter.*)

GADITANUS OCEANUS (alte Geographie), hieß der zunächst bei Gades [1]) befindliche Theil des atlantischen Meeres, und hatte seinen Anfang an dem Gaditanum Fretum (s. d. Art.), oder der Straße von Gibraltar. Der Ocean von Gades wurde er genannt, weil Gades hier der wichtigste Punkt war, welcher von den Phöniziern und deren Abkömmlingen, den Carthaginiensern, und den Griechen und den Römern besucht wurde, und von dem aus auch die als Seefahrer berühmten Gaditaner selbst fuhren. Plinius sagt Lib. II. Cap. 67: Et Hanno, Carthaginis potentia florente, circumvectus a Gadibus ad finem Arabiae, navigationem eam prodidit scripto, und kurz darauf bemerkt Plinius weiter, Cornelius Nepos erzähle, Eudoxum quendam sua aetate, cum Lathurum regem fugeret, Arabico sinu egressum, *Gades* usque pervectum. Lib. VI. Cap. 34: A Mossylico promontorio Atlanticum mare incipere vult Juba, praeter Mauritanias suas *Gadeis* usque navigandum Coro. Solinus (Cap. 15) sagt in der entsprechenden Stelle, daß Juba jenes ganze Meer von Indien bis Gades (ab India usque Gades) als beschiffbar verstanden wissen wolle, jedoch mit dem Wehen des Nordwestwindes (Cori flatibus). *Plinius* Lib. II. Cap. 67 sagt: Alio latere *Gadium*, ab eodem occidente, magna pars meridiani sinus ambitu Mauritaniae navigatur hodie. Der gaditanische Ocean wurde auch als merkwürdig wegen seines Einflusses auf die Leere und Fülle der Brunnen auf der Insel Gades und an der Landküste betrachtet; worüber wir bereits im Art. Gades die betreffende Stelle aus Strabon angeführt haben. Hier

13) Jam *fretum* intrabat quinqueremis, *Liv.* XXVIII. Cap. 30. 14) quinqueremem satis credens deprehensam rapido in freto, in adversum aestum reciprocari non posse. 15) sub ictu teli.

16) Una natura freti, aestusque totius certaminis potens, suis, alienis navibus nequidquam remigio in contrarium tendentes invehebat, ut fugientem navem videres retro vortice intertam victoribus inlatam; et sequentem, si in contrarium tractum incidisset maris, fugientis modo sese avertentem. Jam in ipsa pugna haec, quum infesto rostro peteret hostium navem, obliqua ipsa ictum alterius rostri accipiebat: illa, quum transversa objiceretur hosti, repente intorta in proram circumagebatur.

1) Gades als berühmte Insel und Stadt wurde zur Bezeichnung gebraucht, auch wenn man von der gegenüberliegenden Landküste in Afrika sprach. So sagt *Livius* Lib. XXIV. Cap. 49: Syphax cum paucis equitibus in Maurusios ex acie (extremi prope oceanum adversus Gades colunt) refugit. Nach acie folgt in dem Texte des Livius Numidas. Sigonius will dafür Numidis, ein anderer Theil der Kritiker Numidarum lesen, nämlich extremi, ein anderer es streichen. Will man es beibehalten, muß man Numidas als Ortsname und nach Numidae übersetzen; extremi bezieht sich auf die Maurusios. Die Stelle ist gegeben in Epitome Libri XXIV. *Liviani:* in Maurusios cum magna manu transiit contra *Gades*. Die Maurisii werden von den Griechen die Mauritanii, wie sie gewöhnlich bei den Römern heißen, genannt.

bemerken wir aus *Plinius* Lib. II. Cap. 100: In Gades [2]) erleidet die auf die Weise eines Brunnens eingeschlossene, dem Heiligthume des Herakles zunächst befindliche Quelle zu einer Zeit zugleich mit dem Ocean Vermehrung und Verminderung, zu einer andern Zeit aber beides in entgegengesetzten Zeiträumen. Am Ufer des Bätis ist eine Stadt (oppidum), deren Brunnen beim Wachsen der Fluth vermindert werden, sich vermehren, wenn sie sinkt, in den Zwischenzeiträumen aber unveränderlich sind. Endlich wurde der gaditanische Ocean wegen seines geringen Salzgehaltes von den Naturforschern aufgeführt; denn *Plinius* Lib. II. Cap. 106 sagt: Nam dulcis haustus in mari plurimis locis: ut ad Chelidonias insulas, et Aradum, et in *Gaditano Oceano*.

(*Ferdinand Wachter.*)

GADITANUS SINUS (alte Geographie), jetzt Golfo de las Vegas, würde, da er eine schmale Meerenge ist, Gaditanum Fretum genannt werden, wenn diesen letzteren Namen nicht schon die berühmte Meerenge von Gibraltar hätte. Diese wird vorzugsweise durch Fretum bezeichnet. So z. B. sagt *Mela* Lib. III. Cap. 4 von der Insel Gades: *Gades* fretum attingit; eaque (insula) angusto spatio, et veluti flumine a continenti abscissa etc., wo also der Gegenstand dieses Artikels nicht durch Fretum, welches hier die berühmte Meerenge ist, bezeichnet, sondern als enger Raum mit einem Flusse verglichen wird. Doch wird anderwärts auch die schmale Meerenge, welche die Insel Gades (das heutige Leon) von dem Festlande trennt, Fretum genannt. So sagt *Vellejus Paterculus* Lib. I. Cap. 3: circumfusam Oceano, perexiguo a continenti divisam freto, Gadeis etc. Strabon (Buch III. Cap. 1. §. 5) bemerkt, daß die Insel Gadeira (Gades) durch eine schmale Meerenge von Turditania getrennt sei. Livius (Lib. XXVIII. Cap. 3) erzählt, daß dem von den Römern in Spanien (im J. 545 der Erbauung Roms, 207 v. Chr.) geschlagenen und fliehenden Feldherrn Mago die Reiterei und das alte Fußvolk gefolgt und in die gaditanische Provinz (in Gaditaniam provinciam) zu Hasdrubal gelangt sei, und daß dieser die Trümmer des Heeres gänzlich an den Ocean und nach Gades geführt habe, und braucht dabei die Worte: — — — penitus ad *oceanum* et *Gades* ducit. Ceterum, quoad continuisset exercitum, propositum bello se forte ratus, antequam *freto Gades trajiceret*, exercitum omnem passim in civitates divisit etc. (*Ferdinand Wachter.*)

GADOIDES, von Cuvier aufgestellte Familie der Knochenfische aus der Ordnung der Weichflosser, Anacanthini *Müller*. Es gehören zu ihr schlanke Fische mit wenig comprimirtem, dickem Körper, welcher mit kleinen, dünnen Schuppen bedeckt ist. Der Kopf rundet sich vorn ab und hat einen weit klaffenden Rachen und große, hochgelegene Augen. Die Kiefer und Pflugschar sind mit kleinen, spitzigen Zähnen bewaffnet. Die Rückenflosse ist gewöhnlich getheilt, die Afterflosse seltener; die Kiemen groß, die Kiemenhaut mit sieben Strahlen. In anatomischer Beziehung ist ihr starker, sackförmiger Magen, der ziemlich lange Darm, die zahlreichen Pförtneranhänge, die große, dickwandige Schwimmblase erwähnenswerth. Die Mitglieder leben meist im Meere der kalten und gemäßigten Zone und werden vielfach nachgestellt. Linné, Bloch u. A. haben sie in der Gattung Gadus vereinigt, welche Cuvier zur Familie erweiterte, indem er die Arten als Morrhuae, Merlangi, Merluccii und Lotae von einander sonderte. Wir beschränken uns hier auf eine Charakteristik der wichtigsten Arten, über welche man außer den ichthyologischen Werken von Cuvier, Bloch, Rondelet, Artedi, besonders noch den 2. Bd. der medicinischen Zoologie von Brandt und Ratzeburg zu vergleichen hat.

a) *Morrhuae*. Kabliau. Mit drei Rücken- und zwei Afterflossen, einem Bartfaden am Ende des Unterkiefers.

1) Gadus Morrhua *Linné*. (Bloch, Fische Teutschlands II, 199. Taf. 64. — Callarias *Klein*. — Asellus major *Schouw*.) Der Kabeljau erreicht bis drei Fuß Länge und etwas mehr und wird charakterisirt durch die stumpfe Schnauze, das breite Maul, die kleinen, steifen Schuppen und die gerade abgeschnittene Schwanzflosse. Der comprimirte Kopf hat eine fast vierseitig pyramidale Gestalt. Der Zwischenkiefer trägt mehre Reihen von Zähnen, der Unterkiefer zwei Reihen. Die Augen sind von mäßiger Größe, dem Scheitel genähert und die Iris silbern. Von den Flossen sind die der Brust dreieckig abgerundet, die Bauchflossen klein, dreispitzig endend, die Schwanzflosse gerade abgestutzt, die erste Rückenflosse vor, die mittlere hinter dem After stehend. In der Brustflosse 17—19, in der Bauchflosse 6, in der ersten Afterflosse 19, in der zweiten 15—17, in der Schwanzflosse etwa 46, in der ersten Rückenflosse 14, in der zweiten 18—19, in der dritten 16—17 Strahlen. Die Grundfarbe des Körpers ist grau, mit runden und unregelmäßigen viereckigen Flecken besetzt, der Bauch schmutzig-weiß. Im Skelet zeichnet sich der Kabeljau aus durch doppelte Querfortsätze an den Bauchwirbeln, durch kurze Rippen, ferner durch eine vorn halbmondförmig ausgerandete Schwimmblase, durch schwarzrothe Nieren, eine kleine, mit zwei Anhängen versehene Harnblase, durch eine lange, schmale, dreieckige Milz, eine hellgelbe, dreilappige Leber. Die Nahrung des Kabeljau's besteht in verschiedenen Fischen, Mollusken und Krebsen. Er hält sich meist am Grunde des Meeres, an Klippen und Sandbänken auf und steigt nur, wenn er auf Nahrung jagt, an die Oberfläche. An den isländischen Küsten erscheint er Ende Februar und März, um zu laichen; dann ist er sehr fett. Nach dem Laichen wird er mager, zieht fort und kehrt erst im September zurück. Seine geographische Verbreitung ist sehr umfangreich, denn er bewohnt die Meere der nördlichen Hemisphäre vom 40. bis 75. Grade. Der Nutzen und die Zubereitung des Kabeljau's ist mannichfaltig. Entweder wird er gedörrt, nachdem ihm der Kopf abgeschnitten, die Eingeweide ausgenommen und größere Exemplare auch wol gespalten sind, oder er wird vorher eingesalzen und dann erst getrocknet. Jener heißt, so zubereitet, Stock-

2) Gadibus heißt hier nicht in der Stadt Gades selbst, sondern auf der Insel Gades, auf deren westlicher Seite der Heraklestempel sich befand.

fisch, dieser Klippfisch. Die Isländer hämmern ihn mürbe und essen ihn als Brod. Seine Knochen dienen, in Thran getaucht, als Brennmaterial, die Haut als Futter für die Hunde, aus der Schwimmblase wird eine Art Hausenblase gefertigt, aus der Leber der sogenannte Leberthran gewonnen. Man fängt den Kabeljau mit Angelhaken, deren viele an einem Seile befestigt sind, oder mit Netzen. Es geschieht das ganze Jahr hindurch, aber die eigentliche Fangzeit an den norwegischen und isländischen Küsten ist im Februar und März, an den amerikanischen Küsten im Mai und Juni. An günstigen Stellen kann ein Boot in 24 Stunden 4—600 Stück einfangen.

2) Gadus Callarias *Linné* (Brandt und Ratzeburg, Medic. Zool. Taf. 9. Fig. 2), hat ein mäßiges Maul, auf dem gewölbten Nacken eine tiefe Furche, einen geraden Schwanz, eine über den Brustflossen bogenförmig gekrümmte Seitenlinie, silberfarbene oder bräunliche Seiten mit gelblich-olivengrünen und braunen Flecken. Er erreicht nie die Größe des vorigen, denn zwei Fuß lange Exemplare gehören schon zu den größten. Im Unterkiefer steht eine fast einfache Reihe von Zähnen, die aber sehr kräftig sind. Die Augen sind sehr groß und haben eine gelbe Iris; die Schuppen kleiner als bei vorigem. Die Kehle und der Bauch sind weiß gefärbt. In anatomischer Hinsicht weicht der Dorsch vom Kabeljau nicht wesentlich ab. Auch in der Lebensweise, besonders der großen Gefräßigkeit, gleicht er demselben. Der Dorsch steigt in die Flüsse, aber nur soweit, als dieselben salziges Wasser führen. Am liebsten hält er sich am Lehmboden oder Felsengrund auf, wo reichliches Seegras liegt. Er bewohnt die nördlichen Küsten Europa's, die Ost- und Nordsee, an Schweden, Norwegen, Island, Grönland. Er wird gleichfalls mit Angeln oder Netzen gefangen und vorzüglich wegen seines zarten, schmackhaften Fleisches.

3) Gadus Aeglefinus *Bloch.* (a. a. O. Taf. 62), zeichnet sich aus durch den braunen Rücken, weißen Bauch, schwarze Seitenlinie und einen dunklen Fleck hinter den Brustflossen. Lebensweise und Verbreitung der ersten Art.

b) *Merlangi*, ohne Bartfaden.

4) Gadus Carbonarius *Bloch.* (Fische Teutschlands II, 226. Taf. 66. — Callarias imberbis *Klein.*), hat einen stumpfen Kopf mit kleinem Maul und überragenden Unterkiefer. Seine Größe beträgt drei Fuß oder etwas mehr. Die großen Augen entfernen sich weiter vom Scheitel als vorhin, die Brustflossen sind dreieckig, die Bauchflossen klein, die Schwanzflosse gabelig, die vordere Rückenflosse über dem After stehend, mit 20 Strahlen in den Brustflossen, mit 6 in den Bauchflossen, 27 in der ersten und 19 in der zweiten Afterflosse, mit mehr als 60 in der Schwanzflosse, 12 in der ersten, mehr als 20 in der zweiten und 21 in der dritten Rückenflosse. Die Farbe ist oben dunkel-schwarzblau, unten weißlich und hinter den Brustflossen ein dunkler Fleck, die Flossen mit hellen Rändern. Die Speiseröhre ist auffallend kurz und ebenso geräumig als der Magen, der einen ungeheuer großen, spitzen Blindsack bildet. Das Duodenum erweitert sich plötzlich und der Mastdarm ist sehr lang. Die Schwimmblase klein, vorn mit zwei stumpfen Fortsätzen. Der Köhler ist weniger gefräßig, als die vorigen, sucht aber auch gern die Tiefen des felsigen Küstengrundes. Er bewohnt zahlreich die Nordsee, steigt an den norwegischen Küsten bis Finnmarken hinauf, ist an Island gemein, an Grönland selten. Ausgewachsen wird er weniger geschätzt, während er jung als Leckerbissen gilt. Seine Leber liefert einen guten Thran.

5) Gadus merlangus *Linné* (Bloch a. a. O. Taf. 65), ist die gemeinste Art an den europäischen Küsten und erreicht etwa Fußgröße. Der röthlich-graue Rücken und silberweiße Bauch unterscheiden sie von voriger Art.

6) Gadus pollachius *Linné* (Bloch a. a. O. Taf. 68), ist oben braun, unten silberweiß und an den Seiten gefleckt. Übrigens dem vorigen ähnlich.

Außerdem gehören hierher noch G. vernalis und G. virens.

c) *Lotae*, mit nur zwei Rückenflossen und einer Afterflosse, sowie Bartfäden am Kinn.

7) Gadus Lota *Linné* (Bloch a. a. O. II, 246. Taf. 70. — Enchelyopus *Klein.* — Mustela fluviatilis *Willough.*). Die Quappe oder Aalraupe hat einen kurzen, ziemlich breiten Kopf mit überragendem Oberkiefer und einem Bartfaden am Kinn. Sie wird bis zwei Fuß lang. Der Kopf ist deprimirt, seine Seiten gewölbt, der Zwischenkiefer mit feinen Bürstenzähnen besetzt und der halbkreisförmige Unterkiefer mit zahlreichen, unregelmäßigen Reihen ähnlicher Zähne, die kleinen Augen mit gelber Iris. Der Körper spindelförmig, der Rücken vorn gewölbt, in der Mitte mit einer Längsfurche, die Brustflossen abgerundet, fächerförmig, die vordere Rückenflosse über dem After endend, die hintere an die Schwanzflosse reichend, diese abgerundet, die kleinen Bauchflossen dreispitzig. Der Körper trägt kleine Schuppen, seine Oberfläche ist vielmehr mit rundlichen Gruben und Grübchen besetzt. Die Farbe des Körpers ist gelblich-grün, mit wolkigen, braunschwarzen Flecken, die untere Körperseite weiß. In anatomischer Beziehung verdient erwähnt zu werden die umfangreiche Speiseröhre, die verschoben herzförmige Gestalt des Magens, die an beiden Enden erweiterte, lange Schwimmblase und der ungemein platte Schädel. Die Quappe liebt süße, helle Gewässer, in denen sie hinter Steinen auf ihre Nahrung, als auf kleine Fische, Insekten und Würmer, lauert. Während der Laichzeit, Januar bis März, hält sie sich an der Oberfläche auf. Sie verbreitet sich durch Teutschland, die Schweiz, Frankreich, England, Dänemark, Schweden, Rußland und Sibirien. Man stellt ihr nach theils um des Fleisches und der Leber willen, welche letztere sehr wohlschmeckend ist und auch Heilmittel liefert, theils wegen der Haut, welche in Rußland zu Fensterscheiben, Hausenblase, Regenmänteln u. s. w. gebraucht wird.

Es gehören in diese Abtheilung noch G. molua, G. Bacchus, G. maculosus, vielleicht auch G. lepidior.

d) *Merluccii*, mit ebenfalls nur zwei Rücken- und einer Afterflosse, aber ohne Bartfäden.

8) Gadus Merluccius *Linné* (Bloch a. a. O. Taf. 164), erreicht zwei Fuß Länge und darüber und hat einen graubraunen Rücken, einen überragenden Unterkiefer und

eine zugespitzte vordere Rückenflosse. Ist gemein an den europäischen Küsten.

Hierher noch G. magellanicus, G. maraldi u. a.

Überreste von Gadoiden aus frühern Schöpfungsperioden hat Agassiz vor einiger Zeit im Londonthone auf Sheppy erkannt. Er unterscheidet an denselben drei Gattungen, nämlich Rhinocephalus, Merlinus, Amphe-ristus, hat aber eine nähere Charakteristik oder Beschreibung noch nicht veröffentlicht. (*Giebel.*)

GADOLIN (Jacob), war am 13. Oct. 1719 zu Strengnäs in Schweden geboren. Dorthin hatten sich seine in Finnland ansässigen Ältern während des verheerenden russischen Krieges geflüchtet. Sie kehrten jedoch 1721 wieder in ihre Heimath zurück, wohin ihnen der damals zweijährige Knabe folgte. Eine sorgfältige Erziehung begünstigte die schnelle Entwickelung seiner Fähigkeiten. Er entschied sich für die gelehrte Laufbahn. Auf der Universität zu Åbo widmete er sich seit 1736 philosophischen und theologischen Studien, die er in den Jahren 1742—1744 in Upsala fortsetzte. Dort erlangte er auch 1745 die Magisterwürde. Für Physik und Naturgeschichte, die er schon in seiner Jugend liebgewonnen, blieb ihm ein ungeschwächtes Interesse. Auch noch andere wissenschaftliche Fächer zog er in den Kreis seiner Studien. Seit 1745 war er auf der Universität zu Åbo als akademischer Docent aufgetreten. Im J. 1748 ward er zum astronomischen Observator bei der geographischen Commission in Finnland ernannt. An der Universität erhielt er bald nachher eine außerordentliche Professur der Physik. Im J. 1753 rückte er zum ordentlichen Professor hinauf. Eine besondere Auszeichnung erwies ihm die Universität zu Greifswalde. Bei ihrem Jubiläum im J. 1756 übersandte sie ihm das Diplom eines Doctors der Theologie. Im J. 1762 ward er ordentlicher und 1779 erster Professor der Theologie und Dompropst, und 1788 Bischof und Prokanzler. Schon früher (1785) hatte Gadolin das Ritterkreuz des schwedischen Nordsternordens erhalten. Später (1789) ward er Commandeur des genannten Ordens. Als Mitglied der schwedischen Akademie der Wissenschaften führte Gadolin darin zwei Mal den Vorsitz. Er war auch Mitglied der Gesellschaft pro Fide et Christianismo und einer der Stifter der finnischen Haushaltungsgesellschaft. Er wohnte den meisten Reichstagen bei, und war sechs Mal Mitglied des Ausschusses. Sein Tod erfolgte am 26. Sept. 1802. Bei 43 Disputationen, 35 philosophischen und acht theologischen, soll Gadolin präsidirt haben. Einige Reden von ihm stehen in den Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften *).

(*Heinrich Döring.*)

GADOPSIS, von Agassiz aufgestellte, aber noch nicht charakterisirte Gattung fossiler Fische, deren einzige Art G. breviceps im Londonthone auf Sheppy beobachtet worden ist. (*Giebel.*)

Gadschibey, s. Odessa.

GADUIN. De Jongh fand in dem Leberthran von Gadus Callarias, G. Carbonarius, G. Pollachius eine eigenthümliche fette Säure, welche nur schwach saure Eigenschaften besitzt, und die er Gaduin genannt. Man erhält die Verbindung, indem man Leberthran mit starker Natronlauge verseift, die Seife durch essigsaures Bleioxyd zersetzt und das so entstandene Pflaster mit Äther auszieht, wodurch das Gaduin und das ölsaure Bleioxyd aufgelöst wird, das margarinsaure Bleioxyd aber ungelöst bleibt. Durch Schwefelsäure wird die Ölsäure abgeschieden, welche durch das aufgelöste Gaduin fast schwarz gefärbt erscheint; sie wird mit überschüssiger Natronlauge verseift; die ölsaure Seife ist darin nicht löslich und kann abgenommen werden. Der Rückstand wird in kochendem Alkohol von 30° gelöst und unter 0° abgekühlt; etwas aufgelöst gewesene Seife scheidet sich ab; das Gaduin bleibt in Lösung und wird durch verdünnte Schwefelsäure ausgeschieden.

Ob zwar das Gaduin in Alkohol löslich ist, so geht doch beim Abdampfen des Alkohols ein Theil desselben in den unlöslichen Zustand über. Die Lösung wird durch essigsaures Bleioxyd gefällt; wird der Niederschlag durch Wasser, Weingeist und Äther gereinigt, so besteht er aus $C_{35}H_{22}O_8$, PbO. Durch kohlensaures Natron kann die Verbindung zersetzt und aus dem Natronsalze das Gaduin durch Schwefelsäure abgeschieden werden. Bei 140° getrocknet, ist es dann zusammengesetzt aus $C_{35}H_{22}O_8$, HO. Die ungetrocknete Säure kann in Alkohol gelöst und die Lösung durch stickstoffsaures Silberoxydammoniak niedergeschlagen werden. Das Silberoxydsalz besteht aus $C_{35}H_{22}O_8$, HgO. — In Wasser ist das Gaduin unlöslich; löslich in Äther, Alkohol, Holzgeist. Es ist geschmack- und geruchlos und von dunkelbrauner Farbe. Es bildet trocken eine spröde, pulverisirbare Masse, ohne Spur von Krystallisation, weder Stickstoffsäure, noch Chlorwasserstoffsäure lösen es, Schwefelsäure hingegen mit rother Farbe; Wasser und Alkalien fällen das unveränderte Gaduin daraus. Alkalien lösen es leicht auf und Säuren zersetzen die Lösung, unter Abscheidung der schwachen Säure. Die in Wasser vertheilte Substanz wird durch Chlorgas gebleicht.

Das Gaduin erleidet durch Erhitzung der alkoholischen Lösung eine Umwandlung in eine unlösliche Modification, welche sich beim Abdampfen desselben abscheidet und sich bei Wiederholung der Operation immer von Neuem bildet; sie scheint nicht durch Oxydation entstanden zu sein, denn bei 140° C. getrocknet, zeigte sie dieselbe Zusammensetzung an: die lösliche Modification; dabei war sie weder in Wasser, noch Äther, Alkohol, schwacher Schwefelsäure löslich. Starke Schwefelsäure und Chlorwasserstoffsäure verwandeln sie zum Theil in ein schwarzes Pulver, ohne sie wesentlich zu lösen. Nur concentrirte Stickstoffsäure nimmt sie nach und nach vollkommen auf. Alkalien lösen sie mit rother Farbe. Bei 110° getrocknet, besteht die Substanz aus $C_{39}H_{26}O_{12}$; da beim Verbrennen Essigsäure entweicht, so scheint es, als ob sie diese noch aus der Darstellung zurückhielte; denn diese Zusammensetzung entspricht $C_{35}H_{22}O_8 + C_4H_3O_3 + HO$. Sonderbar ist es jedoch, daß diese Verbindung in einfachen Äquivalenten sich darstellt, und daß dabei entweder die

*) Vergl. Literarische Blätter. 1803. Nr. 17. S. 276 fg.

Essigsäure, oder das Gadnin wasserfrei sein muß. Auch läßt sich nicht einsehen, wie die Essigsäure bei 140° wasserfrei entweichen kann; geschieht dies nicht, so konnte das Gadnin nicht wasserhaltig zurückbleiben. Die Zusammensetzung des Gadnin schließt sich nicht an die allgemeine der fetten Säuren an. *De Jongh*, Disquisitio comparativa chemico-medica de tribus olei jecoris aselli speciebus. (Lugd. Bat. 1843.) Teutsch: Leipzig 1843. Auszug: Annalen der Chemie und Pharm. XLVIII, 362. Pharm. Centralbl. 1843. S. 689. (*Marchand.*)

GÄA. §. 1. In jedem kosmogonischen Religionssysteme mußte *Γαῖα* (Tellus, Hertha, terra mater) als Elementarmacht ihre Stelle, ihren Cult erhalten, gleichviel, ob Personification hinzutrat, oder nicht. So hat sie bei den Völkern des Orients unter verschiedenen Symbolen und Namen ihre Verehrung gefunden (Isis in Ägypten die vom Nil befruchtete Erde; s. K. Eckermann, Lehrbuch der Religionsgeschichte und Myth. I. S. 133). Sie galt ja jenen Völkern als die erzeugende Macht, und der Begriff der Erzeugung hatte im Oriente stets die höchste Bedeutung. Auch den Griechen erschien sie als Segen spendendes Wesen, als Erzeugerin alles Lebens *παμμήτωρ γῆ*, *Γαῖα πάντων γενέτειρα*, *Aeschyl.* Prom. v. 90. *Eurípid.* Fragm. inc. 174). Sie gehörte zu den großen Göttern (*Θεοὶ μεγάλοι*, dii potes) und ihr Cult war besonders in den Mysterien von Wichtigkeit. Platon (Cratyl. p. 397 d) bemerkt: „Die ältesten Bewohner von Hellas haben meines Erachtens diejenigen allein für Götter gehalten, welche auch jetzt noch vielen Barbaren dafür gelten, Sonne, Mond und Erde, die Gestirne und den Himmel." In symbolischer Bedeutung ist sie oft mit Ops, Rhea, Hestia (*Ἑστία*) ziemlich identisch. Ihre zeugende Urkraft tritt in verschiedene personificirte Potenzen aus einander (Demeter, Chloris, Chloe, bei den Römern Ceres, Flora, Pomona, Vertumnus u. s. w.). In der mythisch-kosmogonischen Entwickelung der noch rohen Urmächte (in der Hesiodeischen Theogenie) tritt *Γαῖα* unmittelbar nach dem Chaos in die kosmische Weltordnung ein (*Γαῖα εὐρύστερνος, πάντων ἕδος ἀσφαλὲς αἰεί*, *Theog.* v. 117). Hier erscheint nun Gäa zunächst als Erzeugerin des Uranos (*Οὐρανὸν ἀστερόεντ', ἵνα μιν περὶ πάντα καλύπτοι*, 126 fg.). Dann bringt sie die hohen Gebirge, die Sitze der Nymphen, hervor, sowie den Pontos. Dann erzeugt sie in Liebe mit dem Uranus den Okeanos, den Koios, den Kreios, den Hyperion, den Japetos; die Theia, die Rheia, die Themis, die Mnemosyne, die Phoibe, die Tethys und den Kronos; ferner den Brontes, den Steropes und den Arges, welche dem Zeus den Donner und den Blitzstrahl bereiten. Sie sind nur mit einem Auge mitten auf der Stirn ausgestattet. Die gewaltigsten Sprößlinge der Gäa waren jedoch Kottos, Briareos und Gyges, jeder mit 50 Köpfen und mit 100 Armen ausgerüstet, welche selbst ihrem Erzeuger verhaßt waren (eine an die indische Götterwelt streifende Vorstellung). Pindaros (Pyth. IX, 56) nennt die *Γαῖα* auch als Erzeugerin der Nais Kreusa. — Nun hielt aber Uranos alle mit der Gäa erzeugten Kinder in der Tiefe derselben verborgen und ließ sie nicht zu Tage kommen. Darüber empfand Gäa tiefen Schmerz und sann auf Rache. Sie bereitete eine große Sichel und foderte ihre Sprößlinge auf, mit dieser die Rache am Uranos zu vollziehen. Nur Kronos verstand sich dazu, welcher nun von ihr in einen Hinterhalt gestellt wurde, und als Uranos während der Nacht sein Beilager mit der Gäa hielt, diesen entmannte. Aus den Blutstropfen, welche hierbei auf die Erde fielen, brachte diese die mächtigen Erinnyen, die gewaltigen Giganten, sowie die Nymphen hervor. Lyriker und Logographen ließen die Kyklopen und Giganten, theils auch die Phäaken aus der vom Blute des Uranos befruchteten Gäa entspringen. Auch den Silenen hat man diesen Ursprung gegeben (vergl. Fr. Creuzer, Symb. und Myth. I. S. 11. 12). Die Geschlechtstheile des Uranos hatte Kronos in den Pontos geworfen, wo sie lange von den Wellen fortgetragen wurden. Es sammelte sich um dieselben weißer Schaum und aus diesem erzeugte sich die stattliche Aphrodite, welche zunächst nach Kithära und von hier nach Kypros gelangte. So Hesiodos (Theog. 126—206). Nachdem aber Zeus, der neue olympische Herrscher, die Titanen aus dem Himmel vertrieben, gebar die grollende Gäa ihren letzten und gewaltigsten Sprößling, den schrecklichen Typhöeus, aus dessen Schultern hundert Schlangenköpfe sich erhoben. Aus den Augen strahlte Feuer und schreckliche Stimmen ertönten aus den Köpfen. Zeus wurde selbst mit Schrecken erfüllt und erschlug dieses Ungethüm als einen gefährlichen Feind mit dem Blitzstrahle (*Hesiod.* Theog. v. 820—880). Nach dem Homerischen Hymnus auf Apollon hatte Here die Gäa mit der Hand geschlagen, wovon die Folge war, daß diese nach Umlauf eines Jahres den Typhaon gebar, einen ungeheuern Drachen, welcher die Umgebung von Pytho verheerte und von dem jungen Apollon durch den Pfeil vernichtet wurde (v. 340—370). Wir sehen aus diesen kosmisch-theogonischen Vorstellungen, in welchen, wie in der indischen Götterlehre, das Gigantische vorherrscht, daß die Gäa noch keine plastische Gestalt gewonnen, daß sie eine im Erzeugen gewaltige Urmacht ist, älter als Zeus und die mit ihm thronende Götterdynastie. Hierin läßt sich zugleich ein Beweis finden, daß die ältesten Gottheiten der Griechen nur Elementarmächte waren und die Gäa zu ihnen gehörte. Als kosmisches Urelement tritt sie im Begriff der *Ἑστία* hervor (*Eurípid.* Fragm. incert. N. CLXXVIII: *καὶ Γαῖα μήτερ· ἑστίαν δὲ σ' οἱ σοφοὶ βροτῶν καλοῦσιν, ἡμένην ἐν αἰθέρι*). Als Ops, welchen Namen man aus dem Lateinischen abgeleitet hat, erscheint sie in Beziehung zu den Menschen als die Opem, opes spendende Göttin (*Macrob.* Saturn. I, 10). In ähnlicher Weise hat man auch den Namen Rhea von *ῥέω* abgeleitet, weil aus der Erde dem Menschen Alles zufließt.

§. 2. In einer speciellen Personification erscheint Gäa als Orakelgöttin zu Delphi (*Aeschyl.* Eum. v. 2 sq.), welche dann ihrer Tochter Themis den Besitz des Dreifußes mit der Auslegung der Zukunft überließ (*Aeschyl.* l. c. Schol. *Lycophr.* v. 202. *Paus.* X, 5, 3). Ein anderer Mythos (bei d. Schol. z. *Pind.* Arg. ad Pyth. p. 297. ed. *Boeckh.*) läßt nicht die Gäa, sondern die Styx das pythische Orakel vor der Themis inne haben,

und nach der Themis nicht die Titanis Phoibe, eine andere Tochter der Gäa (wie bei *Aeschyl.* Eum. v. 7 sq.), sondern den Dionysos folgen. Gäa steht in mannichfacher Beziehung zu Zeus, so auch in Betreff des Orakels. Zeus ist der älteste Orakelgott zu Dodona, Gäa die älteste Orakelgöttin zu Pytho. Zeus steht ferner in ähnlicher Beziehung zu Helios, wie Gäa zu Selene. Die olympische Gäa hatte zu Athen neben dem Temenos des Zeus ein Heiligthum, worüber weiter unten. Sie wird auch als himmlischer Mond bezeichnet (s. Ed. Gerhard, Prodrom. myth. Kunsterkl. S. 19. Fr. Creuzer, Symb. I. S. 47. 3. Ausg.). Nach Pherekydes von Syros waren Zeus, Chronos und Chthon für immerdar. Zeus gab aber der Chthonia die Würde, d. h. die Würde seiner Gattin, und so wurde sie die fruchtbare Erde (*Γῆ*); vergl. Fr. Creuzer, Symb. I. S. 28 fg. 3. Ausg. — Gäa erscheint somit als chthonische Gattin des Zeus, welcher in dieser Beziehung wol den Äther vorstellen sollte. — Der Begriff des Gebärens, des Erzeugens, welcher in dem Namen *Γαῖα* liegt (*Platon*, Cratyl. c. 25. p. 410 C: *γαῖα γὰρ γεννήτειρα ἂν εἴη ὀρθῶς κεκλημένη, ὡς φησι Ὅμηρος· τὸ γὰρ γεγάασι γεγενῆσθαι λέγει*) tritt in verschiedenen Prädicaten hervor. Ebenso der Begriff des Ernährens. Daher erscheint sie auch als *κουροτρόφος* und ist als solche in Bildwerken dargestellt worden. So erscheint sie uns auf einer interessanten Terracotta als eine in reicher Bekleidung und tiefer Verschleierung thronende Göttin mit einem Knaben im linken Arme (dieses Bildwerk befindet sich im Antiquarium zu Berlin, abgebildet und erläutert von Theod. Panofka, Terracotten des königl. Museums zu Berlin S. 143 fg. Taf. 54, 1). In dem Prädicate *κουροτρόφος* trifft Gäa mit Demeter zusammen; denn auch diese wurde als Kurotrophos, ebenso als *Παιδοφίλης*, verehrt und angerufen (vergl. *Apollodor.* I, 5, 1. *Ovid.* Fast. IV, 512. *Orph.* Hymn. XXXIX, 13. Theod. Panofka, Terracotten S. 144). Gäa hält in einem Vasengemälde von Volci den kleinen Erichthonios empor, welchen Athene in die Ägis aufnimmt, während Hephästos dabei steht. Monum. inedit. d. Inst. arch. 10. Auch tritt Gäa bisweilen mit dem Begriffe der Kybele ein. Gäa-Kybele thronend (Mus. Borbon. IX, 21).

§. 3. Größere Bedeutung hatte sie jedenfalls als olympische Göttin, als Gäa Olympia (*Plutarch.* Thes. c. 27). Sie erscheint hier als olympische Gefährtin des Zeus. Nach einer Auslegung des Philochoros bei Macrobius (Saturn. I, 10), war sie mit der Ops, der Gemahlin des Saturnus, identisch, und es war ihr als solcher in Attica schon von Kekrops ein Altar errichtet worden (Philochorus Saturno et Opi primum in Attica statuisse aram Cecropem dicit eosque deos pro Jove terraque coluisse etc.). Der Tempel der Gäa Olympia zu Athen ist schon oben erwähnt worden. Ihr Cult war hier noch in der spätern Zeit mit Festspielen verbunden (*Pindar.* Pyth. IX, 177 seq.: *ἐν Ὀλυμπίοισί τε καὶ βαθυκόλπου Γᾶς ἀέθλοις*, nämlich zu Athen), sowie sie auch zu Kyrene mit der Pallas gemeinschaftlich durch Festspiele verehrt wurde (*Pindar.* Pyth. IX, 101. 106. *Boeckh*, Explicat. ad *Pind.* p. 328. Vergl. Krause, Olympia S. 215. Anmerk. 38). Wenn wir nun auch nicht erfahren, wie ihre Statue in dem erwähnten Tempel zu Athen gestaltet war, so stehen uns doch kleinere Idole in Thongebilden aus der classischen Zeit der Kunstbildung, wie wir annehmen dürfen, zu Gebote, aus welchen wir uns eine Vorstellung von jener Tempelstatue machen können. Denn derartige kleinere Thonbilder waren gewöhnlich Nachbildungen von großen Tempelstatuen. Auch würden wol diese Thonbildner im Kleinen nicht leicht gewagt haben, eine Gottheit in anderer Weise bildlich vorzustellen, als ihre Tempelstatuen waren. Diese Bildwerke, im Antiquarium des Museums zu Berlin befindlich, zeigen die Göttin Gäa Olympia sitzend, in einem langen, faltenlosen, anliegenden Chiton, worüber noch ein Peplos herabwallt, welcher über den Kopf gezogen bis an die Füße herabreicht: mit starken, runden Brüsten, Arme und Hände herabhängend und am Leibe anliegend, mit beiderseits über die Schultern herabhängenden Haarflechten und einem Polos oder Modios auf dem Haupte. Das eine jener Bildwerke ist mit Farben geschmückt. An demselben bemerkt man auch Sandalen an den Füßen. Zuerst hat Ed. Gerhard (Antike Bildwerke Centur. I. Heft 5. Taf. 95. Fig. 1—4) vier die Gäa Olympia vorstellende Thonfiguren mitgetheilt. Später Theod. Panofka (Terracotten des königl. Museums zu Berlin Taf. I. Fig. 1. 2 und Taf. II.) drei Figuren. Gäa Olympia hat hier noch jenen alterthümlichen Typus, welcher auch der Athene Polias und der Göttermutter eigenthümlich war (vergl. Ed. Gerhard, Prodrom. mythol. Kunsterklärung S. 29. 30). Derselbe Archäolog (ebendas. S. 339) bemerkt noch Folgendes: „Indessen erinnert die erste dieser Figuren durch die Einfachheit ihres Gewandes mehr als andere an den Minervenpeplos, und ihr hoher Cerealischer Aufsatz ist nicht schlechthin dagegen, die mit Minerva identisch befundene Benennung einer olympischen Gäa ihr zuzuwenden." Man vergleiche daselbst die folgenden Bemerkungen. — Dann ist noch zu erwähnen, daß Gäa oft als eine an einen Globus gelehnte Figur mit Füllhorn erscheint, während sich die vier Jahreszeiten nähern. Lippert, Suppl. 66 u. M. (Tellus stabilita). *Vaillant*, De Camp. p. 49. Ähnlich auf geschnittenen Steinen. Ferner kommt die Gäa mit einem Stier vor, auf einer Schale von Aquileja (Monum. inédit. d. instit. archéol. III, 4). Auch dürfte sich wol noch manche Darstellung in Bildwerken, welche bis jetzt noch keine sichere Erklärung gefunden hat, auf die Gäa beziehen lassen. (*J. H. Krause.*)

GÄDE (Heinrich Moritz), am 26. März 1796 zu Kiel geboren, studirte in Kiel und Berlin Heilkunde und Naturwissenschaften, erhielt bereits 1818 die Professur der Naturwissenschaften in Rotterdam und ging 1819 als Professor der Botanik und Zoologie nach Lüttich; aber schon am 2. Jan. 1834 ereilte ihn dort der Tod. Außer einigen Aufsätzen in Oken's Isis und zwei Abhandlungen über die Gallgefäße der Insekten und zur Anatomie der Insekten in den Nova Acta Naturae Curiosorum Vol. 10 et 11 hat Gäde geschrieben: Beiträge zur Anatomie der Insekten. (Altona 1815. 4.) Beiträge zur

Anatomie und Physiologie der Medusen. (Berlin 1816.) Diss. inaug. de insectorum vermiumque structura. (Kilon. 1817. 4.) Oratio inaug. de vero naturae indagatore. (Roterodami 1818.) Discours sur le véritable but des différentes branches appartenant à l'histoire naturelle. (Liège 1821.) Dieu dans la nature. (Bonn 1825.) Stilleben aus dem innern Leben. (Kiel 1834.) (*F. W. Theile.*)

GÄDECKE (Friedrich Karl Ludwig von), geb. am 20. Oct. 1776 zu Greiffenhagen in Pommern, wo sein Vater als Hauptmann in dem nachherigen zweiten Dragonerregimente Prinz Wilhelm von Preußen in Garnison stand, kam in seinem eilften Jahre nach Berlin, wo er (1787) in das dortige Cadettencorps eintrat. Im März 1792 ward er nach Silberberg zu dem Bataillon von Troschke als Gefreiter-Corporal versetzt. Als Porteépée-Fähnrich stand er 1793 bei dem Regimente von Crusatz am Rhein. Er wohnte dort in den Jahren 1793—1794 der Schlacht bei Kaiserslautern und den Gefechten bei Bischingsheim, Ensheim und Bliesweiler bei. Im Nov. 1793 ward er Fähnrich und im August 1794 Secondlieutenant. Nach Beendigung der Rheincampagne stand er mit seinem Regimente in Posen. Die Jahre 1801—1803 brachte er in Berlin zu. In der dortigen Kriegsschule beschäftigte er sich vorzüglich mit der Mathematik. Er erwarb sich in dieser Wissenschaft so gründliche Kenntnisse, daß er späterhin seinen jüngern Kameraden Unterricht darin ertheilen konnte. Bei seiner Rückkehr nach Posen ernannte ihn der Generallieutenant von Zastrow zu seinem Adjutanten. Im J. 1805 ward er zum Premierlieutenant befördert. Mehrfache Beweise seiner Tapferkeit gab er in der für Preußen unglücklichen Schlacht bei Jena am 14. Oct. 1806. Sein Pferd ward ihm unter dem Leibe erschossen und er selbst am Fuße verwundet.

Nach der Gefangennahme des Regiments von Zastrow sah sich Gädecke einige Zeit außer Thätigkeit gesetzt. Bald nachher ward er jedoch als Etappenmajor angestellt, zuerst in Belgard, dann in Ferdinandshof, Anklam und Swinemünde. An dem zuletztgenannten Orte erhielt er 1811 den Posten eines Stabscapitains und Hafencommandanten. Im December 1812 war er thätig bei der Organisation des ersten ostpreußischen Reserveregiments, das unter dem Obersten von Schutter stand. Er gehörte zu dem Blokadecorps, das im März 1813 Stettin einschloß. Mit großer Umsicht und Unerschrockenheit warf er mit seiner Compagnie einen feindlichen Ausfall zurück. Er war bis an das Glacis der Festung vorgedrungen, als ein Schuß durch den Unterleib ihn dem Gefechte entzog. Lebensgefährlich verwundet, ging er mit großer Anstrengung noch mehre Schritte vorwärts. Er wollte den Franzosen den Triumph nicht gönnen, ihn fallen zu sehen. Von seinen herbeieilenden Kameraden ward er in das nächste Dorf getragen und dort die Kugel in der Nähe des Rückgrates herausgeschnitten. Seine kräftige Constitution und ärztliche Hilfe stellte ihn in dem Raume von fünf Wochen wieder soweit her, daß er zu seinem Regimente zurückkehren konnte.

Vor Wittenberg, wo er mit seinem Regimente sich dem dortigen Blocadecorps angeschlossen hatte, ward Gädecke im Juli 1813 zum wirklichen Capitain und Compagniechef ernannt. Ein königliches Rescript rief ihn in das Hauptquartier des damaligen Kronprinzen und nachherigen Königs von Schweden, Karl's XIV. Johann, der ihn zu seinem Adjutanten ernannte. In dieser Stellung blieb er bis zum Abschluß des Friedens vom J. 1814. Mehrfache Beweise von Muth und Unerschrockenheit gab er in den Schlachten bei Großbeeren, Dennewitz und Leipzig. Seine Verdienste belohnte das eiserne Kreuz zweiter Classe, der russische St. Annen- und der schwedische Schwertorden. Nur kurze Zeit verweilte er nach dem Friedensschlusse in Mainz, wohin das Regiment, bei dem er bisher gestanden, zurückgekehrt war. Er ward als Commandant nach Cassel und später nach Bodenheim und Nierenstein beordert. Beim Wiederausbruche des Krieges (1815) beschäftigte Gädecke als Major das zweite Bataillon des 31. Infanterieregiments bei dem Angriffe auf Limat und in dem Gefechte bei Wavre. Eine gefährliche Armwunde, die er in der Nacht vom 18. auf den 19. Juli empfangen hatte, hielt ihn nicht ab, das Commando fortzuführen. Durch Entschlossenheit, Unerschrockenheit und rastlosen Diensteifer zeichnete er sich überall aus. Seine Verdienste blieben nicht ohne Anerkennung. Friedrich Wilhelm III. schmückte ihn mit dem eisernen Kreuze erster Classe. Nach dem Friedensschlusse folgte er seinem Regimente durch Paris nach Orleans. Längere Zeit als dort verweilte er in Versailles, von wo er sich in die ihm angewiesene Garnison nach Langensalza in Thüringen begab. Im J. 1816 erhielt er das Commando über das Füsilierbataillon des 26. Infanterieregiments, das in Magdeburg in Garnison stand. Mit diesem Regimente ward er jedoch bereits nach einem halben Jahre nach Halle und späterhin nach Magdeburg versetzt. Im Juli 1819 ward er zum Regimentscommandeur des 20. Landwehrregiments und 1827 zum Oberstlieutenant erhoben. Er empfing um diese Zeit den rothen Adlerorden dritter Classe. Im J. 1828 übernahm er auf einige Zeit das Commando des 20. Infanterieregiments, kehrte jedoch bereits nach einem Jahre in sein früheres Dienstverhältniß nach Berlin zurück, wo ihn Friedrich Wilhelm III. zum Obersten beförderte.

Seine leidende Gesundheit nöthigte ihn, um seine Dienstentlassung zu bitten. Er ward mit dem Charakter eines Generalmajors 1832 pensionirt. Seit dieser Zeit lebte er, seit 1812 mit Charlotte von Flemming, einer Tochter des Erblandmarschalls von Flemming zu Zebbin in Pommern, sehr glücklich verheirathet, im Kreise seiner Familie zu Schwedt. Ein Lungenschlag endete, ohne vorhergegangene Krankheit, bei vollem Bewußtsein, am 9. Jan. 1840 sein Leben. Mit Muth und Unerschrockenheit paarte sich in ihm ein heller, durchdringender Verstand, der ihn überall auf das Richtige und Zweckdienliche hinwies. Sein hohes Gefühl für Ehre, Wahrheit und Recht ließ ihn in allen Verhältnissen so handeln, daß er sich die volle Zufriedenheit seiner Oberen und seines von ihm innig verehrten Königs erwarb. Er war ebenso streng gegen sich selbst, als nachsichtig gegen Andere und mitleidig gegen überwundene Feinde. Stolz und Anmaßung

waren ihm fremd. Er war ein Biedermann im wahrsten Sinne des Worts, hilfreich den Armen, ein treuer Freund und besonders in seinem Familienkreise ein redlich sorgender Gatte und Vater*). (*Heinrich Döring.*)

GÄHLER (Kaspar Siegfried), geb. am 13. Jan. 1747 zu Flensburg, verdankte den günstigen Verhältnissen, in denen sein Vater, Nicolaus Ulrich Gähler, späterhin als Landvoigt in der Grafschaft Delmenhorst lebte, eine sorgfältige Erziehung. Durch Privatlehrer unterrichtet, bezog Gähler in seinem 17. Jahre die Universität Leipzig. Dort, wie späterhin zu Jena, widmete er sich der Jurisprudenz. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn lebte er als Advocat in Delmenhorst. Oft rühmte er in spätern Jahren den Nutzen, den er aus diesen praktischen Arbeiten gezogen habe, die er für die zweckmäßigste Vorbereitung zu einem Richteramte hielt. Im J. 1766 ward er Secretair seines Vetters Sigismund Wilhelm von Gähler, der in Altona die wichtige Stelle eines Oberpräsidenten, mit dem Charakter eines geheimen Raths, bekleidete. Durch sein einnehmendes Äußere und seine Anspruchslosigkeit empfahl er sich in gleichem Grade, wie durch seine wissenschaftliche Bildung und seinen Geschäftseifer. Im J. 1776 ward er zum Generaladministrator des königl. Lotto's in Altona ernannt. Eine Reise führte ihn bald nachher durch Schleswig-Holstein. Er mußte an den Hauptorten Collecteure einsetzen und manche damit verbundene Geschäfte reguliren. Durch gewissenhafte Benutzung seiner Muße zu fortgesetzten Studien bereitete er sich auf einen höhern Wirkungskreis vor. Als Haus- und Tischgenosse seines Verwandten, des erwähnten geheimen Raths von Gähler, schöpfte sein Geist reiche Nahrung in dem Umgange mit einem Manne, der mehre Jahre einen Gesandtschaftsposten in Constantinopel bekleidet und den größten Theil des civilisirten Europa's gesehen hatte, dabei aber ganz besonders die Gabe der interessantesten Mittheilung besaß.

Schon früh hatte Gähler die Musik liebgewonnen. Diese Neigung ward noch stärker, als er um diese Zeit (1770) den berühmten Componisten Karl Philipp Emanuel Bach, der längst ein Gegenstand seiner Bewunderung gewesen war, in Hamburg persönlich kennen lernte. Außer den Kirchenmusiken, die dort unter Bach's Leitung von Zeit zu Zeit aufgeführt wurden, wohnte Gähler auch seit 1770 den Winterconcerten in dem Saale des neu erbauten Sans-Souci bei. Dort wurden auch oft große Oratorien, mit Weglassung der Chöre, von ausgezeichneten Sängern und Sängerinnen aufgeführt. Einen tiefen Eindruck machte auf ihn der bezaubernde Gesang der Mara. Ähnliche Genüsse bereitete ihm die hamburger Bühne, die in den Jahren 1770—1780 einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hatte.

Im April 1779 ward Gähler zum Syndicus und ersten Stadtsecretair in Altona ernannt. Seine Berichte zeigten den gründlichen Rechtsgelehrten und hellen Kopf. Ungeachtet seiner überhäuften Geschäfte setzte er mit rühmlichem Eifer seine Privatstudien fort. In dem weiten Gebiete der Jurisprudenz blieb ihm kein Feld gänzlich fremd. Da er Alles mit philosophischem Blick betrachtete, ließen ihn auch die verwickeltsten Rechtsfälle selten einen Augenblick zweifelhaft. In der Intestaterbfolge, der Lehre von den Testamenten und andern wichtigen Rechtsmaterien, war er vorzüglich bewandert. Sorgsam prüfte er die Übereinstimmung und Abweichung des positiven und des Naturrechts. Sein philosophischer Scharfblick fand da Ordnung und Zusammenhang, wo sich dem Rechtsgelehrten von gewöhnlichem Schlage nur blinde Willkür zeigte. Sein Amt verpflichtete ihn zur Aufnahme aller mündlichen Testamente, und selbst noch in späterer Zeit, als er die Stelle eines ersten Bürgermeisters bekleidete, ward er in verwickelten Fällen ersucht, als Commissarius bei der Aufnahme von Testamenten gegenwärtig zu sein.

Zu seinen Amtsverhältnissen, die seinen Fähigkeiten und seiner Neigung völlig entsprachen, trat noch ein ebenso erfreuliches Familienleben. Seit dem April 1781 lebte er mit Margarethe Elisabeth Gaismar aus Hamburg in einer sehr glücklichen Ehe. Seine Gattin, durch Herzensgüte und zarte Weiblichkeit, wie durch geistige Vorzüge ausgezeichnet, machte ihn zum Vater von vier Kindern, und verschönerte eine Reihe von Jahren sein Leben. Er genoß auch die Freude, seinen ältesten Sohn in das Collegium einführen zu sehen, an dessen Spitze er selbst als Director stand.

Einen entschiedenen Einfluß auf Gähler's Geistesbildung übte um diese Zeit die Kantische Philosophie. Er nahm den lebhaftesten Antheil an der großen Revolution, welche die Kritik der reinen und bald nachher auch der praktischen Vernunft im Reiche des Wissens hervorbrachte. Durch jene beiden Werke ward Gähler's Aufmerksamkeit zuerst entschieden hingelenkt auf den königsberger Philosophen, dessen frühere, bereits seit dem J. 1770 erschienene, Schriften nur ein vorübergehendes Interesse erregt hatten und wenig beachtet worden waren. Mit großem Eifer und anhaltendem Fleiße studirte er die neue Terminologie Kant's. Er bewunderte seinen ungemeinen Scharfsinn und zollte ihm bis ans Ende seines Lebens die aufrichtigste Verehrung. Wenige von Kant's Schülern drangen tiefer in sein System ein und machten sich seine Ideen in der Anwendung so zu eigen, wie Gähler. Seine Vorliebe für die Kantische Philosophie ward noch genährt durch zwei ausgezeichnete Männer, mit denen er einen innigen Freundschaftsbund geschlossen hatte. Es war der auch als medicinischer Schriftsteller geschätzte Arzt J. A. Unzer und der rühmlich bekannte Dichter H. W. v. Gerstenberg.

Über eilf Jahre hatte Gähler das ihm übertragene Syndicat verwaltet, als er (1791) die durch den Tod des Justizraths Gries erledigte erste Bürgermeisterstelle in Altona erhielt. Der damalige Oberpräsident v. Stemann gab ihm mehrfache Beweise seiner Achtung und seines Wohlwollens, auch schon dadurch, daß er ihn einem Mitbewerber um jene Stelle vorgezogen hatte. Noch im J. 1791 ward Gähler zum Mitgliede der Justizdirection und im Nov. 1792 des Commerzcollegiums ernannt. Auf den aus-

*) Vergl. den Neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. XVIII. 1. Th. S. 94 fg.

gezeichneten Posten, den er bekleidete, hatte er sich durch seine bisherige Thätigkeit die vollgültigsten Ansprüche erworben. Unter seiner Administration erhob sich die Stadt Altona in wenig Jahren zu einer bisher nicht erreichten Höhe des Wohlstandes und der Betriebsamkeit. Gähler mußte aber auch die verhängnißvolle Zeit erleben, wo eben jene Stadt, dem Untergange nahe, unter manchen harten Drangsalen schwere Opfer bringen mußte, die von ihrem frühern Flor nur wenige Spuren zurückließen. Sie ward, bald nach dem Ausbruche der französischen Revolution, ein Sammelplatz für die Emigrirten. Die Neutralität der dänischen Flagge erstreckte seit dem J. 1795 ihre Wirkungen hauptsächlich auf die Stadt Altona, deren Einwohnerzahl durch eine große Masse theils wirklicher, theils Scheinbürger fast um ein Drittel vermehrt worden war. Die Preise der Grundstücke und aller Lebensbedürfnisse steigerten sich dadurch zu einer für die Beamten, Pensionisten u. s. w. drückenden Höhe, während alle Personen, die mit dem Handel in näherer oder entfernterer Beziehung standen, bis zum Taglöhner herab, den leicht erworbenen Gewinn sorglos und unbekümmert um den folgenden Tag vergeudeten. Die Arbeiten der ersten Stadtbehörde mußten sich unter diesen Umständen übermäßig anhäufen. Zu zahllosen Rechtsstreitigkeiten, welche die verschiedenartigen Handelsverhältnisse veranlaßten, gesellten sich viele und große Concurse. Auch das administrative Fach nahm die Thätigkeit des Magistrats mehr oder minder in Anspruch. Altona konnte sich Glück wünschen, damals in Gähler einen Mann zu besitzen, der mitten unter jenem Geschäftsdrange noch Muße fand, der Stadt durch Bemühungen, die nicht zu seinem Amte gehörten, nützlich zu werden.

Zu den mannichfachen segensreichen Anordnungen, die seine rastlose Wirksamkeit hervorrief, gehört das im J. 1800 gestiftete altonaische Unterstützungsinstitut, die ein Jahr später errichtete Sonntagsschule für Handwerker und die im J. 1811 begründete patriotische Gesellschaft [1]). Zur Organisirung dieser Anstalten war Gähler aufgefodert worden, und er unterzog sich diesem Geschäfte mit seinem nie erkaltenden Eifer für alles Gute und Gemeinnützige. Ein besonderer Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Sorgfalt blieb das Unterstützungsinstitut und die mit demselben verbundene Sparcasse, über deren progressiv fortschreitende Wirksamkeit er sich innig freute. Auch als er aus der Geschäftsführung dieser Anstalt statutenmäßig ausgetreten war, wohnte er noch regelmäßig den Versammlungen der Mitglieder bei und nahm an ihren Berathungen thätigen Antheil. Er bewirkte manche heilsame Verbesserung, namentlich in der innern Organisation des Instituts, und ließ sich selbst in den letzten Jahren seines Lebens auf den einstimmigen Wunsch der Mitglieder bewegen, noch ein Mal die Geschäftsführung zu übernehmen. Eine fortwährende, über 24 Jahre hinaus sich erstreckende Theilnahme widmete Gähler der Sonntagsschule seit ihrem Entstehen bis zu seinem Tode. Weder Kränklichkeit, noch ungünstige Witterung hielten ihn ab, dies Institut regelmäßig zu besuchen. Gleich thätig zeigte er sich als Mitglied der Centralverwaltung der bereits früher erwähnten patriotischen Gesellschaft. Er fehlte nie, wo es die Förderung gemeinnütziger Zwecke galt.

Seine mannichfachen Kenntnisse, verbunden mit seiner unerschütterlichen Rechtschaffenheit, veranlaßten die Regierung, ihm manche wichtige, ebenso ehren- als mühevolle Aufträge zu ertheilen, die außer dem Bereiche seines Amtes lagen. Noch als Syndicus war er Mitglied einer Commission, die zur Ausgleichung einiger wichtigen Differenzen mit der benachbarten Stadt Hamburg niedergesetzt worden war. In einer merkwürdigen und wichtigen Untersuchungssache über einen teutschen Reichsfürsten hatte Gähler, als Actuar der angeordneten Commission, die Berichte an den kaiserlichen Reichshofrath ausgearbeitet. Gemeinschaftlich mit dem Obergerichtsrathe Moritz übernahm er die Regulirung der pinneberger und altonaer Grenze bei Neumühlen. Eine rastlose Thätigkeit für das Gemeinwohl zeigte er als Mitglied der verschiedenen Commissionen, die zur Regulirung der Bürgerbewaffnung, der Einkommensteuer, der Bankanleihe, der Lieferungen an die französischen Truppen u. s. w. niedergesetzt worden waren. Noch in späterer Zeit trat er an die Spitze einer Commission, die ernannt worden war, um den Beeinträchtigungen durch die hamburger Zollverordnung zu steuern und die durch den gottorfer Tractat entstandenen Irrungen zu beseitigen.

Unter diesen überhäuften Geschäften ward er oft von Personen aus allen Ständen um Rath und Hilfe in ihren Privatangelegenheiten ersucht. Er zeigte sich in solchen Fällen nie mürrisch oder übellaunig. Liebreich hörte er Jeden an, ertheilte ihm seinen Rath und wußte auf diese Weise das ihm bewiesene Vertrauen gehörig zu würdigen. Diese Humanität war ein Hauptzug seines Charakters. In Schwäche artete sie jedoch nie aus. Freimüthig und rücksichtslos sprach er, wo es galt, seine Überzeugung aus. Er that dies unter andern in dem gediegenen Berichte, den er in der Abwesenheit des Oberhauptes der Stadt Altona über den dortigen Bibelstreit abstattete. Eine andere Auszeichnung, als die, welche ihm sein ehrenvolles Amt und die Gediegenheit seiner Persönlichkeit gewährten, war dem anspruchslosen Manne bisher nicht zu Theil geworden. Im Juni 1799 ward er zum wirklichen Etatsrath ernannt. An dem Geburtsfeste des Königs von Dänemark (1810) empfing er den Danebrogorden vierter Classe. Noch in dem genannten Jahre ward er zum Conferenzrath, und im October 1817 zum Commandeur des Danebrogordens ernannt. Bei aller Anspruchslosigkeit, die in seinem Charakter lag, war er nicht gleichgültig gegen diese Beweise der königlichen Huld. Fast noch mehr Werth aber legte er auf die Liebe und Verehrung seiner Mitbürger. Aufs Unzweideutigste gaben sie ihm dieselbe zu erkennen bei der Feier seines 50jährigen Dienstjubiläums am 2. Sept. 1818. Auch die vaterländische Hochschule nahm an jener Feier lebhaften Antheil. Von der juristischen Facultät zu Kiel empfing er das Ehrendiplom eines Doctors der Rechte. Überreicht ward es ihm in

1) s. den von Gähler verfaßten Aufsatz: Die Statuten der schleswig-holsteinischen patrictischen Gesellschaft, in den schleswig-holsteinischen Provinzialberichten. 1812. Heft 4. S. 476 fg.; auch besonders abgedruckt.

Gegenwart einer zahlreichen und glänzenden Versammlung, in dem Hörsale des Gymnasiums zu Altona, aus den Händen des Oberhauptes der Stadt, des Grafen von Blücher-Altona.

Auch im höheren Alter, als ihm die Abnahme seiner Kräfte fühlbar ward und seine Gesundheit mehr Schonung erheischte, fuhr Gähler rastlos fort, für das allgemeine Wohl thätig zu sein. Noch in dem letzten Jahre seines Lebens unterzog er sich, als Mitglied des königlichen Schulcollegiums, mit gewohntem Eifer der ihm übertragenen Visitation der öffentlichen Bildungsanstalten. Mit einem großen Zeitaufwande und auf Kosten seiner damals schon sehr wankenden Gesundheit besorgte er dies Geschäft, und fand sich hinreichend belohnt, wenn er ausgezeichnete Lehrer entdeckte und von den ungewöhnlichen Fortschritten einzelner Schüler sich überzeugte.

Gähler starb am 2. Jan. 1825. Was er den Bewohnern Altona's gewesen war, bewies die allgemeine Trauer bei seinem Tode und die Menge der Bürger, die in feierlicher Stille seinem Sarge folgten. Rastlos war er in dem langen Laufe seines Lebens auf der Bahn des Wissens fortgeschritten. Als Schriftsteller aufzutreten, erlaubten ihm seine vielfachen Berufsgeschäfte nur selten. Was er bei seiner vielseitigen Bildung in diesem Fache hätte leisten können, zeigt, außer einer von ihm verfaßten Beschreibung der Stadt Altona [2]), besonders eine in H. W. v. Gerstenberg's Schriften [3]) gedruckte Abhandlung, die in gleicher Weise von seiner tiefen Einsicht in die Tonkunst und ihren Zustand bei den Griechen, als von seiner großen Belesenheit und seiner klaren Darstellungsgabe zeugt. Die Neigung zur Musik, die ihm Zeitlebens die liebste Erholung gewährte, war so vorherrschend in ihm, daß Jeder, der sich ihm als ausübenden Tonkünstler, oder auch nur als Freund und Verehrer der Musik ankündigte, augenblicklich ein günstiges Vorurtheil für sich erregte und sich von Gähler's Seite jeder Gefälligkeit versichert halten konnte. Treffend bezeichnet seinen Geist der Umstand, daß er schon als Jüngling die ernsten Compositionen Sebastian Bach's und die Anwendung des Contrapunktes zu würdigen verstand. Den Sohn jenes großen Meisters, Karl Philipp Emanuel Bach, hatte Gähler, wie bereits erwähnt, schon früh in Hamburg kennen gelernt und sein classisches Werk über die wahre Art des Clavierspiels unablässig studirt. Dadurch ward Gähler in Stand gesetzt, die Bach'schen Compositionen meisterhaft und mit einem Ausdruck vorzutragen, der, verbunden mit seiner mechanischen Fertigkeit, wenig zu wünschen übrig ließ.

Befremden dürfte es kaum, daß Gähler, in solcher Schule gebildet, in seinen musikalischen Urtheilen und Ansichten von der großen Masse der Dilettanten abwich. Ausdruck der Empfindung galt ihm, nach seinen eigenen Äußerungen, als Hauptzweck der Musik. Für einen Nebenzweck hielt er die „Belustigung des Gehörsinnes durch reine mannichfaltige Harmonien, schöne melodische Grenzen und gut gewählte Rhythmen" [4]). „Dieser Nebenzweck," äußerte er a. a. O., „muß aber dem Hauptzweck nicht entgegenstehen, sondern vielmehr ihn dadurch, daß er die Aufmerksamkeit der Hörenden erregt und unterhält, unterstützen. Darin fehlen so manche Tonsetzer, daß sie diesen untergeordneten Zweck zum Hauptzweck machen. Wenn ihnen auch deshalb von der Menge Beifall zuströmt, so kann doch eine gesunde Kritik nicht mit zustimmen. Ob unsere heutige harmonische Musik die Eigenschaft besitze, Empfindungen und Gemüthsbewegungen so deutlich sprechen zu lassen, wie die ältere blos melodische, darüber kann noch viel gestritten werden, ehe sich etwas Gewisses ausmachen läßt. Von der Musik der Griechen wissen wir zu wenig, wenn uns gleich ihre Bestandtheile umständlich genug beschrieben worden sind. Indessen müssen wir nach den Zeugnissen mancher Schriftsteller glauben, daß sie von außerordentlicher Wirkung gewesen sein müsse. — Unser Contrapunkt hat die alten Tonarten, auch selbst die zwölf, die noch im 17. Jahrh. üblich waren und gewissermaßen als Überbleibsel der griechischen Musik angesehen werden können, dergestalt verdrängt, daß man jetzt die verschiedenen Wirkungen, welche man ehemals diesen nunmehr kaum dem Namen nach bekannten Tonarten zuschrieb, für leere Einbildung hält. So wandelt sich in der Welt Alles, auch unsere individuelle sowol als die ganzen Völkern gemeinsame Empfindungsweise, gleich dem Modegeschmack, und so reißt der Strom der Zeit ehemals hochgeachtete und tiefgefühlte Schönheiten der Kunst mit hinweg."

Nach solchen Ansichten waren für Gähler Bach, Händel, Graun, Gluck u. A. die Meister, in deren Werken er den Hauptzweck der Musik vollkommen erreicht zu finden glaubte, und die daher stets der Gegenstand seiner innigsten Bewunderung blieben. Seine Vorliebe für die Kirchenmusik und besonders für den Choral, den er für das schönste und wirksamste Mittel hielt, einen reinen Gesang hervorzubringen, ließ ihn auf andere Gattungen der Musik einen verhältnißmäßig zu geringen Werth legen. Er theilte nicht den Enthusiasmus, den Mozart's erste Compositionen auf der Bühne erregten. Erst in spätern Jahren lernte er das Talent und Verdienst jenes großen Meisters würdigen. Auch als Schriftsteller verbreitete Gähler seine individuellen Ansichten, durch die er in dem musikalischen Geschmack von ziemlich ganz Holstein eine Art von Reformation bewirkte. Als mehrjähriger Mitarbeiter an der Leipziger musikalischen Zeitung lieferte er mehre Abhandlungen und Recensionen. Sie sind unvergängliche Zeugen seines tiefen Gefühls, seiner umfassenden Kenntnisse und seiner innigen Liebe zur Musik, ungeachtet er dieser Kunst, sowie seinen übrigen wissenschaftlichen Studien nur wenige Mußestunden widmen konnte. Er benutzte diese Zeit auch zu Beiträgen für das Altonaische Adreßblatt, für den Altonaischen Merkur, die Halle'sche und Leipziger Literaturzeitung u. a. Journale [5]). (*Heinr. Döring.*)

2) Altona 1802, auch gedruckt in Riemann's Vaterlandskunde. Heft 1. S. 28 fg. 3) Altona 1816. 3. Bd. S. 382 fg. Die erwähnte Abhandlung, mit G—r unterzeichnet, ist betitelt: Schreiben eines Freundes, veranlaßt durch einen Aufsatz über Recitativ und Arie in der italienischen Sing-Composition.

4) s. Gerstenberg's Schriften. 3. Bd. S. 391 fg. 5) Vergl. J. C. F. Schmid's Andenken an K. S. Gähler. (Altona 1825.) (Mit seinem Bildniß.) Schleswig-holsteinische Provinzialberichte. 1825. Heft 4. S. 582 fg. 1826. Heft 4. S. 642.

GÄHNEN (Oscitatio, Oscedo, Chasme, Chasmos). Der allgemein bekannte Vorgang, welchen wir als Gähnen bezeichnen, und der auch bei manchen Säugethieren, namentlich den Fleischfressern, und, wenn ich nicht irre, auch bei Vögeln beobachtet wird, ist eine eigenthümliche Modification des Respirationsprocesses. Es findet nämlich eine tiefe, aber langsame, Einathmung statt, auf welche eine tiefe und ebenfalls langsame Ausathmung folgt; zwischen der Ein- und Ausathmung aber liegt ein verhältnißmäßig langer Zeitraum, wo die Lungen sich in stärkster Ausdehnung befinden und die Inspirationsmuskeln auf dem nämlichen Contractionsgrade verharren. Wesentlich ist es sodann, daß die ein- und ausgeathmete Luft nicht den gewöhnlichen Weg durch den Nasenkanal nimmt, sondern durch die Mundhöhle streicht; damit ist der Unterschied vom sogenannten Seufzen gegeben, bei welchem ein tiefes und langsames Ein- und Ausathmen ebenfalls vorkommt. Es wird nämlich beim Gähnen der Mund weit geöffnet, der Digastricus zieht den Unterkiefer herab und es contrahiren sich zugleich, wenigstens während des Einathmens, alle unter dem Einflusse des Nervus facialis stehenden Gesichtsmuskeln: so werden die Lippen, die Nasenflügel seitlich verzogen und die Augenlider geschlossen. Bei Betrachtung der Mundtheile überzeugt man sich, daß der Gaumen gehoben und horizontal gestellt wird, und zwar bis zur Berührung mit der Hinterwand des Schlundkopfes; denn auch bei ganz kräftiger Ausathmung dringt keine Luft in die Nasenhöhle. Die hintern Gaumenbogen nähern sich von beiden Seiten, das Zäpfchen verkürzt sich und deckt mehr oder weniger genau die mittlere Spalte zwischen den hintern Gaumenbogen. Durch diese Bewegungen des Gaumensegels sowol, wie durchs Herabziehen des Zungenbeins, wird die Rachenenge erweitert. Die gleiche Erweiterung findet ohne Zweifel auch an der Stimmritze statt. Endlich gehört es auch zu den wesentlichen begleitenden Erscheinungen des Gähnens, daß man in der zweiten Hälfte des Einathmens im innern Ohre ein summendes Geräusch empfindet. Bei dieser subjectiven Empfindung kommt es wol auf die Luftströmung durch die Tuba Eustachii an, und da der Levator palati mollis zum Theil mit von der Tuba Eustachii entspringt, so dürfte wol jenes Geräusch als eine Folge der Bewegungen des Gaumens anzusehen sein.

Manche haben das Gähnen als eine krampfhafte Affection (der Gesichtsmuskeln? des Respirationsapparats?) bezeichnet. Die allmälig fortschreitende Contraction einer ganzen Muskelgruppe, wie sie beim Gähnen stattfindet, hat jedoch mit der raschen Contraction der krampfhaft afficirten Muskelfaser Nichts gemein; auch läßt eine sorgsame Prüfung der Verhältnisse, unter denen das gewöhnliche Gähnen bei gesunden Individuen sich einzustellen pflegt, den Gedanken eines spastischen Elementes schwer aufkommen; denn eine ungenügende Anspannung der geistigen Thätigkeit, der unfreiwillige und deshalb machtlose Kampf zwischen geistiger Thätigkeit und geistiger Ruhe, d. h. zwischen Wachen und Schlafen, ist zunächst die Mutter des Gähnens. So gähnt man am leichtesten bei der Langeweile, mag man sich diese selbst in der Einsamkeit bereiten, oder mag sie in der Gesellschaft sich einschleichen bei mangelnder oder schleppender und geistloser Unterhaltung, etwa beim Vorlesen eines schlechten Gedichtes, oder beim Anhören einer gleichgültigen Musik u. s. w. Man gähnt ferner bei wirklicher Schläfrigkeit, namentlich auch nach dem Erwachen aus dem Schlafe, wenn die Dauer des genossenen Schlafes dem gewohnten Bedürfnisse nicht entsprach, oder wenn der Wille fehlt, in den ganz wachen Zustand überzugehen, wir uns also gleichsam selbst Langeweile bereiten. In den genannten Fällen kann man dem Gähnen die Bedeutung vindiciren, es solle durch dasselbe die Hinneigung zum Schlafzustande überwältigt werden; denn durch die starke Athmung entwickelt sich offenbar eine größere Energie des kleinen Kreislaufs. Wenigstens steht es mit dieser Ansicht recht gut im Einklange, daß sich dem Gähnen nach vorzeitigem Erwachen ein Dehnen und Recken der Glieder und ein Reiben der Augenlider zuzugesellen pflegt, wodurch offenbar noch andere Muskelgruppen zur Thätigkeit des wachen Zustandes übergeführt werden. In dem so häufigen Gähnen kleiner Kinder, wenn sie eben aus dem Schlafe erwacht sind, kann man auch nur eine Bestätigung jener Auffassung finden, zumal wenn man noch in Erwägung zieht, was eine aufmerksame Beobachtung in der Kinderstube leicht nachweist, daß nämlich häufig ein anderer organischer Vorgang mit dem Gähnen parallel geht. Wird nämlich ein eben erwachtes Kind zur Entleerung des Harnes in Bereitschaft gesetzt, so kann man ziemlich sicher darauf rechnen, daß der Harnstrahl mit dem Eintritte des Gähnens zu fließen beginnt.

Wollte man die Sache noch bestimmter in einen physiologischen Begriff fassen, so könnte man auch etwa sagen, das Gähnen sei eine im Respirationsprocesse versuchte Ausgleichung eines Zwiespaltes, einer Disharmonie zwischen Wachen und Schlafen.

Das Gähnen als ein vorübergehender Zustand macht einen gewissen Eindruck auf unser körperliches Gefühl; die Empfindung, welche dadurch angeregt wird, ist meistens ziemlich indifferent, im Ganzen darf sie aber doch zu den angenehmen gezählt werden.

Vom Nervensysteme geht der Impuls zum Gähnen aus. Dies läßt sich um so weniger in Abrede stellen, wenn man das Phänomen des sich mittheilenden Gähnens in Erwägung zieht; denn auch im ganz wachen Zustande, wenn der Geist keineswegs durch Langeweile niedergehalten wird, kann einer zum Gähnen veranlaßt werden, wenn und weil er einen Andern gähnen sieht. Begegnet so etwas in einer Gesellschaft, die sich vielleicht bis tief in die Nacht hinein verlängert, so braucht man um eine Erklärung vielleicht nicht grade verlegen zu sein; denn wenn bei dem ersten Gähnenden Langeweile oder wirkliche Schläfrigkeit den Sieg über die wirkliche oder anscheinende Heiterkeit der Gesellschaft davon trug, so kann ja auch wol bei dem zweiten, bei dem dritten

Lübker's und Schröder's Lexikon der schleswig-holsteinischen Schriftsteller. 1. Abth. S. 284. Gaßner's Universallexikon der Tonkunst S. 321. Den Neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. III. Heft 1. S. 9 fg.

Gähnenden die gleiche Ursache zu Grunde liegen, und man braucht nicht nothwendig an eine sogenannte Mittheilung zu denken. Anders stehen aber die Sachen offenbar dann, wenn ein guter Komiker in einem Schauspiele den Schlaftrunkenen zu spielen hat, der fortwährend gähnt und das ganze Haus zum Mitgähnen fortreißt, was um so eher geschehen wird, je lebhafter der Komiker die Zuschauer durch sein Spiel zu fesseln verstand. Mit der Sympathie, welcher man sonst im Bereiche des Nervenlebens eine so breite Herrschaft einräumte, ist hier nicht auszureichen. Das Überspringen eines gewissen Agens im Nervensysteme von einem Individuum zum andern würde nicht einmal für den Fall zur Erklärung ausreichen, wenn Jemand ganz allein ist und durch die bloße lebhafte Vorstellung des Gähnens wirklich zum Gähnen verführt wird. Mir scheint folgende Erklärung des sich mittheilenden Gähnens auszureichen, welche Pierer (Anatomisch-physiologisches Realwörterbuch. 3. Bd. S. 181) gibt. Da das Gähnen den angenehmen Zuständen des körperlichen Befindens zuzuzählen ist, so macht sich, wenn wir einen Gähnenden erblicken, der in einer gewissen augenblicklichen Beziehung zu uns steht, der Eindruck der so oft vorher vom Gähnen empfundenen Behaglichkeit ganz unbewußt in unserm Innern geltend; diese Idee drängt sich in den Kreis der übrigen Vorstellungen mit ein, und obwol ein auszugleichendes Misbehagen nicht vorhanden ist, so wird doch die beim Gähnen betheiligte Muskelgruppe durch jene Vorstellung in Wirksamkeit versetzt. Pierer weist auch auf die Analogie mit dem Tabaksschnupfer hin, der, so oft er einen Andern schnupfen sieht, versucht wird, auch mit in die Dose zu greifen, wenn er auch von sich aus nicht darauf geführt worden wäre, in diesem Augenblicke eine Prise zu nehmen.

Die Bewegungen der verschiedenen Theile erfolgen unwillkürlich beim Gähnen. Da aber die dabei betheiligten Muskelgruppen doch dem Willenseinflusse an und für sich zugänglich sind, so ist es möglich, daß der Gähneimpuls durch die Kraft des Willens ganz oder partiell gebrochen wird, wenn uns die Umstände dazu auffodern, diesem in unsern socialen Beziehungen unschicklich erachteten Acte keine Folge zu geben. Bei der partiellen Coupirung des Gähnens kann es geschehen, daß die Inspirationsmuskeln des Thorax wie gewöhnlich beim Gähnen wirken, während die Kiefern durch den festen Willen an einander gepreßt, die Lippen geschlossen bleiben, sodaß der Luftstrom durch den Nasenkanal streicht. Dies verlangt aber beim Ausathmen mehr Anstrengung, als beim Einathmen; denn beim Ausathmen dringt leicht ein Theil der Luft aus dem nur mühevoll durch die Lippen verschlossen gehaltenen Munde. In einem noch mehr beschränkten Maße wirkt der Wille ein, wenn das Gähnen wie gewöhnlich von Statten geht, ausgenommen, daß die Einathmung nicht in einem langen Zuge geschieht, sondern aus mehren, durch Zwischenräume unterbrochenen Stößen besteht.

Wir gähnen nun aber auch noch in manchen andern Fällen, namentlich auch in Krankheiten, und es weist das Gähnen dann im Allgemeinen auf eine Blutanhäufung im kleinen Kreislaufe hin, welche durch die tiefere Athmung beseitigt werden soll. So gehört das Gähnen mit zu den Zeichen organischer Lungenkrankheiten, zu denen sich Congestion gesellt. Man beobachtet es daher wol beim bevorstehenden Fließen der Hämorrhoiden oder der Katamenien, bei Unterleibsstockungen, bei anhaltender Verstopfung, bei schwerer Verdauung, als Vorbote intermittirender Fieber nach heftigem, bis zur Athemlosigkeit fortgesetztem Laufen Allgemeine Körperschwäche oder Schwächung des Nervensystems führt auch leicht zu einer Überfüllung im kleinen Kreislaufe, und so kommt das Gähnen bei Übelkeit, bei Ohnmachten, beim Fieberfroste, bei lange Hungernden, bei Nervenfiebern, bei Hirnkrankheiten, bei Hysterie, Hypochondrie, Epilepsie vor. Das Gähnen ist auch manchmal ein Vorbote der Niederkunft, und bisweilen läßt ein ungewöhnliches Gähnen die stattgefundene Empfängniß vermuthen. Das Gähnen nach starkem Säfteverluste ist nur ein Zeichen der allgemeinen Kräfteerschöpfung. Gähnen bei Eingenommenheit des Kopfes, bei Trägheit des Körpers und Geistes, bei gerötheten Wangen deutet auf Gehirncongestion und drohenden Schlagfluß. Das Gähnen beim Typhus, bei der Pest, bei der Ruhr, beim gelben Fieber kann bisweilen den Tod verkünden.

Das Gähnen tritt manchmal mit solcher Andauer auf, daß es als ein wahrhaft kranker Zustand aufzufassen ist. So beobachtete Coschwitz (De morbis gravidarum et puerperarum) bei einer Schwangern ein anhaltendes Gähnen. (*F. W. Theile.*)

GÄHRUNG. Das Wort Gährung wurde schon weit früher, ehe die chemische Veränderung der organischen Körper Gegenstand von wissenschaftlichen Untersuchungen wurde, zur Bezeichnung einer Gruppe von Verwandlungen angewandt, deren Producte für die Technik und das gesellschaftliche Leben von besonderer Wichtigkeit waren (denn im entgegengesetzten Falle würde man sie nicht zu der damaligen Zeit der Beachtung würdig gefunden haben), und welche darin mit einander übereinstimmten, daß sie freiwillig, d. h. ohne daß der Mensch besondere, künstliche Hilfsmittel zur Anwendung brachte, stattfanden. Die von der Natur unter den gewöhnlichen Verhältnissen gestellten Bedingungen sind aber eine gewisse, die Sommerwärme gewöhnlich nicht übersteigende, Temperatur, Gegenwart von Wasser und in den meisten Fällen auch Zutritt der atmosphärischen Luft, im Besonderen des Sauerstoffs. So werden Zucker haltende Pflanzensäfte unter diesen Bedingungen einer Veränderung unterworfen, indem sich der Zucker in Alkohol und Kohlensäure zerlegt, ohne daß dabei aus der atmosphärischen Luft irgend ein Stoff aufgenommen wird; diesen Proceß belegte man mit dem Namen Gährung im Besonderen, wobei dieser Begriff auch das Merkmal enthielt, daß sich aus der Flüssigkeit eine Gasart entwickelte; unter anderen Verhältnissen werden die Pflanzensäfte aber nicht geistig, sondern durch einen Gehalt an einer neu gebildeten Säure sauer; Letzteres geschieht besonders nach stattgefundener geistiger Gährung, worauf der Akohol aus der atmosphärischen Luft Sauerstoff aufnimmt, und dadurch in Essigsäure und Wasser zerfällt, ohne ein gasförmiges Product; im Wesentlichen unterscheidet sich hiernach dieser letztere Proceß von

dem ersteren dadurch, daß bei jenem ein Stoff (Sauerstoff) von der Flüssigkeit aufgenommen wird, während im erstern Falle ein reiner Zerlegungsproceß vorgeht.

Als in diesem Jahrhunderte durch die Ausbildung der organischen Chemie auch solche chemische Zersetzungen Gegenstände gründlicher Untersuchungen wurden, die weniger für die Technik von Bedeutung sind, häuften sich die Beobachtungen von Zersetzungen, die in ähnlicher Weise freiwillig stattfinden, so an, und zugleich zeigte sich eine so bedeutende Mannichfaltigkeit in dem Verlaufe des Processes, daß man nothwendigerweise gezwungen ward, diese sogenannten freiwilligen Zersetzungen in ihrer Verschiedenheit auch durch den Namen anzuzeigen; hierdurch ist der Bezeichnung Gährung ein bestimmterer Begriff zu Theil geworden.

Alle organischen Körper scheinen nach ihrem Tode dazu bestimmt zu sein, wenn sie sich selbst überlassen und den atmosphärischen Einflüssen ausgesetzt sind, eine Reihe von Veränderungen zu durchlaufen, bis sie nach einer mehr oder minder langen Zeit in unorganische Stoffe, namentlich Kohlensäure, Wasser, Ammoniak und Salpetersäure, aufgegangen sind. Diese rein chemische Zersetzung beginnt, sobald die Lebensthätigkeit aufhört. Vornehmlich ist es der Sauerstoff der Luft, welcher die Veränderung einleitet; sobald sie aber eingeleitet ist, geht die Zersetzung bei Gegenwart von Wasser und einer Temperatur über dem Gefrierpunkte auch ohne Sauerstoff rasch vorwärts. Sobald z. B. ein Apfel, oder eine Kartoffel angeschnitten wird, so zeigt die bald erfolgende Farbenänderung der Schnittfläche, daß eine Zersetzung eingeleitet ist; die Anregung geschieht durch den Sauerstoff der Luft; die Veränderung dringt aber von der verletzten Stelle, ohne daß der Sauerstoff tiefer Eingang finden kann, weiter in das Innere, sobald nur noch die oben angegebenen Bedingungen, Gegenwart von Wasser und eine Temperatur über 0°, stattfinden; wird diesen Bedingungen nicht genügt, d. h. vertreibt man das Wasser, oder trocknet man die Gegenstände, oder setzt man sie einer sehr niederen Temperatur aus, so wird der Zersetzungsproceß aufgehalten.

Solche Zersetzungsprocesse nun, welche durch irgend eine äußere Ursache eingeleitet, bei Gegenwart von Wasser und unter Einwirkung einer bestimmten Temperatur, auch wenn die ursprüngliche Ursache zu wirken aufhört, sich fortsetzen, bezeichnet man mit dem Namen Fäulniß. Die Anzahl der der Fäulniß fähigen Körper ist nicht bedeutend; aber so gering diese Anzahl ist, so sind sie doch so verbreitet in der organischen Natur, daß kein Theil eines organischen Wesens frei davon ist. Hierhin gehören vornehmlich die Schwefel und Stickstoff enthaltenden Theile der Pflanzen und Thiere, namentlich das Pflanzenalbumin, das Pflanzencaseïn, das Thieralbumin, das Thiercaseïn, Thierfibrin, die Leimgebilde, der thierische Schleim, die Excremente, Galle und Gehirn. Im Allgemeinen sind die Producte der Fäulniß nicht hinlänglich untersucht; nur in Bezug auf den Käse und die Galle hat man genauere Resultate erhalten.

Diese in Fäulniß begriffenen Substanzen haben nun die Eigenthümlichkeit, wenn sie mit andern Körpern während der Fäulniß in Berührung kommen, in diesen ebenfalls eine Zersetzung anzuregen; dieser bei den letzteren stattfindende Proceß wird Gährung genannt; die Bedingungen der Gährung sind dieselben, wie bei der Fäulniß, nämlich Gegenwart von Wasser und eine angemessene Temperatur; der die Gährung einleitende oder faulende Körper heißt Gährungsmittel oder Ferment.

Nach dieser Bestimmung gehört demnach der Proceß, wornach sich Alkohol unter Aufnahme von Sauerstoff in Essigsäure und Wasser verwandelt, und welcher meist mit dem Namen saure Gährung bezeichnet wird, nicht zu dem Begriffe Gährung, weil in den Gährungsprocessen kein fremder Stoff aufgenommen wird.

Werden trockene Substanzen, z. B. Holz, unter Einfluß der Luft und deren Feuchtigkeit durch Aufnahme von Sauerstoff zerstört, so bezeichnet man diese Vorgänge mit dem Namen Verwesung.

Als eine fernere Art der freiwilligen Zersetzungen sind noch die bei abgeschlossener Luft in einer großen Tiefe stattfindenden Umwandlungen vornehmlich von Pflanzen, deren Producte, als Steinkohlen, Braunkohlen, Anthracit, fossile Harze u. s. w., bekannt sind, zu bemerken.

Was nun im Besonderen die Gährungsprocesse betrifft, so ist zunächst festzuhalten, daß diejenigen Körper, welche die Gährung dadurch, daß sie in Fäulniß begriffen sind, einleiten, also die Fermente in ihrer Wirkung höchst verschieden sind, indem sowol ein und dasselbe Ferment bei verschiedenen gährungsfähigen Materien verschiedene Zersetzungen hervorbringt, als auch verschiedene Fermente in Berührung mit demselben gährungsfähigen Stoffe verschiedene Resultate geben. In einigen Fällen hingegen können sich verschiedene Fermente, ohne die Wirkung zu ändern, vertreten, in andern Fällen aber spielt ein und dasselbe Ferment, indem es selbst verschiedene Stadien der Zersetzung durchläuft, die Rolle verschiedener Fermente.

Die Producte, welche durch die Gährung zum Vorschein kommen, sind ihrer physikalischen Beschaffenheit nach in Wasser löslich und bei gewöhnlicher Temperatur flüssig; andere sind bei gewöhnlicher Temperatur gasförmig.

Ehe wir zu einer nähern Erörterung der verschiedenen organischen Körper, welche der Gährung unterworfen sind, übergehen, scheint es zweckmäßig, zuvor auf einen einzelnen Fall aus dem Gebiete der anorganischen Chemie aufmerksam zu machen, dessen Verlauf durchaus der Gährung der organischen Körper ähnlich ist, und, da der Proceß selbst höchst einfach ist, dazu dienen kann, die Gährung dieser letzteren in ein helleres Licht zu setzen. Ich meine die Zersetzung der edlen Metalloxyde durch Wasserstoffsuperoxyd. Es ist bekannt, daß letzteres durch Berührung mit feinvertheilten Körpern, namentlich Kohle, feinvertheilten edlen Metallen, oder auch Manganhyperoxyd, veranlaßt wird, sich in Wasser und Sauerstoff zu zerlegen; wendet man statt dieser hingegen Platinoxydhydrat, Goldoxyd, Silberoxyd, Queck-

silberoxyd oder auch Bleisuperoxyd an, so fängt zunächst das Wasserstoffsuperoxyd an, sich durch Contactwirkung in der angegebenen Weise zu zerlegen, und dann veranlaßt es, gleichsam die Rolle des in Fäulniß (Zersetzung) begriffenen Ferments spielend, durch Mittheilung der chemischen Thätigkeit auch die genannten Oxyde sich zu zerlegen (zu gähren), wodurch als Zersetzungsproducte Sauerstoff und Metalle, oder, bei Anwendung von Bleisuperoxyd, Bleioxyd entsteht.

Zu den Gährungen gehört zunächst 1) die Umwandlung der Stärke in Gummi und beider in Traubenzucker durch Vermittelung von Diastas, oder auch Pflanzenkleber. Das Diastas bildet sich beim Keimen der Gerste, des Hafers und des Weizens; sie ist bis jetzt wol noch nicht ganz chemisch rein dargestellt, und ihre Zusammensetzung ist noch nicht gehörig untersucht; sie enthält Stickstoff, soll aber um so weniger enthalten, je reiner sie ist. Schon in dem Keimungsprocesse der genannten Getreidekörner vermittelt sie wahrscheinlich die Umwandlung der Stärke in Gummi und Zucker, und thut es ebenso, wenn sie von den lebenden Organismen getrennt wird; namentlich wirkt sie schnell in einer Temperatur von gegen 70°. Schon eine geringe Quantität Diastas, 1 Theil, verwandelt 2000 Th. Stärke in Dextrin und 1000 Th. in Traubenzucker.

Dieser Gährungsproceß findet technisch Anwendung bei der Darstellung des Dextrins. Man bringt in einen Kessel, der durch Dampf- oder Wasserbad geheizt wird, 350—400 Th. Wasser, und rührt, sobald dasselbe auf ungefähr 30° erwärmt ist, 5 Th. gepulvertes Gerstenmalz ein, läßt die Temperatur auf 60° steigen, setzt dann 100 Th. Stärke hinzu und mischt Alles wohl mit einander. Man sucht dann die Temperatur auf 70° zu erhalten, wenigstens so, daß sie weder unter 65° sinkt, noch 75° erreicht. Nach 20—30 Minuten wird die Anfangs milchige und dicke Flüssigkeit immer dünner; nun steigert man die Temperatur auf 95 — 100°, damit nicht die Zuckerbildung beginne, läßt die Flüssigkeit sich klären, filtrirt, dampft schnell ein und schäumt dabei ab. Hat die Flüssigkeit nun eine dickere Consistenz erhalten, so läßt man sie erkalten, worauf die Masse zu einer Gallerte gesteht, welche man sodann in Trockenstuben trocknen kann.

Statt des Gerstenmalzes kann man natürlich eine viel kleinere Menge Diastas anwenden.

Will man statt Dextrin Trauben- und Schleimzucker gewinnen, so hat man nur nöthig, bei dem oben angegebenen Verfahren die Temperatur von 70° nicht 20—30 Minuten, sondern ungefähr drei Stunden zu erhalten. Diese Einwirkung des im Gerstenmalze enthaltenen Diastas auf Stärke hat in der Branntweinbrennerei und Bierbrauerei vielfache Anwendung gefunden.

Dieselbe Einwirkung, wie das Diastas, hat auch der Kleber. So wird Stärkekleister, der noch eine geringe Beimengung von Kleber enthält, sich selbst überlassen, bei einer Temperatur von 20 — 24°, sobald man das verdunstende Wasser stets ersetzt, nach 4 — 8 Wochen in $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{2}$ Zucker und $\frac{1}{10}$ — $\frac{1}{5}$ Dextrin verwandelt, während ein Theil der Stärke meist unzersetzt bleibt. Kirchhoff versetzte Kleister, bestehend aus 1 Th. Stärke und 12 Th. Wasser, mit 1 Th. getrocknetem Kleber, und überließ das Gemenge in einem bedeckten Gefäße einer Temperatur von 62°. Dabei wurde die Masse immer dünnflüssiger und hatte sich in ein Gemenge von Dextrin und Zucker umgewandelt. Diese Umwandlung findet statt sowol beim Zutritte der Luft, als auch ohne dieselbe. Durch die Umwandlung des Stärkemehls in Dextrin oder Zucker verliert das Diastas die Eigenschaft, die Umwandlung weiter zu veranlassen, indem es selbst eine chemische Umänderung erleidet.

Bei der Umänderung der Stärke in Dextrin ist die procentische Zusammensetzung nicht geändert; es hat also die Zersetzung des Diastas oder des Klebers nur eine Umänderung in dem gegenseitigen Verhalten der einzelnen Theilchen veranlaßt. Geht das Dextrin weiter in Traubenzucker über, so werden die Elemente von 2 Äquivalenten Wasser chemisch gebunden, und 2 andere Äquivalente Wasser werden in dem krystallisirten Traubenzucker als Krystallwasser aufgenommen. Diese Einfachheit der chemischen Umwandlung wird aus den Äquivalentenformeln der Stärke, des Dextrins und der verschiedenen Zuckerarten klar:

Stärke (Amylon) = $C^{12}H^{10}O^{10}$,
Dextringummi = $C^{12}H^{10}O^{10}$,
Wasserfreier Milchzucker = $C^{12}H^{10}O^{10}$,
Krystallisirter Milchzucker = $C^{12}H^{10}O^{10} + 2HO$,
Krystallisirter Rohrzucker = $C^{12}H^{11}O^{11}$,
Wasserfreier Fruchtzucker = $C^{12}H^{12}O^{12}$,
Wasserfreier Traubenzucker = $C^{12}H^{12}O^{12}$,
Krystallisirter Traubenzucker = $C^{12}H^{12}O^{12} + 2HO$.

2) Die Milchsäuregährung oder die Umwandlung von Stärke, Gummi, der verschiedenen Zuckerarten und Pflanzenschleim in Milchsäure ist vorzüglich von Fremy und Boutron-Charlard zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht. Nach ihnen verwandeln sich die genannten Körper, wenn sie in ihren wässerigen Lösungen mit Caseïn (dem Käsestoffe aus der Milch), besonders aus sauer gewordener Milch, mit thierischen Membranen, oder mit den stickstoffhaltigen Körpern, welche im Getreide enthalten sind, einer gleichmäßigen Temperatur von 28—30° ausgesetzt werden, in Milchsäure; diese Umwandlung geht um so rascher von Statten, sobald die entstandene Milchsäure stets durch Kalk oder durch eine andere Basis neutralisirt wird. Diese Milchsäuregährung findet hauptsächlich beim Sauerwerden der Milch statt, ferner bei der Gährung von Pflanzenstoffen, des Sauerkrautes, der sauren Gurken, der sauer werdenden Krähenaugenmasse, im sauer werdenden Mehlkleister, Hafergrütze, Reiswasser, sauer werdender Gerberlohe u. s. w.; sie stellt sich, sobald das Ferment in dem gehörigen Zustande der Zersetzung begriffen ist, auch ohne Zutritt von Sauerstoff ein und ohne Ausscheidung irgend eines andern Stoffes, als Wasser; Stärke und Dextrin gehen vielmehr gradezu in Milchsäure über. Diese Verwandlung wird klar aus der Äquivalentenformel der wasserfreien Milchsäure = $C^6H^5O^5$, sodaß $2(C^6H^5O^5) = C^{12}H^{10}O^{10}$ = 1 Äquival. Stärke = 1 Äquival. Dex-

trin = 1 Äquival. wasserfreiem Milchzucker = 1 Äquival. krystallisirtem Rohrzucker — 1 Äquival. Wasser = 1 Äquival. wasserfreiem Traubenzucker — 2 Äquival. Wasser u. s. w. sind.

Am bekanntesten ist der Gährungsproceß der Milch. In der Milch sind die für die Gährung wesentlichen Stoffe, Milchzucker und Caseïn, enthalten, letzteres im Durchschnitt in einer Quantität von 4—5 Proc. Milchzucker wurde in Frauenmilch 0,88—1,29 Proc., Kuhmilch 3,5—3,6, Eselinnenmilch 4,5, Stutenmilch 8,75, Ziegenmilch 4,38, Schafmilch 4,2 Proc. gefunden. In frischer Milch ist das Caseïn an Alkali gebunden und in diesem Zustande aufgelöst; geht hierauf, durch Umwandlung (Fäulniß) des Caseïns, der Milchzucker in Milchsäure über, so wird durch dieselbe das Alkali gesättigt, und der Käsestoff scheidet sich in Gestalt einer Gallerte ab, in der man keine Gasblasen wahrnimmt. Diese Veränderung der Milch beginnt sogleich, sobald sie den thierischen Körper verlassen hat und mit der Luft in Berührung kommt; sie wird beschleunigt durch eine höhere Temperatur, durch Kälte aber verzögert. Setzt man der Milch, nachdem der darin enthaltene Milchzucker in Milchsäure übergegangen ist, eine neue Quantität Milchzucker zu, so wird auch dieser in Milchsäure umgewandelt; fügt man statt des Milchzuckers Traubenzucker oder Rohrzucker zu, so erfolgt dieselbe Umwandlung; untersucht man die Mischung, welcher man Rohrzucker zugesetzt hat, bevor die Umänderung in Milchsäure beendigt ist, so findet man einen Theil des Rohrzuckers in Traubenzucker umgewandelt, sodaß es scheint, als ob nur Milchzucker und Traubenzucker direct in Milchsäure übergehen könnten, und daß der Rohrzucker sich vorher in Traubenzucker umwandeln muß. — Bei der Milchsäuregährung entsteht auf eine unerklärbare Weise eine sehr kleine Quantität Mannit. Dieser läßt sich, nachdem man die Milchsäure durch Kreide neutralisirt hat, in der Mutterlauge des milchsauren Kalks nachweisen, wenn man den Kalk durch Oxalsäure ausfällt, die saure Flüssigkeit zur Syrupsdicke abdampft, den Rückstand mit kochendem Alkohol behandelt und Äther zusetzt.

Außer dem in Zersetzung begriffenen Caseïn wirken auch andere stickstoffhaltige Stoffe, unter andern in Fäulniß übergehendes Albumin von Thieren und Pflanzen, Fibrin und thierische Membranen als Gährungsmittel. Diese Stoffe faulen um so leichter, je weniger rein sie sind; so faulen z. B. thierische Membranen und Fibrin, wenn sie mit Wasser, Alkohol und Äther behandelt sind, einzeln in Berührung mit Wasser sehr langsam, oft erst nach Monaten; sind sie hingegen zusammen und enthalten sie vornehmlich noch Fett, so geht die Fäulniß durch gegenseitige Anregung, und somit auch die Gährung, welche durch sie vermittelt wird, höchst rasch von Statten.

Ein sehr häufig technisch und in den Wirthschaften angewandtes Mittel, die Milch zum Gerinnen zu bringen, ist die Behandlung derselben mit der Schleimhaut des Labmagens vom Kalbe. Werden wohl mit Wasser gewaschene Stücke dieses Labmagens einige Stunden lang in Wasser eingeweicht, und wird hierauf etwas von dem Wasser zu frischer Milch zugefügt und diese nun an einen mäßig warmen Ort gestellt, so gerinnt die Milch in kurzer Zeit zu einer zusammenhängenden Gallerte. Diese Wirkung tritt um so schneller ein, je länger die Haut mit Wasser und Luft in Berührung war, d. h. in einem je höheren Stadium der Zersetzung (aber nur bis zu einer gewissen Grenze) sich dieselbe befindet; in ganz frischem Zustande hat sie fast gar keine Wirkung. In den Käsewirthschaften der Schweiz und Englands, überhaupt bei der Darstellung von fettem Käse, wendet man stets nur Lab an. Ein Theil des Milchzuckers wird hierdurch in Milchsäure verwandelt, welche das in der Milch enthaltene und mit dem Caseïn chemisch verbundene Alkali neutralisirt, und hierdurch das Caseïn zur Ausscheidung bringt. Entfernt man das Caseïn, bevor das sämmtliche Kali neutralisirt ist, so enthält das Caseïn noch sämmtliche phosphorsaure Kalkerde und phosphorsaure Talkerde, welche in der Milch enthalten sind; durch diese Verbindungen verliert der Käse seine Leichtlöslichkeit in kohlensauren Alkalien. Läßt man hingegen die Verwandlung des Milchzuckers in Milchsäure weiter fortgehen, so ist der hierdurch erhaltene Käse, da ihm die phosphorsauren Salze entnommen sind, in Alkalien leicht löslich; diese letztere Eigenschaft erhält auch der aus der neutralen Lösung durch Lab gefällte Käse, wenn man ihn mit verdünnter Schwefelsäure behandelt. Aus demselben Umstande folgt auch, daß der süße Molken keine phosphorsauren Erden enthält, während diese im sauren Molken in reichlicher Menge vorhanden sind.

Mit derselben Schleimhaut, welche Milch zum Gerinnen bringt, dadurch, daß sie den Milchzucker in Milchsäure verwandelt, läßt sich auch eine Zuckerlösung in Milchsäure verwandeln. Jedoch ist im Allgemeinen zu bemerken, daß diese Umwandlung nur in einem gewissen Stadium der Zersetzung der Schleimhaut stattfindet, in einem spätern Stadium, wenn man sie längere Zeit mit Luft und Wasser in Berührung gelassen hat, vermittelt sie die Umwandlung des Zuckers in Kohlensäure und Alkohol.

3) Die Buttersäuregährung, oder die Verwandlung der Milchsäure in Buttersäure, Kohlensäure und Wasserstoff, wurde zuerst von Pelouze und Gélis beobachtet. Setzt man nämlich zu einer Lösung von 60 Gewichtstheilen Rohrzucker, Traubenzucker oder Milchzucker in 300—360 Th. Wasser, 20 Th. Kreide und 3 Th. faulen mageren Käse, und läßt das Gemenge an einem 30—35° warmen Orte stehen, am besten in einer verschlossenen Flasche, die mit einem Gasleitungsrohre versehen ist, so verwandelt sich die Masse nach einiger Zeit ohne Gasentwickelung durch die Milchsäuregährung in einen steifen, krystallinischen Brei von milchsaurem Kalk. Allmälig stellt sich nun aber eine Entwickelung von Kohlensäure und Wasserstoffgas ein, während die Masse dünnflüssiger wird, und nach 5—6 Wochen findet man in der Lösung wesentlich nur buttersauren Kalk.

Engelhard und Maddrell haben gezeigt, daß der zuckerfreie, neutrale milchsaure Kalk bei seinem Übergange in buttersauren Kalk neben diesem Salze kohlensauren Kalk liefert, während sich Kohlensäure und Wasserstoffgas in dem Volumenverhältnisse 3 : 4 entwickeln. Hieraus geht

hervor, daß 2 Äquival. milchsaurer Kalk = 2 (CaO, $C^6H^5O^5$ + HO) sich in 1 Äquival. buttersauren Kalk = CaO, $C^8H^7O^4$, 1 Äquival. kohlensauren Kalk = CaO, CO^2, 3 Äquival. Kohlensäure = $3CO^2$, und 4 Äquival. Wasserstoff zerlegen.

Nach Scharling bildet sich Buttersäure, wenn man zerriebene Kartoffelmasse, aus welcher die Stärke ausgewaschen worden ist, sich selbst überläßt, wodurch sie in Gährung kommt. Schubert rührte gekochte und zerriebene Kartoffeln mit Käse und Wasser an und ließ die Masse sauer werden. Viel schneller als Caseïn soll Fleisch als Ferment wirken, sodaß bei Anwendung eines Gemenges von gekochten Kartoffeln mit Wasser oder von Stärkekleister, Kreide und Fleisch, wenn man es in die Wärme stellt, schon nach einigen Tagen die Buttersäurebildung vollendet ist. Marchand fand, daß die Flüssigkeit von sauren Gurken sehr viel Buttersäure enthält, und Larocque zeigte, daß mehre schleimige Pflanzen, z. B. Althäawurzel, Lilienzwiebeln, Quittenkörner, Flohsamen, Schwarzwurzel, Leinsamen und Samen von Trigonella foenum graecum, wenn man sie mit einer gewissen Quantität Wasser und kohlensaurem Kalk der freiwilligen Verdunstung überläßt, in Gährung kommen, Gase entwickeln und Buttersäure bilden, die sich mit der Kalkerde vereinigt. Hierbei wandte er 500 Grammen frische oder 334 Grammen trockene Althäawurzel und 4 Liter Wasser an. Die Wurzel wurde vorher zerkleinert; am schnellsten sauer wurden die frischen Wurzeln. Von Zeit zu Zeit setzte er, um die Säure zu neutralisiren, Kreide zu, wodurch die Säuerung beschleunigt wurde. Die Masse entwickelte Gas, welches im Anfange nur Stickgas war, später aber erschien Wasserstoffgas und Kohlensäure. Nach 5—6 Wochen war die Gährung beendet. Als Rückstand fand er nur das Zellgewebe, während alle löslichen Bestandtheile, als Zucker, Mannit, Schleim, Gummi, Aspargin u. s. w., zerstört waren. Die Lösung enthielt buttersaure Kalkerde.

4) Von besonderer technischer Wichtigkeit und von großer Bedeutung für das gesellschaftliche Leben ist die Alkoholgährung oder geistige Gährung, oder die Umwandlung des Zuckers in Alkohol und Kohlensäure. Viele zuckerhaltige Pflanzensäfte, namentlich Traubensaft, Äpfelsaft u. s. f., gehen, wenn sie vorübergehend der Luft ausgesetzt waren, in Gährung über, wobei sich die Temperatur, wenn sie vorher 12° war, bis auf 20—24° erhöht; mit dem Abnehmen der Temperatur nimmt dann auch die Gährung ab, worauf der Zucker in Alkohol und Kohlensäure zerfallen ist. Nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen ist diese Umwandlung nur dem Trauben- und Frucht- oder Schleimzucker eigenthümlich; hingegen erleiden auch Rohr- und Milchzucker, nachdem sie vorher durch dieselben Gährungsmittel in Traubenzucker verwandelt sind, dieselbe Zersetzung; Stärke (Amylum) und Dextrin, sobald sie auf die unter 1) angegebene Weise in Traubenzucker übergegangen sind, geben, durch ein passendes Ferment angeregt, dieselben Producte. Dieses Ferment ist in den genannten Pflanzensäften schon an und für sich enthalten als ein Schwefel und Stickstoff enthaltender Stoff, der eine mit dem Pflanzenkleber, dem thierischen Caseïn und dem Legumin der Hülsenfrüchte (Pflanzencaseïn) übereinstimmende Zusammensetzung hat. Um die Gährung reiner Zuckerlösungen einzuleiten, setzt man meist ein unter dem Namen Hefe bekanntes Ferment zu. Die Art der Zerlegung ersieht man leicht aus den Formeln, indem 1 Äquival. wasserfreier Traubenzucker = $C^{12}H^{12}O^{12}$ gleich ist der Summe von 2 Äquival. Alkohol = $2(C^4H^6O^2)$ und 4 Äquival. Kohlensäure = $4CO^2$.

Der Verlauf dieser Alkoholgährung läßt sich am leichtesten aus einer kurzen Beschreibung der bei der Weinbereitung, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei und beim Brodbacken vorkommenden Erscheinungen erkennen.

Der Wein wird vornehmlich durch Gährung des Traubensaftes, sonst aber auch durch Gährung anderer süßer Früchte bereitet. Die Hauptbestandtheile des Traubenweines sind außer Alkohol, welcher durch Gährung des in den Weintrauben enthaltenen Trauben- und Fruchtzuckers entsteht, Wasser, unzersetzter Zucker, Weinstein, Farbstoff und eine sehr geringe Quantität eines flüchtigen Öles, welches letztere das sogenannte Aroma bedingt. Durch Auspressen der reifen Weintrauben erhält man den Most, eine Flüssigkeit, die nach den verschiedenen Traubensorten, nach dem Klima und Boden, als Hauptbestandtheile Wasser, Frucht- und Traubenzucker, Gummi, Farbstoff, Weinstein und jenen Schwefel und Stickstoff enthaltenden Stoff, der in seiner Zusammensetzung mit dem Kleber, dem Thiercaseïn und dem Legumin übereinstimmt, in verschiedenen Verhältnissen enthält. Der Most kommt, da der letztgenannte Stoff als Ferment wirkt, in Gährung; man läßt dieselbe entweder in Fässern vor sich gehen, nachdem die Hülsen entfernt sind, und erhält so den weißen Wein, oder man läßt ihn einige Zeit lang über den Hülsen blauer Beeren gähren, damit aus diesen nach und nach der Farbstoff ausgezogen werde. Die Gährung tritt um so später ein und dauert längere Zeit, je zuckerreicher der Most ist. Nachdem die erste heftige Gährung vorüber ist, klärt sich der Most allmälig, indem am Boden der Fässer die Unterhefe und an der Oberfläche die Flüssigkeit der Oberhefe erscheint. Die Oberhefe wird nun abgenommen und das Faß verspundet; nach Beendigung dieser Hauptgährung tritt sodann die stille oder Nachgährung ein, durch welche der Wein bis zu einer gewissen Grenze alkoholhaltiger oder geistreicher wird. Nach einer gewissen Zeit zieht man ihn ab, um ihn von der abgesetzten Hefe zu befreien und die Gährung nun gänzlich aufzuheben. Die Stärke, d. h. der Alkoholgehalt des Weines, hängt von der Quantität des in dem Moste enthaltenen Zuckers ab, welchen man, wenn die Trauben nicht gehörig süß sind, oft noch absichtlich hinzusetzt, um die Säure des Weines von der Menge des aufgelösten Weinsteins zu befreien. In den Rothweinen ist meist eine ziemlich beträchtliche Menge Gerbsäure, aus den Hülsen entlehnt, vorhanden; diese bedingt den herben Geschmack desselben. Die süßen Weine werden dadurch erzeugt, daß man vor der Gährung den Wassergehalt, entweder indem man die Trauben etwas eintrocknen läßt, oder nach dem Keltern den Most durch Einkochen concentrirt, verringert; durch absichtliche Verminderung der He-

fen wird die Gährung eher unterbrochen, als der Zuckergehalt gänzlich zerſetzt iſt. Die mouſſirenden Weine verdanken die Eigenſchaft des Schäumens ihrem Kohlenſäuregehalte, welcher dadurch veranlaßt wird, daß der Moſt, noch ehe die Gährung beendet iſt, auf Flaſchen gezogen wird. Außer aus dem Safte der Trauben bereitet man auch Wein aus verſchiedenen anderen ſüßen Früchten, vornehmlich Äpfeln und Stachelbeeren. Dieſe Weine enthalten keine Weinſäure, ſondern Äpfelſäure; um den relativen Gehalt an letzterer zu vermindern, ſetzt man oft noch Waſſer zu den Säften, und um die zu erzielende Weingeiſtmenge zu vergrößern, wird meiſt noch Zucker vor der Gährung hinzugefügt. Andere Weine ſind noch Birkenwein, aus dem Safte der Birken, Meth aus Honig und Stärkezuckerwein aus Stärkezucker. — Beſondere Beachtung verdient noch ein geiſtiges Getränk, Kumyß, welches die Perſer und Tataren aus der Milch der Stuten und Eſelinnen bereiten, beſonders deswegen, weil ſeine Darſtellung lehrt, daß auch Milchzucker unter beſonderen Verhältniſſen gährungsfähig iſt. Dieſe Völker laſſen die Milch in Schläuchen von ungegerbter Haut ſauer werden und ſchütteln dieſelbe ſo lange, bis ſich ein dicker Rahm an der Oberfläche gebildet hat.

Bier iſt ein Getränk, welches hauptſächlich aus Gerſte und Weizen, aber auch bisweilen aus anderen Getreidearten, Kartoffeln, Honig, Syrup bereitet wird. Das Bier unterſcheidet ſich vom Weine vornehmlich durch das Fehlen des Weinſteins und das Vorhandenſein einer mehr oder weniger großen Quantität unzerſetzten Zuckers, oder Dextrins.

Der Proceß des Bierbrauens iſt, ſobald Getreide, deſſen Stärkegehalt beſonders in Rechnung gezogen werden muß, verwandt wird, ein doppelter: 1) die Verwandlung der Stärke in Dextrin und Zucker, und 2) die Zerſetzung eines Theils deſſelben in Alkohol und Kohlenſäure. Der Stoff, durch welchen die Umwandlung der Stärke in Zucker veranlaßt wird, iſt das Diaſtas; es wird erzeugt durch das Malzen. Zuerſt wird das Getreide, meiſt Gerſte, in Waſſer 50 — 70 Stunden gequellt. Die aufgequellte Gerſte wird nun auf die Malztenne gebracht, wo ſie ſich, indem ſie zu keimen anfängt, erhitzt; ſobald als die Wurzelfaſern hervorgetreten ſind, ſucht man den Keimungsproceß zu unterbrechen, damit der jetzt gebildete Zucker nicht zur Ausbildung der Blätter verbraucht werde, und ſomit nicht für die Zerſetzung in Alkohol verloren gehe; dies geſchieht durch Umſchaufeln und Trocknen oder Darren. Das an der bloßen Luft ohne künſtliche Wärme getrocknete Malz heißt Luftmalz, das durch heiße Luft getrocknete Darrmalz; durch den verſchiedenen Grad der dabei angewandten Hitze wird die Farbe deſſelben bedingt, und von dieſer hängt zum Theil wiederum die Farbe des Bieres ab. Eine zu hohe Temperatur, über 60°, iſt unzweckmäßig, da durch die Hitze ein Theil des Zuckers zerſtört wird. Das auf dieſe Weiſe der Keimkraft beraubte Malz wird nun entweder allein, oder im Gemenge mit ungemalztem Getreide geſchroten, d. h. auf der Mühle grob gepulvert. Die geſchrotene Gerſte kommt nun in die Maiſchbottiche, um eingemaiſcht zu werden; dieſe Operation hat nicht nur zum Zweck, den in dem Malze enthaltenen Zucker und das Dextrin aufzulöſen, ſondern zugleich durch das im Malze enthaltene Diaſtas das noch nicht umgewandelte Stärkemehl in Dextrin oder Zucker zu verwandeln. Dies geſchieht in Bottichen mit doppeltem Boden, aus deſſen unterem Raume, nachdem das Schrot mit Waſſer von circa 60° einige Zeit lang behandelt iſt, die klare, ſüße Flüſſigkeit, die Würze, abgelaſſen wird. Die Würze wird nun in der Braupfanne oder im Braukeſſel gekocht. Das Kochen hat nicht allein zum Zweck, die Würze zu concentriren, ſondern auch die Verwandlung der Stärke in Zucker zu vervollſtändigen, das noch vorhandene Eiweiß zu coaguliren und den Hopfen auszuziehen. Hopfen ſetzt man zu einigen Bieren hinzu, um ihnen theils einen angenehmen, bittern, aromatiſchen Geſchmack zu geben, theils um das Bier haltbar zu machen, da durch denſelben Eiweiß und Stärke niedergeſchlagen werden. Nach Beendigung des Kochens wird die Würze abgekühlt; dies geſchieht meiſtens in einem flachen, großen, hölzernen Gefäße, dem Kühlſchiffe, welches, damit das Sauerwerden verhindert, oder die etwa gebildete Säure neutraliſirt werde, vorher mit Kalkmilch ausgeſcheuert ſein muß. Nach dem Abkühlen wird nun die zuckerreiche Würze dem zweiten Hauptproceſſe, der Alkoholgährung, unterworfen, welche entweder, und zwar vorzugsweiſe, in den Gährungsbottichen, oder ſeltener in Fäſſern vorgenommen wird. Zur Einleitung der Gährung, d. h. der Zerſetzung des Zuckers in Alkohol und Kohlenſäure, wird die Würze mit Hefe verſetzt, oder geſtellt, bei einer Temperatur von 10—14°. Nach Beendigung der Gährung wird das Bier auf Fäſſer gezogen, in denen es meiſt noch nachgährt.

Während der Zweck der Wein- und Bierbereitung iſt, Getränke zu erzielen, welche neben Waſſer und Alkohol andere nährende und wohlſchmeckende Subſtanzen enthalten, iſt es die Aufgabe der Branntweinbrennerei, einen ſoviel als möglich reinen, nur mit Waſſer vermiſchten, Alkohol oder Weingeiſt darzuſtellen. Da die ſchon angeführten Getränke, Wein und Bier, Alkohol enthalten, ſo würde man dieſen durch Deſtillation aus denſelben gewinnen können; jedoch iſt beim Bier die Verwandlung des Gummi's in Zucker und dann in Alkohol nicht vollſtändig vorgenommen, und daher kann die Darſtellung von Alkohol aus Bier nicht vortheilhaft ſein; in Ländern hingegen, wo der Wein wohlfeil iſt, vornehmlich in Frankreich, gewinnt man aus Wein einen wäſſerigen Alkohol, den man bei uns mit dem Namen Cognac oder Franzbranntwein bezeichnet; den Namen Sprit (esprit) führt der in Frankreich aus Wein bereitete ſtärkere Weingeiſt; aus dieſer früher nur allein bekannten Darſtellungsweiſe iſt der Name Branntwein (d. h. durch Erhitzung deſtillirter Wein) abzuleiten. — Vortheilhafter iſt die bei der Bierbrauerei angeführte Methode, welche darin beſteht, daß man zunächſt aus wohlfeilen, ſtärkehaltigen Subſtanzen eine zuckerhaltige Flüſſigkeit und aus letzterer dann durch geiſtige Gährung, welche ſich aber auf ſämmtlichen Zucker ausdehnen muß, eine alkoholhaltige Flüſſigkeit zu gewinnen ſucht; aus dieſer wird durch Deſtillation und

verſchiedene Reinigungsproceſſe ein mehr oder weniger concentrirter und reiner Alkohol dargeſtellt. Die zu dieſem Zwecke angewandten, Stärke enthaltenden Subſtanzen ſind entweder Getreide-, oder Kartoffeln. Die Behandlung derſelben ſtimmt ziemlich mit der bei der Bierbrauerei ſtattfindenden überein; auf die Gährung, womit die Bierbrauerei ſchließt, folgt aber bei der Branntweinbrennerei noch die Deſtillation.

Nahe verwandt mit den angegebenen Erſcheinungen ſind die chemiſchen Proceſſe beim Brodbacken. Die Bereitung des ungegohrenen Brodes iſt ſehr einfach, da das Mehl mit Waſſer zu einem Teige angerührt und dann ſogleich durch Hitze getrocknet wird. Läßt man hingegen zwiſchen Kneten und Backen einige Zeit verſtreichen und ſetzt man den Teig während dieſer Zeit einer gelinden Wärme aus, ſo entſteht durch Einwirkung der ſtickſtoffhaltigen Subſtanzen, vornehmlich des Klebers auf Stärkemehl, Gummi und Zucker, während zu gleicher Zeit die Alkoholgährung ſich des urſprünglich im Mehle vorhandenen und des neu gebildeten Zuckers bemächtigt und durch die Milchſäuregährung ein Theil des Zuckers oder der Stärke in Milchſäure und auch wol durch die Butterſäuregährung ein Theil der Milchſäure in Butterſäure verwandelt wird; auch ſcheint ein Theil des Alkohols, durch die entſtandenen ſauren Subſtanzen veranlaßt, Sauerſtoff aufzunehmen und ſich in Eſſigſäure zu verwandeln. Die hierdurch entſtandenen Gaſe, ſowie das ſich verflüchtigende Waſſer, treiben das Brod auf und verurſachen die ſogenannten Augen oder Löcher. Die Gährung wird befördert durch Zuſatz eines Ferments, welches entweder Sauerteig oder Bierhefe iſt. Durch den Sauerteig wird die ſaure Gährung im Beſonderen befördert, ſodaß dadurch ein Theil des Alkohols in Eſſigſäure übergeht; daß zu gleicher Zeit aber auch die in dem Sauerteige enthaltene Milchſäure in Butterſäure verwandelt wird, wird bewieſen durch das Entweichen von Waſſerſtoff; während die in großer Quantität erſcheinende Kohlenſäure ſowol ein Product der Alkoholgährung, wie der Butterſäuregährung iſt. Beim Zuſatze von Hefe tritt hauptſächlich die Alkoholgährung ein; läßt man hingegen den Teig vor dem Backen ſehr lange ſtehen und ſetzt man nicht der fortſchreitenden geiſtigen Gährung ein Ziel, ſo verwandelt ſich der vorhandene Alkohol leicht in Eſſigſäure, die Entwickelung von Kohlenſäure, ſowie überhaupt von Gaſen, hört auf, und das Brod wird leicht feſt, und auch wol, wie dies bei dem durch Sauerteig in Gährung verſetzten Brode der Fall iſt, ſauer. — Der Verluſt an Brod, der durch die Gährung verurſacht wird, beträgt nach Thomſon 6½ Proc.; da nun im Grunde genommen die Gährung beim Brodbacken nur den Zweck hat, das Brod poröſ zu machen, oder in einen verdaulicheren Zuſtand zu verſetzen, ſo iſt man namentlich in England ſehr darauf bedacht geweſen, die Gasentwickelung, um nicht dem Mehle einen Theil ſeiner für die Ernährung vollkommen tauglichen Beſtandtheile zu entnehmen, durch abſichtlich hinzugeſetzte Stoffe zu vermitteln; dies geſchieht hauptſächlich dadurch, daß man dem Teige zuerſt eine gewiſſe Quantität doppelt kohlenſaures Natron und ſodann eine zur Bildung von Chlornatrium genau entſprechende Menge reiner Salzſäure zuſetzt. In Glasgow wendet man hierzu Alaun und doppelt kohlenſaures Natron an. Auf dieſe Weiſe erhält man, wenn eine gewiſſe Menge Mehl 15 Pfund gegohrenes Brod gab, nach dem neueren Verfahren 16 Pfund ungegohrenes.

5) Die ſchleimige Gährung. Gewiſſe zuckerhaltige Pflanzenſäfte, wie der Saft von Runkelrüben, Mohrrüben, Zwiebeln u. a. mehr, gehen bei einer gewiſſen Temperatur von 25—30° von ſelbſt in Gährung über; die gasförmigen Producte dieſer Gährung ſind nach Pelouze Kohlenſäure und in einzelnen Fällen auch Waſſerſtoff; außerdem fand Braconnot Mannit, Milchſäure und einen dem arabiſchen Gummi ähnlichen Körper, der nach Kircher auch in ſeiner chemiſchen Zuſammenſetzung identiſch mit dieſem Gummi iſt; wahrſcheinlich befindet ſich unter den Producten auch Bernſteinſäure, die Schmidt in Dorpat in allen gegohrenen Flüſſigkeiten entdeckte. In vielen Fällen findet man in der Flüſſigkeit keinen Alkohol, oder eine ſo geringe Quantität, daß ſie durchaus nicht dem Zuckergehalte der ungegohrenen Flüſſigkeit entſpricht. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß der Zucker in die obengenannten Stoffe zerlegt wird. Da die gegohrene Flüſſigkeit meiſtens durch den Gehalt an dem ſchleimigen Producte eine ziemlich dicke, fadenziehende Conſiſtenz erhält, ſo hat dieſe Art von Gährung den Namen ſchleimige Gährung erhalten.

Da die waſſerfreie Milchſäure $C^6H^5O^5$ und das arabiſche Gummi $C^{12}H^{10}O^{10}$ beide procentiſch ſo zuſammengeſetzt ſind, daß ſich durch Austreten von 1 oder 2 Äquivalenten Waſſer aus Zucker bilden können, ſo unterliegt die Erklärung ihrer Entſtehung durchaus keiner Schwierigkeit. Die Erzeugung des Mannits hingegen iſt noch nicht hinlänglich aufgeklärt. Man hat für den Mannit zwei Formeln aufgeſtellt, welche beide ſehr nahe mit der procentiſchen Zuſammenſetzung deſſelben übereinſtimmen. Die eine Formel iſt $C^6H^7O^6$ (oder $C^{24}H^{28}O^{24}$), abgeleitet aus der Elementaranalyſe; die andere Formel, von Knop und Schnedermann auf die Analyſe der Mannitſchwefelſäure geſtützt, iſt $C^8H^9O^8$ (oder $C^{24}H^{27}O^{24}$). Aus beiden Formeln erhellt, daß der Mannit im Vergleich zum Traubenzucker einen Überſchuß von Waſſerſtoff enthält. Nimmt man an, daß die Entſtehung der Bernſteinſäure bei der ſchleimigen Gährung ſtattfindet, ſo läßt ſich der Proceß für die Formel des Mannits $C^8H^9O^8$ in der Weiſe erklären, daß 1 Äquival. waſſerfreier Traubenzucker ſich gradezu in 1 Äquival. Bernſteinſäure und 1 Äquival. Mannit zerlegt, da $C^{12}H^{12}O^{12} = C^4H^3O^4 + C^8H^9O^8$ iſt. Nimmt man $C^6H^7O^6$ als Formel der Bernſteinſäure an, ſo könnten ſich möglicherweiſe 5 Äquival. Traubenzucker in 6 Äquival. Mannit und 6 Äquival. Bernſteinſäure zerlegt haben, indem $5(C^{12}H^{12}O^{12}) = 6(C^6H^7O^6) + 6(C^4H^4O^4)$ iſt.

6) Die Gallusſäuregährung, oder die freiwillige Umwandlung der Gerbſäure in Gallusſäure und ein anderes (unbeſtimmtes) Product. Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß Gerbſäure, ſich ſelbſt überlaſſen, an der Luft ſchimmelt und Gallusſäure abſetzt;

Robiquet fand nun, daß dieſe Umwandlung viel raſcher und auch bei Abſchluß der Luft vor ſich geht, wenn der Löſung etwas Galläpfelpulver zugeſetzt wird, ſelbſt wenn dieſes vorher vollſtändig mit Äther ausgezogen iſt. Larocque ſtellte weitere Verſuche darüber an, und fand, daß in den Galläpfeln eine ſtickſtoffhaltige, in Waſſer lösliche Subſtanz enthalten ſei, welche in Ferment übergehen kann, und dann im Weſentlichen die Eigenſchaft der Bierhefe beſitzt. In einer in Zerſetzung begriffenen Galläpfelinfuſion bemerkte er unter dem Mikroſkop $^1/_{500}$—$^1/_{200}$ mm im Durchmeſſer haltende, kettenförmig an einander gereihte Kügelchen, welche ebenſo das Zerfallen des Zuckers in Alkohol und Kohlenſäure, wie die Umwandlung der Gerbſäure in Gallusſäure veranlaßten; es wurde hierbei keine Kohlenſäureentwickelung bemerkt, dagegen entſteht ein brauner, bitter ſchmeckender Körper, der aber nicht weiter unterſucht wurde. Bierhefe verwandelt die Gerbſäure ganz auf dieſelbe Weiſe, wie das aus den Galläpfeln ſich bildende Ferment, und ebenſo verhindern dieſelben Mittel, welche bei der Alkoholgährung aufhebend einwirken, auch die Gallusſäuregährung.

Nach Wetherill ſollen Gerbſäure und Gallusſäure zu einander in einem ähnlichen Verhältniſſe ſtehen, wie Amylon und Zucker, ſodaß durch eine einfache Waſſeraufnahme die erſtere in Gallusſäure übergeführt werden kann. Gegen dieſe Auffaſſung ſprechen hingegen die für die Zuſammenſetzung der beiden Säuren gefundenen Formeln; denn die Zuſammenſetzung der bei 100° getrockneten Gerbſäure iſt $C^{18}H^8O^{12}$, die Zuſammenſetzung der kryſtalliſirten Gallusſäure $C^7H^4O^6$; hiernach ſind

18 Äquival. Gallusſäure = $C^{126}H^{72}O^{108}$, und
7 Äquival. Gerbſäure = $C^{126}H^{56}O^{84}$;

addirt man zu letzterer 16 Äquival. Waſſer, ſo würde beides zuſammen durch die Formel $C^{126}H^{72}O^{100}$ ausgedrückt werden können; hieraus ergibt ſich, daß die Gallusſäure bei gleichen Quantitäten von Kohlenſtoff und Waſſerſtoff mehr Sauerſtoff enthält, als die Gerbſäure, und daß alſo die Gallusſäure nicht durch bloße Waſſeraufnahme aus der Gerbſäure entſtanden ſein kann, daß ſie vielmehr noch Sauerſtoff aufgenommen hat. Das Wahrſcheinlichſte iſt demnach, daß jener oben genannte braune Körper ein Product der Zerſetzung iſt, und ſomit nach Analogie der geiſtigen Gährung dem ſauerſtoffärmeren Alkohol entſpricht, während die ſauerſtoffreiche Gallusſäure mit der ſauerſtoffreichen Kohlenſäure zu vergleichen ſein würde. Jedoch ließe ſich dieſe Umwandlung vielleicht auch an einen Verweſungsproceß knüpfen.

7) Von den Gährungen ſtickſtoffhaltiger Stoffe iſt die Gährung des Amygdalins, oder die freiwillige Zerſetzung des Amygdalins in Blauſäure, Benzoylwaſſerſtoff und Zucker, von beſonderer Wichtigkeit. Das Amygdalin, in waſſerfreiem Zuſtande von der Zuſammenſetzung $C^{40}H^{27}NO^{22}$, iſt ein Beſtandtheil der bitteren Mandeln, und bildet ſeidenglänzende Schuppen, oder kurze Nadeln, welche ohne Geruch ſind, aber ſchwach bittermandelartig ſchmecken. In Waſſer iſt es leicht löslich und kryſtalliſirt aus einer bei 40° geſättigten Löſung beim Erkalten in durchſichtigen Prismen, welche 6 Atome Waſſer enthalten, von denen aber zwei, ſobald die Kryſtalle über concentrirter Schwefelſäure getrocknet werden, fortgehen, ſodaß die rückſtändige Verbindung = $C^{40}H^{27}NO^{22} + 4HO$ iſt. Ferner beſteht das Weiße, ſowol der ſüßen, als auch der bittern Mandeln zum großen Theil aus einer Materie, die ſehr ausgezeichnet iſt durch die Zerſetzung, welche ſie bei Gegenwart von Waſſer ſelbſt erleidet, und wenn ſie mit Amygdalin in Berührung kommt, auf dieſes überträgt. Liebig und Wöhler bezeichneten dieſen Stoff mit dem Namen Emulſin, Robiquet, der ihn zuerſt rein darſtellte, nannte ihn ſpäter Synaptas. Nach dem Trocknen ſtellt es eine weiße, hornartige, harte, brüchige, undurchſichtige, poröſe Maſſe dar, die ſehr leicht löslich in kaltem Waſſer iſt, bei 60° aber wie Eiweiß coagulirt. Die wäſſerige Löſung fault ſehr leicht. Löſt man nun 10 Th. Amygdalin in 100 Th. Waſſer und ſetzt eine Emulſion von Mandeln, oder eine Auflöſung von 1 Th. Synaptas in 10 Th. Waſſer hinzu, ſo wird die Flüſſigkeit bald trübe und nimmt den Geruch von Benzoylwaſſerſtoff (Bittermandelöl) an. Bei der Deſtillation erhält man als Deſtillat Blauſäure und Benzoylwaſſerſtoff, während die rückſtändige Flüſſigkeit coagulirtes Synaptas und kryſtalliſirbaren Zucker enthält. Hiernach hat ſich 1 Äquival. Amygdalin und 4 Äquival. Waſſer zerlegt in 1 Äquival. Blauſäure, 1 Äquival. Benzoylwaſſerſtoff und 2 Äquival. Zucker, indem $C^{40}H^{27}NO^{22} + 4HO = C^2HN + C^{14}H^6O^2 + 2(C^{12}H^{12}O^{12})$ iſt. Die vollſtändige Zerſetzung iſt abhängig von der Menge des Waſſers, worin Amygdalin und Synaptas gelöſt ſind; beträgt ſie weniger, als der abgeſchiedene Benzoylwaſſerſtoff bedarf, um darin gelöſt zu werden, ſo bleibt eine entſprechende Menge Amygdalin unzerſetzt; coagulirtes Synaptas hat keine ſichtbare Wirkung auf Amygdalin. Daher muß bei der Deſtillation der Bittermandelkleie zum Behufe der Darſtellung des Bittermandelöls und der in der Arzneikunde gebräuchlichen deſtillirten Waſſer die Kleie mit etwa 20 Th. lauwarmem Waſſer angerührt und dieſes Gemenge 24 Stunden ſich ſelbſt überlaſſen bleiben.

8) In Berührung mit demſelben Fermente (Synaptas) zerfällt nach Liebig das Salicin in Saligenin und Zucker; 1 Äquival. Salicin und 2 Äquival. Waſſer enthalten die Elemente von 1 Äquival. Saligenin und 1 Äquival. Zucker, indem $C^{26}H^{18}O^{14} + 2HO = C^{14}H^8O^4 + C^{12}H^{12}O^{12}$ iſt. — Bei den vorhererwähnten Gährungsproceſſen iſt, um die Gährung einzuleiten, nur eine anfängliche Einwirkung von Sauerſtoff nothwendig, worauf ſich auch bei Abſchluß von Luft die Gährung fortſetzt, oder mit andern Worten: es vertreten ſtickſtoffhaltige, in dem Zuſtande der Fäulniß befindliche Stoffe die Stelle des Ferments. In mehren andern Fällen iſt hingegen ein fortwährender Zutritt von Sauerſtoff erfoderlich, indem das Ferment nicht durch den Zuſtand der Fäulniß, ſondern durch den Zuſtand der Verweſung die Gährung anregt. Hierhin gehört:

9) Die Harngährung, oder die Umwandlung des Harnſtoffs mit Waſſer in kohlenſaures Ammoniak. Eine wäſſerige Löſung von reinem Harnſtoff zerſetzt ſich nicht; enthält die Löſung hingegen Schleim,

so wird unter Sauerstoffabsorption kohlensaures Ammoniak gebildet. Wenn frischer Harn in einem Gefäße mit Luft eingeschlossen ist, so wird der Sauerstoff der Luft absorbirt und eine gewisse Menge Harnstoff zersetzt; mit dem Verschwinden des Sauerstoffs hat die Zersetzung des Harnstoffs eine Grenze; wenn der Sauerstoff erneuert wird, so zersetzt sich eine neue Quantität Harnstoff, bis zuletzt bei unbeschränktem Luftzutritte aller Harnstoff verwandelt ist. Die Zersetzung findet in der Weise statt, daß 1 Äquival. Harnstoff mit 2 Äquival. Wasser sich in 2 Äquival. kohlensaures Ammoniak zersetzen, indem $C^2N^2H^4O^2 + 2HO = 2(NH^3, CO^2)$ ist.

Neben dem kohlensauren Ammoniak entsteht eine gewisse Menge Essigsäure, die im frischen normalen Harn fehlt; letztere ist offenbar das Resultat eines Oxydations- oder Verwesungsprocesses, durch welchen der Gährungsproceß des Harnstoffs vermittelt wird.

Durch ein passendes Ferment kann hingegen der Harnstoff auch ohne Luftzutritt in diese Gährung versetzt werden; dieses Ferment ist der in altem, faulem Harn sich bildende weißgraue Absatz.

10) Eine Gährung der Fette findet bei dem im Handel vorkommenden Palmöle statt; dieses enthält einen Stoff beigemengt, der bei Luftzutritt auf die darin enthaltenen Glyceryloverbindungen gleich einem Fermente wirkt; in altem Palmöle ist die Gegenwart von Margarin- und Ölsäure, sowie von Glyceryloxyd (Ölsüß) von Pelouze nachgewiesen worden.

11) Eine besondere Art der Gährung erleidet noch das Leucin, wenn es in seiner wässerigen Lösung mit einer Spur von faulendem Fibrin in Berührung kommt; es zersetzt sich sodann sehr rasch beim Luftzutritt, und man findet in der Flüssigkeit eine reichliche Menge baldriansaures Ammoniak. Ohne Zusatz von faulendem Fibrin geht das Leucin nicht in Zersetzung über. Da Leucin in großer Menge bei der Fäulniß des Caseïns entsteht, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sich das baldriansaure Ammoniak, welches man als Bestandtheil des stinkenden Käses gefunden hat, durch Zersetzung des Leucins bildet.

12) Die Zersetzungen der Hauptbestandtheile der Galle sind wahrscheinlich ebenso als Gährungen zu bezeichnen, und werden durch eine kleine Quantität von beigemischtem Schleim bedingt, ohne welchen sie nicht in diese Zersetzungen übergehen.

Wenn nun auch in den meisten der hier genannten Fälle die Producte der Gährung und die Bedingungen, unter welchen die Gährung stattfindet, genau erforscht sind, so bleibt doch das Wesen der Gährung, d. h. die Art und Weise, wie durch die Zersetzung der faulenden Körper oder der Fermente die Zersetzung der gährenden Körper verursacht werden kann, größtentheils noch ein Räthsel. Am tiefsten ist man noch in die Geheimnisse der Alkoholgährung eingedrungen, und hat dann die auf diesen besonderen Fall gestützte Theorie auf die übrigen Gährungsfälle zu übertragen versucht; ob man aber darin recht thut, ist noch zu bezweifeln, da einzelne Erfahrungen sich nicht mit dieser Theorie in Einklang bringen lassen.

Während die Gährung des Traubensaftes und der Bierwürze bildet sich nämlich ein gelblichgrauer Absatz, Hefe genannt, der, wie schon früher erwähnt, im höchsten Grade die Eigenschaft besitzt, Zuckerwasser, womit man sie in Berührung bringt, in Gährung zu versetzen; im Falle, daß außer Zucker auch schwefel- und stickstoffhaltige Körper in der Flüssigkeit enthalten sind, nimmt die Quantität der Hefe bedeutend zu. Die Bier- und Weinhefe besteht nach den Untersuchungen von Cagniard-Latour, Schwan, Kützing, Quevenne, Mitscherlich und Blondeau aus kleinen Kügelchen oder Bläschen (Zellen) von meist ovaler Form und höchstens 0,01^{mm} Dimension. Nach Mitscherlich lassen sich in der Bierhefe zwei Formen unterscheiden; die eine vermehrt sich hauptsächlich bei einer Temperatur von 0—7°, und findet sich am besten ausgebildet im bairischen Bier; die andere bildet sich vorzugsweise bei 25° und etwas darunter, und läßt sich besonders im Weißbier beobachten. Beobachtet man eine einzelne Hefenzelle in einem Malzauszuge unter dem Mikroskope, so bemerkt man, daß sich nach einiger Zeit eine Ausbauchung bildet, die Anfangs als ein Pünktchen erscheint und allmälig bis zu der Größe der Mutterzelle zunimmt; dadurch, daß sowol die älteren, sowie die neuhinzukommenden Zellen stets neue hervorbringen, vermehrt sich ihre Anzahl bald zu einem Haufwerk von einzelnen zusammenhängenden Zellen. Jede einzelne Zelle enthält eine klare Flüssigkeit in einer Haut eingeschlossen, sodaß keine Verbindung der Flüssigkeit zwischen den einzelnen Zellen stattfindet. Einige Zeit, nachdem die Zelle die gehörige Größe erreicht hat, bilden sich im Innern derselben Kügelchen aus, die sich zuweilen rasch bewegen, zum Beweise, daß sie in einer Flüssigkeit schwimmen. Nach längerer Zeit ändert sich der ganze Inhalt der Zelle in solche Kügelchen um, die sich bisweilen zusammenlegen, sodaß die Wand getrennt vom Inhalte erscheint. Die Bildung neuer Zellen an der Außenwand einer alten findet nur bei der Oberhefe statt, während die Unterhefe aus einer Menge einzelner Zellen von sehr verschiedener Größe besteht, die wesentlich nicht von den Zellen der Oberhefe verschieden sind; wahrscheinlich vermehren sie sich in der Weise, daß eine Zelle platzt und daß aus jedem Körnchen des Inhalts sich eine neue Zelle bildet.

Desmazières hielt die Hefe für Thierchen, Mycoderma; hingegen ist man jetzt darüber fast allgemein der Ansicht, daß sie als einfachste Zelle die niedrigste Stufe der Pflanzenwelt einnimmt. Gewöhnlich bezeichnet man sie daher mit dem Namen Hefenpilz. Nach Blondeau enthält die Hefe zwei verschiedene Arten von Pilzen, nämlich torvula cerevisiae und penicillum glaucum. Die erstere bildet durchsichtige Kugeln, die sich mit großer Schnelligkeit vermehren, aber stets getrennt bleiben und sich nicht zweigförmig ausbreiten; ihr Durchmesser beträgt im Mittel 0,01^{mm}. Penicillum glaucum findet sich zugleich damit in der Form von Kugeln vor, die höchstens einen Durchmesser von $^1/_{100}{}^{mm}$ haben; beide Pilze lassen sich durch Filtration trennen, indem letztere durch das Filter gehen, erstere hingegen zurückbleiben. Penicillum vermehrt sich zuerst in der Form von Kügelchen, die sich aber

bald verlängern und zu Zweigen vereinigen. Bringt man zu den durch das Filter gegangenen Kügelchen von penicillum Zucker, so entstehen bald die Verzweigungen und der Zucker geht in Milchsäure über. Die auf dem Filter gebliebene torvula führt denselben Zucker rasch in Alkoholgährung über. Dasselbe penicillum veranlaßt, nach Blondeau, den Übergang der Milchsäure in Buttersäure, Kohlensäure und Wasserstoffgas, sowie den des Harnstoffs in kohlensaures Ammoniak. Die Keime dieser Pilze sind, nach Blondeau, im Mehle, Traubensafte u. s. w. nachweisbar.

Schloßberger und Mulder analysirten sowol die Ober- als auch die Unterhefe. Sie rührten gewöhnliche Hefe mit Wasser an, ließen sie absetzen und seihten sie sodann durch feine Leinwand, wobei die Hefenzellen mit Leichtigkeit durchgehen. Die Hefenzellen wurden sodann noch mit Alkohol und Äther behandelt. Ihre Zusammensetzung war, nachdem sie bei 100° getrocknet waren, nach mehren Untersuchungen im Durchschnitt folgende:

	Oberhefe.	Unterhefe.
Kohlenstoff	49,5	47,5
Stickstoff	6,6	6,5
Wasserstoff	12,1	9,8
Sauerstoff	31,3	36,2
Verlust	0,5	0,0
	100,0	100,0

Außerdem enthielt die Hefe eine kleine Quantität Schwefel und 2,5 — 3,5 Proc. Asche. Vergleicht man diese Analysen mit denen anderer Chemiker, so ergeben sich besonders in Bezug auf den Stickstoffgehalt bedeutende Verschiedenheiten; letzterer ward von Dumas 15 Proc., von Mitscherlich 10 Proc. und von Marcet nur 7 Proc. angegeben. Daraus folgt, daß die Hefe nach der Dauer der Gährung verschieden zusammengesetzt ist, und daß sie zugleich mit dem Zucker eine fortwährende Veränderung erleidet; dieses stimmt auch mit Döbereiner's und Thénard's Angaben überein, nach denen der Stickstoffgehalt bei der Gährung in der Form von Ammoniak austritt; auch ist der Rückstand der Hefen, wenn sie bei einem Überschusse von Zucker zu wirken aufgehört haben, Hordeïn genannt, ganz ohne Stickstoff.

Es ist ferner schon oben erwähnt, daß man die Hefe unter dem Mikroskop aus zwei verschiedenen Substanzen zusammengesetzt fand. Schloßberger trennte durch Behandlung mit sehr verdünnter Kalilauge die beiden Substanzen von einander; die innere Substanz löste sich auf, während die äußere Zellenhaut zurückblieb. Durch Säuren ließ sich die in Kali gelöste innere Substanz ausfällen und erschien in weißen Flocken, die nach dem Trocknen spröde, hornartig und gelb wurden; in Essigsäure war sie löslich. Die Zusammensetzung derselben näherte sich der von Mulder für das Caseïn gefundene:

	Innere Hefensubstanz.	Caseïn.
Kohlenstoff	55,1	54,4
Wasserstoff	7,5	7,3
Stickstoff	14,0	14,0
Sauerstoff	23,4	24,3

Dagegen zeigten die Zellenwände die Zusammensetzung der Cellulose oder Holzfaser. Sie werden weder von Alkalien, noch von kalten, verdünnten Säuren angegriffen, aber durch langes Kochen mit verdünnter Schwefelsäure in Traubenzucker verwandelt. In 100 Theilen dieser Zellenhäute fand Schloßberger 44,7 Kohlenstoff, 6,6 Wasserstoff und 8,7 Sauerstoff, ziemlich genau übereinstimmend mit der Zellenmembran der Flechten und Schwämme. Der Kohlenstoffgehalt ist nur um 0,3 Proc. größer als der des Amylums.

Die Analyse der Hefenasche gab nach Mitscherlich folgendes Resultat:

	Unterhefe.	Frische Oberhefe.
Phosphorsäure	39,5	41,8
Kali	28,3	39,5
Phosphorsaure Magnesia = $2MgO, PO^5$	22,6	16,8
Phosphorsaure Kalkerde = $2CaO, PO^5$	9,7	2,3

Wäscht man Hefe mit kaltem Wasser, so verliert sie nur sehr wenig von ihrer Wirkung, und selbst das Waschwasser erlangt nach längerer Zeit, nachdem sich wahrscheinlich neue Zellen gebildet haben, die Fähigkeit Zuckerwasser in Gährung zu versetzen; kocht man hingegen die Hefe 4 — 5 Minuten lang in Wasser, so verliert sie gänzlich ihre Wirkung, und erlangt sie erst in schwächerem Grade nach 12 — 15 Stunden wieder; auch durch Austrocknen bei 100° verliert sie sehr an Kraft; hingegen ist eine Einwirkung einer Kälte von — 12° von keinem besondern Einflusse. Läßt man die Hefe einige Tage lang, ohne daß sie auf Zuckerwasser einwirken kann, stehen, so verliert sie ihre Gährungsfähigkeit gänzlich. Starker Alkohol, Creosot, Mineralsäuren, Oxalsäure, Blausäure, Quecksilbersublimat, Quecksilberoxyd und Alkalien heben die Wirkung der Hefe auf; während arsenige Säure, Gerbstoff, Alaun, Bleizucker nur die Kraft der Hefe schwächen, ohne den Eintritt der Gährung zu verhindern. Einige Salze, wie schwefelsaures Kali, essigsaures Natron, Calomel u. a. m., scheinen sich ganz indifferent zu verhalten; hingegen wirken geringe Mengen vegetabilischer Säuren, namentlich Weinsäure, vortheilhaft auf die Beschleunigung der Gährung.

Als man die Hefenzellen noch als Thiere ansah, erklärte man ihre Einwirkung auf Zucker in der Weise, daß die Gährungsproducte, Alkohol und Kohlensäure, Resultate des Verdauungsprocesses seien. Auch jetzt noch, wo es erwiesen ist, daß die Hefe aus pflanzlichen Gebilden besteht, schreibt Blondeau die Wirkung derselben der Lebenskraft zu, welche schwache Verwandtschaften aufheben könne; hiergegen streitet aber in jedem Falle die bekannte Erfahrung, daß die Summe der bei der Gährung erscheinenden Alkohol- und Kohlensäuregewichte grade gleich ist dem Gewichte des zersetzten Zuckers, und daß also kein Bestandtheil des Zuckers zur Ernährung der Hefe dienen kann; vielmehr wird durch Vergleichung dieser Gewichtsmengen unwiderlegbar dargethan, daß eine jede dieser Zersetzungen, nämlich die Zersetzung der stickstoffhaltigen Stoffe, des Ferments und des Zuckers, für sich stattfinden, oder sich wenigstens nicht gegenseitig ihre Bestandtheile entzie-

hen, d. h. der Alkohol und die Kohlensäure entstehen nur aus dem Zucker, die Hefe aber nährt sich, oder bildet sich so lange aus den stickstoffhaltigen Bestandtheilen der gährenden Flüssigkeiten, als noch Stickstoff vorhanden ist, wobei Ammoniak als durch den Lebensproceß ausgeschiedenes Product erscheint; der Rest der Hefe ist dann stickstofffrei und besteht wahrscheinlich nur aus den Zellenwänden.

Berzelius und Mitscherlich bringen die Wirkungsweise der Hefe mit der in der Chemie der anorganischen Körper eine so wichtige Rolle spielenden, aber freilich noch nicht erklärten katalytischen Kraft oder Contactwirkung in Verbindung.

Liebig erklärt die Wirkung der Fermente durch Umsetzung der Atome nach mechanischen Principien. Nach ihm ist die Wirkung eines Ferments nicht von einer bestimmten chemischen Zusammensetzung abhängig, seine Wirkung ist also keine chemische Affinitätswirkung, sondern sie ist an einen gewissen Zustand geknüpft. In einem zusammengesetzten Körper, welcher fault, ordnen sich dessen Elementartheile unter Hinzutreten der Elemente des Wassers zu neuen Verbindungen, sie verlassen ihren Ort in dem zusammengesetzten Atom und nehmen einen neuen ein. In diesem Zustande der Bewegung oder des aufgehobenen Gleichgewichtes wird dieser Körper zu Ferment; der gährungsfähige Stoff verhält sich in Berührung damit wie ein Theil oder Bestandtheil desselben, und zersetzt sich daher ebenfalls. Hieraus folgt, daß die Art und Richtung, in welcher sich die Elemente des Ferments ordnen, einen bestimmenden Einfluß auf die Ordnungsweise der Elemente des gährenden Körpers haben muß, daß mithin nach dem Stadium der Zersetzung des erstern die Producte der Gährung des andern wechseln müssen. Daher hat in einem gewissen Stadium das Ferment die Fähigkeit, Amylon in Zucker überzuführen, und sobald es diese Fähigkeit verliert, empfängt es eine neue, den Zucker z. B. in Alkohol und Kohlensäure zerfallen zu lassen; diese letzte Fähigkeit verliert es wieder, wenn es in Milchsäureferment übergeht, bis daß es zuletzt in mehre einfache Verbindungen zerfallen ist, welche unter denselben Bedingungen keiner weitern Zersetzung mehr fähig sind. Es ist einleuchtend, daß nur solche Substanzen gährungsfähig sind, in welchen die Elemente leicht beweglich und von einer schwachen Kraft zusammengehalten sind, und wenn in der That durch den Ortswechsel (die Bewegung) der Elementartheilchen des Ferments ein Ortswechsel der sie berührenden Atome eines zweiten Körpers verursacht wird, so ist es sicher, daß die Atome des letztern der auf sie einwirkenden Bewegung einen Widerstand entgegensetzen müssen, welcher nothwendig überwunden werden muß. Dieser Widerstand, auch wenn er noch so klein gedacht wird, wirkt wie eine Kraft und muß auf die Bewegung der Atome des Ferments einen Einfluß äußern, wodurch der in ihnen vor sich gehende Ortswechsel in irgend einer Weise geändert wird. Wenn die Gährung hiernach ein chemisch mechanischer Vorgang ist, so muß ein faulender Körper in einer gährenden Flüssigkeit, mit welcher derselbe als Ferment wirkt, andere Producte liefern, als wenn er für sich allein fault. Man bemerkt in der That, daß wenn zu faulendem thierischen Käse, Blut, Legumin, dem weißen Theile der süßen Mandeln Zuckerwasser zugesetzt wird, mit dem Beginn der Gährung der stinkende Geruch abnimmt, und im Verlauf der Gährung völlig verschwindet.

Da man, wie gesagt, vorzugsweise die Alkoholgährung studirt hat, und fand, daß mit dieser Gährung die Bildung von pflanzlichen Elementen in Verbindung steht, so war man sehr geneigt, auch bei allen übrigen Gährungen die Bildung von Pflanzengebilden anzunehmen; wenn nun auch diese andern Arten der Gährung noch nicht gehörig untersucht sind, so läßt sich aber wenigstens über die Milchsäuregährung bestimmt sagen, daß bei dieser diese Pflanzenbildungen nicht aufgefunden werden konnten. Hiernach würde sich die Alkoholgährung von den andern Gährungsprocessen dadurch unterscheiden, daß die Producte, welche sich aus den stickstoffhaltigen Substanzen, vornehmlich dem Kleber, bilden, neben den chemischen Eigenschaften auch Lebensthätigkeit zeigen.

Daß wirklich schon durch eine mechanische Änderung der Theilchen eines Ferments die Wirkungsweise desselben verändert wird, erhellt aus Lüdensdorf's Beobachtung, welcher fand, daß frische Hefe, wenn sie auf einem Reibsteine so fein vertheilt wird, daß keine vollständige Hefenzelle mehr sichtbar ist, die Eigenschaft, Zucker in Alkoholgährung zu versetzen, gänzlich verliert; später wies Schmidt nach, daß diese zerriebene Hefe die Fähigkeit bekommen hat, die Milchsäuregährung einzuleiten.

Wie ferner ein und derselbe Körper in verschiedenen Stadien der Zersetzung die Rolle verschiedener Fermente spielen kann, dazu liefert das Verhalten des Diastas, Synaptas und der Membranen, vornehmlich der Schleimhaut des Magens treffliche Belege. Ein frischer, warmer, wäßriger Malzauszug verwandelt durch seinen Gehalt an Diastas Stärkekleister sehr rasch in Zucker. Bleibt der Auszug eine Zeit lang an der Luft stehen, so wird er trübe und es bildet sich ein flockiger Absatz; setzt man zu dieser Zeit eine Lösung von Traubenzucker zu, so tritt bald lebhafte Alkoholgährung ein. Läßt man den Malzauszug noch längere Zeit stehen, so wird er stark sauer und nimmt einen unangenehmen fauligen Geruch an; in dieser Periode verwandelt er Zucker in Milchsäure.

In frischem Zustande wirkt das Synaptas zersetzend auf Amygdalin und ist ohne Wirkung auf Amylon und Zucker; bleibt die Auflösung des Synaptas hingegen eine gewisse Zeit lang bei Luftzutritt sich selbst überlassen, so verwandelt sie Zucker in Alkohol und Kohlensäure, während sie selbst einen fauligen Geruch angenommen hat; wird zu dieser Flüssigkeit in dieser Periode reine, von allem Schleim befreite Galle zugesetzt, so zerlegt sich diese in Cholsäure, Cholalsäure u. s. w. Geht das Synaptas in einen noch höhern Grad der Zersetzung über, so veranlaßt sie die Umwandlung des Zuckers in Milchsäure, und des milchsauren Kalks in buttersauren Kalk.

Wie schon früher bemerkt, bewirkt die Schleimhaut des Labmagens von Kälbern dadurch, daß sich der Milchzucker in Milchsäure umwandelt, die Ausscheidung des Caseïns in der Milch, und versetzt ebenso eine Zuckerlösung

in die Milchsäuregährung. Dies geschieht aber nur, wenn diese Membran bei Gegenwart von Wasser einige Zeit der Einwirkung der Luft ausgesetzt war. Dauert diese Einwirkung längere Zeit, so geht sie in einen Zustand über, in welchem sie in derselben Weise wie Hefe oder dem Caseïn gleich zusammengesetzte Stoffe Zucker in die Alkoholgährung versetzt. (*J. Loth.*)

Gährungsmittel, s. Gährung.

GÄLEN (Alexander van), geb. im J. 1670 zu Amsterdam und 1728 zu London verstorben, war einer der besten Schüler von J. van Hugtenburg. Da der Schüler große Talente zeigte, so benutzte ihn Hugtenburg bei Anfertigung seiner eignen Gemälde, oder ließ auch Copien durch ihn anfertigen, die vom Meister ein wenig überarbeitet, für dessen eigne Gemälde ausgegeben wurden. Später besuchte van Gälen Teutschland, malte für verschiedene Höfe Schlacht-, Thier- und Jagdstücke, und hielt sich namentlich längere Zeit in Cöln auf. Später begab er sich nach London und war hier mit ausgezeichnetem Erfolge thätig. Seine bedeutendsten Arbeiten entstanden hier, wie namentlich die Schlachten Karl's I. gegen Cromwel, der feierliche Aufzug der Königin Anna in einem mit acht Pferden bespannten Wagen u. a. m.; Arbeiten, die ihm bis zu 100 Livres Sterling bezahlt wurden. (*H. Weber.*)

GAELISCHE MUSIK. Die Musik der Völker, welche unter dem gemeinschaftlichen Namen der Gaelen, Kelten, Walen, Gallier zusammengefaßt werden, hat ein dreifaches Interesse: zunächst wegen der Bedeutung und Ausbreitung der Völkerfamilie, in der sie lebt, — sodann als nachlebender, ja noch heute fortlebender Zeuge über die älteste Periode der Musik als einer wirklichen Kunst in vernunftgemäßer Organisation, — endlich als ein um seiner selbst willen höchst merkwürdiger Typus der Tonkunst.

Die große Völkerfamilie der Gaelen, Galen, Walen erscheint mit ihrem bezeichnenden Namen der Waller, Wanderer, Ausgewanderten oder einwandernden, eindringenden Scharen, — wobei der Wurzelname Gaël oder Gäl, bald verhärtet wird zu Kaël, Käl, Kel, bald erweicht wird zu Wal, bald mit den Endungen Galli, Κελτοί, Walliser, bald mit Zusatzworten (wie Kaledon, von Kal und Don, Hügel, oder Keltiberier, die Kelten in Iberien) erweitert, — schon Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung aus der Mitte von Asien herüberdringend nach dem Norden von Europa, von da in großem Umzuge nach dem Süden und Westen, endlich hinüberlangend nach dem Nordwesten von Afrika. Die Spuren des großen Völkerzuges zeigen sich am südlichen Gestade der Ostsee, weit reicher in Schottland (Kaledonien) und Irland, das bis zur Besitznahme durch die Engländer im 12. Jahrh. mit Schottland vereint war, auf den Hebriden und in Wales. Dann diesseit des Kanales finden wir die Wallonen in Flandern, finden wir ganz Gallien, einen Theil von Oberitalien (Welschland), einen Theil von Helvetien (Wallis), einen Theil von Spanien (Gallicien) schon durch den Namen als zugehörig bezeichnet jener Völkermasse. Sie ließe sich noch weiter (namentlich nach Kleinasien zu den Galatern oder Gallogräciern) verfolgen, wenn hier der Ort und das Bedürfniß dazu wäre. Für die Charakterisirung der gaelischen Musik ist indessen der Nordwesten Europa's, namentlich Schottland (besonders das Hochland) mit den Hebriden und Irland, sodann Wales das classische Land. Von da nach Süden herab zeigen sich gleichartige, wenn auch nicht gleich ausgeprägte und bedeutsame Spuren bei den Wallonen, in Frankreich, in den walliser Thälern der Schweiz, im Baskenlande, in Gallicien. Kempriere, der englische Reisende, wurde 1789 bei den maurischen Stämmen in Marokko nicht blos von der leidenschaftlichen Musikliebe des Volkes, sondern noch mehr von der Weise des maurischen Gesanges überrascht, den er den charakteristischen schottischen Melodien nach Tonwendung und dem im schottischen Hochlande vorherrschenden langsamen hochpathetischen Vortrage höchst ähnlich fand. Innerhalb dieses ganzen Gebietes, des Westen von Europa, haben sich noch bis auf den heutigen Tag Spuren, Denkmale dieser „gaelischen Musik" erhalten, einer Musikweise, die sich von der unsrigen in wesentlichen und sehr kenntlich ausgeprägten Zügen unterscheidet, die nicht etwa derselben als einer blos quantitativ reichern gegenübersteht, sondern eine andere Grundlage zeigt. Sie war herrschend in einer Zeit, wo es für ihre Hervorbringungen keine Schrift gab; — wenigstens darf man dies mit voller Sicherheit von dem Völkerstamme der Gaelen für den Zeitraum annehmen, in welchem sie als Gaelen in Europa eingewandert waren und sich bewegten. Denn ihren Vorfahren in Asien hat es an einer Musikschrift schon zur Zeit der Auswanderung über Medien nach dem südlichen und nördlichen Europa nicht gefehlt. Nur hatten die wilden Ströme der Auswandernden andere Interessen und Sorgen, als die Bewahrung der unverminderten vaterländischen Cultur; ihnen genügte, im Gemüth und Gedächtniß zu bewahren, was im lebendigen Gesang in ihnen nachklang. Die Folge dieses Schriftmangels war, daß die Erhaltung der alten Gesänge, sowie der Grundformen, nach denen sie gebildet waren und fortwährend neue gebildet wurden, der Überlieferung von Mund zu Munde anvertraut blieb. Ohne Zweifel mußten sich auf diesem Wege mancherlei Abweichungen, unbewußte Änderungen einschleichen, es mußten — wie man es nun nennen will — Fortschritte über den ursprünglichen Musikzustand hinaus oder Abfall von demselben und theilweise Entfremdungen eintreten, über die unmöglich etwas Näheres ermittelt werden kann. Um so überraschender ist, daß sich der Typus dieser Musikweise durch eine ganze Reihe von Jahrhunderten erhalten hat; wenigstens von der weit vor unserer Zeitrechnung fallenden Auswanderung aus dem asiatischen Mutterlande bis zu Ossian (in das 3., wo nicht 9. Jahrh. nach Chr.) und noch viel weiter. Endlich drang abendländisch-christliche Cultur und mit ihr die unter der Obhut der katholischen Kirche sich ausbildende allgemein-europäische Musik (die unsrige mit Inbegriff ihrer Entwickelungsperioden) vor und verdrängte mit allem sonstigen Ureignen auch die gaelische Musik vom Tagesschauplatz der Völker. Allein selbst da noch — und bis auf den

heutigen Tag — hat sich jene Musikweise erhalten, wo sich nur eine weltferne Zufluchtsstätte fand, und wo sich um den Herd des Hüttenbewohners, am nächtlichen Feuer der Hirten, abgelegen von moderner Cultur, naturfrische Hörer empfänglich und theilnahmvoll um den wandernden Sänger, den Nachkommen einst so hoher Barden, sammeln und die Sagen größerer Vergangenheit ihres Stammes in den angestammten Weisen begierig und tiefbewegt in sich nehmen mögen. Noch heute durchwandern greise Barden die abgelegenen Wohnsitze in Wales, hört man auf den Hebriden und in Hochschottland Ossian's Verse mit den uralt gaelischen Weisen aus dem Munde der Volkssänger. — Ist dies blos ein culturfremdes Hangen am Alten, ein störriges Abweisen des Fortschrittes, den ringsum die Musik gethan? — Es ist ein weit Tieferes dahinter. Jene Weisen gelten nicht allein den Nachkömmlingen ihrer Erfinder, etwa die Annahme begünstigend, daß sie für deren unentwickelten und unerfahrenen Sinn eben gut genug seien; sie verfehlen auch nicht des tiefen — und zwar eines ganz eigenthümlichen Eindrucks auf stammfremde moderne, in unserer Musik wohlerfahrene Hörer. Seit Ramsay 1724 zu einer Sammlung altschottischer Gedichte 70 Originalmelodien aus dem Munde des Volkes im Orpheus Caledonius herausgegeben, erschienen: 1802 in Edinburgh, The musical Repository, a collection of favourite Scotch, English and Irish songs (Gedichte mit ihrer Melodie ohne Begleitung), ferner 1822 bis 1825, ebenfalls in Edinburgh, *Thomson's* Collection of the songs of Burns, Walter Scott and other eminent lyric Poets ancient et modern, united to the select Melodies of Scotland, and of Ireland et Wales; endlich 1840 von Edward Bunting The ancient music of Ireland, — anderer gelegentlicher Mittheilungen nicht zu gedenken. An Thomson's Sammlung, in der die Gesänge mit Vorspielen (Symphonies) und Clavierbegleitung gegeben sind, betheiligten sich als Bearbeiter nächst Ignaz Pleyl auch Joseph Haydn und Beethoven. In Teutschland erschienen, auf jene Sammlung gegründet, „Altschottische Balladen und Lieder mit deutscher Nachbildung von A. G. Wagner, nach den altschottischen Melodien ausgesetzt von J. Haydn" (bei Breitkopf u. Härtel), dann „Schottische Lieder mit englischem und deutschem Texte, für eine Singstimme und kleines Chor mit Begleitung von Piano, Violine und Violoncell von Beethoven" (bei Schlesinger) und ebenfalls schottische Lieder mit Originalmelodien, bearbeitet von K. M. v. Weber. Die Zahl und der Umfang dieser Sammlungen (Thomson in sechs Bänden, Beethoven in drei starken Heften), noch mehr aber die besonders bei Beethoven bis zu begeisterter Intuition von der ihm historisch offenbar fremden Originalmusik gesteigerte Theilnahme der genannten Künstler geben Zeugniß für die den Originalen inwohnende absolute, von Stammhörigkeit und Culturferne ganz unabhängige künstlerische Bedeutsamkeit; — wobei es der Sache gar keinen Abbruch thut, daß in all diesen Sammlungen, besonders den neuern, schon durch die moderne Taktbildung und Begleitung, dann auch in melodisch-freien Einschaltungen von der ursprünglichen gaelischen Weise mehr oder weniger abgewichen ist.

Ist nun diese Erscheinung einer von der unsrigen in Grundzügen abweichenden und sich lange neben ihr behauptenden soweit ausgebreiteten Kunstweise schon an sich höchst merkwürdig, so steigert sich unsere Aufmerksamkeit, wenn wir gewahr werden, daß diese Weise keine andere ist, als die in den Sitzen der ältesten Cultur Asiens — in Indien und China — einheimischen, die wir als den Grundtypus der ersten Periode der Tonkunst anerkennen müssen. Hierzu würden wir uns keineswegs blos durch das hohe Alter dieses Typus berechtigt halten, das allerdings in sofern auch in Anschlag zu bringen ist, als es die älteste Periode des classischen Hellas, die Zeit des rechnenden Pythagoras und des Sängers Olympos überragt. Mehr bestimmt uns die Überzeugung, daß eine frühere Periode wirklicher Tonkunst gar nicht gewesen sein kann, wobei es auch unentscheidend dahin gestellt bleibt, ob nicht vielleicht derselbe Typus, dasselbe Kunstsystem vor der Zeit Indiens und China's in einem noch ältern Volke (vielleicht bei den Ägyptern) ausgebildet gewesen sei. Reden wir übrigens von der Tonkunst als einer wirklichen Kunst und von ihrer ersten Periode, so scheiden wir davon all jene wilden Ausbrüche, jenen chaotischen oder ärmlich rhythmisirten Lärm zusammengeschlagener Hölzer und Steine, oder allenfalls gespannter Felle, — jenes wilde Geschrei und Getöne der Klagen oder kriegerischer Wuth, das wir bei allen wilden Völkern ziemlich in gleicher Weise finden. Das sind rohe Naturlaute, gleichsam kosmischer Stoff für die erst noch zu vollbringende Schöpfung der Kunstwelt; es ist der vorhistorische Zustand. Denn noch waltet hierin keine Idee, die des Festhaltens werth wäre, noch wird der Mensch hin und hineingerissen in das gährende Chaos dieser Urlaute; er hat sich noch nicht, er kann noch nicht ihrer und seiner mächtig werden, — und dieses Können ist Bedingung und Wahrzeichen der Kunst. In der Musik beginnt es aber mit der Zusammenfassung und Regelung eines Tonstoffes, an dem das Gemüth für immer oder für eine Zeit lang sein Genügen hat, an dem es seinen Inhalt offenbaren und sich weiter entfalten kann. Daher endlich kann auch darin noch kein Anfang eigentlicher Kunst erblickt werden, daß dieses oder jenes Volk sich schon in den festern Besitz irgend einer Tonreihe gesetzt hat, z. B. das von Otaheiti ein Tetrachord von einem Ganztone zwischen zwei Halbtönen, z. B. e — f — g — as. Denn wir werden bald unterscheiden müssen, ob eine solche Tonreihe vernunftgemäßer Bildung und damit Lebens- und Fortschrittskraft in sich trägt, oder ob sie nur ein zufällig Gefundenes und willkürlich, äußerlich Zusammengegriffenes ist. Darüber konnten die Zeitgenossen solcher Bildungen oder Zusammenstellungen kein klares Bewußtsein haben, wol aber dürfen wir hoffen, ein solches zu erlangen. Wir bleiben nicht bei der äußerlichen, aber auch gewichtigen Wahrnehmung stehen, daß jene da oder dort gefundenen Tonreihen (z. B. die obige der Südseeinsulaner) nur bei einzelnen Stämmen gelten (gleich den tausend Idiomen der amerikanischen Wilden), wogegen ein wahres, künstle-

rischen Tonsystem — wie das der Gaelen — durch Jahrtausende über Asien, über halb Europa und Afrika geherrscht, ja sogar (aller Wahrscheinlichkeit nach) bei den Hellenen emporgewachsen, von den Römern gehegt, in der christlichen Periode allmälig ausgebildet worden ist zu dem System der heutigen Tonkunst. Über diesen Erfahrungsbeweis hinaus suchen wir im Inhalte selbst die Bedeutung jenes Ursystems zu erkennen. Und eben hierzu gibt uns die gaelische Musik den nächstliegenden Anlaß und Anhalt.

Die gaelische Musik hat mit aller Musik der ältesten Kunstperioden (z. B. auch mit der Hellenischen) das gemeinsam, daß sie hauptsächlich als Gesangmusik, als Begleiterin der Dichtkunst auftritt. Das Wort des Dichters ist Hauptsache und Bestimmendes; es soll laut werden und betont sich, wird Gesang. Auf dieser Stufe herrscht so vollkommen Einheit des Gedichtes und der Weise, daß in der Regel beide demselben Geist und Mund entströmen, oder daß der Dichter eine Weise wählt und in diese seinen Vers hineindichtet. Entfernter scheint es zu liegen, daß ein anderer als Gehilfe des Dichters oder Nachhelfer zu dem fertigen Gedicht eine Weise sucht oder neu bildet; hierin beginnt schon Zerspaltung der Anfangs zweieinigen Dicht- und Sangeskunst. In dem ganzen Verhältnisse beider Künste spricht sich aus, daß die Tonkunst nicht Selbständigkeit haben, nicht selber ihren Inhalt und ihre Gestalt bestimmen kann. Folglich hat sie auch nicht ihr eigen Maß, sondern unterwirft sich durchaus dem Rhythmus des Gedichtes. Das Instrumentale endlich ist ausschließlich oder vorherrschend Unterstützung des Gesanges, geht allenfalls auf einem Punkte höherer Ausbildung demselben einleitend voraus, oder läßt das in ihm Angeregte nachklingen, beides zunächst nur mit Entlehnungen aus dem Gesange. Selbst wo wir reine Instrumentalmusik gewohnt sind — für den Tanz und den blutigen Schlachtreihen — da auch finden wir gesungene Tanzlieder und kampfbegeisternde Chöre. Wo (wie bei den orchestisch-mimischen Darstellungen der alten Hellenen) die Instrumentalmusik früher Perioden über diesen ihren ersten Beruf hinauslangt, kann man gewiß sein, daß in ihr nicht ein Höheres, als im Gesang, erreicht wird.

Dies Alles hatten die Gaelen mit allen Völkern, mit Indiern und Chinesen, mit Hellenen und den Christen der ersten Jahrhunderte, wie gesagt, gemeinsam; nicht hierin kann also das Charakteristische ihrer Musik gesucht werden. Auch das scheint für uns von geringem Gewicht, daß die Pflege des Gesanges vorzugsweise besondern Sängervereinen (Barden, Druiden) oblag, die ihre Kunst Einer dem Andern überlieferten, bald (wie Ossian) die Harfe mit Speer und Schwert vertauschten, bald als Priester Opfer und Anruf der Götter zu vollbringen hatten.

Das Charakteristische tritt erst hervor, wenn wir das Tonsystem kennen lernen, das die Gaelen aus dem uralten, weit entlegenen Mutterlande mit nach Europa herübergebracht und Jahrhunderte lang treu festgehalten haben, während rings um sie her das neuere und reichere Tonsystem laut und herrschend geworden war. Dieses Tonsystem ist, wie wir schon vorbemerkt haben, kein anderes, als das alt-chinesische und alt-indische, die Fünftonreihe zunächst in dieser Ordnung der Stufen:

c , d , e — , g , a , — , (c.....)

also unsere diatonische Durtonleiter mit Ausschluß der Quarte und Septime.

Schon hier kann Niemandem entgehen, daß unsere Durtonleiter oder Siebentonreihe die Erfüllung der altasiatischen und gaelischen Fünftonreihe, ein ergänzender Fortschritt aus ihr ist. Es fragt sich daher, mit welchem Rechte wir im Eingange beiden Musiksystemen einen andern als blos quantitativen Unterschied beigemessen? — und welcher wesentliche Unterschied zwischen der gaelischen (anerkannt unvollständigen) Tonreihe und mancherlei andern willkürlich gebildeten Tonreihen (z. B. jener von den Südseeinseln her uns einberichteten) zu finden ist? — Die Beantwortung beider Fragen fällt in Eine Betrachtung zusammen.

Alles Kunstleben und Schaffen beruht auf unmittelbarer Intuition und unbedingt freier Gemüthsbewegung, nicht auf Verstandesoperationen oder wissenschaftlicher Ermittelung. Aber es hat seine Wahrheit und Vernunftnothwendigkeit in sich, muß also dem wissenschaftlichen Begriffe durchaus entsprechen. So haben sich denn auch die anfänglichen Gesangweisen nach irgend einem — unbewußt warum? zum Grunde liegenden Tonsystem gebildet. Das Tonsystem mußte dem Sinn und Lebensgehalte seiner Zeit entsprechen, — erst später (sehr spät nachher) konnte das Wie? und Warum? eingesehen werden. Dies vorausgesetzt, knüpfen wir an das gaelische Tonsystem folgende Betrachtungen an.

Erstens. Es ist allgemeine Erfahrung aller mit Gesangbildung sich Beschäftigenden, daß zu kleine wie zu große Tonverhältnisse schwierig zu treffen sind und daß ferner in der Tonreihe unserer Durleiter grade die der gaelischen Fünftonreihe fehlende Quarte und Septime am unsichersten getroffen werden. Indem das System der Gaelen (oder vielmehr ihres Muttervolkes) von der Tonreihe c, d, e, f, g, a, h das f und h vermied, wich es dieser Schwierigkeit aus. Der tiefere Grund dieser Erscheinung kann nicht hier nachgewiesen werden; die bekannte Entwickelung verbundener Tetrachorde im griechischen Tonsystem (dem δεκάχορδον)

h — c — d — e
e — f — g — a ..... dann weiter
a — b — c — d

dürfte dem Kundigen ein Fingerzeig sein. Auch abgesehen von demselben ist klar, daß in der gaelischen Tonleiter beide Halbtöne vermieden sind und statt des ersten die Quinte zu dem der Tonleiter deutlich unterliegenden Accorde

c — d — e — g
c e g

statt des zweiten die Octave zu demselben (zugleich Tonika der Tonleiter) eintritt. Sicherheit des Treffens und Befriedigung des Sinnes an den nächstgehörigen Intervall sprachen für dieses System.

Zweitens. Während unser Tonsystem unter die Ganztöne Halbtöne mischt, also in das Kleinere, Feinere und zugleich Schwächere einweiset, stellt das gaelische System zwischen die Ganztöne kleine Terzen, geht also an den Entscheidungspunkten ebenso (und zwar um das Maß eines Ganztones) in das Größere, Kühnere, Härtere. Nehmen wir an, daß sie ihre Quinten — woran keine Rücksicht auf vielseitige Modulation, oder gleiche Temperatur aller Tonarten hinderte und wohin der sich selbst überlassene Tonsinn gern neigt — rein, in dem wirklichen Verhältnisse von 2 : 3 faßten, so war die kleine Terz c — g eine sich nach der großen hin erweiternde und der Aufschwung in ihrem c — d — e — g um so kühner und eindringlicher. Ist aber diese kühnere und großartigere — sage man auch rohere — Weise nicht der Überschwenglichkeit der Indier, dem gewaltsamen Sinn der kriegerischen Wanderschaaren (ohnehin soll, wenigstens nach Sextus Pomponius Festus VI., und Strabon XII, Gall die Bedeutung von furere haben — nicht die Daherwandernden, sondern die Daherwüthenden, Stürmenden) dem melancholisch stolzen, schroffen Hochsinn der Ossianischen Heldenscharen und den spätern Clans eigen, die, so gut und so lang es ging, das Leben derselben fortsetzten? Daß die schulzahmen Chinesen ebenfalls, ungeachtet sie das System der zwölf Halbtöne längst ermittelt haben, am Fünftonsystem festhalten, ist aus ihrer Stabilität zu begreifen; sie haben Jugendgestaltungen als Mumien für uns bewahrt, während das Wogengetaumel Indiens keine Gebilde fest und unvermischt halten konnte.

Drittens. Steigen wir in die Zeugungsstätte des Tonlebens herab, so finden wir zunächst das Verhältniß 1 : 2 : 4 ..... — den Urton in seiner Verjüngung in Octaven, z. B. H : h : h ..... oder F : f : f ..... Ein eigentlich neuer Ton wird erst durch das Verhältniß 2 : 3, oder (was dasselbe scheint) 3 : 4 erlangt; es ist die Quinte oder Quarte des Urtons. Jede neue Quinte oder Quarte gibt einen Neuton, die Reihe der ersten fünf Quarten oder Quinten (den Urton mitgezählt) ergibt also:

h — e — a — d — g = g — a — h — — d — e — — oder
f — c — g — d — a = f — g — a — — c — d — —,

die Fünftonreihe der alt-asiatischen oder gaelischen Musik, und erweist diese als ein systematisches, auf Vernunftgründen ruhendes Gebilde, nicht als eine willkürliche Zusammenstellung. Aber sie erweist auch, daß die Fünftonreihe das erste künstlerisch befriedigende Tonsystem ist; eine Viertonreihe (h — e — a — d = d — e — — — a — h) würde zwei von einander weggerissene Secunden und als harmonische Unterlage (die selbst der Monodie nicht fehlen darf, wie die Harmonik der Griechen zeigt) zwei leere Quinten und keinen Accord ergeben.

Viertens. Das Fünftonsystem zeigt als seine geheime harmonische Grundlage nur eine Harmonie, den tonischen Dreiklang, ist also an die Tonika gebunden und in sich selber ohne Modulationsfähigkeit. Erst die Sechstonreihe (h · e · a — d — g — c = g a h — e · d — e — —) würde den Dreiklang der Unterdominante und der beiden ersten Molldreiklänge liefern, erst die Siebentonreihe (h — e — a — d — g — c — f = g — a — h — c — d — e — f, die Tonleiter Terpander's, die plagale Tonleiter des Mittelalters) gibt die sieben zur vollständigen Modulation innerhalb der Tonart nothwendigen*) Accorde, zugleich die entschiedene Bezeichnung der Tonart, führt daher — was das Fünftonsystem nicht konnte — zum An- und Ausbau der Harmonik und zu einer kunstmäßigen Modulation in fremde Töne. Hiermit erscheint sie aber als eine neue, wesentlich verschiedene Stufe im geschichtlichen Leben der Kunst.

Auf solcher Grundlage (dem Fünftonsysteme) beruht also die gaelische Musik, auf ihr stieg und sank — gern in großen Zügen, namentlich bis zur Decime) ihre Cantilene, nur dem Ausdrucke des Dichterwortes gewidmet, daher nicht blos dem Rhythmus des Gedichtes untergeben und von ihm allein gemessen und geordnet, sondern auch auf jedem beliebigen Tone, selbst auf der Secunde schließend, also nicht gebunden an die zunächst nur musikalische Bedeutung der Tonika. Daß sie die Normaltonleiter auf mehr als einem Ton, im Grunde auf jedem beliebigen, erbauen konnte, versteht sich. Sie bildete dieselbe aber auch in ein Mollgeschlecht um, verwandelte z. B.

g — a — h — d — e — g in g — a — b — d — es — g

grade wie wir den naturwüchsigen großen Dreiklang in einen kleinen umwandeln. Ja es fehlt nicht an einer Modulation, die aber auf diesem Standpunkte nicht eigentlicher kunstmäßiger Übergang, sondern Rückung (oder Sprung) ist und meistens in die obere oder untere Secunde — gewöhnlich aus Dur in das obere Dur, aus Moll in das untere Dur und wieder zurück — führt. In solcher Weise bewegt sich der Gesang durchaus einstimmig oder (was gleichgeltend ist) in Octaven, entweder durchaus von einem Einzelnen, oder im Wechsel eines Einzelnen und eines Chors, der refrainartig zutritt, vorgetragen. Die Form ist Liedform in einem Satz oder zwei Theilen, allerdings oft mit solcher Freiheit, daß sie dem bloßen Recitativ näher kommt.

Harmonie und gar Mehrstimmigkeit ist dieser ganzen Periode nothwendig fremd. Die erstere wird allerdings (wenigstens in ihren ersten Gebilden, dem großen und kleinen Dreiklange, oder auch Quarten und Quinten Hurbald's) gefühlt als Inbegriff (das antiphonische System der Griechen) und Grundlage des Systems, wird aber nicht oder nur zerstreut auf einzelne Momente angewendet, — daher sie oben nur als geheime Grundlage bezeichnet werden konnte. Auch die Gaelen scheinen mit ihren Instrumenten nicht blos den Gesang im Einklang unterstützt, sondern hin und wieder, wo es ging und gut that, einen Accord als verstärkenden Accent hineingeworfen zu haben. Organisiren konnte sich die Harmonie erst auf Grund des Siebentonsystems und erst in einer Zeit, wo die Musik aufhörte, bloße Trägerin des Worts zu sein, wo sie anfing, eigenthümlichen Inhalt zu entfalten.

Von den gaelischen Instrumenten ist zuerst die kleine gaelische Harfe, Clairseach, mit Stahlsaiten (erst mit

*) Es muß hier auf Th. I der Compositionslehre des Verfassers verwiesen werden.

wenigen, vielleicht sieben, dann allmälig mit mehr) bezogen, dann der Cruth (bei den Galliern Croot) nicht — wie man öfter annimmt — eine Art Zither, sondern eine Fiedel mit fünf oder sechs Darmsaiten bespannt und mit dem Bogen gestrichen. Das dritte nationale Instrument ist die Sackpfeife (Rob, Dudelsack) der bekanntlich unter der Melodie den Grundton (das Ison der griechisch-katholischen Musik, der Musettenbaß viel jüngerer Zeiten) forttönen läßt und damit praktisch jene Gebundenheit an der Tonika bekennt, die oben theoretisch sich auswies. Allein der Dudelsack gehört schon späterer Zeit an, ist wol erst nach Ossian, wahrscheinlich erst im 10. Jahrh., in Schottland heimisch geworden und bedeutet da den ersten, wenngleich noch so geringen und rohen Anfang zusammenhängender Harmonie, also den Übergang in ein neues Tonsystem. Daß es außer diesen drei Instrumenten an Trommeln, Muschelhörnern, Pfeifen mancherlei Art nicht gefehlt habe, ist theils gewiß, theils zu vermuthen, indessen für die Charakteristik der gaelischen Musik ohne Bedeutung. (*A. B. Marx.*)

GÄNG (Philipp), geb. am 15. Aug. 1760 zu Oberhausen bei Philippsburg im Speier'schen, studirte in Bruchsal Theologie und kanonisches Recht, in Mainz und Salzburg aber Jurisprudenz. Im J. 1789 ward er in Salzburg Hofrath; 1794 Professor der Institutionen und des Civil- und Criminalprocesses, und 1803 Staatsrathssecretair bei dem Departement des Hofkanzlers. Er starb als Hofgerichtsdirector zu Salzburg den 3. Dec. 1805. Als akademischer Docent war er geschätzt durch die Gründlichkeit seiner Kenntnisse und seinen anziehenden Vortrag. Aus dem Französischen übersetzte Gäng: über die Sonn- und Festtagsevangelien und Episteln auf alle Tage des Jahres. Dies Werk erschien anonym zu Salzburg 1787—1788 in fünf Octavbänden. Als Jurist machte er sich vortheilhaft bekannt durch seine Anleitung zu dem gemeinen ordentlichen bürgerlichen Proceß. (Salzburg 1797.) Nach den von Baumgarten aufgestellten Principien, doch mit Vergleichung neuerer Theorien, entwarf Gäng seine zu Salzburg 1785 erschienene Ästhetik, oder Theorie der schönen Künste und Wissenschaften *). (*Heinrich Döring.*)

GÄNSBACHER (Johann Baptist), geb. am 8. Mai 1778 zu Sterzing in Tyrol, ward von seinem Vater, einem Schullehrer und Regens Chori, im Gesange, Orgelspiel und auf mehren Instrumenten so erfolgreich unterrichtet, daß er seit seinem achten Jahre in Insbruck und späterhin in Hall den Chorknabendienst versehen konnte. Im J. 1789 kam er nach Botzen. Außer dem dortigen Organisten, dem Pater Reiner, unterrichteten ihn dort der Musikdirector Neubauer auf der Violine und der Pater Fendt auf dem Violoncell. Das Gymnasium zu Botzen benutzte er zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung. In seinen Elementarkenntnissen war er soweit vorgeschritten, daß er eine Hauslehrerstelle übernehmen konnte. Während seiner philosophischen Studien zu Insbruck, seit dem J. 1795, sicherte er sich die Mittel zu seiner Subsistenz durch Ertheilung von Privatunterricht. Zugleich wirkte er auf Kirchenchören mit und versuchte sich in allerlei Compositionen, in Clavierstücken, Canons, Serenaden, Motetten, Kirchenliedern u. a. m. Als er im nächsten Jahre (1796) sein Vaterland im Süden und Westen durch feindliche Heere bedroht sah, gönnte ihm sein Patriotismus keine Ruhe. Er trat in die Reihen der Grenzvertheidiger, Anfangs in der sogenannten Eremitencompagnie, späterhin beim Landsturme. Er schwang sich zum Befehlshaber eines Corps von 300 Mann empor, und ward, nach erfolgtem Friedensschlusse, gleich den regulären Officieren, mit der kleinen goldenen Medaille belohnt. Die Liebe zur Tonkunst führte ihn 1802 nach Wien, wo ihn der Abt Vogler in der Harmonie unterrichtete. Durch wohlwollende Freunde unterstützt und von dem Reichshofrathe Grafen Firmian in sein Haus aufgenommen, konnte er sich in Wien ausschließlich dem theoretisch-praktischen Studium der Musik widmen. Die nächsten Jahre verlebte er abwechselnd in seiner Heimath, zu Warasdin, bei einem seiner Schüler, dem Grafen Erdöd, zu Wien, wo ihn Albrechtsberger im Contrapunkt unterrichtete, und zu Prag bei seinem frühern Gönner, dem Reichshofrathe Firmian, der sich aus Wien nach seiner Herrschaft Trummersdorf begeben hatte. Nach einem längern Aufenthalte zu Insbruck und in seinem Geburtsorte Sterzing bei seiner verwitweten Mutter, besuchte er 1810 seinen hochverehrten Lehrer, den Abt Vogler in Darmstadt. In diese Periode fällt sein inniges Freundschaftsverhältniß mit Giacomo Meyerbeer und Karl Maria von Weber, die in Darmstadt Vogler's Unterricht genossen [1]). Die letzte Hälfte des Jahres 1810 verlebte Gänsbacher in Böhmen bei dem Grafen Firmian, der sich so lebhaft für ihn interessirte, daß er im eigentlichsten Sinne des Wortes Vaterstelle bei ihm vertrat. Zur Todtenfeier der Gräfin Althan, die ihm durch eine testamentliche Verfügung ein ansehnliches Legat ausgesetzt hatte, componirte er damals sein später erschienenes Requiem. Der Befreiungskrieg Teutschlands rief ihn 1813 wieder zu den Waffen. Er befehligte als Hauptmann eine zu Klagenfurt errichtete Landwehrcompagnie, und zeichnete sich bei mehren Gelegenheiten aus. Als Oberlieutenant bei einem Jägerregiment machte er den neapolitanischen Feldzug gegen Murat mit. Er organisirte das Musikchor seines Regiments, das ihm mehre treffliche Compositionen verdankte. Die große goldene Ehrenmedaille belohnte 1817 seine Verdienste. Im J. 1823 erhielt er die durch Preindl's Tod erledigte Domkapellmeisterstelle in Wien. Von den Ständen in Tyrol ward ihm 1838 der ehrenvolle Auftrag, zu den Festlichkeiten in Insbruck eine Cantate zu componiren, die auch unter seiner Leitung mit großem Beifall dort aufgeführt ward. Von dem Kaiser empfing er einen kostbaren Ring. Ein schneller und schmerzloser Tod entriß ihn seiner Familie und seinen Freunden am 13. Juli 1844. Eine große

*) Vergl. Zauner's Nachtrag zu den biograph. Nachrichten von salzburgischen Rechtsgelehrten S. 29 fg. Baader's Gel. Baiern S. 360 fg. Meusel's Gel. Teutschl. 2. Bd. S. 475 fg. 9. Bd. S. 397 fg. 11. Bd. S. 252. 12. Bd. S. 331.

1) Vergl. darüber K. M. v. Weber's Briefe in der Zeitschrift Cäcilia. 7. Bd. S. 20 fg. 8. Bd. S. 167 fg. 15. Bd. S. 30 fg.

Zahl seiner Verehrer wohnte seiner feierlichen Beerdigung am 16. Juli bei. Die Achtung, die er im Leben genossen, und die gerechte Anerkennung seiner Verdienste zeigte sich auch darin, daß der Weihbischof und k. k. Regierungsrath Matthias Pollitzer seine Leiche einsegnete und der Dompropst Johann Purkarthofer das Seelenamt hielt, zu welchem in der St. Stephanskapelle eine Composition des Verewigten gewählt worden war. Er hinterließ mehre, theils gedruckte, theils handschriftliche, Werke. Eins seiner ersten war eine zu Wien 1803 gestochene Sonate pour le Pianoforte avec Violin et Violoncell. Vielen Beifall fanden: Sechs Lieder mit Begleitung der Guitarre; Kosegarten's Gedicht: Wiedersehn, mit Begleitung des Pianoforte, und Six Variations sur l'air: Ist denn Liebe ꝛc., à quatres mains pour le Pianoforte. Mit seinen Talenten und einer vielseitigen Bildung vereinigte er in seinem Charakter als Mensch Biederkeit, Humanität und herzliches Wohlwollen, das er in der Unterstützung des Talents, besonders unter den seiner Aufsicht anvertrauten Chorknaben, bethätigte [2]). (*Heinrich Döring.*)

Gänseblümchen, s. Bellis.

Gänseblume, s. Chrysanthemum (Leucanthemum).

Gänsefuss, s. Chenopodium.

GÄNSEHAUT (Cutis anserina). So nennt man die sonst gesunden Integumente, wenn dieselben erblaßt und straff sind und durch das Hervorragen kleiner, zerstreuter Erhabenheiten eine etwas rauhe Beschaffenheit angenommen haben. Die gewöhnlichste Veranlassung zum Entstehen der Gänsehaut gibt die plötzliche Einwirkung der Kälte; außerdem wird sie auch durch deprimirende Nervenaffectionen hervorgerufen, durch Angst, Furcht. Auch im Froststadium heftiger Fieber, namentlich der Wechselfieber, nehmen die Integumente den Charakter der Gänsehaut an wegen Verminderung des Hautturgors. Meistens ist die ganze Haut auf die genannte Weise verändert wegen der allgemeinen Einwirkung des veranlassenden Moments; doch kommt die Gänsehaut auch als ein localer Zustand vor. Am stärksten ist übrigens jener eigenthümliche Charakter in der Haut der Gliedmaßen und des Rumpfes ausgeprägt, weniger im Gesichte, weil hier die Cutis in weit strafferer Verbindung mit dem unterliegenden Zellgewebe steht. Am besten erklärt man sich das Entstehen der Gänsehaut so, daß die Gefäße der Haut plötzlich ihr Blut entleeren und die Fasern der Cutis sich contrahiren, namentlich um die überall in der Haut zerstreuten Talgdrüsen, die sich nun als Höckerchen oder Knötchen bemerklich machen. (*F. W. Theile.*)

Gänseknöterich, s. Scleranthus.

Gänsekraut, s. Potentilla Anserina.

Gänsekresse, s. Capsella.

Gänsemalve, s. Malva rotundifolia.

GÄNZE oder GÄNSE (gueuses), heißen in der Sprache der Hüttenarbeiter parallelepipedisch gegossene Klumpen von Roheisen, welche, wenn sie noch glühend sind, durch Aufstreuen von kaltem Sand und Aufschlagen mit einem großen Hammer in Stücke von 6—8 Fuß Länge, 10—12 Zoll Breite und 2—4 Zoll Dicke zertheilt, und in dieser Form dem Frischungsprocesse unterworfen werden, wodurch das Roheisen in Stabeisen umgewandelt wird. (*J. Loth.*)

GÄRTEN DES KÖNIGS UND DER KÖNIGIN (Jardines y Jardinillos del Rey y de la Reyna), eine kleine coralliſche Inſelgruppe, ſüdlich von Cuba, etwas öſtlich von Pinos. Columbus ſelbſt hat auf ſeiner zweiten Reiſe im Mai 1494 dieſen Inſeln jenen Namen gegeben, weil durch das anmuthige Gemiſch von der ſilberblätterigen, baumartigen Tournefortia gnaphaloides, von blühenden Dolichusarten, von Avicenna nitida und Marſylehecken die Coralleneilande einen Archipel ſchwimmender Gärten bilden. „Son Cayos verdes y graciosos, llenos de arbolidas," ſagt der Entdecker. A. v. Humboldt hat ſich auf ſeiner Fahrt von Batabano nach Trinidad de Cuba mehre Tage in dieſen einſamen Königsgärten aufgehalten; er nennt als einzelne Inſeln Flamenco, Bonito, Diego Perez, Depiedras, und bemerkt, daß ſie nur 8—14 Zoll über den Meeresſpiegel ragen. Man vergl. die „Anſichten der Natur." 3. Ausg. 2. Bd. S. 85 fg. (*Daniel.*)

GÄRTNER (Karl Chriſtian), geb. am 24. Nov. 1712 zu Freiberg im ſächſiſchen Erzgebirge, war der Sohn eines dortigen Poſtmeiſters aus ſeiner Ehe mit Erdmuthe Dorothea Sperbach. Auf der Fürſtenſchule zu Meißen ſchloß Gärtner mit Gellert und Rabener den Freundſchaftsbund, der ſich ſpäterhin auf der Univerſität zu Leipzig noch feſter knüpfte. Auch Gärtner gehörte zu dem Kreiſe der jungen talentvollen Männer, deren vereinte Bemühungen die bekannte ſächſiſche Dichterſchule bildeten. Seine erſten poetiſchen Verſuche erſchienen in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, einer Zeitſchrift, welche Gottſched, damals das Orakel des teutſchen Geſchmacks, in den Jahren 1741—1745 mit ſeinem Freunde J. J. Schwabe herausgab [1]). Auch an der von Gottſched veranſtalteten Überſetzung des Bayle [2]) nahm Gärtner Theil. Erſt als ſich ſein Geſchmack zu läutern anfing, ward er, zugleich mit Ebert, Giſecke, Zachariä, Gellert, Cramer u. A., Mitarbeiter an den mit dieſen Freunden gemeinſchaftlich herausgegebenen Neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, von dem Druckort ge-

2) Vergl. Allgem. Theaterzeitung. 1844. Nr. 175. Gerber's Neues Tonkünſtlerlexikon. 2. Th. S. 233. Gaßner's Univerſallexikon der Tonkunſt S. 324. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. XXII. 1. Th. S. 529 fg. Muſikaliſche Zeitung. Jahrg. XXII. S. 660 fg.

1) Gärtner's Gedichte ſind dort mit C* unterzeichnet, zum Unterſchiede von den mit einem bloßen C. bezeichneten Stücken. Dieſe Chiffre hatte Johann Andreas gewählt, der ſich indeſſen auch mit J. A. C. unterſchrieb. 2) Hiſtoriſch-kritiſches Wörterbuch. (Leipzig 1741—1744. Fol.) 4 Bde. Die neueſte, von Schreiter beſorgte, Ausgabe des Originals erſchien unter dem Titel: Dictionnaire historique et critique par *Pierre Bayle*. Nouvelle Edition, revue sur les Editions originales, avec la vie de l'Auteur par M. *de Maizeaux*, un Discours préliminaire des Editeurs et des Additions et Corrections tirées des meilleures sources par une Société de Gens de Lettres. (Leipzig 1805. gr. 4.)

wöhnlich die Bremischen Beiträge genannt [3]). Auch Klopstock gehörte zu dem Kreise der talentvollen jungen Männer, die der teutschen Poesie einen neuen Aufschwung zu geben suchten. „Es war," sagt Eschenburg [4]), „ein edler, schöner Bund, nicht blos des Geistes, sondern auch des Herzens und der traulichsten Freundschaft, nicht blos für den nächsten Zweck und die wenigen Jahre, die sie in Leipzig mit einander zubrachten, sondern für ihr ganzes nachheriges Leben."

An schriftstellerischer Thätigkeit blieb Gärtner zwar hinter den genannten Freunden, von denen sich die meisten späterhin einen geachteten Namen in der Literatur erwarben, weit zurück. Bemerkt zu werden verdient jedoch, daß er sie in jener Periode ihrer Bildung an Schärfe und Strenge der Kritik übertraf. Sein Urtheil war ihnen so wenig gleichgültig, daß selbst Gellert, der damals schon einen Namen hatte, eine seiner poetischen Erzählungen unterdrückte, weil Gärtner sie nicht gebilligt hatte [5]). Sein richtiger Verstand, seine ruhige Überlegung, sein redlicher Charakter und seine uneigennützige Denkungsart, verschafften ihm ein solches Übergewicht, daß sein Urtheil und Rath seinen Freunden nicht blos in Sachen des Geschmacks, sondern auch in moralischen Handlungen als Norm galt. Durch die heitern Scherze, mit denen er seine Urtheile begleitete, durch die treuherzige Offenheit, die sich schon in seinen Gesichtszügen spiegelte, gewann er das volle Vertrauen seiner Freunde [6]). Aus ihrem Kreise schied er im J. 1745. Er ging um diese Zeit als Führer zweier jungen Grafen von Schönburg-Wechselburg nach Braunschweig. Dort muß er sich bedeutende Gönner erworben haben, weil er bereits zwei Jahre nachher als Professor der Moral und Beredsamkeit am Karolinum angestellt ward. Sein Leben in Braunschweig erhielt noch dadurch einen besondern Reiz, daß er mehre seiner Jugendfreunde, die dort ebenfalls Anstellungen erhielten, um sich versammelt sah. Neben den ihm übertragenen wissenschaftlichen Fächern las Gärtner über den Virgil und Horaz. Mit den alten Classikern ward er in Braunschweig immer vertrauter; aber auch die neuen ausländischen Schriftsteller lernte er kennen. Sein Freund Ebert gab ihm Unterricht in der englischen Sprache. Sein Lehramt als Professor der Beredsamkeit verpflichtete ihn, seine Zuhörer in teutschen Ausarbeitungen zu üben. Er beschränkte sich dabei nicht auf die 18 Lehrstunden, die er wöchentlich hielt; auch außer diesen Stunden beschäftigte er sich unabläßig mit der Durchsicht und Verbesserung der ihm eingereichten Aufsätze. Mit der Orthographie, Sprachrichtigkeit, Wahl der Ausdrücke, Periodenbau u. s. w. nahm er es bei dieser Durchsicht so genau, daß ihm nur wenige Muße übrig blieb. Seine Berufstreue und unermüdete Thätigkeit verdienten wahrhafte Bewunderung. Rhetorik und Sprachkritik waren schon in Leipzig seine Lieblingsstudien gewesen, von denen er nun in Braunschweig die erste praktische Anwendung machte. Mühsamer Vorbereitungen und gelehrter Forschungen bedurfte er dabei ebenso wenig, als einer weitläufigen Lecture und eines großen Umfanges literarischer Kenntnisse. Die schöne Literatur, besonders die teutsche, war weder in theoretischer, noch praktischer Hinsicht so umfassend und weitschichtig, als in spätere Zeit. Dabei ward Gärtner von seinem feinen Geschmack, seinem richtigen Gefühl, seiner Übung und Fertigkeit in der guten Schreibart geleitet. So behielt er noch immer hinreichende Muße, durch ein fortgesetztes Studium und das Lesen der vorzüglichsten Schriften seine Kenntnisse zu berichtigen und zu erweitern. Dabei genoß er, ungeachtet der sitzenden Lebensweise, die mit seinen vielfachen Arbeiten unzertrennlich verbunden war, eine sehr dauerhafte Gesundheit.

Durch seinen belehrenden Unterricht, wie durch sein Benehmen, gewann er nicht blos Ansehen und Achtung unter den ihm anvertrauten Jünglingen, sondern auch ihre Liebe und Anhänglichkeit. Wer sich durch Fleiß und gute Sitten auszeichnete, hatte Zutritt zu seinen häuslichen Cirkeln. Durch sein Beispiel und durch gelegentliche Winke, die er durch Humor und seinen Weltton zu mildern wußte, nützte er seinen Schülern auch außerhalb der Lehrstunden. Daher ward sein freundschaftlicher Umgang selbst von Männern gesucht, die schon am Karolinum als Lehrer angestellt waren. Für das genannte Institut beseelte ihn ein so redlicher, patriotischer Eifer, daß er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, wo er zur höhern Aufnahme jener Lehranstalt etwas beitragen konnte. Manchen Vorschlägen und Abänderungen, die er dem Geiste und Zwecke des Karolinums nicht für angemessen hielt, trat er daher aufs Entschiedenste entgegen. Über den zum Theil unvermeidlichen Mängeln der Anstalt, die seinem Scharfblick nicht entgingen, übersah er nicht das einfache Gute, das durch sie gefördert ward. Seinen Verdiensten fehlte nicht die gebührende Anerkennung. Zu Ende des Jahres 1775 ward er zum Kanonikus des Stifts St. Blasii ernannt [7]) und 1780 erhielt er den Charakter eines herzogl. braunschweigischen Hofraths. Zufrieden mit seinen Verhältnissen und frei von dem Ehrgeize, der nach Höherem trachtet, lebte er treulich seinem Berufe und seiner Familie. Eine streng geregelte Lebensweise erhielt ihn gesund und ließ ihn

3) Vergl. über die Geschichte der bremischen Beiträge das hanoverische Magazin. 1768. 26. St. S. 40 fg. J. A. Cramer's Leben Gellert's S. 48 fg. 64 fg. C. F. Cramer, Klopstock, Er und über ihn. I. Th. S. 139 fg. Manso in den Nachträgen zu Sulzer's Allgem. Theorie der schönen Künste. 8. Bd. 1. St. S. 67 fg. 4) In der Vorrede zum zweiten Theile von Ebert's Episteln und vermischten Gedichten. 5) s. Gellert's Leben von J. A. Cramer. (Leipzig 1774.) S. 55. 6) Treffend ist Gärtner von Klopstock geschildert worden, der in dem Freundschaftstempel, den er in seiner Ode: Wingolf, jenem Bunde errichtete, von Gärtner, „der unverhüllten Wahrheit Vertrautesten," sagt:

Der du dort wandelst, ernstvoll und heiter doch,
Das Auge voll von weiser Zufriedenheit,
Die Lippe voll von Scherz; es horchen
Ihm die Bemerkungen deiner Freunde.

s. Klopstock's Werke. 1. Bd. S. 18.

7) Sein Freund Konrad Arnold Schmid feierte diese Auszeichnung durch das Gedicht: „Des heiligen Blasius Jugendgeschichte und Visionen," welches Eschenburg mit einer Einleitung im Teutschen Museum. 1784. August. Nr. 1. S. 97 fg. drucken ließ. Es erschien auch einzeln zu Berlin 1786 mit einem Kupfer von J. W. Mail.

ein hohes Alter erreichen, ohne daß er die gewöhnlich damit verbundenen Beschwerden empfand. Er starb am 14. Febr. 1791 im 81. Lebensjahre.

Unter Allen, die ihn näher kannten, hatte sich Gärtner Vertrauen, Hochachtung und Zuneigung erworben. Was ihn besonders empfahl, war seine edle Freimüthigkeit, sein biederer und offener Charakter. In seiner gleichförmigen Denk- und Handlungsweise folgte er nicht zufälligen Launen oder fremden Eindrücken, sondern festen Grundsätzen, die ihm selbst in seinen Reden und in der Wahl seiner Worte als Norm dienten. Nur mit einer leidenschaftlichen Aufwallung hatte er zu kämpfen, die ihn ergriff, wo er auf Anmaßung, Unredlichkeit und Unbilligkeit stieß. Aber auch diese Schwäche, die im Grunde aus einer edlen Quelle floß, wußte er allmälig so zu beherrschen, daß sein Unmuth sich nur durch eine ernste Miene, selten aber durch heftige Worte äußerte. Überhaupt war Niemand nachsichtiger in der Beurtheilung Anderer, als Gärtner. Immer wußte er etwas zu ihrer Entschuldigung vorzubringen. Das Lächerliche an Andern reizte ihn nie zu bitterem Spott. Seine Humanität und Gerechtigkeitsliebe erlaubten ihm das nicht. An dem Gleichmuthe, den kein Schicksalswechsel in ihm erschüttern konnte, hatten vielleicht Philosophie und Religion noch mehr Antheil, als sein Temperament. Dieser Gleichmuth zeigte sich bei ihm selbst in lebensgefährlichen Krankheiten, besonders aber in späteren Jahren bei dem Verluste einer innig geliebten Gattin, deren Leben ihm theurer war, als sein eigenes. Immer wußte er seinen nächsten Umgebungen seinen Kummer zu verbergen, um jede Besorgniß von ihnen zu entfernen. Damit hing vielleicht auch die sonst unerklärliche Verschwiegenheit zusammen, die er gegen seine Familie und selbst gegen seine vertrautesten Freunde in Bezug auf sein Lebensalter beobachtete. Die gewöhnlichen Motive schwacher Menschen, weibische Eitelkeit oder kindische Furcht vor dem Tode, waren seinem festen, männlichen Charakter fremd. Wahrscheinlich wollte er seine Familie nicht durch den Gedanken an seine nahe Trennung beunruhigen. Auch wollte er vielleicht dadurch vermeiden, seines Alters wegen zur gehörigen Verwaltung seines Amtes für minder fähig gehalten zu werden.

Auch um die Literatur hat sich Gärtner einige Verdienste erworben. Bei seiner Bescheidenheit und den strengen Anfoderungen, die er an sich machte, konnte er kein fruchtbarer Schriftsteller werden. Als Dichter machte er sich vorzüglich bekannt durch sein Schäferspiel: „Die geprüfte Treue" (Braunschweig 1768.), das früher in den Bremischen Beiträgen gedruckt gewesen war, und von Junker in seinem Theâtre allemand ins Französische übersetzt ward. Durch treue Darstellung der unschuldigen Natur und ländlicher Sitten, durch seinen Witz und Humor zeichnet sich dies in Versen geschriebene Schäferspiel vor andern Dichtungen ähnlicher Gattung in jener Periode vortheilhaft aus. Nach dem Triomphe du temps passé von Le Grand bearbeitete Gärtner das Lustspiel: „Die schöne Rosette" (Leipzig 1782.)[9]. Gemeinschaftlich mit Zachariä gab er Linguat's „Beiträge zum spanischen Theater" heraus. (Braunschweig 1769. 2 Thle.) Von der Beredsamkeit hatte er noch ziemlich Gottschedische Begriffe, wie man aus der von ihm zu Braunschweig 1761 herausgegebenen Sammlung einiger Reden sieht. Dagegen erwarb er sich um die Verbreitung eines bessern Geschmacks in der Dichtkunst manche Verdienste durch die Herausgabe einzelner Schriften seiner Freunde[9]. Zwei Briefe von Gärtner an Hagedorn befinden sich in dessen poetischen Werken, herausgegeben von Eschenburg (Hamburg 1800. 5. Th. S. 214 fg.). Gärtner's Bildniß, gestochen von Bause (1770), steht vor dem eilften Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften[10].

(*Heinrich Döring.*)

GÄRTNER (Bernhard August), geb. am 28. Oct. 1719 zu Cassel, wo sein Vater, Justus Heinrich Gärtner, Rittmeister bei einem hessen-casselschen Cavalerieregimente war[1]), erhielt den ersten Unterricht in den Schulen seiner Vaterstadt. Den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung legte er in dem Waisenhause zu Halle, zugleich mit seinem ältern Bruder, Sebastian Georg Gärtner[2]). Er besuchte hierauf in den Jahren 1736—1740 mehre Universitäten; 1741—1754 lebte er als Advocat in seiner Vaterstadt Cassel. Seit 1751 bekleidete er dort auch die Stelle eines Scabinus bei dem Stadtgerichte. Im Februar 1754 ward er Secretair bei der fürstlichen Regierung und dem Consistorium zu Cassel, bald nachher aber, im November 1755, Advocatus Fisci des Oberfürstenthums Marburg, mit dem Charakter und Range eines Regierungsraths. Mit Beibehaltung des Officii Fisci wohnte er seit dem Juli 1759 als wirklicher Regierungsrath den Sitzungen der Regierung und des Consistoriums in Marburg bei. Während des siebenjährigen Krieges, wo ihm die militairischen Angelegenheiten des Oberfürstenthums vorzugsweise übertragen worden waren, traf ihn

8) Es befindet sich auch in dem von J. G. Dyk herausgegebenen Komischen Theater der Franzosen für die Teutschen.

9) Unter andern Nicol. Dietr. Giseke's poetische Werke (Braunschweig 1767.) und Joh. Adolf Schlegel's Fabeln und Erzählungen. (Leipzig 1769.) 10) Vergl. Beneke's Jahrbuch für die Menschheit. 1791. 4. St. S. 265 fg. über Konrad Arnold Schmid's und Karl Christian Gärtner's Verdienste, besonders um die teutsche Literatur, eine Vorlesung von Theodor Rose. (Helmstedt 1792.) Auch gedruckt in Wiedeburg's Philologisch-pädagogischem Magazin. 2. Bd. 1. St. S. 3 fg. Vergl. Allgem. Literaturzeitung. 1793. 4. Bd. Nr. 343. S. 519 fg. Schlichtegroll's Nekrolog auf das J. 1791. 1. Bd. S. 29 fg. Baur's Galerie der berühmtesten Dichter des 18. Jahrhunderts S. 103 fg. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 4. B. S. 11 fg. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 11. Bd. S. 192 fg. Fr. Horn, Die Poesie und Beredsamkeit der Teutschen. 3. Bd. S. 54 fg. Jördens, Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. 2. Bd. S. 3 fg. 6. Bd. S. 127. H. Döring's Galerie teutscher Dichter und Prosaisten. 1. Bd. S. 311 fg.

1) Er starb als Director des hessischen Feldlazareths im September 1759 im 75. Jahre; s. Strieder's Hessische Gelehrtengeschichte. 4. Bd. S. 287. 2) Geb. am 10. Oct. 1717 zu Cassel, gest. daselbst 1762 als Regierungsprocurator. Seine Inauguraldissertation, durch deren Vertheidigung er zu Rinteln die juristische Doctorwürde erlangte, führt den Titel: De intercessionibus mulierum, doctrina, speciali casu illustrata. (Rintel. 1748. 4.) Vergl. Marburger Beiträge zur Gelehrsamkeit. 2. St. S. 393. Strieder a. a. O. S. 287.

das Schicksal, nach Strasburg transportirt zu werden, wo er drei Vierteljahre als Geisel zubrachte. Erst nach dem hubertusburger Frieden (1763) ward er wieder ausgeliefert. Von der zur Regulirung der zerrütteten Verhältnisse der Universität Marburg niedergesetzten Administrationscommission ward Gärtner um jene Zeit (1763) zum Director und bei der Universitäts-Rechnungscommission zum ersten fürstlichen Commissair ernannt. Bei dem Vergleichungsgeschäfte zwischen Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt wegen des Wiederumtausches des Amtes Braubach und des Kirchspiels Katzenellenbogen, wie auch in Betreff der Wiedereinlösung der im cassel'schen Gebiete gelegenen Güter und Gefälle der Universität Marburg, bekleidete Gärtner in den Jahren 1766—1767 neben dem geheimen Rathe und Kanzler Hombergk zu Vach die Stelle eines fürstl. hessischen Mitdeputirten [3]). Im J. 1771 legte er seine Stelle als Advocatus Fisci nieder. Zwei Jahre später ward er zum kaiserlichen ersten Subdelegaten in der fürstl. solms-braunfelsischen Debitsache ernannt. Bei der Regierung, dem Consistorium und dem Pupillencollegium führte er zugleich das Directorium als vorsitzender Rath. Im J. 1780 ward er zum geheimen Regierungsrath und 1782 zum geheimen Rath ernannt. Er starb am 28. Juni 1793.

Anonym erschien von Gärtner: Abhandlung von denen in alter Batzen-Währung ehedem ausgeliehenen Capitalien und andern dergleichen Foderungen, deren Verzins- und dereinstige Ablegung in jetziger Münze, besonders im Oberfürstenthume Marburg; sammt angefügten XIII Reductionstabellen, zum nützlichen Gebrauche für Aufseher über publique Rechnungen, Beamte, Kastenmeister, Gläubiger und Schuldner; entworfen von einem Arbeiter zum allgemeinen Besten. (Marburg 1771. 4. [4]). In spätern Jahren nahm Gärtner diesen Gegenstand nochmals auf in seiner Abhandlung, wie in den vorigen Zeiten im Reichszins- und leipziger Münzfuß ausgeliehene Capitalien und andere Schuldigkeiten nebst Zinsen und dermaligen niederhessischen Währung nach dem 20-Guldenfuß, oder aber in dem Oberfürstenthum curfirenden 24-Guldenfuß mit Zusetzung eines proportionirten Agio zu erhalten, hingegen die im sogenannten 22-Guldenfuß, im Fuß der Louisd'or zu 8 Gulden, dergleichen die in besagtem 24-Guldenfuß dargeliehenen Gelder gegen den 20-Guldenfuß zu vermindern sind. (Marburg 1787. 4.) Beigefügt sind dem Werke zehn Reductionstabellen. Außerdem schrieb Gärtner noch: Meditationes practicae ex jure communi Hassiaco secundum ordinem Pandectarum. Specimen I et II. (Marb. 1785.) [5]). An der ihm mitunter beigelegten Schrift: Allgemeiner geographischer Unterricht für Kinder, entworfen von einem Arbeiter für das gemeine Beste (Leipzig 1781.), hatte Gärtner keinen Antheil [6]). (*Heinrich Döring.*)

GÄRTNER (Joseph), der durch seine classische Arbeit über die Samen und Früchte so berühmt gewordene Botaniker, war am 12. März 1732 in Calw geboren. In frühester Kindheit schon starb ihm der Vater, ein Arzt in jener Stadt. Gärtner sollte zuerst Theologie, dann aber wenigstens Jurisprudenz studiren; er hatte aber entschiedene Vorliebe für physikalische Untersuchungen, und wußte es endlich bei seinem Onkel durchzusetzen, daß er Medicin studiren durfte, zuerst in Tübingen, sodann zwei Jahre in Göttingen, worauf er 1753 in Tübingen promovirte. Nach erlangter Doctorwürde trat er eine wissenschaftliche Reise an nach Italien, nach Frankreich (wo er über ein Jahr zubrachte), nach England. Er kehrte dann wiederum nach Paris zurück, und verwandte hier viele Zeit auf die Construction optischer und astronomischer Instrumente. Im J. 1759 reiste er nochmals über Holland nach England, und hielt sich dort noch ein Jahr auf. In sein Vaterland zurückkehrend, erhielt er dann eine außerordentliche Professur der Anatomie in Tübingen. Im J. 1768 folgte er einem Rufe als Professor der Botanik nach Petersburg; er wurde dort Mitglied der Akademie, desgleichen Director des botanischen Gartens und des naturhistorischen Cabinets. Leider mußte er sich aber bald davon überzeugen, daß er das petersburger Klima nicht ertragen könne, und schon im Herbste 1770, nachdem er noch vorher die Ukraine in botanischer Hinsicht bereist hatte, kehrte er nach Teutschland zurück. Er ließ sich in seiner Vaterstadt Calw nieder, verheirathete sich und widmete sich mit Eifer dem gründlichen Studium der Karpologie. Diese Arbeit führte ihn noch ein Mal nach England und nach Holland, zu Banks, der seine Reise um die Erde gemacht hatte, zu Thunberg, der von seiner japanischen Reise zurückgekommen war. Von beiden Männern erhielt er viele ausländische Samen. Mitten in seinen Arbeiten erkrankte er übrigens an einem hartnäckigen Nervenübel, durch welches er gegen 20 Monate ans Bett gefesselt wurde. Er genas jedoch wieder und erlebte die Freude, beide Bände seines Werkes gedruckt zu sehen. Kaum war jedoch der zweite Band im Druck vollendet, so starb er am 13. Juli 1791, als er mit der Ausarbeitung eines Nachtrags sich beschäftigte.

Seinem Namen hat Joh. Christ. Daniel Schreber in der zu den Malpighiaceen gehörigen Pflanzengattung Gaertnera ein Denkmal zu setzen gesucht.

Gärtner hat außer seiner Doctordissertation (De viis urinae ordinariis et extraordinariis [Tubing. 1753. 4.])

3) Vergl. *Aem. Ludov. Hombergk zu Vach* Orat. de meritis Friderici II. Hass. Landgr. in Academiam Marburgensem. (Marburg. 1769. 4.) p. 32. 61 seq. 4) Die zweite verbesserte und vermehrte Auflage dieses Werkes, bei welcher er sich auf dem Titel genannt hat, erschien unter dem Titel: Abhandlung und erster Nachtrag wegen derer Schulden in alter Batzenwährung zweite Auflage; nebst nunmehro beigefügten sechs weitern Nachträgen zu Anwendung theils einiger Landesverordnungen, theils der gemeinen Rechte und besondern Fälle, sammt verschiedenen dazu dienenden, auch sonst gemeinnützigen Reductionstabellen und Absorptionsrechnungen. (Marburg 1783. 4.) Vergl. Casseler Staats- und Gelehrte Zeitung. 1783. St. 29—31. S. 123 fg.

5) Vergl. Casseler Staats- und Gelehrte Zeitung. 1785. 90. St. S. 178 fg. 6) Vergl. Strieder's Hessische Gelehrtengeschichte. 4. Bd. S. 286 fg. 6. Bd. S. 515. 7. Bd. S. 519. 8. Bd. S. 512. Weidlich's Biographische Nachrichten von jetztlebenden Rechtsgelehrten. 4. Th. S. 71 fg. Koppe's Juristischer Almanach auf das J. 1794. S. 419 fg. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 9 fg.

eine kurze Abhandlung über Meduſen geliefert (An Account of the Urtica marina in den Philos. Trans. Vol. 52. p. 75), desgleichen eine kurze Beſchreibung von Lumbricus Thalassema in des Pallas Spicilegia zoologica. Vol. I. Fasc. 10. p. 8. Nach ſeinem Tode erſchien noch ſein Fragment einer ſyſtematiſchen Claſſification der Pflanzen, in Römer's Neuem Magazin für Botanik. Gärtner bearbeitete auch ein Vocabularium botanicum polyglotton, das aber nie in Druck gekommen iſt. — Was ſich Gärtner übrigens zur Aufgabe ſeines Lebens gemacht hatte, das legte er in dem großen Werke nieder, deſſen erſter Band auf eigene Koſten herauskam: De fructibus et seminibus plantarum; accedunt seminum centuriae quinque priores, cum Tabulis 79. (Stuttg. 1788.) Vol. II. Continens Centurias quinque posteriores, cum Tabulis 10! (Ib. 1791. 4.) Sein Sohn Karl Friedrich gab noch dazu heraus: Supplementum Carpologiae, cum Tab. 45. (Lips. 1805. 4.) Gärtner unterſuchte die Verhältniſſe des Pflanzenſamens weit genauer, als alle ſeine Vorgänger, und gewann dadurch eine neue ſichere Grundlage für die Claſſification der Gewächſe. Mit Beſtimmtheit wies er die Differenzen nach zwiſchen dem Samen geſchlechtlicher Pflanzen und den die Fortpflanzung vermittelnden Körnern der geſchlechtsloſen. Bei den erſtern unterſchied er die Samen mit und ohne Embryo u. ſ. w. Die Akademie der Wiſſenſchaften in Paris erwarb ſich das Verdienſt der vollen Würdigung von Gärtner's Arbeit. Als ſie nämlich unter den ſeit einer Reihe von Jahren erſchienenen Werken diejenigen zu bezeichnen hatte, durch welche die Wiſſenſchaft am meiſten gefördert worden wäre, erkannte ſie Gärtner's Karpologie die zweite Stelle zu. (*F. W. Theile.*)

GÄRTNER (August Gottlieb von), ein geborner Sachſe, deſſen Geburtsort und Geburtsjahr unbekannt iſt, machte nach beendeten Rechtsſtudien in Leipzig eine Reiſe nach Wien, wo ſein Vater damals Reichshofrath war. Von da durchreiſte er Frankreich und die Schweiz. Seit 1762 diente er 44 Jahre hindurch dem ſächſiſchen Fürſtenhauſe in mehren wichtigen Staatsämtern. Unter dem Kurfürſten Chriſtian war er in Dresden als Hof- und Juſtizrath bei der Landesregierung angeſtellt. Mit dieſer Stelle eröffnete er ſeine Laufbahn als öffentlicher Beamter. Im J. 1789 ward er Präſident des Hofgerichts. Mit der Würde eines Vicekanzlers, die er 1791 erhielt, ward ihm die Leitung der Polizeicommiſſion übertragen. Bei dem ſächſiſchen Reichsvicariat ward er 1792 in den Freiherrnſtand erhoben. Im J. 1799 ward er Oberconſiſtorialpräſident. Er ſtarb am 4. Mai 1807 mit dem Ruhme eines vielfach verdienten Mannes. Gegründete Anſprüche auf allgemeine Achtung erwarb er ſich durch ſeine mannichfachen gründlichen Kenntniſſe, durch ſeinen Patriotismus, wo es die Förderung gemeinnütziger Zwecke galt, ſowie durch ſeine unerſchütterliche Rechtſchaffenheit und Humanität*). (*Heinrich Döring.*)

GÄRTNER (Franz von), geb. am 2. Juni 1771 zu Marburg, ein Sohn des dort 1793 verſtorbenen geheimen Raths und Regierungsdirectors Bernhard Auguſt Gärtner, verdankte den Lehranſtalten ſeiner Vaterſtadt den erſten Unterricht. Dort eröffnete er auch ſeine akademiſche Laufbahn. In den Jahren 1786—1788 ſtudirte er zu Marburg Jurisprudenz und Staatswiſſenſchaft. Im November 1788 ernannte ihn der Landgraf Wilhelm IX. von Heſſen sine voto zum Regierungsaſſeſſor in Marburg. Im J. 1791 erhielt er das damals wichtige Amt eines Advocatus fisci. Bald nachher ward er zum Fiscal des Oberfürſtenthums Heſſen befördert. Zu dieſen Stellen hatte er ſich befähigt durch eine rühmliche Thätigkeit als Praktikant bei dem Reichskammergerichte zu Wetzlar. Sein dortiger Aufenthalt hatte ein Jahr gedauert, von Oſtern 1790 bis Oſtern 1791. In dieſer Zeit hatte er ſich mit dem teutſchen Staatsrechte und mit den Formen des Reichsproceſſes genau bekannt gemacht. Im April 1797 ward er als Reviſionsrath bei dem Oberappellationsgerichte zu Marburg angeſtellt. Noch durch einige andere Stellen ward ſeine Thätigkeit in Anſpruch genommen, als Advocatus patriae, als Mitglied der Polizei, der Armen- und Geſetzgebungscommiſſion und als Director des Collegii medici. Für dieſe mit vielfachen Geſchäften verbundenen Ämter, unter denen ſeine Kräfte faſt erlagen, entſchädigte ihn nur ein ſehr mäßiger Gehalt, der für die Bedürfniſſe ſeiner damals ſchon zahlreichen Familie kaum hinreichte. Seine wiederholten Geſuche um eine Erhöhung ſeines Gehaltes blieben unberückſichtigt. Er legte daher im October 1802 ſeine bisherigen Ämter nieder und trat in die Dienſte des Fürſten von Neuwied. Nach der Schlacht bei Leipzig ging er als Bevollmächtigter ſämmtlicher mediatiſirten Reichsſtände nach Frankfurt, Wien, Paris und London. Dieſer Zeit, den Jahren 1814 und 1815, verdankte er die Bekanntſchaft mit mehren hohen Beamten der preußiſchen Monarchie. Durch Vermittelung des Staatskanzlers v. Hardenberg trat er 1816, nachdem das Fürſtenthum Neuwied dem preußiſchen Staate einverleibt worden war, in die Dienſte des Königs von Preußen. Er ward zum Director der erſten Abtheilung der königlichen Regierung zu Trier ernannt. Zu dieſer Beförderung war ihm auch das von ſeinen Vorfahren erworbene Adelsdiplom, welches er bereits 1809 erneuert hatte, behilflich geweſen. Seine raſtloſe und gemeinnützige Thätigkeit fand verdiente Anerkennung. Im Mai 1818 erhielt er von Friedrich Wilhelm III. den Rang und Titel eines Regierungsvicepräſidenten, im Januar 1821 den rothen Adlerorden dritter Claſſe und 1834 den Charakter eines geheimen Oberregierungsraths. Er ſtarb am 14. Jan. 1838.

Durch unerſchütterliche Rechtſchaffenheit und gewiſſenhafte Erfüllung ſeines Berufs hatte er ſich die Huld ſeines Fürſten und allgemeine Achtung erworben. Biederkeit und Humanität waren Grundzüge ſeines Charakters. Er konnte mit ruhigem Bewußtſein und ohne innern Vorwurf in den letzten Augenblicken ſeines Lebens auf ſeine Laufbahn zurückblicken. Unter oft ſehr überhäuften Geſchäften fand er durch regelmäßige Eintheilung ſeiner Zeit noch Muße zu einigen literariſchen Arbeiten. Außer ſeiner Inauguraldiſſertation, durch deren Vertheidigung er

*) ſ. (Becker's) Nationalzeitung. 1807. St. 16.

1789 die juristische Doctorwürde erlangte [1]), schrieb er gleichzeitig eine Abhandlung: De jurejurando ab uno litis consortium relato, ab altero acceptato. Zu Frankfurt 1813 erschien von ihm eine Leidensgeschichte der mediatisirten Reichsstände [2]). Eine ebendaselbst (1813) von ihm herausgegebene Schrift führt den Titel: Was war Teutschland? was ist es jetzt? was darf es von der Zukunft hoffen? Mehre Aufsätze von Gärtner befinden sich in Justi's Hessischen Denkwürdigkeiten, unter andern (3. Th. S. 160 fg.) sein Versuch über die im Hessen-Cassel'schen angeordneten Landvisitationen, vorzüglich in Beziehung auf das Oberfürstenthum [3]). (*Heinrich Döring.*)

GÄRTNER (Karl Friedrich von), Professor der Chirurgie in Tübingen, geb. zu Backnang in Würtemberg am 16. Nov. 1786, gest. zu Tübingen am 17. Oct. 1833. Gärtner erhielt seine erste chirurgische Bildung bei zwei sehr bescheidenen Meistern, nämlich bei zwei Barbieren, und trat frühzeitig als Unterarzt ins Militair. Er begleitete das würtembergische Contingent 1806 nach Preußen, 1809 nach Österreich, 1812 nach Rußland. Im J. 1813 besuchte er chirurgische Vorlesungen in Tübingen; doch machte er schon in dem gleichen Jahre den Feldzug nach Sachsen und 1814 den Feldzug nach Frankreich mit. Er war unterdessen zum Regimentschirurgen befördert worden. Nun begann er nochmals in Tübingen zu studiren, wurde 1816 Universitätsoperateur, 1817 Lehrer an der wundärztlichen und Hebammenschule, 1818 außerordentlicher Professor. Literarisch hat er sich nur durch ein Paar Beobachtungen im Journal der Chirurgie von Gräfe und Walther bekannt gemacht, sowie durch Versuche über die Befruchtung einiger Gewächse in den Naturwissenschaftlichen Abhandlungen. 1. Bd. 1. Heft. 1826. S. 35—66. (*F. W. Theile.*)

GÄRTNER (Friedrich von), geb. 1792 zu Coblenz, folgte früh seinem Vater, Johann Andreas Gärtner, nach München, wohin derselbe, früher Hofbaudirector in Diensten des Kurfürsten von Trier, als Hofbauintendant berufen worden war. Anfangs besuchte Gärtner die Gelehrtenschule in München; bald aber wandte er sich entschieden der Kunst zu. Er bildete sich zum Architekten. Zur Erweiterung seiner Kenntnisse in dem von ihm gewählten Fache unternahm er eine Reise nach Frankreich und Italien. Am längsten verweilte er in Neapel und Sicilien. Nach der Rückkehr von jener Reise (1819) gab Gärtner in lithographirten Zeichnungen „Ansichten der meisten erhaltenen griechischen Monumente Siciliens" heraus. Größere Bauten zu unternehmen fand er damals in Baiern keine Gelegenheit. Er reiste daher über Holland nach England. Dort erhielt er 1820 einen Ruf nach München. Bei der dortigen Akademie ward er als Professor der Baukunst angestellt. Im J. 1822 ward ihm die oberste Leitung der königlichen Porzellanmanufactur, sowie der damals neu errichteten Glasmalereianstalt übertragen. Beide Institute förderte er wesentlich, indem er Formen und Verzierungen von Vasen und andern Gefäßen nach antiken Mustern anfertigen ließ und dadurch einen vermehrten Absatz erzielte. Um diese Zeit erschienen seine „Römischen Bauverzierungen nach der Antike und auf Stein" (München 1824.) und seine „Auswahl von Vasen und Gefäßen." (Ebendas. 1825.) Seine eigentliche Thätigkeit als Architekt begann erst mit dem Jahre 1829. Der König von Baiern übertrug ihm um diese Zeit den Bau der prachtvollen Ludwigskirche. Auch die Vollendung der von Klenze begonnenen Ludwigsstraße ward ihm übertragen. Er ließ dort mehre, größtentheils öffentlichen Zwecken gewidmete, Prachtbauten aufführen. Zu den vorzüglichsten gehören das neue Bibliothekgebäude mit seiner imposanten Façade und ebenso großartigen und zweckmäßigen innern Einrichtung, das Gebäude für das Priesterseminar, ein anderes zu einem adeligen Fräuleinstift dienend, vor allem aber das neue Universitätsgebäude. Der viereckige Platz, den diese Gebäude mit ihren prachtvollen Façaden und Flügeln bilden, ist mit zwei Springbrunnen nach Gärtner's Zeichnung geziert. Auch das Gebäude der Blindenanstalt zeichnet sich vortheilhaft aus unter den mannichfachen größern und kleinern Bauten, die Gärtner unternahm. Manche blieben unvollendet, wie der wittelsbacher Palast, das Siegesthor, die Befreiungshalle in Kellheim u. a. m. Er entwarf auch den Plan zu der Residenz des Königs von Griechenland in Athen und zu dem Saale und den Arkaden in dem Bade Kissingen. Schon früher war er zum Oberbaurath ernannt worden. Späterhin ward ihm die Leitung der obersten Baubehörde übertragen. Die Akademie der bildenden Künste, deren Director er 1841 geworden war, verdankte ihm manche zweckmäßige Reformen in Bezug auf die Erweiterung und innere Einrichtung ihres Locals. Der König schmückte ihn mit dem Civilverdienstorden und gab ihm außerdem manche Beweise seiner Huld und seines Vertrauens. Ein Schlagfluß endete sein Leben am 21. April 1847. Noch wenige Tage zuvor hatte er in voller Kraft im Kreise einiger vertrauten Freunde frohe Stunden zugebracht *).

(*Heinrich Döring.*)

GAERTNERA, nannte Lamarck eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der Familie der Loganieen. Sie erhielt ihren Namen zu Ehren von Joseph Gärtner (geb. 1732, gest. 1791) †), kurze Zeit Professor in Petersburg, dann praktischer Arzt in Calw im Würtembergischen, dem Verfasser des unsterblichen Werks über die Früchte und Samen der Gewächse (De fructibus et seminibus plantarum Vol. 1 et 2, mit 180 Kupfertafeln. [Stuttg. 1788—1791. 4.]), welches sein Sohn, Dr. Med. Karl

1) De supplendo consensu in sponsalibus secundum jus commune et Hassiacum. (Marb. 1789. 4.) Vergl. Klüber's Kleine juristische Bibliothek. 6. Bd. 21. St. S. 37. 2) Eine Schutzschrift für die mediatisirten Reichsstände erschien von ihm in Winkopp's Zeitschrift für den Rheinbund. Heft 5. S. 190 fg. Heft 6. S. 322 fg. In dem genannten Journal befinden sich auch noch einige andere Aufsätze von Gärtner. 3) Vergl. Trierische Zeitung. 1838. Nr. 21. Strieder's Hessische Gelehrtengeschichte. 13. Bd. S. 341. 14. Bd. S. 328. Meusel's Gel. Teutschl. 11. Bd. S. 252. 13. Bd. S. 435. 17. Bd. S. 658. Den Neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. XVI. 1. Th. S. 80 fg.

*) Vergl. den Neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. XXV 1. Th. S. 285 fg.

†) Vgl. noch S. 157.

Friedrich Gärtner, gleichfalls Arzt in Calw, fortsetzte (Supplementum Carpologiae. [Lips. 1805.] T. 181—225). Neuerdings hat der Letztgenannte noch sehr gründliche Versuche und Beobachtungen über die Befruchtungsorgane der vollkommneren Gewächse (Stuttg. 1844.) herausgegeben. Ein anderer Pflanzenforscher dieses Namens, G. Gärtner, hat mit B. Meyer und J. Scherbius die sehr lobenswerthe ökonomisch-technische Flora der Wetterau (Bd. 1 u. 2. Frankf. 1799. 1800.) geliefert. Der Charakter der Gattung Gaertnera besteht in einem glockenförmigen, fünfzähnigen Kelche, welcher an der Basis mit zwei Stützblättchen versehen ist, einer trichterförmigen Corolle mit fünftheiligem Saume, eingeschlossenen, in der Corollenröhre eingefügten, sehr kurzen Staubfäden mit ablangen, aufrechten Antheren, einem hervorstehenden, an der Spitze gespaltenen Griffel und einer steinfruchtartigen, zweikernigen Beere. Lamarck kannte nur eine Art, G. vaginata (Illustr. gen. t. 167, G. longiflora *Gärtn. fil.* suppl. t. 191, Andersonia vaginata *Willdenow*), von Madagaskar, davon unterscheidet sich aber G. vaginata *Sieber* von der Insel Moritz so wesentlich, daß Candolle sie zu einer eigenen Gattung Aetheonema erhob. Endlicher zog außerdem noch Sykesia *Walker-Arnott* mit drei Arten von Ceylon und Fructesca *Cand.* mit einer Art von der Insel Moritz hierher; sodaß also Gaertnera sechs Arten, Sträucher mit gegenüberstehenden, lederartigen Blättern und scheidenförmigen Afterblättchen zählt. — Gaertnera *Retz.*, s. Sphenoclea; Gaertnera *Schreb.*, s. Hiptage. (*A. Sprengel.*)

GAESATAE, 1) mit dem Gaesum Bewaffnete, nämlich nach der Auslegung der meisten Neueren. Sie stützen sich dabei auf das häufige Vorkommen dieser gallischen Waffe. So sagt Cäsar [1]) in Beziehung auf den Angriff, welchen die an den Alpen gegen die Allobrogen hin wohnenden Sedunier und Veragrier auf das Lager des Galba, des Legaten des Cäsar, machten: hostes ex omnibus partibus, signo dato, decurrere, lapides gaesaque in vallum conjicere. Propertius [2]) singt:

Claudius Eridanum [3]) trajectos arcuit hostes,
Belgica cui vasti parma relata ducis
Virdumari; genus hic Rheno jactabat ab ipso
Nobilis e tectis fundere gaesa rotis.

Virgil sagt da, wo er die bildlichen Darstellungen auf dem Schilde des Äneas beschreibt, im Betreff der Gallier, welche das Capitol zu ersteigen im Begriffe sind: duo quisque Alpina coruscant Gaesa [4]) manu, scutis protecti corpora longis. Zwei Gaesa lassen auch Ovid und Claudian einen Streiter führen. Dieser Umstand kommt auch bei Nonius Marcellus und Livius vor, woraus zu schließen, daß diese Angabe nicht blos dichterischer Freiheit entsprungen ist. Livius [5]) sagt, da, wo er beschreibt, wie im etruskischen Kriege (444 der Erbauung Roms, 308 vor Chr. Geb.), Römer in den ciminischen Wald auf Spähung gehen und sich unkenntlich machen: lere pastorali habitu, agrestibus telis, falcibus *gaesisque binis* armati. Da, wo er die Bewaffnung und Schlachtordnung der Römer unter dem Befehle des Manlius (415 der Erb. Roms, 337 vor Chr. Geb.) beschreibt, sagt ebenfalls Livius [6]): Prima acies Hastati erant, manipuli quindecim distantes inter se modicum spatium: manipulus leves vicenos milites, aliam turbam scutatorum habebat; leves autem, qui hastam tantum *gaesaque* gererent, vocabantur. Also auch hier hatte jeder nur eine *Hasta*, aber mehre Gaesa. Das Gaesum war also ein leichter Wurfspieß, nach Nonius telum tenerum, nach Festus jedoch telum grave, Gaesum hatte also mehre specielle Bedeutungen, aber vorzugsweise die von einem leichten gallischen Wurfspieß. Auch wurde es im Allgemeinen für Wurfspieß überhaupt gebraucht. So heißt es in den Gloss. Isidori: *Gesum*, hasta, vel jaculum, Gallice, *βολίς* (d. h. das Geworfene, Wurfspieß, Pfeil). Suidas sagt unter *Γαῖσα* [7]) *καὶ Γαισὸς: κοντὸς* [8]) (Stange, Stiel am Wurfspieße, Spieß), *εἶδος ἀμυντηρίου, οἷον δόρατος*, eine Art Vertheidigungswaffe, wie eines Spießes, und unter *Γεσοί:* Die Römer, welche die Gäsen (*τοὺς γεσοὺς*) in die Erde gesteckt und die Helme auf diese gesetzt hatten, gewährten den in der Ferne Befindlichen das Ansehen, als wenn sie auf dem Hügel geblieben wären; *ἐστι δὲ ὅπλον ἢ κοντός, μακρόθεν κεντοῦν ἢ κεντὸς*, es ist aber eine Waffe oder Contus, von weitem zu stoßen, oder eine Stachel; nach anderer Lesart: *ἐστι δὲ ὅπλον μακρόθεν κεντοῦν ἢ κοντὸς* (oder Stange, Spieß); endlich: *ἔστι δὲ ὅπλον, ὅτι ὁ γέσος ἐστὶν μακροκέντης ἢ κοντός*, es ist aber eine Waffe; wie der Gesos ist in die Ferne zu stechen, oder ein Kontos (Contus). Wie Kriton schrieb in den Geticis (*ἐν τοῖς Γετικοῖς*). Moschopolus erklärt: *Γαισὸς, τὸ κοντάριον*, Spießspitze, Speer der Spießstange, indem wir *κοντάριον* gebildet annehmen aus *κοντός* und *ἄρις*, eine Art Bohrer, ein Werkzeug der Zimmerleute. Nach Hesychius ist *γαισὸς ἐμβόλιον ὁλοσίδηρον* ein Geschoß ganz von Eisen, ebenso nach Pausanias in den Atticis: *γαιὸς* (lies *γαισὸς*) *ὁλοσίδηρον δόρυ*, ein Spieß, ganz aus Eisen. *Pollux* Lib. 7: *Δόρυξους, δόρυ ὁλοσίδηρον; καλεῖται δὲ γαισὸς, καὶ ἐστὶ λιβυκὸν*, Spieß ganz von Eisen, wird aber Gaisos genannt, und ist libysch (afrikanisch). Daß der Gaisos ganz von Eisen war, ist wol nicht ursprünglich, sondern erst späterer Gebrauch. Von Pollux wird er zwar libysch genannt, aber das Wort Gaesum, Gaisos war gallisch, wie wir bereits aus Isidorus sahen. Nach Oyenartus [9]) wird ein Wurfspieß (ja-

1) De Bello Gallico. Lib. III. Cap. 4. 2) Lib. IV. El. X. v. 43. 3) Nach der früheren Lesart: at Rheno. Unter dem Eridanus versteht der Dichter Propertius, sowie andere Sänger, z. B. Virgil, den Po. 4) *Virgilius*, Aeneid. Lib. VIII v. 662. Ihn hat Silius Italicus (Lib. I. v. 629) nachgeahmt und bei dieser Gelegenheit Cellarius über das Gaesum Anmerkungen gemacht. Ebenso *Drakenborch* ad *Sil. Ital.* Lib. II. v. 444. 5) Lib. IX. Cap. 36.

6) Lib. VIII. Cap. 8. 7) *Suidae* Lexicon ex ed. *Bernhardy* T. I. col. 1076, mit der Anmerkung: Vid. *Wesseling.*, quem Gaisfordus laudat, in *Diod. Sic.* XIII, 57 et *Boisson.* in *Herod.* p. 12. *Toupius* citat Agathiam p. 140. 8) Lateinisch Contus, Stange, Spieße, Pike. 9) Notitia Vascon. p. 42. Du Fresne (Glossar. Lat.) führt unter *Geisum*, *Gaesum* Gallis veteribus hasta auch auf: in Consuetud. Britan. art. 712: Goutier ou gesse pour porter les eaux communes.

culum missile) von den Gascognern noch jetzt Gesi genannt. Die Stammsylbe Gis, Guis, Jus kommt im Französischen des Mittelalters [10]) in der Gisarme, Guisarme [11]), Jusarme [12]), latinisirt Gisarma, häufig vor [13]). So z. B. in der Bestimmung, welche die Additamenta ad *Matthaeum Paris.* p. 149 und *Fleta* Lib. I. c. 24. §. 12: Et qui minus habuerit quam 40 solidat. reditus, tunc ad falces, *gisarmas*, cultellus et alia arma minuta sint jurati, enthalten, und im Betreff deren in den Statutis Willelmi Regis Scotiae Cap. 23. §. 4 der merkwürdige erklärende Zusatz sich findet: Et qui minus habet, quam 40 solidos, habent Gysarum [14]), quod dicitur *Handaxe* [15]) (Handart), welche bei den Engländern ein zweischneidiges Beil ist. Spelmann vermuthet, daß Gisarma eine Art Beil oder Axt gewesen. Daß es auch diese Bedeutung gehabt, geht aus der Erklärung in den angeführten Statuten hervor; doch hatte es auch eine andere Bedeutung, nämlich die von Spieß. So z. B. erklären lateinisch-französische Glossen: *Gesa:* Jusarme, Manière de glaive. *Joannes de Janua: Gesa* a gero, genus armorum, quod Gallice dicitur Gisarma. Da das R und das S häufig mit einander vertauscht werden, so stände zwar in dieser Beziehung der Ableitung Gesa von gero Nichts entgegen; aber der Begriff von gero, ich trage, führe, ist zu allgemein, wenn wir ihm nicht als ursprüngliche und specielle Bedeutung die von: einen Wurfspieß führen, willkürlich beilegen wollen. Besser ist die Zusammenstellung des althochteutschen, altsächsischen, altfriesischen *Ger* und des angliſchen (sogenannten angelsächsischen) Gar, des altnordischen Geirr mit Gaesum. Zwar heißt es im Rolandsliede V. 2494: Ther site was under goten knehten: si kunden wole vehten mit spieze und mit geren; tez vlizen (beflißen) sih thie herren, und Ger wird hier und an den andern Stellen des Rolandsliedes von Schilter [16]) durch Schwert übersetzt, sowie auch Einige, z. B. Olaf von Gunnavik, das altnordische Géirr (ohne Zeichen des Nominativs Géirr) durch Schwert und Dolch (gladius vel pugio) erklären, und das persische Dscheher (kurdisch Dscher), Schwert, bedeutet; aber das ebenfalls persische Dscher hat die Bedeutung von einem leichten Wurfspieß. Auch *Framea* hatte mehre Bedeutungen. Als ursprüngliche muß man die annehmen, welche wir bei Tacitus (Germ. Cap. 6) finden: Rari gladiis aut majoribus lanceis utuntur; hastas, vel ipsorum vocabulo Frameas gerunt, angusto et brevi ferro, sed ita acri et ad usum habili, ut eodem telo, prout ratio poscit, vel cominus, vel eminus pugnent. Vorausschickt Tacitus, daß das Eisen nicht einmal überflüssig sei, wie aus dem genere telorum geschlossen werde, wodurch erklärlich wird, warum die Framea nur ein schmales und kurzes Eisen hatte. Das Wort Framea ist noch in dem Ausdrucke Pfriemen auf uns gekommen, und man muß schließen, daß *Brahm*, Dorn (wovon Breme, Bremse, wegen ihres Stechens), und Framea verwandte Wörter sind, und die Framea nicht nach ihrem Schafte, sondern nach ihrer eisernen Spitze genannt war. Wurde dieses Eisen, als der Vorrath an Eisen zunahm, vergrößert, wie wir bei der schwereren Art von Gäsen der Gallier, welche sie Langkien (Lanzen) nannten, finden, welche, wie wir weiter unten aus Diodor von Sicilien anführen, ein ellenlanges Eisen hatten, so konnte die Framea, da sie ihre Benennung von ihrem stählernen Theile und nicht von dem Schafte hatte, auch andere Bedeutungen erhalten, wenn man an das Framea genannte Eisen statt des Schaftes ein Heft, einen Griff oder ein Gefäß, wie solche die Schwerter oder Degen haben, machte. Von Augustinus wird Spatha (breites Schwert) Framea und mit anderer Benennung Rhomphaea (großes zweischneidiges Schwert) genannt; alte Glossen erklären *Frameas* ῥομφαία. *Isidorus* Lib. 18. c. 6: Framea gladius ex utraque parte acutus, quam vulgo spatham vocant. Im Waltheriede heißt es V. 1372:

Cujus duritia stupefactus dissilit ensis
Proh dolor! et crepitans partim micat aëre et herbis.
Belliger ut frameae murcatae fragmina vidit.

Also auch hier wird framea für Schwert gebraucht. Die Gloss. Lips. und die Gloss. Pez. haben *Frameas* staf-swert (Stabschwert, Stockdegen), und die Holländer noch jetzt Moordpriem (Mordpfriemen), Dolch. Eine andere Benennung für Framea war Ger, nordisch Géirr, und es läßt sich aus den Stellen des Nibelungenliedes, welche wir sogleich anführen, schließen, daß auch der Ger, Geirr,

10) Auch im Latein des Mittelalters kommt Gaesa vor, z. B. bei *Guil. Brito*, Philipp. Lib. V:

Clavam cum jaculo, venabula, gesa bipennem,

und *Matthaeus Paris.* ad ann. 1256: Cum jaculis — — — Danisque securibus et gesis — — — hostiliter insequuntur. 11) In der Form der Mehrzahl Gisarmes, Guisarmes. So z. B. heißt es im Roman de Rou: Hasches et *gisarmes* tenoient; und ebendaselbst: Et vous avez lances aguës et *guisarmes* esmoluës. *Balduinus de Condado:* A corps de dards et de *guisarmes*. *Octavianus de S. Gelais* in Viridario honoris: Lances, bastons, aspées et *guisarmes*, harnois complez pour bien mil hommes d'armes. *Hellomanerius* Cap. 58: Portans armes, ne sajettes, ne armes, ne aspées, ne *guisarmes*, ne autres armes defendues. 12) Altes Gedicht über Alberich von Burgund: Sire, dit-il, por peu vos voil proier, c'une *jusarme* mes faites sans targier. *Guillaum Guiart:* Plommées fermement tenuës, fauchons, *juisarmes* esmoluës. Derselbe zum J. 1124: Les reçoivent au fers de lances, aux hascles, aux espées nuës, et aux *juisarmes* esmoluës. 13) Wiederholt z. B. bei Froissart, Berry, Monstrellet und dem Verfasser der Belagerung von Orleans. *Du Fresne* unter *Gisarma;* dasselbe, was in den Consuetud. S. Severi tit. 18. art. 5 Bisarme scheint, wo vielleicht Gisarme herzustellen sei. 14) Gysarum ist gebildet aus Gysarm; s. *Skenaeus*, De Verborum significat. unter *Gysarum*. 15) Altnordisch Handöxi, Handeyxi; s. z. B. *Snorri Sturluson*, Olafs Saga Helga Cap. 153 (in der großen Ausgabe der Heimskringla. T. I. p. 259), wornach Gautr Rodhi Karl'n hinn Maeriki mit einer Handeyxi erschlägt.

16) *Schilter*, Gloss. Teut. p. 354 unter *Ger*, gladius. Fragm. de Bell. Sarac. vers. 2494: mit spieze und mit geren, hastis atque gladiis; vers. 2525: Mit sineme scarfen gere ramete er sin zo then brusten, acuto gladio suo petebat pectus ejus; vers. 4062: ainen spannebreiten ger, spithamâ latum ensem, mit der Bemerkung, daß der Name der Germanen von da entstanden zu sein scheine, das sei Swertmänner, von den alten, großen Schlachtschwertern.

nicht von seinem Schafte, sondern von seinem Eisen genannt war. Aus der Vergleichung des Wortes Géirr mit Framea wird ferner erklärlich, wie ein Theil der Sprachforscher geneigt ist, Géirr durch gladius vel pugio zu übertragen. Doch muß man annehmen, daß in Géirr die ursprüngliche und Hauptbedeutung Spieß war; denn es wird z. B. in der Herwarar-quidha (S. 435 und 520) zusammengestellt: medh hwössu swerdhi ok rodhnum geiri, mit scharfem Schwerte und gerötheten Spieße, und ebenso wird Geirr in den Skáldskaparmál Cap. 75 in den Denkversen nicht unter den Benennungen des Schwertes, sondern unter denen der Spieße und Wurfspieße auf diese Weise aufgeführt: Darr [17]), *spjót* (Spieß), dauflen (doplen) ok wigr, snamfleinn ok swaf, switha, hraemaeki, *geirr*, spiörr (Speer), nata, gefja, *kesja*, gaflack fracka, gûngnir peita. Deshalb wird auch Geirr sowol in Beziehung auf Odhin's geirr [18]), *Gûngnir* (s. d. Art.), geheißen, als auch im Betreff der andern Anwendungen des Wortes durch Spieß und Wurfspieß erklärt [19]). Wenn es in dem Rolandsliede V. 4062 heißt:

Ogier ther wigant, ther forte an sinere hant
Ainen spannbreite ger, tha gefrumete er
Manegen zo there helle;

und im Nibelungenliede 3. 303:

Diu ort [20]) ir swerte giengen nider uf den sporn;
Ez fuorten scherpfe [21]) geren di ritter uozerchorn,
Sivrit der fuort' ir einen wol zweier spannen breit,
Der zu sinen ecken vil harte vreislichen sneit;

und 3. 8334 (von Iring):

Einen ger vil starchen, nam er durch den haz,
Damit er aber wolde Hagenen dort bestan,

so könnte, da also hiernach Ger kein leichter, sondern schwerer Wurfspieß war, die Zusammenstellung der Wörter

17) Dörr, Spieß, Wurfspieß. 18) Ohne Zeichen des Nominativs Geir. Gylfaginning Cap. 51: Odhinn medh — — — geir sinn, er Gûngnir heitir, Odhin mit — — — seinem Spieß, der Gungnir heißt; Skáldskáparmál Cap. 59: geirin er Odhinn átti, er Gûngnir heitir, den Spieß, den Odhin hatte, der Gungnir heißt. Cap. 35: geirinn Gûgni, den Spieß Gugnir; s. *Finn Magnusen*, Lex. Mytholog. p. 407 unter: „*Gûgnir* hasta sive lancea Odini." Ein Fall, wie Odhin den Geirr braucht, wird in der Völsunga-Saga Cap. 11 (in den Fornaldar Sögur Nordhrlanda. 1. Bd. S. 145) erzählt: Er hatte ein Auge und einen Spieß in der Hand (geir í hendi); dieser Mann kam wider den König Siegmund, ok brá upp geirnum fyrir honum (und schwang empor den Spieß vor ihm); und als König Siegmund fest (stark) hieb, kam das Schwert an den Spieß (kom swerdhit í geirinn) und zerbrach in zwei Stücken. In den Kråkumál wird Ragnar redend eingeführt Str. 3: hátt bárum thá geira, hoch trugen (wir) da die Spieße, und in der Herwarar-Saga Cap. 18 (in den Fornaldar Sögur Nordhrlanda. 1. Bd. S. 501) Agantyr: ok geir hádhu, und erhöhten (erhoben) den Spieß; derselbe ebendaselbst Cap. 16 (S. 494): ok kaldr geirr (num) koma widh randir, und der kalte Spieß (wird) kommen an die Schilde. In den Kråkumál Cap. 21: Ragnar hohe (erhabene) Schwerte bissen (beschädigten) die Schilde, thar er gullrodhinn glumdi geirr widh Hildar naefri, dort, wo der goldrothe Spieß tosete an Hildur's Dächer (Schilde). Das gullrodhinn (der goldrothe) bezieht sich auf die Verzierung des Spießes. So z. B. heißt es bei Stricker'n von Roland: Er truech an seiner zeit ze siwen (rechten) hant mit golde bewunden ein ger, do mit gefrumt der helt her vil manigem zu der helle. In der Herwarar-quidha (in den Fornaldar Sögur Nordhrlanda. 1. Bd. S. 439. 521) gröfnum geiri, mit gegrabenem Spieße; grafa (graben) hat nämlich hier die Bedeutung von sculpere, caelare. Bei Hornklofi (bei Snorri Sturluson, Heimskringla, übersetzt von Ferd. Wachter. 1. Bd. S. 190) werden die Schiffe beschrieben mit gegrabenen Zierden (gröfnom tinglom, „caelatis insignibus"). 19) So z. B. in den Harbarz-liodh Str. 38: Geir af ríodha; in der großen Ausgabe der Edda Saemundar T. I.: „frameam rubro tingere" (nämlich in der Schlacht); Sigurdhar-Quidha II. β Str. 15: En thar aull skulo geirom leika godh; in der genannten Ausgabe T. II.: ibi autem omnia hastis ludent numina (nämlich auf dem großen Kampfplatze, wo sich Surtr und die Asen am Ende dieser Welt schlagen). Atla-Quidha Str. 5: Af geiri giallanda; ebendaselbst p. 368: „praeter frameam clangentem." So auch in den Glossarien ebendaselbst T. I. p. 515 und T. II. p. 637 wird Geirr durch „hasta, lancea, framea" erklärt, und auch die Bedeutung von hasta in den zusammengesetzten Wörtern ebendaselbst T. I. p. 515: Geira-höd (Name einer Walkyrie, Spieße-Erhebung, Spieße Erhebende), Geiraulul (Name einer Walkyrie, eine den Spieß Führende, die den Trank darreicht), Geirrödhr, Geirraudhr (Spießröther), Geirrömul, Geirraumul (Name einer Walkyrie), a verbo „at rymia, quod est rudere, hastarum sonitum excitans, vel etiam hastae sonorae ac caedium praescia" (oder von at rama, ergreifen, Spieß-Ergreiferin, oder Zielerin mit dem Spieße); Geir-wimul, Spieß-Wirbelerin (Name eines mythischen Flusses); ebendaselbst T. II. p. 637: Geirlaukr (anglisch Garleec, Spießlauch, „allium capitatum," englisch Garlick, Knoblauch), Geir-Mimir, Spieß-Mimir (ein listiger, erfahrener Krieger), Geir-Niflúngr (Spieß-Nibelunge), Geir-Niördhr (Spieß-Niördhr, mit dem Spieße bewaffneter Krieger). Unter den dichterischen Umschreibungen der Schlacht ist Geirathing, Gerichtsversammlung der Spieße, s. Kormaks-Saga (Hafniae 1832.) p. 318, und ebendaselbst geir-theyt hastarum aura, pugna; geira-wimr hastarum amnis): sanguis effusus unter der Rubrik: *Geir* hasta, ensis. Dichterisch kann Geir allerdings für Schwert stehen, sowie dieses z. B. durch Wundenruthe umschrieben wird. I dyn geira (Donner der Spieße, Krákumál 18), bedeutet in der Schlacht, Geirbrú, Spießbrücke, Schild, Geir-liodh, Spießlied, Geir-rás. Spießlauf, Geirwangr, Spießwiese, Geirwedhr, Spießsturm, und noch mehre andere Zusammensetzungen gibt es. Vgl. Dietrich, Altnordisches Lesebuch S. 248. *Biörn Haldorson*, Lexicon Islandico-Latino-Danicum. Vol. I. p. 274: 1) „*Geir*, m. nom. pr. viri. 2) hastilis nomen, Spyd. Géiriun gúngnir, Odini framea domitrix, *Odins* odelaegende Spyd, *Gungner*. 1) *Géirn* nom. pr. mulieris. 2) Bellona, Walkyrie. *Géirnagli*, m. clavus transfixus laminae et capulo hastae, quem cava pars laminae haurit, *et Spydsöm*" (Spießnagel). In der Hjalmters ok Ölwers Saga Cap. 5 (in den Fornaldar Sögur Nordhrlanda. 3. Bd. S. 462) heißt es: Toki ging tapfer vor, ok wo til beggia handa, und kämpfte (tödtete) rechts und links; hann hafdhi stóran arngeir ok sterkan í hendi, er hatte einen großen und starken Arngeier in der Hand; er tödtete in kurzer Zeit 30 Mann. Arngeirr kann Adler- oder auch Herdspieß bedeuten; doch ist ungewiß, ob es hier richtig steht, und nicht dafür *Atgeirr*, worauf wir weiter unten zurückkommen, zu setzen; denn ebendaselbst heißt es weiter unten (S. 462) zwar: Toki spennir tweim höndum arngeirim ok leggr í gegnum skyöld Ölwers (Toki umspannt mit beiden Händen den Arngeirr und durchbohrt den Schild Ölwer's). Aber kurz darauf in der Stelle, nach welcher Hjálmter dazu kommt, Toki's Hand abhaut, und macht, daß der Arngeirr niederfällt (ok datt arngeirinn nidhr), ist eine andere Lesart atgeirinn. Ebenso in der Stelle der Sturlaugs Saga Starfsama Cap. 16 (in den Fornaldar Sögur Nordhrlanda. 3. Bd. S. 620): that hefir í hendi atgeir einn, das (Lebende, welches kurz darauf Skrípi, Ungeheuer, genannt wird) hat in der Hand einen Atgeirr, wofür eine andere Lesart addgeir und noch eine andere arngeir ist.

20) Spitzen. 21) Vergl. 3. 5679: mit ir scharfen geren si wolden jagen swin, beren und' wisende.

Ger und Gaesum, Gaesos, welches vorzugsweiſe einen leichten Wurfſpieß bedeutete, unpaſſend ſein, wenn nicht auch nach Feſtus Gaesum ein ſchwerer Wurfſpieß war. Eine ſolche ſchwere Art Wurfſpieß war diejenige, von welcher Diodor von Sicilien [22]) in Beziehung auf die Galater (d. h. Gallier) handelt, indem er ſagt: *Προβάλλονται δὲ λόγχας, ἃς ἐκεῖνοι λαγχίας καλοῦσι, πηχυαίας τῷ μήκει τοῦ σιδήρου, καὶ ἔτι μείζω τὰ ἐπιθήματα ἐχούσας*, ſie werfen Spieße vor, welche ſie Langkien (Lanzen) nennen, welche eine Elle in der Länge des Eiſens, und das daran Geſetzte (die Schafte) noch größer haben. Auch die Gere, ungeachtet ſie groß und ſchwer waren, wurden geworfen, oder nach dem alten Ausdruck geſchoſſen. Doch wurden die Gere deshalb nicht zu den Geſchoſſen gerechnet [23]). Ungeachtet in der Heldenſage der Ger ſchwerer und größer dargeſtellt wird, als er in der Wirklichkeit ſein mochte, ſo lernen wir aus derſelben doch den Gebrauch des Geres als eines Wurfſpießes kennen. So heißt es in dem Nibelungenliede, Z. 1836, im Betreff des Kampfes Brunhild's mit Günther, für den Sigfrid den Kampf in der Tarnkappe beſteht: „Do schoz vil chrepfteliche die herrliche Maid auf einen Schild neuen, michel (groß) und breit, den trug an ſeiner Hand das Sigelinden-Kind; das Feuer ſprang vom Stahle, als (wenn) es wehte der Wind. Des starchen geres snide al durch den schilt gebrach, daß man die Feuer „lougen“ (flammen) aus den Ringen (Panzerringen) ſah. Des schuzzes beide struochten (ſtrauchelten) die kräftigen Männer; wan diu tarnschappe (hätte die Tarnkappe nicht gethan), ſie wären todt da „bestan“ (geblieben). Sigfrid'en dem viel kühnen von Munde „brast“ (brach) das Blut; viel bald ſprang er „widere“ do nam der helt guot den ger, den sie geschossen hete dem helde durch den rant (Schild): den vrumte (beförderte) ir do hin widere des starchen Sivrides hant. Hieraus lernen wir, daß ungeachtet von ſchießen [24]) und Schüſſen die Rede iſt, doch der Ger nicht eigentlich geſchoſſen in dem Sinne von ſchießen in jetziger beſchränkter Bedeutung, ſondern geworfen ward. Bei der unmittelbar darauf folgenden Beſchreibung des Kampfes mit dem Steine, wird nicht Schuß, ſondern Wurf, und nicht ſchießen, ſondern werfen gebraucht; und auch vorher Z. 1113 wird geſagt: Den (nämlich den großen, ſchweren Stein) *warf* si z'allen Ziten, do si den *ger* verschoz. Der Unterſchied lag darin, daß der Ger, wenn er geworfen ward, kunſtgemäßer mit künſtlicherer Haltung und Richtung der Finger angefaßt, und mit ihm gezielt ward. Der Ger war nicht blos überhaupt künſtlicher geformt als der Stein, ſondern hatte auch einen Schaft. So wie es z. B. auch im Nibelungenliede heißt Z. 8245: Do schuzzen si di gere mit chrepfte von der hant durch di vesten schilde uf lichtez ir gewant, daz diu gerstangen vil hohe draehten (wirbelten) dan (von dannen). Da griffen zu den Schwertern die zwei grimmen Männer (Hagen und Iring). Die Gerſtange (angliſch Gârbëam, Spießbaum, Schaft des Geres, desgleichen Gârholt, Gârwudu, Spießholz, Holz am Spieße) wird auch Z. 1851 bei Schilderung des Kampfes der Brunhild mit Sigfrid in der Tarnkappe auf dieſe Weiſe erwähnt: Er dachte: ich wil niht schiezen daz schone magedin; er cherte des geres snide hinder den rucke sin (ſeinen Rücken), mit der gerstangen er schoz uf ir gewant, daß es erklang viel laut von ſeiner „ellenhaften“ (kräftigen) Hand. Das Feuer ſtob aus Ringen (Panzerringen) „alsam“ (als wie wenn) es triebe der Wind; den schuz den schoz mit ellen (Kraft) daz Sigmundes chint; si ne mohte mit ir chreften des chuzzes niht gestan: Es hätte (es) der König Günther traun nimmer gethan. Brunhild die ſchöne, viel bald ſie aufſprang. Gunther, ritter edele, des schuzzes habe danch. Sie wähnte, er hätte es mit ſeiner Kraft gethan: ihr war da nachgeſchlichen ein „verre“ (weit) kräftigerer Mann. Wenn auch die Schwere des Geres der Brunhild, von welcher es Z. 1774 heißt:

Do truoch man der vrouwen, vil swaere unde groz,
Einen ger vil scharpfen, den si alle zite schoz,
Starch unt ungefuoge, michel unt breit,
Der ze sinen ecken vil harte vreislichen sneit.
Von des geres swaere horet wunder sagen:
Wol vierdehalbiu messe was darzuo geslagen;
Den truogen chume drie Brunhilde man,

ſo iſt zwar ſtark übertrieben, denn nicht nur in der Homeriſchen, ſondern auch teutſchen Heldenſage wird die Kraft der Helden größer geſchildert, als ſie je in der Wirklichkeit war, und man kann nicht ſagen, es ſpiegele ſich hier (in der Schilderung des Nibelungenliedes) die Rieſenhaftigkeit und ungefüge Größe der Heldenzeit, wie ſie wirklich geweſen, ab, ſondern wie der Geiſt der Dichter ſie geſchaffen, aber es läßt ſich doch aus der Schilderung des Gerwurfes im Nibelungenliede ſchließen, daß der Ger im 12. Jahrh. ein ſchwerer Wurfſpieß war. Auch läßt ſich vermuthen, daß der Ger der Wirklichkeit nach dem Maße der Kraft deſſen, welcher ihn führte, ſtärker oder ſchwächer war, ähnlich wie ſich die Stärke des Bogens nach der Kraft deſſen, der ihn führte, richtete, nur daß auch hier die Sage z. B. in der Odyſſee und in der Lodhbroks-Saga (im Betreff des Bogens Iwein's) das Verhältniß ſteigerte. Auch wurde die Stärke des Wurfſpießes nach der Art des Gebrauches eingerichtet, welchen man damit machte. So haben die Perſer einen Wurfſpieß, den ſie noch heutzutage Dscher nennen,

22) Bibl. Lib. V. Cap. 30. 23) So heißt es in Wirnt's von Gravenberg Wigalois Z. 4769 in Beziehung auf den Lindwurm: Man en mac in niht geseren mit geschossen noch mit geren; ouch ist dehein gesmide, daz den wurm snide, wan diu glavie eine (nämlich die Glavie [Lanze] von indiſchem Stahl, welche ein Engel gebracht). Damit, daß ungeachtet die Gere geworfen, oder nach altem Ausdrucke geſchoſſen, aber doch nicht zu Geſchoſſen gerechnet wurde, iſt zu vergleichen das, was Tacitus, nachdem er von der Framea, welche er ein telum nennt, gehandelt hat, unmittelbar folgen läßt: pedites et missilia spargunt, plura singuli, atque in immensum vibrant, nudi aut sagulo leves. 24) Es iſt dieſes bei dem Werfen des Gers der beſtändige und Kunſtausdruck. So z. B. auch im Nibelungenliede Z. 8155:

Einen gere er uof gezuchte, vil scharpf unde vil hart,
Der von einem Hiunen zu z' im daruof geschozzen wart,
Den schoz er chrepfstelichen durch diu burch dan,
Ueber daz volch vil verre.

Es ist dieses ein leichter Wurfspieß, dessen sie sich bei ihren Lustkämpfen zu Pferde, einer Art von Turnieren, bedienen [25]). In dem Anglischen oder dem sogenannten Angelsächsischen findet sich Gâr [26]), Spieß, Wurfspieß, und Titegâr, große Lanze. Die Beschaffenheit der Geras, wie die Form der Mehrzahl lautet, lernen wir aus dem Beowulfsliede [27]) kennen:

Garas stodon saemanna searo,
Samod aet gaedere, aescholt ufan graeg,
Waesse iren draet wapnum gewurthad,

(die Spieße standen, der Seeleute Rüstzeug, gesammelt zu Haufen, das graue Äschholz [28]) oben, das scharfe Eisen drohte den Waffen Beschädigung). Eine eigene Art Ger war der Et-Ger, welcher im Althochteutschen, im Friesischen, in dem Anglischen oder sogenannten Angelsächsischen Atger [29]), im Sächsischen Aetgare und im Altnordischen Atgeirr vorkommt. Im althochteutschen Rolandsliede v. 1701 heißt es von 15,000 Mann, welche von „Thebeseline" kamen: Thie furten al ethgere Mahmet ze eren. Im Altfriesischen besagen tha Urkera (Überküren) aller Fresena [30]) thi frana thet thing alsa nei te lidzane, thet hi tha osa mith sine etgeres orde reka muge (der Schulze soll das Ding [Gericht] so nahe am Hause hegen, daß er die Dachrinne erreichen kann), welches im Plattteutschen [31]) gegeben ist durch: de frana sal dat gherichte ofte de deddynge so nae legghen, dat de osen mit synes *speres verde* [32]) reken mach ofte anlangen. Hieraus geht hervor, daß der Etger ein Spieß war. Daß er kein Schwert war, erhellt auch daraus, daß es im Betreff der Landesvertheidigung [33]) im Westerlauwerschen Schulzenrechte §. 2 [34])

heißt: myt vyf wepen (fünf Waffen) myt spada ende myt furka, myt schield ende myt swird ende myt *et keris oerd* (Spitze). So auch wird in der Saga Gautreks conûngs [35]) bei Beschreibung des Kampfes Sisar's mit Wiken, nachdem geschildert ist, wie Sisar Starkadh'en mit dem Schwerte gehauen, weiter gesagt, dieser habe auch eine Wunde von dem Atgeir, mit welchem Sisar kämpfte, erhalten (af atgeiri theim, er Sisar wo medh), in den Starkadh'en in den Mund gelegten Versen: Und an der Seite mit dem Schwerte schnitt (swerdhi beitti) mich der Starke über dem Hüftbein oben, aber in die andre (Seite) stieß er den Atgeir mit kalter Spitze (en i adhra atgeir laghdi köldum broddi). In der Halfdanarsaga Eysteinssonar Cap. 13 [36]) heißt es: Sidan lagdhi hann medh atgeir til Hrafnkels i gegnum skjöldinn, hierauf stieß er mit dem Atgeir nach Hrafnkell durch den Schild. Daß jedoch das Spiót (der Spieß) von dem Atgeir verschieden war, veranschaulicht die Gaungu-Hrólfs Saga Cap. 8 u. 18 [37]). Hrolfr hatte den Spieß, den Atli gebraucht hatte (spjótit Atlanant) und eine große Eichenkeule (eikikylfu stóra) unter dem Gürtel. Stefnir hatte ein gutes Schwert in der Hand. Hrolfr stößt mit dem Spieße so stark (leggr medh spiótinn suâ sterkliga), daß die, welche davor waren, entweder fielen, oder durchbohrt wurden. Wazi hatte einen Atgeir in der Hand (Wazi hafdhi atgeir i hendi), aber Treyggwi eine Art (öxi). Hrolfr ging wider Wazi'n und jeder stieß nach dem andern (ok lagdhi [38]) hwon til aunars). Der Atgeir kam in den Schild Hrolf's (atgeirinn kom i skjöld Hrólfs) und er spaltete ganz entzwei. Wazi hieb in den Spießschaft (Wazi hjó i spjótskaptit). Hrolfr ergriff da die Keule (kylfuna). Sie schlugen sich lange, bis Hrolfr brach den Atgeir von dem Schafte (thar til Hrólfr braut atgeirinn af skapti). Mit dem Atgeir also wurde sowol gehauen als gestoßen. So wie auch Cap. 18 gesagt wird: Sóti hafdhi atgeir at wega medh, ok gerdhi ymist, hann hjó edhr lagdhi (Soti hatte einen Atgeir, damit zu kämpfen, und that verschiedenes, er hieb oder stieß, und weiter unten: Sóti hjó til Hrólfs (Soti hieb nach Hrolf) aber er wich hinweg, ok sökk atgeirinn i jördhina allt upp at höndum honum (und es sank der Atgeir in die Erde bis herauf zu den Händen ihm, zu seinen Händen). Man nahm also beide Hände, wenn man mit dem Atgeir einen Krafthieb thun wollte. Biörn Haldorson [39]) gibt die Erklärung: *Atgeir* m. securis romana, framea, lancea, en Hellebarde (*at*, *geir*, lancea). Da er zu at keine Erklärung hinzusetzt, so läßt

25) Büsching, Ritterzeit und Ritterwesen. I. Bd. S. 173. 26) *Somner*, Dict. Anglo-Saxon. *Gâr*, jaculum, telum, arma, gâr-berend (spießtragend), telifer, armiger, miles; Gâr-wiga, Kämpfer mit dem Spieße; Gâr-cwêalm, Tödtung mit dem Spieße; Gâr-gewin, Spießarbeit, Schlacht; Gâr-raes, Spießlauf, Sturm mit dem Spieße; Gâr-hêâp, Spießhaufen. Vergl. Leo, Erklärendes Verzeichniß angelsächsischer Wörter, altsächsische und angelsächsische Sprachproben S. 162. Die dichterische Umschreibung des Oceans durch Gârs-ecg (Spießes-Wiese) ist wol zu nehmen für Kars-ecg, Kar's Wiese, d. h. Wiese des Beherrschers des Windes. Dem anglischen Gâr ähnlich, kommt des Reimes wegen im Rolandsliede, welches übrigens Ger hat, auch Gar vor, nämlich 3. 1676: Vierzehen thusend an siner schare, thie furten horn und gare. Horn (Hörner) stehen wol dichterisch für hornbogen (hörnerne Bogen), welche 3. 1679 vorkommen. 27) Ausgabe von Thorkelin S. 27. 28) Vergl. ebendaselbst S. 32: Wudu wael sceaftas (wudu bedeutet Holz, wael die, welche auf der Wahlstatt fallen, Schlacht, Niederlage, Tod, sceaftas Schäfte); S. 184: weallinde, mit der Schlacht-Linde (d. h. Kampfspieß; S. 124: Waelstaeng (altnordisch Wal-staung), Schlacht-Stange. Hier ist der Spieß durch den Schaft bezeichnet, in Wâl-spêr, Schlacht-Speer, durch seine Spitze. 29) *Somner:* Ategar, Aetgare, framea, falarica; Du Fresne unter *Ategar* vermuthet, daß es von ateon mittere und gar telum abzuleiten, und vielleicht missilis species gewesen sei. 30) R. 6 bei v. Richthofen, Friesische Rechtsquellen S. 100. 31) Bei demselben S. 35. 32) Spitze. 33) Auch bei dem gerichtlichen Zweikampfe wurden die Etgere gebraucht; denn es heißt im westerlauwerschen Schulzenrechte §. 44 (ebendas. S. 394): soe schil dae buurschip hoda al ent da etkeren biwixled sint, so soll er die Burgschaft hüten (wahren), bis die Etgere ausgewechselt sind. 34) Ebendaselbst S. 388. Vgl. dae kerren deer Magnus kaes thoe Roem mitta fyf (fünf) wepen, mit swird ende schield, mit spada ende furka ende mit *etkerir oerd* (Spitze).

35) Cap. 4 in den Fornaldar Sögur Nordhrlanda 3. Bd. S. 4. Ebendaselbst 2. Bd. S. 403 von Ingialldr Trana in der Thorsteins Saga Wikingssonar Cap. 8: ok hafdhi atgeir stóran at wega medh, und hatte (brachte) einen großen Atgeir, damit zu erschlagen (kämpfen). 36) Ebendaselbst 3. Bd. S. 537. 37) Ebendaselbst 3. Bd. S. 260. 261. 287. 38) Vgl. Cap. 18. S. 287: ok hagdhi til hans medh atgeranum. 39) Vol. I. p. 46.

er unentſchieden, was für ein Wort er darunter verſteht, oder nimmt am wahrſcheinlichſten die Präpoſition at (lateiniſch ad) zu, bei, neben an, welche nicht nur als Präpoſition, ſondern auch in vielen Zuſammenſetzungen gebraucht wird. In Beziehung auf das teutſche Etger nimmt man [40]) an, daß es aus dem verſtärkenden et und Ger (Spieß) zuſammengeſetzt ſei. In der althochteutſchen Form Aziger, Azger [41]) läßt ſich zwar das z erklären, da wir die Formen etliche und etzliche finden, ſodaß auch die Formen Atiger und Aziger ſich erklären. Aber doch läßt ſich auch eine andere Bedeutung finden, wobei in Beziehung auf Teutſchland zu bemerken iſt, daß der Atiger keine Ritterwaffe war, denn Wirnt von Grafenberch ſingt: Gabilot [42]) und *atiger* [43]) truogen die sarcante. Florentius Wicorn [44]) ſagt zum J. 1040: In manu sinistra clypeum, cum umbonibus aureis et clavis deauratis, in dextera *lanceam auream*, quam Angli *Hategar* vocant, nuncupatur, wofür andere [45]) an dieſer Stelle hastile ferreum (Wurfſpieß mit eiſernem Schaft) haben. Wenn wir das engliſche oder ſogenannte angelſächſiſche hât, heiß, Haete, Hitze und das nordiſche At, Aufhetzung zum Kampfe oder Streit, Hestaat, Kampf der Hengſte, berückſichtigen, ſo dürfte Hategar, Ategar, Atgar, Ethgar ſoviel ſein, als Hatzspiess, Hetzspiess, und die gefährlichſte Art von Spießen bedeuten, welche bei dem erbittertſten Kampfe gebraucht ward. Zu den hier bemerkenswerthen Zuſammenſetzungen gehört auch Nabager, Nebe-ger [46]) (niederſächſiſch Näviger, Neviger) zuſammengezogen Neu-ger, welches einen Näber, Neber, Nabenbohrer, d. h. einen Bohrer, mit welchem der Stellmacher vorbohrt, wenn er ein Zapfenloch auf der Nabe des Rades ausſtämmen will, bedeutet. Auch wird Näviger [47]) für jeden großen Bohrer gebraucht. Der Nabager iſt von der Ähnlichkeit ſeiner Geſtalt [48]) mit dem Eiſen eines Gers ſo genannt, und veranſchaulicht, wie der Ger ſeinen Namen nicht von dem Schafte, ſondern von dem Eiſen hatte. Hierher gehört auch, daß man in Gloſſen [49]) findet *Kêr*, tridens, falcaria. *fiskêr*. Anerkannt wird, daß die Benennung Ger mit Wehr zuſammenhängt [50]), denn die Framea war urſprünglich die Hauptwaffe, da die alten Teutſchen nach Tacitus (Germ. 6) ſelten Schwerter und größere Lanzen gebrauchten, ſondern Wurfſpieße (hastas), welche ſie Frameen nannten, gebrauchten, und der Reiter ſich mit dem Schilde und der Frame begnügte, während die Kämpfer zu Fuß auch Geſchoſſe (missilia) verſandten. Im Mittelalter hieß es, wenn der Knappe zum Ritter gemacht ward, er nehme das Schwert. Bei Wehrhaftmachung der altteutſchen Jünglinge dagegen wurden ſie mit dem Schilde und der Frame [51]) geziert. Die Frame war nach ihrem Eiſen genannt, und erhielt auch die Benennung Ger, weil ſie die Hauptwaffe war, wenn wir nämlich in *Ger* eine abgeleitete Bedeutung annehmen. Wahrſcheinlich jedoch iſt Wehr und wehren aus Ger gebildet, hat eine abgeleitete Bedeutung, und hat dieſelbe erhalten, weil der Ger oder mit andern Namen die Framea die Hauptwaffe war. Ger und Gaes ſind nur als ein Wort zu betrachten, da die Vertauſchung des R mit dem S ſehr häufig iſt. Im Altnordiſchen kommt das Wort in beiden Formen vor, nämlich in der Form Geirr, welche wir bereits betrachtet haben, und in der Form Kesia. Biörn Haldorſon bemerkt: Kêsia f. gesum v. gessum, en Lanse, Kastespyd (Wurfſpieß) und auch andere [52]) übertragen Kêsia durch gaesum. Verelius durch gaesum und pilum, Ind. *Kesia*, gesum, pilum, Kesian Skoggs naut, pilum quo usus est Skroggus, skytr han kesiani at Azaxe pilum vel jaculum in Ajacem conjicit. In der geſchichtlichen Überſicht Af Upplendinga konûngum [53]) heißt es von Gudhröthr enn Göfnglâti: i hann war lagdhr medh Kesju [54]). Er ward mit einem Kesja durchbohrt. Dieſes hatte Snorri Sturleſon [55]) ausgedrückt durch: ok lagdhi spiôti î gögnum hann, und durchbohrte mit dem Spieße ihn. Hier werden alſo Kesja und spiôt für gleichbedeutend gebraucht, und es iſt ein Beiſpiel, wie die Kesia, gleichwie die Framea, zum Durchbohren gebraucht, wenn der Gegner ganz in der Nähe war. Wie ſie im andern Falle geworfen oder mit dem alten Ausdrucke geſchoſſen wurde, veranſchaulicht Snorri Sturluſon in der Saga Hâkonar Godha Cap. 28. 30 u. 31. Er ſagt: der König (Hakon der Gute) gürtet ſich mit dem Schwert Kwernbît (Mühlenſtein-Schneider), ſetzt auf das Haupt ſich den goldrothen Helm, nimmt die Kesia in die Hand ſich (in ſeine Hand, tekr kesjo [56]) î hönd ser) und den Schild an die Seite. Von Tôrâlfr inn sterki wird bemerkt: hann hafdhi hiâlm ok skiölld, kesjo ok swerdh, er hatte Helm und Schild, Keſia und das Schwert, welches Fetbreidhr (Fußbreit) genannt ward. Bei Beſchreibung der Schlacht heißt es: Enn er menn höfdho skotit spiôtom, tha brugdho menn swerdhom. Als man ge-

40) Jac. Grimm, D. Gr. III. S. 442; v. Richthofen, Altfrieſiſches Wörterbuch S. 717. 41) Graff, Althochteutſcher Sprachſchaz IV. S. 225. Hoffmann, Sammlung von Gloſſen; Sumerlaten, Sammlung von Gloſſen I. S. 38. 42) Wurden im Köcher getragen; ſ. Büſching, Ritterzeit und Ritterweſen S. 231 und die Allgem. Encykl. d. W. u. K. unter Gabel. 43) „Ein kurzer, wahrſcheinlich durchaus eiſerner, Wurfſpieß," bemerkt Beneke, Wörterbuch zum Wigalois S. 523. 44) II. Edit. p. 211. 45) *Wilelmus Malmesb.* De Gestis Anglorum Cap. 12; *Hovedenus* p. 439. 46) Vocabularium von 1419. 47) Tiling, Bremiſch-niederſächſiſches Wörterbuch. 3. Th. S. 225. 48) ſ. die Abbildung eines Nebagers bei Krünitz, Ökonomiſche Encyklopädie. 4. Th. Taf. VIII. Fig. 330. S. 169. 49) Bei Hoffmann, Sumerlaten II. S. 109. 50) Büſching a. a. O. S. 172.

51) *Tacit.* Germ. XIII.: Tum in ipso concilio vel principum aliquis, vel pater, vel propinquus scuto *frameaque* juvenem ornant. Nur bei der Vermählungsfeierlichkeit wird des Schwertes gedacht. Tacitus (Cap. XVIII.), wo er die Geſchenke aufführt, welche der Mann der Frau darbringen und auf die Kinder vererben mußte, ſagt: sed boves, et frenatum equum, et scutum cum *Framea* gladioque. 52) Schöning, große Ausgabe der Heimskringla T. I. p. 155. 156. *Sveinsbiörn Egilsson*, Historia Olavi Tryggvii Filii P. I. Scr. Island. Hist. T. I. p. 51. Vgl. Fornmanna-Sögur. 1. Bd. S. 43. 53) In den Fornaldar Sögur Nordhrlanda. 2. Bd. S. 105. 54) Ynglinga-Saga Cap. 53 bei Ferd. Wachter, Snorri Sturluſon's Weltkreis (Heimskringla). 1. Bd. S. 127. 55) Bei Ferd. Wachter a. a. O. 2. Bd. S. 79. 84. 86. 93. 56) Beugung von kesja.

ſchoſſen mit den Spießen (die Spieße geworfen hatte), da zückte man die Schwerter, und weiter unten wird erzählt: da flog ein Pfeil (ör) der (nämlich von der Art, die) fleinn (Spitze, Gabel) genannt wird, und kam dem Könige Hakon in den Arm oben in der Maus, unter der Achſel. Und das iſt vieler Menſchen Sagung, daß Gunnhild's Schuhknabe (skósveinn), der, welcher Kiſpringr genannt wird, vorwärts in dem Getöſe lief und rief: gebet Raum dem Königstödter, und ſchoß den Pfeil (fleinn) auf König Hakon. Aber ein Theil ſagt: daß Niemand wiſſe hverr scaut (wer ſchoß), das mag auch wol ſein; thvîat örvar ok spiót ok allskonar skot vopn flugo sua thyckt sem drîfa (indem Pfeile und Spieße und aller Art Schießwaffen ſo dicht flogen, wie Schneegeſtöber). In der Halfdanar Saga Eysteinssonar Cap. 12 [57]), wo eine Schlacht zu Schiffe beſchrieben wird, heißt es: Ulfkell laydhi thâ medh kesju til Hâlfdânar (Ulfkell ſtieß dann mit der Kesja nach Halfdan). Er ſprang empor über die Windſtange. Kesjan kom î lokugatit (die Kesja kam in das Riegelloch). Hâlfdân hljôp â skaptit (Halfdan ſprang auf den Schaft) und brach (ihn) entzwei. Cap. 13: Hrafnkell skaut tweimr kesjum senn at hinum mikla manni (Hrafnkell ſchoß [warf] zwei Kesjen zugleich nach dem großen Mann), en hann tok bâdhar â lopti (aber er fing beide in der Luft), ok skaut aptr (und ſchoß [warf ſie] zurück). Hierauf ſtieß er mit dem Atgeir nach Hrafnkell u. ſ. w. Hier finden wir, daß, wie bei den galliſchen Gäſen, von welchen jeder zwei führte, zwei Kesjen auf einmal geworfen wurden. Noch iſt eine Zuſammenſetzung aus Kesja zu bemerken, nämlich Kesjufleinn. Kesja iſt die Beugung von Kesja und Fleinn bedeutet ein ſpitziges Eiſen, einen Pfeil, eine eiſerne Gabel. Die Zuſammenſetzung kommt in der Thorsteinssaga Wikingssonar Cap. 14 [58]) vor, wo erzählt wird, daß alle Leute Wiking's ſich gewaffnet: hann tôk thâ kesjufleininn Hâkeksnaut î hönd sêr, er nahm den kesjufleinn, welchen Harekr gebraucht hatte, in die Hand ſich (in ſeine Hand). Weiter unten Cap. 15 [59]) heißt es: thâ gaf Wikingr Thôri kesjuna, da gab Wikingr Thorir'n die Kesja. Kesja kann man als verwandt mit kaste (werfen) annehmen. Doch wird kasta (werfen) nicht von der Kesja, ſondern skiôta (ſchießen) gebraucht, ungeachtet die Kesja ein Wurfſpieß [60]) war. Vielleicht war den Nordmannen das Etymon in Kesja nicht mehr klar, und es war wahrſcheinlich daſſelbe wie in dem galliſchen Gaesum, nur in etwas veränderter Ausſprache. Man ſtellt zu Ger, γαισὸς, gaesum, ein muthmaßliches gothiſches Gâis und dieſes mit dem gothiſchen gaisjan, geisan, affligere, zuſammen [61]), welches bei Ulfilas (Mc. III, 21) in der Zuſammenſetzung us-gaisnan. ἐξιστάναι, erſchrecken, von Sinnen bringen, vorkommt [62]). Sehen wir uns in der galliſchen Sprache um, ſo finden wir bei *Serv.* ad Aen. VIII. 662 *Gesa* hastas viriles, nam etiam viros fortes Galli *Gesos* vocant, und in Gloſſen zuſammengeſtellt [63]): *Galligesus*, vir fortis. *Gesa*, hasta Gallorum linguâ. Wie Ges in Galligesus und in Gesa ein und daſſelbe Etymon ſein kann, veranſchaulicht uns das teutſche was (angliſch waes, altnordiſch hwass, ſchwediſch hwass, däniſch hwas), ſcharf, ſchneidend. Es wird dieſes nicht nur von den Waffen gebraucht, z. B. im Altnordiſchen hwassan maeki [64]), den ſcharfen Degen, hwassi jörwi, mit ſcharfem Schwerte, hwassi geiri, mit ſcharfem Spieße, im Althochteutſchen. *Otfrid* I, 1, 167: mit speron filu wasso, mit ſehr ſcharfen Speeren. IV, 13, 87: Sper thehein so was, kein Speer ſo ſcharf. *Notker* Ps. XLIV, 16: Dine strala sint wasse, deine Pfeile ſind ſcharf, Annolied 3. 343. Von den mezzerin also wahsin [65]) (von den ſo ſcharfen Meſſern), wurdin si geheizzin Sahsin. Die Gloss. Mons. haben p. 387: Aculei, *Wassi*, p. 380: Aculeis Wassin, p. 357: Cacumina, Wassi, p. 385 u. 387: Mucrone, Wassi. Ähnlich wie aus Bram [66]), Dorn, Brem-Hecke, Dornhecke, Brom-beer, Brem-Beere, und Breme, Bremse und Pfriemen zu ſchließen, die Framea von ihrem wichtigſten Theile, der Spitze, genannt war, muß man annehmen, daß das Gaesum ſeinen Namen von ſeiner ſcharfen Spitze hatte, und alſo von Was, Waes, ſcharf abzuleiten iſt. Dieſes und das Subſtantiv Wassi haben aber nicht blos die eigentliche Bedeutung von ſcharf und Schärfe in Beziehung auf Waffen [67]) und andere Werkzeuge, ſondern auch abgeleitete Bedeutungen. So z. B. in den Gloss. Mons. p. 382: Mucrone i. e. aspera poenitentia, Wassi, p. 390: Asperam, wassen; *Kero* c. 28: acrior ei accedat correctio *wassira*, c. 27: sagacitate *kwassi*, Prol. p. 16: efficaciter, hwaslihho, *Otfrid.* II, 6, 12: iz filu wasso firbot, es ſehr ſcharf verbot, IV, 17, 22 von Petrus: werit er inan giwisso harto filu wasso, er vertheidigte ihn gewiß gar ſehr ſcharf; IV, 20, 80: zi tothe sie 'nan brungun, mit wassidu ihro zungun, zu Tode ſie ihn brachten, mit

57) In den Fornaldar Sögur Nordhrlanda. 3. Bd. S. 536. 58) Ebendaſelbſt 2. Bd. S. 419. 59) S. 423. 60) Deshalb überträgt Gudmund Olafsſon in der ſchwediſchen Überſetzung der Heimskringla in der Peringſkiöld'ſchen Ausgabe derſelben 1. Bd. S. 157 kesja durch kast-spjut (Wurfſpieß), S. 158 aber durch Hugg-spjut (Hauſpieß). 61) Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch S. 109 unter *Gêr*. 62) Vgl. us-geisnan, ἐξίστασθαι, ἐκπλήττεσθαι, ἐκθαμβεῖσθαι, ſich entſetzen, ſtaunen; ſ. die Nachweiſungen bei *H. C. de Gabelentz* et Dr. *J. Loebe*, *Ulfilas*, Glossarium p. 36.

63) Gloss. MSS. bei *Du Fresne*, Gloss. Lat. s. v. *Gesum*, Gaesum, Gallis veteribus hasta. 64) Herwarar-Saga Cap. 7. p. 435. 65) Man muß annehmen, daß das H des Reimes wegen geſetzt iſt. Vgl. Ferd. Wachter, Thür. und oberſächſ. Geſchichte. 1. Th. S. 28. Die andere Auslegung iſt wahsin durch gewachſen, beſchaffen. Goldmann, Der Lobgeſang auf den heiligen Anno S. 102. 66) *Otfrid.* Lib. II. Cap. IX, 120: in bramon; bei *Hesychius:* sepimentum vivum ex vepribus; *Somner.* Dict. Anglosax. *Brembel*, *bremble*, *bremel* vepres, rubus, *brembel-aeppel*, pomum spinosum, brom, genista, weil es, wie Martinus bemerkt, pfriemenartige Zweige hat, daher es auch Erdpfriem heißt. Vergl. *Joh. Georg. Wachter*, Gloss. Germ. col. 208. 67) Rolandslied B. 3020: wahsam spiez, dazu Scherz in der Anmerkung: *Wahsam* acutus, acer. *Freherus* ad *Willeram* pag. 129: *Wahsen gesceos*, acuta tela. *Rudolph. de Ansc: Waehse sper*, lanceae acutae. *Hwazenti*, aculeantes, Glossae. Adhuc Westphali dicunt *Wate* pro acies: et nostrum *wetzen*, acuere, ab hac ipsa origine. Rolandslied B. 1192: mit gewazeten swerte, mit geſchärftem Schwerte.

der Schärfe ihrer Zunge. Auch im Altnordiſchen bedeutet hwass nicht blos ſcharf, ſpitz, in Beziehung auf Waffen und Zähne [68]), ſondern auch in Beziehung auf Wind und Wetter, ſcharf, ſchneidend, windig, und auf Thiere [69]) und Menſchen wild, ſchnell, lebhaft, ſodaß ein Bezeichnungsname hinn Hwassi (Alacris) iſt. Von was, wass, leitet man [70]) Wasus, Wassus (wovon die Verkleinerungsform Wasallus, Vasallus [71]) ab. Wasus bedeutet Diener (famulus, servus). Hiermit ſtimmt das Keltiſche. Der Autor Catholici Armorici ſagt: *Gwas* [72]) vel *Goas*, servus, famulus [73]). Antiquis significabat juvenem, adolescentem, virum [74]). Die Jugend mußte nämlich dienen, ſogar der edelgeborene, auch ſelbſt im ſpäteren Mittelalter als Edelknaben und Hoffräulein. Iſt das germaniſche Was, ſcharf, lebhaft, ſchnell, und das keltiſche Gwas Jüngling, Diener, ein und daſſelbe Wort, ſo muß man die Bedeutung von lebhaft, ſchnell als die Bedeutung annehmen, aus welcher die von Jüngling und die von tapferer Mann in Gesus und Galligesus gefloſſen iſt. Leibnitz [75]) ſtellt zuſammen: *Gwâs*, servus. *Gwesyn* servulus. Consentiunt Vassus, vasallus, geſell, gesind. *Gaesatus* [add. *Gaesum* [76])] an potius Gessatae mercenarii secundum Polybium. Eodem modo Barones et mercenarios, et servos, et homines significarunt c. *Baro* [77]). Iſidorus [78]) ſagt: Mercenarii sunt, qui serviunt accepta mercede, iidem et Barones Graeco nomine, quod sint fortes in laboribus: *βαρὺς* enim dicitur gravis, quod sit fortis [79]), und nach ihm Papias: Barones Graece dicti, quod sint fortes in laboribus i. mercenarii. Ebenſo Gloſſen [80]): Baro Graec., Lat. vir fortis, unde Barones. Die Herleitung des Wortes Baro aus dem Griechiſchen iſt natürlich verfehlt, denn es iſt nach Cornutus ein galliſches Wort [81]). Aber ſehr wichtig für unſern Gegenſtand iſt, daß Baro ſowol die Bedeutung von tapferer Mann, als auch von Söldner hatte. Beides findet ſeine Anwendung auf die Gaesatae. Polybius (2. Buch) ſagt, die zwiſchen den Alpen und der Rhone wohnenden Gallier ſeien deshalb Gäſaten genannt geweſen, weil ſie um Lohn im Kriege dienten, nämlich *διὰ τὸ μισθοῦ στρατότειν*, denn dieſes bedeute eigentlich jenes Wort, und erzählt hierauf, wie die Inſubrer und Bojer dieſelben durch Abſchickung einer Geſandtſchaft in Sold genommen. Auch nach Plutarch im Marcellus wurden die um Lohn Kriegsdienſte thuenden Gallier Gäſaten genannt. Droſius (Lib. IV. c. 12) ſagt in Beziehung auf die Gäſaten, quod nomen non gentis, sed mercenariorum Gallorum est. Hieraus geht hervor, daß die Gaesatae Söldner waren. Daß ſie ſich durch Tapferkeit vor den übrigen Galliern auszeichneten, erhellt aus Polybius (2. Buch. Cap. 27 —31), wo er die Schlacht bei Telamon beſchreibt. Die Gäſaten legten die Hoſen und Mäntel ab, und nahmen die erſten Schlachtreihen ein, und kämpften in denſelben. Die übrigen Gallier kämpften in den zweiten Schlachtreihen, und hatten Mäntel und Hoſen an. Die Gäſaten ſind alſo mit den nordiſchen Berſerkern (Baarpanzern, Panzerloſen) zu vergleichen, welches die wüthendſten Kämpfer waren. Die Bedeutung von tapferer Mann in dem galliſchen Gesus paßt alſo ſehr gut auf die Gäſaten, und iſt, wenn das germaniſche Was, ſcharf, lebhaft und das galliſche Gesus, ein und daſſelbe Wort iſt, die Bedeutung, aus welcher die Bedeutung von Söldner entſtanden iſt, weil nur die Tapferſten und Kampfluſtigſten ſich um Lohn in Kriegsdienſte anderer Staaten begaben. Es iſt daher gar nicht nöthig, eine andere Erklärung des Namens Gaesatae zu ſuchen, als Polybius ſie gibt. Doch haben Neuere eine andere Ableitung in dem ſo nahe liegenden Gaesum, Wurfſpieß, zu finden geglaubt, und ſie deshalb ſtatt Gaesatae Galli Galli gaesati [82]) genannt, und dieſes durch Gesigeri [83]) erklärt. Dieſer Erklärung

68) Thrym-Quidha Str. 27: Hwar sättu brudhir bita hwassara, wo ſahſt du Bräute ſchärfer beißen, d. h. begieriger eſſen. 69) Quidha-Gudhrúnar II. Str. 2: So war Sigurdhr über den Söhnen Giuki's, als (wenn) grüner Lauch aus dem Graſe (über das Gras) gewachſen wäre, ehr hiörtr hábeinn um hwössom dyrom, „aut cervus celsipes prae feris bestiis“ (große Ausgabe der Edda Saemundar. I. Bd. S. 292), oder der hochbeinige Hirſch vor ſchnellen Thieren, denn ſo kann das in Frage ſtehende Wort auch überſetzt werden. 70) *Schilterus*, Glossarium Teutonicum p. 839 in Beziehung auf was, acutus, acer: Hinc videtur, Vassus, Bassus, strenuus, und p. 340 in Beziehung auf Gaesatae: Cujac. I. F. pr. ad Vassos et Vasallos refert. Et certe Gaesus, Gallorum, et Brittonum Gwâs, et Vassus vel Bassus in Kapit. Francorum sunt una et eadem vox, Militem significans. Hinc Ansegisus. Joh. Georg Wachter a. a. O. erklärt col. 578 unter *Gesus*, vir fortis, die teutſchen, mit gais, gaes, gis zuſammengeſetzten Namen aus der Bedeutung des Wortes Gesus; ſ. auch Kilian unter *Gheus*, Voss. de Vit. Serm. I, 1 und *Spelmann*, Glossar. archeolog. 71) ſ. die Nachweiſungen bei *Du Fresne*, Gloss. Lat. s. v. *Vossi*, und *Eccardus*, Leges Francorum Salicae p. 127. 72) *Boxhorn*, Orig. Gall. p. 20 und Antiquae linguae Britannicae Lexicon führt auf: *Gwas*, servus, famulus. Sic Armorici. Antiquis significabat *juvenem*, *adolescentem*, *virum*; *Gwesyn* Diminutiv. a *gwas*, *Teutlwas*, famulus, familiaris. A *Teutlu*, familia; Gwas ystafell, camerarius, cubicularius, lectisternitor; *Gwasanaet*, servitium, ministerium. Sic Armorici. 73) Vgl. Fr. Junius in Wellerum über das cambro-britiſche *Gwâs*, servus, famulus. 74) Gwâs gwych, vir fortis, gwasgwychder strenuitas. 75) Glossarii Celtici Specimen in *Leibnitii* Coll. Etymol. p. 124. 76) p. 120: *Gaesum*, hastile Gallicum apud antiquos. Hinc quidam derivant Gaesatos. Hodie Gaflach Cambris jaculum. Add. *Gwâs*. 77) p. 93: *Baro*, Gallice servus militis Gloss. in V. Satyr. Pers. nempe *garçon*, *Kerl*, Hispanis *Vir*, Italis homo vilis. Et quia homo pro vasallo, factum ut Vasalli primarii Principum barones dicerentur. Isidoro baro est mercenarius. Add. *Gwâs*. 78) Orig. Lib. IX. c. 4.

79) *Eberhardus* in Graecismo Cap. 8: Est bares fortis, baroque monstrat idem. 80) Bei *Du Fresne*, Gloss. Lat. sub voce *Baro*. 81) Gallorum linguâ Barones, vel Varones dicuntur servi militum, qui utique stultissimi sunt, servi videlicet stultorum. 82) *Freher*. Org. Pal. P. II. p. 8. *Schilter*. Gloss. Teut. p. 340. 83) *Joh. Georg. Wachter*, Gloss. Germ. col. 578: Polybius non tam in re, quam in voce errat, dum Lib. II. Hist. Cap. 22: scribit *Gaesati e re dicti, quod aere bellando mereri soliti, id enim vox illa proprie significat*. Nam vi vocis *Gaesati* sunt *Gesigeri*, non stipendiarii, etiamsi stipendia meruisse certum sit. Hieraus gehe, fährt Joh. Georg Wachter fort, ferner hervor, was von der Cluver'ſchen Etymologie zu halten ſei, welcher die Gäſaten auslege durch famulos conductitios, gleichſam als wenn der Name gebildet ſei aus dem cambriſchen Gwesyn, servulus, oder aus dem teutſchen Gesind, famulitium. Geſind kann allerdings dem Wurzelworte nach nicht mit Gaesati

jedoch ſteht entgegen, daß nicht bekannt iſt, daß blos die galliſchen Söldner Gaesa geführt, ſondern es war wol eine Waffe aller galliſchen Völkerſchaften und galt vorzugsweiſe als galliſche Waffe. Zwar ſagt Athenäus, daß die Gallier den Gebrauch der Gäſen von den Römern gelernt, aber doch ſehen andere die Gaesa als vorzugsweiſe galliſche Waffe an. Servius ſagt: Pilum proprie est hasta Romana, ut Gessa Gallorum, Sarissae Macedonum; ſ. Auguſtinus [84]): Septuaginta interpretes qui posuerunt Geson (Josuae 8, 18) miror si et in Graeca lingua hastam vel lanceam Gallicanam intelligi voluerunt, ea quippe dicuntur Gesa. Gloss. MSS. [85]) ASax. *Gesa* hasta Gallorum.

2) *Gaesatae*, eine galliſche Völkerſchaft, nämlich nach *Polybius* II. Auch bei Suidas iſt bemerkt: *Γεσάται ἔθνικόν*, Name einer Nation oder Völkerſchaft. Nach Polybius ſandten die Inſubrer und Bojer, um ſich gegen die Römer zu verſtärken, an diejenigen Gallier, welche zwiſchen den Alpen und der Rhone wohnten. Sie hießen Gäſaten, weil ſie um Sold Kriegsdienſte zu thun pflegten. Ihre Könige Concolitanus und Aneröſtus erhielten eine große Menge Goldes ſogleich, und eine noch größere Beute, welche ſie den Römern abnehmen könnten, in Ausſicht geſtellt. Die Gäſaten ließen ſich leicht überreden, und nahmen nun Theil an dem galliſch-römiſchen Kriege, welcher zwiſchen dem erſten und dem zweiten puniſchen Kriege ſtatthatte, und von welchem wir im Art. Galliſche Kriege handeln. Polybius bezeichnet die Gäſaten an der erſten Stelle als zwiſchen den Alpen und der Rhone, an der zweiten als in den Alpen und in der dritten als an der Rhone wohnend, und braucht den Namen wie einen Volksnamen, und nennt ſie theils einfach Gaesatae, theils Gallier, welche ſie Gäſaten nennen, theils Gaesatae Galli. Da aber ſpäter keine beſondere galliſche Völkerſchaft Namens *Gaesatae* vorkommt, ſo ſagt bereits Droſius (IV, 13), daß der Name der Gäſaten nicht der einer Völkerſchaft, ſondern der galliſchen Söldner ſei, und ein Theil der Neuern hat dieſe richtige Meinung angenommen. Daß die Römer und nach ihnen Polybius, als ſie die Gallier noch nicht genau kannten, die Gäſaten für eine beſondere Völkerſchaft hielten, ſteht nicht einzig in der Geſchichte da; denn z. B. die Ruſſen hielten die Waraeger, wie ſie die Waeringar, d. h. die Foederati des oſtrömiſchen Reichs aus Skandinavien, nannten, für eine Völkerſchaft, welche dieſen Namen habe [86]). Der andere Theil der Neueren, welche die Meinung des Polybius, daß die Gaesatae eine galliſche Völkerſchaft geweſen, beibehalten, weichen jedoch von ihm, welcher ihre Wohnſitze zwiſchen den Alpen und der Rhone angibt, darin ab, daß ſie ihr Land als an dem Rhein gelegen annehmen [87]). Propertius (IV, 10. v. 40) ſagt nämlich von Vidumarus: Genus hic Rheno jactabat ab ipso nobilis e tectis fundere gaesa rotis. Polybius, welcher die Könige der Gäſaten, von welchen der eine in der Schlacht wider die römiſchen Heere unter Ämilius und Attilius fiel, und der andere nach der Schlacht ſich ſelbſt entleibte, Concolitanus und Aneröſtus. Weiter unten, wo er von dem Feldzuge der Römer unter M. Claudius Marcellus, und Cnäus Cornelius wider die cisalpiniſchen Gallier handelt, ſagt Polybius, daß dieſe wieder Hilfstruppen von den Gaesatis Gallis, welche an der Rhone wohnen, gemiethet, und 30,000 Mann erhalten haben. Polybius nennt den König oder die Könige derſelben nicht. Plutarchus im Marcellus dagegen führt als König der Gäſaten, welcher gegen Marcellus kämpft, Widumar'n auf. Wo dieſe Gäſaten, wie er ſie nennt, ihre Wohnſitze gehabt, ſagt er nicht, ſondern nur, daß ſie über die Alpen gezogen. Die Gäſaten und Inſubrer greifen die an dem Po gelegene Stadt Acerrä an. Ihr König Vidumar nimmt Zehntauſend von den Gäſaten zu ſich, plündert das Land um den Po und wird endlich mit ſeinen zehntauſend Gäſaten bei Campidium, einem Flecken Galliens [88]), nämlich des cisalpiniſchen geſchlagen. Hieraus läßt ſich ſchließen, daß Vidumar nicht König der ſämmtlichen dreißigtauſend Gäſaten, deren Zahl Polybius angibt, geweſen, ſondern nur von zehntauſend Mann. Polybius und Propertius können daher mit Hilfe des Plutarch ſehr gut dahin vereinigt werden, daß zwanzigtauſend von jenen dreißigtauſend, von welchen Polybius im Allgemeinen ſpricht, an der Rhone, und zehntauſend gegen den Rhein hin und an demſelben geſtanden haben. Überdies iſt hier von einem Königsgeſchlecht die Rede, deſſen mindere oder größere Ausdehnung wir nicht kennen.

(*Ferdinand Wachter.*)

GÄSTRIKLAND, GESTRIKLAND (Gaſtfreiland), **GESTRICIA**, eine Landſchaft im eigentlichen Schweden, von 60° 15′ bis 61° 5′ Breite, grenzt im Norden an Helſingen, im Oſten an den bottniſchen Buſen, im Süden an Upland, im Weſten an Darlekarlien. Sie bildet jetzt mit Helſingen zuſammen Geſleborgs Län. Der Flächeninhalt beträgt 58½ □Meilen mit etwa 60,000 Einwohnern. Der Strich an der Küſte iſt mager, im Norden und Weſten gibt es viele Moräſte und Wälder, im Süden kleine Ebenen und ſchmale Thäler. Doch gewinnt man etwas Korn, Flachs, Hanf, Hopfen und Gemüſe; die Seen und Ströme ſind fiſchreich. Hütten- und Hammerwerke gibt es in Gäſtrikland mehr als in irgend einer Provinz, nach Verhältniß der Größe. Man gewinnt Kupfer und Eiſen (jährlich 105,000 Centner). Die Gäſtrikländer ſchildert Arndt als wohlgebaut, aber geiſtig ſchwer beweglich, verſchloſſen und verdroſſen, den Fremden gegenüber. Die Hauptſtadt von Gäſtrikland iſt Gefle. (*Daniel.*)

GAËTA, auch wol bei Ältern Gajetta, byzantiniſch *Γαΐτα*, 31° 12′ Länge, 41° 30′ Breite; Stadt und Fe-

zuſammengeſtellt werden, denn das Ge in Gesinde iſt die vielfach angewandte, den Sinn verſtärkende Anbildungsſylbe. Cluver (Germ. Antiqq. p. 298) führt zwar den Heſychius an, leugnet aber mit Recht, daß die Gaesa ganz von Eiſen geweſen, nämlich wenn wir es auf alle Gaesa beziehen. Die zu Heſychius' Zeit vorzugsweiſe Gaesa genannte Art war aber nach deſſen Angabe wol ganz von Eiſen.

84) Locut. de Josuae Lib. VI. 85) *Schilter.* Gloss. Teuton. p. 340. 86) ſ. Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 46. Th. S. 66.

87) Überſetzung der Allgem. Welthiſtorie. 10. Th., mit Anmerkungen von Baumgarten, S. 558. 88) So nach Plutarch (im Marcellus); nach Livius in Liguria montana.

[illegible] am Busen von Gaeta, in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro. Eine zwar gespaltene Masse weißlich-grauen Kalkes trennt von der Mündung des Garigliano-Flusses [illegible] Landzipfel von der italischen Küste ab, der nur durch einen schmalen Sandstreifen mit derselben zusammenhängt. Der Landzipfel ist gebirgig, also daß besonders zwei Berge hervorragen. Wie von selbst bot sich hier das Terrain zu einer Festung dar. Zuerst hat König Ladislaus von Neapel 1400 die Befestigung begonnen; hernach haben Ferdinand der Katholische und Karl V. viel daran gethan. Das sogenannte Wasserthor ist 1711 aufgeführt. Nach der Seeseite schützt die Stadt auch eine unregelmäßige Enceinte, aber der schmale Zugang von der Landseite ist gut vermahrt. Mehre starke Batterien streichen hier etagenweise in die Höhe und gewähren ein doppeltes und dreifaches Feuer. Ein langer, schmaler zum Theil durch Felsen gehauener Weg führt in die Stadt hinauf. Überdies sind die auf der Landzunge herrorragenden Höhen befestigt. Auf der höchsten Spitze mit herrlicher Aussicht liegt der sogenannte Thurm des Orlando, in seiner Grundlage das 16 v. Chr. erbaute Mausoleum des L. Munatius Plancus [1]): zwei andere Schlösser stammen aus dem Mittelalter. Von jeher galt Gaeta, das italische Gibraltar, als der Schlüssel zum Königreich und fast als unbezwinglich. Die Wälle sind durchgängig harter Felsen, bis der Citadelle allein ausgenommen, welche einige Ruthen weit aus sehr festem Mauerwerk bestehen. Die Zugänge sind eng und von der Artillerie beherrscht; auch erschwert die Gegend unter alle Belagerungsarbeiten. Hat nun der Platz das Meer frei, so kann die Erdzunge von Serapo und Mola bestrichen werden und Hilfe jeder Art ist der Garnison gesichert. Die Stadt liegt, lang und schmal unter diesen Befestigungen zum Theil schon die Anhöhen hinauf. Die Hauptstraße geht längs dem Meere; die besten Häuser sind in der Gegend des großen Platzes. Auf der höchsten Spitze des Vorgebirges ist ein schöner Brunnen. Der Hafen, im Osten der Stadt, ist durch Natur und Kunst einer der sichersten im Königreiche und soll von Antoninus Pius erweitert sein; in der Stadt selbst ist noch ein kleinerer, der für geringere Fahrzeuge zugänglich ist. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört zunächst die bischöfliche Kathedrale [2]), dem heiligen Erasmus geweiht, dessen Körper man hier besitzen will. Sie ist im 15. Jahrh. erbaut; den Thurm soll Friedrich Barbarossa zur Tilgung seiner Sünden aufgeführt haben. Der Taufstein (la tazza) aus den Ruinen von Formiä [illegible] hierher gekommen, ruht auf vier marmornen Löwen und ist wahrscheinlich ein Altar des Bacchus gewesen. Die übrigen Merkwürdigkeiten [illegible] Jahr mit dem Meere [illegible] Man hält noch die Worte: [illegible] Bildsäule (in den Anmerkungen zu der Reise der Frau v. d. Recke 4 Bd. S. 139 erklärt das Gerücht für einen groben Verdrehung, bemerkt, daß es in Jac. Spon (Miscellan. erudit. antiq. 8. p. 25) zuerst abgebildet sei und deutet an, es sei später aus der Kirche weggenommen. Dem Altare des heiligen Sakramentes gegenüber zeigte man eine vier Palmen hohe Statue des Äskulap, der eisengemauerte Gelehrte erklärt sie (a. a. O.) für ein Heidenbild aus den ersteren christlichen Zeiten. Als andere Merkwürdigkeiten in der Kathedrale werden aufgeführt: ein Gemälde von Paul Veronese, die gewonnene Schlacht, welche Pius V. Don Juan d'Austria gegen die Türken mitgab, die unterirdische von Pirandi gemalte Kapelle, der Altar mit reich silbernem Heiligenschreine im Lebensgroße. Unter den übrigen neuen Kirchen und Klöstern nennen wir zunächst das der Franziskaner, in welchem Franz v. Assisi selber öfter geweilt haben soll. Die Väter zeigen auch noch in dem Garten den Lorbeerbusch, mit dessen Stacheln der Heilige aufflackernde fleischliche Lust gezüchtigt haben soll [3]). In dem Kloster der Benediktiner gehört die Kirche della Trinità. Kunstzig Schritt davon ist der berühmte Monte Spaccato. In dem Felsen, der hier das Vorgebirge bildet, ist ein großer Riß, beinahe von dem obersten Gipfel bis tief in das Meer, welches sich gleich einem Strome mitten hindurch drängt. Beide Massen verbindet ein großes Felsenstück, welches wie von Oben herabgefallen in der Mitte der Spaltung hängt und einer Brücke gleicht. Nach der Volkssage ist dieser Felsen bei dem Erdbeben gespalten, welches den Tod Jesu begleitete, und Baronius (ad Ann. 34. nr. 128) hält diese Tradition nicht für unwahrscheinlich. Man kann denken, wie heilig dieser Ort gehalten wird. Über dem Risse steht eine kleine Vorhalle und von da führt eine enge Treppe von 57 Stufen zu der kleinen Kapelle del Crocifisso (für 4—6 Menschen Raum), welche auf der Felsenbrücke im Schlunde erbaut ist. Sie ist ein Hauptwallfahrtsort, besonders für Seeleute. Ein schwaches dämmerndes Licht fällt durch die enge Felsenspalte in die Kapelle und dumpf schallt das Geheul der Brandung, welche bei Stürmen an die Fenster der Kapelle spritzt, durch die Schlucht. Der Blick in die Meeresfluth hat etwas besonders Erhebendes und Grausendes. Merkwürdiger Weise wurzeln in den Ritzen des Schlundes Exemplare von Palma chamaerops und F. Stolberg sah am 4. Februar daselbst weiße Tacetten und Schlüsselblumen [4]). Zu den weitern Merkwürdigkeiten der

1) Die Inschrift am Thurme: L. Munatius L. F. L. N. L. Pron. Plancus. Cos. Cens. Imp. Iter. VII. Vir. Epul. Triump. Ex. Raetis. aedem. Saturni. Fecit. de. manibus (manubiis) agros divisit. in. Italia. Beneventi. in. Gallia. colonias. duxit. Lugdunum. et. Rauricam — haben Andere dahin gedeutet, daß Munatius Plancus hier einen Tempel des Saturn erbaut habe. Über das Mausoleum, sowie über den Rest eines Merkurtempels s. *Erasmo Gesualdo*, Osservazioni critich. sopra la storia della Via Appia (die bei Mola vorbeiging). Cap. I. §. 2. nr. 8. p. 49. 2) Das Bisthum ist von Leo IV., nachdem Formia 850 von den Arabern zerstört war, hierher verlegt. Die Bischöfe erkannten sonst den Erzbischof von Capua als ihren Metropoliten; jetzt stehen sie unmittelbar unter dem Papste. Vgl. *Ughelli*, Italia Sac. I. p. 526 sq.

3) Vor der Porta di Ferro zeigt man auch noch am Ufer des Meeres den durch eine Mauer abgeschlossenen Platz, wo St. Franziskus aufmerksam lauschenden Fischern gepredigt haben soll. 4) Leute, die mit Vorliebe alles Christliche aus Heidnischem herleiten, finden es wahrscheinlich, daß schon zu römischer Zeit ein Gnadenort der rettenden Meergottheiten, der Tyche, der Isis oder des Serapis, gewesen. Die Nachrichten aus dem Alterthume wissen davon kein Jota. Dagegen ist es allerdings interessant, daß Strabon den Na-

Stadt gehören ihre Todten. In einem gewölbten Wachthause nahe bei dem Thore der Citadelle wird in einem hölzernen Schranke der unbegrabene, zur Mumie gedörrte Körper des im Kirchenbanne verstorbenen Connetable von Bourbon aufbewahrt. (Nur der untere Kinnbacken fehlt und ist durch einen hölzernen ersetzt.) Er steht aufgerichtet in gelben Stiefeln mit rothen Absätzen; die Strümpfe, die ein wenig über die Stiefeln hervorsehen, sind mit Spitzen besetzt; erst 1719 ließ der Gouverneur dem Skelett ein neues Kleid machen, blau mit silbernen Knöpfen und Knopflöchern. Degen, Stock, Perücke und Federhut fehlen nicht. Über dem Schranke liest man:

Francia me diò la leche, Espanna Fuerza y ventura,
Roma me diò la merta y Gaëta la sepultura.

An den Seiten des Grabschrankes sind noch zwei Inschriften; eine längere französische und eine kürzere lateinische:

Consiliis Calchas, animo Hector, robore Achilles,
Eloquio Nestor jacet hic Borbonius heros [5]).

Der andere Kriegsfürst, der in Gaëta begraben liegt, ist der Prinz von Hessen-Philippsthal (s. unten). Die Stadt hat über 1200 Häuser und 16,000 Einwohner. Megiserus (Neap. p. 14) rühmt die überaus schönen und freundlichen Weiber der Stadt. Gaëta ist durch Verkehr und Handel ziemlich lebhaft. Seine beiden Märkte werden vom 22—24. März und vom 1—5. September gehalten. In der Umgegend starker Olivenbau und ergiebige Fischerei, auch Fang von Delphinen. Das Gebiet der Stadt erstreckte sich sonst über die Schlösser Suco, Setra, Corciano, Patria, jetzt nur über Castellone und Mola. Die Umgebungen sind überaus freundlich. Die ganze Strecke von dem einzigen Landthore der Stadt, der Porta di Mola an der Küste, bis zu dem eine starke Meile entfernten Mola di Gaëta (was einige für eine Vorstadt ansehen s. d. Art.) ist mit Wohnungen und Anpflanzungen bedeckt. G. A. Jacobi gibt uns in seinen Briefen aus der Schweiz und Italien (I. S. 260) ein Bild der Landschaft. „Den ganzen Raum zwischen Gaëta und Mola nehmen die Vorstädte ein, die aus lauter freundlichen weißen Häusern bestehen. Abwechselnd mit den Häusern zieren schöne Gärten voll Orangen, Mandel- und anderer Fruchtbäume den Strand. Die Berge sind mit mancherlei Gebüsch und besonders mit großen Olivenwäldern besetzt. So ist das ganze Gestade in einer Strecke von zwei Stunden bewohnt und bebaut, und bekleidet mit allem Zauber des südlichen Himmels und des Alles belebenden Oceans. Zur Linken sieht man die erhabene Kette der Apenninen bis jenseit Neapel und unter ihnen erhebt hier und da eine hohe Schneekuppe ihr glänzendes Haupt über die andere. Hinter dem misenischen Vorgebirge, welches auf dieser Seite den Meerbusen schließt, tritt jetzt der Vesuv mit seinen beiden hohen Spitzen deutlich hervor und in grauer Ferne begrenzen die Gebirge von Sorrento die Aussicht. Vorn ist die weite, hohe See, aus welcher Stadt und Castell Gaëta hervor zu steigen scheinen; in der Ferne sieht man die schönen Bergspitzen von Ischia und die felsige Capri emporsteigen" [6]).

Um auf geschichtliche Verhältnisse überzugehen, so ist für das Alterthum auf den Artikel Cajeta zu verweisen. Nach dem Untergange des weströmischen Reichs ward Gaëta ein eigener kleiner Staat mit republikanischer Verfassung, der unter den griechischen Kaisern stand. Der kaiserliche Prätor von Sicilien residirte hier. Im J. 848 belagerten die Araber Gaëta vergeblich. Später machten die Päpste auf die Stadt Ansprüche geltend, der große Karl sollte sie ihnen, wie Terracina geschenkt haben. Bei der Schwäche von Byzanz gelang es ihnen zu Zeiten als wirkliche Oberherren aufzutreten. So vergab Johann VIII. Gaëta als Lehen an den Grafen Pandolf von Capua (gest. 882). Bald kommen aber wieder Herzoge von Gaëta vor, die zugleich kaiserliche Consuln heißen. Im J. 877 rief Herzog Docibilis die Araber zu Hilfe, um sich gegen Capua zu wahren, und diese Verbindung zwischen Gaëta und den Arabern wurde nun dauernd. Die Herzoge von Gaëta waren seit dieser Zeit nur den Titeln nach vom griechischen Reiche abhängig. Sie wurden von den Einwohnern der Stadt, die eine römische Municipalverfassung hatte, gewählt. Vergl. Leo, Ital. Gesch. I. S. 371. Um 915 war Johann Herzog und nach diesem wählten die Gaëtaner den Grafen Athenulf von Aquino. So ward Gaëta mit Aquino verbunden. Vergebens strebten die Fürsten von Salerno nach dem Besitze von Gaëta. Um 969 war Johann II., um 1018 Johann III., um 1040 Athenulf. Um 1060 brachte Richard von Capua Gaëta an sich. Nach des capuanischen Fürsten Jordan Tode erhielt aber Gaëta wieder einen eigenen Fürsten an dem vierten Sohne Jordans, Jonathas. Die Söhne desselben, Richard und Bartholomäus, starben ohne Erben. Später wurde Gaëta oft Sitz apanagirter Prinzen aus dem normannischen Königshause. Mit dem Königreich Neapel gehörte Gaëta nach einander den Königen der Dynastien Hohenstaufen und Anjou. Im J. 1435 eroberte Peter, der Bruder des Königs von Aragon, die Stadt: der Tod des Commandanten, eine in der Festung herrschende Seuche und das Vorhandensein einer aragonischen Partei bewirkten die Übergabe. In den italienischen Kriegen entreißt Ferdinand der Katholische den Franzosen Gaëta. Im Erbfolgekriege stürmte es am 30. Sept. 1707 der österreichische

men Cajeta von dem lakonischen Worte καιάδας herleitet, welches Erdschlucht bedeutet. Leo (Italien. Gesch. I. S. 371) hält diese Etymologie für die unbedingt richtige. — Über die Wundersagen der Kapelle am ausführlichsten Keysler I. S. 737 fg. in der Schütz'schen Ausgabe.

5) Kaum glaublich erscheint, was bei Martinière zu lesen ist: „Ehemals pflegten die Officiere der hiesigen Besatzung bei sonderbaren Freudenbezeigungen, und wenn der Wein die Köpfe eingenommen hatte, dem Karl von Bourbon seine Hirnschale abzunehmen und Gesundheiten daraus herum zu trinken. Nachdem aber etliche Male Verdrießlichkeiten und Unglück darüber bei solcher Gelegenheit entstanden, so ist solche Unordnung gänzlich untersaget worden." Überhaupt muß aber in Allem, was über die Mumie des Connetable gesagt ist, an den Spruch erinnert werden: „Weiß nicht, obs anders worden in dieser neuen Zeit."

6) Martin Zeiller gedenkt in seinem Itinerarium noch „der anmuthigen, rauschenden Bächlein und der Meerwellen, so ohne Schaden an das Gestade schlagen. Man siehet viel alte Monumenta und in die Stein gehauene Schriften, die da anzeigen, daß vor Zeiten die großen römischen Herren hier herum gewohnt haben."

General Daun und machte in der Festung vornehme Gefangene; 1734 eroberten es die Spanier unter Anführung des nachmaligen Königs Karl von Neapel, der auch 1738 in Gaëta sein Beilager hielt und sich auch 1744 in der Festung aufhielt. Im Mai 1799 besetzten die Franzosen Gaëta, gaben es aber am 5. Juli wieder zurück. Am berühmtesten ist die Vertheidigung des Prinzen von Hessen-Philippsthal gegen die Franzosen 1806 vom 20. März an. Erst, nachdem der Prinz schwer verwundet nach Sicilien übergeschifft war, capitulirte die Festung am 18. Juli. In neuester Zeit ist Gaëta als Zufluchtsort Pius' IX. merkwürdig geworden, der am 25. Nov. 1848 von Rom flüchtig in der Festung ankam und bis jetzt dort residirt hat. Literatur: *Rosetto*, Breve Descrizione delle cose più notabili di Gaeta, auf das neue von Antonio Bulifone zu Neapel 1690 herausgegeben. Nachrichten von der Festung Gaëta. (Leipzig 1806.) Geschichte von Gaëta. Öster. milit. Zeitschr. 1823. 1. Bd. (*Daniel.*)

GAETA (Antonio di), ein Capucinermönch und Missionär des 17. Jahrh., im J. 1615 zu Gaëta im Königreich Neapel geboren, stammte aus einer angesehenen Familie und wurde schon in seiner Kindheit zum Malteserritter bestimmt. Als er aber verständig genug war, sich selbst seine künftige Laufbahn zu wählen, legte er das Ritterkreuz ab und trat zu Caserta in den Capucinerorden. Da er ein nicht gewöhnliches Talent verrieth und sich durch Sanftmuth und Frömmigkeit auszeichnete, so schickten ihn seine Obern in die gelehrten Anstalten zu Florenz und Bologna, wo er sich zu einem tüchtigen Theologen und guten Prediger ausbildete. Eine glänzende Zukunft stand ihm in seinem Vaterlande bevor, er wollte aber lieber sein Leben der Bekehrung der Heiden widmen und übernahm deshalb mit großem Eifer die Leitung einer aus 14 Mönchen bestehenden Mission, welche im J. 1653 nach Angola an der Westküste Südafrika's abging. Er lernte nach seiner Ankunft sogleich die Landessprache und erwarb sich sowol unter den europäischen Ansiedlern, als unter den Eingebornen eine so allgemeine Achtung, daß ihn der Vicekönig von Loanda nach Matamba und zu der ebenso berühmten und mächtigen als grausamen Königin Zingha schickte, um sie zur christlichen Religion zu bekehren. Seine Bemühungen wurden von dem schönsten Erfolge gekrönt, und er wußte sich in kurzer Zeit einen so bedeutenden Einfluß auf die Königin zu verschaffen, daß er als der eigentliche Leiter der Staatsangelegenheiten gelten konnte. Er durchreiste das Land nach allen Richtungen und soll in der kurzen Zeit von sechs Jahren mehr als 8000 Wilde getauft haben. Als er seiner Verdienste wegen zum Vorsteher aller Missionen in diesem Theile von Afrika ernannt wurde und zu Loanda seinen Sitz nehmen mußte, entließ ihn die Königin nur sehr ungern. Durch die vielen und anstrengenden Reisen war Antonio übrigens so erschöpft und seine Gesundheit so sehr untergraben, daß er schon einige Monate nach seiner Ankunft zu Loanda am 9. Juli 1662 starb. Er hinterließ einen genauen, für die Länder- und Völkerkunde höchst wichtigen und noch beiweitem nicht genügend ausgebeuteten Bericht über seine Erlebnisse im Reiche Matamba und über die Beschaffenheit und die Bewohner desselben, welchen sein Ordensbruder Francisco Maria Gioia unter dem Titel: La maravigliosa conversione alla santa fede di Cristo della regina Senga e del suo regno di Matamba nell' Africa meridionale cavata de una relazione del *P. Antonio di Gaeta* (Napoli 1669. 4.) herausgab. (*Ph. H. Külb.*)

GAETANI, lat. Cajetana stirps, römisch-neapolitanisch-sicilisches Geschlecht, welches Carlo de Lellis von den langobardischen Fürsten von Gaeta herleitet, während Alfons Ciaconi in dem Leben des Papstes Bonifacius VIII. schreibt: „Bonifacii VIII. majores, nobili genere ex Hispaniae provincia Catalonia orti, in Italiam venissent, Cajetae diu consederunt. Inde Anagniam urbem vetustissimam et opulentam, Hernicaeque regionis caput migrantes, a priore sede Cajetanae familiae nomen habuerunt.“ Gleich zweifelhaft bleibt es, ob die in Rom und Neapel gar frühzeitig vorkommenden Gaetani, ob die gleichnamigen, zu Pisa, Florenz und Orvieto seßhaften Familien mit derjenigen, die, von Anagni ausgehend, uns zunächst beschäftigen soll, denselben Ursprung haben. Der altrömischen Gaetani letzte Erbin, Perna, Johannes' Tochter, wurde an Matthäus Orsini verheirathet, daher der gesammte Reichthum ihres Hauses auf die Orsini sich vererbte. Nach de Lellis wäre Papst Gelasius II. (1118) ein Gaetano von Anagni gewesen. Matthias Gaetani, unmöglich derselbe, der unter den Kriegshauptleuten König Manfred's genannt wird, könnte der Vater geworden sein von Loffredus, von Adinulf dem Podesta zu Orvieto, und von Peter, dem Bischof von Sora, dann von Todi, endlich 1226 von Anagni. Loffredus, Luitfried oder Gottfried Gaetano, Ritter, 1225, war mit einer Nichte des Papstes Alexander IV. aus dem Hause der Grafen von Segno verheirathet. Sein jüngerer Sohn, Benedict Gaeta, Cardinal 1282, wurde am 10. Dec. 1294 zum Papste erwählt und heißt als solcher Bonifacius VIII. Es hat dieser seinem ältern Bruder, Loffredus II., Sermoneta in der Campagna di Roma verliehen, die Grafschaft Caserta aber erhielt derselbe Loffredus von König Karl II. von Neapel, als welcher mit diesem Geschenke sich der Freundschaft des Papstes zu versichern suchte. Des Loffredus jüngerer Sohn, Franz, wurde von seinem Oheim mit der Cardinalswürde bekleidet 1295, verfocht dafür dessen Sache mit großer Lebhaftigkeit gegen Wilhelm von Nogaret und starb den 9. oder 16. Mai 1317. Einer seiner Vettern, Benedict Gaeta, Cardinal durch Cölestin's V. Creation, 1294, hatte sein Leben am 11. Oct. 1296 beschlossen. Peter, des Loffredus II. älterer Sohn, wurde von Papst Bonifacius VIII. mit der Markgrafschaft Ancona, und von König Karl von Neapel mit den Castellen Valcorsa und Ducenda belehnt, verkaufte aber dagegen Caserta an den Grafen Siginulf von Telese. Mit Johanna von Ceccano verheirathet, hinterließ er die Söhne Loffredus III. und Benedict. Dieser, Comes Palatinus, und in erster Ehe mit Johanna Orsina, in anderer Ehe mit Hilaria de Sus, die drei Mal, zuletzt von Philipp von Joinville, dem Grafen von S. Angelo Witwe, verheirathet, stiftete eine bis

in die Mitte des 15. Jahrh. blühende Linie. Loffredus III. war mit Margaretha, des großen Hauses Aldobrandeschi, verheirathet, als die Aussicht mit der Hand einer reichen Erbin, der Johanna von Aquila, zu dem Besitze der Grafschaft Fondi zu gelangen, ihn bestimmte, die Auflösung der Ehe zu suchen. Die Scheidung wurde ihm von allen Seiten erleichtert, Frau Margaretha fand in Nello di Pietra einen andern, hoffentlich beständigern Ehegespons, und Loffredus ließ sich die Gräfin von Fondi, und nach deren Ableben auch die dritte Frau, Katharina von Ratta, antrauen. Aus dieser dritten Ehe kamen die Söhne Jacob oder Jacobellus, Johann, der römische Consul, und Karl, genannt Sacco, der Castellan zu Mola. Jacobellus, auf Felettino, Tora und Valpietra, wurde der Ahnherr einer vielleicht noch blühenden Linie, die uns zwar nicht beschäftigen kann. Sein Halbbruder aus der zweiten Ehe, Nicolaus Gaeta, Graf von Fondi nahm in der Königin Johanna Zwist mit dem König von Ungarn Partei für diesen, eroberte Terracina und Itri, besiegte in offener Feldschlacht und erlegte den Philipp Nautal, den Feldhauptmann der Königin. Später wurde er jedoch mit ihr ausgesöhnt und in alle seine verwirkten Besitzungen wieder eingesetzt. Sein älterer Sohn, Honorat Graf von Fondi, fünfter Herr von Sermoneta, stand zu Zeiten Papst Gregor's XI. der Campagna di Roma und dem Litorale als Rector vor. Nach des Papstes Ableben sprach er zu den Cardinälen, die im Begriffe waren, ins Conclave einzugehen: „Seht Euch vor, denn begebet Ihr Euch in der Römer Gewalt, müsset Ihr nach deren Wohlgefallen wählen; wollt Ihr eine freie Wahl vornehmen, so ziehet nach der Campagna, da kann ich Euch Sicherheit gewähren." Diese Worte vernahmen aber Einige, für die sie nicht gesprochen, sie wurden allerwärts wiederholt, Honorat empfing von einem beleidigten Volke die Weisung, die Stadt zu verlassen, und das bei Todesstrafe. Der in jenem Conclave erwählte Papst Urban VI. weigerte sich, ein Darlehn von 20,000 Goldgülden, welche der Graf von Fondi seinem Vorgänger gemacht, anzuerkennen, entzog ihm auch die Statthalterschaft der Campagna, um sie an dessen Feind, Thomas von San Severino, zu vergeben. Dafür Rache zu nehmen, verständigte sich Thomas mit der Königin Johanna von Neapel, die in der Beförderung des ihr auffässigen San Severino eine Manifestation des Papstes zu Gunsten ihres Nebenbuhlers um die Krone, des Karl Durazzo, finden konnte, und eines mächtigen Beistandes versichert, bearbeitete der Graf die ultramontanen französischen Cardinäle, die mit Urban zerfallen, nach Anagni sich gewendet hatten, und solchen Einfluß gewann er auf diese Malcontenten, daß sie am 20. Sept. 1378 in Fondi versammelt, einen Gegenpapst in der Person des Cardinals Robert von Genf, Clemens VII., aufstellten, und hiermit der großen, bis 1417 währenden Kirchentrennung den Anfang gaben. Als hierauf Karl von Durazzo sich der Krone von Neapel bemächtigte und die Barone des Königreichs wetteifernd ihre Huldigungen ihm darbrachten, blieb Honorat dem Andenken der Königin Johanna und dem von ihr an Kindesstatt angenommenen Herzoge Ludwig von Anjou getreu, sodaß Karl's Nachfolger, König Ladislaus, genöthigt war, gegen den aufrührischen Vasallen Gewalt zu gebrauchen. Bald jedoch war der ungleiche Kampf entschieden, Honorat starb über dem wegen der Einnahme von Scauli empfundenen Schrecken, sein Sohn Christoph, ohne den Fall von Trajetto abzuwarten, entfloh über die Grenze, und wurde, da er bald darauf dem Vater in die Ewigkeit folgte, von seiner Schwester Johannetta beerbt. Diese war an den Herzog Balthasar von Braunschweig, einen jüngern Bruder Otto's, des vierten Gemahls der Königin Johanna, verheirathet, blieb aber kinderlos. Jacob Gaeta, des Grafen Nicolaus von Fondi zweitgeborner Sohn, hielt unwandelbar zu Karl von Durazzo, und empfing dafür der Gnaden nicht wenige u. a. das mit dem Tode seines Stiefsohnes, des Karl Leonessa, der Krone heimgefallene Lehen Piedimonte (8. Sept. 1383) und mehre den rebellischen Baronen entzogene Güter. Auch die Grafschaft Fondi hat er nach Ableben seiner Bruderskinder als ein Stammgut sich vindicirt. Sein zweiter Sohn, Jacob, pflanzte die Linie der Herzoge von Sermoneta, von der unten. Der dritte, Anton, erwählte sich den geistlichen Stand, wurde Patriarch zu Aquilea, 12. Febr. 1395, Cardinalpriester, tit. S. Cäciliä 1402, wo er dann das Patriarchat niederlegte, Bischof von Palestrina durch Creation von Innocentius VII. Auf dem Concilium zu Pisa legte er freiwillig, des Friedens halber, das Bisthum Palestrina nieder 1409, wofür ihn Alexander V. zum Cardinalbischof von Porto und Major Poenitentiarius bestellte. Dagegen erklärte ihn Gregor XII. durch Decret, d. d. Rimini 19. Juni 1409 (1410) seiner Stelle im h. Collegium verlustig, eine Verfügung, welche jedoch alsbald durch die zu Pisa versammelten Väter vernichtet wurde. Anton war zugleich Administrator des Bisthums Fiesole, Erzpriester im Lateran, schrieb einen Tractat: pro Ecclesiae Romanae unione, und starb den 11. Jan. 1412. Sein ältester Bruder, Christoph, Graf von Fondi, wurde von König Ladislaus, dem er sich durch kriegerische Thaten empfohlen, zum Großmarschalk, dann zum Logothet und Protonotarius ernannt, von dessen Schwester aber, von der Königin Johanna II., 1419 der Landschaft Abruzzo als Vicekönig, und zugleich der Stadt Aquila als Gubernator vorgesetzt. Wie der König von Aragon, von der durch Ludwig von Anjou bedrängten Johanna zu Beistand gerufen, in die Hauptstadt des Königreichs einzog, befand sich der Graf von Fondi an der Spitze der zu seinem Empfang beorderten Großen, was ihm Gelegenheit verschaffte, die genaueste Verbindung mit dem künftigen Regenten einzugehen. Er und sein Bruder Roger waren unter den ersten, welche nach der Königin Ableben das Panier von Aragon erhoben und die kriegerische Bevölkerung der Abruzzen zu den Waffen riefen, indessen Alfons selbst mit der Belagerung von Gaeta sich beschäftigte. Auch dabei ihn zu unterstützen, fand Christoph sich auf der vor der Insel Ponza stationirten Flotte ein, und hatte er deshalb in der Seeschlacht vom 5. Aug. 1435 seines Königs Geschick zu theilen. Alfons und alle seine Generale, der Graf von Fondi absonderlich, wurden Gefangene der Genueser. Unerschütterlich wie der Vater, in der Anhänglichkeit zu Aragon, wurde Christoph's ältester Sohn, Honorat II., Graf von

Fondi, Trajetto und Morcone, Logothet und Protonotarius des Königreichs, von den versammelten Baronen an König Alfons abgeordnet, um ihn zu ersuchen, daß er seinem natürlichen Sohne, dem 19jährigen Ferdinand, zugleich mit dem Titel eines Herzogs von Calabrien, die Nachfolge in dem Königreich verleihen möge. Kniefällig trug Honorat seine Bitte vor, welche der Vater nicht ungern vernahm und zur Stunde bewilligte. Zur Krone von Neapel gelangt, hatte Ferdinand schon in den nächsten Jahren das ererbte Königreich gegen die Angriffe des Herzogs von Anjou und gegen den Abfall seiner Unterthanen zu vertheidigen. Nach dem Verlust der Schlacht bei Sarno (7. Juli 1460), wurde der Abfall so allgemein, daß von allen Baronen Campaniens der Graf von Fondi der einzige war, welcher in der Treue zu dem Könige verharrte. Denjenigen zu belohnen, „qui pro tua virili regnum nostrum jam dilabens armis, animis atque omni ope stabiliveris, domum et familiam nostram erexeris et custodieris," nahm König Ferdinand durch Urkunde vom 29. Oct. 1466, den Getreuen und dessen gesammte Nachkommenschaft in das königliche Haus von Aragon auf, sodaß ihnen vergönnet sein sollte, sich des Namens, Titels und Wappens von Aragon zu bedienen. Außerdem wurde für Honorat eine lebenslängliche Pension von 1000 Dukaten zu zehn Carolinen einer gerechnet, ausgeworfen. Derselbe Graf von Fondi hat den Kaiser Friedrich IV., als dieser nach Empfang der Kaiserkrone (März 1452) dem König Alfons einen Besuch in Neapel abstattete, zu Fondi prachtvoll, „summo honore," bewirthet. Er starb 1489, daß er demnach seinen ältesten Sohn, Balthasar, den Grafen von Trajetto, überleben mußte. Von dieses Balthasar's Töchtern heirathete die ältere, Johannetta, den Fürsten von Bisignano, Hieronymus S. Severino, die jüngere, Laura, den Grafen von Potenza, Anton von Guevara. Bevor wir auf die übrigen Söhne des Grafen Honorat kommen, mag noch von seinen Brüdern die Rede sein. Davon hat der älteste, Alfons, die bald wieder erloschene Linie in Telese begründet. Jordan, Erzbischof von Capua seit April 1447, sodann Patriarch von Antiochia, wurde durch königliches Diplom von 1491 der seinem Bruder Honorat bewilligten Auszeichnung der Adoption in das Königshaus von Aragon theilhaftig gemacht, und starb den 13. Oct. 1496. Jacob, ein anderer Bruder, wurde mit Longano abgefunden, und stiftete die danach benannte Linie, welche um die Mitte des 17. Jahrh. erloschen sein mag. Von Anton, des Grafen Honorat II. jüngstem Sohne, entstammt die Linie von S. Marco di Licatola, welches Gut Anton mit Medea di S. Agapito erheirathet hat. Peter Bernardin, Graf von Morcone und Protonotarius des Königreichs, Honorat's II. mittlerer Sohn, nachdem er durch Ungehorsam und Untugend dem Vater manchen und schweren Verdruß bereitet, trat zuletzt dem Aufruhr der Barone 1485 bei, ließ sich gleich seinen Verbündeten durch den Friedensvertrag vom 11. Aug. 1486 bethören, und sollte nur zu bald seine Leichtgläubigkeit bereuen. Er wurde auf Befehl des Königs am 19. Jan. 1487 verhaftet, und starb im Kerker, aus Kummer und Mangel, oder aber eines gewaltsamen Todes, im März 1487. Seine Söhne, Honorat III. und Jacob Maria, theilten sich in des Großvaters Erbschaft. Jacob Maria, Graf von Morcone, hinterließ nur Töchter, und hat die ältere, Victoria, die Grafschaft Morcone ihrem Ehegemahl, einem Caraffa, zugebracht. Honorat III. Graf von Fondi, verlor sein ganzes Besitzthum durch einen Machtspruch König Karl's VIII. von Frankreich, welcher Fondi und Trajetto den Colonna zu verleihen für gut fand. Alle Bemühungen um Restitution blieben, selbst nach Abzug der Franzosen, fruchtlos, nur das einzige Piedimonte hat Honorat aus dem Schiffbruch zu retten vermocht. Als eine Entschädigung gab ihm endlich Ferdinand der Katholische 1507 das Fürstenthum Altamura sammt Mattola, Minervino und Grottola; 1497 war ihm der leere Titel eines Herzogs von Trajetto beigelegt worden. Friedrich, der älteste Sohn seiner Ehe mit Lucretia de Aragon, einer natürlichen Tochter des Herzogs von Calabrien, nachmaligen Königs Alfons, war 1528 auf dem Blutgerüste gestorben, weil er in dem Einfalle der von Lautrec befehligten Franzosen es mit diesen gehalten; auch den zweiten Sohn, Ludwig, überlebte der Vater, dessen Erbe demnach Ludwig's Sohn, Scipio, geworden ist. Scipio, Titularherzog von Trajetto, hinterließ die Söhne Ludwig und Alfons. Ludwig, Herzog von Trajetto, Herr von Piedimonte und Montepeloso, wurde der Vater Scipio's II., mit welchem diese Linie zu Grabe getragen worden. Alfons hingegen, des ältern Scipio jüngerer Sohn, zu dessen Gunsten Laurenzano zu einem Herzogthum erhoben worden, hinterließ dauernde Nachkommenschaft, in der besonders sein Enkel, Alfons, dritter Herzog von Laurenzano, leuchtete. Bei der Belagerung von Lérida und in der Schlacht vom 15. Mai 1644, worin das französische, von la Motte-Houdancourt zum Entsatz herbeigeführte Heer unterlag, zeichnete Alfons dergestalt sich aus, daß ihm die Ehre ward, die Nachricht von diesem freudigen Ereigniß nach Zaragoza dem Könige zu überbringen, womit er sich den goldenen Schlüssel verdiente. Aber in der Schlacht an der Segra, 21. Juli 1645, gerieth er in Gefangenschaft und mußte an den Folgen der am Arm empfangenen Wunde sterben. Ein Herzog von Laurenzano, ebenfalls Gaetano de Aragon, Großrichter seit 1736, Ritter des St. Januariusordens 1738, starb zu Neapel, 17. Aug. 1741, im 80. Altersjahre. Ein Sohn oder Enkel von ihm wird der Herzog von Laurenzano Gaetani gewesen sein, welchem König Karl im Mai 1743 eins der neuerrichteten Regimenter verlieh.

Der Linie in Sermoneta Ahnherr, Jacob, des Grafen Jacob von Fondi jüngerer Sohn, Christoph's Bruder, ward ein Vater von fünf Kindern. Der älteste Sohn, Roger, Herr von Sermoneta und Großkämmerer von Neapel, starb unbeerbt; des jüngeren, Jacob's, Sohn Honorat, erster Herzog von Sermoneta, wurde in der Ehe mit Katharina Orsina ein Vater von drei Söhnen. Dem ältesten, Nicolaus, zweiter Herzog von Sermoneta, wurde sein gesammtes Besitzthum im Kirchenstaat von Papst Alexander VI. entrissen; seinen einzigen Sohn, Bernardin, ließ Cäsar Borgia im Kerker erwürgen 1499.

Ein ähnliches Schicksal traf des Nicolaus jüngsten Bruder, den Protonotarius Jacob; er wurde nach der Engelsburg gebracht und dort vergiftet. Aber der mittlere der Brüder, Wilhelm, dritter Herzog von Sermoneta, überlebte den Sturz der Borgia, und wurde von Papst Julius II. in alle seinem Hause entzogenen Güter wieder eingesetzt. Wilhelm's Enkel, Bonifacius Gaetano, fünfter Herzog von Sermoneta und Herr von la Cisterna, diente mit Auszeichnung in dem Kriege um Siena unter französischen Fahnen. Seinen Bruder Nicolaus hat Papst Paul III. zum Cardinaldiakon creirt, vorläufig nur in petto, angesehen des künftigen porporato jugendliches Alter von nur zehn Jahren. Sobald aber Nicolaus das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, wurde die Ernennung promulgirt, 13. Mai 1538. Von Pius IV. in die Zahl der Cardinalpriester, tit. St. Eustachii, aufgenommen, Protector von Schottland, Legat wegen des Krieges um Siena, bei Kaiser Karl V. und König Franz I., Erzbischof von Capua, Administrator der Kirchen von Conza und Bisignano, starb Nicolaus den 7. Mai 1585. Sein Bruder Bonifacius hatte in der Ehe mit Katharina Pia, aus der Linie von Carpi neben vier Töchtern die Söhne Honorat, Heinrich und Camill.

Heinrich, geb. den 6. Aug. 1550, wurde als Patriarch von Alexandria von Sixtus V. zum Cardinalpriester, tit. S. Pudentianae, creirt, empfing bald darauf die Legation Bologna, und wurde sodann für die unter den waltenden Umständen so hochwichtige Legation in Frankreich auserwählt. In dieser Stellung mußte die Förderung katholischer Interessen, und daß nur ein Katholik den Thron von Frankreich besteige, die wesentlichste seiner Aufgaben werden; entschloß sich der König von Navarra zu convertiren, so ward er sofort dem heiligen Stuhle der angenehmste Throncandidat, verharrte er in seinen Irrthümern, so kam es darauf an, einen andern König, der jedoch nicht ganz und gar von Spanien abhängig, zu ermitteln. Von der gleichen Wichtigkeit beinahe war es für den heiligen Stuhl, zu verhindern, daß eine oder die andere Provinz von Frankreich abgerissen werde, um die dem Scheine nach allzu fürchterliche Macht Philipp's II. zu mehren. Es ist nicht zu verkennen, daß diesen einfachen Aufgaben gegenüber Sixtus V. nicht allerdings den Ruf von Schlauheit und Scharfsinn bewährt hat. Gaetano war vor Allem ein eifriger Katholik, und ein solcher mußte blindlings den Interessen des einzigen Verfechters der Kirche sich ergeben; das mag wol auch endlich, als die Ernennung nicht mehr zurückzunehmen war, Sixtus beherzigt haben; darum hat er dem Breve vom 15. Oct. 1589, das als seines Stellvertreters Instruction anzusehen war, die mancherlei mündlichen Anweisungen hinzugefügt, wodurch dem Cardinal aufgegeben, sich um die Ansprüche der einander bestreitenden weltlichen Herren neutral zu verhalten, dagegen angelegentlichst und eifrig die Rechte der Kirche zu wahren, keine Vorliebe für irgend einen der Prätendenten, der jedoch Franzose, ein gehorsamer Sohn der Kirche sein, auch der Gesammtheit der Nation annehmbar erscheinen müsse, zu offenbaren; endlich, und darauf wurde in den letzten Zusammenkünften besonderes Gewicht gelegt, durchaus nicht als der offenbare Feind des Königs von Navarra aufzutreten, so lange eine Hoffnung, ihn für die Kirche zu gewinnen, vorhanden sein möchte. Es standen aber diese mündlichen Anweisungen in vollem Widerspruche zu den officiell angegebenen Zwecken der Sendung, zu der Aufgabe, die Liga, als die letzte Grundlage der Religion in dem zerrissenen Frankreich, nach Kräften zu unterstützen, und die gewöhnlichen Folgen der durch den Widerspruch der mündlichen und der schriftlichen Instructionen dem Abgesandten zugemutheten Halbheit konnten nicht ausbleiben; die Wesenheit des Geschäftes wurde dermaßen durch die unendliche Verwickelung der zu nehmenden Rücksichten beeinträchtigt, daß dem eigentlichen Lenker nicht selten die Zügel entfielen und an die Stelle eines festen und bestimmten Systems der Zufall trat. Von dem Cardinal Morosini, der lange genug in Frankreich sich aufgehalten, vernahm Gaetano zu Bologna auf der Durchreise (November 1589) die übertriebensten Schilderungen von der Ländersucht des Königs von Spanien, von dem egoistischen Treiben des Herzogs von Mayenne, von der Ohnmacht der aus den heterogensten Bestandtheilen zusammengesetzten Liga, von der unwiderstehlichen Macht des Königs von Navarra, der in der Anhänglichkeit der großen Mehrzahl des Adels eine Stütze finde, ungleich gewichtiger und zuverlässiger, als jemals der katholischen Partei des Volkes blinde Leidenschaft werden könne, und bestätigte diese Ansichten der Großherzog in Florenz, der, nicht minder genau von dem Stand der Dinge unterrichtet, alles Ernstes dem Legaten anrieth, sich unparteiisch zu verhalten und jedem Vorschlage einer Verständigung, die mit den Interessen der katholischen Religion und der Würde des heiligen Stuhles vereinbar sei, zu lauschen. Aber der eine, wie der andere Rathgeber konnte dem Legaten nur verdächtig erscheinen, Morosini insbesondere, weil es ihm eine Genugthuung war, daß er dem Nachfolger die falsche Richtung beibringe, die ihm selbst den Tadel des römischen Hofes zugezogen hatte, und Gaetano, durch seine Gemüthsart angewiesen, in starren Formen die Macht und Größe der Kirche zu entfalten, verwöhnt dabei durch die geschmeidige Fügsamkeit seiner Landsleute, zweifelte von fern nicht, daß er durch den Schrecken der geistlichen Waffen alle Katholiken an sich ziehen und, mit Ausschließung des Königs von Navarra, den Thron Frankreichs einem gänzlich und zumal von dem heiligen Stuhle abhängigen und mit Spanien befreundeten Prinzen zuwenden könne. Vollends in diesem Wahne ihn zu bestärken, war dem Herzoge von Savoyen vorbehalten, welcher, in Turin den hohen Reisenden empfangend, ihn, als den wahren Königsmacher, ersuchte, des Erbrechtes zu der Krone von Frankreich, die durch K. Heinrich's II. Schwester Margaretha in das Haus Savoyen getragen worden, eingedenk zu sein. Um so unangenehmer mußte der Legat berührt werden, als er bei seinem Eintritte in Dauphiné den Obersten Ornano hatte auffodern lassen, die Städte Grenoble und Valence, die einzigen der Provinz, welche noch zur Liga hielten, ferner unangefochten zu lassen, vielmehr, wie das eines jeden Katholiken Schuldigkeit sei, den Dienst des Ketzers

königs aufzugeben, Ornano aber unumwunden erklärte, seine, des mittellosen Söldners, Hoffnungen beruhten einzig auf des Königs von Frankreich Dienst, und was dieser Dienst, hinsichtlich der beiden fraglichen Städte, ihm auferlege, das müsse er, seinen Verpflichtungen getreu, vollführen. Widerwärtiger noch ergab sich die Betrachtung der innern Angelegenheiten der Liga, zu welcher, in Lyon eingetroffen, der Legat Gelegenheit und Muße fand. Sie waren, in Folge der unausgesetzten Fortschritte der königlichen Waffen, in so tiefen Verfall gerathen, daß nicht einmal die Escorte, deren es für die Weiterreise bedurfte, aufzubringen war. Des Cardinals Perplexitäten zu steigern, ließen die drei Parteien, unter welche Frankreich vertheilt, gleichzeitig ihre Wünsche an ihn gelangen. Der Herzog von Nevers, der, in den Mantel seiner Neutralität gehüllt, in der Hauptstadt seines Herzogthums residirte, lud ihn zu sich ein, und führte zugleich aus, wie er zu Nevers, im Vollgenusse der dem Repräsentanten des heiligen Stuhles geziemenden Unabhängigkeit, ungehindert seine weitern Schritte bedenken und vorbereiten könne. Der Herzog von Mayenne setzte alle Triebfedern in Bewegung, um den Legaten zu vermögen, daß er nach Paris sich wende; ohne seinen Namen, ohne die von ihm zu erwartende Unterstützung würde, dieses gab er dem eifrigen Priester zu bedenken, die Liga schwerlich der sie bedrohenden Auflösung, ihrer endlichen Unterdrückung, deren nothwendige Folge der Triumph der Hugenotten sei, entgehen können. Auch der König von Navarra wollte die Hoffnung nicht aufgeben, daß wenigstens der Legat in einer neutralen Stadt, zu Avignon allenfalls, seinen Sitz aufschlagen werde, bis das Resultat der von dem Herzoge von Luxemburg in Rom zu führenden Unterhandlungen sich ergebe, und ließ, eine Annäherung zu erleichtern, verkündigen, daß, falls der Legat an ihn gerichtet sein sollte, ein jeder ihn aufzunehmen und zu ehren, jeder ungeziemenden Handlung gegen die gesammte Reisegesellschaft sich zu enthalten, im Gegentheil Sicherheit und Geleit ihr zu gewähren habe; im Falle jedoch der Legat bei der Liga beglaubigt sein würde, untersagte der König allen und jeden, in der besagten Eigenschaft ihn anzuerkennen, geschweige ihn aufzunehmen, bei Strafe der Rebellion. Nach seinen persönlichen Ansichten konnte der Legat nicht gar lange in seiner Wahl zweifelhaft bleiben; des Herzogs von Nevers Anerbieten verhieß in keinerlei Weise Schutz gegen die Nachstellungen der Hugenotten, der katholischen Partei sich abzuwenden und damit vollends die Anhänger der Liga zu entmuthigen, während in dem gleichen Verhältnisse des Königs Macht und das Ansehen steigen mußten, würde für die kirchlichen Interessen noch größere Nachtheile herbeigeführt haben, als selbst für den Gang der Politik, einmal, weil es mit der Würde des heiligen Stuhles unverträglich war, die Verfechter des alten Glaubens aufzugeben, sodann würde man dem Könige, der für jetzt, durch die Besorgniß zu unterliegen, genöthigt, wenigstens die Absicht seiner dereinstigen Bekehrung vorzuschützen und zu heucheln, freien Spielraum für seines Herzens Neigungen und Meinungen bereiten. Es blieb daher dem Cardinal nur übrig, den Wünschen der Liga nachzugeben und in den Brennpunkt ihrer Operationen sich zu versetzen. Indem unter den waltenden Umständen sicheres Geleit von dem Herzoge von Mayenne nicht zu erhalten war, erbat sich der Legat eine Escorte bei dem Herzoge von Lothringen; er wurde von ihr zu Dijon übernommen und über Troyes nach Paris geleitet [1]). Sein Einzug in die Hauptstadt, den 21. Jan. 1590, war von großem Pompe begleitet [2]), und er bezog den Bischofshof, wo sein Quartier auf das Herrlichste mit dem aus dem Louvre dahin gebrachten Geräthe verziert. Ohne Verweilen veröffentlichte er das päpstliche Breve, vom 15. Oct. 1589, in dessen Eingang den Verdiensten Frankreichs um den heiligen Stuhl, deren Gedächtniß unsterblich sein müsse, die gebührende Anerkenntniß gespendet, zugleich auch von den Gnaden und Wohlthaten gehandelt, welche die französischen Könige, die geliebten Söhne der heiligen römischen Kirche, von deren Oberhaupt empfangen haben. Dann werden die für jetzt auf dem Königreiche lastenden Drangsale beklagt; ihnen abzuhelfen habe der heilige Vater, unter Beistimmung des heiligen Collegiums, den Cardinal Gaetano zum Legaten ernannt, auf daß er unter der Obhut Gottes ausreiße, tilge, versetze, anbaue und pflanze, Alles zur größern Ehre Gottes und den Seelen zum Heil. Der Legat sei angewiesen, durch Ergreifung der zweckdienlichsten Mittel in allen Theilen des Königreichs die katholische Religion aufrecht zu erhalten, die Ketzer zu der Einheit der Kirche zurückzuführen, auf daß, nach allgemeiner Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes, von welcher Ruhe und Frieden nothwendige Folgen seien, die Nation, unter einem gütigen, frommen, in Wahrheit allerchristlichsten König vereinigt, unter dessen Regierung sich glücklich fühlen möge. Schließlich werden die Prinzen des königlichen Hauses, die Großen, alle Stände ohne Unterschied ermahnt, gebeten, beschworen, den wahrhaft katholischen Eifer ihrer Vorfahren nachzuahmen, und Alles aufzubieten, um sich vor dem tödtlichen Gifte der Ketzerei, gegen welche so häufig fremde Nationen bei ihnen ein Gegenmittel fänden, zu bewahren, die Köpfe jener grausamen Hydra, die stets sich erneuern und stets gerüstet sind zum Verschlingen der mit dem kostba-

1) „On ne peut exprimer les excès qu'ils commirent sur toute cette route. Les églises même ne furent pas à couvert de leurs insultes, et quoique l'on fût en carême, ils ne faisoient point difficulté de manger publiquement de la viande; ils en badinoient, disant qu'ils le pouvoient faire en conscience, parce qu'ils menoient avec eux le Légat du Pape. Ce Cardinal, chemin faisant, leur donnoit tous les jours l'absolution, et leur ouvroit les trésors du ciel." Unbedeutend an sich scheint uns diese Stelle, und besonders ihr Schluß von hoher Bedeutung für die Beurtheilung von des gepriesenen de Thou Unparteilichkeit. 2) „Etant arrivé au fauxbourg Saint-Jaques, le légat y fit une station, attendant les Seize, qui allèrent le saluer d'une salve de huit ou dix mille tant mousquetaires qu'arquebuziers; mais lui qui avoit ouï parler de la suffisance et adresse de telles gens au maniement de ces bastons-là, trembloit de peur que quelque lourdaut ou quelque politique s'estant glissé parmi eux n'eut chargé à plomb et faisoit perpétuellement signe de la main que l'on cessast, mais eux, pensant que ce fussent bénédictions qu'il leur donnast, rechargeoient toujours, et le tinrent une heure en ceste alarme."

ren Blute Jesu Christi erkauften Seelen, zu fällen und zu zerschmettern; auch die letzten übrig gebliebenen Wurzeln der Zwietracht auszureißen und selbst die Erinnerung derselben in ihrem Gedächtnisse zu tilgen, damit den Schrecknissen des Krieges aller Orten das Reich des Friedens folgen und die getreue, in dem einen Schafstalle versammelte, Heerde dem katholischen und rechtmäßigen Könige den schuldigen Gehorsam leisten könne. Zumal aber wird Allen eingeschärft, den Legaten mit der ihm gebührenden Ehrfurcht aufzunehmen, seine heilsamen Rathschläge zu befolgen und seinen Befehlen nachzuleben, um dadurch von der Gnade des Herrn, der Quelle des wahrhaft Guten, Glück in dieser Zeitlichkeit und unvergängliche Belohnung im Himmel sich zu verdienen. Daß in dem Breve des Cardinals von Bourbon in seinem Gefängnisse nicht gedacht, daß nur in unbestimmter Weise von der Wahl eines rechtmäßigen Königs gesprochen, missfiel manchen Ligisten, welche darin eine Absicht, die ganze königliche Familie von der Thronfolge auszuschließen, erkennen wollten, und hat darum mehr denn einer von dem Bunde sich losgesagt. Im Parlament hingegen wurden die Bullen des Legaten am 26. Jan. gebucht, und geschah das Gleiche am 6. Febr. in Betreff einer speciellen Vollmacht, worin ihm der Papst, dem Reichsherkommen zuwider, eine sehr ausgedehnte Gerichtsbarkeit über den Laienstand, in Bezug auf Wucher, Fälschung, Entführung, Brandlegung, zugestand, ihn auch ermächtigte, in bürgerlichen Sachen zu erkennen und Individuen, welchen die Fähigkeit zu testiren versagt, solche zu ertheilen. Dieser Einleitung die nöthige Folge zu geben, verfügte sich der Legat, von einem zahlreichen Gefolge umgeben, in die Sitzung des Parlaments, und es soll seine Absicht gewesen sein, unter des Königs Thronhimmel sich niederzulassen, woran er aber durch den Stellvertreter des ersten Präsidenten, durch den Präsidenten Brisson, verhindert wurde. Brisson erfaßte ihn beim Arme und zog ihn zu sich herab, indem er ihm zugleich seinen Platz auf der nächsten Bank anwies, sodaß dem Präsidenten der Rang blieb. Brisson hatte auch die Anrede des Legaten, die hauptsächlich über die Macht des Papstes und seine für Frankreich günstige Gesinnung sich verbreitete, zu beantworten. Von der andern Seite stellte der Generalprocurator des royalistischen Parlaments zu Tours einen Antrag an diesen Gerichtshof gegen den Cardinal „eines Geschlechtes mit Bonifacius VIII. und Bruder des Herzogs von Sermoneta, der eben noch in den Niederlanden unter spanischen Fahnen dient; ihn hat der Papst im Einverständniß mit dem Grafen Olivarez nach Frankreich entsendet, einzig in der Liga zugethanen Städten hat er sich aufgehalten, hingegen verabsäumt, bevor er den Boden des Reichs betrete, die hierzu unerläßliche Ermächtigung des Königs einzuholen, geschweige dann seine Vollmachten vorzulegen." Der in Folge dieses Requisitoriums ergangene Parlamentsbeschluß untersagte jeglichen Verkehr mit den Feinden des Königs, besonders mit dem Cardinal, bis derselbe, nach Maßgabe der Gesetze, des Herkommens und der Freiheiten der gallicanischen Kirche dem Könige sich vorgestellt haben würde, veranlaßte aber schon in den nächsten Tagen, den 20. Febr., einen Beschluß des pariser Parlaments, worin derer von Tours Ausspruch cassirt und annullirt, zugleich allen und jeden aufgegeben wurde, in schuldiger Ehrfurcht für den heiligen Stuhl den Legaten anzuerkennen und ihn für seine Aufgabe, die Befestigung der katholischen Religion, die Erhaltung der Nation in dem Gehorsam zu ihrem Könige, die Vertilgung der Ketzerei und die Sicherung der öffentlichen Ruhe zu unterstützen. Es erregten die beiden einander bestreitenden Beschlüsse einen wahren Sturm von Publicationen, bei denen Schriftsteller in großer Anzahl sich betheiligten, unabhängig von einer für den Legaten sich aussprechenden Erklärung der Sorbonne, von einer Encyclica des Legaten, vom 1. März, an alle Bischöfe und Erzbischöfe des Reiches gerichtet, worin ihnen ausdrücklich untersagt wurde, der in dem andern Lager projectirten Versammlung zu Tours und dem damit zusammenhängenden Versuche einer Bekehrung des Königs von Navarra beizuwohnen, von der Entgegnung der diesem Könige anhängenden Prälaten, von einem Schreiben des Legaten, an die Gesammtheit des französischen Adels gerichtet, von einem Beschlusse endlich des pariser Parlaments (den 5. März), worin allen Unterthanen aufgegeben wurde, in Karl X. ihren einzigen und rechtmäßigen König zu erkennen. Diesem Allen folgte am 11. März das feierliche Hochamt in der Augustinerkirche, in welchem nach der Predigt der Legat den Schwur des Prevôt-des-marchands, der Scheffen, der Obersten und Hauptleute der Stadtmiliz empfing, des Inhalts, daß sie in der heiligen Union, unter dem Gehorsame Karl's X. und seines Stellvertreters, des Herzogs von Mayenne, leben und sterben wollten, wobei sie außerdem sich verpflichteten, mit dem Könige von Navarra nimmermehr Frieden, Waffenstillstand oder Einigung abzuschließen, dagegen nach allen ihren Kräften die Befreiung ihres Königs anzustreben. Ernstere Beschäftigung fand der Legat in der Nothwendigkeit, die wechselseitigen Ansprüche der beiden Hauptparteien in der Liga auszugleichen. Die spanischen Minister verlangten mit Hartnäckigkeit, daß ihr König als Protector von Frankreich anerkannt werde; der Herzog von Mayenne, schwankend zwischen dem Gelüste, selbst den Thron der Valesen zu besteigen und der Aussicht auf die Vortheile, welche in fortwährend sich erneuernden Unterhandlungen der König von Navarra ihm bieten ließ, war in dem einen Punkte wenigstens mit sich einig, daß er die Spanier um alle Früchte ihrer Anstrengungen zum Besten der Liga bringen müsse. Als nächste Folge hiervon ergab sich die Unbeweglichkeit der spanischen Hilfstruppen, die schlechterdings nicht dahin zu bringen waren, daß sie die Grenze der Picardie überschritten hätten, indessen Mayenne die Unmöglichkeit, sein Heer in Bewegung zu setzen, vorschützte, wenn ihm nicht die Mittel verschafft würden, wenigstens einige Monate der verfallenen Löhnung zu berichtigen. Beide Übelstände wußte der Legat zu beseitigen. Den Spaniern machte er begreiflich, daß der Moment, ihre Absichten durchzuführen, noch nicht erschienen sei, daß es als eins der wesentlichsten Geheimnisse der Politik gelte, die Reife der Umstände abwarten zu wissen, und das Gewicht seiner Betrachtungen wurde

gar sehr durch die in Abschrift circulirenden Vergleichpunkte zwischen dem Könige von Navarra und dem Herzoge von Mayenne gehoben, dem Geldmangel half er ab mittels der 300,000 Scudi, die er in Wechseln von Rom mitgebracht hatte, und deren eigentliche Bestimmung es gewesen, zu der Befreiung des Cardinals von Bourbon zu dienen. Weil dafür aber keine Möglichkeit zu ersehen, glaubte der Cardinal sich nicht weiter an den Buchstaben seiner Instruction gebunden. Die von ihm also gespendeten Gelder gaben der Armee der Ligisten die Beweglichkeit wieder, und sein Einfluß entschied das Vorrücken der von dem Grafen von Egmont befehligten spanischen Hilfstruppen, aber dem Gange der Kriegsereignisse vermochte er nicht zu gebieten; Mayenne mußte die Belagerung von Meulan aufheben, und erlitt vor Ivry die schimpflichste Niederlage. Der Eindruck dieser Ereignisse, denen sich gleichzeitig die Botschaft von andern Unglücksfällen in Auvergne und Maine zugesellte, in hohem Grade entmuthigend für die Bevölkerung von Paris, mußte zumal niederschlagend auf den Legaten wirken, auf dessen Schultern für jetzt das volle Gewicht der Angelegenheiten beruhte. Von ihm, dem Stellvertreter des Oberhauptes der Kirche, in einer Krisis, deren Hebel die Religion war, erwartete Jedermann die Unterstützungen in Geld und Volk, mittels deren allein noch der Liga aufzuhelfen war; über seine Kargheit führte öffentlich Beschwerde der Herzog von Mayenne, der doch jeden Augenblick bereit war, die Kirche zu verkaufen; in ihm wollten die spanischen Minister das wesentlichste Hinderniß für die Erreichung ihrer Absichten mit Frankreich erblicken; die Pariser schienen nicht ungeneigt, im Voraus alle die Leiden, die die Annäherung der feindlichen Armee begleiten mußten, ihm zuzuschreiben; endlich verrieth selbst der Papst, hingerissen durch die Vorstellungen des von den katholischen Großen der Partei Heinrich's IV. an ihn abgefertigten Gesandten, nicht undeutlich die Neigung, von der Liga abzulassen. In diesen erdrückenden Verhältnissen entwickelte Gaetano eine Geistesstärke, eine Gewandtheit, welche anzuerkennen de Thou selbst nicht umhin kann [3]). Die Gefahren einer Belagerung von Paris abzuwenden, oder wenigstens zu verzögern, übernahm es der Legat, Worte des Friedens mit irgend einem der feindlichen Heerführer auszutauschen, „per acquistar tempo, et aver più comodità d'apparecchiarsi alla difesa," meint ein Italiener, der nicht gewahret, daß für den Cardinal die conditio sine qua non des Königs Bekehrung sein mußte, wie sie es denn auch für alle unter seiner Leitung angestellte Versuche einer Aussöhnung geblieben ist. Die Conferenz, in welcher der Marschall von Biron und Anna d'Anglure de Givry den König vertraten, wurde zu Noisy-le-grand, dem Prachtschlosse des Herzogs von Retz, an der Marne, zwischen Paris und Lagny, eröffnet. „Ledit sieur legat estoit accompagné dudit sieur cardinal de Gondy et des prelats italiens qui luy avoient esté ordonnez par le Pape, et qui estoient venus d'Italie avec luy. Or, comme nous avons dit, ce que ledit sieur legat avoit poursuivy ce traicté d'accord n'estoit que pour gaiguer le temps, affin que le party de l'union se preparast mieux à la deffensive; aussi il proposa premierement qu'il failloit assembler les trois estats de France affin de donner un bon ordre au royaume; mais ayant veu que ceste proposition avoit esté rejettée bien loing, il dit qu'il falloit donc faire une trefve pour quelques jours affin d'acheminer les affaires à une paix. On luy respondit que l'on ne vouloit point de trefve, que l'estat des affaires du roy n'en requeroit point, mais que l'on desiroit une bonne paix. Il fut recognu lors que ledit sieur legat ne cerchoit que des dilayements. Ce fut pourquoy ceste conférence fut rompue, et ledit sieur legat se retira à Paris un peu confus quand il vit, que l'on eut jugé de son dessein." Also Cayet, der Hugenott, dessen Bericht einen Zusatz zu geben der Katholik de Thou sich nicht versagen kann, ohne dabei zu bedenken, welche unwürdige Rolle, in dem Bestreben, den Legaten lächerlich zu machen, er seinem Helden Givry zutheilt [4]). Nicht entmuthigt durch das Mislingen des ersten Versuches, vermeinte der Legat durch unmittelbare Einwirkung auf den König von Navarra seinen Zweck erreichen zu können. Er bediente sich hierzu des Bischofs von Ceneda, der, als venetianischer Unterthan, eine persona grata vorstellen konnte, der auch in der That zu einer Conferenz mit dem Könige gelangte, ohne jedoch weder den gewünschten Waffenstillstand abschließen zu können [5]), noch in Bezug auf das Bekehrungsgeschäft andere als die gewöhnlichen vagen und eludirenden Antworten zu erhalten. Indem hiermit jede Aussicht einer auch nur momentanen Verständigung schwand, bemühte sich der Legat um so angelegentlicher, auf die Stimmung der Pariser zu wirken. Die Prediger, die bereits Wun-

3) „La présence du cardinal Cajetan, qui savoit faire servir avec une adresse admirable l'autorité du pape, pour persuader aux Parisiens qu'il s'agissoit en cette occasion de la ruine de la religion."

4) „Anne d'Anglure de Givry, qui avoit accompagné le maréchal de Biron, donna en même temps une scène qui acheva de rendre cette entrevue très-mortifiante pour le légat. Il n'y eut point de caresses et de flateries que ce prélat ne mit en oeuvre pour l'engager à abandonner le parti du roi. Il lui parla de son mérite, de la réputation qu'il s'étoit acquise; enfin voyant qu'il ne pouvoit en venir à bout, il l'exhorta à demander du moins, en qualité de bon catholique, au pape et à celui qui le représentoit, le pardon de tout le passé, lui faisant entendre qu'on ne demandoit pas mieux que de le lui accorder. Sur quoi de Givry, naturellement plaisant, se jettant à genoux devant le légat, et ajustant sa mine au rôle qu'il jouoit, declara qu'il demandoit pardon de tous les maux qu'il avoit faits aux Parisiens. Ensuite, après une pause, pendant laquelle le cardinal lui donna sa bénédiction, il ajouta du plus grand sérieux du monde, qu'il prioit qu'on lui accordât aussi l'absolution de l'avenir, parce qu'il avoit résolu de faire aux Parisiens encore pis qu'auparavant; et à ces mots il se réleva avec un grand éclat de rire, et se retira de devant le légat, qui sur le champ revoqua la grace qu'il venoit de lui accorder."

5) „Ma subito che il se senti farsi motto di tregua, rispose ad alta voce: ch'egli, se fosse stato buon Veneziano, non gli avrebbe dato questo consiglio; ma che questi erano concetti del cardinale Gaetano, il quale si mostrava molto migliore Spagnuolo, che religioso."

der gewirkt hatten, um das Volk inmitten der Widerwärtigkeit und Trübsal in der Standhaftigkeit zu erhalten, empfingen neue Instructionen, welche sie mit bewundernswürdigem Erfolge zur Ausführung brachten, und die durch den Legaten veranstaltete bewaffnete Procession der Geistlichkeit [6]) steigerte in kaum glaublicher Weise die Begeisterung des gläubigen Volkes. Dem Mangel zu steuern, vertheilte der Legat unter die bedürftigen Classen 50,000 Scudi, die er mühsam dem Papste abgepreßt [7]), und zu demselben Zwecke ließ er sein eigenes Silberwerk einschmelzen und zur Münze tragen. Die gleiche Thätigkeit, die gleiche Beharrlichkeit entwickelte er in den Bemühungen, den Anzug der spanischen Armee zu beschleunigen, zu welchem Ende er den eigenen Nepoten, Peter Gaetano, an den Herzog von Parma abfertigte, in den Anstalten, die erfoderlich waren, um die Anhänger des Bearner, um die Verzweiflung einer darbenden Bevölkerung im Zaume zu halten, „il Legato, l'ambasciatore Mendozza ed i Principi erano così costanti e tanto saldi che perciò mai capitarono in pensiero di volersi arrendere." Jedoch zeigte sich der Cardinal keineswegs unempfindlich für die Drangsale seiner Leidensgefährten; nach dem Falle der Vorstädte, den 24—25. Juli, erneuerte er den Versuch einer Verständigung mit dem Marquis von Pisani, den er als Gesandten in Rom kennen gelernt hatte [8]). Pisani, von einigen Cavalieren aus dem feindlichen Lager begleitet, der Legat und der Cardinal von Gondi trafen sich in des Gondi Hause in der Vorstadt St. Germain; weil aber in dem Laufe einer Unterredung von vielen Stunden der Legat die Entscheidung des Zwistes für den Papst in Anspruch nahm, auch, in derselben Erwartung, eine Waffenruhe foderte, während Pisani auf der sofortigen Übergabe der Stadt bestand, war kein Resultat zu erreichen. Ebenso wenig ergab sich dergleichen in Folge der von dem Parlament und dem Conseil beschlossenen Absendung von Commissarien, des Cardinals von Gondi und des Erzbischofs von Lyon, die angewiesen waren, mit dem Könige unmittelbar zu unterhandeln. Gaetano hatte dazu nicht gestimmt; er bewillige die Sendung aus Nothwendigkeit, äußerte er, könne aber das Vorhaben nicht billigen; nachdem man soviel gelitten, müsse man noch einige Tage weiter Geduld haben, und das Ende, das Eintreffen des Entsatzes, der stündlich sichtbar werden könne, abwarten. In der That war der Helfer nicht mehr fern. Am 30. Aug. hob der König von Navarra die Belagerung auf, in der ausgesprochenen Absicht, durch eine Schlacht den Entsatz zu hintertreiben, „laissant les fauxbourgs de Paris libres, mais au reste en tel estat qu'il n'y avoit rien d'entier en iceux, et spécialement en quelques églises, où ils avoient tout gasté, rompu et jetté par terre les reliques d'icelles." Der Herold, durch welchen er seinem unmittelbaren Gegner, dem Herzoge von Mayenne, die Schlacht bieten ließ, wurde dem Herzoge von Parma vorgeführt. „Dictes à vostre maistre," entgegnete Alexander Farnese dem prahlerischen Vorbringer, „que je suis venu en France, par le commandement du roy mon maistre, pour mettre fin et exstirper les hérésies de ce royaume, ce que j'espère faire, avec la grace de Dieu, avant que d'en sortir; et si je treuve que le chemin plus court pour y parvenir soit de donner bataille, je luy donneray et le contraindray la recevoir, ou feray ce qui me semblera pour le mieux." Auf das Wort, auf den Anblick der in hundert

6) „Le lundi 14. may 1590, les pères Feuillants, capucins, et autres gens d'église, firent monstre en armes en fort belle ordonnance; et avoient pour capitaine l'évesque de Senlis, qui estoit un fol en teste (disoient les politiques). Et pour les autres chefs et soldats, le curé de Saint-Cosme, Saint-Jacques, dom Bernard, le prieur des chartreux, avec plusieurs autres moines et religieux de diverses livrées et façons, accompagnés de quelques bourgeois de la ville qu'on appeloit catholiques zélés; et en ce bel ordre et équippage marchans par Paris, et portant un crucifix et image de la vierge Marie pour enseigne. Armés comme ils estoient, allèrent demander la bénédiction à M. le legat, qui les avait surnommés les vrais Macchabées; auquel voulans faire une salve après avoir eu sa bénédiction, quelques-uns d'entre eux qui n'estoient pas bien asseurés de leurs bastons, par mesgarde tuèrent un de ses gens, et blessèrent un serviteur de l'ambassadeur d'Hespagne" (l'Estoile). Auch de Thou spricht von dem unglücklichen Schusse: „Il n'était pas possible qu'un tel accident, ne causât une grande rumeur; mais elle fut appaisée aussi-tot après, par un bruit qui se répandit parmi le peuple, que cet homme ayant été tué dans une si sainte action, son ame s'étoit envolée droit au ciel parmi les confesseurs; et qu'il faloit le croire, parce que monseigneur le légat, qui sçavoit bien ce qui en étoit, l'assûroit ainsi." Über die Procession selbst drückt er sich nicht minder verächtlich aus: „A la tête Guillaume Rose, évêque de Senlis et le prieur des chartreux, tenant chacun d'une main un crucifix et de l'autre une halebarde, ouvroient la marche, comme premiers et principaux acteurs de cette comédie. Après eux venoient de suite les pères capucins, feuillans, minimes, cordeliers, jacobins et carmes, tous ayant leurs robes retrousées, et le capuchon abattu, le casque en tête et la cuirasse sur le dos. Les anciens marchoient les premiers avec un air menaçant, des yeux enflammés, grinçant des dents, et contrefaisant, autant qu'il étoit en eux, par tous leurs gestes et leurs attitudes, une mine fière et guerrière. Cette farce n'eut gueres l'approbation que de ceux qui en étoient les auteurs." Eine gründlichere Kenntniß des menschlichen Herzens und der Mittel, auf die Massen zu wirken, bekundet des Davila Beschreibung: „Si fece per ordine del Cardinale Legato una solenne e numerosa processione per invocare nelle presenti necessità l'ajutorio divino, nella quale i prelati, i sacerdoti, i monaci ed i regolari intervennero tutti nell' abito loro consueto; ma, oltre di esso, armati manifestamente di corsaletti, d'archibugi, di spade, di partigiane, e d'ogni sorte d'armatura offensiva e difensiva, facendo doppia mostra insieme e della divozione, e della costanza dell' animo apparecchiato alla difesa: la quale cerimonia, sebbene a molti parve ridicola ed indecente, servì molto però ad aggrandire ed a confermare l'animo della plebe, la quale vedeva i medesimi, che l'esortavano con le parole alla fortezza, apparecchiati ed armati per correre i medesimi pericoli, e sopportare unitamente le stesse fatiche: così talvolta anco le cose vane giovano a pensieri ed a fini gravissimi ed importanti."

7) „Cominciò il Papa a sospettare, non meno degli altri, che il cardinale Gaetano non fosse troppo inclinato a favorire i disegni degli Spagnuoli, e perciò non prestava più la fede che si richiedeva alle sue lettere; ed avea ristretta la mano nel somministrar i danari."

8) „Ma più con animo di dare pastura al popolo, o di rallentare in qualche parte l'assedio, che con intenzione di concludere cosa alcuna," nimmt Davila, wol mit Unrecht, an.

Schlachten versuchten Veteranen verschwanden der Bearner und sein Heer, Paris hatte aber schon am 30. Aug. der Erlösung sich freuen können. „Mais ce département vint si à propos, que s'il eust tardé encore deux ou trois jours, ceux de Paris eussent esté contraints luy ouvrir les portes, et encore le prier d'entrer dedans; et se voyant libres si inopinément, la rejouissance n'y fut pas moindre que avoit esté la tristesse auparavant. Monsieur le légat, avec monseigneur de Nemours, les autres seigneurs, et la plus grande partie du peuple, allèrent le mesme jour à la grande église, où se fit, pour rendre graces à Dieu, une solemnelle procession, chanter le Te Deum.“ Es war aber für den Legaten, der freudig alle Gefahren und Entbehrungen der Belagerung getheilt hatte, der 30. Aug. nicht nur ein Ehrentag, es sollte derselbe zugleich das Ziel seiner beschwerlichen Sendung werden. Sixtus V. starb den 30. Aug., sein Nachfolger, Urban VII., den 28. Sept. 1590; ein zweites Conclave ohne seine Theilnahme vorübergehen zu lassen, fand der Cardinal bedenklich. Beruhigt um der Liga Zukunft, ließ Gaetano den Bischof Sega von Plasencia als Vicelegat zurück, indessen er selbst, von den Bischöfen von Asti und Geneda, von Bellarmin und Pigafetta begleitet, die Heimreise antrat. Seine Straße führte ihn durch des Herzogs von Parma Lager; er beurlaubte sich bei ihm, bei dem Herzoge von Mayenne, und eilte in starken Tagereisen der Grenze zu. Der Commandant zu Cressy, in Brie, Jacob de la Vigne de la Bastide, fiel seiner Nachhut ein und erbeutete einen Theil des Gepäckes, die Bedeckung ermannte sich aber, und de la Vigne selbst wurde ihr Gefangener, erlitt auch arge Mishandlung, da er als einer der Mörder des Herzogs von Guise galt. Nachdem aber der Herzog von Nemours seine Schuldlosigkeit in dieser Hinsicht bezeugte, wurde er auf Lösegeld gesetzt. Sein Geschick benahm den royalistischen Commandanten anderer Plätze die Lust, mit dem Legaten anzubinden; unangefochten gelangte er nach Lothringen und weiter über die Alpen. Sechs Jahre später, 1596, erscheint Heinrich abermals in den Verrichtungen eines apostolischen Legaten, und er sollte die Polen zu einem Angriffe auf die Türkei bestimmen. Er reiste über Wien, sich mit dem kaiserlichen Hofe über den Gang der Negotiation zu verständigen, und erhielt dort eine eigene Gesandtschaft, den Bischof von Breslau an der Spitze, zur Unterstützung. In Warschau angelangt, sprach er vor dem Reichstage mit gleich viel Kraft und Salbung; allein der Polen Brauch ist es niemals gewesen, sich bei den allgemeinen Angelegenheiten der Christenheit zu betheiligen, den einzigen Fall ausgenommen, daß Johann Sobieski seine Scharen zum Entsatze von Wien führte, uns zwar sehr zu Undank; denn Wien wäre auch ohne die Paar Tausend Polaken, die unmittelbar darauf vor Párkan die schmähliche Schlappe erlitten, gerettet worden, und wir würden nicht tagtäglich, bis zum Ekel, von Polens Verdienst um Teutschland und Österreich zu hören haben. Für dies Mal wurde der Legat mit einer ausweichenden Antwort abgefertigt, und die einzige Frucht seiner Sendung ist die Ansprache, durch welche er den Reichstag hinzureißen versuchte, geblieben. Wir besitzen dieselbe im Drucke. Podagrist seit längerer Zeit hatte der Cardinal viel von dem nordischen Klima zu leiden gehabt; er gelangte nie mehr zu der vorigen Gesundheit und starb am 13. Dec. 1599. In den letzten Jahren hatte er das Amt eines Camerlengo, das 12—14,000 Scudi jährlich abwirft, bekleidet.

Des Cardinals älterer Bruder, Honorat, sechster Herzog von Sermoneta, Marchese von la Cisterna, befehligte in der Schlacht vor Lepanto eine päpstliche Galeere, und bestand ein glorreiches Einzelgefecht mit dem Erzseeräuber Caracossa. Später, noch 1590, diente er dem Könige von Spanien, der ihn mit dem Vliesorden beehrt hatte, in den Niederlanden, 1591 aber finden wir ihn mit gewaffneter Hand, Banditen bestreitend, die sich auf seinem Gebiete niedergelassen hatten. In der Ehe mit Agnes Colonna wurde er ein Vater von acht Söhnen, unter denen Peter, Philipp, Anton und Bonifacius zu merken. Bonifacius, Bischof von Cassano 1599, Vicelegat für Urbino, Cardinal im September 1606, Erzbischof von Tarent 1613 und Legat für die Romagna, war, nach des Ciacconius Ansicht, „acerrimi ingenii, et post purpuram, ut sibi auctoritatem et religionis opinionem augeret, conclonatoris munus suscepit, quod apud S. Pudentianam in sacello cardinalis Henrici patrui magna hominum frequentia saepius exercuit. In dicteriis fuit mordacissimus, visus etiam fuit vita aliquantulum laxa, quam in postrema vita correxit, moresque ad dignitatem, quam gerebat, composuit.“ Er starb den 29. Juni 1617; als man ihm auf dem Sterbebette seine bevorstehende Auflösung ankündigte, erwiederte er in ruhiger Fassung: „Laetatus sum in his, quae dicta sunt mihi, in domum Domini ibimus.“ Er hat zwei Komödien, l'Ortensio und la Schiava, auch viele Predigten hinterlassen; auch wird in einer ihm zu Ehren geprägten Medaille sein Andenken bewahrt. Anton, Erzbischof von Capua, 1605, stand viele Jahre zu Wien und Madrid als Nuntius, wurde von Papst Gregor XV. am 19. April 1621 zum Cardinalpriester, tit. S. Pudentianae, creirt, worauf er das Erzbisthum an seinen Nepoten Ludwig abtrat, und starb den 17. März 1624, in dem Alter von 58 Jahren. „Vir doctus, et calami mordacitate excepta, prudens et gratus: praecipuusque autor academiae Humoristarum Romae erectae.“ Peter, als der Erstgeborene unter den Brüdern, Herzog von Sermoneta, ist jener Nepot, welchen der Cardinal Heinrich aus Paris an den Herzog von Parma entsendete, um den Anzug des Entsatzes zu beschleunigen. Mestre-de-camp des neapolitanischen Tercio, hatte aber auch Peter bei allen Gefahren und Mühseligkeiten dieses bewundernswürdigen Unternehmens sich zu betheiligen, wie er dann auf dem Rückzuge, in des Königs von Navarra letztem Versuche auf die Nachhut, unweit Guise, den 29. Nov. 1590, durch seine feste Haltung an der Spitze seines den Zug schließenden Regiments die rückgängige Bewegung von des Basta Reisigen deckte. Unmittelbar darauf trennte sich die Armee; die Spanier gingen über die Grenze, Mayenne mit seinen

Franzosen kehrte nach dem Westen zurück, verstärkt durch die ihm zurückgelassenen Tercios von Peter Gaetano, Neapolitaner, und von Idiaguez, Spanier, durch des Collalto Teutsche, durch 400 Reisige und 100 wallonische Carabiniers. In keinem Falle hat aber Peter lange in Frankreich sich verweilt; lesen wir doch, daß er, „qui étoit revenu depuis peu des Pays-bas," in dem Armeecorps, welches Papst Gregor XIV. 1591 der Liga zum Besten ausrüstete, die Gardecompagnie befehligte, und daß er außerdem dem päpstlichen Nepoten, dem Herzoge von Monte-Marciano, als Luogotenente beigegeben war. Auf dem Marsche, zu Lons-le-saunier, gerieth er aber in heftigen Streit mit seinem Generale, und hätte die Sache die ernsthaftesten Folgen haben können, ohne die Vermittelung des Erzbischofs Matteucci, des der Armee beigegebenen General-Commissars. Peter ließ sich bewegen, seine Bestallung zurückzugeben, und dachte durch die Schweiz nach Hause zu gehen. Da ergab sich aber neuer Anstoß. Es wurde behauptet, sein Oheim, der Cardinal Heinrich, habe in dem Laufe seiner Legation zu Paris den schweizerischen Söldnern um rückständigen Sold sich verbürgt, ohne daß bis jetzt die Zahlung erfolgt wäre. Darin fanden die biedern Schweizer hinreichenden Grund, den Neffen festzuhalten, „et Cajetan ne fut mis en liberté qu'après bien des prières qui approchoient de la bassesse, et après avoir réclamé le droit des gens, qu'on violoit, disoit-il, en le retenant ainsi de force." Peter, der, wie sein Vater, den Vließorden trug, war mit Michael's, des Herzogs von Gravina, Schwester und Erbin, Felicitas Maria Orsina, Herzogin von Gravina, verheirathet, blieb aber kinderlos, daher Sermoneta an seinen Bruder Philipp gefallen ist. Philipp, des St. Jagoordens Ritter, hatte im Neapolitanischen verschiedene Gouvernements inne gehabt und sich den Ruf eines geistreichen und hochgebildeten Mannes, für den insbesondere seine Theaterstücke zeugen, erworben. Einer seiner Söhne, Ludwig, geb. 1595, wurde als Patriarch von Antiochia 1624 zu dem erzbischöflichen Stuhle von Capua erhoben, am 19. Jan. 1626 mit dem Purpur bekleidet, und starb den 8. April 1642. „Vir doctus, et perspicacis acutissimique ingenii, quibus addebat probam mentis intentionem ac in dicendis sententiis summam integritatem, ut reliquis cardinalibus, cum convenirent, esset admirationi, oeconomus praeterea eximius, ita ut domum suam multo aere alieno pressam, non parum sublevarit; dicteriis et scommate aliquantulum delectabatur, sed innocuis." Sein ältester Bruder, Franz, neunter Herzog von Sermoneta und S. Marco, Marchese von la Cisterna, des Vließordens Ritter, auch der Reihe nach Vicekönig zu Valencia, Generalstatthalter zu Mailand, Vicekönig von Sicilien und zuletzt Staatsrath, starb zu Rom, October 1683, in dem Alter von 92 Jahren, aus seiner ersten Ehe mit Anna Acquaviva de Aragon, des Fürsten Andreas Matthäus von Caserta Tochter und Erbin, zwei Söhne hinterlassend. Der ältere, Philipp, Herzog von Sermoneta und S. Marco, Fürst von Caserta, hatte einige Jahre, bis 1667, in der Verbannung zu leben, um daß er, von einer gedungenen Mörderbande umgeben, den Grafen Broard, dessen Diener und einen Corporal erschossen hatte. Er starb im December 1687. Sein Erstgeborener, Franz, Herzog von Sermoneta und S. Marco, Fürst von Caserta, der bei des Vaters Lebzeiten nur den Titel eines Herzogs von S. Marco geführt hatte, theilte das allgemeine Misvergnügen der Barone des Königreichs bei der Thronbesteigung Philipp's V., und compromittirte sich, mehr beinahe, als einer seiner Standesgenossen in der Congiura di Macchia (s. den Art. Gambacorta). Schon hatte er unter dem Vorwande, in den gefährlichen Zeitläufen sein Besitzthum zu schützen, 600 Bewaffnete vereinigt, als die Unterdrückung des Aufruhrs in der Hauptstadt Neapel alle Anschläge der Verschworenen vereitelte. Von einem Proceß auf Hochverrath bedroht, entkam Sermoneta in der Equipage des kaiserlichen Gesandten, obgleich der Papst, bei Strafe von 50,000 Scudi, ihm untersagt hatte, Rom zu verlassen. Es wurde hierauf der Ungehorsame zum Tode verurtheilt, all sein Besitzthum im Kirchenstaate und im Neapolitanischen confiscirt. Das änderte sich jedoch mit der Occupation von Neapel durch die Kaiserlichen, und der Fürst, in sein Eigenthum wieder eingesetzt, lebte fortan in Frieden, bis auf einen Zwist um seine Holzungen in der Umgebung von Cisterna und Sermoneta, die er alle zusammen 1714 fällen zu lassen gedachte. Das fand man in Rom ungemein bedenklich, angesehen man der Meinung war, daß durch diese Waldung die giftigen Ausdünstungen der pontinischen Sümpfe, welche der Südwind der ewigen Stadt zuführen könnte, großentheils abgehalten würden. Die allgemeine Besorgniß theilend, setzte der Papst, der Sache zu näherer Erörterung, eine Commission von Cardinälen nieder; es veröffentlichte auch der päpstliche Leibarzt, Johann Maria Lancini, eine Schrift, worin weitläufig die Nachtheile besprochen, welche der Gegend von Rom erwachsen müßten, wenn man die fraglichen Holzungen mit einem Male, statt in abgemessenen Schlägen und nach und nach fällen wollte. Seine Ansicht wurde für die besagte Angelegenheit maßgebend, und der Fürst, wie sehr auch hierdurch seine Interessen verletzt wurden, mußte sich ein Temperament und die Eintheilung seines Forstes in Schläge gefallen lassen, daß folglich die erste Abtheilung wiederum mit Holz bestanden sein konnte, bevor der letzten die Art angesetzt würde. Der Herzog Franz starb in dem Alter von 64 Jahren, den 26. Sept. 1716. Seine Gemahlin, Constantia Barberina, des Fürsten Maffeus von Palestrina Tochter, hatte ihm, neben drei Töchtern, den Sohn Michael Angelus geboren, 1689. Dieser, Herzog von Sermoneta und S. Marco, Fürst von Caserta, k. k. Kämmerer den 10. Juni 1712, nahm nach einander drei Frauen, eine Strozzi, Albani und Ondodei, und hinterließ die letzte als Witwe, durch sein im Januar 1760 erfolgtes Ableben. Sein einziger Sohn, aus der dritten Ehe, Franz, Herzog von Sermoneta und S. Marco, geb. im Januar 1741, hatte sich im November 1757 mit der Prinzessin Maria Teresa Corsini vermählt.

Auch in Sicilien blüht ein Geschlecht Gaetano, dessen Stammvater, den Patricier Peter Gaetano, K. Alfons I.

aus Pisa, und zwar in Betracht der ausgezeichneten Tugenden und der seltenen legislatorischen Kenntnisse des Mannes, berufen und zu einem der Regenten von Sicilien bestellt haben soll, 1417, worauf dann der Tugendhafte vier auf besagter Insel belegene Castelle, Chiaramonte, Dirillo, Caltabiano und Trivi, theils zu Eigenthum, theils pfandweise erwarb. Sein Sohn Guido, gest. 1459, mußte die Einlösung von Chiaramonte und Dirillo geschehen lassen, brachte aber dafür Sortino an sich. Dessen Urenkel Peter erheirathete mit Margaretha von Siragosa das Lehen Cassaro, und wurde ein Vater von zwei Söhnen. Der ältere, Guido, fand, zugleich mit seiner Mutter, den Tod in dem Schlosse zu Sortino, welches das Erdbeben von 1542 umwarf; der jüngere, Cäsar, wurde in der Ehe mit Antonia del Bosco, des Grafen von Vicari Schwester, ein Vater von vier Söhnen, Peter, Melchior, Octavius, Alfons. Octavius, zu Syrakus den 22. April 1566 geboren, hatte als Knabe schon den entschiedensten Beruf für den geistlichen Stand offenbart. In dem Alter von 16 Jahren bat er um seine Aufnahme in den Jesuitenorden, wiewol er die letzten Gelübde erst 20 Jahre später ablegte. Er stand an den Collegien zu Messina und Palermo, in Palermo zuletzt als Rector des Profeßhauses. Zugleich beschäftigte er sich mit der Geschichte der Heiligen Siciliens, in dergestalt hartnäckigem Fleiße, daß er schwerer Krankheit verfiel. Es schmerzte ihn höchlich, ein zur Ehre Gottes begonnenes Werk unvollendet zurücklassen zu sollen; in eifrigem Gebet flehte er um Verlängerung seiner Tage, bis er seine Aufgabe gelöst haben würde, und auf der Stelle beinahe fand er die Gesundheit wieder. Er starb zu Palermo den 8. März 1620, und wurde zu Rom, auf des Generals Befehl, sein Bildniß durch Kupferstich vervielfältigt, dem Bilde auch eine Überschrift, worin des Verewigten Wissen und heiliger Wandel gefeiert wurde, beigegeben; es haben nicht minder Alegambe und Mongitore verschiedene miraculöse Begebenheiten, welche auf den P. Gaetano bezüglich sind, aufbewahrt [9]). Sein Bruder Alfons, geb. 1578, trat 1593 in den Jesuitenorden, war zu Messina Novizenmeister, nachmals zu Palermo Rector, zeigte sich in allen Beziehungen seines Bruders würdig, und starb zu Palermo den 7. Jan. 1647 [10]). Peter besaß, als der Erstgeborene, Sortino und Cassaro, und wurde in der Ehe mit Johanna von Moncada, des Fürsten Cäsar von Paterno Tochter, ein Vater von mehren Söhnen, darunter der Jesuit Franz, dessen erbauliches Leben sein Oheim, der P. Alfons Gaetano, beschrieben hat, dann Cäsar, durch königliche Creation Marchese von Sortino und Fürst von Cassaro. Cäsar überlebte seine beiden Söhne, Peter II., Marchese von Sortino, und Joseph, und es entspann sich, da Peter nur Töchter hinterlassen hatte, ein Rechtsstreit, weil Joseph's Söhne, Cäsar und Ludwig, die Nachfolge in des Großvaters Besitzungen in Anspruch nahmen. Der Ausgang des Streites ist uns nicht bekannt, die Familie blüht aber noch heute, und ist in der jüngsten Vergangenheit der Graf Cäsar Gaetano della Torre als eine ihrer Zierden bekannt geworden. Geboren zu Syrakus 1718, in den Schulen der Jesuiten unterrichtet, besuchte Cäsar nach einander die Hauptstädte Neapel und Rom, wo er mit den ausgezeichnetsten Gelehrten verkehrte, Bibliotheken, Museen, öffentliche Sammlungen besuchte, auch einzelner Lehrer Vorträge hörte. Er kam nach Sicilien zurück, als eben der Prinz Torremuzza dem Studium der vaterländischen Alterthümer einen lebhaftern Aufschwung beizubringen versuchte. Hingerissen von dem Beispiele, beschäftigte Gaetano sich mit Forschungen über die Vorzeit von Syrakus; Nachgrabungen, die er mit gleichviel Thätigkeit und Einsicht leitete, lieferten ihm Medaillen, Vasen, Lampen, Statuetten in Bronze oder Terra cotta in großer Auswahl, daß seine Sammlung eine der merkwürdigsten geworden ist. Er entdeckte 1756 in den Ruinen des Theaters den Namen der Königin Philistis, ein Fund, der, späterhin durch Münzen bestätigt, vielfältig die Alterthümler beschäftigt hat und der Gegenstand so mancher Abhandlung wurde. Während er den Boden des alten Syrakus durchwühlte, stöberte Gaetano gleichzeitig in dem Stadtarchive, um Zeugnisse für die Begebenheiten neuerer Zeiten zu sammeln. Zerstreuung für die doppelte Anstrengung suchte er in physikalischen Studien und bei den Musen, wie er denn in seinen Hirtengedichten sich als den dereinstigen Übersetzer Theokrit's anzukündigen scheint. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens übernahm er bei der Universität seiner Vaterstadt den Lehrstuhl der Moral, und er las über Cicero's Abhandlung von den Pflichten. Bartels, der zwar seine persönliche Bekanntschaft nicht gemacht hat, schreibt von ihm: „Vordem hatte er ein schönes Münzkabinet, das ihm zu manchen Forschungen über alte Geschichte und alte Kunst Gelegenheit gegeben haben soll. Man pries noch izt seinen Eifer für dieß Studium sehr, und rümete jene Sammlung allgemein in Syrakus. Unbegreiflich bleibet es daher Jedem, wie er sich auf einmal von derselben hätte losreißen und sie dem Fürsten von Torremuzza in Palermo überlassen können. Izt ist demungeachtet seine Kunstsammlung noch sehr beträchtlich, doch bestehet sie fast einzig aus kleinen Dingen, die man hier Anticaglie nennet, als Statuetten und Idolen, die größtentheils in Gräbern gefunden sind; ferner in einer großen Menge von Sachen aus terra cotta, unter denen einige über allen Glauben schöne Stücke, besonders herrlich executirte Köpfe, voll Karakter und von richtiger Zeichnung sein sollen. Eine

9) Er hat geschrieben: 1) De die natali S. Nymphae virginis et martyris panormitanae. (Palermo 1610. 4.) 2) Idea operis Siculorum Sanctorum famave Sanctitatis illustrium. (Ibid. 1617. 4.) Es ist das der Entwurf zu seinem großen Werke, dessen Vollendung er nicht erleben sollte, und das 37 Jahre nach seinem Tode durch seine Ordensbrüder veröffentlicht wurde, unter dem Titel: 3) Vitae S. S. Siculorum ex antiquis graecis, latinisque monumentis et ut plurimum ex mss. codicibus nondum editis, collectae. (Ibid. 1657.) 2 Bde. Fol. Unstreitig ein höchst verdienstliches Werk. 4) Isagoge ad historiam sacram Siculam (1704. 4.); ist auch, als eine sehr gründliche Arbeit, in des *Graevius* Thesaur. antiq. Bd. 10 aufgenommen. 5) Oratio in exequiis Philippi II. Regis Hispaniae, in zwei Auflagen, 1601, dann 1619. 10) Vita di Francesco Gaetano della compagnia di Giesu (Palermo 1637. Bologna 1649. 12.), mit einigen Zusätzen. Eine lateinische Übersetzung, durch Toussaint Bridoul, erschien zu Lille 1641. 8.

Menge Lampen findet man auch bei ihm. Außer diesen hat er noch einige Vasen, unter denen verschiedene von schöner Form sein sollen. Sie sind alle in Sizilien gefunden. Eine von seinen Vasen wird von Einigen für ein Vas Murrhinum gehalten; andere hingegen behaupten steif und fest, sie sei nichts weiter wie gewöhnliches Porzellain. Außer einigen Münzen, die er nach Verschenkung seines ersten Kabinetes sich wieder gesammelt hat, findet man izt bei ihm eine ziemliche Anzal bleierner Waarensiegel, die er in einem Teile der Opuscoli di Autori Siciliani erläutert hat." Gaetano starb zu Syrakus im August 1808. Die Resultate seiner Forschungen über die Monumente, Inschriften und Freiheiten seiner Vaterstadt, mehre Folianten, werden in der öffentlichen Bibliothek aufbewahrt. „Eifer für die Wissenschaften überhaupt, Bemühen, soviel wie möglich Hindernisse, die jeden auf dem Wege zu ihnen hin aufhalten können, hinwegzuräumen, und unermüdeter Fleiß werden seinem Namen in Siziliens Gelerten-Geschichte einen vorzüglichen Platz anweisen" [11]). (*v. Stramberg.*)

GAETANO (Giovanni), ein italienischer Seemann, welcher in spanischen Diensten eine Reise nach den Molukken machte. Er lichtete am 1. Nov. 1542 im Hafen Natividad an der Küste von Mexico die Anker und segelte nach Westen. Etwa 180 Meilen von der Küste entdeckte er die öde Insel St. Thomas (20° 40′ nördl. Br., 263° L.) und 200 Meilen weiter (20° Br., 251° L.) ein anderes unbewohntes Eiland, welches er Rocca partida nannte. Nach einer Fahrt von 30 Tagen und etwa 900 Meilen vom Festlande fand er die Königsinseln (9° Br., 187° L.), deren Einwohner arme Leute waren und, mit Ausnahme der Schamtheile, die sie mit einer Art kleiner Hosen bedeckten, völlig nackt gingen. Man bemerkte an den Küsten Palmbäume und Hühner, aber weder Gold, noch Silber, noch sonst etwas von Wichtigkeit. Zwanzig Meilen weiter (10° Br., 182° L.) gewahrte er wieder eine Inselgruppe, der er den Namen Koralleninseln beilegte; die Bewohner glichen denen der Königsinseln. Die bald darauf folgenden Inseln (9° 30′ Br., 177° L.) waren schön, mit üppigem Grün bedeckt und mit Palmbäumen dicht bewachsen. Noch 240 Meilen weiter kam er an zwei andern, ebenfalls mit Palmbäumen bedeckten Inseln vorüber, welchen er die Namen Matelote und Arezifa beilegte und deren Bewohner ihn mit Fischen und Kokosnüssen versorgten. Diese beiden Inseln, von denen die zweite die größere ist und etwa 25 Meilen im Umfange hat, gehören unstreitig zu dem Archipel, welchen man jetzt die Capgruppe nennt. Gaetano hielt sich hier nicht länger auf, sondern segelte nach Mindanao, von da nach den Philippinen und von da nach den Molukken, dem eigentlichen Orte seiner Bestimmung. Die Portugiesen sahen hier sehr ungern die Ankunft der Spanier, und behaupteten, daß die Molukken Eigenthum des Königs von Portugal seien und den Portugiesen allein der Handel mit den Erzeugnissen derselben zustehe. Der Befehlshaber des spanischen Schiffes, welchem übrigens auch der Pilot Gaetano beistimmte, ließ sich einschüchtern oder gewinnen; er stellte sich, da sein Fahrzeug die See nicht mehr halten konnte, mit seiner Mannschaft den Portugiesen zur Disposition und wurde von ihnen nach Malakka gebracht. Auf der Überfahrt bemerkte Gaetano, daß die Portugiesen absichtlich falsche Karten von den Gewürzinseln führten, und stellte deshalb Beobachtungen an. Der portugiesische Befehlshaber, welcher in ihm einen tüchtigen Seemann erkannte, suchte ihn durch große Versprechungen in die Dienste des Königs von Portugal zu ziehen, Gaetano blieb aber standhaft und kehrte von Malakka nach Spanien zurück. Sein äußerst trockener Reisebericht (Relacione dell' isole Moluche) ist im ersten Bande von G. B. Ramusio's Raccolte delle navigationi et viaggi (Venetia 1550. fol.) abgedruckt und findet sich im Auszuge und in Übersetzung in den meisten Sammlungen älterer Reiseberichte. (*Ph. H. Külb.*)

GAETULI (alte Geographie und Geschichte), werden von Mela zahlreiche und vielfältige Nation, nämlich natio frequens multiplexque genannt, und hierdurch schon wird die Muthmaßung, von welcher Abkunft sie seien, sehr erschwert, und noch mehr dadurch, daß ein Theil derselben Melanogaetuli (schwarze Gätulier) hieß, und also offenbar nicht eines und desselben Volksstammes mit den eigentlichen Gätuliern war, welche letztere also wie aus dem Gegensatze zu sehen, weißer oder bräunlicher Hautfarbe sein mußten. Auch hatte sich zur Zeit, als Sallustius schrieb, im Auslande noch keine Sage gebildet, von welchem andern Volke sie abstammten, oder daß sie anderswoher eingewandert seien, denn er sagt: Africam initio habuere Gaetuli et Libyes. Man versteht die Stelle so, daß die Gätulier Eingeborene seien. Wenigstens geht, wenn die Angabe richtig ist, daraus hervor, daß wenn sie einwanderten, sie die ersten Besitzer eines Theiles von Afrika wurden, und von den Libyern in engerer Bedeutung verschieden waren. Unbrauchbar für die Geschichte der Gätulier ist dagegen das Vorgeben des Josephus und des heiligen Hieronymus [1]), daß Chavilah oder Havilah, der Sohn des Kusch, der Vater der Gätulier gewesen. Diese Angabe haben sie nämlich daran, daß es in dem 1. Buch Mosis 10, 7 heißt: Die Kinder

11) Unabhängig von den vielen in die Opuscoli di autori Siciliani aufgenommenen Abhandlungen und von mancherlei Gelegenheitgedichten hat der Graf veröffentlicht: 1) Dissertazione istorico-apologetico-critica intorno all' origine e fondazione della chiesa di Siracusa. (Rom 1748. 4.) 2) Dialoghi sacri, 1748—1749. 2 Bde. 3) Opticarum quaestionum dissertationes. (Palermo 1754.) 4) Piombi antichi mercantili, 1775, mit Kupfern. 5) Odi di Anacreonte e gl' idilli ed epigrammati di Teocrito, Mosco e Bione, tradotti in versi italiani. (1776. 4.) Günstig von dem Publicum aufgenommen erregten diese Übersetzungen den allgemeinen Unwillen der Philologen, „weil Herr Gaetano ganz ohne alle Kenntniß der griechischen Sprache sein, und daher sein Werk mit einer großen Menge unverzeihlicher Feler angefüllt haben soll. Einer meiner Freunde sagte mir: Lui ha tradotto il Teocrito, An. Bio. et Mosco senza sapere leggere il Greco." *Bartels.* 6) Osservazioni sopra un antico cammeo. (1778.) 7) Egloghe pescatorie. (1787.) 8) Li doveri dell uomo, Gedicht in Ottave-Rime. (1790.)

1) *Joseph.* et *D. Hieronym.* ap. *Aldrete*, Antiq. Hisp. Lib. III. Cap. 9.

von Kusch sind diese: Seba, Chavila, Sabthah, Raema und Sabtocha, geknüpft. Das Nähere über Chavila findet sich im Art. Havila, wo aber natürlich von den Gätuliern gar nicht die Rede ist. Ein anderer Theil der Neuern haben die Angabe des Josephus und des heiligen Hieronymus zu der Annahme benutzt, daß die Gätulier auch Evilåer oder Haviläer genannt werden. Havilah oder Chavilah habe sich in Arabia Felix niedergelassen, und von ihm haben seine Nachkommen den Namen Chaulotaei und Chaulasii angenommen, welche Worte mit Evilaei einerlei seien. So lasse sich nicht daran zweifeln, daß Gätulien zuerst von Arabia Felix aus bevölkert worden sei. Dieses mache auch das Zeugniß der Alten wahrscheinlich, welche behaupten, daß die Gätulier sich mit den Persern vermischt haben, und die Pharusier besonders persischer Abkunft gewesen seien, denn da Arabien und Persien gewissermaßen angrenzende Länder gewesen seien, so haben vermuthlich viele Perser einige von den arabischen Colonien, welche nach Afrika gingen, begleitet, oder seien wenigstens dem Sesac und Herkules auf ihren libyschen Kriegszügen gefolgt. Das Wort Gaetulia oder Chetulia sei keine so gar große Verstümmelung aus Chavilah, Chevilah, Chavilath, Chavilat oder Chevilat [2]). Dagegen findet man bemerkt: Diese aus dem Aldrete entlehnte Meinung von dem Ursprunge der Gätulier aus Arabien, ja zum Theil aus Persien, streite offenbar wider Newton's Lehrgebäude der Zeitrechnung; zumal da selbst zur Verwilderung dieser Völker und Vergessenheit der Grundsätze einer gesitteten Lebensart, einige Menschenalter erfodert werden [3]). Über die angebliche Vermischung der Gätulier mit den Persern sagt Sallustius [4]) Folgendes: Afrika hatten von Anfange die Gätulier und Libyer, rauh und ungebildet. Ihre Nahrung war Fleisch vom Wilde und Nahrung der Erde (d. h. Kräuter, Gras) wie die des Viehes. Sie wurden weder durch Sitten, und durch das Gesetz, noch durch die Herrschaft irgend eines regiert; herumstreichend, herumschweifend hatten sie Sitze, wozu die Nacht sie zwang. Aber nachdem in Spanien Herkules, wie die Afrer meinten, umgekommen, zerstreute sich das aus verschiedenen Volksstämmen zusammengesetzte Heer desselben in Kurzem, da es den Anführer verloren hatte, und an verschiedenen Orten, ein jeder für sich, die Herrschaft verlangte. Aus dieser Zahl fuhren die Meder, Perser und Armenier auf Schiffen nach Afrika hinüber und nahmen die Orte, welche dem Theile des mittelländischen Meeres, welcher Italien umfließt [5]), am nächsten waren, in Besitz; die Perser, mehr innerhalb von dem Ocean [6]) (d. h. mehr von dem Ocean entfernt), hatten die umgekehrten Untertheile der Schiffe zu Hütten, weil sie weder Material auf den Ländereien, noch Gelegenheit hatten, es von den Hispaniern zu kaufen, oder zu tauschen; das große Meer und die unbekannte Sprache verhinderte den Handelsverkehr. Sie vermischten allmälig durch Verheirathungen die Gätulier mit sich, und weil sie oft die Ländereien versuchten, und sich bald an diese, bald an jene Orte begaben, nannten sie sich selbst Numiden (Nomaden). Im Übrigen sind noch jetzt, bemerkt Sallustius weiter, die länglichen, mit krummen Seiten gedeckten Gebäude der ländlichen Numiden, welche sie Mapalia (niedrige Hütten) nennen, gleichwie die Kiele der Schiffe; zu den Medern aber und den Armeniern kamen Libyer hinzu, denn diese hielten sich näher an dem afrischen Meere auf; die Gätulier mehr unter der Sonne nicht fern von der Hitze [7]). Jene hatten frühzeitig Städte; denn durch die Meerenge von Hispanien getrennt, hatten sie frühzeitig Tauschverkehr mit einander eingerichtet. Den Namen derselben (der Meder) verdarben die Libyer, indem sie sie in barbarischer Sprache statt Meder Mauren nannten. Doch wuchs die Sache der Perser in Kurzem und sie besaßen nachher unter dem Namen Numiden wegen der Menge von den Ältern fortgezogen, diejenigen Orte, welche zunächst bei Carthago Numidia genannt werden. Hierauf beide [8]) auf einander gestützt, zwangen sie die Benachbarten durch die Waffen oder Furcht unter ihre Herrschaft, und fügten sich Namen und Ruhm hinzu; mehr diejenigen, welche, sagt Sallustius, an unser Meer vorgegangen waren, weil die Libyer weniger kriegerisch als die Gätulier sind. Endlich wurde der untere Theil Afrika's meistens von den Numiden besessen; alle Besiegten gingen in dem Volksstamm und dem Namen der Herrschenden auf. Nachher bauten Phönicier, welche, um die Volksmenge zu mindern oder um zu herrschen, von Hause hinweggegangen, Hippo, Hadrumetum, Leptis, Carthago und andere Städte an der Seeküste, und diese vergrößerten sich in Kurzem sehr, vornehmlich Carthago. Hierauf gibt Sallustius die Lage der Gätulier auf folgende Weise an: Bei Katabathmos, welcher Ort Ägypten von Afrika [9]) trennt, ist meerabwärts [10]) (d. h. gegen Westen) zuerst Cyrene, die Pflanzstadt der Theräer, und dann die beiden Syrten, und zwischen diesen Leptis, hierauf die Altäre der

2) Übersetzung der Allgem. Weltkisterie, die in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertigt worden. 16. Th., mit Anmerkungen von Baumgarten, S. 217. 3) Derselbe. 4) Jugurtha Cap. 18. 5) Sallustius sagt ganz kurz: proximos *nostro* mari locos occupavere. 6) Die meisten Ausleger erklären intra Oceanum durch propius Oceano; andere durch remotius ab Oceano occidentali seu Atlantico, mit der Bemerkung, daß wenn die Auslegung propius Oceano zulasse, das ganze 18. Capitel an Schwierigkeit leide. Das intra Oceanum magis werde nämlich durch Vergleichung mit dem Ausdrucke magis intra urbis moenia erläutert, welches nichts Anderes bedeute, als von den Mauern weiter entfernt nach dem Innern der Stadt. Bei der großen Schwierigkeit, welche dieses Capitel des Sallustius darbietet, darf man vor Allem nicht sich durch den Gebrauch des Wortes Numidae irre machen lassen. Wenn nämlich Sallustius von den Persern sagt: Hi paullatim per connubia *Gaetulos* secum miscuere: et quia saepe tentantes agros, alia, deinde alia loca petiverant, semetipsi Numidas (d. h. Nomaden) adpellaverant, so ist hierbei an das nachmalige Numidien nicht zu denken; denn Sallustius bemerkt weiter unten: Sed res Persarum brevi adolevit: ac postea nomine Numidae, propter multitudinem a parentibus digressi, possedere ea loca, quae proxume Carthaginem Numidia appellatur. Das eigentliche Numidien wurde also nach der Darstellung des Sallustius von einer Colonie der mit den Gätuliern vermischten Perser in Besitz genommen.

7) Gaetuli sub sole magis, haud procul ab ardoribus. 8) Nämlich die Mauren (die mit Libyern vermischten Meder und Armenier) und die Numiden (die mit Gätuliern vermischten Perser.) 9) Nämlich Afrika in seiner alten Bedeutung. 10) secundo mari.

Philenen [Philenôn [11]) aras], welchen Ort gegen Ägypten, zum Ende des Reiches die Carthaginienser gehabt haben, nachher andere punische Städte. Die übrigen Orte bis nach Mauretanien haben die Numiden inne: zunächst an Spanien sind die Mauren; über Numidia leben, wie wir vernommen haben, die Gätulier, theils in Hütten, andere ungebildeter herumstreichend: nach ihnen sind die Äthiopen, hierauf von der Hitze der Sonne verbrannte Gegenden. So Sallustius. Der erste Schriftsteller, welcher der Gätulier gedenkt, ist unbekannt. Ein Quellenschriftsteller, aus welchem Livius [12]) sein Geschichtswerk schöpfte, oder mehre derselben müssen sie genannt haben; denn Gätulier dienten im zweiten punischen Kriege, in Hannibal's siegreichem Heere, wiewol die Unternehmung, welche wir im Betreff der Gätulier kennen, nicht glücklich ausfiel. Hannibal hatte (im J. d. Erb. R. 536, v. Chr. 216) Acerrä erobert, geplündert und verbrannt, und führte sein Heer gegen Casilinum, um es gleichfalls zu nehmen. Als Hannibal bereits nicht weit mehr davon entfernt war, schickte er die Gätulier mit dem Präfecten (ihrem Befehlshaber), Namens Isalca, voraus, und befahl ihm, zuerst zu versuchen, wenn er eine Unterredung erlangen könnte, die Stadt mit gütigen Worten zur Öffnung der Thore und zur Aufnehmung einer Besatzung zu verlocken, wenn sie aber in Hartnäckigkeit verharren würde, Thaten zu thun und zu versuchen, ob er auf einer Seite in die Stadt eindringen könnte. Als sie an die Befestigungswerke herangingen, schien, weil Stillschweigen herrschte, Einsamkeit zu sein, und der Barbar meinte, daß man aus Furcht gewichen und bereitete sich, die Thore zu forciren und die Riegel zu sprengen. Aber plötzlich öffneten sich die Thore, und zwei zu einem Ausfall darin bereitete Cohorten brachen mit großem Lärm heraus, und richteten unter den Feinden eine große Niederlage an. Als so die ersten zurückgetrieben waren, wurde Maharbal mit einer stärkeren Männerzahl geschickt, aber auch er hielt den Ausfall der Cohorten nicht aus; endlich suchte Hannibal selbst die zwar kleine, aber sehr wohl befestigte Stadt, eine Bundesgenossin der Römer, zu stürmen, stand aber nach vergeblichem Sturme wieder davon ab, begab sich nach Capua in die Winterquartiere, bekam aber das ausgehungerte Casilinum zuletzt doch noch durch Übergabe in seine Gewalt. Zur Zeit des Jugurthinischen Krieges war ein großer Theil der Gätulier und Numidier bis zum Flusse Mulucha unter Jugurtha. Über alle Mauren herrschte König Bocchus. Nachdem Jugurtha von Metellus geschlagen worden, und Thala verloren hatte, hielt er Nichts gegen Metellus für sicher genug, reiste mit wenigen durch große Einöden zu den Gätuliern, einem wilden und ungebildeten, und zu jener Zeit von dem römischen Namen noch Nichts wissenden Menschengeschlechte, sagt Sallustius [13]) wol übertrieben, da ja auch Hannibal schon Gätulier gegen die Römer geführt hatte. Jugurtha versammelte eine große Menge in Corps, gewöhnte sie allmälig sich in Reihe und Glied zu halten, den Feldzeichen zu folgen, und anderes Militairische zu thun. Den König der Mauren, Bocchus, bewog Jugurtha zu einem Bündnisse mit ihm wider die Römer. Die Gätulier beraubten die römischen Bundesgenossen, wurden aber von Marius häufig angegriffen, und Jugurtha selbst [14]) nicht weit von der Stadt Cirta geschlagen. Als Bocchus, der König der Mauren, mit einer großen Menge zu Jugurtha gestoßen war, überfielen sie, als kaum noch der zehnte Theil des Tages übrig war, den auf dem Zuge in die Winterquartiere befindlichen Marius, bevor dieser noch sein Heer in Schlachtordnung stellen konnte. Aber auch die berittenen Mauren und Gätulier [15]) stürzten sich ohne Schlachtordnung, sondern haufenweise, wie dieses durch Zufall geschehen, auf die Römer. Diese wurden alle von unerwartetem Schrecken erfüllt, ergriffen aber doch die Waffen und kämpften, ohne geordnet zu sein, sodaß Reiter und Fußvolk vermischt waren. Die Gegner derselben waren an Zahl stärker, und umringten die Römer von allen Seiten. Endlich gelang es denselben, Kreise (Quarrés) zu bilden. Endlich glückte es dem Marius, als die Nacht eingebrochen war, zwei Hügel zu besetzen, von welchen der eine große Wasserquellen hatte, und der andere, da er größtentheils steil war, zum Dienste des Lagers weniger Befestigung bedurfte. Die beiden Könige Jugurtha und Bocchus wurden durch die Schwierigkeit der Örtlichkeit von Fortsetzung des Kampfes abgeschreckt, ließen jedoch die Ihrigen nicht weiter hinweggehen, sondern umgaben beide Hügel. Bei angezündeten Feuern brachten die Barbaren den größten Theil der Nacht unter Jauchzen zu. Marius faßte wegen der Unerfahrenheit der Feinde wieder Muth, ließ in seinem Heere möglichst großes Stillschweigen herrschen, und auf den Wachtposten nicht einmal die gewöhnlichen Zeichen blasen. Kurz vor Anbruche des Tages schliefen die ermüdeten Gegner der Römer. Als der Tag kam, ließ Marius unerwartet die Wachtposten, sowie auch die Instrumentblaser (tibicines) der Cohorten, der Turmen und der Legionen zugleich alle die Zeichen blasen, die Soldaten Geschrei erheben und aus dem Lager herausfallen. Die Mauren und Gätulier [16]), durch den unbekannten und schrecklichen Ton plötzlich aufgeweckt, konnten

11) Φιλαίνων βωμοί. 12) Lib. XXIII. Cap. 18. 13) Jugurtha Cap. 30.

14) Aus Cap. 83 des Sallustius läßt sich schließen, daß die Gätulier der Schlacht bei Cirta nicht beiwohnten; denn er sagt: Itaque et Gaetulos et Jugurtham (wobei das doppelte et wol zu berücksichtigen ist) ex sociis nostris praedas agentes, saepe adgressus in itinere fuderat, ipsumque (wobei dieses ipsum wichtig) regem haud procul ab oppido Cirta armis exuerat. Doch findet man bemerkt: „Das Heer, welches er (Jugurtha) in Gätulia errichtet und zugezogen hatte, wurde gar leichtlich von Marius bei Cirta geschlagen;" aber es ist nicht anzunehmen, daß Jugurtha gar keine andern Scharen in seinem Heere gehabt, als das gätulische Corps. Man könnte zwar annehmen, daß die Gätulier, von welchen in obiger Stelle gehandelt wird, andere Gätulier, und nicht das gätulische Corps seien; doch wahrscheinlicher war zur Zeit der Schlacht bei Cirta das gätulische Corps nicht bei dem übrigen Heere des Jugurtha, sondern befand sich auf einem Streifzuge. 15) equites Mauri atque Gaetuli, non acie, neque ullo more praelii, sed catervatim, uti quosque fors conglobaverat, in nostros irruunt *Sallustius* Cap. 97. 16) Mauri atque Gaetuli ignoto et horribili sonitu repente exciti, neque fugere neque arma capere, neque omnino facere aut providere quidquam poterant. *Sallustius* Cap. 199.

weder fliehen, noch die Waffen ergreifen, und durchaus Nichts thun, oder verhüten, so hatte sie, da die Römer eindrangen, durch Lärm und Schrecken Furchtsamkeit gleichwie Geistesirrheit ergriffen. Endlich wurden alle geworfen und in die Flucht getrieben, Waffen und die meisten Feldzeichen genommen. Mehr wurden in dieser Schlacht als in allen vorhergehenden getödtet, denn durch Schlaf und ungewöhnliche Furcht wurde die Flucht verhindert. Als König Bocchus wieder Gesandte zu Marius schickte, um von den Römern Frieden zu erlangen, wurden sie auf der Reise von gätulischen Räubern [17]) umringt und beraubt, und flohen voll Angst mit Schmach zu Sulla. Zur Zeit des Bürgerkrieges zwischen den Pompejanern und Julius Cäsar, als dieser in Afrika im Kriege mit dem Könige Juba von Numidien und einem Theile von Mauritanien, dem Bundesgenossen der Pompejaner, einen Verlust erlitten hatte, und in Besorgniß vor dem Anzuge Scipio's und Juba's mit allen ihren Streitkräften war, faßte Publius Sitius, welcher aus Italien verbannt mit einigen andern Flüchtlingen, welche er an sich gezogen hatte, nach Mauritanien gekommen war, und bei dem Könige Bocchus (Bogud) eine Stelle im Heere und einige Mannschaft unter seine Befehle erhalten hatte, faßte, sagen wir, den Entschluß, dem Cäsar Hilfe zu leisten, und den Krieg beendigen zu helfen. Zwar kam er ihm selbst nicht unmittelbar zu Hilfe, weil Cäsar zu entfernt war, und glaubte auch, mit seiner geringen Mannschaft ihm wenig Beistand leisten zu können, ersah aber den Zeitpunkt, als Juba mit seinem Heere ins Feld gezogen war, fiel in Numidien und Gätulien, welches gleichfalls unter Juba's Herrschaft stand, ein, und verheerte es, sodaß dieser sich genöthigt sah, mitten auf der Heerfahrt mit dem größten Theile seines Heeres umzukehren [18]). Damals führten nachweislich nicht alle Gätulier mehr ein herumschweifendes Leben, oder hatten wenigstens Städte inne. Hirtius [19]) erzählt Folgendes: Publius Sitius und König Bogud ließen nach Vereinigung ihrer Truppen, als sie den Auszug des Königs Juba gehört hatten, näher an das Reich desselben ihre Truppen rücken, griffen Cirta [20]), die ansehnlichste Stadt dieses Reiches, an, und eroberten sie, und außerdem zwei Städte der Gätulier (duo oppida Gaetulorum). Nachdem sie diesen die Bedingung gestellt, daß sie aus der Stadt herausgehen und sie ihnen leer übergeben sollten, wurden nachher alle von ihnen getödtet. Als Cäsar und Scipio mit ihren Heeren bei Ruspina einander gegenüber standen, flohen täglich aus Scipio's Lager Numiden und Gätulier, und unterließen nicht, theils in ihr Reich sich zu begeben, theils weil sie und ihre Vorfahren Gutthat von C. Marius genossen und gehört hatten, daß Cäsar ein Verwandter desselben sei, in dessen Lager zu fliehen. Aus dieser Zahl machte er eine Auswahl von Männern, und schickte die ansehnlichsten Gätulier (illustriores Gaetulos) ab, indem er ihnen Briefe an ihre Mitstaatsbürger gab, und sie ermahnte, daß sie ein Corps bilden und sich und die Seinigen vertheidigen, und seinen Feinden und Gegnern nicht Folge leisten sollten. Da Cäsar, welcher von freien Stücken anzugreifen und zur Schlacht zu reizen pflegte, sich jetzt nicht schlug, wunderten sich Scipio und seine Gefährten sehr, und geriethen in große Besorgniß, daß ein großer Plan Cäsar's gewohnte Handlungsweise verändert habe. Sie schickten daher zwei von den Gätuliern, von welchen sie meinten, daß sie ihrer Sache sehr befreundet seien, und denen sie große Belohnungen versprachen, unter der Gestalt von Überläufern, um zu kundschaften, in Cäsar's Lager. Sobald diese zu Cäsar geführt wurden, baten sie, daß ihnen erlaubt sein möge, zu reden. Sie sagten: Oftmals, Feldherr! haben mehre in der vierten und sechsten Legion befindliche Gätulier [21]), wir, die wir Clienten des C. Marius und beinahe alle römische Bürger sind, unter deinen Schutz flüchten wollen; sind aber durch die Wachtposten der berittenen Numidier, weil es zu gefährlich war, daran verhindert worden. Jetzt aber, da uns Gelegenheit gegeben worden ist, und wir als Kundschafter von Scipio geschickt worden sind, kommen wir mit der größten Begierde zu dir. Wir sollten sehen, ob irgend Gräben oder Hinterhalte gegen die Elephanten [22]), vor dem Lager und den Thoren des Walles gemacht seien, und, zugleich euere Rathschläge gegen diese Bestien und die Zurüstung zu dem Kampfe kennen lernen, um es Scipio'n wieder zu verkündigen. Cäsar belobte die beiden Gätulier, gab ihnen Sold und ließ sie zu den übrigen Gätuliern führen. Das, was sie gesagt, bewies sich in Kurzem als wahr, denn den folgenden Tag flohen aus den Legionen, welche die Gätulier genannt hatten, mehre legionäre Soldaten (milites legionarii) von Scipio in Cäsar's Lager. Dieses geschah bei Ruspina. Während dessen belagerte Considius Achilla mit acht Cohorten, welche unter dem Befehle des C. Messius darin standen, mit in Solde stehenden [23]) Numidiern und Gätuliern, gab aber die Belagerung, da er Nichts ausrichtete, auf, zog durch Juba's Reich, theilte seine Truppen mit Scipio und zog sich nach Adrumetum zurück. Als Cäsar und Scipio bei Uzita, welche Stadt Scipio inne hatte, gegenüber standen, und Cäsar, nachdem sie von früh Morgens bis zur zehnten Stunde des Tages in Schlachtordnung aufgestellt beharrt hatten, sein Heer in seine Befestigungen zurückzuziehen begann, fing

17) a Gaetulis latronibus circumventi spoliatique. *Sallustius* Cap. 103. 18) *Dio Cassius* Lib. XLIII. Cap. 4. 19) De Bello Africano Cap. 25. 20) Hauptstadt Numidiens.

21) complures *Gaetuli*, qui sumus clientes C. Marii, et propemodum omnes cives Romani. *Hirtius* Cap. 35. Hieraus wird erklärlich, was darunter zu verstehen, wenn Cap. 32 der Grund, warum ein Theil der Gätulier haufenweise aus dem Lager des Scipio in das des Cäsar flieht, auf diese Weise angegeben wird, quod ipsi majoresque eorum beneficio C. Marii usi fuissent, Caesaremque ejus adfinem esse audiebant. Deßhalb sagt Dio Cassius (Lib. XLIII. Cap. 4), daß die Gätulier und andere Nachbarvölker sich für ihn theils wegen jener, welche, wie sie hörten, so ehrenvoll von ihm aufgenommen wurden, theils in Erinnerung an Marius, welcher mit Cäsar verwandt war, erklärt haben. 22) Deren hatte Scipio viel in seinem Heere, soviel, daß Cäsar deßhalb welche aus Italien nach Afrika kommen ließ. 23) In der Stelle des Hirtius (Cap. 43): Interim Considius, qui Acillam et VIII cohortes *stipendiarias* Numidis Gaetulisque obsidebat, ubi C. Messius cohortibus praeerat etc., ist wol für stipendiarias stipendiariis zu lesen.

plötzlich die sämmtliche gegenseitige Reiterei der Numidier und Gätulier ohne Zäume [24]) auf der rechten Seite sich zu bewegen und näher an Cäsar's, welches auf dem Hügel war, zu rücken, an. Die mit Zäumen versehene Reiterei des Labienus aber beharrte auf der Stelle und hielt die Legionen ab. Plötzlich ging ein Theil der Reiterei Cäsar's mit den leichtbewaffneten Fußsoldaten ohne Befehl und unbesonnen zu weit gegen die Gätulier vor und über den Fluß. Die wenigen konnten die Menge der Feinde nicht aushalten, wurden von den leichten Fußsoldaten verlassen, und von den Feinden getrieben und verwundet, hatten Verlust, und flohen zu den Ihrigen zurück. Über dieses glückliche Reitertreffen erfreut, führte Scipio bei Nachtzeit seine Truppen in das Lager zurück. Als aber Cäsar den Tag darauf einen Theil seiner Reiterei, um zu fouragiren, nach Leptis schickte, griff diese auf dem Weg unversehens, Numidier und Gätulier zu Rosse, welche sich mit Beutemachen beschäftigten [25]), an, und brachte ihnen einen Verlust von hundert Mann, theils an Todten theils an Gefangenen, bei. Während Cäsar und Scipio bei Uzita täglich ihre Heere auf die Ebene führten, aber nur Reitertreffen mit einander hielten, ließ Varus die Flotte, welche er vorher in Utica, des Winters halber, auf das Land gezogen hatte, schnell wieder, als er die Ankunft der siebenten und achten Legion aus Sicilien in Kenntniß gebracht hatte, auf das Meer bringen, und besetzte sie mit Gätuliern [26]) als Ruderer und Schiffssoldaten, und verbrannte mit dieser Flotte Cäsar's Lastschiffe, welche sich außerhalb des Hafens von Leptis befanden. Cäsar gewann die Schlacht bei Thapsus, und nahm Utica, in welcher Stadt Cato sich mit dem Schwerte tödtlich verwundet hatte. Fast alle Reiterei des Reiches des Königs Juba kam nach Zama zu Cäsar. Während dieses auf beiden Seiten geschah, hatte Considius mit seinen Sklaven, mit dem Fechtercorps und den Gätuliern [27]) den Befehl in Tisdra, verzweifelte, als er die blutige Niederlage der Seinigen in Kenntniß brachte und durch die Ankunft des Domitius und der Legionen geschreckt, an seinem Heil, verließ die Stadt Tisdra, entfernte sich heimlich mit wenig Barbaren, aber mit Geld beladen, wurde jedoch auf seiner Flucht von den Gätuliern, seinen Begleitern, welche nach Beute begierig waren, erschlagen, und diese zerstreuten sich nach allen Seiten. Augustus gab dem jüngern Juba einen Theil von Gätulien nebst Mauritanien als Ersatz für Numidien, sein väterliches Königreich, welches zu einer römischen Provinz gemacht worden war. Aber die Gätulier wurden gegen die Römer auf das Äußerste erbittert, weil sie ihnen einen Fürsten aufdrangen, und ihnen nicht erlaubten, unter ihrer eignen Regierung zu leben. Die Gätulier empörten sich wider den König Juba, und beraubten alle in dessen Gebiet ansässigen Römer des Lebens. Cnejus Cornelius Lentulus Cossius oder Cossus wurde in Mauritanien wider die Gätulier gebraucht, welche in den dem Juba unterworfenen Landschaften furchtbare Verwüstungen anrichteten. Cossius warf unter großem Blutvergießen die Aufrührer zu Boden, und zwang sie, sich unter solchen Bedingungen zu unterwerfen, welche er ihnen vorschrieb [28]). Cossius erwarb sich die Triumphalia [29]), d. h. er wurde mit solchen Vorrechten beehrt, die denen, welche triumphirt hatten, eigenthümlich waren. Dem Lentulus, bemerkt Tacitus [30]), hatte außer dem Consulat und den Triumphalien über die Gätulier die gut ertragene Armuth zum Ruhme gereicht. Vellejus Paterculus [31]) sagt, Cossus (Cossius) habe sich in Afrika die triumphalischen Zierden erworben, und das Zeugniß seines Sieges auf den Zunamen [32]) (Beinamen) seines Sohnes, eines zu den Mustern aller Tugenden gezeugten Jünglings, übertragen. So finden wir denn auch, daß Tacitus [33]) (z. J. d. Erb. Roms 778, A. Ch. 25) sagt: Lentulus Gaetulicus, Consul designatus, und (z. J. d. Erb. Roms 778, A. Ch. 25) Lentulo Gaetulico, C. Calvisio coss. So auch kommt bei Florus (IV, 12) Gaetulicus als Ehrenname für Cossius als Besieger der Gätulier vor. Suetonius sagt Cap. 4 im Galba: A Cajo Caesare, Gaetulico substitutus habe er den Tag darauf, nachdem er zu den Legionen gekommen, den vielleicht zu dem feierlichen Schauspiel Plaudirenden Einhalt gethan, indem er die Losung gegeben, ut manus paenulis continerent. Sogleich darauf sei durch das Lager der Vers gegangen:

Disce, miles, militare, Galba est, non Gaetulicus.

Ähnlich wie im Betreff der Germanen der römische Ehrenname Germanicus nur in Beziehung auf die theilweise Besiegung der Germanen geschichtliche Wahrheit hat, ebenso darf auch aus dem Ehrennamen Gaetulicus nicht auf die Bezwingung sämmtlicher Gätulier geschlossen werden. Dieses deutet auch Florus (Lib. IV. Cap. 12) an, denn nachdem er gesagt hat: Sub Meridiano (nämlich im Gegensatz zu der unmittelbar vorher erzählten Niederlage der Römer unter Anführung des Varus durch die Teutschen im Norden) tumultuatum magis, quam bellatum. Musulanios atque Gaetulos accolas Syrtium, Cosso duce compescuit [34]) unde illi *Gaetulici* nomen, fährt er fort: Latius victoria patet. Marmaridas atque Garamantas Curioni subigendos dedit. Potuit et ille redire *Marmaricus*; sed modestior in aestimanda victoria fuit. Die Bezwingung der Gätulier wäre auch so schwierig gewesen, wie die heutige Besiegung der Beduinen, denn die Gätulier waren auch ein Reitervolk. Von diesen damaligen Söhnen der Wüste, von welchen wir die Schilderung des Sallustius bereits in diesem Artikel weiter oben angegeben haben, singt Lucanus (IV):

Autololes Numidaeque vagi, semperque paratus
Inculto Gaetulus equo; — — —

24) *Hirtius* Cap. 61: equitatus Numidarum Gaetulorumque sine frenis, macht den Gegensatz zu frenatus Labieni eques. 25) praedatores equites Numidas Gaetulosque. *Hirtius* Cap. 61. 26) ibique Gaetulis remigibus epibatisque complet. *Idem* Cap. 62. 27) cum familia sua, gladiatoria manu, Gaetulisque etc. *Idem* Cap. 103.

28) *Dio Cassius* Lib. LV. Cap. 28 ad ann. U. C. 759. 29) praeter consulatum et triumphalia de Gaetulis. 30) Annal. Lib. IV. Cap. 44. 31) Lib. II. Cap. 115. 32) cognomen. 33) Annal. Lib. IV. Cap. 42 et 46. 34) Augustus.

wie aus Hirtius hervorgeht, brauchten die reitenden Gätulier namentlich keine Zäume; und Lib. III:

Vos quoque desertis in castra mapalibus itis
Misceri gregibus Gaetuli assueta ferarum,
Indomitisque loqui, et sedare leonibus iras:
Nulla domus, plaustris habitant, migrare per arva
Mos, atque errantes circumvectare penates.

Wegen ihrer Gewohnheit an wilde Thiere wurden die Gätulier von den Römern zu Thierkämpfern gewählt. So erzählt Plinius [35]), daß im zweiten Consulat des Pompejus bei Einweihung des Tempels der Venus Victrix 20 oder nach anderer Angabe 24 Elephanten im Circus gekämpft, indem Gätulier auf dieselben geworfen, oder mit dem Ausdrucke des Plinius selbst Gaetulis ex adverso jaculantibus, nämlich mit Wurfspießen, denn Plinius erzählt dabei, bei einem der Elephanten sei ein großes Wunder gewesen, daß er durch einen Wurf (uno ictu) getödtet worden, der Wurfspieß, nämlich das pilum (Wurfspieß des römischen Fußvolkes, mit dessen Werfung sie die Schlacht begannen) sei unter dem Auge hineingetrieben worden und habe die Theile des Kopfes, auf welchen das Leben beruht, verletzt. Die Gätulier standen bei diesem Kampfe in Scharen, und mit den Schilden sich deckend. Ein Elephant, dessen Füße von den Wurfspießen durchbohrt waren, kroch auf den Knieen in die Schaaren der Gätulier, entriß ihnen mit dem Rüssel die Schilde und warf sie in die Luft, daß sie zum Vergnügen des Volkes einen Kreis beschreibend herunterfielen, als wenn es das Thier aus Kunst, und nicht aus Wuth thäte. Lib. VIII. Cap. 21 sagt Plinius, wo er von dem Kämpfen mit den Löwen, und dem Fangen derselben handelt: Sie zu fangen war vormals ein schwieriges Werk, und geschah meistens in Gruben. Unter dem Fürstenthum (der Regierung des Claudius) hat der Zufall eine in Namen eines solchen wilden Thieres beinahe schamwürdige Art und Weise gelehrt, indem der Mantel eines gätulischen Hirten gegen des anspringenden Angriff entgegengeworfen wurde, oder mit den eigenen Worten des Plinius pastoris Gaetuli sago contra ingruentis impetum objecto. Dieses Schauspiel wurde sogleich auf die Arena (den Kampfplatz im Circus) gebracht. Auf kaum glaubliche Weise erstarrt jene so große Wildheit, obgleich der Kopf nur durch ein leichtes Überwerfen bedeckt wird, sodaß das Thier besiegt wird, ohne daß es Widerstand thut, denn alle Kraft besteht in den Augen (dem Gesicht). Auch wurden Verbrecher auf der Arena durch die Gätulier erlegt, denn Martialis (De spectaculis IV. Ad *Caesarem* de delatoribus) sagt, daß diese der Ruhe feindliche Turba den Gätuliern übergeben worden, nämlich

Tradita Gaetulis, nec cepit arena nocentes;
Et delator habet, quod dabat, exsilium.

Doch könnte vielleicht auch hier Gätulier nicht für menschliche gätulische Fechter, sondern dichterisch für Löwen stehen. Wie ferner Gätulier als Räuber (Gaetuli latrones) vorkommen, hierfür haben wir bereits oben ein Beispiel aus dem Jugurthinischen Krieg des Sallustius (Cap. 103) angeführt. Hier bemerken wir noch aus Plinius (Lib. X. Cap. 94): In Afrika trinkt der größte Theil der wilden Thiere im Sommer nicht aus Mangel an Regen: Aus welchem Grunde die gefangenen libyschen Mäuse, wenn sie trinken, sterben. Orygem perpetuo sitientia Africae generant, et natura loci potu carentem, et mirabili modo ad remedia sitientem. Namque *Gaetuli latrones* eo durant auxilio, repertis in corpore eorum saluberrimis liquoris vesicis. Wie überhaupt noch jetzt die Beduinen wegen der Hitze des Himmelsstriches sehr mäßig im Essen und Trinken sind, so auch waren die Gätulier, denn Strabon (Lib. XVII. Cap. 4) sagt von ihnen, daß sie in ihrer Lebensart sowol als in ihrer Kleidertracht äußerst sparsam seien und auch sonst in allen ihren andern Sitten und Gewohnheiten mit den arabischen Nomaden übereinkommen. Namentlich gibt Strabon an, daß die Gätulier viele Weiber haben und mit ihnen viele Kinder zeugen. Gleiches sagt Sallustius [36]) auch in Betreff der Nachbarn der Gätulier, nämlich der Numiden und Mauren. Manche von diesen hatten nach Verhältniß ihres Vermögens zehn, andre noch mehr, und die Könige noch weit mehr. Nach Strabon hatten auch die Gätulier Könige. Auch sagt Sallustius [37]) da, wo er von der Urzeit und Libyen handelt: Hi neque moribus, neque lege, neque imperio regebantur. Zu seiner Zeit war dieses also anders. Daß sie, wie aus Strabon hervorgeht, Könige und nicht blos einen König hatten, macht nicht nur der Umstand glaublich, daß die Gätulier nicht so mächtig auftraten, als die Ausdehnung ihres Gebietes vermuthen ließ, sondern auch der Umstand, daß, wie Mela bemerkt, die Gätulier eine zahlreiche und vielfältige Nation, nämlich natio frequens multiplexque Gaetuli seien. Von der mächtigen gätulischen Völkerschaft der Autololen enthält der Art. Gaetulia das Wichtigste, und daselbst sind auch die Banjurae, ebenfalls eine gätulische Völkerschaft, aufgeführt. Die Gaetuli Darae werden von Plinius (Lib. V. Cap. 1) da, wo er von den Angaben des Polybius handelt, in folgender Verbindung erwähnt: Nachher (nämlich nach dem Promontorium Surrentium) der Fluß Palsus, jenseit desselben die Aethiopes Perorsi, in deren Rücken die Pharusii [38]). An sie reihen sich die mittelländischen Gaetuli Darae [39]). Aber an der Küste die Aethiopes Daratitae, der Fluß Bambotus voll Krokodile und Flußpferde. Die mediterranei Gaetuli Darae wohnten also im Innern des Landes, und machten den Gegensatz zu den Gätuliern an der Küste. Über die Gaetuli Darae hat man folgende Muthmaßungen: Man finde nicht undeutliche Spuren von ihnen im Leo Afrikanus [40]) und Marnol [41]), welche eine Provinz beschreiben, welche gegen Westen an die Provinzen Gezula und Sus grenzt und Dara geheißen; daher kommen sie mit dem Lande, das Plinius diesem Volke anweise,

35) Lib. VIII. Cap. 7.

36) Jugurtha Cap. 80. 37) Cap. 18. 38) Die Pharusii werden auch als eine Völkerschaft in Gaetulia angenommen; s. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 10. Th. Abtheil. 2. S. 558. 559 und die Allgem. Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. 22. Th. S. 131. Soviel ist gewiß, daß Pharusii, wenn auch keine gätulische Völkerschaft, doch Nachbarn der Gätulier waren. 39) Iis (nämlich den Pharusiis) jungi mediterraneos Gaetulos Daras. 40) Lib. VI. 41) L'Afrique L. 7. ch. 9.

ziemlich überein. Die Darrhae, ein Volk in Arabia felix, deſſen Stephanus, Ptolemäus und Plinius gedenken, mögen zum Beweiſe für die gar zeitigen Züge der Araber nach Gätulien dienen. Der von Plinius und Ptolemäus erwähnte, eine große Menge Krokodile hervorbringende Fluß Daras oder Darot ſei der heutige Darodus oder Darodt. Daher habe Ptolemäus nicht nur ſeinen Darados oder Darad viel zu weit gegen Süden geſetzt, ſondern er habe auch ſein Mauritania Tingitana einen großen Theil von Gaetulia, wo nicht das ganze Land in ſich faſſen laſſen. Der Name und die Lage der Provinzen Gezula und Dara machen dieſes nicht unwahrſcheinlich. Das Wort Dara [42]) ſcheine ein Geſchlecht oder eine Wohnung von Schäfern zu bedeuten, und laſſe ſich daher ſehr natürlich auf einen Stamm von Gätuliern deuten, welche ebenſo wol als die heutigen Darans und Gezulier kaum irgend eine andere Art von Beſitzthümern, als ihre Heerden gehabt. Beides alſo, der Name und die Lebensart dieſes Volkes, bezeichne das Volk ſehr deutlich, von welchem ſie ihren Urſprung gehabt [43]). Nach der Meinung des Cellarius [44]) waren die Darae ein Stamm der Melanogaetuli (ſchwarzen Gätulier), welche von Ptolemäus [45]) zwiſchen die Gebirge Sagapola und Urſargala, in eine Gegend ſüdöſtlich von Gaetulia propria, und gegen Norden an den Fluß Nigir geſetzt werden. Andere [46]) nehmen, ſich auf Ptolemäus ſtützend, die Melanogaetuli als eine von den eigentlichen Gätuliern verſchiedene Nation an. Sie waren dieſes aber wol nicht ganz, ſondern ein Miſchlingsvolk aus den Gätuliern und Nigriten. Natürlich war es, daß die der Vielweiberei ergebenen Gätulier in den Gegenden, wo ſie mit ſchwarzen Völkern grenzten, auf ihren Raubzügen auch ſchwarze Mädchen und Weiber erbeuteten, in ihr Land führten und mit ihnen Kinder zeugten. Geſchah jener Raub wiederholt und lange Zeit, ſo mußte, indem die Abkömmlinge von ſchwarzen Frauenzimmern wieder mit geraubten echten ſchwarzen Mädchen und Weibern Kinder zeugten, endlich eine beſtändige oder conſtante ſchwarze Race entſtehen, und die weiße oder vielmehr bräunliche endlich in dieſem Theile des Gebietes der Gätulier gänzlich verdrängt werden, und dieſes um ſo leichter, da auch, wie ſehr wahrſcheinlich iſt, die eigentlichen Gätulier nicht germaniſch weiß, ſondern arabiſch bräunlich oder ſchwärzlich ausſahen. Wenn Juvenalis (Sat. V. v. 53) ſagt:

— — — — — — — tibi pocula cursor
Gaetulus dabit, aut nigri manus ossea Mauri,

und weiter v. 59:

Tu *Gaetulum* Ganymedem
Respice,

ſo iſt wol die Zuſammenſtellung Gaetulus Ganymedes, gätuliſcher Ganymed ironiſch, und ſteht für ſchwarzbräunlicher Ganymed, da der eigentliche Ganymed die Epitheta candidus, niveus, lacteus, roseus, flavus hat. (*Ferdinand Wachter.*)

GAETULIA (alte Geographie) hat ſchwer zu beſtimmende Grenzen, weil weder Ptolemäus, noch ein anderer alter Geograph ſie beſtimmt angibt. Nicht unwahrſcheinlich, ja zum Theil erweislich iſt, daß die Gätulier als ein kriegeriſches Reitervolk ſich nicht in ihren Grenzen gehalten, ſondern ſich im Laufe der Zeit vergrößert, oder wenn ſie geſchlagen wurden, vermindert haben. Virgilius, welcher den Freier der Dido durch Getulus Järbas (Lib. IV. v. 326) bezeichnet, ſingt in der Äneide (Lib. IV. v. 40) bei Gelegenheit, wo er Anna'n ihrer Schweſter Dido die gefährlichen Grenznachbarn, von welchen ſie umgeben iſt, ſchildern läßt:

Hinc Gaetulae urbes, genus insuperabile bello,
Et Numidae infreni cingunt, et inhospita Syrtis.
Hinc deserta siti regio, lateque furentes
Barcaei. — — — — — — — — —

Lib. V. v. 51 läßt er den Äneas ſagen:

Hunc ego, *Gaetulis* agerem si *Syrtibus* exul etc.,

und Lib. V. v. 192 den Mneſtheus:

Nunc animos, quibus in *Gaetulis Syrtibus* usi etc.

Da alſo die Syrtes (wüſte Berberei) das Epitheton Gaetulae, gätuliſche, haben, ſo ſchließt man daraus, daß Gätulia ſich auf dieſer Seite bis an das atlantiſche Meer erſtreckt habe, wenn nämlich gätuliſch hier in eigentlicher Bedeutung zu nehmen, und nicht, wie Lucanus es braucht, für libyſch, afrikaniſch überhaupt genommen werden muß. So z. B. findet man zu Juvenalis (Sat. XIX. v. 277), wo er ſagt, daß die Flotte überall hinkommen werde, wohin ſie die Hoffnung auf Gewinn rufe:

— — —, nec Carpathium, *Getulaque* tantum
Aequora transiliet, sed longe Calpe relicta
Audiet Herculeo stridentem gurgite solem,

zu *Gaetulica* die Anmerkung Libyca. Doch kann man auch, da Gätulien bis an das Meer reichte, und die Autololen, eine gätuliſche Völkerſchaft, bis an die Meerenge von Gibraltar wohnten, und Calpe auf der entgegengeſetzten Küſte nach Getula aequora genannt wird, unter dieſen das Meer verſtehen, das unmittelbar vor derſelben lag, und braucht gätuliſch nicht für libyſch (d. h. afrikaniſch) überhaupt zu nehmen. Auch können von Virgil die Syrten, auch wenn das Volk der Gätulier ſich nicht durch dieſelben erſtreckte, ſondern blos an dieſelben grenzte, gätuliſch genannt worden ſein. Aus Virgil allein läßt ſich alſo nicht mit Sicherheit ſchließen, daß die Syrten zu dem Gebiete der Gätulier gehört haben. Aber dennoch geht aus Folgendem hervor, daß Virgil die Syrten gätuliſch in eigentlicher Bedeutung genannt habe. Florus nennt Musulanios atque *Gaetulos* accolas Syrtium. Hiernach waren alſo Gätulier Anwohner der Syrten. Dieſes hatte in Anſehung ihres Gebietes in Oſten ſtatt. Das, was Juvenalis ſagt, bezieht ſich auf das Gebiet der Gätulier im Weſten. Ebenſo dasjenige, was Pomponius Mela und Plinius darbieten. Der Erſtere

42) Da das Wort Dar noch jetzt in Afrika ſehr verbreitet iſt, indem Dar Land, Reich bedeutet, z. B. Dar Fur, Dar Sulley, Dar Kuka, Dar Kulla, und eine an die Landſchaften Kaſchna, Gofan und Kano grenzende Landſchaft Daura heißt, ſo läßt ſich ſchließen, daß der Eigenname Darae urſprünglich ein Appellativum war, welches in Gaetuli Darae die Eigenſchaft eines Eigennamens erhalten hatte. 43) Überſetzung der Allgem. Welthiſtorie. 10. Th., mit Anmerkungen von Baumgarten, S. 216. 217. 44) Geogr. antiq. L. IV. c. 8. sect. 2. edit. Lips. 1732. p. 943. 45) Lib. IV. Cap. 6. 46) ſ. die genannte Überſetzung der Allgem. Welthiſtorie a. a. O. S. 223.

sagt (Lib. III. Cap. 10): Nigritarum Gaetulorumque passim vagantium ne litora quidem infecunda sunt, purpura et murice efficacissimis ad tingendum; et ubique quae tinxere clarissima. Hieraus geht also hervor, daß die Gätulier bis an die Meeresküste streiften. Der Purpur hat nämlich nicht blos das dichterische Beiwort purpura gaetulica, sondern mit Mela stimmt auch Plinius, welcher (Lib. IX. Cap. 60), wo er vom Schaume der Purpurschnecken handelt, sagt: Tyri praecipuus hic [1]) Asiae: in Meninge, Africae et *Gaetulo litore Oceani:* in Laconica, Europae. Lib. V. Cap. 1, wo er von dem Luxus der Römer handelt: cujus (luxuriae) efficacissima vis sentitur atque maxima, cum ebori citroque silvae exquirantur, omnes *scopuli Gaetuli* muricibus ac purpuris. Hieraus geht die Berühmtheit des Purpurs der gätulischen Küste hervor. Horatius singt: Vestes Gaetulo murice tinctae. Für die Berühmtheit des gätulischen Purpurs zeugt auch die Stelle des Plinius, wo er von den Inseln Mauritaniens handelt: Paucas [2]) modo constat esse ex adverso Autololum, a Juba repertas, in quibus Gaetulicam purpuram tingere instituerat. Die Autololen, welche von Ptolemäus Autolatae genannt werden, sind eine gätulische, und zwar sehr mächtige Völkerschaft. Über die Sitze derselben gibt Plinius bei Beschreibung der Länder Mauritaniens (Lib. V. Cap. 1) nach Polybius an: Der Hafen Rutubis von Lixum 23,000 Schritt. Von da das Vorgebirge der Sonne, der Hafen Risardio, die Gaetuli Autololes, der Fluß Cosenus. Ebendaselbst sagt er, nachdem er den herrlichen und schiffbaren, vor der Pflanzstadt Banasa vorüberströmenden Strom Subur aufgeführt hat, weiter: Von demselben ebenso viel [3]) tausend Schritt die Stadt (oppidum) Sala (Saltey), welche an den gleichnamigen Fluß gebaut ist, und schon den Einöden benachbart ist, und von Elephantenheerden belästiget wird; vielmehr jedoch von der Völkerschaft der Autololen (Autololum gente), durch welche der Weg zu Afrika's so sehr berühmtem Berge Atlas geht. Solinus (Cap. 24) sagt: Die Stadt (oppidum) Sala liegt an dem Fluß Sala. Von diesem geht durch die Völkerschaft der Autololen (per Autololum gentem) der Weg nach den atlantischen Einöden. Plinius sagt (Lib. V. Cap. 2): Die Länge der Provinz Tingitania [4]) Tingitaniae provinciae) ist 170,000 Schritte. Unter den Völkerschaften in ihr die vormals vorzüglichste der Mauren, daher der Name [5]), welchen die Meisten Maurusier [6]) nennen. Sie (die Völkerschaft der Mauren), durch Kriege geschwächt, ist auf wenige Familien herabgebracht. Die ihr nächste Völkerschaft war die der Massäsyler gewesen, ist aber auf ähnliche Weise erloschen. Nun besitzen (die Provinz Tingitania) gätulische Völkerschaften, die Banjurá und die beiweitem mächtigsten Autololen, und ein vormaliger Theil derselben, die Besuni, welche von ihnen abgerissen eine Völkerschaft bilden, gegen die Äthiopen gekehrt. Im genannten Buche (Cap. V) führt Plinius auf: Natabudes, Capsitani, Musulani, Subarbares, Massyli, Nisives, Vamacures, Ethini, Mussini, Marchubii et tota Gaetulia ad flumen Nigrin, qui Africam ab Aethiopia dirimit, und Cap. 8: Interiori autem ambitu Africae ad meridiem versus super *Gaetulos*, intervenientibus desertis, primi omnium Libyaegyptii habitant. Super eos Aethiopum gentes Nigritae, a quo dictum est flumine. Nach Cap. 5 also erstreckte sich Gätulien bis an den Fluß Nigris, und dieser trennte Afrika von Äthiopien. Nach Cap. 8 waren gegen Süden (d. h. Südosten) zwischen den Gätulen und den Wüsten die Libyägypter und die Leukäthiopen (weißen Äthiopier) und über denselben die schwarzen Äthiopier. Aber man muß bei der ersten Stelle annehmen, daß er von der Richtung nach Südwesten spricht, und bei der zweiten redet er ausdrücklich von der Richtung nach Süden (d. h. Südosten). Überdies sagt er kurz darauf, daß die wahreste Meinung derjenigen sei, welche über dem (jenseit der) Wüsten Afrika's (nämlich in dessen eigentlicher und engern Bedeutung) zwei Äthiopien oberhalb setzen. Pomponius Mela sagt Cap. 4: Über demjenigen, was von dem libyschen Meer bespühlt wird, sind die Libyes Aegyptii und Leucoaethiopes, und eine zahlreiche und mannichfache Nation, die Gätuli (natio frequens multiplexque Gaetuli). Von da ist die Gegend weit leer, und in einem ununterbrochen fortlaufenden Strich unbewohnbar. Dann sind zuerst von Osten her die Garamanten. Die Gätulier erstreckten sich also bis an die große Wüste, und wurden östlich durch dieselbe von den Garamanten geschieden, und es wohnte also hier kein anderes Volk zwischen beiden. Daher sagt Strabon (Lib. XVII. Cap. 4. §. 347), daß die Gegend über der großen Syrte und dem kyrenäischen Gebiete, welche von der See entfernt tiefer in das Land hineinliege, und wegen des großen Wassermangels durchaus unfruchtbar sei, von verschiedenen afrikanischen Völkerschaften bewohnt werde. Die ersten derselben seien die Nasamonen, dann folgen die Psyllen, ferner ein Theil der Gätulier und zuletzt die Garamanten. Etwas mehr gegen Osten wohnen die Marmariden, bis an das Orakel des Jupiter Hammon und fast bis an die kyrenäischen Grenzen hin. Zuvor §. 339 bemerkt er, daß über der von den Massäsyliern bewohnten Küste, die sich von Carthago bis Kephalä

1) Es geht voraus: Vivas capere contendunt, quia cum vita succum eum evomunt. Et majoribus quidem purpuris detracta concha auferunt: minores cum testa vivas frangunt, ita demum rorem eum exspuentes. 2) Es geht voraus: Nec Mauritaniae insularum certior fama est, nämlich als die Sage von den Inseln der Hesperiden. 3) Nämlich in Beziehung auf das Vorhergehende, wo bemerkt ist, daß an der Küste der Fluß Subur 50,000 Schritte entfernt sei. 4) Tanger. 5) Nämlich Mauritania. Plinius bemerkt kurz zuvor: Juba, Ptolemaei pater, qui primus utrique Mauritaniae imperavit etc., und weiter unten, nachdem er von Tingitania provincia (Mauritania Tingitana) gehandelt hat, sagt er, daß die Stadt Siga, dem in Hispanien gelegenen Malacha (Malaga) gegenüber, die Hauptstadt des Syphax, jetzt des andern Mauritanien (alterius jam Mauritaniae), sei. Nachdem er von diesem Mauritanien (Mauritania Caesariensis) gehandelt hat, gibt er die Länge beider Mauritanien (utriusque Mauritaniae) und die Breite derselben an.

6) Vornehmlich thun dieses die Griechen; die meisten Lateiner nennen sie Mauritanier; doch Livius nennt sie Mauriſier. Auch hat Virgilius Maurisius (mauriſch, afrikaniſch).

erſtrecke, mitten im Lande die Lybophönikier wohnen, die ſich bis zu den Gebirgen der Gätulier, die ſchon zum äußern Afrika gerechnet werden, erſtrecken. Über den Gätuliern wohnen mit ihnen parallel die Garamanten, aus deren Lande man die Chalcedonier erhalte; ſie ſollen, wie man ſage, neun oder zehn Tagereiſen von den Anwohnern des Oceans und den Äthiopiern, und funfzehn von dem Orakel des Hammon entlegen ſein. Zwiſchen den Gätuliern und der bis jetzt von Strabo'n beſchriebenen Küſte liegen viele Fluren, viele Berge, viele große Seen und Flüſſe, von denen einige ſich in unterirdiſchen Grüften verlieren. Cap. 2. §. 329, wo er das Gebiet der Maſſäſylier beſchreibt, ſagt er, nachdem er von Siga, dem vormaligen Königsſitze des Syphax, gehandelt, und Zama, dem Königsſitze Juba's und den 600 Stadien hinter Siga liegenden Götterhafen aufgeführt hat, weiter, daß das, was tiefer in das Land hineinliege, lauter öde Gebirge ſeien, deren wenige Plätze die Gätulier bis an die Syrten hin beſitzen; daſelbſt aber ſeien dann wieder an der Küſte viele fruchtbare Blachfelder, Städte, Seen und Flüſſe zu finden. Lib. II. Cap. 3. §. 8 bei dem Abriſſe der bewohnten Erde ſagt er bei Beſchreibung Libyens, daß die ſüdlichſten Eingeborenen Äthiopier heißen; unten an dieſen ſeien hauptſächlich Garamanten, Pharuſier und Nigriten, noch weiter unterhalb dieſer die Gätulier. Dem Meere nahe, oder auch wol daran hinreichend, ſeien gegen Ägypten die Marmariden bis Cyrenaica, nach dieſen und den Syrten die Pſyllen und Naſamonen und ein Theil der Gätulier; hierauf die Sinter und Byzacier bis an das carthagiſche Gebiet, welches beträchtlich ſei. An dieſes grenzen die Nomaden (bei den römiſchen Schriftſtellern Numidae): davon ſeien die bekannteſten die Maſſalier und Maſäſylier; zuletzt kommen die Mauruſier. Feſtus Avienus ſcheint die öſtliche Grenze der Gätulier nicht weit von den weſtlichen Grenzen des Landes Marmarica geſetzt zu haben. Paulus Oroſius (Lib. I. Cap. 2) ſagt, nachdem er die Grenzen des ſitiphenſiſchen und cäſarienſiſchen Mauritanien angegeben hat, weiter: Das tingitaniſche Mauritanien iſt das letzte Afrika's (nämlich in engerer eigentlicher Bedeutung). Dieſes hat von Oſten den Fluß Malwa, von Norden unſer Meer bis zu der gaditaniſchen Meerenge [7]), welches zwiſchen Havennes (Abinna, Abyla) und Calpe, zwei ſich entgegengeſetzte Vorgebirge, zuſammengeengt wird: von Weſten den Berg Atlas und den atlantiſchen Ocean, unter dem afriſchen (dem afrikaniſchen Winde, d. h. Südweſtwinde) den heſperiſchen Berg (Hesperium montem, den abendländiſchen Berg), von Süden die Völkerſchaften der Autolen (Autololen), welche man jetzt Galaules nennt, und welche bis an den heſperiſchen Berg reichen. Wenn man obige Nachrichten, zu welchen noch zu halten iſt, daß nach der Schilderung des Philoſtratus (Lib. V) die Gätulier den innern Theil des Berges Abinna (Abyla) bewohnten, nach Apulejus (Apol.) einige Landſchaften in Numidia propria beſaßen und nach Dionyſius Afer (v. 215) die Gätulier Nachbarn der Nigriter und Pharuſier waren, ſowie auch Ptolemäus (Lib. IV) die Gätulier an den Fluß Nigir grenzen läßt, mit einander vergleicht, ſo ſieht man, daß die gätuliſchen Völkerſchaften ſehr weite und von einander entlegene und keineswegs geſchloſſene oder abgerundete Gebiete hatten. Drei Hauptpunkte ſind dabei feſt zu halten. Nach Virgilius und Florus waren die Gätulier Anwohner der Syrten. Salluſtius (Jugurtha 19) ſagt: super Numidiam Gaetulos accepimus partim in tuguriis, alios incultius vagos agitare. Oberhalb Numidiens bedeutet an Numidia grenzend nach dem Innern zu (d. h. nach Süden), das Land an den Syrten und das Land im Süden von Numidia muß man alſo als die Hauptgebiete der Gätulier anſehen, von wo aus ſie ſich weiter nach Norden und Weſten verbreiteten; denn wie ſich aus Plinius, Philoſtratus und andern Späteren ergibt, hatten die Gätulier nicht nur in Numidien, ſondern auch in Mauritanien Wohnſitze, und erſtreckten ſich nach Philoſtratus ſelbſt bis an die Straße von Gibraltar. Salluſtius kennt in Mauritanien blos erſt Mauren und noch keine Gätulier darunter. Die Neueren haben verſchiedene Wege eingeſchlagen, die Lage der Länder der Gätulier näher anzugeben. Beliebt iſt die Meinung, daß ſich in Guzula oder Gezula, einer Provinz des Königreichs Marocco, am Fuße des Berges Atlas, einige Spuren von dem alten Gätulien beibehalten zu haben ſcheinen, und daß man, wenn man auf die Verwandtſchaft der Namen bauen wolle und könne, anzunehmen berechtigt ſei, dieſe Provinz ſei ein Haupttheil von Gätulien [8]). Unter andern [9]), welche von Gätulien gehandelt haben, ſind vornehmlich Shaw [10]) und Aldrete [11]) zu nennen. Jener ſcheint an einer Stelle zu behaupten, das eigentliche Gätulien habe ſich nicht weiter gegen Oſten erſtreckt, als die Mittagslinie von Siga, worunter er Taccumbreet verſteht. Die Melanogaetuli und Garamantes haben den Strich Landes hinter Numidia, Africa propria und der Regio Syrtica, von dieſer Mittagslinie bis nach Cyrenaica inne gehabt. An einer andern Stelle ſtellt Shaw einige gätuliſche Stämme in die entfernteſten Theile des Landes Zoab unter der Mittagslinie von Conſtantina über ſechs Grad weiter gegen Oſten als er Siga ſetzt, welches er 0° 10′ öſtlich von Siga annimmt [12]). Über die Annahme Aldre-

7) fretum Gaditanum.

8) überſetzung der Allgem. Welthiſtorie. 16. Th., mit Anmerkungen vermehrt von Baumgarten, S. 215. 9) *Cellarius*, Geogr. antiqua Lib. 4. c. 8. part. 3. p. 220—224. *Cluverus*, Intr. Geogr. Lib. VI. *Sanson d'Abbeville*, L'Afrique en plusieurs Cartes nouvelles etc. (à Paris 1683.) *Moreri*, Le Grand Dictionnaire Historique. 11. Edit. T. 13. p. 43: *Getulie*, grande Region d'Afrique. C'est une partie du Bilediulgerid, et du Zara. 10) *Shaw*, Geograph. observations relating to the Kingdom of Algier p. 132. 136. 11) In ſeinen Alterthümern von Spanien und Afrika Buch III. Cap. 11—14. S. 364—376. 12) Das iſt, wird in der Fortſetzung der Allgem. Welth. a. a. O. S. 214 bemerkt, etwa 0° 10′ oſtwärts von London, wenn man nämlich vorausſetze, wie Shaw ſich einbilde, daß Tackumbreet das alte Siga ſei, und in der Anmerkung: D. Shaw (S. 136) ſage uns auch, Gätulia habe ſich bis in die Wüſte oder Sahara hinein erſtreckt; welches vorausſetze, daß man Nichts als eine Wüſtenei gegen Mittag in einer geraden Linie müſſe fortlaufen laſſen. Melanogätulien und das Land der Garamanten müſſe daher, nach der von den Alten ihm angewieſenen Lage, oſtſüdoſt von Gätulien

te's [13]) und Andrer, daß Gätulien zuerſt aus Arabia felix bevölkert worden, haben wir das Nähere im Art. Gaetuli angegeben. Außer den Purpurſchnecken, welche wir oben angeführt haben, war Gätulien den Römern, welche Thiergefechte ſo liebten, wegen ſeiner wilden Thiere, an denen es einen Überfluß hatte, merkwürdig. Claudianus ſingt: Quidquid monstriferis gignit Gaetulia campis. Am bekannteſten waren die gätuliſchen Löwen. So heißt es bei Horatius [14]):

Non vides, quanto moveas periclo,
Pyrrhe, Gaetulae catulos leaenae.

Virgilius ſingt (Aen. V. v. 351), Äneas habe dem Salius ein koſtbar verziertes großes Fell eines gätuliſchen Löwen gegeben, nämlich:

— — tergum Gaetuli immane leonis
Dat Salio, villis onerosum atque unguibus aureis.

Plinius erzählt (Lib. VIII. Cap. 19), wo er von den Eigenſchaften des Löwen handelt, er habe von einer aus Gätulien [15]) zurückgekehrten Geſangenen erzählen hören, daß ſie in den Wäldern den Angriff vieler Löwen durch Anrede beſänftigt habe, indem ſie zu ſagen gewagt, daß ſie ein ſchwaches Weib, eine Flüchtlingin ſei, und das großmüthigſte aller Thiere, welches über die andern herrſche, um Schutz anflehe, und daß ſie eine ſeines Ruhmes unwürdige Beute ſei. Solinus (Cap. 27) ſagt da, wo er ebenfalls von den Löwen handelt: Gaetulae etiam mulieris nomen Jubae libris comprehensum est, quae obtestata occursantes feras, impunis rediit. Gätulien war ferner, wie wir bereits weiter oben ebenfalls aus Plinius angeführt haben, an Elephantenheerden reich. Hierzu iſt noch zu bemerken, was Juvenalis (Sat. X. v. 158) in Beziehung auf Hannibal ſagt:

O qualis facies, et quali digna tabella,
Cum Gaetula ducem portaret bellua luscum!

In der Stelle des genannten Dichters (Sat. XI. v. 140), wo er als Thiere, welche auf die Tafel kommen, den Haſen, den Eber, den Weißſteiß (pygargus, eine Antilopenart), die ſcythiſchen Vögel (Phaſanen) und den Flamingo (phoenicopterus) aufführt, heißt es weiter: Et Gaetulus orix, hebeti lautissima ferro caeditur. Man hält dieſen gätuliſchen Orix für eine einhörnige Antilopenart, von welcher Ariſtoteles [16]), und nach ihm Plinius [17]) handeln. Aber hiermit ſtimmt nicht, daß die Antilopen geſpaltene Klauen haben, und der „asinus Indicus, qui uno armatus est cornu“ als einhufiges Thier aufgeführt wird. Strabon ſagt in Beziehung auf das Land der Gätulier, daß die daſigen Ochſen und Pferde einen längeren Huf haben, als man ſonſt bei den anderen finde. Dieſer dient ihnen, daß ſie mit den Füßen nicht ſo tief in den Sand ſinken. Da die Gätulier ein Reitervolk waren, ſo wurde die Pferdezucht von ihren Königen ſo eifrig betrieben, daß man auf 100,000 Fohlen, welche jährlich geboren wurden, zählte. Weiter ſagt Strabon, daß ihre Schafe und zumal in den zunächſt an der äthiopiſchen Grenze gelegenen Orten, gewöhnlich mit Fleiſch gefüttert und mit Milch getränkt werden. Letzteres konnte mittels Kuh-, Stuten- oder Kameelmilch geſchehen ſein, um ſie recht ſchmackhaft zu machen. Aber der erſtere Punkt, in Betreff der gewöhnlichen Fütterung der Schafe, klingt ſehr fabelhaft. (*Ferdinand Wachter.*)

GAETULICUS. Unter dieſem Namen befinden ſich in der griechiſchen Anthologie, in Brunck's Analekten 2. Th. S. 166 fg. (nach der Ausgabe von Jacobs 2. Th. S. 151 fg.) neun Epigramme, welche aus der ehedem pfälziſchen, dann vaticaniſchen und jetzt wieder heidelberger Handſchrift dieſer Sammlung kleiner griechiſcher Gedichte ſtammen. Die Aufſchrift der einzelnen Epigramme in dieſer Handſchrift iſt ſich nicht ganz gleich; bald heißt es *Γαιτουλλίου*, bald *Γαιτουλλίκου* oder *Γαιτουλλίκιον*, oder auch *Γαιτουλλίχου*, einmal auch *Γαιτούλλου*, welche Abweichungen jedoch nicht von der Bedeutung ſind, um den Namen *Gaetulicus*, als Bezeichnung des Verfaſſers, aufzugeben. Das erſte dieſer Epigramme enthält eine Anrufung an die das Meer beherrſchende Cypris, von welcher der Dichter durch verſchiedene ihr dargebrachte Gaben eine glückliche Seefahrt ſich erfleht; das zweite iſt auf den berühmten Kampf der 300 Spartaner und Argiver um die Landſchaft Thyrea (ſ. *Herodotus* I, 82 mit meiner Note T. I. p. 205) gedichtet; das dritte iſt ein Anruf des armen Dichters Leonidas an die Venus, ihn, nachdem er von einer Krankheit geneſen, von der Armuth, die ihn drücke, zu befreien; das vierte beſingt die von alten Dichtern und Proſaikern mehrfach erwähnte That des Alcon, der die Schlange, welche über ſeinen Sohn hergefallen und ihn bereits umſchlungen hatte, erlegte und damit den Sohn, nicht ohne große Gefahr für dieſen ſelbſt, errettete; das fünfte iſt auf das Grab der Söhne der Medea, das ſechste auf das Grab des Archilochus gedichtet; der Dichter erinnert die Vorbeiſchiffenden an die beißenden Jamben dieſes Dichters, und mahnt ſie, ſelbſt nach dem Tode deſſelben, ſich davor zu hüten; das ſiebente bezieht ſich auf den Kenotaph eines im Schiffbruche verunglückten Kretenſers; das achte iſt eine Art von Grabſchrift, ähnlich der des Simonides auf die in den Thermopylen gefallenen Spartaner; hier ſind es die in den Gefilden Böotiens für die Erhaltung von Hellas Gefallenen, weshalb Brodäus hier an die in der Schlacht bei Chäronea Gefallenen denken wollte, was jedoch ungewiß bleibt; auch die Anrede an Kronos, der als Bote die Kunde der Leiden der Gefallenen allerwärts hinbringen ſoll, iſt auffallend, vorausgeſetzt, daß wir das aus zwei Diſtichen beſtehende Gedicht vollſtändig beſitzen und nicht in der Mitte einige Verſe ausgefallen ſind. Das neunte Gedicht iſt auf ein altes trunkſüchtiges Weib gedichtet. Im Ganzen empfehlen ſich dieſe Dichtungen durch eine einfache, natürliche Sprache und haben etwas Anziehendes, wodurch ſie den beſſeren Erzeugniſſen der Art beigezählt werden können, und der Künſtelei, wie dem Schwulſt und der Nüchternheit, den manche derartige Producte ſpäterer Zeit an

gelegen, und folglich in einer Richtung gegen Morgen von demſelben ſeinen Anfang genommen haben.

13) Lib. III. Cap. 14. 14) De consulatu Manlii Theodori Panegyrii, Opp. ex edit. ann. 1691. p. 214. 15) Captivam certe Gaetuliae reducem audivi. 16) De partibus animalium Lib. III., und nach Ariſtoteles *Plinius* Lib. XI. Cap. 45. 17) *Strabo* Lib. VII. Cap. 4.

sich tragen, fern liegen. Für die nähere Bestimmung der Person des Dichters und der Zeit, in der er gelebt und gedichtet, läßt sich freilich nichts Festes aus diesen Distichen gewinnen; nur das ergibt sich daraus, daß der Dichter jedenfalls nach Leonidas von Tarent gelebt haben muß, da auf diesen das dritte Epigramm sich bezieht, und in diesen, wie auch in den andern, Nachahmung der Sprache und Ausdrucksweise dieses Leonidas hervortritt, welcher bekanntlich in die Zeiten des epirotischen Königs Pyrrhus fällt. Wenn nun auch die einfache und natürliche Sprache, sowie der fließende Gang des Verses einen begabten und geübten Dichter erkennen läßt, welcher in keine sehr späte Zeit zu verlegen ist, so werden wir andererseits doch, wenn wir Geist und Charakter dieser Poesien, und selbst den Namen des Dichters, wie ihn die Aufschrift der einzigen noch vorhandenen Handschrift bringt, in Erwägung ziehen, schwerlich den Dichter vor den Anfang der römischen Kaiserzeit zu verlegen im Stande sein. Es dürfte aber diese Annahme um so mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnen, als wir selbst bei römischen Schriftstellern der beginnenden Kaiserzeit einen Dichter dieses Namens, und zwar einen, welcher Epigramme gedichtet, erwähnt finden, was allerdings zur Vermuthung berechtigt, daß dieser Gätulicus als Epigrammendichter ebenso gut in der griechischen, wie in der römischen Poesie sich versucht habe, ja, daß er auch im Epos oder in der beschreibenden und darstellenden Poesie, die um diese Zeit nach Virgilius in Rom so große Ausdehnung und Verbreitung erlangt hatte, gedichtet, da wir in den des Probus Namen tragenden alten Scholien zu Virgil's Georgica I, 227 drei Hexameter, welche auf das den Römern ferne Britannien sich beziehen, unter dem Namen des Gätulicus citirt finden [1]). Diese drei Verse sind freilich das Einzige, was uns von römischen Poesien dieses Gätulicus bekannt ist, sodaß wir über den Inhalt und Charakter seiner Poesie, namentlich der epigrammatischen, kein weiteres Urtheil uns erlauben können, wenn wir anders nicht an Martialis uns halten wollen, welcher in der an den Leser (in Prosa) gerichteten Zuschrift vor dem ersten Buche seiner Epigramme den Gätulicus unter denjenigen Dichtern nennt, welche in ihren Epigrammen sich manches Lascive erlaubt und in sofern dem Martialis selbst, wenn er dem Beispiele und Vorgange solcher Dichter folgend sich hier und da Ähnliches erlaubt, gewissermaßen zur Entschuldigung, oder gar zur Rechtfertigung dienen können. Lascivam, so schreibt Martialis, verborum licentiam, id est Epigrammatōn linguam excusarem, si meum esset exemplum: sic scribit Catullus, sic Marsus, sic Pedo, sic *Gaetulicus*, sic quicunque praelegitur. Und so nennt auch Plinius der Jüngere (Ep. V, 3. §. 5) unter den zu seiner Zeit nicht mehr lebenden, angesehenen Männern Roms, welche mit Poesien leichteren, scherzhaften und spielenden Inhalts sich zeitweise abgegeben, und ihm selbst, bei ähnlichen Versuchen als Vorgänger, zur Entschuldigung dienen können, einen Gätulicus, wodurch, ebenso wie durch die angeführte Äußerung des Martialis und die Verbindung, in welcher er daselbst mit einem Catullus, Domitius Marsus, Pedo Albinovanus, welchen Sidonius Apollinaris in einer dem Martialis nachgebildeten Stelle [2]) noch den Silius und Tibullus anreiht, zusammengestellt wird, unsere obige Behauptung von dem Zeitalter des Dichters bestätigt werden mag. Und ebenso stellt derselbe Sidonius [3]) an einer andern Stelle den Ovidius und seine Corinna, den Catullus und seine Lesbia, den Lucanus und seine Argentaria, den Propertius und seine Cynthia, den Tibullus und seine Delia mit Gätulicus (den er unmittelbar nach Catullus nennt) und seiner Cesennia zusammen, woraus wir zugleich ersehen, daß er gleich den genannten römischen Dichtern ebenfalls eine Geliebte unter dem Namen Cesennia in seinen Epigrammen oder Elegien besungen hatte. Daß aber dieser Gätulicus kein anderer ist, als der Verfasser der neun griechischen Epigramme, die wir oben besprochen haben, scheint uns, wenn man nicht einer unbegründeten Skepsis sich hingeben will, doch füglich angenommen werden zu können; denn der Einwand, daß diese griechischen Gedichte durchaus züchtig und anständig in ihrem Inhalte gehalten seien, während die Äußerung des Martialis und selbst die des Plinius auf Gedichte eines leichteren, ja selbst lasciven und anstößigen Inhalts führen, scheint durchaus unzureichend, um den lateinischen Dichter von dem griechischen zu trennen und in ihnen zwei verschiedene Personen anzunehmen. Wie unter den Gedichten des Catullus, des Domitianus Marsus, des Pedo Albinovanus sich einzelne von anstößigem Inhalte finden mochten, wie dies auch ebenso bei den Gedichten des Martialis der Fall ist, so mochten auch unter den Gedichten des Gätulicus sich einzelne befinden, die einen solchen Charakter erkennen ließen, ohne daß daraus zu folgern wäre, als sei die Gesammtheit dieser Poesien in diesem Sinne und Geiste gehalten gewesen; und wenn aus dieser Gesammtzahl neun ausgewählt und in die griechische Anthologie aufgenommen wurden, welche keineswegs diese Lascivität des Inhaltes zeigen, wol aber als ansprechende und anziehende Gedichte die gemachte Auswahl rechtfertigen, so wird dies wahrhaftig kein Bedenken erregen, oder als unwahrscheinlich und unglaublich angesehen werden können.

1) Die Stelle selbst lautet wörtlich so: Nam triones, quos Graeci duas ursas vocant, Helicem et Cynosuram, in barbarica sphaera plaustrum esse, quod ducatur e bubus junctis. Cujus rei testis est *Gaetulicus*, cum ait de Britannis:

Non aries illum verno feret aere cornu
Gnosia nec gemini praecidunt cornua taurum
Sioca Lycaonius resupinat plaustra Bootes.

H. Meyer hat daraus diese Verse, die er einem astronomischen Gedichte entnommen glaubt, in seine Ausgabe der lateinischen Anthologie Ep. 113 aufgenommen, ohne Grund, wie wir glauben, da sie nur ein Fragment, das aus dem Zusammenhange eines größeren Gedichtes herausgerissen ist, bilden, aber kein Epigramm.

2) Carmm. IX, 256:

Nam *Gaetulicus* hic tibi legetur
Non Marsus, Pedo, Silius, Tibullus.

3) Epist. II, 10 fin.: Certe si praeter rem oratoriam contubernio feminarum poeticum ingenium — quereris obtundi, reminiscere quod saepe versum Corinna cum suo Nasone complevit, Lesbia cum Catullo, Cesennia cum Gaetulico, Argentaria cum Lucano, Cynthia cum Propertio, Delia cum Tibullo.

Wenn demnach über die Identität des griechischen und lateinischen Dichters Gätulicus kaum ein Zweifel obwalten kann, so mag uns über die Person desselben die schon oben angeführte Stelle des Plinius [4]) einen weitern Aufschluß bieten, in sofern wir die frühere Interpunktion derselben, welche Lentulum von Gaetulicum trennt und zwei verschiedene Personen annimmt, verlassen, und durch die Vereinigung der beiden Namen zu einer Person einen Lentulus Gätulicus als den Namen dieses Dichters gewinnen. Nun kommt aber der Name Gätulicus, als ein Beiname eines römischen Geschlechtes, zuerst vor bei der Person des Cn. Cornelius Lentulus Cossus, welcher wegen seines über die Gätulier in Afrika siegreich bestandenen und darauf durch die Ehre des Triumphs verherrlichten Kampfes diesen Beinamen Gätulicus erhielt, wie sich aus dem Berichte des Florus und selbst des Tacitus ergibt. Denn jener [5]) spricht von der unter Augustus erfolgten Bewältigung der Musulanen und Gätulier, Anwohner der Syrten, durch den Heerführer Cossus, welcher davon den Beinamen Gätulicus erhalten, und berichtet weiter, wie an die Folgen des Sieges auch die Unterwerfung anderer Völker sich geknüpft; Tacitus [6]) aber gedenkt bei der Erwähnung des Todes dieses Lentulus Cossus seines Kriegsruhmes und seines Triumphes über die Gätulier. Wir haben hier also an Cn. Lentulus Cossus zu denken, dessen Tod, und zwar in hohem Alter, im J. 779 u. c. erfolgte; er hatte im J. 753 u. c. das Consulat verwaltet, war früher, wie wir aus Tacitus wol entnehmen können, in dürftigen Umständen gewesen, aus denen er sich aber zu einem bedeutenden, nicht mit Unrecht erworbenen und auch mit Mäßigung genossenen Vermögen emporgeschwungen hatte. Nach der Führung des Consulats, im höhern Kriegs- und Staatsdienste verbleibend, wird er mit Auszeichnung von demselben Tacitus bei dem nach Augustus' Tod unter den Legionen in Pannonien ausgebrochenen Aufstande (um 767 u. c.), zu dessen Beschwichtigung Tiberius den jungen Drusus entsendet hatte, erwähnt. Die meuterische Soldateska, die in ihm einen Hauptwidersacher zu erkennen glaubte, der zugleich, weit an Alter und Kriegsruhm hervorragend vor Andern, auf die Entscheidungen des Drusus den entschiedensten Einfluß ausübe, verfolgte ihn, sodaß er, obwol unerschrocken und in keiner Weise nachgebend, kaum sein Leben retten konnte [7]). Daß er ebenso im Senate eine bedeutende Stellung eingenommen, ergibt sich aus der Berathung, die im Senate (769 u. c.) nach dem freiwilligen Tode des des Hochverraths angeklagten Libo Drusus stattfand [8]), sowie aus einem ähnlichen Falle bei der Anklage des Sejanus im Jahre der Stadt 775 [9]). Sein Tod erfolgte, wie bemerkt, im J. 779 u. c. In diesen wenigen Angaben, die uns in diesem Lentulus Gätulicus einen ebenso ernsten, als angesehenen Staatsmann und Feldherrn erkennen lassen, findet sich jedoch Nichts, was uns berechtigen könnte, in ihm den griechischen und römischen Dichter Gätulicus, der selbst lasciver Poesie nicht fremd blieb, zu erkennen, oder nur zu vermuthen, zumal da nirgends einer wissenschaftlichen Bildung des Mannes, oder einer Beschäftigung mit gelehrten Studien oder mit Poesie gedacht wird. Man wird daher auf seinen Sohn geführt, der, wie Vellejus [10]) ausdrücklich bemerkt, den ruhmvollen Beinamen seines Vaters annahm und als junger Mann ein Muster aller Tugenden war. Wir finden diesen Cn. Lentulus Gätulicus als Consul in dem J. 779 u. c. [11]), in welches der Tod seines Vaters fällt, und später [12]), um 787 u. c., als Befehlshaber der in Germania superior stationirten Legionen, deren Liebe er sich in hohem Grade gewonnen hatte, ebenso sehr durch ungemeine Milde und Nachsicht, wie durch mäßige Strenge, sodaß ihm selbst die Zuneigung des nahen, in der Germania inferior befindlichen, Heeres unter L. Apronius folgte. Er war der einzige von den Verwandten des Sejanus, welcher von der Verfolgung, die diesen und seine Verwandten und Anhänger betroffen hatte, frei und in fortwährender Gunst bei dem Kaiser Tiberius geblieben war, an den er ein, die Bitte um Beibehaltung seines Commando's aussprechendes, freimüthiges Schreiben richtete, das auch seinen Eindruck nicht verfehlt zu haben scheint. Aus Dio Cassius [13]) ersehen wir, daß er auch wirklich zehn Jahre lang das Commando des Heeres in Germanien führte und ein angesehener Mann war, dann aber, im J. 792 u. c., von Caligula hingerichtet ward wegen des Verdachtes einer Verschwörung mit Lepidus. Im Commando des Heeres ward Galba sein Nachfolger, der sich dem Heere alsbald durch größere Strenge der Disciplin bemerklich machte und dadurch den Spruch der Soldaten veranlaßte: Disce miles militare, Galba est, non Gaetulicus [14]). Dieser Gätulicus scheint jedenfalls ein Mann von wissenschaftlicher Bildung gewesen zu sein, der sich auch durch Schriften bekannt gemacht hat, wie wir aus Suetonius ersehen, der bei den verschiedenen, im Umlaufe befindlichen, Ansichten über den Geburtsort des

4) Die Stelle lautet wörtlich so: An ego verear (neminem viventium, ne quam in speciem adulationis incidam, nominabo), sed ego verear, ne me non satis deceat, quod decuit M. Tullium, C. Calvum, Asinium Pollionem, M. Messalam, Q. Hortensium, M. Brutum, L. Sullam, Q. Catulum, Q. Scaevolam, Ser. Sulpicium, Varronem, Torquatum (immo Torquatos), C. Memmium, Lentulum Gaetulicum, Annaeum Senecam et proxime Verginium Rufum et si non sufficiunt exempla privata, divum Julium, divum Augustum, divum Nervam, T. Caesarem? etc. etc. Titze hat in der nach dem prager Codex veranstalteten Ausgabe (Prag 1820.) das in den früheren Ausgaben zwischen Lentulus und Gaetulicus befindliche Komma mit Recht weggelassen; es scheint hiernach auch in der prager Handschrift wirklich zu fehlen. 5) Lib. IV. Cap. 12. §. 41: Musulanios atque Gaetulos accolas Syrtium Cosso duce compescuit: unde illi Gaetulici nomen. Latius victoria patuit etc.; s. dazu die Ausleger, nebst *Vellejus Pat.* II, 116. 6) Annall. IV, 44: Obiere eo anno Cn. Lentulus et L. Domitius. Lentulo super consulatum et triumphalia de Gaetulis gloriae fuerat bene tolerata paupertas, dein magnae opes innocenter paratae et modeste habitae. Des Triumphes gedenkt auch Vellejus a. a. O.

7) s. das Nähere bei *Tacitus*, Ann. I, 27. 8) Ebendaselbst II, 32. 9) Ebendaselbst III, 68. Vgl. auch IV, 29. 10) II, 116: — Sed Cossus victoriae testimonium etiam in cognomen filii contulit, adolescentis in omnium virtutum exempla geniti. 11) s. *Tacit.* Ann. IV, 46, vergl. 42. 12) *Tacit.* Ann. VI, 30. 13) s. *Dio Cass.* LIX, 22, vergl. LVII, 24, und *Sueton.* Claud. 9. 14) s. *Sueton.* Galb. 6.

Kaisers Caligula (Caligul. 8) ausdrücklich auf diesen Cn. Lentulus Gätulicus verweist, nach dessen Angabe der Kaiser zu Tibur auf die Welt gekommen, während Plinius dafür Trier gesetzt, und zugleich damit eine Widerlegung des Gätulicus, der bei seiner Angabe von Schmeichelei bestimmt gewesen, verbunden hatte. Man kann aus dieser Nachricht, die freilich die einzige ist, welche von Schriften dieses Gätulicus spricht, doch soviel entnehmen, daß Gätulicus ein geschichtliches Werk, etwa über die Kriege der Römer in Germanien, oder ähnliche Gegenstände hinterlassen hatte, da die ihn bestreitende Angabe des Plinius nicht etwa aus dessen Historia naturalis, sondern ebenfalls aus dessen an Ausidius Bassus sich anreihenden Geschichtswerke entnommen ist, und dürfte daher dieser Lentulus Gätulicus nicht mit Unrecht von G. J. Vossius (De hist. Latt. I, 25) unter die römischen Geschichtschreiber, deren Werke jedoch verloren gegangen, gezählt worden sein; auch Egger [15]) räumt ihm darum unter den Quellen der Geschichte jener ersten Epoche der römischen Kaiserzeit eine Stelle ein, und bedauert mit Recht den gänzlichen Untergang eines Werkes, das bei der bedeutenden persönlichen Stellung des Mannes nicht blos über Rom und dessen Geschichte, sondern auch über Teutschland und die Kriege der Römer in diesem Lande uns manche Aufschlüsse hätte erwarten lassen. Auch er, so gut wie früher G. J. Vossius (a. a. O.), Lipsius (zu *Tacitus*, Ann. IV, 44) und Sirmond (zu *Sidonius Apoll.* p. 243) erklären diesen Lentulus Gätulicus für den Verfasser der oben besprochenen Epigramme der griechischen Anthologie, wie der lateinischen, nur mit Ausnahme jener drei bei Probus vorfindlichen Verse, gänzlich verlorenen Poesien, auf welche die Äußerungen des Martialis, wie des jüngeren Plinius und des Sidonius Apollinaris sich beziehen; eine Ansicht, die auch bei den Herausgebern der griechischen Gedichte Beifall gefunden hat, so namentlich bei Brunck (ad Analectt. II. p. 166 sq.), bei Schneider (Analectt. criticc. in scriptt. vett. etc. fasc. I. [Trajecti ad Viadrum 1777.] p. 13 sq.), bei Hieronymus de Bosch (Observatt. et nott. in Anthol. Graec. Vol. IV. p. 409), während der neueste Herausgeber, Jacobs (Commentt. in Anthol. Graec. T. XIII. p. 896), mit einigem Zweifel darüber sich ausspricht und auch Weichert (Poett. Latt. Reliqq. p. 251) die Entscheidung darüber ungewiß läßt. Und allerdings werden wir darin der Ansicht von Jacobs uns anzuschließen haben, da aus dem, was wir hier angeführt haben, noch nicht die völlige Gewißheit hervorgeht, mit der Manche, wie z. B. Egger, die Sache betrachten und gradezu diese griechischen Gedichte für das Werk des 792 hingerichteten Geschichtschreibers und Feldherrn Lentulus Gätulicus erklären, wenn auch gleich Manches vermuthen läßt, daß der Dichter und der Geschichtschreiber nicht für verschiedene Personen anzusehen sind. (*Baehr.*)

GAFAS, ein Stamm in Habesch, der nicht zu den Abessyniern, oder den Galla gehört, auch ein eigenes Idiom spricht. (*Daniel.*)

15) Examen critique des historiens anciens de la vie et du règne d'Auguste. (Paris 1844.) p. 168 sq.

GAFFAREL (Jacques), ein berühmter Orientalist des 17. Jahrh., im J. 1601 zu Mannes in der Provence geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und machte seine theologischen Studien auf der Universität zu Valencia. Mit besonderer Vorliebe befaßte er sich mit den orientalischen Sprachen, benutzte aber leider die genaue Kenntniß derselben nur dazu, um sich in die rabbinischen und kabalistischen Schriften zu vertiefen und nichtigen Speculationen nachzujagen. Von Valencia ging er nach Paris, wo er den Doctorgrad im kanonischen Rechte erhielt und unermüdlich der einmal eingeschlagenen Richtung folgte, wie die in dieser Zeit von ihm herausgegebene Schrift: Abdita divinae cabalae mysteria contra sophistarum logomachiam defensa (Parisiis 1625. 4.), zur Genüge beweist. Der Cardinal Richelieu wählte den mit vielseitigen Kenntnissen ausgerüsteten jungen Mann, der ihm von mehren angesehenen Gelehrten empfohlen worden war, zu seinem Bibliothekar und schickte ihn im J. 1626 nach Italien, um hier gute und seltene Handschriften und gedruckte Bücher aufzukaufen. Er dehnte seine Reise bis nach Rom aus und kam mit einer reichen Ausbeute zurück [1]). Seine eigenen Studien hatte er unterdessen keineswegs aus dem Gesichte verloren, denn bald darauf veröffentlichte er sein merkwürdigstes und bekanntestes Werk, die Curiositez inouyes sur la sculpture talismanique des Persans, horoscope des patriarches et lecture des estoilles (Paris 1629.), worin er eine ebenso große Gelehrsamkeit, als Leichtgläubigkeit an den Tag legt, und allen Ernstes die Behauptung aufstellt, daß die Talismane die Macht hätten, einen Menschen reich und glücklich zu machen und von einem Hause, oder auch von einem ganzen Lande giftige Thiere, Insekten und die schädlichen Einflüsse der Luft abzuwehren. Das Buch erhielt in mehren Auflagen [2]) (Paris 1631 und 1637 und Rouen 1650.) eine schnelle Verbreitung, und wurde von Edm. Chilmead ins Englische (London 1650.) und von Greg. Michaelis ins Lateinische übersetzt und mit gelehrten Anmerkungen bereichert (Hamburg. 1676—1678. 2 Voll. Neue Ausgabe von Fabricius, ebendas. 1706. 2 Voll.). Dem Verfasser, welchen man schon vorher seiner allerdings sonderbaren Ansichten wegen verleumdet und verfolgt hatte [3]), erregte es viele Unannehmlichkeiten und großen Verdruß, und obgleich er in der Vorrede vorsich-

1) Wenn die Biographie universelle (XVI, 248) äußert: cependant il est difficile de croire que le cardinal eût mis sa confiance dans un homme si jeune, so können wir keinen hinreichenden Grund dieses Zweifels auffinden; warum sollte man auf einen freilich jungen, aber so gelehrten Mann kein Vertrauen setzen? Außerdem wird die Thatsache mit Bestimmtheit von den übrigen Biographen versichert. 2) Nach Andern soll es in dem Zeitraume von sechs Monaten drei Auflagen erlebt haben. Wir besitzen bis jetzt kein genaues Verzeichniß der Schriften Gaffarel's; die von Leo Allatius (Apes urbanae [Romae 1633.] p. 139 sq.) und P. Colomesius (Gallia orientalis [Hag. Com. 1665. 4.] p. 154 und 260 sq.) gegebenen Verzeichnisse sind unvollständig und ungenau und vermischen die von ihm bereits herausgegebenen Schriften mit den noch herauszugebenden. 3) Er faßte deshalb auch mehrmals den Entschluß, Nichts mehr zu schreiben, oder doch wenigstens seine Arbeiten nicht zu veröffentlichen, kam aber jedes Mal wieder davon ab.

tig bemerkt hatte, daß er den Curioſitäten nur in ſoweit Glauben ſchenke, als es die Kirche geſtatte [4]), ſo fand ſich doch die Sorbonne veranlaßt, gegen ihn einzuſchreiten, und er mußte einen Widerruf, und als dieſer nicht genügend befunden wurde, einen zweiten unterzeichnen. Bald darauf gab auch Ch. Sorel unter dem falſchen Namen Sieur de l'Isle eine Widerlegung der Curioſitäten heraus, welche den Titel führt: Des Talismans ou Figures faites sous certaines constellations pour faire aimer et respecter les hommes, les enrichir, guérir leurs malades, avec des observations contre le livre des curiosités inouies de Gaffarel etc. (Paris 1636.), und von der Leichtgläubigkeit nicht nur der ungebildeten, ſondern auch der gelehrteſten Leute jener Zeit ein trauriges Zeugniß gibt. Um dem gegen ihn aufgeregten Sturme zu entgehen, begab ſich Gaffarel im J. 1632 zum zweiten Male nach Rom und lernte daſelbſt Leo Allacci (Allatius), den berühmten Bibliothekar des Vaticans, kennen, mit welchem er eine innige Freundſchaft ſchloß. Im folgenden Jahre ging er nach Venedig und wohnte daſelbſt in dem Hotel des franzöſiſchen Geſandten de la Thuilerie, eines großen Freundes der Wiſſenſchaften und beſonderen Gönners der Gelehrten. Als dieſer den Wunſch äußerte, ein vollſtändiges Verzeichniß der von der Politik handelnden Bücher zu beſitzen, wandte ſich Gaffarel, welcher der Löſung dieſer Aufgabe nicht gewachſen war, an den bekannten Gelehrten Gabr. Naudé (ſ. d. Art.), einen ſeiner früheren Gönner, und ſo entſtand deſſen Bibliotheca politica (Venetiis 1633. 12. und öfter). Von Venedig aus machte Gaffarel eine Reiſe nach Griechenland und beſuchte die Küſten Aſiens, von wo er manche merkwürdige und koſtbare Erwerbungen mitbrachte. Nach ſeiner Zurückkunft nach Frankreich hatte ſich der Unwille gegen ihn bereits gelegt, und man konnte nicht umhin, ſeiner Gelehrſamkeit wenigſtens Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Er wurde nach und nach zum Almoſenmeiſter des Königs, zum Protonotar des apoſtoliſchen Stuhles, zum lebenslänglichen Prior von Saint-Gilles, von Reveſt de Brouſſe in der Diöceſe von Siſteron und zum Abte des Kloſters von Sigonce in der Provence ernannt [5]). Er widmete ſich jetzt ganz den Pflichten ſeines Standes, und gab ſich insbeſondere ſehr große Mühe, durch Predigten und Ermahnungen die Anhänger der Calviniſchen Lehre in den Schoos der katholiſchen Kirche zurückzuführen. In dieſe Zeit fällt ſeine Quaestio pacifica, num orta in religione dissidia componi et conciliari possint per humanas rationes et philosophorum principia, per antiquos christianorum libros rituales et per propria haereticorum dogmata. (Parisiis 1645. 4.) Im J. 1641 hielt er zu Grenoble Advent- und Faſtenpredigten mit ſo großem Beifall, daß ſich ſeine Neider wieder erhoben, und ein Stiftsherr dieſer Stadt ihn in einem unter falſchem Namen herausgegebenen Briefe beſchuldigte, daß er in ſeinen Predigten den Proteſtanten günſtige Grundſätze aufgeſtellt und verfochten habe. Gaffarel begnügte ſich, von der Kanzel herab zu verkündigen, daß er ſeinem Gegner von ganzem Herzen verzeihe; das Parlament aber, minder nachſichtig, befahl, die verleumderiſche Schrift zu verbrennen und den Verfaſſer derſelben zu verfolgen. Von dieſer Zeit und dieſer Thatſache ſchreibt ſich der ungerechte Verdacht her, den man auch noch ſpäter gegen Gaffarel hegte, und der manche Schriftſteller [6]) zu der Behauptung veranlaßte, daß er, um die Zurückkehr der Proteſtanten zur katholiſchen Kirche leichter zu bewirken, von dem Cardinal Richelieu ermächtigt geweſen ſei, gegen die Lehre vom Fegfeuer zu predigen. Dieſer Miniſter wünſchte in der That die Wiedervereinigung der verſchiedenen chriſtlichen Religionsgemeinſchaften, aber weder er, noch Gaffarel dachten je daran, dieſer Vereinigung ein von der Kirche gelehrtes Dogma zu opfern. Gaffarel zog ſich gegen das Ende ſeines Lebens in ſein Kloſter von Sigonce zurück, wo er im J. 1681 in einem Alter von 80 Jahren ſtarb [7]). Er verſtand faſt alle älteren und neueren Sprachen, und man kann ihm den Ruhm ungewöhnlich großer Gelehrſamkeit nicht ableugnen; aber es wäre für ihn erſprießlicher geweſen, wenn er ſein Gedächtniß weniger mit unnützen Dingen überladen, mehr für die Klarheit ſeines Geiſtes geſorgt und ſeinen Hang zum Sonderbaren und Übertriebenen niedergekämpft hätte. Außer den ſchon genannten Werken führen wir noch an: Les tristes Pensées de la fille de Sion sur les rives de l'Euphrate, paraphrase du psaume CXXXVI (Paris 1624. 12.); Dies Domini sive de fine mundi a Rabbi Elcha ben David conscriptum et ex Hebraeo in Latinum a *Gaffarello* conversum (Parisiis 1629. 12.); Lacrymae sacrae in obitum summi Philosophi Jani Caecilii Frey, Reginae Matris et Parisiensis Medici (Parisiis 1631. 4.); Nihil, fere nihil, minus nihilo, sive de ente et medio inter ens et non ens positiones XXVI (Venetiis 1635.); Mariales gemitus (Parisiis 1638. 4.) und Index codicum cabbalisticorum, quibus Joannes Mirandulanus comes usus est cum commentario *D. Amelii*. (Parisiis 1651.) Von einem andern umfaſſenden Werke: Histoire universelle du monde souterrain, contenant la description des plus beaux antres et des plus rares grottes, caves, voûtes, cavernes et

4) Auch die Aſtronomen traten gegen ihn auf und verſpotteten ihn beſonders wegen der am Ende ſeines Buches befindlichen beiden Himmelskarten, worauf die Sterngruppen nicht die gewöhnlichen Sternbilder, ſondern hebräiſche Buchſtaben darſtellen. 5) Bayle, welcher glaubt, daß Gaffarel nur, um befördert zu werden, widerrufen habe, gibt ſeine Pfründen und Titel an, wie folgt: Il était docteur en théologie et en droit canon, protonotaire du saint siége apostolique, et prieur commendataire de Saint-Gilles. Il est mort doyen en droit canon de l'université de Paris, prieur de Revest de Brousse, au diocèse de Sisteron, et commandeur de Saint-Omeil. *Konig* l'appelle Sigonciae apud *Gallos Abbas*.

6) Darunter auch Bayle; dieſer ſagt: On prétend que le cardinal de Richelieu voulut l'employer à sa grande affaire de la réunion des religions, et qu'afin de sonder le gué, il l'autorisa de prêcher contre la doctrine du Purgatoire. 7) Vgl. über die Lebensverhältniſſe Gaffarel's P. Bayle's Dictionnaire historique et critique, Art. *Gaffarel*, Fabricius in der Einleitung zu ſeiner Ausgabe der lateiniſchen Überſetzung der Curioſitäten und die Biographie universelle, Tom. XVI. p. 248 sqq.

spelonques de la terre, erschien nur der Prospectus (Paris 1666. Fol.), welcher sehr selten geworden ist. Gaffarel hatte darin einen sonderbaren Stoff auf eine höchst sonderbare Weise behandelt, die Grotten nicht nur der Erde, sondern auch der Hölle und des Fegfeuers genau beschrieben, und behauptet, daß der menschliche Körper ganz aus Grotten bestehe; auch hatte er darin nachgewiesen, daß das jüngste Gericht im Thale Josaphat nicht gehalten werden könne, weil dieses viel zu klein sei. Das Buch selbst, welches sicher ein Denkmal der Verirrungen des menschlichen Verstandes mehr geworden wäre, erschien nie, obgleich Gaffarel die Herausgabe desselben in seinem Testamente ausdrücklich verordnet hatte. (*Ph. H. Külb.*)

GAFLENZ, ein Markt im Districtscommissariate Groß-Raming des Traunkreises des Erzherzogthums Österreich ob der Ens, an der vor Waidhofen an der Ybbs in das österreichische Ensthal führenden Eisenstraße, mit 42 Häusern, 300 teutschen Einwohnern, einer eigenen katholischen, zum Bisthume Linz gehörigen Pfarre, einer schon im J. 1140 eingeweihten Kirche, die Glasmalereien und eine Orgel von dem berühmten Orgelbauer Chrismann hat, einer Schule und einem Eisenwerke (Zerren- und Streckhammerwerke). In der Umgegend gibt es viele andere Eisenwerke. (*G. F. Schreiner.*)

GAFOR (Franchinus), auch GAFORIO, GAFORUS oder GAFURIUS genannt, ein berühmter Musikgelehrter, der vom 15. in das 16. Jahrh. gelebt. Er war am 14. Jan. 1451 zu Lodi geboren (daher Laudensis genannt, nach Laus Pompeji, dem spätern Lodi), nicht nach der französischen Stadt Laon, die frühere Schriftsteller irrthümlich für seinen Geburtsort annahmen. Er war zuerst für den geistlichen Stand bestimmt, erwarb sich auch die priesterlichen Weihen, wandte sich aber aus Vorliebe der Musik zu, in der Godendag (Gutentag, Bonadies) sein Lehrer ward. Zwei Jahre studirte er in Mantua praktische und theoretische Musik, schrieb mehre Abhandlungen und ging dann als Professor der Musik nach Verona. Von da folgte er auf kurze Zeit einem Rufe nach Genua und ging dann nach Neapel, wo er unter andern mit Filippo Bononio di Caserta öffentliche Disputationen über Musik hielt. Durch den Krieg und die ausgebrochene Pest vertrieben, kehrte er nach Lodi zurück, wandte sich dann, vom dortigen Bischofe berufen, auf drei Jahre nach Monticello, von da nach Bergamo, um bald wieder durch Kriegsunruhen vertrieben zu werden. Endlich wurde er 1484 als Lehrer der Musik nach Mailand berufen und zum Phonascus (Chordirector, Gesangdirector) am Dom erwählt. In dieser Stellung blieb er bis zu seinem am 24. Juni 1522 erfolgten Tode. Die vorstehenden und noch nähern Nachrichten hat des Gafurius Landsmann, Pantaleon Melegulus, dem Hauptwerke desselben beigegeben. Entscheidend für den Standpunkt des Gafurius und für die Beurtheilung seiner Werke ist es, daß er in eine Zeit trat, die durch die Eroberung Constantinopels durch die Türken (1453) und die Übersiedlung griechischer Gelehrten mit ihren Traditionen und Manuscripten eine neue und scharfe Anregung erhielt, sich griechischer Cultur und dem Studium classisch-hellenischer Wissenschaft und Kunst zuzuwenden. In Bezug auf Musik war dies im Grunde schon immer der Fall gewesen. In der Entwickelung dieser Kunst kann man in den Jahrhunderten um Gafur's Zeit, bis in das sechszehnte hinein, drei Strömungen neben einander beobachten. Die Volksmusik (zu der nothwendig auch der Minnesang und die sonstige dem höfischen und Ritterwesen angehörige Musik zu rechnen ist) nahm — ohne allgemeine Culturanstalten nur auf Tradition und den Naturgang gestützt — ihren Verlauf für sich, bis sie, bei theilweisem Verkommen einzelner Abzweigungen, unter dem Einflusse der Reformation und des musikalischen Drama im allgemeingewordnen Kunstleben ihre Stätte fand. Die Kirche traf (von Ambrosius und Gregor I. an) ihre Maßregeln für Kunstcultur, aber nur zu ihren Zwecken, daher nur auf das Praktische gerichtet. So hatte sich der cantus planus, der Discantus und Contrapunkt, die Mensuralmusik ausgebildet. Der erste gehörte, — fremd, ja widernatürlich und feindlich allem Natur- und Volksgesange, — ausschließlich der Kirche an; die Mensuralmusik mit ihren fast unlösbaren und unerträglichen Schwierigkeiten und Künstlichkeiten war, von ihm und dem sprachlichen Rhythmus des Textes ausgehend, das noch weit vom Ziel abstehende Ringen nach dem Taktwesen, der vollendeten musikalischen Rhythmik. Dem Contrapunkte stand nicht blos der Mangel eines ausgebildeten und gelenk gewordenen Taktwesens, sondern auch der einer festbegründeten und genugsam entwickelten Harmonik hindernd im Wege. So hatte (von der Unvollkommenheit der Instrumente abgesehen) die Kunst noch mit der Aneignung und Entfaltung ihrer leiblichen Bedingungen genug zu ringen und zu schaffen, und vermochte noch nicht zu einem geistig bedeutsamen und reichen Inhalt zu gelangen; erst von dem Anstoße, den die Reformation ihren Anhängern und ihren Gegnern gab, wurde die Knospe des tondichterischen Geistes weckend berührt. Welches konnte nun die Base oder Aufgabe der dritten, jener oben bezeichneten Strömungen, der Kunstlehre, sein? Einestheils Anbau der Technik, — Entwickelung des Tonsystems, der Tonarten, des Contrapunktes, der Mensur; alles das, und was sonst hierher gehört, bei dem noch unentwickelten Inhalte der Kunst wenig befriedigend für höhere Intelligenz. Anderntheils Zurückwendung auf die Vorzeit der Kunst bei den Griechen, eine Zeit, die im Glanze der Classicität schimmerte und deren Überlieferungen um so reichern Stoff zu gelehrten Commentationen und Diatriben gaben, je unvollständiger und unzuverlässiger sie im Grunde waren. Daher knüpften alle Musikgelehrten bei den Griechen (namentlich bei Boethius) an und suchten bald die neuere Musik auf die griechische zu gründen, bald den Vorzug der letztern zu erweisen; sind doch sogar in unsern Tagen noch Nachläufer dieses grăcisirenden Streitheeres mit ansehnlichem Forscherapparat und kühnen Hypothesen und Schlüssen hervorgerückt. Nicht damals, erst viel später, konnte klar erkannt werden, daß unsere und die griechische Musik wesentlich verschiedene Zwecke und Mittel haben und die Rückführung unserer auf jene nur zur Verwirrung, gewiß nicht zur Erläuterung oder zum Fortschritte gereichen mußte.

Gafurius nun konnte so wenig, wie irgend einer seiner Zeitgenossen über die Schranke seiner Zeit hinaus. Daher beschäftigt er sich gleich in seinem ersten Werke De effectibus et commentatione Musicae. (Neapolis per Magistrum *Franc. de Dino*. 1480. 4.) c. fig. und Theoricum opus harmonicae disciplinae. (Neapolis per *eundem*. 1480. 4.) c. fig. mit den Lehren des Boethius über griechische Musik und mit denen des Guido von Arezzo über Solmisation, also Tonlehre der eignen Zeit. Auch in einem spätern Werke Angelicum ac divinum opus Musicae, materna lingua scriptum. (Mediolani 1508.) ist der Hauptgegenstand die Lehre des Boethius. Desgleichen ist in dem Werke: *Franch. Gaforii Laudensis*, Regii musici publice profitentis, delubrique Mediolanensis Phonasci, de Harmonia musicorum instrumentorum Opus (das zu Mailand 1518, oder in einer frühern Ausgabe schon 1500 erschienen) die Erläuterung des Systems der alten griechischen Harmoniker Hauptsache. Wichtiger und besonders für die nachfolgenden Zeiten historisch ergiebiger muß ein anderes Werk befunden werden: Practica Musicae, lib. IV. in Mailand 1496 in 4. mit Notendruck, in Brixen 1497 und 1502, in Venedig 1512 gedruckt. Das erste Buch enthält Elementarisches: Tonlehre, Schlüssel, Notenlehre, Theorie von den Consonanzen (Octave, Quinte, Quarte) und Bildung der sieben Tonarten; das zweite Buch handelt von Mensur und Figuren; das dritte vom Contrapunkte, seinen Arten, den acht Regeln für denselben; das vierte gibt die Lehre von den Proportionen. In diesem Buche hat sich Gafurius von der Verfangenheit seiner Zeitgenossen in Rückblicken und verwirrenden Rückbeziehungen auf die griechische Rhythmopoie frei zu halten gewußt und über die verwickelte und schwere Mensurallehre des 15. und 16. Jahrh. die vollständigste und beste Belehrung gegeben, die wir besitzen. Als Stütze dienten ihm übrigens die Werke des Niederländers Johann Tinctor (der bis gegen 1490 Professor der Musik in Neapel war und mit dem er dort öffentliche Disputationen gehalten), besonders dessen Tractatus de contrapuncto und Practica musica, die 20 Jahre vor dem Erscheinen der Gafurischen Practica Musicae vollendet waren. Der Einfluß Gafur's auf das Musikstudium in seiner Zeit und seine Autorität bei den Nachfolgern waren groß und pflanzten sich durch zahlreiche Ausgaben seiner Werke fort. (*A. B. Marx.*)

GAGAE (alte Geographie), Γάγαι, eine Stadt Lyciens, wird von Hierokles [1]) Gaga genannt, ist das von Skylax [2]) in die nämliche Lage gesetzte Ligaea (Λιγαία), welche Wortform aller Wahrscheinlichkeit nach durch einen Schreibfehler der Abschreiber entstanden ist, hieß nach Stephanus von Byzanz ursprünglich Παλαιὸν τεῖχος (die alte Mauer, Schanze, Burg oder Stadt mit einer Mauer versehen), wird im Periplus 60 Stadien östlich von Melanippe gesetzt. Mannert [3]) sagt in dieser Beziehung auf die Angabe des Periplus: „wahrscheinlich an einem Flusse von der Küste etwas entfernt, weil der Abstand von Melanippe gegen Norden nach der Mündung des Flusses Limyros ebenfalls 60 Stadien beträgt." Plinius [4]) führt Gagae in folgender Verbindung auf: In Lycia von dem Vorgebirge desselben angefangen die Stadt (oppidum) Simena, der des Nachts brennende Berg Chimära, die Stadt (civitas) Hephästium, und auch sie auf oft brennendem Gebirgsrücken. Die Stadt (oppidum) Olympus ist daselbst gewesen: nun sind die Gebirgsorte (montana) Gagä, Corydalla, Rhodiopolis. An dem Meere Limyra nebst dem Flusse, in welchen der Arycandus hineinfließt, und der Berg Massycites. Die Stadt (civitas) Andriaca, Myra u. s. w. Von Galenus [5]) und Dioscorides (V, 14) wird die Angabe der Alten aufgeführt, daß aus Gagä der den Namen Gagat habende Stein komme und nach Gagä genannt sei. Er werde in einem dieser Stadt benachbarten Flüßchen gewonnen. (*Ferdinand Wachter.*)

GAGASMIRA (alte Geographie), eine Stadt Indiens, intra Gangem, im Lande der Kaspirái, wird von Ptolemäus weiter nördlich als das nicht von fern den Quellen des Flusses Namadus, des heutigen Paddars, ganz in der Nähe der rajputischen Stadt und Festung Judpur (Dschudpur) befindlichen Heraſſa gesetzt, und scheint nach Mannert [6]) das auf neuern Karten nordwestlich von Judpur verzeichnete Zesselmer zu sein. (*Ferd. Wachter.*)

GAGE (Thomas), ein Missionär und Reisender, gegen das Ende des 16. Jahrhunderts in Irland geboren, stammte aus einer angesehenen katholischen Familie und wurde von seinem Vater nach Spanien geschickt, um bei den Jesuiten seine Studien zu machen und dann in den Orden derselben zu treten. Er faßte aber eine so gründliche Abneigung gegen die Gesellschaft Jesu, daß er ihr, obschon sein Vater ihn mit seinem Fluche bedrohte und ihm für immer die Wiederaufnahme in seine Familie versagte, den Rücken kehrte und zu Valladolid das Ordenskleid des heiligen Dominicus nahm. Während er sich in dem Kloster zu Xerez in Andalusien aufhielt, ließ er sich durch einen Obern seines Ordens bereden, als Missionär nach den Philippinen zu gehen, keineswegs aber, wie er selbst gesteht, um für das Seelenheil der Heiden zu sorgen, sondern um die Freuden des Lebens zu genießen und sich Reichthümer zu erwerben. Da von Seiten der Regierung ein strenges Verbot bestand, einen Engländer nach den spanischen Besitzungen zu führen, so gelang es ihm nur mit Mühe und in ein leeres Faß versteckt, mit mehren andern Ordensbrüdern sich zu Cadiz einzuschiffen. Das Fahrzeug ging am 2. Juli 1625 unter Segel und erreichte am 12. Sept. Guadeloupe, wo mehre Mönche, die ans Land gegangen waren, von den Indianern erschlagen wurden, wodurch fast alle die Lust verloren, sich als Glaubensprediger unter die Wilden zu wagen. Der Capitän zwang sie indessen, die Reise fortzusetzen, und am 8. Oct. kamen sie wohlbehalten nach Mexico. In dem

1) p. 638. 2) p. 39. 3) Geographie der Griechen und Römer. 6. Th. 3. Heft. S. 165.

4) Natur. Histor. Lib. V. Cap. 28. 5) Ἀπλ. φαρμακ. IX. p. 123.

6) Geographie der Griechen und Römer. 5. Th. S. 145.

Kloſter, das zu ihrer Erholung von den Anſtrengungen der Reiſe beſtimmt war, und wo ſie bis zum Frühjahre bleiben ſollten, hörte Gage ſoviel Ungünſtiges von den Philippinen, daß er am Tage vor der Abreiſe nach Acapulco ſich mit einigen Gefährten, denen ebenſo wie ihm das angenehme Leben in Neuſpanien behagte, heimlich davon machte und nach Chiapa ging, wo man ihn ſehr wohlwollend aufnahm. Er unterrichtete hier einige Zeit die Jugend in der lateiniſchen Sprache und begab ſich dann nach Guatimala, wo er ſeine theologiſchen Studien fortſetzte und zum Profeſſor der Philoſophie ernannt wurde. Er erlernte jetzt die Sprache der Eingeborenen und lebte unter ihnen fünf Jahre als Prediger. Da es ihm während dieſer Zeit gelungen war, ein Vermögen von 9000 Piaſtern zu ſammeln, ſo wandelte ihn die Luſt an, ſein Vaterland wiederzuſehen. Er brach daher im J. 1637 auf, wanderte durch die Provinz Nicaragua und beſtieg in einem Hafen von Coſta rica ein ſpaniſches Fahrzeug. Kaum hatte dieſes aber die hohe See erreicht, als es von einem holländiſchen Piraten genommen wurde, wodurch Gage den größten Theil ſeines, wie er ſelbſt zugibt, nicht immer auf die rechtlichſte Weiſe erworbenen Reichthums verlor. Er wurde von den Holländern wieder nach der amerikaniſchen Küſte gebracht, kam aber noch in demſelben Jahre auf einem andern Schiffe nach Spanien zurück. Er legte hier ſogleich ſein Ordenskleid ab und ſchiffte ſich bei der erſten Gelegenheit nach ſeiner Heimath ein, wo er ſeinen Vater nicht mehr am Leben, ſich ſelbſt aber enterbt fand. Da bereits während ſeines Aufenthaltes in Neuſpanien Zweifel über einige Lehren der katholiſchen Kirche in ihm aufgeſtiegen waren, ſo begab er ſich im J. 1639 nach Italien, um ſich daſelbſt Belehrung zu verſchaffen. Dieſe genügte ihm aber ſo wenig, daß er ſogleich nach ſeiner Zurückkunft nach England zu London den katholiſchen Glauben öffentlich und feierlich abſchwor. Durch die Verwendung einiger Gönner erhielt er bald darauf die Pfarrei von Deal und er benutzte die ihm jetzt gewordene Muße, um ſeine Erlebniſſe und Reiſeabenteuer niederzuſchreiben. Sein übrigens ſchlecht geſchriebener Bericht erſchien unter dem Titel: A Survey of the West-Indies (Lond. 1648. Fol.) und erregte ſo großes Aufſehen, daß er nicht nur mehre Auflagen (Lond. 1655 et 1677. Fol.) erlebte, ſondern auch ins Franzöſiſche von Beaulieu Juës D'Neil (Paris 1676. 2 Voll. 12. Amsterdam 1695. 1699. 1720 et 1721. 2 Voll. 12.), ins Holländiſche (Utrecht 1682. 4.) und (aus dem Franzöſiſchen) ins Teutſche (Leipzig 1693. 4.) überſetzt wurde. Er war unſtreitig zu jener Zeit von großer Wichtigkeit, da er zuerſt zuverläſſige Nachrichten über die Beſchaffenheit und die Hilfsquellen eines Landes verbreitete, welches die Spanier gegen jeden Fremden ſtreng verſchloſſen hielten; auch über das Leben und Treiben der damaligen ſpaniſchen Miſſionäre erhält man überraſchende Aufſchlüſſe, welche aber in der franzöſiſchen und teutſchen Überſetzung größtentheils weggeblieben ſind. Für England war das Erſcheinen dieſes Buches von noch ganz beſonderer Bedeutung, da es mehre Expeditionen gegen die reichen ſpaniſchen Colonien veranlaßte. Gage ſelbſt ſchiffte ſich, von ſeinem unruhigen Geiſte getrieben, auf einer Flotte ein, welche im J. 1654 Jamaica eroberte, und ſtarb ein Jahr ſpäter auf dieſer Inſel*). (*Ph. H. Külb.*)

Gagea *Radd.*, ſ. Zygodon.

Gagea *Salisb.*, ſ. Ornithogalum.

GAGELÖL (Oleum Myricae Gale), ein ſauerſtoffhaltiges ätheriſches Öl. Es wurde zuerſt von Rabenhorſt durch Deſtillation der Blätter von Myrice Gale mit Waſſer erhalten; hingegen iſt die Quantität ſo gering, daß man, aus 24 Pfund Blätter nur 42 Gran Öl gewinnen kann, ſobald man daſſelbe Waſſer mehrmals über neue Mengen von Blättern abzieht. Das Gagelöl iſt von gelber bis brauner Farbe; es beſitzt den Geruch der Pflanze, und einen Anfangs milden, dann aber brennenden und zuſammenziehenden Geſchmack. Bei einer Temperatur von 15° iſt es ſehr dickflüſſig, und bei 12° wird es faſt feſt, indem ſich das $^7/_{10}$ ſeines Gewichts betragende Stearopten abſetzt. 100 Theile Alkohol von 0,875 ſpec. Gewicht löſen bei 15° nur $2^1/_2$ Theile auf; in Äther hingegen iſt es leicht löslich. Das ſpec. Gewicht des Gagelöls iſt bei 17° = 0,876. Mit Jod färbt es ſich grün, ohne zu verpuffen. Das aus Eläopten und Stearopten gemiſchte Öl enthält 81,75 Kohlenſtoff, 3,00 Waſſerſtoff und 15,25 Sauerſtoff. (*J. Loth.*)

GAGERN, die Familie von (teutſche Geſchichte, Publiciſtik und Biographik). — Vorbemerkung: Der Name Gagern hat in unſerm Vaterlande ſchon lange einen guten Klang, indem bereits in den erſten Decennien unſers Jahrhunderts der eine Träger deſſelben, damals gewöhnlich der Freiherr von Gagern ſchlechtweg genannt, theils als hochgeſtellter Staatsmann und Diplomat, theils als geiſtvoller Schriftſteller im Gebiete der praktiſchen Politik oder Staatskunſt, ſowie der Publiciſtik und Geſchichte, beſonders aber ſeit Teutſchlands nach den Befreiungskriegen verſuchter Wiedergeburt als echt teutſcher Vaterlands- und Volksfreund durch ſeine Betheiligung bei allen bedeutenderen politiſchen und ſocialen Fragen der Gegenwart zu den „öffentlichen Charakteren" gehörte, deren ſich bekanntlich bei uns ſeither nur eine ſehr geringe Zahl fand. Einen noch ausgebreiteteren Ruf, ja eine europäiſche Berühmtheit erhielt jedoch dieſer Name ſeit den welterſchütternden Ereigniſſen von 1848, als auch unſer teutſches Volk den 1815 geſcheiterten Verſuch, endlich wieder eine Nation im Sinne des Völkerrechts, d. h. ein ſelbſtändiger wahrhafter Staat und zwar ein conſtitutionell-monarchiſcher Bundesſtaat zu werden, wiederholte, und als für eine dieſem Zweck entſprechende Verfaſſung zwiſchen den verſchiedenen teutſchen Regierungen und Völkern zu Stande zu bringen, jene teutſche Nationalverſammlung in der Paulskirche in Frankfurt a. M. zuſammentrat, deren erſter Präſident und überhaupt einflußreichſtes Mitglied ein Sohn des Erſtgenannten, Heinrich von Gagern, war. Aber auch noch ein anderer Sohn deſſelben hat zu dieſem Ruhme der Familie beigetragen, der General Friedrich von Gagern, der bei der Bekämpfung der erſten republikaniſchen Schilderhebung in

*) Vgl. Biographie universelle. Tom. XVI. p. 253 sqq.

Baden Ende April 1848 auf so beklagenswerthe Weise als erstes Opfer jener unsinnigen Unternehmung seinen Tod fand. Endlich ist auch noch ein jüngerer Bruder, Maximilian von Gagern, hier zu nennen, der sich ebenfalls theils als Abgeordneter in der teutschen Reichsversammlung, theils später als Mitglied des teutschen Reichsministeriums einen guten Namen erwarb. Demgemäß möchte es keiner besondern Rechtfertigung bedürfen, wenn hier von der Familie Gagern im Zusammenhange gesprochen wird, zumal in dem Wirken derselben eine so innige Wechselbeziehung stattfindet, daß das Verständniß jedes der genannten einzelnen Glieder auch das der übrigen voraussetzt oder erklärt. Hierzu kommt noch als das Eigenthümliche dieser Familie und ihrer Wirksamkeit, daß in ihr die allgemein politischen Zustände und Schicksale unsers Vaterlandes während fast eines halben Jahrhunderts sich abspiegeln und zugleich die passendste Gelegenheit zu einer principiellen Beleuchtung der wichtigsten der Staatsfragen unserer Gegenwart, der noch immer ungelösten teutschen Verfassungsfrage sich darbietet; dies gilt besonders von den schriftstellerischen Erzeugnissen des erstgenannten Hauptes derselben, zugleich des Nestors der teutschen Staatsmänner oder Diplomaten, Staatsredner und Publicisten, der seit fast zwei Menschenaltern, wie schon angedeutet, über die wichtigsten Angelegenheiten unserer Nation seine Stimme abgegeben hat und dessen Worte noch gegenwärtig um so mehr Beachtung verdienen möchten, als dermalen [1]) aller Wahrscheinlichkeit nach eine Rückkehr oder ein Zurückfallen in jene traurige „vormärzliche" Periode bevorsteht, in welche der größte Theil der Gagern'schen an (damals leider! nicht beherzigten) Mahnungen und Warnungen so reichen Schriften fällt. Hoffentlich hat die traurige Erfahrung seit 1848 fg., auf welcher tiefen Stufe der politischen Bildung unsere teutsche Nation noch steht, in derselben eine bessere Empfänglichkeit für die Lehren echter Staatsweisheit und Staatskunst erweckt, wie selbige in des Genannten Schriften vorliegen, auf welche dann das schöne Wort Joh. Müller's anwendbar würde: „es gibt unempfängliche Zeiten, aber was ewig wahr ist, erlebt immer seine Zeit!"

I.

Hans Christoph Ernst Freiherr von Gagern, königl. niederländischer Minister a. D., ehemaliger Bundestagsgesandter und lebenslängliches Mitglied der ersten Kammer des Großherzogthums Hessen-Darmstadt [2]). — Derselbe hat sich in der Einleitung zu seiner „Nationalgeschichte der Teutschen" über seine und seiner Familie Herkunft selber in folgenden Worten ausgesprochen: „Ich stamme von kriegerischen Abenteurern ab. Am äußersten Norden von Teutschland liegt im baltischen Meere eine fruchtbare Insel; nur eine Meerenge, eine halbe Stunde breit, trennt Rügen von Stralsund; dort haben die Voráltern gewohnt. Es ist dunkel, aber Schlieffen mag erzählen, wie teutsche Krieger nach diesen nordischen Ländern zogen und dort Herren und Ritter wurden. Sie fochten unter den rugianischen Fürsten, unter den Herzogen von Pommern, den schwedischen Monarchen oder für ausländische Mächte; von Karl XII. vor Andern wohlgelitten und wohlgelohnt; denn am Abend des wilden Janitscharengefechts schloß der dankbare König mit eigener Hand die Augen des sterbenden Kriegers. Immer Krieg, Dienst und Ehre suchend, kamen sie wieder in die südlichen und westlichen Gegenden Teutschlands und erwarben Weiber und Gut. So noch der Vater, so wieder die Söhne. Dort wurden wir Glieder und Vorsteher jenes unmittelbaren Adels, der keinem Lande angehörte, aber allen." Er selbst wurde am 25. Jan. 1766 auf dem reichsritterschaftlichen Schlosse zu Klein-Niedesheim in der Pfalz, eine Stunde von Worms, geboren, also damals „keines Fürsten Unterthan," wie er selbst bemerkt [3]). Man hat aus dieser Äußerung auf einen verwerflichen Aristokratismus oder Adelsstolz schließen wollen, und es ist allerdings nicht zu leugnen, daß sowol in seiner äußern Haltung als in seinen politischen Schriften und parlamentarischen Äußerungen eine aristokratische Färbung stark hervortritt; allein letztere ist dies nur im guten Sinne des Worts, wie er selber auch dessen kein Hehl hat [4]). Auch war jenes starke Gefühl des Reichsritterthums, welches bekanntlich auch Gagern's Freund, der Freiherr von Stein, theilte, nicht nur gegenüber jener Menge von Fürsten von „Napoleon's Gnaden" ein vollkommen berechtigtes, sondern auch gewiß eine Hauptursache jenes edlen „Männerstolzes von Königsthronen" gewesen, den der Genannte nie verleugnet hat. — Seinen Schulunterricht empfing er theils in Worms bei den Ex-Jesuiten (deren Bildung und Lehrgaben er rühmt), theils in Zweibrücken und in der berühmten Pfeffel'schen Erziehungsanstalt in Kolmar. Im 16. Jahre bezog er die Universität Leipzig, woselbst er 2½ Jahre blieb, und von wo er dann noch 1½ Jahr nach Göttingen ging, auf beiden Hochschulen vorzugsweise den Studien des Staatsrechts, der Staatswissenschaft und Geschichte obliegend; dabei zugleich, wie die großen Staatsmänner Englands, seinen Geist an dem Mark des classischen Alterthums nährend [5]). Damals war bekanntlich Göttingen die bedeutendste der teutschen Universitäten, besonders im Gebiete der Geschichte und des Staatsrechts durch jene Männer (Pütter, Schlözer, Spittler, Achenwall u. s. w.), „welche

1) Geschrieben Ende August und Anfang September 1850. 2) Außer Gagern's eigenen Memoiren („Mein Antheil an der Politik" [Stuttgart 1823 fg.]) und dem Brockhaus'schen Conversationslexikon, dem Welcker'schen Staatslexikon und andern encyklopädischen Schriften, ist besonders ein Aufsatz in der „Gegenwart" (Leipzig, bei Brockhaus, 1848.): „Die Familie Gagern," in der 12. Lieferung des ersten Bandes S. 718 fg. zu beachten, der aus den bewährtesten Quellen geschöpft ist und auf welchen deshalb hier mehrfach verwiesen werden wird.

3) „Mein Antheil an der Politik." 1823. I. Bd. S. 8. 4) „In der Aristokratie bin ich geboren und habe die Ritterssitte und ihre Grundsätze in der älterlichen Wohnung eingesogen." Dazu vergleiche man die würdige Auffassung der Aufgaben der Aristokratie im 2. Bde.: „Resultate der Sittengeschichte," besonders S. 23 fg. 30 fg. 145 fg. 200 fg., und „Antheil" III, 32. 5) Das Speciellere hierüber s. in dem „Antheil" I. S. 12 fg., der „Gegenwart" I. Vergl. Resultate der Sittengeschichte V. VI. S. 115, „Civilisation" Vorr. S. XII.

den teutschen Fürsten und Völkern Ehrfurcht vor dem öffentlichen Rechte geboten" (wie es in der hamburger Zuschrift an die göttinger Septemvirn von 1837 treffend gesagt ward) [6]), und deren Beispiel offenbar auf von Gagern's spätere Wirksamkeit von größtem Einfluß war. Nachdem er seine praktische Laufbahn in Zweibrücken als Regierungsassessor begonnen, dann noch in Wien sich mit den Einrichtungen des Reichshofraths und der Reichskanzlei bekannt gemacht, wurde er als nassauischer Hofrath angestellt und schon im 21. Jahre seines Alters Präsident der obersten Verwaltung, sodaß er diese große Carrière äußerst schnell machte. Die französische Revolution, welche einige Jahre darauf ausbrach und die Einnahme des teutschen linken Rheinufers durch Custine zur Folge hatte, brachte ihn mit diesem General, bei welchem er für Weilburg Schonung und Völkerrecht ansprach, in nähere Berührung [7]). Um dieselbe Zeit bewog ihn sein ritterlicher Sinn, an die gefangene Königin Marie Antoinette und an den Nationalconvent zu schreiben [8]), um sich zum Vertheidiger der unglücklichen Frau, welche eine Tochter seines teutschen Kaiserhauses war, vor dem Revolutionstribunal anzubieten, indem er (irrig) glaubte, der Convent habe jener einen Vertheidiger versagt. Er erhielt natürlich keine Antwort, mußte vielmehr bald aus Mainz flüchten, um der Gefangenschaft und Wegschleppung nach Paris zu entgehen, was ihm durch einen kühnen Ritt durch den Rhein gelang [9]). Bald darauf, im J. 1794, trat Gagern mit seinem „Zuruf eines teutschen Edelmanns an seine Landsleute" zum ersten Mal als Schriftsteller auf. Er nennt ihn selbst einen „Aufruf zum engern Fürstenbund unter den Klügsten und umringt von den Klügsten, oder die man damals dafür hielt." Es sollte dieser Fürstenbund beim Verfall des teutschen Reichs einen Krystallisationspunkt für eine neue Bildung schaffen. Aber sein Vorschlag blieb ungehört — es sollte noch ein halbes Jahrhundert des Leidens über Teutschland dahingehen, bevor sein Sohn, dem Gedanken des Vaters treu, mit Hoffnung auf Erfolg den Plan eines rettenden engern Bundes aussprechen durfte" [10]). Der schmachvolle baseler Friede vernichtete vor der Hand alle patriotischen Hoffnungen, und die Fortschritte der französischen Armee auf dem rechten Rheinufer nöthigten die dortigen teutschen Fürsten zur Flucht. Der nassauische Hof begab sich auf das Schloß Eremitage bei Baireuth (damals Preußen angehörig), wohin ihm Gagern folgte. Nach dem lüneviller Frieden (1801) ward Gagern Gesandter aller nassauischen Linien in Paris, woselbst er mit Napoleon bekannt und besonders von Talleyrand ausgezeichnet ward. Diesem Umstande und seiner Gewandtheit gelang es, in den Jahren 1802 und 1803 dem Fürsten von Nassau eine reiche Entschädigung zu ermitteln, sowie er es war, welcher 1806 den älteren Namen des fürstlichen Hauses rettete und demselben bei den Mediatisirungen in Folge des Rheinbundes einen bedeutenden Zuwachs verschaffte; daher denn auch viele andere Fürsten damals sich seiner Vermittelung bedienten. Einige Jahre darauf trat er jedoch in das Privatleben zurück, indem er sich zuerst nach München, dann nach Wien begab, wo er vorzugsweise den Studien lebte und namentlich sich durch seine „Nationalgeschichte der Teutschen," sowie seine „Resultate der Sittengeschichte" rühmlich bekannt machte. Den Anlaß zu seiner Übersiedelung nach Österreich gab ein Decret Napoleon's vom 26. August 1811, welches alle in den Staaten des französischen Kaiserreichs Geborene in ihre Heimath bei Strafe zurückrief und für französische Bürger erklärte. Gagern, der durch seine Geburt dem „Departement des Donnersbergs" angehörte, beschloß, sich durch die Auswanderung diesem Machtgebote zu entziehen. Er verließ die dem französischen Einflusse unterworfenen Lande der Rheinbundfürsten und begab sich nach Österreich [11]). Mit dem Freiherrn von Hormayr und dem Erzherzog Johann in Verbindung gekommen, betheiligte er sich bei einem Plane zu einer neuen Insurrection Tyrols im J. 1812, der aber an der Aufhebung eines englischen Couriers in Brünn scheiterte und Gagern's Entfernung aus Österreich zur Folge hatte [12]). Zunächst begab er sich in die Schweiz, sodann im Auftrage des Fürsten Metternich im Frühjahr 1813 in das russisch-preußische Hauptquartier nach Breslau [13]), woselbst er mit dem Freiherrn von Stein in nähere Verbindung trat, welcher bekanntlich an der Spitze der damals für Nordteutschland errichteten „Centralverwaltung" der von der französischen Knechtschaft zu befreienden teutschen Staaten stand, worüber früher schon, 1814, der nachmalige königl. preußische Staatsminister Eichhorn in einer eigenen Schrift, neuerdings die Biographie Stein's von Pertz das Nähere mitgetheilt haben [14]). Auch der Freiherr von Gagern ward, nachdem er von dem Prinzen von Oranien, sowie von dem Kurfürsten von Hessen zum Vertreter ihrer Angelegenheiten ernannt worden, Mitglied dieses Verwaltungsraths, und begab sich während des Waffenstillstandes mit dem Prinzen von Oranien nach England, sodann von da

6) Allgem. Anzeiger der Deutschen. 1837. Nr. 336 (vergl. Scheidler, Die Idee der Universität u. s. w. 1838. S. 50 fg.). 7) „Antheil" I. S. 48 fg. 8) Der Brief an die Königin Marie Antoinette ist in dem „Antheil" I. S. 53 abgedruckt. 9) Resultate der Sittengeschichte II. S. 40 und Note 71 (S. 221). 2. Ausg. 10) Worte Lewin Schücking's in „Heinr. von Gagern. 1849. S. 9." Gegenwärtig (Ende August 1850) wissen wir freilich, daß nicht nur auch aus dieser Hoffnung noch Nichts geworden, sondern nicht einmal aus der von Preußen so feierlich am 26. Mai 1849 dem teutschen Volke verheißenen „Union," trotz dem, daß es nicht an „Zurufen" gefehlt hat; z. B. vom ehrwürdigen E. M. Arndt in der Deutschen Zeitung vom 14. und 15. Aug. d. J., ingleichen in vielen Nummern der in Berlin erscheinenden Constitutionellen Zeitung des Monats August d. J.

11) „Antheil ꝛc." I. 187 fg., vgl. S. 207 fg., und V. (der zweite pariser Friede I.) S. 57. 12) a. a. O. S. 216: „Ich berge nicht, daß ich im Gemüth die Absicht gehabt und auch gar nicht daran zweifle, daß wir von dort, von jenen Gebirgen herab, auf das übrige Teutschland mächtig gewirkt und die Einheit auf ganz andere Principien hergestellt, den Beitritt bedingt haben würden, als hernach durch so leere, auflösende Verträge geschah, so doppelsinnig, daß sie unter den Theilhabern selbst neuen Stoff und Samen des Unfriedens zurückgelassen haben, der noch nicht ausgerottet ist und das Bundessystem zu locker gelassen hat." 13) „Antheil" I. S. 218, vgl. IV. S. 19. 14) Vgl. auch den „Antheil" I. S. 219 fg.

aus nach der leipziger Schlacht nach den Niederlanden und den nassau-oranischen Fürstenthümern, in welchen er ein Jahr lang als dirigirender Minister (in Dillenburg) waltete.

Man hat, und gewiß mit vollem Rechte, das Jahr 1813 als den großen Wendepunkt des europäischen Staatslebens bezeichnet, in welchem die Volkspolitik an die Stelle der bisher allein entscheidenden dynastischen oder Fürstenpolitik trat [15]), sowie in Bezug auf Teutschland damals zuerst seit Jahrhunderten der Gedanke der Einheit über die leidige Schattenseite unsers Volksthums, den Particularismus oder die Sonderthümlichkeit, den Sieg davon trug [16]). Auch haben, als ein Paar Jahre nach jener schönen Periode einer ungetrübten Einigkeit auch zwischen den teutschen Fürsten und Völkern der Same des Argwohns und der Zwietracht (bekanntlich besonders durch Schmaltz's sogenannte Denunciation der geheimen Verbindungen) ausgesäet und dabei behauptet ward, in jenem Befreiungskriege sei das teutsche Volk aus bloßem Gehorsam gegen den Befehl seiner Fürsten und „nicht anders zu den Waffen geeilt, als man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löschen bei einem Feuerlärm eilt" (wie Schmaltz wirklich gemeint hatte), die Stimmen der ausgezeichnetsten Männer, wie Niebuhr, Steffens, der Freiherr von Stein, Arndt, Zschokke u. a. m. das Falsche dieser Behauptung zur Genüge nachgewiesen. Allein andererseits ist ebenfalls unleugbar, daß, wie Schlosser [17]) sich ausdrückt, „schon im November 1813, noch mehr aber in den beiden folgenden Monaten es Jedem, der sich auf historische Vorzeichen verstand, ganz klar ward, daß der ganze Vortheil des Befreiungskriegs in Teutschland nur den Fürsten und ihrer alten Freiheit von je feindlichen Beamten, den Höfen, dem Adel, den Diplomaten zufallen werde; daß aber dem Volke das alte Joch wieder aufgelegt und zu den alten Lasten neue hinzugefügt werden sollten" (was dann Schlosser näher nachweist). In gleichem Sinne hat sich bekanntlich auch E. M. Arndt ausgesprochen [18]), der besonders auf die großen Fehler hinwies, die in den Verhandlungen mit Frankreich in den ersten Monaten 1814 (in Chatillon) und später bei dem ersten pariser Frieden gemacht wurden, in welchem man Frankreich auf die unverantwortlichste Weise von der Welt schonte, weil Preußen durch die Eifersucht der übrigen Großmächte gelähmt ward [19]). Schon damals fehlte es übrigens nicht an Männern, welche das Verderbliche und Verkehrte dieser Diplomatie vor Augen legten und dringend vor Frankreich warnten, und zu diesen gehörte unser Freiherr von Gagern, der bereits im Frühjahr 1813, als unter den teutschen Staatsmännern die künftige Gestaltung Teutschlands berathen ward, dem Freiherrn von Stein „Ideen" als unterstellte Wünsche der Nation und als erste Grundlinien einer neuen teutschen Reichsverfassung mitgetheilt hatte, worin Teutschlands Unzertrennlichkeit in einem teutschen Kaiserthume, Wiederherstellung der Reichsgerichte ꝛc. vorgeschlagen wurden [20]). Derselbe hatte sodann im Frühjahr 1814 in der Schrift: Berichtigung einiger irrigen politischen Ideen aus Flassan's Geschichte der französischen Diplomatie fast immer mit den eigenen Worten dieses Schriftstellers (der bekanntlich auf Antrieb des Kaisers Napoleon sein Werk officiell verfaßt hatte) unserer Nation die Treulosigkeit und den Verrath, die Arglist und Gewaltsamkeiten in Erinnerung gebracht, durch welche Frankreich seit Ludwig XI. auf unsere Kosten sich Burgunds, Lothringens, des Elsasses ꝛc. ꝛc. bemächtigt hatte, sowie er zugleich damals schon an die Nothwendigkeit von Festungen am linken Rheinufer auf das Dringendste gemahnt hatte [21]). Leider war dies Alles vergebens, da, wie Gneisenau auch schon im Sommer des J. 1814 an Arndt schrieb [22]), „die Machthaber nur auf selbstsüchtige Vortheile ihren Blick richteten, das gemeinschaftliche Teutschland vergaßen oder vernachlässigten und „besonders Österreich ganz gleichgültig gegen die teutschen Angelegenheiten war;" womit denn auch des Freiherrn von Stein's Urtheil über Metternich's Politik ganz übereinstimmt [23]).

Mit dem ersten pariser Frieden begann, wie Schlosser nur zu wahr sagt [24]), „eine neue Periode der Unter-

15) Droysen in der Halle'schen Allgem. Lit.-Zeitung. 1845. Januar. S. 24 fg. Bülow-Cumerow, Die europäischen Staaten S. 24 fg. Deutsche Zeitung vom 22. Nov. 1847. Scheidler in Bran's Minerva. October 1847 (zur Feier des 18. Oct.). 16) Niebuhr, über geh. Verbind. 1815. S. 14. Steffens, Was ich erlebte X. S. 473. Stein's Briefe an den Freiherrn von Gagern S. 250. Arndt, Geist der Zeit. 4. Bd. S. 552, Schrift für und an seine lieben Teutschen. 1845. I. S. 340. Zschokke, Überlief. (Aarau 1818.) S. 96. 17) Geschichte des 18. und 19. Jahrh. 7. Bd. S. 1036. 18) Erinnerungen aus seinem Leben S. 210 fg. 19) Vgl. Berliner Literar.-Zeitung. 1845. Nr. 12 vom 12. Febr. Scheidler im Staatslexikon unter W. von Humboldt. 7. Bd. S. 290 fg. (1. Ausg.)

20) Vgl. „Antheil" 4. Bd. S. 31. (Merkwürdig sind die Noten, die der Freiherr von Stein diesen Vorschlägen beifügte, und die mit folgenden Worten beginnen: „Besteht die Freiheit Teutschlands allein in der Macht der Fürsten, oder in der Freiheit der Einwohner und der Kraft der Nation? — Wie ist eine Constitution möglich, die Beides gewährt? — Wurde es gewährt durch die Constitution von 1648; durch die Constitution von 1802? — Hat die Nation oder fremder Einfluß die Constitutionen gebildet? — Wie sind die Fürsten entstanden, wie haben sie ihre Pflicht in den großen Krisen des 30jährigen Kriegs, des Revolutionskriegs, erfüllt?") 21) „Ohne eine Vorwehr, ohne Festungen jenseit des Flusses, das wäre ein Friede? Könnten wir eine Nacht ruhig schlafen? Ein Fluß ist eine hübsche Grenze für Knaben, wenn sie Geographie lernen, nicht für Männer und Soldaten. Wenn nicht jenseit des Rheins, wo die Festungen, wo unsere Festungen liegen, ein Damm errichtet wird, so ist den Franzosen der Weg bis zur Weichsel und noch weiter übel versperrt. Bis zur Elbe ist kein Halt, und die Völker und Fürsten, die in der Mitte liegen, werden unaufhaltsam mit fortgerissen, sie mögen bleiben und unterhandeln, oder sich entfernen, und diese Zwischenlieger mögen Könige, oder Kurfürsten, oder Herzoge heißen." (Vgl. die Anzeige dieser Schrift in Luden's Nemesis. 1814. II. St. 1. S. 120 und „Antheil" Bd. 2. S. 22. In Bd. 5. S. 101 fg. ist diese Schrift wieder abgedruckt.) 22) s. Arndt's Bericht aus seinem Leben. 1847. 2. Bd. S. 154. 156. 23) s. Hormayr's Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. 2. Bd. S. 273. 2. Ausg. (S. 269 steht Stein's Vorschlag, Holstein der dänischen Herrschaft zu entziehen; wäre derselbe doch damals befolgt worden! Statt dessen ward gar Lauenburg geopfert!!); vgl. auch Hormayr's Schrift: Kaiser Franz und Metternich. 1848. S. 52 fg. 70 fg. Ferner Stein's Brief an von Gagern (dessen „Antheil an der Politik." 4. Th.). 24) a. a. O. S. 1187.

drückung der Völker zu Gunsten der Könige, Fürsten, Aristokraten, Pfaffen und Diplomaten," und hiernach ließ schon damals der Charakter des wiener Congresses, auf den sich der Freiherr von Gagern als niederländischer Gesandter im Sept. 1814 begab [25]) und von welchem man soviel hoffte, sich leicht voraussehen, was dann später die Geschichte auch bestätigt, und besonders Görres theils in seinem rheinischen Merkur (damals hieß bekanntlich dieser Mann der „vierte Alliirte"), theils später in seiner Schrift: Teutschland und die Revolution so treffend geschildert hat [26]). Der Hauptfehler war, daß man mit der allerdings nöthigen Reconstruction der europäischen Staatenverhältnisse, wobei natürlich alle Hauptmächte mitzureden hatten, auch die der teutschen Angelegenheiten unmittelbar verband; wurde doch gar die teutsche Bundesacte der wiener Congreßacte einverleibt, und so den Fremdmächten wenigstens ein Anlaß und Vorwand gegeben, sich in unsere teutschen Fragen zu mischen, wie dies die neuesten Verwickelungen in Betreff Schleswig-Holsteins so klar zeigen. Ein zweiter, nicht minder großer Fehler war, daß auch in der teutschen Verfassungsfrage blos die Fürsten, nicht auch die Vertreter der teutschen Völkerschaften zu Rathe gezogen wurden, obwol ausdrücklich im Frühjahr 1813 in Kalisch zugesagt war, daß die politische Wiedergeburt Teutschlands „den teutschen Fürsten und Völkern überlassen bleiben solle;" ein Punkt, auf den wir später zurückkommen werden, da es grade der Freiherr von Gagern war, welcher in dieser Hinsicht die richtigeren Ansichten, obwol vergeblich, damals schon auf dem Congresse zu Wien, sowie später mehrfach ausgesprochen hat.

Auf diesem Congresse, auf welchem es (wie ebenfalls Schlosser nachgewiesen) [27]) sehr wohl möglich gewesen wäre, Teutschland größer und mächtiger zu machen, als es je im Mittelalter gewesen war, „auf welchem sich aber um das Schicksal des armen teutschen Volks Niemand kümmerte," welcher sich vielmehr (wie der englische ministerielle Globe sich erst noch im vorigen Jahre ausdrückte [28]), „in den mannichfachsten Vorkehrungen erschöpfte, um Teutschland politischer Vernichtung anheimfallen zu lassen, um den kleinlichsten und verderblichsten Anmaßungen gekrönter Häupter die Weihe zu geben und die Gebiete des Reichs zu großen Schachbretern zu machen" — auf diesem Congreß gehörte natürlich der Freiherr von Gagern zu der kleinen Zahl derjenigen Staatsmänner, welche auf die Erfüllung der so feierlich gegebenen Verheißungen von Kalisch u. s. w. [29]), „die Wiederherstellung des ehrwürdigen Reichs mit zeitgemäßen Modificationen," drangen, und man weiß, daß diese Ansicht überhaupt der damaligen Stimmung des Nationalgeistes entsprach. Sie konnte indessen nicht durchdringen, weil besonders die Rheinbundsfürsten, vor Allen Baiern und Würtemberg, ihre von Napoleon's Gnaden erhaltene (und durch den unseligen Vertrag von Ried vom 8. Oct. 1813 garantirte) wälsche Souverainetät durchaus nicht aufgeben wollten [30]); nicht einmal die Aufstellung eines eigentlichen Bundesstaats, den Preußen damals schon wollte [31]) (was selbst Stüve als nöthig vor 18 Jahren anerkannte) [32]), konnte durchgesetzt werden, sondern statt desselben ward ein bloßer Staatenbund, d. h. ein blos völkerrechtliches Verhältniß (eigentlich nur ein Fürstenbund) festgestellt, der eben als solcher gar kein Ersatz der frühern Reichsverfassung und kein wirklicher Rechtsnachfolger des teutschen Reichs [33]), überhaupt kein Staat im wahren Sinn des Worts war, da ein solcher eine zu Recht bestehende höchste Staatsgewalt, d. h. eine oberste gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt voraussetzt, die der sogenannte teutsche Bund nicht hatte [34]), weshalb auch der österreichische Präsidialgesandte am Bundestage in wiederholten Erklärungen dem teutschen Bunde den Charakter eines Bundesstaates, zu dessen wesentlichen Merkmalen das Dasein eines Oberhauptes gehöre, absprach [35]). An die Stelle von Kaiser und Reich trat ein Bund sogenannter souverainer Fürsten und vier (sogenannter) freier Städte; doch steht geschichtlich fest, daß man damals in Bezug auf den Begriff der Souverainetät vorzugsweise die Unabhängigkeit von äußerer höherer Gewalt in Hinsicht auf die innern Verhältnisse der einzelnen Staaten — mit unverkennbarer Beziehung auf die frühere Abhängigkeit von dem Protector des Rheinbundes — verstand [36]); keineswegs (wie später in der „Schlußacte" besonders Artikel 57) eine Unumschränktheit im Innern, oder eine Vereinigung der gesammten Staatsgewalt im orientalisch antiken und modern französischen Sinne [37]), da dieses schnurstracks wie aller gesunden Politik überhaupt, so namentlich dem „ureignen Geiste" des germanischen Volks zuwider gewesen sein würde, aus dem doch die politische Wiedergeburt unseres Vaterlandes versprochener Maßen hatte hervorgehen sollen. Es waren eben die teutschen Fürsten selber, welche mit der Nichtwiederherstellung des Kaiserthums das monarchische Princip für das Ganze unseres Vaterlandes eigenmächtig beseitigten, welche damit zugleich den historischen Boden des alten Staatsrechts verließen [38]), um jene, „als Bonapartisches Handgeld und Sündenlohn,"

25) „Antheil" 2. Bd. S. 4. 26) 1819. S. 9 fg.; vgl. Schaumann in von Raumer's Histor. Taschenbuche. 1850: („Die Stiftung des Bundes auf dem wiener Congreß."). 27) a. a. O. S. 1199. 28) Abgedruckt in der Oberpostamts-Zeitung. 1849. Nr. 104 vom 2. Mai. 29) s. Voß, Zeiten. 1813. 33. Bd. S. 499.

30) Klüber Acten des wiener Congresses. H. V. S. 94 fg. H. VII. S. 384. 31) Klüber a. a. O. H. V, 2. VII, 298. VIII, 565. Schlesier, Leben W. von Humboldt's II. S. 280 fg. 32) Über die Lage von Hanover. 1832. S. 10. 33) Klüber, Öffentl. Recht des teutschen Bundes. §. 6. (3. Ausg.) 34) H. Zachariä, Teutsches Staats- und Bundesrecht. 1845. 3. Bd. S. 208 fg. 35) s. Protokoll der ersten Sitzung §. 4 vom J. 1816 (1. Bd. S. 16) und der zweiten Sitzung §. 7 (1. Bd. S. 49). 36) s. Tittmann, Die Verfassung des teutschen Bundes. 1816. S. 22. Vgl. Sternberg in Bülau's Jahrbüch. 1845. 2. Bd. und 1846. 1. Bd. S. 272. 37) Paulus in Pölitz' Jahrb. 1833. 1. Bd. S. 251. Schildener in Scheidler's Teutschem Juristenspiegel. 1842. S. 137 fg. Joh. Müller, Vom Fürstenbund. Buch III. Cap. 2 fg. 38) Bollgraff, Die teutschen Standesherren S. 181. Pfeiffer, Praktische Ausführung ꝛc. I. S. 214. Klüber, Öffentl. Recht §. 71.

dafür, daß Teutsche wider Teutsche brudermörderischen Krieg geführt [39]), von Napoleon verliehene Souverainetät beizubehalten [40]); eine Souverainetät, von der schon anderwärts nachgewiesen worden ist, daß sie eigentlich als erloschen betrachtet werden mußte, da der erste pariser Friede (1814) alle seit 1792 mit Frankreich abgeschlossenen Verträge vernichtet und in Beziehung auf Teutschland nur die im §. 60 des Reichsdeputationsabschieds von 1803 getroffene Verfügung über die Erhaltung der teutschen Landesverfassungen als rechtsbeständig anerkannt hatte [41]). Und doch hatten auf dem wiener Congreß (am 16. Nov. 1814) selber der Graf Münster [42]), ja selbst der Fürst Metternich [43]) sich gegen die wälsche Auffassung des Souverainetätsbegriffs energisch erklärt, sowie der Erstere das berühmte Wort ausgesprochen [44]), „ohne wahrhafte nationale Freiheit wäre das Verdienst der Befreiungskriege nur eine glänzende Sünde!" Im gleichen Sinne hatte der Frh. von Gagern (dessen, den zweiten Band seines „Antheils" füllende, mit vielen interessanten Notizen und wichtigen Actenstücken ausgestattete Berichte über jenen Congreß einen der denkwürdigsten Beiträge zur Geschichte desselben bilden) stets das große allgemeine Interesse des ganzen Teutschlands im Auge gehabt und muthig gekämpft gegen die wälschen Deutungen und übeln Folgen „der von den Herren Talleyrand und Labesparbière aufgefundenen und ausstaffirten Legitimität mit allen ihren Extremen und absurden Seiten, und des Worts der Souverainetät, die ein blos mystischer Begriff ist, sobald es über das All und die physische Kraft hinausgeht, oder sobald es bei einem Föderativsystem gedacht wird" [45]). Gleichergestalt hatte er sich gleich von Anfang an für die Wiederherstellung des Reichs und der Kaiserwürde, für einen wahren Bundesstaat (mit Unterordnung der Einzelstaaten unter eine Centralgewalt, also wider jene leidige Souverainetät) und dahin erklärt: „sein Hof denke bei dem teutschen Bunde nur die Gesammtheit oder das Reich" [46]). Übrigens verdient besonders bemerkt zu werden, daß Frh. von Gagern es war, welcher der teutschen Pentarchie der fünf Großstaaten, die schon damals (wie jetzt mit Abrechnung Preußens, an dessen Stelle dermalen Sachsen getreten) eine Verfassung nach ihrem Gutbefinden für das ganze Teutschland octroyiren wollten, entgegentrat und dies verhinderte [47]). — Was namentlich den für das innere Verfassungsleben der teutschen Einzelstaaten wichtigsten Artikel XIII der Bundesacte („in allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden") betrifft, so war derselbe Anfangs in ziemlicher Währung ausgeprägt, dann täglich durch Kipper- und Wipperkünste beschnitten, ausgeschabt und abgenagt, endlich in seiner gegenwärtigen Gestalt ohne Präge in den Umlauf eingetreten, so unscheinbar und abgegriffen, daß man später seine Legende in ein „Erwartungsrecht (!) der Völker umzudeuten wagen durfte," wie Görres nur mit zu großem Rechte sagte [48]). Auch der Frh. von Gagern erklärte noch während der Congreßverhandlung diesen Artikel für zu nackt und unbefriedigend; was würde man unter König Johann in England gesagt haben, oder was würde entstanden sein, wenn man (1215) decretirt hätte: es soll eine Magna charta sein oder ein Parlament, ohne zu bestimmen, was in jener stehen und in diesem verhandelt werden sollte!" [49]). Ebenso vergeblich (wie später Stüve) [50]) beklagte er sehr die Nichtwiederherstellung der teutschen Reichsgerichte, „die man visitirte, besserte, die der Freiheit ungemein zu Statten kamen, die Willkür hemmten, und selbst die Rechtswissenschaft großartig zierten und erweiterten" [51]).

Auch der bald nach der teutschen Bundesacte geschlossene zweite pariser Friede, den er ebenfalls mit unterzeichnete, gab ihm zwar manche Gelegenheit, seinen teutschen Patriotismus zu zeigen (namentlich foderte er, vergeblich! die Rückgabe des Elsasses an Teutschland, wogegen er sich mit Erfolg dafür verwendete, daß die von Napoleon geraubten Kunstschätze wieder an ihre Eigenthümer kamen), aber auch Anlaß genug zu neuen und gerechten Klagen, sowie endlich Stoff zu einigen 1816 [52]) und 1845 erschienenen Schriften [53]), von denen besonders die: „Der zweite pariser Frieden," höchst interessant ist [54]).

Noch vor der Eröffnung des Bundestags, dem er als bevollmächtigter Minister des Königs der Niederlande für Luxemburg (zugleich auch als außerordentlicher Ge-

39) Worte Hormayr's in den Lebensbildern. 2. Abtheil. S. 358 (2. Ausg.). Eine „Drachensaat" nannte sie selbst die Augsb. Allgem. Zeitung. 1846 vom 31. Aug. Beil. 40) Luden, Allgem. Staatsverfassungsarchiv. 1816. 1. Bd. 1. Heft. S. 31. Vollgraff, Die Täuschungen des Repräsentativsystems S. 2. Note 3. Feuerbach, Kl. Schriften ꝛc. 1833. I. S. 95 fg. Wurm, Krit. Versuche ꝛc. 1835. S. 115. 236. E. M. Arndt, Schriften für und an seine lieben Teutschen. 1845. 2. Bd. S. 78. 317. P. Pfizer, Das Vaterland. 1845. S. 115. 41) Vgl. Berliner polit. Wochenblatt. 1833. I. S. 13. 42) Klüber's Acten I, 69. Vgl. auch die merkwürdigen Expectorationen des Grafen von Münster über die Souverainetätssucht und den Souverainetätsschwindel der kleinen teutschen Fürsten, in den Briefen vom J. 1813 und 1814 an den Freiherrn von Gagern; „Antheil" II. S. 44 fg. 43) Klüber I, 24. Auch in dem „Antheil" II, 212 fg. 44) Hormayr, Lebensbilder. 2. Bd. (Vgl. auch eine Äußerung des Grafen Münster über die Gefährlichkeit der in Wien erst neu geschaffenen Souverainetät, in einem Briefe desselben an den Freiherrn von Gagern; „Antheil" II, 44.) 45) Seine eigenen Worte; „Antheil" II, 198, vgl. S. 353. 46) Klüber, Acten VIII, 546. Welcker, Organ. Entwickel. 1831. S. 30. „Antheil" II, 239.

47) „Antheil" II. S. 11. 200 fg. 347 fg. — Daselbst findet sich S. 359 fg. als Beilage XV ein „Fernerer Versuch, politische Ideen zu berichtigen," welcher eine sehr gediegene und noch jetzt viel Lehrreiches enthaltende Abhandlung über die Grundzüge der ältern teutschen Verfassungsgeschichte enthält. Dies gilt insbesondere von dem Abschnitte über das wahre Wesen und die Bedeutung der teutschen Kaiserwürde (S. 375 fg.), worüber noch so viele unklare Vorstellungen im Schwange gehen. 48) Teutschland und die Revolution. 1819. S. 22. 49) Klüber, Acten II. S. 432. „Antheil" II, 230. 50) Über die Verfassung von Hanover. 1832. S. 6. 10. 51) Resultate der Sittengesch. IV, 49. „Antheil" II, 273. 52) Im J. 1816 erschienen Pièces relatives au dernier traité des puissances alliées avec la France. (Frankfurt.) 53) Vgl. die in der Berliner Literar.-Zeit. 1845 erschienene Recens. (Nr. 12 vom 12. Febr.) 54) Zugleich 5. Bd. des „Antheils an der Politik." (Leipzig 1845, bei Brockhaus.) 2 Bde. (Auch findet sich [1. Bd. S. 399 fg.) in derselben eine merkwürdige Besprechung des Processes und der Hinrichtung des Marschalls Ney; vgl. Deutsche Allgem. Zeitung vom 13. Dec. 1844.)

sandter desselben bei der freien Stadt Frankfurt beglaubigt) beiwohnen sollte, erließ er (am 3. Mai 1816) ein Sendschreiben an den Fürsten Metternich, welches zuerst in Luden's Nemesis veröffentlicht ward [55]) und ein zu wichtiges historisches Document nicht nur an und für sich, sondern auch dafür ist, daß das Richtige den damaligen Machthabern in Bezug auf den teutschen Bund wol gesagt worden, als daß wir nicht wenigstens die Hauptstelle daraus anführen sollten, die große Controvers: Staatenbund oder Bundesstaat? die wiederum in den Vordergrund der Staatsfragen der Gegenwart getreten ist, betrifft: „Wol mag die Behauptung leicht vertheidigt werden, daß Teutschland mehr Staatenbund als Bundesstaat sei. Aber wir können das Letzte nicht verbannen, noch entbehren. Augenscheinlich deutet jenes mehr auf bloße Allianz, dieses auf systematisches Eingreifen und Einmischen. Die Frage: in wiefern eine Macht oder ein Staat berechtigt sei, sich in die innere Wirthschaft des andern zu mischen, ist neuerlich, Frankreichs wegen, wieder sehr tief erörtert worden, und man hat sich der Überzeugung mehr genähert, daß man allerdings berechtigt sei, drohende Gefahren von sich und Andern abzuwenden. Es ist die laute Sprache des Natur- und Völkerrechts. Auf Teutschland und unter uns selbst ist es noch weit mehr anwendbar, ja unvermeidlich. — Die ganze Idee der Einheit beruht vielmehr auf solchem Bundesstaat; auf dem gemeinsamen Zweck, auch innere Übel zu verhüten oder zu vertreiben. Ich will nicht bei jedem Anlaß die Beispiele häufen; aber denken Sie nur an die Zölle zu Wasser und zu Land, an die Austräge! Von den klaren Fällen gehe ich zu den zweifelhafteren, dem Concordat, der Auswanderung, dem Postwesen! — Die Fragen, was wir thun sollen, in welchem Umfange, was zuerst, sind jedoch nun vor der Thür, und fürwahr, sie sind nicht leicht. Nicht einmal die theoretische: was wir sind? Die Kaiserwürde zu beseitigen, war sicher nicht der Weg, der Maschine bessern, gebahntern und raschern Gang zu verschaffen. Alles ist nun complicirter, neuer, formenloser. Die Rollen sind nicht ausgetheilt, die Grenzen nicht gesteckt und die Abwesenheit der Reichsgerichte erschwert noch unendlich diese Lage der Dinge. Denn diese geregelten richterlichen Functionen gehen nun in großer Masse auf uns über. — Für E. F. G. ist immer die Nothwendigkeit da, sich aus Ihrer Rolle, aus der Rolle und dem Standpunkte des Österreichers, hinaus zu denken. Für Sie dort existirt am wenigsten das Bedürfniß jener teutschen Einheit. Anderswo, das Volk vielleicht noch mehr, als die Regierung, denkt man sich bei dieser Einheit etwas den Nachbarn nicht sehr Anständiges. Noch Andere verleitet die Eitelkeit, daß sie es miskennen. Für die Niederlande und Dänemark endlich ist es kein Bedürfniß. Allein nichtsdestoweniger weit die größere Anzahl, alle mittleren und kleineren Staaten, sehnen sich darnach. Sie finden darin Ehre, Stolz, Größe, Fortschreiten und Sicherheit; ein Nationalgefühl, ein glückliches Amalgamiren der Vortheile, in großen oder kleinen Staaten zu leben. Kurz, sie finden darin für sich den wesentlichsten Zweck unserer Verbindung. Lassen Sie das immer anerkennen und nicht hemmen, wenn wir auch als Staatsmänner der Meinung wären, daß der feste Bund gegen Außen das Wesentliche sei, das, auf welches Europa, der kluge und tugendhafte Theil in Europa, zählt. Denn auch das wird durch jenes befestigt werden. Handelte man anders, so würde alsobald jener Einwurf neue Nahrung finden, daß der Bund ohne Österreich und Preußen hätte geschlossen werden sollen; daß der Bund des Mächtigen mit dem Mindermächtigen ein unhaltbarer und heterogener sei. — So wie wir den unzufriedenen Geist in Teutschland nicht fürchten sollen, müssen wir ihn auch nicht nähren. Am allermeisten aber muß man Wort halten, und hat man die Prämissen gewollt, so muß man auch die Consequenzen wollen! — Mir scheint es nicht sowol nöthig, die Wahrscheinlichkeiten, das was kommen wird, die Fragen alle in unseren Versammlungen alsobald hervorzurufen und anzupacken, als sie im Voraus zu denken, soviel möglich klar zu denken, zu stellen und zu reihen. Ja selbst die misbeliebigen müssen wir so vor Augen haben, weil sie auch ohne uns erscheinen und keinem Einzelnen die Befugniß zusteht, sie gradezu zu beseitigen. — Ich will es alsobald ganz unumwunden sagen: Der ganze Zweck und Gehalt des Bundes, der ganze Zweck unsers Daseins, dieser an sich sehr heilsamen Anordnung, wäre vernichtet und unheilbar, wenn wir uns hier im Beginnen mit der lana caprina beschäftigen, mit Dingen, bei welchen die Allgemeinheit kalt und gleichgültig ist, ja, wie ich es ahne, mit unangenehmen Ansprüchen oder misfälligen Behauptungen und so alsobald in einen Miscredit fallen, aus dem es schwer sein wird, wieder sich empor zu arbeiten. — Es ist unverkennbar jetzt ein Wetteifer unter den Nationen. Was der Insularzustand England zum Vorsprung gibt, wissen die Klügern unter uns. Nichtsdestoweniger ist dieses Verlangen auch nach der französischen Revolution, und sie überlebend, überall geblieben. Noch vor Kurzem sagte dort M. de Villele, einer ihrer ausgezeichneten Männer, au nom de la commission centrale: „sans doute qu'un trop grand nombre d'expériences funestes a pour toujours éloigné de nous le prestige de vaines théories d'une liberté ... mais ce serait tomber dans une erreur dangereuse, que de conclure de cet éloignement, que les Français renonceraient sans peine à l'exercice réel des droits politiques, que la charte leur a assurés." — Wo ist das nicht? Es ist der Zeitgeist, die Mode, die Sucht, wenn Sie wollen. — Man hat es ungemein empfunden, daß die Kaiserwürde aufhört, und wäre das zu ändern, sollte man noch dafür wirken; der Mangel der Reichsgerichte wird bitter beklagt, der Artikel der Bundesacte, der von den Landständen spricht, ist beinahe noch das Einzige, was Befriedigung und Hoffnung gab.

55) Nemesis. 1816. VII, 594. Dann im „Antheil" III, 227 fg.

Ich bin keineswegs blind über die Mängel und Gefahren ständischer Verfassungen. Aber wir entgehen ihnen nicht; sie sind verheißen, sie sind sehnlich erwartet und begehrt; damit die Nation hingehalten zu haben — über die Folgen möchte ich meine Hände in Unschuld waschen. Das ist also hier unser großes Thema; dieses Bestreben ehrenvoll, fruchtbringend und unschädlich zu machen, es zu lenken. — Dann wenn wir hier einen ehrenvollen Stand einnehmen, mit Würde, Wahrheit und Intelligenz erscheinen, wird eben dann unser Beisammensein, dieser Bundestag, das tüchtigste Heil- und Verwahrungsmittel sein. Unsere wahre Bestimmung, unsere Instructionen, werden uns ziemlich vor Misgriffen und Extravaganzen schützen. Und hier ist ein Zaum, und Remedur, sollte man über die Schnur gehen — die in andern politischen Versammlungen minder anwendbar ist, schnelle Zurückberufung und Ablösung. Anstand, Tact, das Maß des Nachdrucks und der independenten Reichs- und Nationalsprache, wahrer politischer Accord sollte von uns ausgehen, bei uns die Muster sein, und nachher der Andern Aufseher und Censoren werden ..... Das ist also der Zustand: Ein sehr ungleiches Bündniß, nicht aber durch die augenblickliche Nothwendigkeit erzeugt, und also von mehr wie einer Regierung kalt aufgenommen, von der Nation im Ganzen aber sehr festgehalten. In Teutschland viel Unzufriedenheit, ein Gemeingeist, der bisweilen ausartet, und ein heißes Verlangen nach sichernden Verfassungen. Diese sind theils vorhanden, theils verheißen, theils begonnen, theils bestritten."

Mit welch' klarem Blicke der Freiherr von Gagern auch die auswärtigen Verhältnisse Teutschlands, namentlich die Bedeutung der nationalen Einheit in dieser Hinsicht, die übeln Folgen der Sorglosigkeit in dieser Hinsicht u. dgl. m. auffaßte, davon gibt diese Denkschrift ebenfalls hinlänglich Zeugniß [56]).

Übrigens erschien dem Freiherrn von Gagern der endlich (statt am 1. Sept. 1815 am 4. Nov. 1816 eröffnete Bundestag damals als der „Focus, als der große heimische Herd, wo sich alle guten Gesinnungen entwickeln würden, wo sie sollten concentrirt, erwärmt, geläutert, gestählt, verbreitet werden; was wir früher zu unserer Schande, wie zu unserem Verderben entbehrt hatten. Unter jenen guten Gesinnungen verstand ich Nationalität, den Begriff, und das stets wache, stets ermannende Gefühl eines großen Vaterlandes — die Festigkeit und Unverbrüchlichkeit und den Zusammenhang des Bundes; die feste Sprache und das Bewußtsein — nicht der veralteten Superiorität unserer Kaiserkrone — sondern der gänzlichen Unabhängigkeit, der freien Bewegung und des Wetteifers in Allem, was auf der Erde Großes geschieht. Alsdann den Sinn für Wahrheit und für Recht, die Sorge für Ruhe und Besitzstand, die Pflege der Religion und der Eintracht unter den Religionsverwandten; Alles, was Bildung und Ausbreitung nach Sprache, Literatur, Wohnung, Gewerb und Fleiß begünstigen oder befördern kann. — Ich verstand darunter die ebenso männliche als zutrauliche Rede der Mächtigsten — die ihren Mitverbündeten und der Nation als solcher, die Ereignisse, die Erwartungen — etwa die Resultate zu Aachen, zu Laibach, Verona, London — kund thun, entwickeln, sie rechtfertigen und berichtigen würden, anders als durch Drohungen, Bezüchtigungen und Strafgebote — und wenn sie bisweilen eitlen gewagten Hoffnungen widersprechen müssen, doch die edleren Gefühle wach halten und dem Verstande die Ehre anthun, ihn für etwas, ihn für gegenwärtig zu halten, ihm den klaren Stoff zu liefern und seinen Gang, seine Entwickelung, seine Anwendung zu fördern" [57]).

Wie die andern Gesandten, hielt auch er eine Rede bei Übergabe seiner Vollmacht [58]), in der besonders hervorzuheben ist, daß er auf den damals schon vergessenen, oder vielmehr ignorirten Hauptpunkt, daß das teutsche Volk das alleinige Verdienst des Befreiungskrieges hatte, hinwies, indem er des Andreas Hofer „absichtlich Erwähnung that, dessen und der Seinigen Beginnen auf

56) Hier nur einige der 42 dort namhaft gemachten und erörterten Hauptpunkte: XVI. Wer sind wir? — Die Nation oder das Reich teutscher Nation in complexu? — Ganz gewiß oder gar Nichts! Die Idee: Kaiser und Reich, ist factisch in unser Dasein hinübergegangen. — XVII. Krone und Scepter auf unserm Tische? Wo sind diese Ornamente? Sorge dafür. — Es ist nämlich die Idee der Einheit als Sinnbild der Gewalt, des Executiven, des Monarchischen darin ausgedrückt. Warum also nicht? Die nächste Erinnerung, um wieder darnach zu greifen! Lord Castlereagh sprach oft in Wien von the *imperial* dignity given in commission. Ich hatte in Wien schon darauf und auf dem Ausdruck Reich bestanden. Wahrlich den Fürsten zu Gefallen. — XIX. Sind wir blos passiv? Werden wir uns blos auf außerordentliche Sendungen beschränken? — Wahrscheinlich, aber die Entwickelung und Befestigung der Dinge bei uns kann andere Resultate liefern. Daher überläßt man es am besten ohne Bestimmung der Zukunft. — XX. Werden wir uns nicht in fremde Angelegenheiten mischen? — In gewissem Betracht, warum nicht? Was ist der europäische Völkerverein? Eine Auswechselung solcher freundlichen Officien. Wenn man auswärts unserm Staatskörper Eintracht empfiehlt, warum nicht wir — andern? Wir hören in England vom schwarzen Sklavenhandel, warum nicht bei uns und mit eigener und europäischer Berechtigung von den weißen Sklaven? Wir hörten, da man die Protestanten im südlichen Frankreich gedrückt vermeinte, Anstalt zur Intercession, warum nicht bei uns? Man sprach laut von der Theilnahme am Schicksale der Arguelles und Villacampa, warum nicht bei uns? Sind wir dem Widerstand dieser beherzten Spanier etwa weniger Dank schuldig, als die Engländer? Mit solchen europäischen Gegenständen die Aufmerksamkeit der Menschen zu beschäftigen, den politischen Durst löschen, ihren Seelen Schwungkraft geben, sie auf sittliche Gegenstände führen, ist viel besser als innere Grillenfängereien. — XXI. Liegt uns nicht daran, z. B. in der Schweiz und in Nordamerika, Gesandtschaften zu haben? — Seitdem man den immensen Fehler begangen hat, die Schweiz aus unserm Bundessystem heraus zu lassen, die Capitulationen mit Frankreich nicht zu hindern, dort ein Neutralisationssystem zuzugestehen, d. h. bei euch soll der blutige Tummelplatz niemals sein, sondern lieber bei uns, wobei es doch wol Niemand recht Ernst ist — scheint mir von der Seite keine Fürsorge im Reiche teutscher Nation zu viel und überflüssig. Die Gleichgültigkeit, die Sorglosigkeit in solchen Dingen, die Vernachlässigung, hat eben unsern vorigen schlechten Zustand herbeigeführt.

57) Mein Antheil III. S. 13 fg. 58) Sie steht Antheil III. S. 24.

unser politisches Wiedererwachen, auf die lebendiger werdenden Gefühle für Nationalunabhängigkeit so bedeutenden Einfluß gehabt hat." Bei den Debatten über die vorläufige Geschäftsordnung setzte er durch, daß die Publicität der Protokolle der Bundesversammlung als Regel festgestellt ward [59]). Später als die bundestägliche Auto- und Bureaukratie es übel vermerkte, daß die freisinnigen Staatsgelehrten die Bundesprotokolle benützten, um die Rechte des Volks und der Stände zu vertheidigen, und als jene deshalb die fernere Veröffentlichung (seit 1824) abschaffte, erließ unser Freiherr (am 22. Nov. 1825) ein Promemoria an das großherzoglich hessische Staatsministerium [60]), worin er — „in nachdrücklichem und urbanem schonendem Tone zugleich, in welchem die unterrichtete und erhaltende, oder die Rechte Aller schirmende Aristokratie stets sprechen sollte" [61]) — auf die Wiederherstellung der Publicität qu. drang [62]). — Als der Großherzog von Weimar die von ihm im J. 1816 mit den Ständen vereinbarte Verfassung, die erste, in der das neue constitutionelle Repräsentativsystem in Teutschland grundgesetzlich anerkannt ward — unter die Garantie des teutschen Bundes stellte, und man es von gewissen Seiten „anmaßend und übereilt fand, daß ein so minder-mächtiger Staat mit dem Beispiele voranging" [63]), begrüßte der Freiherr von Gagern in der achten Sitzung des Bundestags in seinem ausführlichen Votum freudig das Erscheinen jener zeitgemäßen, vernünftigen Verfassung, in welcher zuerst den Verheißungen von Wien Wort gehalten ward, und bezeichnete es „als höchst erwünscht und Lehre und Muster bietend, daß ebendieses zuerst ohne besondern Widerspruch, ohne misliebige, erbitternde Reibungen, ohne metaphysischen Prunk mit dem einfachen: suum cuique! im Lande der Wieland und Goethe vorging u. s. w.; daher er den Antrag stellte, nicht nur dem Großherzoge Karl August dafür von Bundeswegen den geziemenden Dank abzustatten, sondern auch sämmtlichen weimarischen Staatsmännern und Behörden, die dabei nützlich concurrirt haben, die allgemeine Zufriedenheit auszudrücken" [64]).

Nur kurz sei in Bezug auf seine anderweiten Vota noch erwähnt, daß die bei den Debatten über die „Reihenfolge" [65]), die „Competenz" [66]), die „westfälischen Domainenkäufer" [67]), die „Austrägalinstanz" [68]), die „Auswanderungsfrage" [69]), das „Verhältniß zu den Barbaresken" [70]) abgegebenen die wichtigsten waren. Beiweitem am wichtigsten war aber seine Rede in der 44. Sitzung bei Gelegenheit der ersten Vertagung (vom 1. Aug. bis 3. Nov. 1817) der Bundesversammlung. Der österreichische Präsidialgesandte (Graf von Buol-Schauenstein) hatte in einer Übersicht über die bisherigen Leistungen der Bundesversammlung sich in einer ziemlich breiten und selbstzufriedenen Aufzählung der einzelnen erledigten Geschäfte gefallen, dabei aber des so wichtigen Artikels XIII und der Debatten über die Garantie der weimarischen Verfassung gar nicht gedacht, überhaupt aber die damaligen „Zustände" nur in einem ganz rosigen Lichte gesehen und dargestellt. Alle übrigen Bundestagsgesandten begnügten sich beizustimmen; nur der Freiherr von Gagern fand es doch anständig und national und gut, die Materie auch von anderm als dem Präsidialgesichtspunkte aus zu beleuchten [71]), und hielt sofort einen Vortrag, in welchem er zwar auch im Ganzen seine Zufriedenheit mit dem Geleisteten bezeugte, aber ebendeshalb „sich auch nicht scheute, die Hand auch an die schadhaften Stellen zu legen." Er deutete ausdrücklich den Grundfehler, daß man, wenn man Fürst und Volk als entgegengesetzte Begriffe ansehe, das constitutionelle System nicht richtig auffasse, ebenso das Souverainetäts- oder monarchische Princip übertreibe, wenn man nicht auch das demokratische in seiner Berechtigung anerkenne, ja, er ging soweit, offen auszusprechen [72]): „Nachdem ich diesen gerechten Tribut der Monarchie und Aristokratie gebracht habe, bin ich nicht minder auch Demokrat. Freilich nicht regellos und stürmisch, sondern ich strebe in dem verständigen Sinne es zu sein, der der Freiheit und der Ordnung zusagt. Denn das ist eben, worin wir zurück sind, der unverständliche und schädliche Antagonism in Teutschland, den ich befeinde, daß schon das Wort Aristokratie den Ohren der Einen so ein Gräuel ist, als den Andern Demokratie! Ich bekenne mich dazu so unumwunden, daß ich manchen Herrn an der Donau vielleicht damit in Erstaunen setzen werde. Seine Verwunderung würde steigen, wenn ich ihn versicherte, daß das demokratische Princip eben in unserer Kaiserwürde enthalten war. Denn auf den richtigen Urbegriff kommt es an; auf die auxilii latio der Alten, auf jenes verständige Verschaffen der Hilfe, entgegengesetzt der Selbsthilfe durch Faust und Pike, die, wenn sie überhand nimmt, zu den Mitrailladen und Ersäufungen, zu Robespierre und Ma-

59) a. a. O. S. 31. 60) Es findet sich im Antheil 3. Bd. S. 246 fg. (Hierbei sei eine ganz irrige Behauptung des Staatslexikons berichtigt [S. 295], welches die in jenem Promemoria ausgesprochenen Worte Gagern's: „durch meine Besitzungen ꝛc. nahm ich hier in ständischer Versammlung Platz," für „fast komisch" erklärt, weil er „nur der Gnade des Fürsten diesen Platz verdanke." Allein Gagern schrieb jenes als Mitglied der zweiten Kammer, und wurde ja erst 1829 Mitglied der ersten!) 61) a. a. O. S. 32. 62) Unter Anderem heißt es S. 250: „— — Und während dem diese große und erleuchtete teutsche Nation mehr nach den Mustern im Westen strebte, fähiger, aufgeklärter, in Religionssachen einiger und duldsamer, fleißiger ist als eine, während dem ihr der 13. und 14. Artikel zur Seite stehen; während dem man ihr Ruhe, Geduld, Ehrerbietung anmuthet — ja in ihr lebt — strebt man beständig dahin, sie auf orientalische Weise zu modeln, ihren guten Gewohnheiten Abbruch zu thun; geordnete Dinge wieder zu confundiren und den menschlichen Verstand gefangen zu nehmen, statt ihn zur Ehre Gottes zu entfalten. Und wenn das durch falsche Vorstellungen unter so geehrten, tugendhaften, mit Ehre und Lorbeeren geschmückten Monarchen geschieht: — was erst später?" 63) S. 43. 64) „Antheil" III, 39 fg.

65) S. 72 fg. 66) S. 89 fg. 67) S. 97 fg. 68) S. 121 fg. 69) S. 154 fg. (Dabei sei daran erinnert, daß er für dieses so wichtige sociale und politische Problem sein ganzes Leben hindurch möglichst zu wirken suchte, einen Verwandten [v. Fürstenwärther] deshalb auf seine Kosten Nordamerika bereisen ließ und seinen Bericht zum Druck beförderte. Mit Recht konnte er noch 1844 [Allgem. Zeitung Nr. 221. Aus. Beil.] von sich sagen, daß er stets „an der Spitze in dieser Sache gestanden habe.") 70) S. 156 fg. 71) a. a. O. S. 170 fg. 72) Antheil III, 185. Nemesis X, 403.

rat's Gräueln führt. Wenn sie nur ist, so ist es gleichgültig, ob diese gesetzliche Hilfe leistende Behörde Tribunen in Rom heißen, oder Imperatores cum tribunicia potestate; Kaiser bei uns, oder anders zu Florenz und zu Venedig. So viele Mandata de non turbando — de non gravando — oneribus insolitis zeigen genug, wo bei uns diese auxilii latio war. Sie entziffert die nicht geheilte Sehnsucht nach dieser alten Form, die wahrscheinlich nicht aus dem Verlangen entstand, hier vom großen gebratenen Ochsen zu kosten, oder die kurfürstlichen Hermeline bei dem feierlichen Einzuge anzuschauen. Um so dringender ist es, daß etwas von diesem Schutz und Schirm, daß das sufficiente Maß hier gefunden werde. Wir setzen uns vor, sie ebenso in die geziemenden Schranken zu leiten, als wir Unarten entgegengesetzter Art zu steuern befugt sind, als wir Teutschlands Ehre und Hoheit aufrecht erhalten wollen; denn diese Ehre und Ansehen steht jetzt [73]) hoch in Europa."

Man kann sich hiernach leicht erklären, daß, zumal seit dem in jene ersten Ferien des Bundestages fallenden Wartburgfest, das Mistrauen der Machthaber fort und fort gewachsen war, ein so freimüthiges Mitglied, wie der Freiherr von Gagern, mehr und mehr misliebig werden mußte. Doch hatte er (nachdem er jene Ferien zu einer Reise nach Italien benutzt) nach dem Wiederzusammentreten jener Versammlung im November 1817 noch einige Male Gelegenheit, seine Freisinnigkeit und echt teutsche Vaterlandsliebe bei den Debatten über den Artikel XIII der Bundesacte in der 58. Sitzung vom 22. Dec. 1817 und der 11. von 1818, sowie über das teutsche Kriegs- und Vertheidigungswesen (Sitzung 3 und 18 von 1818) zu bewähren [74]). Am 13. April 1818 wurde seine Abberufung als Bundestagsgesandter vom Präsidium vorgetragen [75]). Gagern, indem er dies in seinem „Antheil an der Politik" [76]) ganz einfach erwähnt, fügt hinzu: „Wenn meine Entfernung in irgend einer Beziehung nachtheilig gewirkt hätte, so habe ich wesentlich mir selbst die Schuld beizumessen. Willig nahm ich die Schippe und das Baummesser in die Hand. Der Nation bleibe ich verpflichtet, daß sie mein Bestreben am Bundestage, wie es auch mag gewesen sein, mit Wärme und Theilnahme aufnahm." Noch in demselben Jahre gab er als eine Art Compte rendu seiner Wirksamkeit in Frankfurt eine Denkschrift heraus [77]).

Im J. 1820 wurde Gagern, der sich, nachdem er auch von dem Könige der Niederlande „in Disponibilität" gesetzt worden, auf seine Güter in Rheinhessen (Monsheim unweit Worms) und Nassau (Hornau bei Höchst) zurückgezogen hatte, vom Wahlbezirke Pfeddersheim in Rheinhessen zum Abgeordneten für den damals zusammenberufenen ersten Landtag des Großherzogthums Hessen gewählt. Indem er den Bericht über einen von der Staatsregierung vorgelegten, das neue Verfassungswesen betreffenden Gesetzentwurf erstattete, hatte er dabei Gelegenheit, nicht blos seine reiche geschichtliche Kenntniß zu entwickeln, sondern auch sehr nutzbar für die Gegenwart zu machen. Er erwarb sich das wesentliche Verdienst dabei, daß auf diese Grundlagen hin eine freiere Verfassung als die anfänglich ertheilte zu Stande kam. Aber auch auf den spätern von ihm besuchten Landtagen (namentlich auch, nachdem er im J. 1829 zum lebenslänglichen Mitgliede der ersten Kammer ernannt worden, in der er übrigens zu viele Stockaristokraten zu Collegen hatte) brachte er eine Fülle von Geist, von Ideen und Kenntnissen in die von ihm gefertigten Ausschußberichte und in die Debatte. Er trug besonders dazu bei, daß der höhere patriotische Standpunkt, der Standpunkt des Teutschseins, nicht verloren ging [78]). — Auch hier beschränken wir uns auf nur einige Hauptpunkte seiner landständischen Wirksamkeit, die für noch schwebende Staatsfragen praktisches Interesse haben: „Vaterland — ein großes Vaterland, Nationalität, teutsche Ehre, Ansehen, Zusammenhang, Kraft, Cultur, Entwickelung" bezeichnete er im December 1832 in einer Rede in der ersten Kammer als Hauptstoffe seiner Wirksamkeit. „Nach den religiösen Ideen," setzte er hinzu, „sei unstreitig wohlverstandene Vaterlandsliebe, das Bewußtsein, einer großen, gesegneten, in sich selbst verbundenen Nation anzugehören, das höchste, das wärmste, das seligste Gefühl auf der Erde, und er beklage den, der dessen entbehrte." Doch verblendete ihn sein teutscher Sinn ebenso wenig gegen die Anerkennung der Mängel in unserm Nationalcharakter und der Vorzüge anderer Völker, als ihn seine bevorzugte Stellung, wie so viele seiner Standesgenossen, die Theilnahme an dem Wohle des „Volkes" vergessen ließ. Obgleich selbst Privilegirter, rief er doch auf einem der hessischen Landtage den Privilegirten das schöne Wort freiwilligen Opferbringens: Pätus, es schmerzt nicht! zu, und diese Gesinnung festhaltend, äußerte er sich noch 1835 günstig über die „Verwandlung der Theilabgabe von Weinbergen in der Provinz Rheinhessen in jährliche ständige Grundrenten," nach Grundsätzen, welche den Pflichtigen vortheilhaft seien, weil ihm dies „als im Bedürfnisse der Zeit liegend erscheine, und weil er dadurch einen großen Stoff des Haders, der doch noch in großer Masse zurückblieb, zu beseitigen hoffte." Im J. 1830 erklärte er, daß er gegen den Code civil (den unmittelbar darauf sein College in der ersten Kammer, der sonst geistreiche Freiherr von Breidenstein, „ein vulkanisches Product der Revolution" nannte) „die größte Ehrerbietung empfände." Im

73) Allerdings 1816!! — Aber wie stehen wir jetzt, wo die Fremdmächte durch londoner Protokolle trotz Preußens Widerspruch über das Schicksal teutscher Länder und Völker entscheiden wollen! Und wer war daran Schuld, als der Bundestag, der, obiger Gagern'schen Mahnung uneingedenk, Teutschland in Schmach und Verachtung fallen ließ (wie dies der Generallieutenant von Radowitz so unumwunden mehrfach ausgesprochen), und dessen sogenannte „Reactivirung" trotz Preußens Widerspruch wir kürzlich (2. Sept. 1850) erleben mußten!! 74) Das Speciellere s. im „Antheil" III, 190 fg. 75) Sein Abschiedsschreiben, sowie die Präsidialantwort, ist in das Protokoll (17. Sitzung) eingerückt. 76) III, 223. 77) „Über Teutschlands Zustand und Bundesverfassung." 1818. Vgl. Stein's Brief darüber im „Antheil" 4. Bd. S. 65.

78) Vgl. die „Gegenwart" 1848. (Heft 12. S. 719), Staatslexikon 5. Bd. H. 2. S. 293. Buchner in Buddeus, Teutsch. Staatsarchiv. 2. Bd. S. 172 fg. 189 fg.

nämlichen Jahre erklärte er sich, „obgleich unter Wappenschildern aufgewachsen," doch gegen die Beibehaltung des alten feudalistischen Huldigungseides neben dem neuen Verfassungseide. Obgleich genau die Windrose der Zeit kennend, nahm er doch keinen Anstand, 1832 die Wiederherstellung der relativen Öffentlichkeit der Bundesverhandlungen (deren Verheimlichung seit 1824 er schon im J. 1825 zum Gegenstande einer Beschwerde beim großherzoglichen Staatsministerium gemacht hatte) zu beantragen. Im J. 1835, bei Gelegenheit der Berathung über den Gesetzentwurf, die Öffentlichkeit der Verhandlungen in Strafsachen in der Provinz Rheinhessen betreffend, sprach er sich für eine möglichst geringe Modification der bisher in Rheinhessen bestandenen unbedingten Öffentlichkeit aus u. s. w. Im nämlichen Jahre 1835 stellte er einen Antrag: „die Staatsregierung zu ersuchen, den Ständen über die Bundesbeschlüsse, die das Verbot des Wanderns in der Schweiz, oder auch nach andern Gegenden betreffen, genügende Auskunft zu geben," und weiter einen Antrag: „die Staatsregierung zur Einleitung zu bewegen, damit von Seiten des teutschen Bundes die behufigen Schritte geschehen, daß der bürgerliche Krieg in Spanien menschlicher und dem Völkerrechte gemäßer geführt werde"[79]). Ebenso bewog ihn sein lebhaftes Gefühl für die Leiden der sogenannten arbeitenden Classen zu Anträgen über die Beschränkung der Arbeitszeit der Kinder in den Fabriken[80]). Im November 1838 sprach er bei Gelegenheit der Berathung über die Adresse auf die Thronrede rühmend über die nicht lange vorher „in einem andern großen Lande" (dem österreichischen Italien) verkündigte Amnestie zum Zweck der Nachahmung im Großherzogthume Hessen. „Wo auch der Impuls mag hergekommen sein, die Amnestie war vollständig und die Vergehen, die Tendenz dort keineswegs geringer, das Trachten ungefähr dasselbe. Daß dort mehr Aristokraten Antheil nahmen, neigt die Wagschale zu Gunsten der Teutschen. Ist man in solchen Dingen strafbar, so sind es die Aristokraten um so mehr. Bei uns waren es mehr Jünglinge mit falschen Ansichten. Viele sind schon über weite Wasser geführt worden — nach Amerika! Diese Entfernung der Unzufriedenen ist unter allen conservativen Maßregeln die beste und stärkste. Meine heiligsten Pflichten gebieten mir also zu sagen: — es ist den Mächtigsten selbst, es ist allen Fürsten, es ist dem Bunde und allen Begriffen vom Bundessystem nachtheilig, es trübt und entfremdet die Gesinnungen, wenn diesem mailändischen Vorgange nicht in Teutschland je eher je besser gefolgt wird." Auf demselben Landtage stellte er Anträge auf gänzliche Abänderung der eidlichen Formel der den Jünglingen eingehändigten Universitätsmatrikel zu Gießen und, durch Vermittelung der Staatsregierung, zu Göttingen, und überall, wo sonst Ähnliches vorkommt, sodann an die Staatsregierung zu gesinnen, daß von Seiten des Großherzogthums, jedoch mit ausdrücklicher Erwähnung der Landstände, dem Könige von Baiern für die kraftvolle Führung der Donau-Main-Verbindung Dank dargebracht werde u. s. w. Besondere Erwähnung verdient Gagern's treffliche Rede über den Antrag von Glaubrich, die Wiederherstellung der durch das Patent vom 1. Nov. 1837 so höchst widerrechtlich aufgehobenen Verfassung des Königreichs Hanover, die er im J. 1839 hielt, und in der er mit größter Entschiedenheit die Competenz der Stände in Bezug auf diese Angelegenheit behauptete.

Im December 1841, beim abermaligen Zusammentritt des Landtags, hielt Gagern bei Gelegenheit der Berathung der Adresse auf die Thronrede abermals einen längern, für mehre der wichtigsten Staatsfragen der Gegenwart höchst lehrreichen Vortrag, worin er, veranlaßt durch eine Stelle jener Rede von „teutscher Nationalität und Zusammenhaltung," fragte: „Was ist und wo ist diese Nationalität und wie wird sie geäußert und bewahrt? Fürwahr, sie muß noch anderwärts anzutreffen sein, als in den engen Kammern der visitirenden Rekrutirungscommissionen, anderwärts als in dem Cabinet der Behörden, die die Patente für Officiere und Cadetten ausfertigen, oder in den Budgets, die unsere Geldhilfe und Steuern ansprechen. Nationalität besteht in befriedigendem und festem Staatsrecht, im richtigen und starken Gefühl des Zusammengehörens, in der gereichten Hand, in der Verbrüderung der Völkerschaften, im bewahrten häuslichen und Kirchenfrieden, in der rechten Würdigung von Ehre, Wahrheit, Wort und Freiheit, in der Entwickelung der Industrie, in ihrer Beförderung durch Verträge, durch Wege und Bahnen — in der gebotenen Entfaltung auch auf den Wassern und Meeresflächen — und wenn bei der so hoch gestiegenen Bevölkerung das Schicksal so will, auch in der beförderten, begünstigten, überwachten Unterkunft in der Ferne. Die wahre Nationalität gebietet, was auch die Thronrede überall andeutet, wach zu bleiben und nicht wieder einzuschlummern und den Übeln zu steuern. Einer der großen, und ich erkenne es bis nun, einer der edelsten Staatsmänner unserer Zeit, Sir R. Peel, als er sein hohes Amt, die europäische Führung den mächtigsten Einfluß auf die eben laufende Weltgeschichte in Aussicht nahm, und um sich her schaute, sprach recht geflissentlich von Teutschland und ebenso wie wir heute. Dieser gezeigten Eintracht, diesem Nachdruck huldigend, begrüßte er diese Magnificent country Germany. Diesen teutschen Sinn von Berlin bis an des Rheins beide Ufer; verlangte nur die Dauer — und in des Dichters nicht kurzen, aber energischen Worten setzte er vergleichungsweise andere Bollwerke hintan, bezüchtigte arg die Sprache der Höflinge und postulirte, unterstellte unter uns high-minded men hochgesinnte Männer."

Mangel an Raum verhindert uns, noch andere Stellen (namentlich über die darin scharf gerügten großen Mängel unsers teutschen Kirchen-Staatsrechts, mit besonderer Beziehung auf die noch gegenwärtig ebenso wichtige als nicht genügend entschiedene Frage der „ge-

79) Und 1850 sieht man den Unmenschlichkeiten der Dänen in Schleswig ruhig zu!! 80) Seine Worte darüber stehen auch in Künzel's „Drei Büchern teutscher Poesie." 1838. 3. Bd. Vgl. auch die „Kritik des Völkerrechts" und „Allocution an die Nation und ihre Lenker." 1848. S. 27.

mischten Ehen")[81]) aus diesem Vortrage mitzutheilen, welcher unleugbar zu den besten Staatsreden unserer Zeit gehört[82]). Daß in dem angeführten die politische Hauptfrage unseres Vaterlandes, ob das teutsche Volk endlich eine Nation, d. h. ein selbständiges Ganzes als eigentlicher Staat (was Goethe uns bekanntlich mit der leidigen Vertröstung auf unsere kosmopolitische Bestimmung gradezu abgesprochen)[83]) werden solle und könne? — hier wie in mehren seiner Schriften von dem Freih. von Gagern bestimmt formulirt ist, ergibt sich ebenso klar, als daß er auch hierbei das wichtigste sociale Recht, das uns Teutschen mit Recht am meisten am Herzen liegt[84]), das der religiösen Glaubens- und Gewissensfreiheit auf das Energischste vertheidigt hat.

Allerdings hat der Freih. von Gagern sich mehrfach, namentlich in den Jahren 1830 und 1832 gegen die Preßfreiheit erklärt, selbst nur in inländischen Dingen (was ihm die liberale Partei sehr zum Vorwurf gemacht hat)[85]); allein einerseits meinte er offenbar damit zunächst nur die durch die Julirevolution besonders am Rhein veranlaßte Preßfrechheit, wie er denn auf dem Landtage von 1835 und später auf die Erlassung eines Preßgesetzes drang, namentlich auch in der erwähnten Rede vom 10. Dec. 1841 bemerkte, daß die teutsche Nation einen gerechten Anspruch auf Erweiterung und bessere Regulirung der Preßfreiheit habe[86]), andererseits hatte er offenbar als praktischer Staatsmann dabei die so wichtige Regel Chateaubriand's im Auge: en politique la première loi est de vouloir le possible! und hielt demgemäß die Preßfreiheit in kleinen Staaten für unmöglich oder unausführbar, worin er ganz Dahlmann auf seiner Seite hat, der vortrefflich nachweist, daß Preßfreiheit nicht bestehen kann, „ohne einen starken Staat, der die Injurienprocesse nicht zu scheuen hat, welche mit Kanonen geführt werden und, was mehr ist, nicht ohne einen volksfreien Staat," daß sie „in einen wohlumhegten Garten von blühenden Freiheiten gehört, isolirt aber nicht gedeiht," und „daß die Unterscheidung zwischen in- und ausländischen Dingen nur in der Theorie, nicht in der Praxis ausführbar ist." Daher selbst Dahlmann die Beibehaltung der Censur damals anempfahl, ob er sie gleich, selbst in der mildesten Form, für ein Übel erklärt[87]). Ebenso hat der Freih. von Gagern sich schon vor mehr als 30 Jahren gegen ständische Deputirte beim Bundestage erklärt, oder gegen ein teutsches Parlament, wie man es später nannte. Diese Sache war in der That schon auf dem wiener Congresse vorgekommen, indem es in dem am 13. Sept. 1814 zu Baden bei Wien dem Fürsten Metternich von dem Fürsten Hardenberg mitgetheilten Entwurfe der Grundlage einer teutschen Verfassung Art. 7 von den Landständen heißt: „Ihre Befugnisse sollen zugleich sein ein näher zu bestimmender Antheil an der Gesetzgebung, Verwilligung der Landesabgaben, Vertretung der Verfassung bei den Landesherrn und bei dem Bunde[88])."

Offenbar hatte der Freih. von Gagern in seiner Verwerfung dieser Idee auch hier als praktischer Staatsmann sich gezeigt, dem es lächerlich vorkommen mußte, eine Volksvertretung neben eine Versammlung von bloßen Diplomaten zu stellen, die durchaus an Instructionen der Höfe gebunden waren, bei denen also gar keine freie Discussion stattfinden konnte und die höchstens nur als Subdelegirte der Minister der einzelnen Staaten angesehen werden konnten, also nicht im Geringsten ein eigentliches Oberhaus oder eine Pairskammer darstellten, ohne welche doch ein Unterhaus gar keine Bedeutung hat. Auch hatte später, z. B. Pfizer in seinen „Briefen zweier Teutschen[89])" schon sehr bestimmt erkannt, was sich praktisch 1848 klar zeigte, daß mit einem solchen sogenannten Parlament beim Bundestag uns nicht geholfen werden könne.

Gagern's parlamentarische Thätigkeit wurde, einzelne Unterbrechungen (die in der schon erwähnten Isolirtheit seiner Stellung in der hochtorystischen ersten Kammer zum Theil ihren Grund haben mochten) abgerechnet, auch durch sein vorgerücktes Alter nicht gehemmt, wie er denn noch in den letzten Monaten des J. 1846, also in seinem 81. Lebensjahre regen Antheil an den Debatten über die Gesetzgebung nahm, und selbst erneuerte Anträge über die ihm von jeher sehr am Herzen gelegene Auswanderungsfrage stellte[90]).

Ergibt sich aus diesen Andeutungen, daß derselbe als Diplomat, praktischer Staatsmann und Staasredner sich über ein halbes Jahrhundert bei allen wichtigen Staatsfragen betheiligte, so findet dasselbe in Bezug auf seine Thätigkeit als politischer Schriftsteller statt, besonders seit den letzten 30 Jahren, in denen er seine Muße (otium cum dignitate!) auf die würdigste Weise der Publicistik im wahren, höhern Sinne dieses Wortes widmete, d. h. als principieller Beleuchtung der wichtigsten politischen und socialen Probleme der Gegenwart, um das Urtheil der öffentlichen Meinung, dieser „mächtigsten der Mächte" bei gebildeten Völkern[91]) immer mehr aufzuklären und zu läutern. Das schulmäßig Systematische oder streng Wissenschaftliche war allerdings seinem Genius zuwider und er selbst gestand offen ein, „daß er jenes verschmähe, ja bekriege, weil in Teutschland zu großer Misbrauch damit getrieben werde, daß er das Aphoristische und Desultorische vorziehe[92])." Aber hat er nicht hierin vollkommen Recht? Ist nicht bei uns die

81) Vgl. diese Encyklopädie unter „Judenemancipation" 2. Sect. 27. Bd. S. 288 fg. 82) Diese Rede findet sich auch vollständig abgedruckt in der Leipz. Allgem. Zeitung. 1842. Nr. 40 und Nr. 61. Beil. 83) In der bekannten (manchmal auch Schiller — z. B. Teutsche Zeitung vom 23. Febr. 1850. 2. Beil. — zugeschriebene) Xenie über den teutschen Nationalcharakter:

„Zur Nation Euch zu bilden, Teutsche, Ihr hofft es vergebens!
Bildet dafür, Ihr könnt's, freier zu Menschen Euch aus."

84) Vgl. den Art. Judenemancipation. 2. Sect. 27. Bd. S. 279. Note 58. 85) s. d. Staatslexikon a. a. O. 5. Bd. S. 295. 86) Leipz. Allgem. Zeitung vom 2. März 1842. Beil. 87) Politik S. 301 fg.

88) F. G. Welcker, Von ständischer Verfassung und über Teutschlands Zukunft. (Karlsruhe 1831.) S. 54. Scheidler in Bülau's Jahrbüch. 1839. Dec. S. 560. 89) 1832. S. 265 fg. 90) Vgl. Allgem. Zeitung. 1844. Nr. 221. Aus. Beil. 91) Klüber, Abhandl. ꝛc. 1. Bd. („Drei Mächte.") 92) Resultate der Sittengesch. VII. (Civilisation. [Leipzig 1847.]) Vorrede.

Kluft zwischen der Wissenschaft und dem Leben, worüber so oft von unsern berühmtesten Gelehrten selber geklagt worden [93]), größer als irgendwo sonst? Sagt nicht Goethe selbst, „die Teutschen haben die sonderbare Gabe, die Wissenschaften allein Andern ungenießbar zu machen?" Gilt nicht auch in der Politik oder Staatswissenschaft, die ja zuletzt nur angewandte Philosophie ist, was Schiller von der letztern sagt? [94]) Ist nicht auch in diesem Gebiete wahr, was Fr. H. Jacobi in einem Briefe an W. von Humboldt und mit Bezug auf denselben bemerkt hat? [95]) Jedenfalls konnte der Freih. von Gagern mit Recht hinzusetzen: „Zusammenhang wird der wol finden, der ihn sucht," da er offenbar wirklich ein politisches durchdachtes und consequentes System, wenn auch in schulmäßiger Form, hat. Daß er in Hinsicht auf die in politischer Beziehung so höchst wichtige Tugend der Freimüthigkeit ein seltenes Muster ist, wird selbst von seinen Gegnern (z. B. Varnhagen von Ense) anerkannt und ist um so mehr hervorzuheben, als unsre teutschen Publicisten in dieser Tugend ihre Stärke nicht haben [96]). Auch wird ihn Niemand jener, unter praktischen Staatsleuten (wie man solche Menschen zum Unterschied von Staatsmännern bezeichnen sollte) so häufigen Veränderlichkeit oder Wechsel der politischen Farbe und Gesinnungen zeihen können, und ebenfalls mochte er selber mit Recht von sich sagen (in einer Ersten-Kammerrede vom Nov. 1835): „Ich bin immer derselbe geblieben, keine Begebenheit, kein Zeitgeist hat mich vorgeschoben, noch zurückgedrängt von dem, was mir die linea recti schien [97])." Und wenn er den wahren Staatsmann schildert, so passen die meisten Züge auf ihn selber [98]). Auch ist sein Streben zu vermitteln, seine milde Beurtheilung Anderer, besonders Hoch- oder Höchstgestellter Personen eben aus seiner umfassenden Kenntniß der Menschen und der Macht der Verhältnisse, durchaus nicht aus irgend einer Art von „Liebedienerei" oder dergl. abzuleiten [99]).

Besondere Beachtung verdient es, daß der Freih. von Gagern so frühzeitig schon die Verkehrtheit der Politik, die man in Karlsbad 1819 einschlug und die eben die Revolution von 1848 herbeiführte, namentlich die der karlsbader Beschlüsse, welche auch W. von Humboldt damals als, „schändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend" nannte [1]), einsah und als solche zu bezeichnen den Muth hatte. So in einem höchst denkwürdigen Denkschreiben vom November 1819 an den mecklenburgischen Bundestagsgesandten Freih. von Plessen, wovon er zugleich Abschriften an die Höfe zu Wien und Berlin gelangen ließ und worin er die Uebertreibungen des sogenannten monarchischen Princips, sowie das ganze Gebahren der Großmächte in ihrer Blöße darstellte [2]). Auf ähnliche Weise erklärte er sich einige Jahre später darüber in seinem Einsiedler. In der letztgenannten Schrift besprach er auch die damals so verketzerte und verfolgte Burschenschaft, namentlich das Wartburgfest, welches, wie erst noch vor einiger Zeit bemerkt ward [3]), in der That das erste Glied in der Kette bildete, welches zunächst bis zu den welterschütternden Erhebungen des J. 1848 geführt hat, und ebenso Sand's That [4]). Es lag ihm dies Alles allerdings in sofern nahe, als seine beiden ältesten Söhne, der später als General gebliebene Friedrich und der ehemalige Präsident der teutschen Nationalversammlung, Heinrich, mit seiner Zustimmung Mitglieder jener alten Burschenschaft waren, welche im Ganzen durchaus bis zum J. 1819 nicht über die ihr zukommende Sphäre hinausging, wie auch öfters schon ausgesprochen und anerkannt ist [5]).

93) Vgl. Schiller's Hodegetik S. 154 fg. (ed. 3.) 94) „Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück und das Recht?
Muß ich dem Trieb mistrauen, der leise mich warnt, dem Gesetze,
Das du selber Natur mir in den Busen geprägt,
Bis auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrücket,
Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?"

95) „Die Bemühungen eines freien und markigen Denkers, sei's auch in bloßen Nebenstunden, sind fruchtbarer, als die Schweißströme der Leute vom Handwerk." Briefwechsel II. S. 43. 96) Vgl. den Art. Freimüthigkeit 49. Bd. S. 84. 97) „Allerdings bin ich in politischen Dingen weit mehr Skeptiker als Dogmatiker. Nur einer Rücksicht und Erfoderniß, einem Trio bin ich wahrlich treu geblieben: dem Verstand, der Tugend und der Freiheit. Oder wo ist das falsche Wort, daß ich nicht wie jener erleuchtete hochherzige Brite sagen durfte: I flatter myself that I love a manly, moral, regulated liberty. Ich sollte der Freiheit je abtrünnig werden, deren Rechte ich mit der Geburt geerbt, deren Grundsätze ich im Studium der Alten eingesogen, deren mannichfaltiges Colorit so oft mein helles Auge ergötzte, deren stille Hoheit ich in den Alpen sah, die ich zum ersten Wunsch, zum Idol der männlichen Jahre erhob; deren heilige Gefühle die jugendliche Brust nicht nur, auch die alternde im Eremitenkleid erwärmen, nachdem ich meinen Beitrag geleistet habe, des Vaterlandes Unabhängigkeit wieder zu gewinnen und zu befestigen. Denn in der Freiheit diamantnem Gürtel ist die Unabhängigkeit der Mittelstein von beiweitem überwiegendem Karate." Resultate der S. IV, 310. 98) „Der wahre Staatsmann kennt die Vergangenheit, behandelt die Gegenwart, bereitet die Zukunft. Der Erde höherer Flor, der Menschheit ehrenvolle Entwickelung ist sein Visir. Aber er verschmäht nicht die Sorge für das Individuum. In seinen Augen ist der bessere Freiheitssinn — Abscheu vor dem Unrecht. Verständig sucht er die Mittel, ihm vorzubeugen. Menschlich unterscheidet er nicht zwischen gegebenen Größen. Einsichtsvoll tritt er immer von den Wünschen zur Wirklichkeit zurück, und sucht die Temperamente, die mit dem geringsten Aufwande und Opfern mögen erreicht werden. Sinnig studirt er die Gesetze, bessert sie, wenn er sie erforscht hat, hält überall schonend nach. Mitleidig, fühlt er auch bei der Strafe des Verbrechers, aber ernsthaft erkennt er, daß die bürgerliche Gesellschaft dieser hemmenden Maßregeln bedarf. Auf diesem Wege findet er das Ebenmaß der Strenge und Gelindigkeit. Stets tritt er auf die Seite der Unschuld, der Sicherheit, des Hausfriedens, der Ehre und des guten Leumunds. Er haßt Bestechung; er haßt die Schmeichler, Ohrenträger und Spione. Er freut sich der Entwickelung menschlicher Kräfte, des Talents, der Beredsamkeit, des Scharfsinnes in Begründung des Rechts. So nähert er sich praktisch dem Vernunftstaate, der die neue Schule pedantisch und metapolitisch statt des Rechtstaats, wie sie sich ausdrückt, in Anspruch nimmt. Noch ein Mal: Männer, mehr wie Vorschriften, verständiger Männer Führung, das ist der Vernunftstaat." a. a. O. S. 311.

99) Sehr lehrreich sind in dieser Beziehung seine eigenen Äußerungen im „Einsiedler" I. S. 5 fg.

1) Schlesier, Leben W. v. Humboldt's II, 388. Staatslexik. 7. Bd. S. 295. 2. Ausg. 2) „Antheil" IV. S. 358 fg. 3) Teutsche Vierteljahrschrift. 1850. Nr. 3. 4) I. S. 26 fg. Vgl. auch den „Antheil" IV, 72. 5) So z. B. im Hermes. 1819. S. 309.

In Bezug auf die Wartburgsfeier rügte er zwar das literarische Auto da Fé (das übrigens durchaus nur als eine ungehörige Beigabe bezeichnet werden muß) [6]) allerdings scharf, erkannte dabei aber auf das Unumwundenste an, „daß der Gegenstand, die Idee, die Feier des Tages edel, fromm, des ernstlichsten Nachdenkens werth" war, und führte besonders näher aus, wie verkehrt die Maßregel ist, das Nationalgefühl, besonders das der Jugend, zu verletzen [7]).

Auf das Bestimmteste erkannte er, was eigentlich als die wahre Idee der Burschenschaft angesehen werden muß, und er erklärte gradezu sich mit derselben ganz einverstanden [8]).

Hier scheint der geeignetste Ort zu sein, um ein Urtheil über den zumal publicistischen Charakter des Freih. von Gagern zu beleuchten und zu berichtigen, welches sich in dem, sonst seine Verdienste sehr anerkennenden Artikel des Staatslexikons findet [9]). Es heißt: „Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß Herr von Gagern ein System hat, und daß dieses System die Resultate von Freiheit und Unfreiheit, von Vorurtheil und edler menschlicher Ansicht, von einer gewissen Absprecherei und von einem umsichtigen, gedankenvollen Wägen der Verhältnisse, von Kühnheit und Bedächtigkeit — geist- und kenntnißvoll — verbindet. Herrn von Gagern's Styl und Art ist jenem Systeme angemessen und dadurch in seiner Wirksamkeit beschränkt. Denn einfache und unzusammengesetzte Wahrheiten, welche einigen Außenschmucks dabei nicht zu entbehren brauchen, wirken immer am sichersten. Das Betrachten von vielen Seiten und von weit her macht Lücken oder Sprünge nöthig und um so mehr, wenn jene viele Seiten doch das Wahrzeichen einer gewissen Einseitigkeit tragen. Herrn von Gagern's geistige Beweglichkeit läßt ihn bisweilen Notizen, und seine Phantasie läßt ihn bisweilen Bilder häufen, die sich ersticken, oder durch ihren Widerschein, ja man kann häufig sagen, durch ihre Bizarrerie sich schaden. Seine freie Gesinnung in thesi grundirt prächtig, ansprechend, überzeugend; er reißt mit sich fort, von Gipfel zu Gipfel steigt man ihm nach, aber da kommt er in die Region, wo die Gewitter hängen und wo die Sturmwinde brausen und wir eilen wieder abwärts. Herr von Gagern hat die Geschichte studirt und die Menschen, er versteht die Sprachen; er könnte Alles ausdrücken, was er denkt, und er könnte Alles denken. Aber er war erst Mensch und Gelehrter und dann Diplomat — lex posterior derogat priori — und dieses macht sich geltend. Nicht im Voraus hat er manche Gedanken ganz getödtet, wie die meisten Diplomaten, aber er hat, wie alle Diplomaten, beständig Gummi elasticum bei der Hand, um an dem noch ungeschriebenen Gedanken zu wischen, und Radirmesser, um ihn, wenn er geschrieben ist, halb wieder auszukratzen. Die übrig bleibende Hälfte ist dann immer noch etwas Werthvolles, wie die Bücher der Sibylle, nachdem zwei Drittel davon verbrannt waren. Als Hälfte ist sie jedoch oft unbestimmt und dunkel. Dem teutschen Geschmacke widerstehen die vielen französischen Phrasen, die historischen und politischen Alliterationen und Assonanzen, das Perpendiculiren von Norden nach Süden, von Hundert zu Tausend und das Abspringen. Dem teutschen Gefühle widersteht die in Herrn von Gagern's Schriften und Reden überall vorwaltende Reflexion auf seine individuellen Benehmungen, Verhältnisse und — Verdienste. Er hat darin Manches mit Hrn. von Chateaubriand gemein, wie überhaupt zwischen diesem Charakter und dem seinigen (zu Beider Ehre) sich Parallelen ziehen ließen. Nur würde Herr von Gagern leichter jemals Anhänger des vertriebenen Karl als Prophet der Republik. Herr von Gagern ist ein Wenig hinter seiner Zeit zurückgeblieben, aber nichtsdestoweniger vor tausend und tausend seiner Standesgenossen voraus. Er war immer teutsch, human, gebildet, eigenthümlich, vielseitig und, obgleich mit aristokratischen Modificationen, liberal. Was aber insbesondere seine teutschen Gesinnungen betrifft, so hat sein Sohn in der Sitzung der zweiten hessischen Ständekammer am 18. Mai 1836 ein Zeugniß darüber abgelegt, was ebenso sehr den Vater als den Sohn ehrt."

Diesem Letztern [10]) wird allerdings Jeder beistimmen,

Blätter für literar. Unterhalt. 1841. Nr. 156 vom 5. Juni; ferner von Kröger in Diesterweg's Pädagog. Teutschl. 2. Bd. S. 20; H. Leo im Berliner polit. Wochenblatt (s. Scheidler, Teutscher Studentenspiegel. 1844. S. 48); Hegel (s. Rosenkranz, Biographie dess., und deren Recension in Schwegler's Jahrbb. der Gegenwart. 1844. Dec. S. 961); Overbeck, Offener Brief an die teutschen Studenten. (Bonn 1848.) S. 12.

6) s. Kieser's Wartburgsfest. 1818. 7) „Man wahrt, man trachtet lange nicht genug bei uns, nicht zu beleidigen; die Nation, ganze Classen und selbst die Jugend. Mein Confiteor ist darüber ausgesprochen. Man wird mich nicht beschuldigen, daß ich unserer Jugend Fehler zu lau gerügt habe. Die französische Jugend ist offenbar in Frankreich ebenso vorlaut, wie in Teutschland; es kommt öfters zu Thätlichkeit, zur wahren Widersetzlichkeit; sie hat dort offenbar viel mehr Böses im Schilde. Und dennoch, wenn davon auch öffentlich die Rede ist, wird immer klüglich angenommen: es sind nur wenige Verderbte oder Brauseköpfe. Mit sichtbarer Freude zeigen, berechnen sie, wie die Mehrheit besser dachte. Mit Wohlwollen sagt Montmorency, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten: ces dangereuses doctrines dont notre soin devroit être de préserver *une intéressante jeunesse*. Bei uns sah ich die umgekehrte Neigung zu oft vorschimmern, recht Viele schuldig zu befinden, um Fehlgriffe zu beschönigen." Einsiedler II. S. 26. 8) „Der jugendlichen Extravaganz habe ich genugsam Erwähnung gethan. Aber nein, in dem Streben der Jünglinge war keineswegs Alles schlecht und verwerflich. Sie waren weit entfernt, das Schlechte aufzusuchen, in der Lehre von der Imputation macht das gewaltigen Unterschied. Wenn man in die Schenke geht, zu zechen, und kehrt toll und voll heim, in das feile Haus und findet sich dabei übel; zur Rauferei, und es fließt Blut: so ist die Entschuldigung allerdings leicht, man habe es anders erwartet. Aber hier suchen sie nach ihrer Weise die bessere Bahn, aber verfehlten nur des Wegs. Sie wollten den Hader unter sich schlichten — mindern wenigstens, da der ewige Frieden in der kleinen Welt so unmöglich ist, als in der großen. Sie setzten sich Regeln der Ehrbarkeit, sie gewöhnen sich an Subordination, sie verpönten vielmehr die Excesse, sie verstießen die Wildfänge und Zanksüchtigen und die Wahlen fielen gewöhnlich auf die Auserlesensten. — Wenn nun der dominirende Grundsatz, der ihr Gemüth und ihre Zukunft stimmen und meistern sollte, das teutsche Vaterland — und dereinst mehr Eintracht und Einheit in diesem Vaterlande — gewesen wäre — — nun, so möchte ich wol noch einmal jung sein." Einsiedler I, 28. 9) 5. Bd. S. 296.

10) Man findet die betreffende Stelle auch in der Schrift: „Heinrich von Gagern," 1843, bei Cotta, S. 223.

der den Vater und den Sohn kennt; aber die vorhergehenden Urtheile bedürfen der Berichtigung. Das angebliche „Zurückgebliebensein" würde, wenn man es als wirklich annehmen wollte, nur dann ein Vorwurf sein, wenn es fest stünde, daß unsere Zeit in allen ihren Tendenzen oder Richtungen immer auf dem rechten Wege gewesen sei und sich nie überstürzt habe; das wird aber kein Kundiger, zumal seit 1848, behaupten oder zugeben. In der rechten Richtung auf wahre politische Freiheit in der Form der constitutionellen Monarchie, und auf nationale Einheit durch einen wahren Bundesstaat (welches Streben auch die ewig denkwürdige Proclamation Sr. Majestät des Königs von Preußen vom 15. Mai 1849 als vollkommen berechtigt anerkennt), hat sich der Freih. von Gagern schon vor mehr als dreißig Jahren bewegt, und ist (wie gleich gezeigt werden wird) den Zeitgenossen noch weit voraus! Allerdings wird er niemals „Prophet der Republik" werden, weil er eben der Ansicht aller bedeutenden Staatsmänner und Staatsgelehrten (von Platon und Aristoteles an bis auf Dahlmann und Schmitthenner [11]) beistimmt, daß die „Republik" oder „Demokratie" die unvollkommene Staatsform ist, und daß nur Idioten und Phantasten sie für das Ideal großer und gebildeter Staaten und Völker ansehen. — Die Vergleichung mit Hrn. von Chateaubriand ist nur in ganz äußerlicher Beziehung, nämlich in sofern passend, als Beide als geistreiche Männer, namhafte Schriftsteller, hochgestellte Staatsbeamte und einflußreiche Parlamentsredner berühmt sind; aber in den Hauptpunkten hinkt sie zu sehr, was schon darum unvermeidlich war, weil Jener eben Franzose, alt- oder blindgläubiger Katholik und romantischer Apologet des mittelaltrigen Legitimitätsprincips war, Freih. von Gagern von allem das Gegentheil, durch und durch Teutscher, rationalistischer Protestant und Kämpfer für Vernunftrecht und parlamentarisches System. Eine Parallele zwischen Beiden würde nicht zu „Beider" Ehre ausfallen; denn Hr. von Chateaubriand hat sich grade in der „Haupt- und Staatsaction," auf die er sich soviel zu Gute thut, dem Congreß von Verona und dem kläglichen Kriege Frankreichs in Spanien 1823, wie seine Schrift über den genannten Congreß beweist, auf eine jedes ehrlichen Mannes ja jedes Diplomaten höchst unwürdige Weise, benommen, worüber man das Nähere in Varnhagen von Ense's Recension jener Schrift findet [12]). — Daß Freih. von Gagern seiner eignen „Verdienste" öfters gedenkt, ist wahr und von ihm selbst eingestanden [13]); aber warum sollte er nicht? „Nur die Lumpe sind bescheiden, Brave freuen sich der That!" sagt Goethe, und die Mad. de Staël meint ja: les *Allemands* sont les seuls hommes peut-être auxquels on pouvait conseiller *l'orgueil* comme un moyen de devenir meilleurs [14]). Möchten wir doch nur recht viele Staatsmänner haben, die das Haupt so hoch und stolz zu tragen berechtigt wären wie der Freih. von Gagern. Das Urtheil über den „Styl" eines Schriftstellers ist Geschmackssache, und de gustibus etc.; uns und Andern gefällt der seinige, weil er uns durch die Gedankenfülle seine etwanigen Mängel vergessen läßt. Daß Freih. von Gagern erst Mensch und Gelehrter, dann Diplomat war, ist richtig und konnte nicht anders sein; der in dem „lex posterior" und dem Gebrauch des „Gummi" liegende Vorwurf ist aber ganz aus der Luft gegriffen. Viele Beweise seiner rücksichtslosen Freimüthigkeit haben wir schon gegeben, einige folgen noch; der bedeutendste ist aber sein Leben selber, seine Abberufung vom Bundestage schon im J. 1818, seine Pensionirung zwei Jahre darauf; ja nach Sand's That, als „bei den Höfen die erste dominirende Idee, die einer großen Verbindung, einer vaste conspiration gegen die Fürsten, wovon diese auffallende Handlung nur das Losungszeichen sei, aufkam, sein Name vorangestellt ward [15])," und nicht viel fehlte, daß auch er in die sogenannten demagogischen Umtriebe, oder (wie Arndt es besser bezeichnet hat) in die Umtriebe gegen die sogenannten Demagogen verwickelt ward.

Seine zahlreichen historisch-politischen und publicistischen Schriften umfassen eine literarische Thätigkeit während eines Zeitraums von mehr als 55 Jahren, indem die erste, wie oben schon bemerkt, bereits 1794 erschien und die letzte im Mai des Jahres 1849 („der Wechsel der Zeiten für Teutschland") [16]). Als seine drei Hauptwerke bezeichnet er selbst [17]): 1) die Nationalgeschichte der Teutschen. (Nur zwei Bände sind davon — Bd. I. 1812. Wien. 2. Aufl. mit Bd. II. Frankfurt 1825. 1826 — erschienen und im Buchhandel zu haben; der dritte ist zwar gedruckt, soll aber nur an teutsche Schulen in Teutschland und Nordamerika verschenkt werden.) In demselben wollte der Verfasser die in der traurigen Rheinbundszeit „vernachlässigte Geschichte der Teutschen in ihren frühesten Epochen, ihre Tugenden, ihren Heldensinn, ihre Freiheitsliebe, ihren Föderalism mit sammt den Fehlern schildern;" er „machte Anspruch auf Kraft und Eleganz des Styls, auf Wahrheit, Treue der Darstellung" und wollte „besonders auf andere edle, empfängliche Gemüther unter den höhern Classen wirken [18]). Mit Recht konnte er später

11) Vergl. Scheidler, Propäd. der prakt. Phil. 1850. S. 118 fg. 12) s. dessen Denkwürdigkeiten und verm. Schr. 5. Bd. (Varnhagen sagt von jenem Buche, Chateaubriand liefere darin „wider Willen ein Jammerbild seiner Unfähigkeit als Staatsmann, seiner haltungslosen, irrschweifenden Phantasterei. Die Verblendung, die Unanständigkeit, ja man möchte sagen der Wahnsinn der Eitelkeit können nicht weiter gehen." Nachdem er von der alle Begriffe übersteigenden Indiscretion Chateaubriand's gesprochen, setzt er hinzu: „Aber die Ritterlichkeit leidet noch ganz andern Bruch. Der edle Vicomte und Pair, der treue Kämpe für die Legitimität, für das Herrscherhaus der Bourbonen, der gefühlvolle Redner für den Herzog von Berry — er wirft die heuchlerische Maske ab, sagt, er sei in seinem Herzen nie recht für die Könige gewesen u. s. w., er schmeichelt jetzt dem Volke und ist aus einem schlechten Royalisten ein schlechter Freiheitsprediger geworden u. s. w." Wer mag nun mit einem solchen eiteln, unehrlichen Wälschen unsern biedern Freiherrn zusammengestellt sehen!)

13) „Antheil" I, 7. II, 6. III, 6. 14) De l'Allem. V. p. 200. 15) „Antheil" IV, 71. 16) Vgl. darüber Oberpostamts-Zeitung vom 15. Dec. 1849. 17) „Antheil" IV. S. 8 fg. 18) Besonders der erste Theil „war zugleich ein Aufruf an die Gesammtheit der Nation: Seht, so thaten die Vorfahren, um Freiheit zu erkämpfen! Folgt dem großen Beispiele!" (Vorrede zum 3. Thle. S. III.)

hinzufügen, daß er „viele dieser Zwecke erreicht" und für die neuere häufige Bearbeitung unserer vaterländischen Geschichte die Bahn gebrochen habe [19]). 2) Die Resultate der Sittengeschichte. (Frankfurt 1808—1822. Neue Auflage Stuttgart 1837 fg. Leipzig 1847.) 9 Bde.; die ersten 4 behandeln die Monarchie, Aristokratie, Demokratie und Politie oder allgemeine Staatsverfassungslehre [20]); 5 und 6 Freundschaft und Liebe; 7, 8 und 9 die Wohnung, Arbeit und Eigenthum, oder mit Einem Worte (wie der Nebentitel lautet) „Civilisation [21])." Diesem (noch nicht vollendeten) Werke legt der Verfasser unter seinen Schriften und gewiß mit Recht den bedeutendsten Werth bei [22]). Man könnte es am passendsten mit Montesquieu's Esprit des lois vergleichen, als einen ebenbürtigen esprit des *moeurs* bezeichnen. Übrigens nimmt derselbe darin (wie auch in der gleich zu erwähnenden Kritik des Völkerrechts) nicht blos auf die politischen, sondern auch auf die socialen Probleme, besonders den sogenannten Pauperismus, specielle Rücksicht. 3) Antheil an der Politik, 5 Theile in 6 Bänden; der 1. „Unter Napoleon's Herrschaft," der 2. „Nach Napoleon's Fall" (Congreß in Wien), der 3. „Der Bundestag," der 4. „Der Briefwechsel mit dem Freih. von Stein," der 5. „Der zweite pariser Frieden (2 Bde. Leipzig bei Brockhaus 1845.). Diese Memoiren haben nicht blos in biographischer, sondern auch in allgemein politischer und historischer Beziehung einen bedeutenden Werth. Da in dem 4. Theile derselben die stärksten Expectorationen des Freih. von Stein über den Bundestag sich finden, so ist seine Veröffentlichung (1833) ebenfalls ein schlagender Beweis für Freih. von Gagern's Freisinn und Muth.

Außerdem verdient auch die „Kritik des Völkerrechts (Leipzig bei Brockhaus 1840.) rühmliche Erwähnung [23]), sowie die schon 1822 erschienene Sammlung publicistischer Aufsätze, „Der Einsiedler, oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik" (2 Hefte) [24]); endlich unter den einzelnen Schriften die „zwei Ansprachen an die teutsche Nation" (1838 u. 1846) in Betreff der kirchlichen Wirren, dann 1848 eine „Allocution an die Nation und ihre Lenker" folgte, die noch näher erwähnt werden wird. Die Zahl seiner einzelnen in der Augsburger Allgem. Zeitung (meistens unter der Überschrift „Vaterländische Briefe") mitgetheilten Aufsätze beläuft sich über 70; eine Sammlung derselben oder doch eine Auswahl wäre gewiß von allgemeinem publicistischem Interesse.

Wie sehr noch jetzt so manches in den Gagern'schen Schriften Enthaltene von unmittelbar praktischem Interesse für die wichtigsten der Staatsfragen der Gegenwart, die teutsche Verfassungs- oder Einheitsfrage ist, oder doch, wenn es endlich beherzigt würde, sein könnte, glauben wir hier um so mehr in einigen Andeutungen nachweisen zu müssen, als der unzähligen Verhandlungen, Depeschen, Denk- und Staatsschriften ungeachtet, welche in den zwei letzten Jahren über den Rechtsboden für jene Frage, namentlich die rechtliche Fortdauer des teutschen Bundes, somit der Bundes- und Schlußacte und die Verträge von 1815 überhaupt veröffentlicht worden, die beiden politischen Hauptparteien und an ihrer Spitze die Regierungen von Preußen und Österreich selber, darüber noch immer nicht einig geworden sind [25]). Dies ist auch daraus sehr erklärlich, weil sie beide in sofern Unrecht haben, als sie auf jene Periode von 1815 zurückgehen, während, woran der Freih. von Gagern schon in der 17. Sitzung des Bundestags 1817 erinnert hatte, man auf die widerrechtliche Aufhebung des teutschen Reichs im J. 1806 hätte zurückgehen und die Pflicht seiner (auch in Kalisch versprochenen) Wiederherstellung als oberstes leitendes Princip hätte anerkennen sollen: „Bonaparte hat das teutsche Reich aufgehoben und wir haben dieses Denkmal seines Ruhms und unserer Erniedrigung so stehen lassen. Diese in Europa vorherrschende, in Alles eingreifende oder verflochtene, uralte, ehrwürdige Anstalt gefiel ihm nicht, und ihr Aufhören, ihr Verschwinden in dem europäischen Zusammenhange datirt sich von seinem Wink!! — — Hat man (1814—1815) denn die Nation irgend in ihren Elementen gefragt oder nur erforscht, ob sie des Reiches, irgend eines Reiches, der Reichsverfassung nicht mehr wolle? Hat man die Landstände deshalb berufen und ihre Instructionen vernommen? Genügte es in alter Ver-

19) s. die Vorreden zu allen drei Theilen, besonders zum dritten, bereits 1846 in Darmstadt gedruckten; vergl. W. Menzel, Die teutsche Literatur II. S. 154 und des Freiherrn von Stein günstiges Urtheil, „Antheil" IV, 162. 20) Über den vierten Theil (die Politie) sprach sich der Freiherr von Stein in einem Briefe vom 23. Nov. 1819 folgendermaßen aus: „Ihre Politik habe ich mit großem Interesse zwei Mal gelesen; sie enthält einen großen Reichthum politischer Wahrheiten, Resultate der Erfahrung eines thätigen, mannichfaltig bewegten Lebens, des ernsten Studiums der Geschichte und des Umgangs mit Staatsmännern. Sie beweist eine genaue Kenntniß der guten Schriftsteller. Ich glaube, das Buch wird auf den unbefangenen Theil des Publicums wohlthätig und belehrend wirken, ihn mit den richtigen Grundsätzen der Staatsverfassung bekannt machen, ihm zeigen, daß man mit einigen demokratischen und metaphysischen Formeln nicht ausreicht, bei Anordnung einer so zusammengesetzten, aus so wunderbaren Elementen bestehenden Maschine des Staatskörpers. Hoffentlich wird dieses Buch auch jetzt in Berlin, wo der Staatsrath versammelt ist, und in Wien, wo unsere Amphiktyonen zusammenkommen, gelesen." „Antheil" IV. S. 85. 21) Dieser Theil enthält übrigens auch sehr gehaltvolle Untersuchungen über die eleusinischen Geheimlehren (besonders auch über den wahren Sinn der Mythe von der Persephone oder Proserpina, S. 281—364), welche dem Christenthume zum Theil die Bahn brachen, und in Bezug auf welche Hr. von Gagern viele irrige Ansichten von Fachgelehrten berichtigt. 22) „Antheil" IV, 9. 23) Vgl. die neuerdings erschienene Schrift des Dr. K. v. Kaltenborn: Über die Geschichte des Natur- und Völkerrechts, und Scheidler, Propäd. der Rechtsphilosophie. 1842. S. 179 fg.

24) Das zweite enthält unter andern auch (S. 35 fg.) eine Beleuchtung der Frage über den ewigen Frieden, die zugleich interessante literarische Notizen über diese neuerdings mit so großer Theilnahme wieder aufs Tapet gebrachte Controvers mittheilt, welche, wie überhaupt in der Literatur, so namentlich den größtentheils freilich nur aus politischen Dilettanten bestehenden „ewigen Friedenscongreßlern," unbekannt geblieben zu sein scheinen. 25) Vgl. besonders die treffliche preußische Denkschrift vom 25. Aug. 1850; aber auch die Constitut. Zeitung vom 8. Sept. 1850 („Der Theorie nach").

pflichtung, daß die hanoverschen Gesandten die Frage so leise berührten? Sind die Mindermächtigen gehörig zu Worte gekommen? Im Gefühl, daß man Unrecht begehe, hat man es mit dem Mantel der Nothwendigkeit bedeckt und getrachtet, so schnell als möglich darüber hinauszugleiten. Wie wird die Nachwelt darüber denken, wenn sie etwa das zu lockere Bundesverhältniß zu beseufzen hat?" [26]) Dazu gehört noch folgende Stelle (S. 72): „Für mich ist schon ein großes Argument, daß etwas da war. — Ich kenne wol eine kaiserliche Abdication, aber die des Reiches nicht, oder derer, die es zunächst angeht. Und wenn ich nur bei meiner Person stehen bleibe, weiß ich nicht, wer sie für mich auszusprechen berechtigt und bevollmächtigt gewesen wäre. Und wie viele Millionen mögen nicht mit mir gleich denken, insbesondere nachdem der Rheinbund durch zeitlichen Zwang erzeugt, von angesehenen Ständen des Reichs nie anerkannt und durch Kriege, Erklärungen und Verträge zernichtet worden ist [27]).

Auf diesen, leider! bis jetzt meist übersehenen [28]) Hauptpunkt unserer noch ungelösten teutschen Verfassungsfrage kam er auch einige Jahre später (1822) in seinem Einsiedler (II, 21) nochmals zurück, es als die „Urfrage, ob allein die fürstliche Gewalt, ja ob ganz Europa den teutschen Reichsverband, das alte Reich teutscher Nation habe auflösen können?" gewiß mit Recht bezeichnend. Zugleich deutete er wiederum auf den Leichtsinn bei der Schließung des teutschen Bundes, auf dessen rechtlichen und factischen Fortbestand bekanntlich (trotz Preußens Widerspruch) die Reaction zu bestehen, schamlos genug ist [29]).

Später, als man fort und fort das constitutionelle System zu vernichten suchte, warnte er: „die Gefahren, die heute der Zukunft drohen, das sichtbar große und steigende Zerwürfniß kommt nicht von der Lehre vom Zusammenhang und der Mitwirkung der drei Gewalten; kommt nicht vom wahren parlamentarischen System [30]), sondern von seinem Umsturz, von der Beseitigung oder Verringerung des einen oder andern Princips, von der Abartung her [31]). — Ebenso klar spricht er sich über den so unermeßlich wichtigen Unterschied zwischen der Demokratie (welche jeder besonnene Politiker als unpassende Staatsform für große und gebildete Staaten erklären muß) und dem demokratischen Princip, welches in jedem Staate vollkommen berechtigt ist [32]). Ebenfalls schon in dem Einsiedler (II, 24) erklärte er sich auf das Entschiedenste wider „die Sucht zu entstellen, zu übertreiben und was einmal vorhanden ist, in Abrede zu stellen; alle Jacobinische Bosheit auf die Demokratie und alle Härte, Thorheit und Inconsequenz der Fürsten von Nimrod bis — — — [33]) auf Kosten der Monarchie zu setzen." In den Resultaten der Sittengeschichte und dem 3. Theile, der eigens davon handelt, habe ich dem Demos keineswegs geschmeichelt. Die Wahrheit ist — in der Monarchie folgen die Schlechten auf die Guten und umgekehrt — sie erscheinen nach einander; in der Demokratie neben einander [34]).

---

26) „Antheil" III, 65. 27) „Die Frage: ob Teutschland Bundesstaat oder Staatenbund sei? ist mehr als bloßes Wort und grammatischer Sinn. Der Staatenbund ist eine viel zu lockere Idee. Bei dem Staatenbunde ist der Begriff des Bundes dem des Staates oder des einzelnen Staates untergeordnet — bei dem Bundesstaate vielmehr der Staat dem Bunde. Nicht ob dieser oder jener Staat sei, sollte des Teutschen erste Frage sein, sondern ob der Bund? — — Wo ist denn die Nation, was ist sie anders als ein Hirngespinnst, wenn Teutschland ein Staatenbund ist?" u. s. w. „Antheil" III, 16. — Und ist nicht dies Alles noch jetzt (1850) wahr und gültig, und der eigentliche Hauptpunkt? bedeutet die „Nationalität" und „Einheit" etwas anderes? Und ist nicht eine neue Revolution unvermeidlich, wenn dieses erste Ur- und zugleich historische Recht unseres Volkes, einen Staat zu bilden, nicht endlich anerkannt und geltend gemacht wird? 28) Jedoch hat ihn der Dichter ꝛc. Graf Platen schon früher (in einem Gedichte an Kaiser Franz) hervorgehoben; neuerdings die Constitut. Zeitung vom 7. Sept. d. J. (1850). 29) „Ich frage: ist denn wirklich etwas Kühnes in der Behauptung: Wir haben einen Bund geschlossen, ohne zu wissen welchen? ohne daß die Paciscirenden über föderative Formen nachgedacht haben! Höchstens waren ihnen die Mängel des vorigen Reichs gegenwärtig. Sie wollten etwas Anderes. — Aber jene Mängel zu erforschen, zu hindern, gründlich zu verbessern, dazu waren sie viel zu eilig, zu unvorbereitet, etliche zu oberflächlich, vielleicht von der übrigen Arbeit des Congresses zu absorbirt und zu ermüdet. (Auch wol von den vielen Bällen ꝛc., die schon damals dem Prinzen von Ligne zu dem Witzwort Anlaß gaben: „le congrès *danse* bien, mais ne va pas!") Andern war es fürwahr mehr Scherz als Ernst. Darum ist Alles und auch das Spätere auf Schrauben gestellt. Noch weniger war man bei dem 13. Artikel klar, rein gewillt und mit sich selbst einig. Indem man von Ständen sprach und dachte, schwebte das Trugbild der Gegenwart und Napoleon's Kunstgriffe und ewige Täuschung vor, aber keineswegs die doppelte gründliche Ansicht, oder das Ermessen: Was waren in Teutschland die alten Stände der großen Staaten? Und nicht etwa die der Katten und Cheruske, sondern in Böhmen, in Sachsen, in Baiern, in Brandenburg, in Braunschweig, in Hessen bis tief zu unsern Jahrhunderten? Und dann, welcher Zusammenhang ist im parlamentarischen Begriff? Ja, wie wenige schauten damals durch, indem sie Stände sagten, daß sie Parlament sagten, daß sie drei Gewalten sagten; die ganze Nachahmung von England, das ganze Gewicht der Demokratie, die Erschütterung der Aristokratie, die ganze Theorie der Repräsentation, die Verantwortlichkeit; toutes les conséquences, wie in Frankreich selbst die Royalisten sehr offen sagen, kurz, daß sie bereits die geläuterten Begriffe der Zeit hineinlegten — oder Nichts!" (Einsiedler II, 13.)

30) Welches bekanntlich Hr. Stahl noch zur Stunde als unvereinbar mit dem monarchischen Princip erklärt!! 31) Resultate der Sitt. IV. S. 8. 32) Scheidler, Propädeutik der prakt. Philos. 1850. S. 118 fg. (woselbst die Literatur über diese Controvers sich findet). 33) Aus einem gleichzeitigen Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern (Antheil IV. S. 121) läßt sich errathen, daß der Name des vorigen Kurfürsten von Hessen hier in petto behalten worden. 34) „Das hat selbst die Kunst und der Kunstsinn der Alten vortrefflich ausgedrückt, und Plinius, der die berühmten Gemälde seiner Zeit mustert, führt auch den Demos des Parrhasius an und lobt sein Mienenspiel (XXX, 36, vergl. XXXV, 40). — Die Zeit müßte noch kommen, wo es in der Demokratie nur edle Demokraten gäbe. Selbst Solon hat die Leute, mit denen er zu thun hatte, sehr wohl gekannt. Aber zählte er auf Niemand? Der Irrwahn besteht wesentlich darin, daß man demokratische Regierung und das Demokratische an sich verwechselt, und richtig und wahr lautete jüngst selbst die royalistische Kritik über: Montlosier sur la monarchie française: M. de Montlosier ne se comprend pas toujours, voici pourquoi: il confond le mot *démocratie* considéré comme système de gouvernement, opposé à la monarchie, avec le mot démocratie exprimant une des situations naturelles de *toute société* complette. — Die Monarchie würde durch das Nichtanerkennen der drei Elemente am meisten einbüßen. Denn sie ist dann auf

Ebenso in seinen Resultaten der Sittengeschichte, 1836. (III. S. 7): „In den Zeiten der größten Aufregung, die augenscheinlich nur Demokratisches zum Grundstoff und Zündstoff hat, soll und will ich davon sprechen, Urtheil fällen, geschichtliche Resultate liefern. — Wie hat nicht diese Frage welthistorische, weltpolitische Wichtigkeit gewonnen? Wie durchdringt sie alle Bestrebungen, alle Verhandlungen, alle Besorgnisse und Vorsichtsmaßregeln? Wie hat sie die Leidenschaften in Gährung, in Feuer und Flammen gesetzt, die Presse gleichsam ermüdet, Tugenden erweckt und Laster und Greuel hervorgerufen? Die menschliche Gesellschaft, das Innere der Länder, die Familien sogar in Theile gespalten? Wie hat sie die Bürgerkriege hervorgerufen — und wie droht sie uns alltäglich die Principienkriege? Und da es mit dem Grade, mit der Art und Abart unserer Civilisation in so engem Zusammenhange steht, so wird es nimmermehr aufhören, es sei denn, daß wir zuvörderst aus irgend einer Ursache wieder in Barbarei verfallen, quod Deus avertat! — Beschwichtigende Worte als solche — als Vorsatz — ich fühle es ganz, wären überflüssig, vergeblich, lauwarm, frivol. Ich muß ernst und entschieden in meinen Zugeständnissen wie in meinen Verneinungen sein. Ich habe nur den Verlauf zu erzählen, und bin nicht überall zum Entscheiden und Wahrsagen aufgefodert. Und es wird sich etwa ergeben, daß wenn ich die Demokratie gleichsam nullificire, ich das Demokratische um so fester stehen lasse" [35]). Ebenso klar und belehrend sind seine daselbst (IV, 109 fg.) gegebenen Berichtigungen der Begriffe von Souveränetät überhaupt und von „Volkssouveränetät" insbesondere, ferner über das Recht des Widerstandes u. s. w.

In allen diesen Lehren, Mahnungen und Warnungen hatte er freilich das Schicksal der Kassandra! Die Machthaber hörten nicht darauf, besonders nicht auf den von ihm so oft [36]) und dringend eingeschärften Rath Wort zu halten! Und so waren denn, — wie einer seiner Collegen, der ehemalige k. würtembergische Staatsminister und Bundestagsgesandte, Freih. von Wangenheim, es offen im vorigen Jahre ausgesprochen — „die von ihren Ministern betrogenen und verführten Fürsten es selber, welche durch ihre wortbrüchigen Thaten die teutsche Revolution von 1848 möglich, ja unter den gegebenen Verhältnissen unvermeidlich machten [37]).

Diese Revolution hat unser Freiherr nicht nur erlebt, sondern sie hat ihn persönlich sehr nah durch die Betheiligung seiner Söhne dabei berührt, so wie auch zu einer in seinem 84. Jahre verfaßten kleinen Schrift: „Allocution an die Nation und ihre Lenker" (Mai 1848) veranlaßt, in welcher er ebenfalls höchst klare Ansichten und Winke über das teutsche Verfassungswerk gibt, die leider! auch nicht beherzigt worden sind [38]). (Die das Jahr darauf folgende zweite Schrift: „der Wechsel der Zeiten" ist schon erwähnt.)

Dies führt uns nun schließlich auf seine Familie selbst.

Von seiner Gemahlin (aus dem niederrheinischen Geschlecht von Gaugraben und in Düsseldorf im J. 1776 geboren) hat der Freih. von Gagern zehn Kinder, von denen sechs noch am Leben sind. 1) Friedrich Balduin, geb. am 24. Oct. 1794 zu Weilburg (s. unten). 2) Karl, geb. 1796 daselbst, bairischer Major der Cavalerie, wurde bei Arcis sur Aube schwer blessirt und ist jetzt pensionirt. Derselbe ist vermählt mit Sophie von Falkenhausen, hat eine Tochter und lebt in Monsheim. 3) Amalie, geb. auf Schloß Eremitage bei Baireuth 1798, ist vermählt mit dem Freih. von Breidbach-Bürresheim. Dieser Schwiegersohn stand früher in nassauischen Militair- und Hofdiensten, in welcher erstern Eigenschaft er mehre Feldzüge mitmachte, namentlich bei Waterloo kämpfte und bis zum Obersten stieg. Er stellte die Foderungen des nassauischen Volks am 4. März 1848 mit auf und war dann Mitglied des Vorparlaments in Frankfurt. Mitte April erließ er eine Ansprache „an seine nassauischen Mitbürger," und verband damit die Auffoderung zur Bildung einer freiwilligen Büchsenschützenschar, die er sodann zu organisiren bemüht war. Auch stellte er sich im August 1848 nebst noch einigen pensionirten Officieren dem herzogl. nassauischen Generalcommando zur Disposition zum Feldzug nach Schleswig-Holstein. 4) Heinrich Wilhelm August, geb. am 20. Aug. 1799 im Schloß zu Baireuth (s. unten). 5) Karoline, geb. 1801 zu Weilburg, vermählt mit dem Freih. von Bechtolsheim, Besitzer des großen Gutes Mainsontheim bei Würzburg. Aus dieser Ehe entsprangen vier Söhne und eine Tochter. 6) Alexander, geboren und gestorben zu Weilburg im zehnten Jahre. 7) August, geb. 1804 zu Weilburg, studirte zu Heidelberg und starb zu Hornau im 20. Lebensjahre. 8) Luise, starb im 14. Jahre. 9) Moritz, geb. 1808 zu Weilburg, lebt als herzogl. nassauischer Regierungsrath zu Wiesbaden und ist auch nassauischer Commissar bei der Rheinschiffahrt. 10) Maximilian, geb. 1810 zu Weilburg, studirte zu Heidelberg, Utrecht und Göttingen, und trat 1829 in den niederländischen Civildienst, da die Familie in den Niederlanden das Indigenat besitzt. Nachdem er als Freiwilliger am Kriege gegen Belgien Theil genommen, kehrte er 1833 in das väterliche Haus zurück, wo er sich verheirathete. Später war er im nassauischen Ministerium für auswärtige Angelegenheiten beschäftigt; für Nassau und Braunschweig erfolgte im März 1848 seine Ernennung als Vertrauens-

dem Wege auf zwei und bald auf eins zu reduciren. Aber die Frage, welches?"

35) Daß das echte demokratische Princip ganz mit dem des wahren christlich-germanischen Staats und dem der constitutionellen Monarchie nicht nur vereinbar, sondern eigentlich identisch ist, findet sich nachgewiesen in Scheidler's Propädeutik der prakt. Philos. S. 118 fg. 36) Vgl. das Schreiben an den Fürsten von Metternich vom 3. Mai 1816. 37) Österreich, Preußen und das reine Teutschland. (Weimar 1849.) S. 124.

38) Sie enthält namentlich eine gediegene Kritik des Verfassungsentwurfs der 17 Vertrauensmänner (Dahlmann's u. s. w.) vom 26. April 1848. — Auch Hr. von Gagern erklärte sich damals schon bestimmt für das preußische Erbkaiserthum („es ist mein erster, mein entschiedener, mein aufrichtiger Wunsch und Rath, wenn mir auch die Zuversicht fehlt, daß es so kommen werde" S. 14).

mann am Bundestage. Dann gelangte er als nassauischer Abgeordneter in die teutsche Reichsversammlung und als die Centralgewalt ins Leben trat, erfolgte seine Ernennung zum Unterstaatssecretär im Auswärtigen. Bald darauf erhielt er in Folge der Waffenstillstandsverhandlungen mit Dänemark eine diplomatische Sendung nach Schleswig-Holstein, wo er jedoch, schon den übrigen Verhältnissen nach, wenig ausrichtete. Seit längerer Zeit dem Katholicismus zugewendet, protestirte Max Gagern mit Andern in der Reichsversammlung gegen den Antrag auf Aufhebung des Cölibats. Doch ist dies Votum wol mehr gegen die allerdings noch streitige Befugniß der Paulskirche hierüber zu entscheiden vom römisch-katholischen Standpunkt aus gerichtet, und nicht als Vertheidigung einer nicht nur mit den Gesetzen der Natur und Vernunft, sondern auch mit den ausdrücklichen Worten der heiligen Schrift („jeder Bischof sei eines Weibes Mann!" u. s. w.) im Widerspruch stehenden, lediglich für die Herrschsucht des Papstthums und Klerus berechneten, dem sittlichen und politischen Volksleben so grundverderblichen Institution anzusehen, zumal da der alte Freih. von Gagern sich auf das Allerstärkste gegen Klosterwesen und Cölibat erklärt hat [39]). — Einen guten Namen hat sich Max von Gagern im vorigen Jahre durch die „Ansprache an seine nassauischen Wähler" vom 15. Juni 1849 [40]) gemacht. In derselben hat er sehr treffend nachgewiesen, daß das an und für sich schon so schwierige und verwickelte „Teutsche Verfassungswerk der Paulskirche" eine unlösbare Aufgabe werden mußte, sobald die mächtigeren teutschen Fürsten sich rücksichtslos auf das Alter ihrer Kronen [41]), auf ihre seit 1806 souverainen Rechte und materiellen Sonderinteressen steiften, statt wie ihre Vorfahren unter den teutschen Kaisern und minder mächtige Mitfürsten noch 1849 vor der nationalen Größe des Reichs zu der Aufopferung oder Beschränkung einiger ihrer Vorrechte sich willig zu zeigen. Ferner durch seine Anregung der Versammlung der ehemaligen Centren der Paulskirche in Gotha am 25. Juni 1849, woraus die sogenannte gothaer Partei hervorging, welche dem von Preußen so feierlich durch die am 15. Mai 1849 aus Charlottenburg ausgesprochenen Unternehmen beistimmte, durch die von Preußen, Sachsen und Hanover an die Stelle der ursprünglichen Reichsverfassung vom 28. März gesetzte sogenannte Dreikönigsverfassung vom 28. Mai „der teutschen Nation zu gewähren, was sie mit Recht verlangt und erwartet, ihre Einheit, dargestellt durch eine einheitliche Executivgewalt, die nach Außen den Namen und die Interessen Teutschlands würdig vertritt, und ihre Freiheit, gesichert durch eine Volksvertretung mit legislativer Befugniß." So lauten die ausdrücklichen Worte jener k. preuß. Proclamation, durch welche Preußens Ehre der Durchführung der Union verpfändet ist. Wenn man hierzu nimmt, daß Se. Majestät der König von Preußen (wie sich aus der von Hrn. von Radowitz herausgegebenen Schrift: Friedrich Wilhelm IV. ꝛc. 1848. ergibt) schon lange vor jenem verhängnißvollen Jahre die Mängel der bisherigen Bundesverfassung einsah und abzustellen suchte, und sich an dasjenige erinnert, was der alte Freih. von Gagern, wie wir gesehen haben, schon von 1813 an als die eigentliche Aufgabe zu bezeichnen nicht müde ward, nämlich die Wiederherstellung eines wahren teutschen Bundesstaats, so wird man nicht nur die Übereinstimmung hierin zugeben, sondern zugleich die Hoffnung hegen können, daß jene Idee endlich durch die Macht des preußischen Staats und der mit ihm verbündeten Fürsten ins Leben treten werde. Noch ist sie es freilich nicht, trotz dem, daß die soviel besprochene Union zusammengetreten ist, und auch ein Unionstag in Erfurt stattgefunden hat, auf welchem die gedachte, die Majorität bestimmende, gothaer Partei jene Dreikönigsverfassung förmlich annahm; im Gegentheil ist nach dem Abfall zunächst von Sachsen und Hanover, sodann auch von den Fürsten der beiden Hessen und einigen kleinern sogenannten Souverainen die 1848 feierlich aufgelöste und aufgehobene Bundesversammlung unter der Ägide von Österreich, Baiern, Würtemberg, Hanover und Sachsen am 2. Sept. dieses Jahres aus ihrem Grabe wieder auferstanden, oder „reactivirt" worden, es stellen sich die genannten Staaten jener Union feindlich entgegen. Dennoch glauben wir an den Sieg dieser letztern, weil sie das schon von dem Freih. von Gagern so klar nachgewiesene Recht für sich hat, „Recht aber doch Recht bleiben muß" (Ps. 94, 15). Auch möchte man (zumal nach den so eben in Kurhessen gemachten Erfahrungen) [42]) sich unmöglich noch lange gegen die so oft ausgesprochene Wahrheit verblenden können, daß die Revolution von 1848 statt durch jene Reactivirung des Bundestags beendigt zu werden, nur in einem zweiten Act wieder aufleben würde, der mit einer völligen Vernichtung der teutschen Fürstenherrschaft endigen würde. Quod Deus avertat!

Es bleibt uns nun noch übrig, von zwei Gliedern der Gagern'schen Familie, den beiden älteren Söhnen unseres Freiherrn, specieller zu reden, die durch ihre Betheiligung an der gedachten Revolution, wie gleich Anfangs bemerkt, dem Gagern'schen Namen einen noch ausgebreitetern Ruf erworben haben, nämlich von dem General Friedrich von Gagern und Heinrich von Gagern; von letzterm natürlich nur ganz kurz, da er noch den Lebenden angehört, seine Rolle noch nicht ausgespielt ist und überhaupt nur das Hervorragende seiner Persönlichkeit, sowie des Zusammenhangs wegen diese ausnahmsweise Besprechung seiner sich hier rechtfertigt.

II.

Friedrich Balduin, Freiherr von Gagern [43]). Er wurde am 24. Oct. 1794 auf dem Schlosse zu Weil-

39) Resultate der Sittengesch. V. und VI. S. 112 fg.; vergl. „Civilisation" S. 394. 40) Mitgetheilt in der Allgem. Zeitung vom 21. Juni 1849. Beil. 41) Man denke an das würtembergische: „Dem Hause Hohenzollern unterwerfe ich mich nicht!" Vergl. Allgem. Zeitung vom 7. Juni 1849 und Teutsche Zeitung vom 23. Dec. eod.

42) Vergl. Scheidler in Bran's Minerva, April 1850, „Anti-Blittersdorfiana;" ferner Mai: „Aphorismen zur internationalen Publicistik," am Schlusse. 43) Außer dem schon er-

burg geboren. Bis zum 16. Jahre erhielt er seine Erziehung und Ausbildung bei den Ältern und ging damals schon mit tüchtiger wissenschaftlicher Vorbildung vorzüglich in der classischen Literatur und in der Mathematik, für welche letztere er in Paris eine ausgezeichnete Schule gefunden, zu der göttinger Universität über. Seine fleißigen Studien entzogen ihn keineswegs dem bewegten Studentenleben, und im zweiten Jahre des Studiums mußte er sogar die Universität wegen häufiger Zweikämpfe verlassen. — Dem Zuge seines Herzens folgend, trat er nun in österreichische Dienste und machte (1812) mit dem Regiment Riesch-Dragoner seinen ersten Feldzug als Gefreiter gegen Rußland, wo er bei Pinsk, dem Ziele seines Zugs, kaum der Gefangenschaft entging. Im Jahre 1813 bei der Wendung der teutschen Waffen gegen Frankreich, hatte er das Glück, unter Giulay mit dem Schwarzenberg'schen Heer als Dragoner-Officier den Schlachten von Kulm, Dresden und Leipzig beizuwohnen [44]).

Dem Wunsche seines Vaters gemäß trat er nach der Schlacht bei Leipzig in niederländische Dienste, in denen er sehr bald zum Hauptmann vorrückte. In dem Kriege von 1815 wurde er bei Waterloo oder Belle-Alliance (eigentlich schon bei Quatrebras), als Officier des Generalstabs zu Pferde unter den Plänklern schwer verwundet [45]). Sein jüngerer Bruder Heinrich, erst 16 Jahre alt, hatte — in den nassauischen Gliedern — dasselbe Schicksal. Bei dem Einzuge in Paris waren sie beide wieder hergestellt, und umgaben dort den Vater zugleich mit einem dritten Bruder, Karl, der sich unter bairischen Reitern in der so wichtigen Schlacht bei Arcis sur Aube ausgezeichnet hatte. Bald nach Beendigung des Feldzugs besuchten die beiden brüderlichen Kampfgenossen (Friedrich und Heinrich, jener zu Folge einer längern Beurlaubung) die Universität Heidelberg und knüpften in den Jahren 1816 und 1817 zahlreiche, für das ganze Leben bedeutende Bekanntschaften. Hierauf kehrte zwar der Hauptmann zurück zu dem Waffendienste in die niederländischen Staaten, aber der Wissenschaft und dem teutschen Vaterlande ist er nie entfremdet worden. Niemals trennte er sich auch in den Lagern von den größten Dichtern und Geschichtschreibern des Alterthums; vor allem liebte er die Gesänge Homer's und Sophokles', wovon er große Theile im Gedächtnisse bewahrte; auch Thucydides, Cäsar, Tacitus, Sallust waren ihm treue Begleiter. Militairische Aufnahmen und Vermessungen hielten ihn lange in dem Großherzogthume Luxemburg fest, also in dem Gebiete des teutschen Bundes und in den Jahren 1824 und 1825 wurde er der Bundesmilitaircommission in Frankfurt beigegeben. Damals erweiterten sich abermals seine teutschen Bekanntschaften und die Verbindung der beiden Bruderfreunde für die höchste Idee ihres Lebens, die Einheit und Größe des Vaterlandes erreichte nun ihre höchste Kraft und Innigkeit. Er hat sich selbst darüber später in einem um das J. 1837 im holländischen Lager geschriebenen und dem damals aus dem politischen Leben in die Ruhe des Landbaues zurückgetretenen Bruder Heinrich zugesandten Gedichte sehr sinnig über diesen an dem geistigen Altar des Vaterlandes geschlossenen Bund ausgesprochen:

Die trüben Wolken, die vom Sturm getragen
So geisterhaft am Mond vorüberziehn,
Die trüben Wolken gleichen meinen Tagen,
Sie kommen, werfen Schatten und entfliehn.

Schon fern ist mir die Jugendzeit,
Und manche Hoffnung ist zerronnen,
Und manches Werk, so froh begonnen,
Ging unter in Vergessenheit.

Doch was der Brüder Eintracht sich versprach,
Das klingt noch immer in der Seele nach,
Und wie die Inschrift in den Stein gegraben,
Besteht das Wort, das wir uns gaben.

Ebenso sprach er darin (in der 23. Strophe) die Empfindungen aus, mit welchen er den (mehr als dreißigjährigen!) Zauberschlaf des Vaterlandes, ein besseres Erwachen hoffend, betrachtet hat:

Auch in des Volkes Leben gibt es Zeiten,
Wo es den schwülen Tag mit Unlust trägt,
Wo dumpfer Schwermuth Nebel sich verbreiten,
Wo sich der Kummer auf die Herzen legt.

Es streift dann mit gesenkten Schwingen
Der Wunsch tief an der Erde hin;
Umsonst strebt der befangne Sinn,
Mit dieses Zaubers Macht zu ringen.

Doch nähret in des Menschen Brust geheim
Dann die Natur der künft'gen Thaten Keim,
Und sendet unerwartet aus den Tiefen
Die Kräfte, die dort ungeahnet schliefen.

---

wähnten Hefte der „Gegenwart" und mehren Schriften über Heinrich von Gagern, die des älteren Bruders auch gedenken, ist besonders die Teutsche Zeitung vom 29. April 1848 zu nennen, da sie bis jetzt eigentlich die einzige Quelle ist. (Später erst wird dem Vernehmen nach mit einem Theile des literarischen Nachlasses des Genannten auch eine ausführlichere Biographie desselben erscheinen.) Doch enthält auch die schon erwähnte „Allocution an die Nation und ihre Lenker" des Vaters einige interessante Notizen.

44) Vgl. „Der zweite pariser Friede." I. Bd. S. 56. Für die Denk- und Gemüthsart des Jünglings ist es bezeichnend, daß ihm unter den zahlreichen Erinnerungen jener ruhmvollen Kämpfe das Andenken folgender einfachen Begebenheit das liebste und lebendigste war. Nach einem schweren Marsche machten die Truppen spät Abends, und zwar am Vorabende der Schlacht, an dem Orte ihrer Bestimmung unter freiem Himmel Halt; sofort wurde den Soldaten der Befehl, Holz zu fällen und von Stämmen und Zweigen den Officieren Hütten zu bauen. Da trat aber der junge Gagern, der erst einige Tage vorher Officier geworden, hervor und gab zu bedenken, daß die Soldaten, äußerst erschöpft, um dem nahen Kampfe gewachsen zu sein, der noch übrigen Nachtstunden zur Erholung bedürften. Diese Bemerkung konnte nicht zurückgewiesen werden, und die Officiere schliefen rings um die Wachtfeuer ohne Bedachung ein. Er aber, als er frühmorgens erwachte, sieht über seinem Haupte im Glanze des Morgenroths eine schöne Laube mit einem Kranze prangen. Was die Gerechtigkeit zu fodern verbot, das hatte in reicherem Maße die Liebe gewährt. 45) Er war Adjutant des Generals Perponcher und wurde bei dem Angriffe des Marschalls Ney auf Quatrebras am 16. Juni an den Herzog von Wellington nach Brüssel als Courier geschickt, ritt aber so schnell (der Vater erzählt, daß er dem dabei zu Schanden gerittenen Rappen viele Jahre das Gnadenfutter gegeben), daß er noch früh genug zurückkam, um unter den ersten Verwundeten von Quatrebras (16. Juni) zu sein. Vgl. „Antheil" II, 4 und „Der zweite pariser Friede" I, 73.

In den Niederlanden wird der Teutsche nicht leicht ganz heimisch werden. Auch er, der doch bei den edelsten Männern Freundschaft und Anerkennung gefunden, sagte doch wol einmal scherzhaft mit Ovid: barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli! (Auch weiß man ja aus der Geschichte, wie schnöde die Niederlande sich in Bezug auf die Rheinschiffahrt gegen Teutschland in jener langen Periode benahmen) [46]). Dennoch wirkte er ununterbrochen mit der frischesten Thätigkeit, besonders in Gent, wo er mehre Jahre den Arbeiten des Generalstabs vorstand, und zugleich den jüngeren Officieren des Stabs Vorlesungen über Mathematik und Kriegswissenschaften hielt.

Die Jahre 1830 und 1831 waren für die niederländische Dienstzeit des Majors von Gagern die wichtigsten. Durch die Pflicht war er im Kampf gegen die Belgier gestellt, obgleich er lange unter ihnen gelebt hatte, und sie ohne Zweifel auf seine Unterstützung gerechnet hatten. Die unter den Holländern herrschenden landschaftlichen und confessionellen Vorurtheile waren ihm ganz fremd; für die Wallonen hatte er sogar als Soldat eine Vorliebe.

In dem Herbste 1830, gleich nach dem Verlust von Brüssel, wurde er Chef des Stabs bei dem Corps des tapfern Herzogs Bernhard von Weimar, dessen Hochachtung und Freundschaft er sich zu jeder Zeit erfreute. Bei der traurigen Auflösung der Armee, aus welcher die Belgier theils zurücktraten, theils entlassen wurden, nahm er an den meisten wichtigen Gefechten bis zu dem entschlossenen Bombardement der Stadt Antwerpen Theil. In diesen Gefechten stand ihm als Freiwilliger sein jüngster Bruder Maximilian zur Seite, der im Jahre vorher in dem Civildienste im Cabinet des Königs Wilhelm I. angestellt worden war. Auf die Entwickelung und das Schicksal dieses Bruders hatte er von nun an durch das Beispiel seines sittlichen und religiösen Ernstes den entschiedensten Einfluß.

Im März 1831 wurde er, während der Herzog Bernhard Generalgouverneur in Luxemburg war, mit den Verhandlungen am Bundestage wegen schützender Besatzung dieses Theils des Bundesgebietes beauftragt; die Erfolglosigkeit dieser Bemühung, die sich noch in der neuesten Zeit so schwer rächt, machte ihm großen Kummer. Es gereichte ihm daher zur willkommenen Ableitung, als er sehr bald darauf mit seinem Divisionschef von Luxemburg in das Lager von Nordbrabant abberufen wurde, von wo aus er und sein Bruder Max an dem kurzen, aber ausgezeichneten Feldzuge von 1831 Theil nahmen. Der edle Herzog von Weimar hat den König für dasjenige, was besonders in den bedeutenderen Treffen bei Hasselt und Löwen (8. und 12. Aug.) die zweite Division als Vorhut geleistet, das Hauptverdienst dem Chef des Stabs, Major von Gagern, zuzuerkennen.

In den folgenden Jahren (bis 1838) stand die niederländische Armee fortwährend in den Cantonirungen und Lagern von Nordbrabant, von wo aber im J. 1833 die Freiwilligen, unter diesen der jüngste Bruder des Majors, in die Heimath entlassen wurden. Diese Jahre waren ihm die schwersten seines Lebens. Unter einem Zelte, unweit Breda, dichtete er damals die erste Strophe jenes schönen Liedes an den Bruder Heinrich:

O Nacht, sei auf der Heide mir willkommen,
Wo sich des Lagers lange Linie dehnt.
Die Trommel schweigt, die Feuer sind verglommen,
Der Lärm verstummt und durch die Stille dröhnt
Der Wache abgemeßnes Schreiten.
Ich lieg' im staubbedeckten Zelt,
Wo thatenlose Pflicht mich hält,
Doch die Gedanken sind im Weiten.
Bald steiget die Vergangenheit herauf,
Bald hebt die Zukunft ihren Schleier auf,
Und auf des Traumes vielverschlungnen Wegen
Kommt stets dein Bild, o Bruder, mir entgegen.

Das lange thatenlose Weilen im fremden Lager ließ ihn den Zustand seines teutschen Vaterlandes, das mit jedem Jahre tiefer sank, mehr als je empfinden. Sein gerechter Unwille, im Leben meist verstummend, bricht wiederholt in der Dichtung hervor, aus der hier ein weiter Klang ertönen mag, damit der Mann, wie er war und dachte, sich völlig zeige. Er ruft zuerst die Erinnerungen an Heidelberg nach dem Freiheitskriege zurück:

Wie da des Lebens Pulse rascher schlugen,
Wie hoch uns der Begeist'rung Flügel trugen,
Da saß nicht bange Vorsicht mit zu Rath,
Der Wunsch war Vorsatz und das Wort war That.
Zornglühend hatten wir die Siegestrophän,
Die Frankreich unsrer Zwietracht abgewann,
In seinen Hallen aufgehängt gesehen,
Gehört, wie es auf neue Siege sann.
Verschwinden sollten diese Fahnen,
Durch die der Fürsten List uns schied
Und an die Feinde uns verrieth,
Die an getilgte Schande mahnen.
Nur eine teutsche Fahne sollte wehen
Vom Ostseestrand bis zu der Alpen Höhen,
Und unsre Losung war: Ein Teutschland sei,
Ein Vaterland, groß, mächtig, einig, frei!
Wie eitel sie sich in dem Purpur brüsten,
Die der Erobrer Könige genannt,
Weil er zu des Triumphes stolzen Lüsten
Nur Könige vor seinen Wagen spannt!
Als noch des Schicksals Schale schwankte,
Wie da ihr Mund die Freiheit pries — —
— — — — — — — — — — —
Indem Ihr Ketten schmiedet, Kerker baut
Und Euer Wort bald deutelt und bald brecht,
Rüstet der Franke sich und lüstern schaut
Er nach dem Rhein. Als wär's sein gutes Recht,
Erbaut der Russe seine Festen
Dort an der Donaumündung Strand,
Hier in der Weichsel blut'gen Sand,
Es droht der Feind von Ost und Westen — —

Das Einzige, was ihn aufrichten mochte in solcher Betrachtung, war der erweiterte Bund der Brüder, zu denen von nun an auch der vierte, Moritz, in nassauischem Civildienste gehört und deren Lebensschicksale er mit innigster Theilnahme verfolgte. Auch hierüber hat er sich poetisch in Worten ausgesprochen, die er an seinen Bruder Heinrich richtete, und welche zugleich für des Letztern Charakterisirung einen schätzbaren Beitrag enthalten:

46) s. Staatslexikon unter „Rheinschiffahrt" II. Bd., besonders S. 594 fg.

Die Muse neigt die wehmuthsvollen Blicke,
Sie hängt die goldne Leier auf und schweigt,
Die Unbewaffnete tritt scheu zurücke,
Wo drohend sich des Kampfes Bote zeigt.
Es schallt bei Vaterlands-Gefahren
Der Wächter freies, ernstes Wort,
Du Bruder stehst ein fester Hort,
Um unser heilig Recht zu wahren.
O wie ich freudig deiner Rede lauschte,
Wenn sie aus tiefbewegtem Busen rauschte,
Und mit der Überzeugung Silberklang
Vom Herzen kommend in die Herzen drang

Um im Senat zu wirken und zu walten,
Verlieh dir die Natur Beredsamkeit,
Du hast, um die Gemüther festzuhalten,
Den hohen Sinn, die teutsche Biederkeit.
Du, den der Flitter nicht besticht,
Du, den der Fürsten Zorn nicht schreckt,
Du, den der Schild der Ehre deckt,
Der du so freudig deiner Pflicht
Zum Opfer brachtest deines Lebens Loos,
Du stehst dem Haß, doch nicht dem Tadel bloß,
Du kannst im Kampf mit edlem Selbstvertrauen
Jedwedem Gegner kühn ins Auge schauen.

O, laß nicht ab zu ringen und zu wagen,
Du bist des edeln Strebens dir bewußt.
Mag kluge Feigheit nach dem Kampfpreis fragen,
Wo Ehre ruft, ist Kampf des Tapfern Lust.
Wenn Alle auch schon muthlos zagen,
Den Besten selbst die Hoffnung schwand,
Dann sollst du noch mit fester Hand
Des Rechtes fliegend Banner tragen,
Und will das Glück dann um die Stirn des Schlechten
Schmachvollen Sieges dürre Kränze flechten.
Auch ohne Lorbeerkranz ist der ein Held,
Der für die gute Sache steht und fällt.

Im J. 1838 erhielt Freiherr von Gagern ein Regiment Dragoner in Deventer. Im Jahre darauf wurde er dem jungen Prinzen Alexander der Niederlande zu einer Reise nach Rußland beigegeben, wo er von dem russischen Hofe und Reiche sich gründliche Kenntnisse erwarb, die zum Theil in einem sehr lehrreichen noch ungedruckten Tagebuche enthalten sind. Im J. 1843 wurde er als Oberst zugleich Brigadier der Cavalerie, im folgenden Frühjahre General und Flügeladjutant des Königs, und als solcher bald mit einer wichtigen Sendung nach Ostindien betraut. Während seines dreijährigen Aufenthalts unter den Tropen hatte er nicht allein das Heer und die Festungen des alten blühenden Java in Augenschein zu nehmen, und über die wichtigsten militairischen Fragen der Colonien zu berichten, sondern auch die neuen Besitzungen auf Sumatra zu gleichem Zwecke, oft auf ungebahnten Wegen zu bereisen [47]), und endlich auf dem Rückwege das englische Indien von Ceylon bis Calcutta den Ganges hinauf zum Himalaya mit allen von ihm bewunderten Militairetablissements der Engländer zu besichtigen, worauf er über Bombay und Ägypten, durch viele in europäischen Diensten seltne Erfahrungen bereichert, im Juni 1847 zurückkam. — Bald nach der Heimkehr ward der General von Gagern zum Gouverneur der Residenz und Provinzialcommandanten von Holland ernannt, und in dieser Stellung wurde er wegen seiner hohen politischen Einsicht, seiner unerschütterlichen Gerechtigkeit und einer alle Herzen bewältigenden, durch tiefsinnigen Ernst nie verhüllten Humanität während der letzten politischen Krisis in Holland der Freund aller edlen Bürger, sodaß sich die Nationalgarde der Hauptstadt freiwillig unter seine Befehle schaarte. Die Liebe zur Heimath aber, die Begeisterung für die großen Ziele des teutschen Liberalismus, die er mit seinem Bruder einst in Heidelberg genährt, war ihm treu geblieben. Kein Wunder also, daß der General Gagern sich mächtig getrieben fühlte, an den Schauplatz der Ereignisse zu eilen, als die teutsche Bewegung im März und April 1848 sich zu einer Revolution steigerte. Er erhielt einen kurzen Urlaub, und traf vor dem Augenblicke bei den Seinigen ein, wo die republikanische Schilderhebung im teutschen Süden gewagt wurde. Hecker war von früherer Zeit her eigentlich ein nahe verbundener Freund Heinrich's von Gagern. Sie waren lange politische Genossen, Kämpfer desselben Paniers und Gedankens gewesen. Durch die Mittheilungen des Bruders hatte auch Friedrich von Gagern ein lebhaftes Interesse für Hecker gefaßt: er suchte die persönliche Bekanntschaft dieses durch sein äußeres Wesen so liebenswürdigen Mannes zu machen, und beide Brüder, Heinrich wie Friedrich, begaben sich deshalb nach Deidesheim bei Mannheim, zu Heinrich's Freunde Buhl (Abgeordneten der badischen Kammer). Von dort aus wurde Hecker eingeladen, herüberzukommen, da die Gagern da seien, und ihn zu sehen wünschten. Leider war Hecker eine Tagereise von Mannheim entfernt auf der Jagd und die Brüder warteten mehre Tage vergeblich. Das Verhängniß wollte eine andere Art des Zusammentreffens zwischen Fr. von Gagern und Hecker! Die Schilderhebung Hecker's im April 1848 verlangte einen tüchtigen Heerführer, aber auch einen Mann, der mehr war als bloßer Soldat, einen Mann, dem ein Name voranging, wie der Gagern's war.

Auf diesen Letztern warf daher die badische Regierung ihren Blick, und obschon derselbe noch wegen seiner Stellung im niederländischen Dienste gebunden war, glaubte er doch auf die in Übereinstimmung mit dem Rath der 17 Vertrauensmänner ergangene Auffoderung der Bundesversammlung auf die Billigung seines Monarchen zählen zu dürfen, wenn er durch Übernahme jener Feldherrnstelle die ganz Teutschland bedrohende Anarchie bekämpfte, zumal ja die Niederlande mit Luxemburg auch zum teutschen Bunde gehörten. „Als er die Überzeugung

47) In seiner „Allocution an die Nation" S. 31 erzählt der Vater: „Als er im vorigen Jahre (1847) die höchsten Gebirge von Sumatra durchforschte, während seine Escorte Siesta hielt, entfernte er sich allein, um irgend einen Gesichtspunkt aufzusuchen, den er auch fand. Aber als er umkehren wollte, verfehlte er des Wegs. Die Nacht überfiel ihn, und er mußte unter Ästen seine Schlafstätte nehmen. Von wilden Thieren war Nichts zu fürchten, die so hoch nicht gehen. Mitten in der Nacht fanden ihn die aufgeregten Einwohner der Gegend und brachten ihn frohlockend in sein Standquartier zurück. Diese braven Leute waren ihres Handwerks, wenigstens unter Umständen — Menschenfresser! — und in der Heimath!" — —

gewonnen, daß ein Entschluß sogleich gefaßt werden mußte, daß es nicht Zeit wäre, die Genehmigung aus Holland erst abzuholen, erhob er sich rasch mit den Worten des Ajax, der eben das Loos zum Zweikampf gezogen: ἦτοι κλῆρος ἐμός· χαίρω δὲ καὶ αὐτός! (dies ist mein Loos, und ich freue mich dessen). Gagern trat in eine äußerst schwierige Stellung. Neben sich hatte er Truppen und Officiere, denen er bis dahin persönlich unbekannt war; sich gegenüber fand er einen Feind von eigenthümlicher Natur, Zusammensetzung und Bedeutung; über sich sah er eine Staatsgewalt, welche möglichste Schonung jenes Feindes wollte. Im weitern Umfang endlich des ihn umgebenden Schauplatzes stand ein harrendes Volk, zerrissen in Parteien und sehr geneigt, die verschiedenartigsten Maßstäbe an das, was nun geschehen sollte, anzulegen: Gagern besiegte zum großen Theil diese Schwierigkeiten. Sein Name schon ging ehrenvoll vor ihm her. Auf Disciplin und das Niederhalten kleiner Eifersüchtelei wirkte günstig sein bestimmtes, aber doch durchaus nicht verletzendes Auftreten. Er trug Civilkleider. Gegen Nothwendigkeit und Brauch setzte er sich als Oberbefehlshaber mehr der Gefahr aus, als er nöthig gehabt hätte. Er that dies, um unter seinen mit mehr oder weniger Recht beargwohnten Truppen durch Vertrauen Treue zu erwecken, und um unter den Insurgenten die Verführten und Gezwungenen von den Schuldigen zu trennen. Er that dies auch im Vollgefühle, daß Großes sich nur durch Großes erreichen lasse, und in der Hingebung, an die höchsten Interessen seines vielgeliebten Vaterlandes [48]).

Über den nächsten Umständen, welche Gagern's Tod begleiteten, liegt immer noch ein Schleier, in sofern die verschiedenen Berichte darüber nicht völlig in Übereinstimmung zu bringen waren, was sich freilich leicht theils aus den damaligen aufgeregten Zuständen der vorherrschenden Parteiauffassung erklären läßt, theils daraus, daß eben die bedeutendsten Zeugen selber, wie Hecker, Kaiser ꝛc., bei der Sache selbst betheiligt waren. Am 20. April 1848 traf der Generallieutenant von Gagern auf die Freischar unter Hecker bei der Stadt Kandern. Ein Gespräch mit Hecker auf der Brücke vor der Stadt, worin er ihn zur Niederlegung der Waffen mahnte, hatte keinen Erfolg. Die Aufständischen zogen sich auf eine Höhe, die Scheidecke, woselbst sie sich aufstellten. Als ihre Gegner etwa nach einer guten halben Stunde nach jener ersten Besprechung jene wieder erreicht hatten, riefen diese Letzteren: „General vor!" worauf Gagern vom Pferde stieg und nochmals vorging, um durch sein Zureden Blutvergießen zu vermeiden, wobei ihm dies Mal nicht Hecker, sondern der Literat Kaiser aus Constanz gegenübertrat. Auch dieser Versuch mislang, und kaum war er zu seinen Leuten zurückgekehrt, auf sein Pferd gestiegen, und hatte mit den Worten: „Nun denn, in Gottes Namen vorwärts!" den Säbel gezogen, als er in dem von Seiten der Aufständischen zuerst (dies steht durch Zeugenaussagen fest) eröffneten Pelotonfeuer von drei Kugeln getroffen fiel, indem gleichzeitig auch sein Pferd erschossen ward. Zwar wurde er sogleich von dem Hauptmann Keim, und einigen Schützen bei Seite, etwa 20 Schritte weit von der Chaussee getragen, wobei er mit matter Stimme und gebrochenen Blicks: „O brave Soldaten," sprach, doch ließ er noch unterwegs sein Haupt sinken, dehnte den Körper und verschied. — Es kann allerdings nicht behauptet werden, daß er, wie Anfangs allgemein angenommen wurde, meuchlings und wider Kriegsrecht niedergeschossen wurde, da er bereits vom Parlamentiren zu den Seinigen zurückgekehrt war. Allein der Ruf: General vor! dem Gagern auch in der besten Absicht Folge leistete, während man gegnerischerseits auf seine Worte gar nicht hörte, deutete, wie mit Recht bemerkt worden ist [49]), in Verbindung mit andern ausgemachten Thatsachen und den bekannten darauf folgenden Ereignissen am 18. Sept. in Frankfurt nur zu deutlich darauf hin, daß man von Seiten der Republikaner die Absicht hatte, ihn nicht lebend vom Platze zu lassen.

Am 30. April war der Sarg mit der Leiche Fr. Gagern's in Frankfurt a. M. angekommen, um nach dem Wohnsitze seines Vaters „des sanften Weisen," wie ihn ein Gedicht seines gefallnen Sohnes nannte, nach Hornau gebracht zu werden, um dort zu ruhen. Am 1. Mai bewegte sich vom hessischen Haus aus der Leichenzug, begleitet von Bürger- und Linienmilitair und dem Zuge der Zünfte unter Trauermusik, zugleich von einer zahllosen Menschenmenge gefolgt. Hinter dem Sarge kam der Fünfziger-Ausschuß, um die Trauer Teutschlands zu vertreten; auch Officiere teutscher Bundesstaaten und der Militaircommission reiheten sich an. Unmittelbar hinter dem Sarge, dem Todten die letzte Ehre erweisend, ging sein Bruder Heinrich. An der nassauischen Grenze erscholl noch einmal der Donner der frankfurter Kanonen, und trug die Klage um den edlen Todten weithin. Nassauisches Militair empfing ihn mit Trauermusik [50]). — Have, pia anima!

III.

Bei Heinrich von Gagern, ehemaligem Präsidenten der teutschen Bundesversammlung, können wir die Ausnahme nicht wie bei seinem Vater machen. Noch lebt und wirkt er in rüstiger Manneskraft, und die vaterländische Geschichte wird ihm eine ehrenvolle Stelle bewahren.

(*Scheidler.*)

GAGES (Johann Bonaventura Dumont, Graf von), war 1678, oder aber den 27. Dec. 1682 zu Mons von adeligen Ältern geboren, trat, noch zu K. Karl's II. Lebzeiten, bei der wallonischen Garde zu Madrid ein, und hatte es darin, bei Philipp's V. Thronbesteigung, zum Lieutenant gebracht. In dem Laufe des Successionskrieges avancirte er bis zum Oberstlieutenant, in welcher Eigenschaft er bei der Überwältigung von Catalonien 1714 diente. Von 1718—1720 wurde er in Sicilien verwendet, dann 1720 bei dem kurzen Feldzuge in Afrika, dessen Zweck der Entsatz von Ceuta war. Als Brigadier

48) Die „Gegenwart." 1848. S. 726.

49) „Gegenwart" S. 732. 50) a. a. O. S. 733.

wirkte er zu der Einnahme von Oran, 1732, und lohnte ihm dafür der Rang eines Maréchal-de-camp. Daß er auch die italienischen Feldzüge, 1734—1735, mitgemacht habe, wird dadurch wahrscheinlich, daß er während derselben Generallieutenant und zugleich Major in der wallonischen Garde wurde, auch von dem neuen Könige von Neapel den Orden des heiligen Januarius erhielt. Der Armee zugetheilt, die unter den Befehlen des Grafen von Glimes, angeblich Behufs einer Unternehmung auf Minorca, in Catalonien zusammengezogen wurde, schiffte er, mit der Mehrzahl der daselbst vereinigten Truppen, im November 1741 nach Italien über, um daselbst unter den Befehlen des Herzogs von Montemar zu stehen. Bei Pesaro wurden die Spanier durch 12,000 Neapolitaner verstärkt, und die ganze Armada setzte sich in Bewegung, in der Absicht, in den Ebenen der Lombardei dem Infanten Philipp, der mit einer spanisch-französischen Armee Piemont bedrohte, die Hände zu bieten. Sie gelangte bis zum Panaro, wurde eine unthätige Zuschauerin des Falles von Mirandola, den 22. Juli 1742, und trat sodann, nicht in der besten Ordnung, weil unablässig verfolgt, den Rückzug gegen die neapolitanische Grenze an. Montemar wurde abgerufen, und Dumont übernahm am 11. Sept. 1742 das Commando der bedeutend verminderten Armee, zumal dem Könige von Neapel die Neutralität aufgezwungen worden. Dessenungeachtet schickte der neue Feldherr ohne Verweilen sich an, die aus Madrid empfangenen Befehle zu vollstrecken. Die Truppen, 13,000 Mann Fußvolk und 2700 Reiter, in Jesi vereinigt, begaben sich auf den Marsch in drei Colonnen, erreichten am 20. Sept. Fano, verbreiteten sich während der ersten Hälfte des Octobers über die Umgebung von Faenza, Forli und Cesena, und bezogen am 15. Oct. eine Stellung bei Bologna, von der aus sie das rechte Ufer des Panaro beherrschten, indessen das linke von den Austro-Piemontesern eingenommen. Bei dieser Nähe der streitenden Heere kam es nicht selten zu Scharmützeln, in welchen der spanische Feldherr das Regiment leichter Reiter, welches er aus des Landes kundigen Paschern errichtet und dem berüchtigten Abenteurer Vimercati untergeben hatte, mit Vortheil den ungarischen Husaren entgegensetzte. Den größten Theil des Winters blieb er, da wiederholte Versuche, in Toscana einzubrechen, fehlschlugen, in dem verschanzten Lager bei Bologna stehen, Proviant und Fourage lieferte der Kirchenstaat, dessen Regierung, wie bei jeder andern Gelegenheit, unbegrenzte Vorliebe für Spanien und Frankreich offenbarte. Höchst unerwartet, den 2. Febr. 1743, setzte Dumont oder Gages seine Armee in Bewegung, er überschritt den Panaro und lieferte am 8. Febr. bei Camposanto im Modenesischen eine Schlacht, die Anfangs eine günstige Wendung zu nehmen schien, zumal die feindliche Reiterei gebrochen wurde. Aber einen vollständigen Sieg zu erringen vermochte der spanische Feldherr nicht; die österreichische Infanterie erneuerte das Gefecht, und mit bedeutendem Verluste wurden die vermeintlichen Sieger über den Panaro zurückgeworfen. Wie zu erwarten, sang man zu Madrid und zu Wien das Te Deum; Gages aber, der zum Lohne der jüngsten Großthat zum Generalcapitain ernannt worden, mußte in das vormalige Lager bei Bologna zurückkehren und demnächst, den 26. März, den weitern Rückzug über Imola nach Rimini bewerkstelligen. Am 3. April zu Rimini eingetroffen, schlug er daselbst sein Hauptquartier auf, Artillerie und Munition hingegen wurden nach Pesaro geschafft, mehr aus Vorsicht, als aus Besorgniß einer Gefahr. Daß dergleichen nicht vorhanden war, ergibt sich sattsam aus der Haltung des Hauptquartiers, wo man Opern und Komödien spielte, Bälle und Festins anstellte, ausschließlich mit Ergötzlichkeiten sich beschäftigte. In die Sorgen eines solchen Commando's sich zu theilen, traf der Herzog von Modena am 9. Mai zu Rimini ein, was wenigstens zu Werbungen, auch zu einer Musterung Anlaß gab; die Armee wurde 14,000 Mann stark befunden. Mittlerweile hatten die Österreicher und Piemonteser Cantonirungsquartiere in den Gebieten von Modena, Ferrara und Bologna bezogen, und der Graf von Traun erwartete im Hauptquartiere zu Carpi mit Ungeduld die ihm verheißenen Verstärkungen. Sie trafen Anfangs September ein und das Commando der hiermit vervollständigten Armee ging auf den Fürsten Lobkowitz über. Am 2. Oct. setzte dieser sich in Bewegung, vorläufig nach Bologna seinen Marsch richtend, wogegen Gages, dem im Laufe des Septembers ebenfalls Verstärkung zugekommen, seine Massen concentrirte, und nicht ungeneigt schien, dem weitern Vorrücken des Feindes entgegenzutreten. Vernehmend jedoch, daß Lobkowitz am 19. Oct. von Bologna wieder aufgebrochen sei, gab er am 21. alle seine Postirungen von Forli bis Cesena auf; am 25. verließ er auch Rimini, wo am 29. das österreichische Hauptquartier einrückte. Weiter die Verfolgung auszudehnen, fand Lobkowitz in Betracht der vorgerückten Jahreszeit unthunlich, und er ließ seine Armee die Cantonirungen beziehen, indessen Gages und der Herzog von Modena bedacht waren, durch ausgedehnte Erdarbeiten die bei Pesaro und Fano bezogene Stellung unangreifbar zu machen. Ihr Hauptquartier nahmen sie zu Fano, „wo sie der Ruhe und Carnevals-Ergötzlichkeiten, soviel sichs thun lassen wollte, genossen, auch denen Schauspielen, die man den 26. Nov. daselbst aufzuführen anfinge, fleißig beywohnten." Ihrer Armee, die jetzt wol 20,000 Mann zählte, kamen die Lebensmittel reichlich zu, und daß der Herzog von Modena, durch eine Äußerung des spanischen Generalcapitains verletzt, am 22. Dec. das Hauptquartier verließ, um sich nach Venedig zu begeben, war nicht eben als ein Verlust zu beklagen. Der Herzog hatte die Österreicher angreifen wollen, bevor ihnen weitere Verstärkungen zukämen, den Antrag wies aber Gages zurück, mit dem Bedeuten, daß dergleichen verzweifelte Entschließung wol einem Fürsten, dem Nichts zu verlieren übrig, gezieme, daß aber ein König von Spanien die Angelegenheit aus einem andern Gesichtspunkte betrachte, und dessen Wille allein könne für seine Generale maßgebend werden. Lobkowitz hatte während dessen aus Teutschland und Ungarn tagtäglich Verstärkung an sich gezogen, daß er doch endlich ob der langen Unthätigkeit ein Schamgefühl empfinden wollte. Er ging am 7. März 1744 zu Felde, und Gages, ohne sei-

nes Anblickes zu erwarten, verließ die angeblich unangreifbare Stellung bei Fano und Pesaro, um in Eile der neapolitanischen Grenze sich zu nähern. Er überschritt sie am 17. März; es folgte ihm auf der Ferse mit einem schwachen Corps der österreichische General Browne, daß es selbst auf dem rechten Tronteufer zu mehren Scharmützeln kam; Weiteres zu versuchen, fühlte Browne sich nicht stark genug, und von der andern Seite fand Gages räthlich, den Anzug der neapolitanischen Armee abzuwarten; denn König Karl, in dem Besitze seines Königreichs, den er der Gewalt verdankte, durch das Recht und durch die Gewalt, die österreichische Armee an seinen Grenzen, bedroht und nicht weiter durch die englische Flotte gezügelt, glaubte sich nicht weiter durch die eingegangene Neutralität gebunden, war auch der Meinung, daß einzig durch die Dazwischenkunft seiner „prodi Napolitani" der Untergang der spanischen Armee abzuwenden sein würde. Daß auch Lobkowitz diesen Wahn sich aufbinden ließ, daß er sich des Ausspruchs jenes alten Gothenkönigs, dickes Heu ist leichter zu mähen, als das dünne, nicht erinnerte, wurde der Rettungsanker, nicht nur für Gages und seine Spanier, sondern auch für die wankende neapolitanische Monarchie. Ergötzlich über allen Begriff sind die erhabenen Redensarten, welche Coletta, der gesinnungstüchtige Republikaner, dem König Karl, Karl dem Einfältigen, wie man ihn wol später genannt hat, auf daß kein Pünktchen für die Ähnlichkeit mit Carlo Alberto fehle, in den Mund legt, um den Bruch des Waffenstillstandes zu rechtfertigen, nicht minder die Großthaten, welche er durch seine Landsleute verrichten läßt, namentlich durch einen modernen Horatius Cocles, dessen Namen und Regiment er leider nicht anzugeben weiß. Lobkowitz ließ sich, wie gesagt, nachdem der Spanier und Neapolitaner Vereinigung in der Gegend von Aquila erfolgt war, durch Prahlereien und Zahlen blenden, und verzweifelnd, dem zahlreichen combinirten Heere gegenüber die Terrainschwierigkeiten der Abruzzen überwinden zu können, verließ er am 4. Mai die Ufer des Tronto, um über Ceperano und Valmontone den directen und bequemern Weg nach der Hauptstadt Neapel zu suchen. Hierauf setzte Gages sich ebenfalls in Bewegung, und die Sehne des Bogens, welchen sein Gegner beschreiben mußte, verfolgend, erreichte er Velletri, ohne irgend Feinden zu begegnen. In Velletri schlugen der König von Neapel und der Herzog von Modena, die beide der Armee folgten, ihr Hauptquartier auf, es stellte sich aber jetzt dem weitern Vorrücken Lobkowitz entgegen, sodaß Gages sich vorläufig darauf beschränken mußte, durch die auf den nächsten Höhen zu errichtenden Verschanzungen das Hauptquartier zu sichern. Ravinen, Schanzen waren nach der Kriegsmanier jener Zeit, und für Lobkowitz absonderlich Hindernisse, an deren Besiegung nicht zu denken war; Gages und sein College im Commando, der neapolitanische Herzog von Castropignano, fanden ebenfalls an Raufereien kein übermäßiges Vergnügen, und beinahe drei volle Wochen wurde mit erfolglosem Kanoniren hingebracht, so doch, daß die Österreicher allmälig Terrain, vielmehr einzelne Postirungen gewannen. Davon die wichtigste, den Berg Artemisio, entriß ihnen jedoch Gages in einem nächtlichen Überfalle, den 17. Juni, und blieben dabei 4—500 Österreicher auf dem Platze. „Tanta paura e disordine, e mancar di consiglio ne' capi, di obbedienza ne' soggetti, entrò nel campo de' Cesariani, che a stormi e a truppe fuggivano verso Roma; e in Roma istessa, sentite le agitazioni, chiuse le porte, si credeva certo e vicino l'arrivo de' due eserciti, il vinto e il vincitore." Aber Gages dachte nur, sich auf dem Artemisio festzusetzen, und Lobkowitz fand es nicht schwierig, dem ersten Schrecken der Seinen zu gebieten, die Ordnung wiederherzustellen und sogar einer andern Position von Belang, des Monte-Spino, sich zu bemeistern. Es folgte wiederum eine lange Pause, in deren Laufe die Österreicher bedeutend durch die Einflüsse des Klima's, die mangelhafte Verpflegung und häufige Desertionen zu leiden hatten. Diese Übelstände zu beseitigen, ergingen aus Wien die bestimmtesten Befehle für Ergreifung einer lebhaften Offensive. Ungern ließ Lobkowitz in der Nacht vom 10—11. Aug. durch die Generale Browne und Novati, denen 6000 Mann beigegeben, die Stadt Velletri bestürmen. Sie durchbrachen das Lager, vernichteten ein irländisches Regiment, gelangten zur Stadt, erbrachen das neapolitanische Thor und breiteten sich in den Straßen aus, als eben die Morgendämmerung bemerklich wurde. König Karl lag zu Bette, in dem Hause Ginetti, wurde geweckt, warf sich eiligst in die Kleider, umgürtete sich mit dem guten Schwerte, und gelangte durch die nächsten Gärten zu dem Capucinerkloster, wo ein Theil seiner Truppen gelagert. Davonliefen nicht minder der Herzog von Modena, der französische Gesandte, der Herzog von Atri, während Einzelne, vom Fenster oder vom Dache aus, den durch die Straßen hinstürmenden Feind beschossen, andere in verzweifelten und erfolglosen Anstrengungen ihre erschrockenen Leute zu scharen suchten. In diesem rühmlichen Bestreben fand Nicolaus San Severino, des Fürsten von Bisignano Bruder, den Tod, „altri uffiziali maggiori, altri capitani, tutti da prodi, morirono," als auch der Oberst Macdonald, der in hundert Schlachten versuchte Hüne, über dem Rufe: „à moi camarades!" tödtlich getroffen vom Gaule stürzte; da wurde die Flucht allgemein, fiel die Stadt dem Sieger zur Beute. Während dessen hatte Lobkowitz eine zweite Division zum Angriffe auf den Berg Artemisio geführt, diese Position, das andere und das dritte Lager überwältigt; aber auch Gages, der auf Inspection nach dem Gebirge ausgegangen, war, das Schießen vernehmend, zum Lager zurückgekehrt, und traf in Ruhe und Sicherheit die zweckmäßigsten Anstalten, den weitern Folgen des Unfalles zu wehren. Vernehmend, daß die feindlichen Colonnen in völliger Auflösung begriffen, daß nur mehr mit Plündern der Soldat sich beschäftige, „schickte er sogleich vier Bataillons von der wallonischen Garde, von welcher er seit einiger Zeit Oberstlieutenant und Commandante war, in die Stadt, die in den Häusern und auf den Gassen ein abscheuliches Feuer machten. Indem er sich selbst an verschiedene Orte verfügte, um Ordre zu geben, traf er bei dem Capuziner-Kloster den Herzog von Castropignano

an, der sich nach der Stadt begab, die Trouppen daselbst zu commandiren. Er ging daher nach dem Berge zurücke, weil er vernommen, daß die Österreicher auch auf selbiger Seite einen Angriff gewaget. Als er auf die Höhe kam, fand er den König beyder Sicilien vor der Spanischen Garde, die im Marsche begriffen war, zu den andern Trouppen zu stossen und den Feind abzutreiben. Dieses geschahe mit solcher Tapferkeit, daß der Feind nach vier Stunden die Stadt Velletri und alle eroberte Posten mit Hinterlassung vieler Todten und Gefangenen wieder verlassen muste. Jedoch spannen die Spanier und Neapolitaner nicht viel Seide dabey, weil die Officiers und Generals nicht nur viel Bagage und Pferde, sondern auch viel Fourage, Proviant und Mannschafft einbüsseten. Der General Graf von Beaufort ward todt geschossen, und der General Graf Mariani, der sich kranck befunden, wurde gefangen." Österreichischerseits gerieth der General Novati in Gefangenschaft, „mentre nelle stanze del duca di Modena stavasi a ragunar fogli ed argenti. Si computarono i danni, gli acquisti: tre mila soldati di Borbowiani, poco manco degli Alemanni, morti o feriti; di bandiere e di artiglierie, la perdita eguale d'ambe le parti, il grido e'l sentimento della vittoria per Carlo." Den folgenden Tag standen beide Armeen in den früher eingenommenen Stellungen einander schlagfertig gegenüber, ohne daß es jedoch zu einem Zusammentreffen gekommen wäre. Das im September eingetretene Regenwetter und die in beiden Lagern einreißenden Krankheiten benahmen vollends den Generalen alle Lust, weiter ihr Glück zu versuchen, und von beiden Seiten sehnte man sich schmerzlich nach den Winterquartieren. Sich deren zu versichern, brach Lobkowitz am 1. Nov. auf; er überschritt die Tiber, Schanden halber von seinem Gegner verfolgt, der doch in seinem Herzen Gott gedankt haben wird, daß ein Feind nirgends zu erblicken war. Am 28. Nov. erreichte Lobkowitz Fano, von da später das Hauptquartier nach Imola übertragen wurde, Gages aber gelangte nach Foligno und Perugia, wo er seine Truppen Standquartiere beziehen ließ. „Er hatte auf diesem Marsche die Ehre, den König beyder Sicilien nach Rom zu begleiten, als dieser Monarch den 30. Nov. dem Pabste die Füße küßte, welcher Devotion er nebst denen Hertzogen von Modena und Castropignano nicht nur beywohnte, sondern solche selbst mit verrichtete." Nicht lange, und Gages fand die bei Foligno und Perugia eingenommene Stellung allzu waglich, und zog deshalb im December die Gesammtheit seiner Truppen nach dem Patrimonio, wo das Hauptquartier sich in Viterbo niederließ. Aber schon in den ersten Tagen des Lenzmonats gab er das Zeichen zum Vorrücken; am 10. März 1745 erreichte er Foligno, am 21. verließ der Fürst von Lobkowitz, nachdem er seine Magazine zu Fano in Brand hatte stecken lassen, Imola, angeblich in der Absicht, die Spanier bei Rimini zu erwarten. Damit war es ihm aber keineswegs Ernst, vielmehr trat er Anfang April den weitern Rückzug nach der Lombardei an, und er bezog am 10. April eine Stellung unter den Kanonen von Modena. Den 9. war Gages zu Bologna eingerückt, den 13. überschritt er den Panaro, und ihm stellte sich die österreichische Armee, deren Schlachtlinie von Modena bis zur Secchia reichte, entgegen. Man erwartete ein blutiges Zusammentreffen; statt dessen gebot Gages eine Seitenbewegung nach der Garfagnana, die, in der Nacht vom 21—22. April angetreten, die Vereinigung mit der Armee des Infanten Don Philipp im Genuesischen bezweckte. In dem Übersteigen des Gebirges von S. Pelegrino, der Apenninen, gingen durch Desertion und Sterben viele Menschen verloren; aber von der österreichischen Armee, die seitwärts dem Marsche folgte und bis Pontremoli sich ausgedehnt hatte, wurde man keineswegs beunruhigt. In Gewaltmärschen, über Lucca, Massa und Lavenza, erreichte das Heer am 1. Mai Sarzana, und dasselbe wurde, bei dem Übergange der Magra, noch 20,000 Mann stark befunden; bei dieser Gelegenheit setzte es endlich ein Gefecht mit den Österreichern, die der Nachhut einfielen, jedoch mit Verlust von einigen hundert Mann zurückgewiesen wurden. Genua, die Stadt, wo Gages am 20. Mai anlangte, blieb vorläufig das Ziel seiner Operationen, indem ihm aufgegeben war, dort des Infanten zu erwarten. Weil jedoch die Österreicher anfingen, sich der genuesischen Grenze zu nähern, ließ er seine Truppen gegen Voltaggio, jenseit der Bocchetta, vorgehen, sodaß die Hauptmacht in und bei Pontemarone und Portodecimo zu stehen kam, während die Österreicher, durch des Fürsten Lobkowitz Nachfolger im Commando, durch den Grafen von Schulenburg über den Po geführt, vom 19. Juni an in der Nähe von Novi sich lagerten. In dieser Stellung empfing Schulenburg am 29. Juni die Kriegserklärung von Seiten der Republik Genua, und von da ihn zu vertreiben, setzte Gages in den ersten Tagen des folgenden Monats seine Armee in Bewegung. Jede ihrer drei Colonnen wurde von 100 bewaffneten Bauern geführt. Es kostete einige hundert Mann, bei Voltaggio ihr Bahn zu brechen; herabgestiegen zu der Ebene um Novi, fand der Feldherr, daß bereits die österreichische Armee über Rivalta auf Tortona sich zurückgezogen habe, daselbst ihre Vereinigung mit dem Könige von Sardinien zu bewerkstelligen. Den 14. Juli verließ Gages mit seiner Armee, welcher, außer den Neapolitanern, die sämmtlichen Genueser zugetheilt, die Umgebung von Novi; über Capriata gelangte er zu den Höhen von Bosco und Rivalta, wo er am 16. die Vereinigung mit dem Infanten und dem Marschall von Maillebois erreichte. Diese hatten von Savona aus ihren Marsch nach Spigno und Acqui gerichtet, und Gages empfing bei dieser Gelegenheit aus des Infanten Händen sein Grafendiplom *). Am 23. wurde der Marsch in der Richtung nach Tortona fortgesetzt. Das Schloß Serravalle, vor dem ein abgesondertes Corps verwendet worden, ergab sich den 5. Aug; wegen des hef-

*) Einen Ort Gages gibt es in Spanien nicht; einen amerikanischen Titel wird der König schwerlich einem Generale verliehen haben, der niemals den Ocean befuhr; es bleibt daher nur die Vermuthung, daß Gages eine in Hennegau belegene Besitzung der Dumont gewesen ist. Philipp V., der sich Erzherzog zu Österreich schrieb, konnte mit demselben Recht und Erfolg eine Grafschaft in Hennegau begründen.

tigen Regenwetters konnten vor Tortona die Laufgräben aber nicht eher, als in der Nacht vom 8—9. eröffnet werden. Am 11. nahm das Beschießen seinen Anfang und der Feind räumte schon am 14. die Stadt, wogegen er sich bis zum 3. Sept. in der Citadelle behauptete. Während demnächst durch ein detachirtes Corps Piacenza, Parma, S. Giovanni, Pavia besetzt wurden, manoeuvrirte die Hauptarmee vom 16. ab gegen Castelnuovo und Voghera, in der Absicht, nach Überschreitung des Po den Krieg in das Herz des mailändischen Staates zu tragen. Durch einen Flankenmarsch, den 27. Sept., dem der Übergang des Tanaro folgte, nöthigte sie die Piemonteser, das Lager bei Bassignano zu verlassen und erstlich nach Valenza, dann nach Casale sich zu wenden. Allenthalben den Meister spielend, trennte die französisch-spanische Armee sich in drei Corps. Gages sollte Valenza, Maillebois Alessandria nehmen, der Infant beide Belagerungen decken; in dem Parmesanischen und jenseit des Po führten der Marqués von Castellar und der Herzog von Vieuxville das Commando. Alessandria, die Stadt, seit dem 6. Oct. berannt, wurde am 12. von der Besatzung geräumt, und es nahm die Blocade des Castells ihren Anfang. Vor Valenza fand Gages nicht viel mehr Schwierigkeiten, wiewol wegen des Regenwetters erst am 19. Oct. die Tranchéen eröffnet werden konnten. Die Besatzung sollte sich gefangen geben, dem Commandanten aber gelang es, sie in der Nacht vom 29. Oct. durch die feindlichen Linien zu führen und wohlbehalten Casale zu erreichen. Die in dem Castell zurückgebliebenen hundert Mann wurden zu Kriegsgefangenen gemacht. Am 6. Nov. wurde Casale, die Stadt, besetzt, nachdem sie, bis auf das Castell, von dem Feinde verlassen worden. Desgleichen geschah am 9. mit Asti und Sabbiano. Karl Emanuel und der Fürst von Liechtenstein, durch welchen Schulenburg im Commando abgelöst worden, beschäftigten sich mittlerweile mit der Regulirung der Winterquartiere, die Gages seinerseits im Mailändischen zu nehmen gedachte, weshalb er seine Operationen in steigender Lebhaftigkeit betrieb. Vom 22. Nov. an wurde das Castell zu Casale belagert, und ihm dermaßen zugesetzt, daß am 29. die Besatzung auf Discretion sich ergab. Am 9. Dec. zog der Infant, von dem Herzoge von Modena und dem Grafen von Gages begleitet, zu Pavia ein, während die Franzosen in dem Dreieck zwischen Casale, Valenza und Asti stehen blieben. Den also vereinzelten Spaniern sollte der Fürst von Liechtenstein wol das weitere Vordringen gegen Mailand haben wehren können, er wich aber der ersten Berührung und zog sich den Ticino aufwärts, nach Oleggio, wo er eine vortheilhafte Stellung einnahm, auch durch Schanzarbeiten sie noch weiter verwahrte. Am 11. Dec. begab sich der Infant auf den Marsch nach Mailand, sodaß er am 13. Abends das Dorf Mazenta, zwischen Mailand und Oleggio mitten inne, erreichte. Hier verweilte er bis zum 29., an welchem Tage der Einzug zu Mailand erfolgte, und bei dieser Gelegenheit trug den Infanten ein schneeweißer Schimmel, vor ihm her ritt Gages. Ohne Widerstand breitete die Armee sich über das Mailändische aus, faßte sogar zu Arona Posten, nachdem Liechtenstein auch von da seine Truppen weggezogen hatte. Drei Brücken, auf den Ticino gelegt, setzten sie in den Stand, auf allen Punkten zugleich die Österreicher zu beunruhigen; in Ansehung des Castells zu Mailand begnügte man sich einstweilen mit einer Blocade, da die rauhe Jahreszeit und der Mangel an schwerem Geschütz die Belagerung für jetzt unmöglich machten. Gages, seit dem Augustmonat des goldenen Vließes Ritter, bewohnte zu Mailand den Palast des Marchese Rovida, und ergab sich, trotz seines vorgerückten Alters, den mancherlei Lustbarkeiten, welche der Winter in jener üppigen Hauptstadt bietet. Bisweilen ließ er sich, wider seine Gewohnheit, in einem kostbaren Kleide blicken. Ein großer Kriegsrath, den 3. Jan. 1746, zu welchem der Infant auch den Marschall von Maillebois aus Valenza und den Marqués von Castellar aus Codogno berufen, hatte die Folge, daß die Armee sich noch weiter östlich ausbreitete, wie denn Guastalla am 12. Jan. besetzt wurde; daß man ferner beschloß, die Belagerung des Castells zu Mailand mit der größten Lebhaftigkeit zu betreiben. Die dafür bestimmten 80 Kanonen und 20 Mörser sollten aus Pavia herbeigeschafft werden, es waltete aber bei dem Transport eine wahrhaft unverzeihliche Langsamkeit. Mittlerweile waren den Österreichern im Mantuanischen fortwährend Verstärkungen zugekommen, sodaß der Marqués von Castellar, um nur in Guastalla und Reggio sich behaupten zu können, genöthigt war, alle seine Truppen an dem Po zu vereinigen, außerdem von Gages Verstärkung sich zu erbitten. Sie kam ihm jedoch nicht in solcher Anzahl zu, daß es ihm gelungen wäre, die Fortschritte des Grafen Browne im Mantuanischen zu hemmen. Von Posten zu Posten die Spanier drängend, hatte Browne bereits die mailändische Grenze überschritten, in der Absicht, mit dem Fürsten von Liechtenstein, der gleichzeitig die Ufer des Ticino säuberte, sich zu vereinigen. Auch die Piemonteser hatten sich erholt und vertrieben die Franzosen aus Asti, wovon der Entsatz der Citadelle von Alessandria die unmittelbare Folge war. Unter dem Einflusse dieser widrigen Ereignisse mußte wol die beabsichtigte Belagerung des Castells zu Mailand aufgegeben werden; am 7. März begann man die Behufs dieser Unternehmung herbeigeschaffte Artillerie und Munition abzuführen, um sie in dem Parmesanischen und Piacentinischen zu bergen; Faschinen und Schanzkörbe wurden versteigert und die Magazine nach dem andern Pouser übertragen. In der Nacht vom 18. März zogen vollends die in Mailand zurückgebliebenen Truppen ab, und es folgten in der Frühe der Infant, der Herzog von Modena und der Graf von Gages, welche sämmtlich in der Karthause bei Pavia Quartier nahmen. In und um Pavia zog Gages seine Armee zusammen, dann, am 4. April, setzte er sie in Bewegung, um dem Marqués von Castellar, der mit seinem Corps in Parma von den Österreichern umzingelt war, Luft zu machen. Aber Castellar hatte sich selbst zu helfen gewußt, indem er am 1. April, unter dem Schutze der Nacht, seine ganze Cavalerie, auch einen Theil der Infanterie, aus der Stadt schaffte und sie, eine willkommene Verstärkung von 5000 Mann, der Hauptarmee entgegenschickte, indessen er selbst mit der Reste der Besatzung,

5—6000 Mann, zurückblieb, entschlossen, bis zur Ankunft des Entsatzes sich zu vertheidigen. Browne, der am 4. April vor Parma eintraf, weit entfernt, mit der Belagerung viele Zeit verlieren zu wollen, beschränkte sich auf die Anordnung einer Blocade, und zog, nachdem er am 10. April seine Vereinigung mit dem Fürsten von Liechtenstein bewerkstelligt hatte, dem Grafen von Gages entgegen, der mittlerweile bis zum Taro vorgerückt war und zwischen Castel Guelfo und Borgo San Donnino lagerte. Einzig der Fluß schied noch die beiden Armeen, die gleichwol in der hergebrachten Unthätigkeit verharrten, nur daß die Österreicher, nachdem ihnen aus Mantua grobes Geschütz zugekommen, im Ernste Parma zu belagern anfingen. Abermals ließen sie jedoch durch Castellar sich äffen; in der Nacht vom 19—20. April durchbrach er die feindlichen Postirungen, nur die Kranken und einige hundert Mann im Castell zurücklassend. Die Stadt, mit der darin zurückgelassenen schönen Artillerie und vielem Gepäcke, auch das Castell, gingen verloren; Castellar aber und sein Corps, die zunächst die Lenza überschritten, dann dem Gebirge sich zugewendet hatten, erreichten nach einem beschwerlichen und angestrengten Marsche am 15. Mai bei Piacenza die Hauptarmee. Dahin war Gages in Folge einer in der Nacht vom 3—4. Mai angetretenen retrograden Bewegung gelangt, nachdem er vorher den General Pignatelli mit seinem Corps auf das nördliche Poufer geworfen, um die in Codogno aufgestellten Österreicher heimzusuchen. Wie schwierig nach der Lage der Dinge, wie abenteuerlich die Aufgabe war, Pignatelli hat sie in ehrenhafter Weise gelöst. Am 11. Mai erreichte die österreichische Armee S. Lazzaro, in der nächsten Umgebung von Piacenza, und es entspann sich eine lebhafte Kanonade, durch welche Gages genöthigt werden sollte, mit seiner ganzen Armee sich in die Stadt zu werfen. Die Absicht errathend, beschränkte er sich darauf, aus Stadt und Lager wetteifernd die Österreicher zu beschießen, während er mit Schmerzen die Ankunft des Marschalls von Maillebois erwartete. Dieser hielt sich jedoch unbeweglich in dem Lager bei Novi, bis die Annäherung des Königs von Sardinien, der in der Gegend von Alessandria an 24,000 Mann zusammengezogen hatte, ihn veranlaßte, sein Lager aufzuheben und über Tortona, Voghera, S. Giovanni nach Piacenza sich zu wenden, wo er am 15. Juni seine Verbindung mit Gages bewerkstelligte und hiermit dessen Armee um 19,000 Mann verstärkte. Der König von Sardinien hingegen, obgleich seit dem 8. Juni in Bewegung, traf erst am 16. in Stradella ein; unbezweifelt war er in der Hoffnung zurückgeblieben, es werde, wenn das österreichische Heer der Übermacht erliege, die Kaiserin zu neuen Cessionen an den theuern Verbündeten sich veranlaßt finden — dergleichen Schurkenstreiche sind ganz eigentlich in Turin zu Hause — aber die Berechnung täuschte. An dem Schlachttage, den 16. Juni 1746, befehligte Maillebois den rechten, Gages den linken Flügel; statt aber, wie sie in Zuversicht hofften, die Österreicher unvorbereitet zu überfallen, trafen sie den gebührenden Empfang. „Es wurde auf beyden Seiten mit großer Tapferkeit gefochten, doch behaupteten die Österreicher die Wahlstat. Der Graf von Gages hielte sich mit seinen Spaniern wohl, muste aber doch mit einem ziemlichen Verluste sich in das vorige Lager zurückziehen. Der Infant und der Herzog von Modena befanden sich indessen in der Stadt Piacenza und warteten mit Schmertzen auf den Ausgang des Treffens, der aber nicht nach ihrem Wunsche erfolgte." So bedeutend blieb aber der geschlagenen Armee numerische Überlegenheit, daß sie es wagen durfte, Angesichts des siegenden Feindes den Po zu überschreiten. Damit machte den Anfang Maillebois am 27., und es folgte am 28. Gages, nur der Infant und der Herzog von Modena, die Kranken und eine Besatzung von 4000 Mann unter Castellar's Befehlen blieben in Piacenza zurück. Meister im freien Felde, dehnte Gages bis zum Lambro und gen Lodi hin sich aus, indessen er durch eine Schiffbrücke die Communication mit Piacenza unterhielt. Von da die spanische Besatzung zu vertreiben, beschossen die Österreicher die Stadt nachdrücklichst, ohne doch ihre Absicht erreichen zu können. Die Belagerung wurde deshalb am 16. Juli aufgehoben, und es blieb nur ein schwaches Observationscorps zurück, während an demselben Tage die Armee in westlicher Richtung aufbrach, um an der Trebbia ihre Vereinigung mit König Karl Emanuel, der endlich Stradella verlassen hatte, zu bewirken. Das solchergestalt concentrirte Heer theilte sich aber schon wieder am 22., wo dann Browne mit seinem Armeecorps am 24. über den Po ging, nachdem der König am 23. die Trebbia überschritten und sein Hauptquartier nach Quartizola verlegt hatte. Eine rasche Entscheidung herbeizuführen, lag sicherlich nicht in seinen Absichten, aber er fühlte sich wider seinen Willen durch Browne's Thätigkeit fortgerissen. Geradewegs auf seinen Gegner losgehend, zugleich aber unaufhörlich nach Verstärkung rufend, nöthigte dieser den König, auch seinerseits am 1. Aug. den Po zu überschreiten, so zwar, daß er auf dem südlichen Ufer den Marchese de Botta mit einem starken Corps zurückließ. Die Vereinigung wurde ohne Hinderniß erreicht, mit derselben Leichtigkeit der Übergang des Lambro bewerkstelligt, und sofort begann die spanisch-französische Armee ihre retrograde Bewegung nach der Mündung des Lambro. Sodann wurde in großem Kriegsrathe die Frage über den weitern Gang der Operationen verhandelt. Maillebois stimmte für den vollständigen Rückzug nach der Romagna, die von Gages aufgestellte Ansicht daß Tortona der Stützpunkt der Armee werden müsse, behielt jedoch die Oberhand, „obgleich der Entschluß, solches auszuführen, einer halben Verzweifflung nicht unähnlich schiene." Gages führte seine Scharen über den Lambro und über den Po, ohne daß seine Gegner dessen eine Ahnung gewonnen hätten. Ohne Zeitverlust zog er auch den Marquès von Castellar an sich, sodaß nur zum Schein einige Mannschaft in Piacenza zurückblieb. Als die gesammte Armee auf dem südlichen Ufer des Po vereinigt war, ließ Gages die Brücken, die zum Übergang gedient hatten, anzünden, jene bei Piacenza aber, sammt den sie vertheidigenden Schanzen, durch mehr als 100 Minen in die Luft

sprengen. Rasch trat er den Marsch in der Richtung von Stradella an. In dem Übergange des Tidone ereilte ihn Botta mit seiner aus Österreichern und Piemontesern zusammengesetzten Armee, und es erfolgte, 10. Aug. 1746, das blutige Treffen bei Rottofreddo, worin der Verlust auf beiden Seiten beinahe gleich war, die Oberhand aber den Österreichern blieb, wie angelegentlich auch Gages und Maillebois ihre Niederlage leugneten. Soviel den Infanten und den Herzog von Modena betrifft, hatten diese bei Zeiten dem Schlachtgetümmel valedicirt, um von einer Casine aus den fernern Gang des Gefechtes zu beobachten. Unglücklicherweise wurde auch diese Casine über den Haufen geschossen, sodaß den beiden Fürsten kaum die Zeit blieb, in einem zweiten, entlegenern Landhause Zuflucht zu suchen. Wenn aber auch in diesem Treffen die Spanier und Franzosen unterlagen, gerechtes Lob darf ihrer Standhaftigkeit und der Combination der Feldherren nicht versagt werden. Ein kühner, ein bewundernswürdiger Gedanke liegt dem Entschlusse zum Grunde, mit einem weichenden Heere zwischen zwei feindliche Armeen sich zu werfen und schier Angesichts ihrer einen Fluß gleich dem Po zu überschreiten, wiewol nicht geleugnet werden kann, daß die Trägheit der österreichischen Generale, die Treulosigkeiten des turiner Cabinets allein die Ausführung einer solchen waglichen Entschließung möglich machen konnten. Ob aber der Ruhm, der vereinigten Armee Untergang abgewendet zu haben, dem spanischen oder dem französischen Feldherrn gebührt, dieses dürfte kaum mehr zu ermitteln sein. Auch der fernere Rückzug wurde, wenn nicht eben mit Glanz, doch in der durch die Umstände gebotenen Eile bewerkstelligt. Er ging über S. Giovanni, Stradella, Voghera, daß am 15. Aug. Abends die Armee unter den Kanonen von Tortona vereinigt war. Am folgenden Tage traf, durchaus unerwartet, der Marqués de las Minas im Lager ein, das Commando der Armee zu übernehmen, zu welchem Ende er sich durch ein an Gages gerichtetes königliches Schreiben legitimirte. Ohne Verzug schied dieser von der Armee, wie er denn schon am 17. mit dem ebenfalls abberufenen Marqués von Castellar in Genua zusammentreffen konnte. Am 23. Aug. ging Gages zu Schiffe, zunächst als sein Ziel Nizza berührend; über Antibes begab er sich nach Aix, wo er bis zum 15. Nov. verweilte. Auf dem Landwege, über Barcelona, gelangte er am 16. Febr. nach Madrid, wo König und Königin sehr gnädig ihn empfingen. Er nahm Besitz von den im vergangenen Jahre ihm verliehenen Comthureien Villoria und Pozzuelo, diese des Calatrava-, jene des S. Jagoordens; es war auch 1748 die Rede, ihn nochmals an die Spitze des fortwährend in Italien beschäftigten Heeres zu stellen; er verbat sich aber die seinem hohen Alter nicht mehr zusagende Auszeichnung, und wurde dafür 1749 zum Vicekönig und General-Capitaine von Navarra ernannt, ohne daß er darum die Stelle eines Oberstlieutenant der wallonischen Garde niederzulegen gehabt hätte. Dem neuen Vicekönige verdankt Navarra die prächtigen Heerstraßen, die in dem übrigen Spanien so selten geblieben sind. Er starb, allem Ansehen nach unvermählt, zu Pamplona den 31. Jan. 1753, und K. Karl III. hat ihm in der dasigen Capucinerkirche 1768 ein Grabmonument setzen lassen, mit einer von dem Monarchen selbst angegebenen, ehrenden Grabschrift. (*v. Stramberg.*)

GAGLIARDE, GAGLIARDA, GAILLARDE, ein alter Tanz, wie es scheint zuerst bei dem Landvolke Norditaliens üblich, von da in das Languedoc, überhaupt in das südliche Frankreich ausgewandert. Im 17. und 18. Jahrh. findet er seine Stelle in den Balletten und grenzt in Rom an den dortigen, ebenfalls dem Volksleben entlehnten Tanz Romanesca oder Romagne (wenn er nicht ganz derselbe Tanz ist) in Frankreich aber an die Bourrée, wiewol diese (wie in neuerer Zeit bei uns der Walzer) oft den ursprünglichen Takt verläßt und zwei oder viertheilige Taktordnung annimmt. Die Gagliarde im Gegensatze hierzu, behauptet dreitheilige Ordnung (Bourréen im $^{6}/_{4}$ Takte, also in 2×3theiliger Ordnung sind ebenfalls nicht selten) und zwar $^{3}/_{8}$ oder $^{3}/_{4}$ Takt. Der Charakter der Melodie ist belebt, beweglich, fließend, mehr diatonisch, oder doch in kleinen Schritten, hervortretende Züge, bedeutende Schritte meidend, — und daher etwas trivial, wo nicht gemein, da auch der Rhythmus selten von den drei Achteln (oder Vierteln) loskommt, höchstens zu einer Reihe hinkender Trochäen (Viertel und Achtel) gelangt. Die Form ist meist zweitheilig, jeder Theil in Abschnitte von je vier Takten gegliedert. Eine Vorstellung von diesem Tanze gibt der letzte Balletsatz im ersten Acte von Gluck's Iphigenia in Aulis, Air gai benannt, übrigens, zwei Wiederholungen des zweiten und eine des ersten mitgerechnet, in zehn stets wiederholten Theilen: Mag nun Gluck einen wirklichen Tanz benutzt, oder den Charakter der Gagliarde in Erinnerung an sein Leben in Italien aus eignen Mitteln hergestellt haben, er hat auch in diesem Nebenmomente genau den rechten Punkt getroffen. Der ganze Festjubel zu Iphigenien's Begrüßung, — während schon das Opfermesser für sie geschliffen wird, die hohe Klytämnestra unsern Sinn gefesselt und beklommen hält durch ihr bloßes Vorüberschreiten, Iphigenien's Geist selbst abwesend, dem verlobten Heldenjüngling entgegenschwebt, — die ganze Festlichkeit ist so inhaltlos, wie aller dieser für hohe Häupter bestellte Jubel. Die Feiernden fühlen das selbst um so lebhafter und machen sich um so lebhafter und aufgeregter, was denn nicht ohne Fadheit ablaufen kann. Da ist die Gagliarde das rechte Maß. Um so schneidender reißt das schroffe Alléz! der zürnenden Klytämnestra in die hohle Wirbelluft. (*A. B. Marx.*)

GAGLIARDI (Johann Anton), ein im 17. Jahrh. zu Mailand lebender Arzt, ist als Verfasser folgender Schriften bekannt: **Nova ratio universalis medendi febribus humoralibus.** (Mediol. 1632. 4.) **Consultationes variae.** (Colon. 1637. 4.) **Della cognizione e cura dei morbi communi estivi ed automnali.** (Milano 1643. 4.) **Dell' acciajo nelle medicina.** (Milano 1645. 4.) (*F. W. Theile.*)

GAGLIARDI (Dominico), Professor der Medicin an der Sapienza in Rom und päpstlicher Protomedicus zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrh., hat folgende Schriften verfaßt: **Anatome ossium novis inventis illustrata.** (Romae 1689. Lugd. Bat. 1723.)

(Eine genaue Beschreibung der feinern Textur der trockenen Knochen, namentlich der Knochenkanälchen. Die Rindensubstanz besteht nach Gagliardi aus über einander liegenden Blättern, welche vermittels quer durchsetzender Fasern, gleichsam durch kleine Nägel, zusammengehalten werden.) L'Idea del vero medico fisico e morale, formata secondo gli documenti ed operazioni d'Ippocrate, divisa in VI giornate per commodo maggiore della gioventu, che desidera d'approfittarsi nella medicina per la via del virtu. (Roma 1718.) L'Infermo istruito nella scuola del disinganno; opera composta a beneficio di chi desidera vivere longamente. 2 Tomi. (Roma 1719. 1720.) Educazione dei figliuoli morale e medica. 2 Tomi. (Roma 1720.) Relazione de mali di petto che corrano presentamente nell' archiospedale di S. Spirito. (Roma 1720.) (Beschreibung einer epidemischen Peripneumonie im Heiligengeistspital in Rom.) (*F. W. Theile.*)

GAGLIARDO (Giovanni Battista), im J. 1757 in Tarent geboren, bildete sich in Neapel in den Naturwissenschaften aus, und war dann ausschließlich für Ackerbaukunde thätig, welche er durch mehrfache Schriften und Sammlungen (Istituzioni agrarie; il Catechismo agrario; la Biblioteca di Campagna; gli Annali di Agricoltura; il Vocabulario agronomico; il trattato del vino) wahrhaft förderte. Auf dem nämlichen Gebiete bewegen sich auch zwei Abhandlungen von Gagliardo in den Denkschriften des königlichen Instituts zu Neapel: Memoria dell' Agricoltura di Sessa und Dell' Agricoltura Ercolanese. Er ist ferner Verfasser der geschätzten Topografia di Taranto. Gagliardo verbrachte den größten Theil seines Lebens in Neapel; dort starb er auch als Generalinspector der königlichen Domänen am 7. Nov. 1823. (*F. W. Theile.*)

GAGNEBINA. Eine von Necker (Elem. n. 1296) nach den schweizerischen Botanikern Peter und Abraham Gagnebin so benannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Mimosen der natürlichen Familie der Leguminosen. Char. Der Kelch fünfzähnig; fünf ablanglinienförmige, freie Corollenblättchen; zehn freie Staubfäden mit ablangen, ausgerandeten Antheren; der Griffel lang, fadenförmig, hinfällig; die Hülse flach, fastlos, nicht aufspringend, am Rande auf beiden Nähten geflügelt, innen quer-vielfächerig, mit einsamigen Fächern. Die beiden bekannten Arten, G. axillaris *Candolle* (Légum. t. 64. F. A., Mimosa pterocarpa *Lamarck*) und G. tamariscina *Cand.* (l. c. F. B.. Mimosa tamariscina *Lam.*. Acacia tamariscina *Willdenow* — *Pluknet* t. 329. f. 3) sind auf den Mascarenischen Inseln und Madagaskar einheimisch als sehr zierliche, glatte, unbewehrte Sträucher mit doppelt gefiederten Blättern, vielpaarigen, linienförmigen Blättchen und achselständigen, cylindrischen, gelblichen Blüthenähren. (*A. Sprengel.*)

GAGO (Balthasar), ein portugiesischer Missionär, im J. 1515 zu Lissabon geboren, trat im J. 1546 in die Gesellschaft Jesu mit dem festen Entschlusse, sein Leben der Verbreitung des christlichen Glaubens unter den heidnischen Völkern des Orients zu widmen. Nachdem er die Priesterweihe empfangen hatte, ging er am 14. März 1548 von Lissabon aus unter Segel und erwarb sich schon auf der Fahrt durch seine Predigten und durch die liebevollste Pflege der Kranken die Achtung und Liebe der ganzen Reisegesellschaft in so hohem Grade, daß ihm bei seiner Ankunft zu Goa sogleich ein seinem Eifer entsprechender Wirkungskreis eröffnet wurde. Er kam zuerst nach Cochin und zeigte sich hier seinem Berufe so gewachsen, daß er die besondere Aufmerksamkeit des berühmten Heidenbekehrers Franziskus Xaverius erregte und von diesem nach Japan geschickt wurde, um dort das Evangelium zu predigen. Er schlug seinen Sitz zu Funai, der Hauptstadt des Fürstenthums Bugo, auf und erhielt von dem Statthalter, bei welchem er sich sogleich in große Gunst zu setzen wußte, die Erlaubniß zu predigen. Gago bekehrte in kurzer Zeit an 2000 Leute, brachte aber dadurch die Bonzen so sehr gegen sich auf, daß diese ihn auf alle mögliche Weise verfolgten und das Volk aufhetzten, ihn auf gemeine Weise zu beschimpfen. Er suchte Schutz bei dem Statthalter, und dieser, ebenso duldsam als gerecht, untersagte streng jede weitere Beleidigung. Die Bonzen ergriffen nun ein anderes Mittel, um seine Wirksamkeit zu vereiteln, indem sie sich bemühten, dem Volke einzureden, daß die japanische Religion nur in sehr unbedeutenden Dingen von der christlichen abweiche und diese also ganz überflüssig sei. Gago widerlegte diese Behauptung nicht nur öffentlich, sondern verfaßte auch über diese Frage eine Schrift in japanischer Sprache, welche durch die Triftigkeit der vorgebrachten Beweise den Statthalter so sehr befriedigte, daß er sie zum Zeichen seines Beifalls und zur Nachachtung für das Volk mit seinem Siegel versah. Die Bonzen standen jetzt nicht nur von ihren Verfolgungen ab, sondern mehre von ihnen nahmen sogar die christliche Religion an und wurden selbst eifrige Missionäre. Als Gago sich auf diese Weise Ruhe verschafft hatte, baute er zu Funai eine Kirche, ein Hospital und ein Findelhaus, worin er die Kinder, welche früher von ihren Müttern einem sichern Tod preisgegeben worden waren, aufnahm und erzog. Nachdem er die kirchlichen Angelegenheiten zu Funai geordnet hatte, begab er sich nach Firando, Satzuma und Facata, wo er mit gleicher Beharrlichkeit und mit gleichem Erfolge wirkte. In der letzten Stadt hatte er bereits eine Kirche erbaut, als eine Empörung ausbrach, mit welcher zugleich eine Verfolgung gegen die Christen verbunden war; Gago wurde gefangen, seiner ganzen Habe und sogar seiner Kleider beraubt, auf die schimpflichste Weise von dem Pöbel mißhandelt und als Verächter der einheimischen Götter fast nackt in einen dunkeln Kerker geworfen, aus welchem ihn ein von ihm bekehrter einflußreicher Mann nur mit der größten Mühe und Gefahr zu befreien vermochte. So einem gewissen Tode, wozu er bereits verurtheilt war, entronnen, entkam er verkleidet aus Facata und ward zu Funai von dem Statthalter und der ganzen Bevölkerung mit lautem Jubel empfangen. Er schrieb über diese Ereignisse und sein Bekehrungsgeschäft überhaupt mehre Briefe an seine Oberen, welche man in den Cartas que los

Padres y Hermanos de la Compañia de Jesus, que andan en los Reynos de Japon escrivieron a los de la misma Compañia desde el año 1549 hasta el 1571. (Alcala 1575. 4.) findet, zwei der bedeutendſten ſind auch beſonders in Überſetzungen herausgegeben, der eine vom 23. Sept. 1555 aus Firando, italieniſch (Venezia 1559 u. 1565.), lateiniſch (Lovanii 1570.), der andere vom 1. Nov. 1559 aus Bungo, italieniſch (Venezia 1562.), lateiniſch (Lovanii 1569.). Im J. 1560 erhielt Gago von ſeinen Obern den Befehl, nach Indien zurückzukehren und die Fortſetzung ſeiner Arbeit friſcheren Kräften zu überlaſſen. Er landete nach einer ſehr ſtürmiſchen Überfahrt am 24. Jan. 1562 zu Goa, wo er zu ruhigeren und weniger gefährlichen Dienſtleiſtungen verwendet wurde, und wo er auch, nachdem er in ſeinen letzten Jahren durch Krankheit noch viele Qualen erlitten hatte, am 9. Jan. 1583 ſtarb. Vergl. *Petri Ribadeneirae* Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu, continuata a *Ph. Alegambe.* (Rom. 1676. F.) p. 101. (*Ph. H. Külb.*)

Gaguedi *Bruce*, ſ. Protea.

GAGUIN (Robert oder Ruprecht), auch zuweilen, ſo noch von Sismondi, Guaguin geſchrieben, ein gelehrter franzöſiſcher Chroniſt und Zeitgenoſſe Philipp's von Comines, ſtammte von unbemittelten, ehrbaren Ältern, die er ſpäterhin zu Paris bis an ihren Tod eine lange Zeit noch ernährte. Er war um die Mitte des 15. Jahrh., nicht noch vor derſelben, zu Douai in Flandern, oder, wie Andere behaupten, zu Calonne (Calines) an der Lys, einem jener Stadt nahe gelegenen Flecken in der Diöceſe Arras, geboren worden. Frühzeitig dem geiſtlichen Orden der Trinitarier, von den Franzoſen Mathurinen genannt, zugewieſen, erhielt er ſeinen erſten Unterricht in einem Kloſter zu Nieppe, wenn nicht zu Provins, und ſetzte alsdann zu Paris ſeine Studien in der Theologie, Rechtswiſſenſchaft, altclaſſiſchen Literatur, Rhetorik und Dichtkunſt fort. Doctor und Profeſſor des kanoniſchen Rechtes darauf geworden, rückte er nachmals als Dekan in die theologiſche Facultät daſelbſt ein, während er in dem dortigen Mathurinenkloſter von einer Würde zur andern emporſtieg und 1473 nicht allein Vorſteher dieſes Kloſters, ſondern auch Obergeneral oder Miniſtergeneral ſeines Ordens wurde und den 22. Mai 1501 in großem Anſehen ſtarb [1]). Gaguin wurde in der Kirche jenes Kloſters unter einem Denkmale begraben; und als man 1550 bei Eröffnung eines Grabes dort zufällig auf ſeine Leiche ſtieß, nahm Jacob Bourgeois, Provinzial der Trinitarier in Belgien, den Kopf davon mit ſich nach Douai und ſtellte denſelben auf daſiger Bibliothek hinter einem eiſernen Gitter in einer Wandniſche auf.

Seine ausgebreiteten Kenntniſſe in den verſchiedenen Fächern des Wiſſens verſchafften ihm einen lebhaften Verkehr mit den Ausgezeichnetſten ſeiner gelehrten Zeitgenoſſen und er wurde von ihnen, ſo auch von Johann Tritheim und Erasmus von Rotterdam [2]), öfters zu Rathe gezogen, wegen Mittheilungen ſowol von Anſichten und Erklärungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, als von Werken aus ſeiner ausgeſuchten Bibliothek. Seine Gewandtheit in Unterhandlungen — ſeine Beredſamkeit ſetzte Tritheim und Erasmus in Erſtaunen — machte ihn fähig, den Königen Ludwig XI., Karl VIII. und Ludwig XII., welche ſeine Zeitgenoſſen und Gönner waren, und an deren Hof er die Gelehrten zu ziehen wußte, bei wichtigen Sendungen nach Italien, Teutſchland und England mit Beifall zu dienen. Der Letzte von ihnen, welcher ihm ganz beſonders gewogen war, machte ihn auch zu ſeinem Bibliothekar und wies ihm anſehnliche Mittel zu, um die königliche Bücherſammlung im Louvre durch handſchriftliche und gedruckte Werke zu vermehren, wozu ſeine gelehrten Bekanntſchaften ſowol, als ſeine einflußreiche Stellung nicht geringe Erleichterung gewährten.

Das Lob indeſſen, welches er namentlich als Chroniſt und Geſchichtſchreiber ſich erworben hat, iſt zum Theil von Zeitgenoſſen ſchon, zum Theil aber von der Nachwelt ſehr geſchmälert worden, ſodaß die ärgſten Widerſprüche über ihn daraus hervorgehen mußten. Zwar iſt er kein Salluſt und Livius, mit welchen er zu ſeiner Zeit von Schmeichlern verglichen wurde, er gehört aber auch nicht zu den Unwiſſenden, die kaum Lateiniſch verſtehen. Er ſchrieb ein Latein, wie viele ſeiner gerühmten Zeitgenoſſen. In ſeiner Chronik, die nachher genannt werden ſoll, zeigt er ſich hinſichtlich der Erforſchung der früheſten Zeitereigniſſe allerdings oberflächlich, leichtgläubig, ungetreu und ohne Kritik, ſchrieb die alten Chroniken von St. Denis ohne Prüfung aus, oder kürzte ſie ab, bemühte ſich aber, nichts Wichtiges zu überſehen, ſowie die Begebenheiten und Perſonen, die ſeiner Zeit nicht zu fern ſtanden, ohne Entſtellung, wenn auch nicht durchweg nach eigener Anſchauung, zu ſchildern, ſodaß er ſich für dieſe Periode der franzöſiſchen Geſchichte auch nur ein beſchränktes Verdienſt erworben hat. Ebenſo hütete er ſich, für die Geſchichte ſeiner Zeit ſelbſt durchgehends ſelbſtändig zu arbeiten, ſondern er gab z. B. in dem Abſchnitte ſeiner Annalen, welcher Ludwig's XI. Geſchichte enthält, faſt Nichts als einen ſehr kurzen und oft beinahe überſetzten Auszug von Johann's von Troyes Chronik [3]), mengte dazwiſchen nur einige allgemeine überſichtliche Betrachtungen mit Anekdoten und witzigen Äußerungen dieſes Königs und ſtreute auch einen Bericht über eine ihm aufgetragene Sendung nach Teutſchland ein. Daher er nicht immer als eigentliche Quelle für dieſe Schilderungen erſcheint. Sein Name aber gab dieſem Werke faſt ein ganzes Jahrhundert hindurch eine gewaltige Autorität, wie aus den vielen ſchnell auf einander folgenden Ausgaben deſſelben unverkennbar hervorgeht. Alles dasjenige nun, was er ſchildert, ſchreibt er in einem damals angenehmen Style, der freilich ſpäterhin von Vielen als uneben und plump getadelt wurde. Unter den ſpäter lebenden Franzoſen — in Teutſchland ſcheint er weniger gekannt zu ſein — iſt der Abt Legendre faſt der Einzige, der ihn als Geſchichtſchreiber in Schutz nimmt, doch die Fabeleien abgerechnet, welche Gaguin's Chronik über das

1) Nach andern Angaben ſtarb er am 22. Juli 1502. 2) ſ. die Farrago nova epistolarum *Desid. Erasmi Roterodami* etc. Basel. 1519. fol.) an m. St.

3) Die ſchon im 15. Jahrh., aus unbekannten Gründen, la chronique scandaleuse hieß.

frühere Mittelalter verbreitet hat. Daß er bei Bearbeitung dieses Zeitabschnittes zu sicher, dreist, grundlos, ja lügenhaft zu Werke ging, hat außer Meier in seinen flandrischen Annalen und Andern, auch der Abt Vertot in seiner dissertation sur l'origine du royaume d'Yvetot (in der heutigen Normandie) schon längst nachgewiesen [4]). Gaguin nämlich thut sich viel darauf zu Gute, entdeckt zu haben, daß Chlotar I. die Herrschaft Yvetot zu Gunsten ihrer Besitzer im J. 536 zu einem Königreiche erhoben hätte, während aus den vorhandenen, zugänglichen Quellen sich doch blos darthun läßt, dieselbe habe erst gegen Ende des 14. Jahrh., wiewol ohne bekannt gewordene Gründe dazu, eine ähnliche Begünstigung erhalten.

Sein eben in Frankreich viel besprochenes und verschieden beurtheiltes Geschichtwerk ist das Compendium super Francorum gestis a Pharamundo usque ad Carolum VIII., das zu Paris 1497 in 4. und gleichzeitig zu Lyon in Fol. erschien. Fortgesetzt bis 1499, verbessert und vermehrt kam es zu Paris 1500 und 1504 in Fol., 1507, 1511 und 1514 ebendas. in Octav heraus. Unter dem Titel: Annales rerum Gallicarum, sive compendium de origine et regibus Francorum usque ad annum 1499, cum Supplemento *Hub. Vellejî* usque ad annum 1520 erschien diese Chronik zu Paris 1521 in 4., 1522 u. 1528 in 8., zu Lyon 1524 und abermals zu Paris 1554 in Fol., bis auf König Heinrich II. von Frankreich fortgeführt zu Frankfurt 1577 in Fol. und in demselben Formate 1582 zu Paris; ferner cum appendice *Jacobi Bourgesii* (des oben erwähnten Bourgeois) zu Douai 1586 in 8. Für den König Karl VIII. übersetzte er dieses Werk, welches damals mit der Regierung Karl's VII. schloß, ins Französische und es wurde erst 1525 mit dem Titel la Mer des Chroniques et Miroir Historial de France par *R. Gaguin*, avec les faits avenus depuis la destruction de Troyes, en France, Angleterre, Irlande, Espagne, Gascogne, Flandres etc., avec les Généalogies de France et Annales des Gaules mit Holzschnitten versehen, zu Paris in Folio veröffentlicht. Nach Beauvais wurden 1527 und 1583 neue Abdrücke davon besorgt; neu redigirt, bearbeitet und fortgesetzt von Peter Desroy gab es dieser unter dem Titel: Les chroniques de France par *R. Gaguin*, traduites en français et continuées jusqu'en 1514, Paris 1536 in Fol. und 1538 in 4. heraus. Für denselben König übersetzte Gaguin noch die Commentarien des Aul. Hirtius und des Jul. Cäsar, von letzterem doch nur die acht Bücher de bello gallico, ins Französische, die übrigen Bücher J. Cäsar's de bello civili bearbeitete Stephan von Laigues und die ganze Übersetzung erschien 1539 zu Paris, 2 Bände in Octav. Später besorgte A. Dumoulin neue Ausgaben davon zu Lyon 1545 u. 1555, 2 Bände in 16. Für Karl VIII. übersetzte Gaguin auch die gesta Caroli magni ins Französische, welches Werk nebst seinem glossarium latinum für König Ludwig XI. vermuthlich in Handschrift geblieben, wie es mit seiner Chronik des Mathurinenordens der Fall ist. Im Übrigen sind von Gaguin mehre andere theils ascetische Schriften, theils Abhandlungen, verschiedenen anderen Inhaltes sowol in Versen als in Prosa noch vorhanden. Seine Orationes et epigrammata erschienen 1497 (?1498) u. 1502 in 4. zu Paris. Der Pater de Launoy, Oberer des Mathurinenordens, besorgte eine neue vollständigere Ausgabe dieser mit Gaguin's Briefen vermehrten Sammlung zu Paris 1521 in 4. Seine Schrift de Conceptione Virginis Deiparae, gegen Vincenz von Chateauneuf gerichtet, erschien zu Paris 1498 in 4. Das Gedicht la Royne du bon repos, ou le passetemps d'oysueté schrieb er in England 1489. Seine Schrift de arte metrificandi libri tres kam 1505 heraus; de misera Hominis conditione liber primus, de variis conditionis humanae incommodis elegia, de variis in ecclesia ordinibus und der dialogus in desides et ignavos erschienen zu verschiedenen Zeiten. Die Passio S. Richardi martyris, welche zuerst in Paris erschien, wurde nachmals von den Bollandisten in ihr bekanntes Werk aufgenommen. Johann Pico's von Mirandola Buch Utile consilium contra labores et tribulationes übersetzte er ins Französische und diese Übersetzung erschien mit dem Titel Conseils prouffitables contre les ennuis et tribulations du monde zu Paris 1518. Auch schreibt man ihm eine Ausgabe des Lucan zu [5]). (*B. Röse.*)

GAHNIA. So nannte Forster (Char. n. 26) nach dem Schüler Linné's, Heinrich Gahn, welcher eine Dissertation über die Gräser schrieb, eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der sechsten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Cladieen der natürlichen Familie der Cypereen. Char. Die einblumigen Ährchen bilden eine Rispe; der Kelch wird durch zahlreiche, dachziegelförmig über einander liegende Schüppchen gebildet; die Corolle ist zweispelzig mit ungleichen Spelzen; die Staubfäden sind lang, stehenbleibend; der Griffel theilt sich oberhalb in drei gespaltene Narben; der Kern des knochenharten Nüßchens hat eine Querfurche. Es sind sechs Arten bekannt: G. procera *Forst.* auf Neuseeland, G. schoenoides *Forst.* auf den Gesellschaftsinseln, G. Psittacorum *Labillardière* (Pl. Nov. Holl. t. 115) auf Neuholland und Vandiemensland, G. erythrocarpa *R. Brown* ebenda. G. leucocarpa *R. Brown* ebenda und G. melanocarpa *R. Brown* ebenda. (*A. Sprengel.*)

GAHRLIEP von der Mühlen (Gustav Kasimir), geb. zu Gripsholm bei Stockholm am 24. Dec. 1630, studirte in Frankfurt an der Oder, und zwar nach dem Willen seines Vaters Jurisprudenz. Nach dessen Tode jedoch widmete er sich der Medicin und wurde 1662 in Leyden Doctor. Eine außerordentliche Professur der Medicin, aber ohne Gehalt, die er im J. 1665 in Frankfurt

4) Vergl. Mémoires de l'académie des inscriptions et belles lettres IV, 728 sq.

5) Benutzt wurden: Histoire des plus illustres et scavans hommes de leurs siècles etc. par *A. Thevet*. Tom. VII, 171—174; *Sweert*, Athenae belgicae p. 658 sq.; *A. Miraei* Elogia belgica p. 176 sq.; *Sarti*, Bibliothèque française p. 163. 197. 310 und 378; *Fontette*, Bibliothèque historique de la France II, 46 sq. und *Beauvais*, Dictionnaire historique I, 1171, mit *Poppens*, Bibliotheca belgica II, 1075 sq.

erhielt, gab er bereits im J. 1668 wiederum auf, und wurde Militairarzt in Kolberg. Im J. 1680 siedelte er nach Berlin über, wo er sich der Gunst des Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu erfreuen hatte. Er war bei Gründung des medicinischen Instituts thätig, welche im J. 1685 erfolgte. Im hohen Alter starb er 1717 zu Altenlandsberg bei Berlin. Außer einer Menge von Beobachtungen, die in den Acta Naturae Curiosorum von 1689 bis 1713 niedergelegt sind, hat sich Gahrliep durch eine Sammlung geistlicher Lieder bekannt gemacht, die er jedoch anonym herausgab: Einfältiger Entwurf christlicher zur Übung der Gottseligkeit gewidmeten Gedanken. (Berlin 1710.)

(*F. W. Theile.*)

GAIL, mit seinem Vornamen Jean Baptiste Gail, einer der angesehensten Helleniſten des neuern Frankreichs, während des letzten Decenniums des 18. und der ersten Decennien des 19. Jahrh., war geboren zu Paris den 4. Juli des Jahres 1755 und stammte aus einer ursprünglich der Picardie zugehörigen, nicht bemittelten Familie. Seinen Unterricht erhielt er auf dem Collegium Harcourt zu Paris; nach Beendigung desselben sehen wir ihn an derselben Anstalt als Repetiteur und selbst die damals übliche Tracht der Lehrer dieser Anstalt tragend, was zu irriger Ansicht Veranlassung gegeben, als sei Gail ein Abbé gewesen, da er doch nie in den geistlichen Stand eingetreten und keine der priesterlichen Weihen erhalten hatte. Was ihn hauptsächlich beschäftigte, war das unter den Gelehrten Frankreichs zu jener Zeit sehr zurückgesetzte, ja, namentlich bei dem höheren Unterricht der Jugend, vielfach vernachlässigte Studium der griechischen Sprache. Nicht blos selbst zu einer gründlichen und umfassenden Kenntniß derselben zu gelangen, sondern auch auf eine zweckmäßigere und erfolgreichere Weise darin die Jugend zu unterrichten, und so dem gesunkenen Studium der griechischen Sprache und Literatur wieder aufzuhelfen, und dasselbe möglichst zu fördern, ward fortan die Aufgabe und der Beruf seines Lebens, und er ist diesem Berufe auch treu geblieben bis an sein Lebensende, in unermüdeter Thätigkeit und unverdrossener Ausdauer, selbst mitten unter den Stürmen der Revolutionsperiode, wo alles wissenschaftliche Leben untergegangen und aller Unterricht in den classischen Sprachen des Alterthums erloschen zu sein scheint, unbeirrt um die Strebungen der Außenwelt blos den Weg verfolgend, den er sich als Aufgabe des Lebens erwählt hatte, und von dem er auch, aller äußern Hemmnisse ungeachtet, nicht gewichen ist. So knüpft sich an seinen Namen überhaupt die Erhaltung der Kenntniß und des Unterrichts in der griechischen Sprache für Frankreich in den bemerkten drangvollen Zeiten der Revolution am Schlusse des 18. und in den ersten Jahren des 19. Jahrh., bis mit der Wiederherstellung der Ordnung und namentlich seit Herstellung des Friedens und der Wiedereinsetzung der älteren Dynastie, die aus der Schule Gail's großentheils hervorgegangenen Gelehrten Frankreich auch auf diesem Gebiete wieder auf eine höhere Stufe führten, wie es dieselbe auch schon früher eingenommen hatte. Dies ist der Standpunkt, welchen wir bei Betrachtung der Wirksamkeit Gail's in seiner ganzen Stellung als Lehrer ebenso wol wie als Gelehrter, in seiner gesammten literarischen Thätigkeit festzuhalten haben, um, ohne deshalb die mannichfachen Schwächen des Mannes, die insbesondre auch in seinen gelehrten Arbeiten hervortreten, oder überhaupt auf seine literarische Thätigkeit einen Einfluß ausüben, zu verkennen, doch auf der andern Seite auch nicht ungerecht gegen einen Mann zu erscheinen, dessen Verdienste um Erhaltung und Förderung der Studien griechischer Sprache und Literatur in Frankreich von der Art sind, daß sie jedenfalls volle Anerkennung verdienen.

Was ihm bei seinem Unterricht im Griechischen schon in der ersten Zeit auffiel, war der gänzliche Mangel an passenden und zweckmäßig eingerichteten Büchern für den Schulunterricht, und daher finden wir bereits im J. 1780 seine Aufmerksamkeit diesem für die Förderung eines guten Unterrichts so wesentlichen Gegenstande zugewendet: die erste literarische Arbeit Gail's, eine französische Übersetzung der Dialoge des Lucian, mit Anmerkungen, welche in diesem selben Jahr erschien, hatte keinen andern Zweck, und war eben aus dem Wunsche hervorgegangen, den Unterricht und das Studium der griechischen Sprache zu fördern. Wie daran bald eine Reihe von andern Arbeiten grammatischer Art, Ausgaben und Bearbeitungen der Hauptautoren, welche bei dem Unterricht gebraucht wurden, sich knüpften, und wie daraus weiter noch größere Unternehmungen hervorgingen, wird aus der Übersicht der zahlreichen Schriften, die wir weiter unten geben werden, zur Genüge sich erweisen. Es lenkten aber eben diese Versuche, die mit der erwähnten Übersetzung einiger Dialoge des Lucian begonnen hatten, und bald durch andere zum Bedarf der Schule gemachte Ausgaben von Auszügen aus Lucian, Xenophon, Plato, Plutarch u. s. w., die selbst auf Befehl der Regierung zum Druck befördert wurden, gefolgt waren, bald die Aufmerksamkeit auf den Mann, der mit so großem Eifer der griechischen Sprachstudien und ihrer Förderung sich angenommen hatte, und so kann es kaum Befremden erregen, daß der Graf von Saint Priest, Minister des königlichen Hauses, ihn unter dem 5. April 1791 an das Collége de France berief, um in der Lehrkanzel der griechischen Literatur den zur Administration des Departement von Paris berufenen Vauvilliers zu ersetzen, so lange als dieser außer Stand sei, seine Vorlesungen zu halten. Als jedoch schon im nächsten Jahr die politischen Verhältnisse Vauvilliers genöthigt hatten, seine Entlassung zu nehmen und sein Heil in der Flucht zu suchen, worauf seine Stelle an dem Collége de France für erledigt erklärt wurde, so ward Gail zu seinem Nachfolger erwählt. Gail betrachtete, und mit allem Grunde, die Entlassung seines Vorgängers als eine keineswegs freiwillige, und war keineswegs gesonnen, diesen durch Annahme der Wahl um seine Stelle zu bringen: er erklärte sich daher zur Annahme der ihm angetragenen Stelle nur in soweit bereit, als er dieselbe seinem Vorgänger, sowie dieser wieder einzutreten wünsche, wieder überlassen werde. Diese Erklärung, die dem Charakter des Mannes alle Ehre, zumal in einer Zeit und in einer Lage, wie die damalige war, macht, ward von

ihm feierlich vor dem versammelten Collegium der Professoren gegeben, in das Protokoll aufgenommen, und von allen Anwesenden — wir finden darunter die Namen eines Dupuis, Lalande, Cousin, Levesque, Portal u. A. — unterzeichnet. Die bald darauf eintretenden Umstände brachten freilich keine Änderung hervor, da Vauvilliers nicht mehr zurückkehrte, und Gail in seiner Stellung verblieb: aber Gail hat auch in spätern Jahren noch mit einem gewissen Selbstgefühl auf diesen allerdings ihn ehrenden Zug zurückgeblickt, und, um manche der von seinen Gegnern wider ihn erhobenen Anschuldigungen niederzuschlagen, auch diesen Act durch eine seine Erklärung mit den Unterschriften sämmtlicher Anwesenden enthaltende Lithographie veröffentlicht. Mit unverdrossenem Eifer setzte inzwischen Gail selbst während der Schreckenszeit seinen Unterricht im Griechischen fort, und diese Liebe für seinen Beruf und seine Studien führte ihn selbst dahin, mit La Harpe, der ins Gefängniß geworfen war, in eine Correspondenz sich einzulassen, und dadurch sein eigenes Leben zu gefährden, als Chaumette, der dies erfahren hatte, gegen ihn die öffentliche Klage erhob, das souveraine Volk insultirt zu haben, eine Klage, die damals allerdings wol auf das Schafot den führen konnte, gegen den sie erhoben war. Nur die Verwendung einiger Freunde, welche die Unschuld des Mannes und sein ganzes, blos dem Unterricht und der Belehrung der Jugend gewidmetes Leben hervorhoben, rettete Gail, indem darauf hin Chaumette seine Anklage zurücknahm. Gail setzte in jener Zeit, in der fast alle Anstalten höherer wissenschaftlichen Bildung zu Paris nach und nach erloschen oder gewaltsam unterdrückt worden waren, an dem Collége de France, der einzigen noch bestehenden Anstalt der Art, seinen Unterricht ununterbrochen fort, er eröffnete überdies einen besondern Elementarcursus der griechischen Sprache, und zwar umsonst, und hat auch später noch — im Ganzen während eines Zeitraums von 22 Jahren — diesen Cours fortgesetzt, während er außerdem auch drei Jahre lang einen ähnlichen Cursus in dem Collége Louis le Grand, ebenfalls umsonst hielt. Ja, in einem von ihm erkauften, an das Collége de France anstoßenden, jetzt in Folge der später eingetretenen Vergrößerung dieses Collége verschwundenen Hause, das er zugleich als Niederlage der von ihm herausgegebenen Bücher benutzte, öffnete er armen Schülern, gleichfalls umsonst, eine Wohnstätte: wie er denn überhaupt Alles für seine Schüler that, nur für diese lebte, und denen, die außer Stande waren, seine von ihm bei dem Unterrichte benutzten Bücher zu bezahlen, diese Bücher umsonst überließ. So strömte allerdings eine zahlreiche Jugend vor ihm zusammen und ward durch seinen mehr elementarischen als gelehrten Unterricht in das Studium der griechischen Sprache und Literatur eingeführt [1]). So allerdings gelang es ihm in einer Zeit, die an Alles eher als an griechische Sprache und Literatur dachte, in Paris den Betrieb griechischer Sprachstudien zu erhalten und insbesondre den grammatischen und elementarischen Unterricht durch seine Bemühungen, wie durch die Einführung einer besseren Methode, möglichst zu fördern. Wenn freilich später, etwa seit 1810, Gail darin von seinen eigenen Schülern überflügelt ward, welche für die Erlernung des Griechischen eine noch mehr vereinfachte und zweckmäßigere Methode einführten, sodaß selbst die Universität keins der von Gail für die Zwecke des elementarischen Unterrichts verfaßten Bücher an den öffentlichen Anstalten einführte, sondern hier den Werken seiner Schüler den Vorzug gab, so wird dies keinen Schatten auf die übrigen und auch anerkannten Verdienste Gail's werfen, so schmerzlich ihn dies auch berührte und zu wiederholten Klagen veranlaßte. Übrigens waren seine Verdienste nicht ohne mannichfache Anerkennung von Außen geblieben; schon im J. 1802, als er seinem alten Freunde Vauvilliers, der sich nach Petersburg zurückgezogen hatte, eine seiner neuen Publicationen schicken wollte und darüber die Nachricht von dem Tode desselben erhielt, änderte er seinen Entschluß dahin, dem Kaiser Alexander, welcher sich seines Freundes sehr angenommen hatte, die Sendung zu übermachen, was ihm ein ehrenvolles Schreiben des Kaisers, das von dem Geschenk eines mit Diamanten besetzten, kostbaren Ringes begleitet war, zuzog, später, im J. 1809, verlieh ihm derselbe Kaiser den Orden des heiligen Wladimir dritter Classe, eine in jenen Zeiten noch nicht so gewöhnlich gewordene, und darum auch höher angeschlagene Auszeichnung. In demselben Jahre ward Gail in das Institut als Mitglied der dritten Classe aufgenommen, und verblieb bei der später, im J. 1816 vorgenommenen neuen Organisation als Mitglied der Académie des inscriptions et des belles lettres, nachdem er im J. 1814 von Ludwig XVIII. mit dem Orden der Ehrenlegion bedacht worden war. Und als um dieselbe Zeit durch den Tod von La Porte-Dutheil, die Stelle eines Conservateur des manuscripts grecs et latins an der großen königlichen Bibliothek erledigt ward, so ernannte der König, mit Übergehung der drei von den übrigen Conservatoren vorgeschlagenen Candidaten, im Nov. des J. 1814 Gail zu dieser Stelle, zu der er in den Augen des Publicums minder würdig schien, als die drei andern, vom Könige übergangenen Gelehrten. Es ward diese Ernennung dem Einflusse des Herzogs von Blacas zugeschrieben, in welchem Gail einen eifrigen Protector am Hofe gefunden hatte; ebenso hatte er an der

1) Am schönsten hat dies Avenel (Revue encyclop. T. XLII. p. 265) hervorgehoben, wie in den Stürmen der Revolution die meisten Anstalten höherer Bildung untergegangen, und wie auch, als der Sturm sich zu legen begann, man doch nur sehr wenig mit der Sprache Homer's sich beschäftigte. M. Gail, fährt dann Avenel fort, devint le ministre fervent de ce culte abandonné. Après avoir rempli les devoirs de sa place, il prénait sur ses loisirs et ses savantes études un temps qu'il consacrait à faire des cours gratuits de grec élémentaire. Là nous avons vu nous mêmes accourir une jeunesse studieuse, au milieu de la quelle M. Gail semblait plutôt un père qu'un professeur; cherchant les dispositions, encourageant le zèle, il aimait à aider de ses conseils particuliers et même du don de ses livres élémentaires, des élèves sans fortune qui lui semblaient dignes de ces encouragemens. Ce rare devoûment à la science et à la jeunesse a duré plus de vingt ans; il a mérité à M. Gail beaucoup de reconnaissance et cette gloire des bonnes actions qui n'est ni la plus vulgaire ni la moins douce.

Gräfin Du Cayla, deren Sohn er ſelbſt unterrichtete, eine mächtige und einflußreiche Fürſprecherin am Hofe des Königs gefunden; bei den Miniſtern des Königs war er wohl aufgenommen und ſeine literariſche Thätigkeit von ihnen durch namhafte Subſcriptionen zu ſeinen Werken oder durch Übernahme des Drucks derſelben auf der königlichen Druckerei gefördert und unterſtützt. Aber dieſe Ernennungen und Förderungen trugen auch dazu bei, die Zahl der Gegner und Neider Gail's zu vermehren, und eine Reihe von ſchonungsloſen Angriffen hervorzurufen, zu welchen die anerkannten Schwächen des ſonſt ſo verdienten Mannes vielfache Gelegenheit gaben, zumal als dadurch die Empfindlichkeit und Reizbarkeit des Mannes noch vermehrt ward, welcher als gelehrter Helleniſt auf einen Ruhm und eine Stellung Anſpruch machte, die ihm nach dem Urtheil der Kundigen, die ſeine wahren Verdienſte um Erhaltung und Förderung des griechiſchen Sprachunterrichts während einer drangvollen Zeit übrigens nicht verkannten, doch keineswegs zukam. Wenn Gail, wie wir bereits bemerkt haben, es bitter empfand, daß keins ſeiner Elementarbücher von der Univerſität unter die zum Gebrauch an den höheren Bildungsanſtalten eingeführten Bücher aufgenommen ward, ſo ſchmerzte ihn die im J. 1810 erlittene Zurückſetzung — denn dafür ſah es Gail an — noch weit mehr. Er hatte durch ſeine verſchiedenen Leiſtungen, namentlich durch ſeinen Theokrit, durch ſeinen Thucydides, oder durch die von ihm zuerſt ins Franzöſiſche überſetzte Schrift des Xenophon von der Jagd einen der Preiſe erwartet, welche für die beſte Überſetzung eines Werkes der alten claſſiſchen Literatur ausgeſetzt waren, fand ſich aber in ſeiner Erwartung getäuſcht, indem die zu dieſem Zwecke niedergeſetzte Jury ſeinem Mitbewerber, dem bekannten, um die geiſtige Bildung ſeines Vaterlandes ſo verdienten Griechen Coraes, der zu Paris lebte, den Vorzug vor ihm gab. Gail, aufs Empfindlichſte durch dieſe Entſcheidung verletzt, ſuchte ſich dafür zu rächen, indem er in einer eigens zu dieſem Zweck abgefaßten und verbreiteten Schrift [2]), die noch mit einer zweiten vermehrt ward, ſeiner gereizten Empfindlichkeit und ſeiner verletzten Selbſtliebe vollen Lauf ließ; er unterzog die von der Jury des Preiſes für würdig erkannte Schrift einer ſtrengen Prüfung, und ſuchte hauptſächlich zu zeigen, wie wenig die unbedeutende Schrift eines fremden Gelehrten, der ſich auf die Überſetzung eines kaum ſieben Folioſeiten zählenden Stückes beſchränkt, die Vergleichung aushalten könne mit den umfaſſenden Leiſtungen, die er auf demſelben Gebiete aufzuweiſen habe, wie unbillig und ungerecht daher das von der Jury zu ſeinem Nachtheil ausgeſprochene Urtheil anzuſehen ſei. Die gelehrte Welt Frankreichs mißbilligte das Erſcheinen dieſer Schrift, die nur zu ſehr die Zeichen der perſönlichen Gereiztheit und der verletzten Eigenliebe, wie ſelbſt der Übereilung und Leidenſchaftlichkeit an ſich trug; ja Gail ſelbſt, wie ſein akademiſcher Lobredner wenigſtens verſicherte [3]), bereuete ſpäter die Herausgabe einer Schrift, die ihn zwar, wie er ſelbſt darin angibt, 20 Tage und 15 Nächte einer mühevollen und angeſtrengten Arbeit gekoſtet, die aber durch ihre Bitterkeit, durch ihre heftigen, und doch manchmal faſt an das Komiſche anſtreifenden Ausfälle nicht dazu beigetragen hatte, das Anſehen eines Mannes zu ſtützen, der in ſeiner Stellung auf ſolche Weiſe ſeine literariſche Ehre zu wahren und die Angriffe der Kritik abzuwenden bemüht war, die darum nur um ſo mehr ihre Pfeile gegen ihn richtete. Die Aufnahme in das Inſtitut, von der wir oben geſprochen, gab dazu neue Gelegenheit; wir finden unter ſeinen Gegnern insbeſondere den bekannten Paul Louis Courier, der in einem an die Mitglieder der Académie des inscriptions et belles lettres gerichteten Schreiben vom 20. März 1819 auch auf Gail zu reden kommt, und über ihn die ganze Lauge ſeines bittern Spottes und Hohnes ausſchüttet. Denn er ſtellt ihn als einen der griechiſchen Sprache gänzlich unkundigen Mann dar, der nur auf dem Wege der Intrigue und nicht durch eigenes Verdienſt zu den hohen Stellen und zu dem Rang ſich emporgeſchwungen, den er in der gelehrten Welt Frankreichs einnehme. Wir wollen in der Note [4]), als Probe dieſer virulenten Polemik eine Stelle aus dem erwähnten Sendſchreiben des P. L. Courier mittheilen und erinnern noch an einen andern Brief deſſelben Courier an Clavier, worin er über die Aufnahme Gail's in das Inſtitut, ſich unter Andern in folgender Weiſe ausläßt: Vous avez sans doute su que Gail a été reçu de l'Institut avant moi: *c'est une excellente acquisition; il est le seul qui nous fasse rire.* Darauf erwähnt Courier des von Gail vorgetragenen Memoire's, in welchem er zu zeigen geſucht, daß in dem Sympoſium des Xenophon die Ironie herrſche, was noch Niemand zu beſtreiten eingefallen, und wie er weiter zu erweiſen geſucht, daß Xan-

2) Reclamation contre la décision du Jury et Observations sur l'opinion en vertu de la quelle le Jury institué par S. M. l'empereur et roi propose de decerner un prix à M. Coray à l'exclusion de la chasse de Xénophon, du Thucydide grec-latin-français et des observations litéraires sur Théocrite et Virgile (Paris 1810. 4.), und: *J. B. Gail*, membre de l'Institut etc. en reponse à dix chefs d'accusation. (Paris 1810. 4.)

3) ſ. die Notice in der Acad. d. Inscript. et bell. lettr. T. IX. p. 231. 4) Nach dem brüſſeler Abdruck der in Frankreich verbotenen Collection complète des Pamphlets politiques et opuscules litéraires de *Paul Louis Courier* (1826.) p. 102 sq.: „Gail, modèle de conduite, litérateur parfait! Gail ne sait aucune science, n'entend aucune langue:

Mais s'il est par la brigue un rang à disputer
Sur le plus savant homme on le voit remporter.

L'emploi de garde de manuscripts, d'habiles gens le demandaient; on le donne à Gail qui ne lit pas même la lettre moulée. Une chaire de grec vient à vaquer, la seule qu'il y eût alors en France, on y nomme Gail, dont l'ignorance en Grec est devenue proverbe [Tu t'y entends comme Gail au grec, proverbe d'écolier wird in der Note beigefügt]. Un fauteuil à l'Académie des Inscriptions et Belles Lettres, on y place Gail qui se trouve ainsi, sans se douter seulement du grec, avoir remporté tous les prix de l'érudition grecque, réunir à lui seul toutes les récompenses avant lui partagées aux plus excellents hommes en ce genre“ u. ſ. w. Am Schluſſe heißt es: „Gail ne sait rien et même est connu de tout le monde pour ne rien savoir d'autant plus admirable dans les succès qu'il a obtenus comme savant.“

tippe eine treffliche, milde Frau voll von Aufmerksamkeit gegen ihren Gatten gewesen, und wie alle über ihre Aufführung verbreiteten Gerüchte nichts als Verleumdungen gewesen; dann aber schließt Courier mit den bittern Worten: C'est bien généreux de sa part que de faire l'apologie des méchantes femmes (offenbar eine verdeckte Anspielung auf das Verhältniß Gail's zu seiner eigenen Frau, wovon unten). Ses sottises ont tellement déconcerté tous ses partisans qu'il se trouve maintenant que personne ne lui a donné sa voix. Und allerdings erfreute sich auch Gail keines besondern Ansehens in dieser gelehrten Corporation, sodaß selbst von dem, was er in den Sitzungen derselben vorlas, nur Weniges in die gedruckten Sammlungen aufgenommen erscheint: ein Grund mit, der ihn zur Anlage des Philologue (s. unten) bewog, in welchem wir alle diese bis zu seinem Tode fortgesetzten Untersuchungen und Forschungen über einzelne Punkte des Alterthums in bunter Mischung und ohne alle Ordnung wie ohne irgend einen bestimmten Plan jetzt zusammen gestellt finden, da Gail sich der zum Druck und zur Herausgabe nöthigen Unterstützung von Seiten der Regierung immerhin erfreute. Freilich fanden seine Ansichten sowol innerhalb jener gelehrten Gesellschaft, wie außerhalb derselben nicht immer den von ihm erwarteten Anklang, sondern stießen vielmehr öfters auf Widerspruch, was bei der Eile, mit welcher Gail zu arbeiten pflegte, sodaß er zu manchen Übereilungen hingerissen ward, nicht befremden kann. Dazu kommt der Mangel an Schärfe der Kritik und tieferer Begründung, und dabei das Streben, ja die Hast, stets Etwas Neues aufzubringen und mit irgend einer neuen Entdeckung im Gebiete der alten Geschichte und Geographie, oder einer neuen Erklärung einer Stelle, oder einer neuen sprachlichen oder grammatischen Erörterung aufzutreten, die oft der sichern Grundlage ermangelte; an manche Wiederholungen, an Weitschweifigkeit in der Darstellung mußte man sich ohnehin gewöhnen. Auch ward Gail bei der großen Reizbarkeit seines Charakters von jedem Widerspruch, der seine Ansichten traf, noch mehr aufgeregt, und gefiel sich selbst darin, als seine Gegner ihm den Spottnamen Poliorcetes beilegten, weil er in einer Abhandlung zu beweisen gesucht hatte [5]), daß die vermeintliche Stadt Olympia in der Wirklichkeit nie existirt habe; ein Punkt, in welchem die später an Ort und Stelle durch Franzosen und Engländer angestellten Forschungen nur zu sehr die Richtigkeit der Ansicht Gail's bestätigt haben [6]).

In Folge dieser wiederholten Kämpfe und Anfechtungen ward Gail mit den zunehmenden Jahren immer mistrauischer; gleich Rousseau war er von dem Gedanken an eine allgemeine Verschwörung, die von Seiten der Gelehrten sich wider ihn gebildet, erfüllt; und diese Synomosie — diesen griechischen Ausdruck pflegte er davon zu gebrauchen — hatte, wie er glaubte, nur den Zweck, ihn und seine Leistungen in den Augen der Zeitgenossen wie der Nachwelt herabzusetzen und zu verdächtigen. Dieser Synomosie gehörten dann aber natürlich Alle diejenigen an, die an der Richtigkeit der Ansichten und Behauptungen Gail's gezweifelt, oder seinen Einfällen ihre Zustimmung versagt und mit der Fackel der Kritik dieselben näher beleuchtet hatten. Diese fielen dann zusammen mit seinen offenen Gegnern und Feinden, die den durch Hofgunst emporgekommenen und hochgestellten Mann mit ihren Schmähungen verfolgten, und alles und jedes Verdienst ihm absprachen, ohne das, was er früher in den Stürmen der Revolution für den griechischen Sprachunterricht und dessen Erhaltung gethan, und was er auch später noch in so manchen einzelnen Aufsätzen für die Aufhellung einzelner schwieriger und dunklen Punkte auf dem Gebiete der altgriechischen Geographie und Geschichte geleistet, in Erwägung zu ziehen [7]). So wurden allerdings die letzten Tage des Mannes vielfach getrübt und sein Leben verbittert; dazu gesellte sich, außer der schon in früheren Jahren eingetretenen Scheidung von seiner Gattin, andres Misgeschick; ein, wie er versichert, undankbarer Schüler, der ihm die Summe von 20,000 Franken schuldete, erhob Einsprache; Gail, der in erster Instanz seinen Proceß gewonnen, verlor denselben wegen einiger mangelnden Formen, in zweiter Instanz; es fällt dies in den Dec. des J. 1827; in der durch diesen Proceß hervorgerufenen Verstimmung verfaßte er eine kleine Schrift, die manche für seine Lebensgeschichte beachtenswerthe Angaben enthält, sonst aber mit anerkennenswerther Mäßigung geschrieben ist: Repos et Délassements de *J. B. Gail*, après cinquante années de travaux, opuscule accompagné de Fac-simile. (Paris chez Delolain, Würtz, Dufart 1827. 92 S.) In demselben Jahre veranlaßte ihn das Lob, das einem seiner Zöglinge zum Nachtheil der Reputation seines Lehrers in dem Journal asiatique gespendet worden war, zum Rücktritt aus der Gesellschaft, welche dieses Journal als ihr Organ herausgab, obwol er selbst mit unter den Gründern der Gesellschaft sich befunden hatte. Aber seine literarische Thätigkeit ward durch diese äußeren Hemmnisse, wie durch stete Angriffe und Befeindungen nicht gelähmt; er arbeitete mit gewohnter Thätigkeit fort, und bewies dies noch in einer im Institut vorgelesenen Abhandlung,

5) Die Abhandlung ist am Schlusse des dritten Bandes des Philologue abgedruckt. 6) Wir verweisen nur auf die Ergebnisse der Expedition en Morée, auf Leake u. A., nachgewiesen bei Forbiger, Handbuch der alten Geographie III. S. 979, und auf die Artikel von Rathgeber und Meier in dieser Encyklopädie 3. Sect. 3. Bd. s. v. *Olympia*.

7) Es mag dies namentlich von den Angriffen Paul Courier's gelten, von denen wir eben eine Probe gegeben haben. Vergl. dagegen die Notice in den Mém. de l'Acad. des inscriptt. T. IX. p. 232, wo Gail's Benehmen in diesen Kämpfen mit mehr Ruhe und Wahrheit dargestellt ist. Hier heißt es unter Anderem von Gail: s'il lui arriva parfois de confondre la critique avec l'inimitié et de prendre pour des envieux ou des detracteurs les littérateurs qui refusaient leur approbation à ses ouvrages, jamais du moins il ne chercha à se venger par de mauvais offices des torts réels ou prétendus qu'il supposoit aux autres. Il n'entroit ni dans son caractère ni dans ses habitudes, d'être aggresseur à l'égard de personne et sous ce rapport du moins, il eût pu dire avec le poète:

Aucun fiel n'a jamais empoisonné ma plume.

welche die Richtigkeit der von Diodor gegebenen Beschreibung des Grabmals des Osymandyas darthun sollte; bei dem Widerspruch, auf den jedoch die Ergebnisse seiner Forschung stießen, glaubte er durch weitere Forschungen und neue Beweise seine Ansicht erhärten zu müssen, als ihn über dieser Arbeit der Tod, nach einer dreiwöchentlichen Krankheit am 5. Febr. des J. 1829 ereilte. Was die persönlichen und häuslichen Verhältnisse des Mannes betrifft, der, wie man auch über den Werth seiner wissenschaftlichen und gelehrten Leistungen urtheilen mag, doch gewiß wesentliche Verdienste als Helleniſt in Frankreich anzusprechen hat, so waren auch diese nicht ungetrübt. Gail hatte im J. 1794 mit Fräulein Garre einen Ehebund geschlossen, der bei der so ganz verschiedenen Individualität der beiden Ehegatten nicht dauernd und bleibend werden konnte, und nach Verlauf einiger Jahre zu einer freiwilligen Trennung beider führte, aber in Gail ein schmerzliches Gefühl zurückließ, über das er sich nie völlig trösten und beruhigen konnte, da wol von seiner Seite am wenigsten Grund zu einer solchen Trennung gegeben war; les arts, sagt Durozoir, que cultivait Madame Gail en véritable virtuose s'effarouchèrent de la vie austère et silencieuse d'un grammairien toujours enseveli dans la poussière des livres; das Nähere s. unter II. Nur ein Sohn war die Frucht dieser Ehe; er folgte mit Ehren der Bahn des Vaters; s. das Nähere unter III. Sonst wird der persönliche Charakter des Mannes durchweg von einer vortheilhaften Seite uns geschildert [8]); er war freundlich und wohlwollend, geneigt zu helfen, wo er konnte, insbesondere aber wohlthätig gegen seine Schüler, denen er jeden Beistand leistete, den er ihnen zu erweisen im Stande war; mit unbegrenztem, ja fast leidenschaftlichem Eifer für das Studium des Griechischen erfüllt, war dieses auch der einzige Gegenstand seines Strebens, der seine ganze Zeit in Anspruch nahm, dem er ausschließlich lebte und seine ganze Kraft ungetheilt widmete: und dies ist es, was uns auch Achtung für einen Mann gewinnen muß, der wol nicht die heftigen Angriffe, ja Verleumdungen verdiente, wie sie z. B. ein Paul Courier gegen ihn erhob. Ein Bildniß Gail's findet sich vor der 1796 von ihm mit Kupfern herausgegebenen Prachtausgabe des Theokrit im ersten Bande. Die Biographie, die Gail selbst von sich zu liefern versprochen hatte, ist nie erschienen, und scheint auch gar nicht zur Ausführung gekommen zu sein; die sein Leben betreffenden Data müssen theils aus seinen einzelnen Schriften, theils aus dem, was Dacier (Notice historique sur la vie et les ouvrages de M. *J. B. Gail* in den Mém. de l'Acad. d. Inscript. T. IX. p. 222 sq.), Avenel (Revue encyclopédique T. XLII. p. 264 sq.), Durozoir (Biographie universelle, Supplément T. LXV. p. 21 sq.), J. Travers (Encyclopéd. des gens du monde T. XII. p. 12 sq.), u. A. darüber berichten, entnommen werden.

Gail war ein außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller; in dieser Hinsicht wird ihm kaum irgend ein andrer Helleniſt des neueren Frankreichs an die Seite gestellt werden können. Er selbst hat seiner Bearbeitung des Xenophon ein Verzeichniß seiner verschiedenen Schriften, das mehre hundert Quartseiten füllt, beigefügt, woraus wir ersehen, daß er damals bereits 28 Bände in Quart, 33 in Octav und 13 in Duodez herausgegeben hatte, ohne die 24 Bände des Philologue und ohne die verschiedenen kleinern Publicationen und Aufsätze, die an verschiedenen Orten von ihm erschienen waren. Wir wollen versuchen die namhafteren und bedeutenderen hier anzugeben, ohne auf eine Vollständigkeit dieser Angaben Anspruch zu machen.

Die erste Schrift, mit der Gail auftrat, ist die schon oben erwähnte Übersetzung der Todtengespräche des Lucian mit grammatischen Bemerkungen, wie sie dem Bedürfniß angehender Schüler im Griechischen entsprechen: Dialogues des morts de Lucien, traduits en français avec des remarques élémentaires (Paris 1780. 12), zum zweiten Male aufgelegt 1784. 12., worauf in ähnlicher Weise, zunächst für den Schulunterricht eingerichtet, folgten: Extraits de Lucien et de Xenophon (Paris 1786. 12.), II Voll. und Divers traités de Lucien, de Xenophon, Platon et Plutarque, accompagnés de sommaires français (Paris 1788. 12. [auf Anordnung der Regierung gedruckt]); Discours grecs choisis de divers orateurs (Paris 1788. 12.), und in demselben Jahr, ebenfalls auf Befehl der Regierung gedruckt: Théocrite, Bion, Moschus, Anacréon, ein bloßer Textesabdruck, ohne Übersetzung und Anmerkungen. Mit besonderer Vorliebe scheint aber von dieser Zeit an Gail diesen selben Dichtern, namentlich dem Theokritus, sich zugewendet zu haben: dies zeigen eine Reihe von Publicationen, welche in diesem Kreise sich halten; zuerst erschien im J. 1792 in einer größern Octavausgabe in Einem Bande und in einer kleinern aus zwei Bänden in Duodez: Idylles et autres poésies de Théocrite, traduites en français avec le texte grec, des notes critiques, la version latine et un discours préliminaire par *J. B. Gail*. (Paris bei Didot.) Darauf folgte schon 1796 eine Prachtausgabe, auf Velinpapier mit Kupfern unter dem Titel: Théocrite grec-latin-français in 2 Voll. 4. bei Didot; die französische Übersetzung erschien auch besonders in demselben Format, und zum dritten Male in demselben Jahr: Idylles de Théocrite et Amours de Héro et Léandre, grec-français-latin. 3 Voll. (Paris bei Eberhard und Dandelot.) (Hero und Leander auch besonders in einem Quartbändchen). Das Werthvollste bei diesen verschiedenen Ausgaben ist wol die französische Übersetzung des Theokrit, die in Frankreich für die beste gilt, die wir von Theokrit besitzen, da sie durch Précision und Klarheit, wie einen gefälligen und selbst eleganten Styl sich auszeichnet, daher auch durch die später erschienene und mehrmals wieder aufgelegte Übersetzung von Geoffroy (Paris 1800. 1823.), der Gail's Arbeit wohl zu benutzen verstand, nicht übertroffen worden ist. Dasselbe gilt auch von der in einem netten Duo-

8) Man lese nur, wie Avenel, sein Schüler und vieljähriger Freund, darüber sich ausspricht, Revue encyclopéd. Tom. XLII. p. 266.

dezbändchen 1795 (an. III.) zu Paris erſchienenen Überſetzung des Bion und Moſchus (Idylles de Bion et Moschus, traduites en français). Es reihen ſich daran noch die im J. 1805. zu Paris in einem Octavbande erſchienenen: Observations littéraires et critiques sur les idylles de Théocrite et les églogues de Virgile, ſowie die ſpäter unternommene Textausgabe: Théocrite texte grec, accompagné de la collation de vingt-quatre manuscripts de la bibliothèque, de variantes des principales éditions critiques et de scholies inédites (Paris 1828.), wozu noch in einem Quartbande ein Atlas hinzukommt, welcher die Facſimile's der Handſchriften, deren Karten und Plane enthält. Die außerhalb Frankreichs im Ganzen wenig beachtete und auch gekannte Ausgabe gibt, auch wenn wir von der Geſtaltung des Textes und der darunter befindlichen Variantenſammlung abſehen, doch einiges Neue, namentlich in den zum Theil früher unedirt gebliebenen Scholien, was Beachtung verdient. Von Anakreon hatte Gail ſchon im J. 1793 eine franzöſiſche, ebenfalls ſehr geachtete, Überſetzung in einem Duodezbändchen zu Paris erſcheinen laſſen; es folgten einige Zeit nachher zwei umfaſſendere Bearbeitungen in einem und demſelben Jahre: Les Odes d'Anacréon, traduites en français avec le texte grec, la version latine, des notes lat. critiques et deux dissertations: grecques mises en musique par *Gossec*, *Méhul*, *Lesueur* et *Cherubini* et un discours sur la musique grecque. Par *J. B. Gail* (Paris bei Didot. an VII. [1799.] in 4.). (Nouvelle Edition ornée d'Estampes et d'Odes grecques mises en musique par *Méhul* et *Cherubini*, (Paris bei Didot. an VIII. [1800.] IV Tomm. in 12.) und: *Anacreontis* Odae et Fragmenta, gr. et lat. edid. *J. B. Gail.* (Paris bei Didot. an VII. [1799.].) Bei der erſtgenannten Ausgabe war auf den muſikaliſchen Vortrag der Anakreontiſchen Oden, die in Concerten und bei andern öffentlichen Gelegenheiten abgeſungen werden ſollten, Bedacht genommen und damit ein Verſuch der Wiedereinführung oder Wiederherſtellung der alten Muſik gemacht worden, der indeſſen von einer neuern Färbung ſchwerlich ganz frei geſprochen werden dürfte, auch, ſoweit wir wiſſen, nicht weiter von den Gelehrten oder Muſikern unſerer Zeit in dieſer Weiſe verfolgt worden iſt. Eine größere Verbreitung der Anakreontiſchen Poeſien, die auf dieſem Wege auch in weitern Kreiſen und unter einem größeren Publicum in Frankreich Anklang fanden, hat Gail allerdings durch dieſe Leiſtungen erreicht, und darin liegt auch hauptſächlich das Verdienſtliche ſeiner Bemühungen, die für die Kritik wie für die Erklärung des Dichters keinen höheren Werth oder Beachtung anzuſprechen haben. Ähnliche Zwecke verfolgte auch Gail bei den zu Paris 1794 in einem Octavbändchen erſchienenen: Odes, inscriptions, épitaphes, épithalames et fragmens, traduits en français, welche auch wieder größtentheils Anakreontiſche Gedichte enthalten, ſowie bei dem im folgenden Jahr erſchienenen Buche: Républiques de Sparte et d'Athènes de Xénophon, traduites en français, in einem Bändchen in 12. und: traités divers de Xénophon, grec-français, savoir l'Economique, l'Apologie de Socrate, le traité d'équitation et le Maître de Cavallerie in I Vol., desgleichen: Mythologie dramatique, traduite du grec de Lucien in III Voll. 12., welche 1798 in einem Quartbande und 1818 in einem Octavbande wieder aufgelegt ward. Bedeutender erſcheint die im nächſten Jahre (1796) beſorgte Ausgabe der drei Fabeldichter der alten und neuen Welt: Les trois fabulistes, *Esope*, texte grec, version Latine et traduction française, *Phèdre*, texte Latin et traduction française et *La Fontaine*, avec des notes. (Paris 1796.) IV Voll., wobei Chamfort die Noten zu Lafontaine beſorgte. (Ein Wiederabdruck iſt in dem Philologue T. XIX. bis XXII. mit drei kleinen und unbedeutenden Zuſätzen enthalten.) Einige Jahre nachher erfolgte, für die Schullecture und den Schulunterricht zunächſt beſtimmt: Introduction au cours grec ou Choix de fables d'Ésope, avec notes grammaticales et version interlinéaire française et latine (Paris 1799.), wieder aufgelegt 1802 und mit einigen Erweiterungen 1812 unter folgendem Titel: Introduction au cours grec ou nouveau choix de fables d'Ésope, divisées en quatre parties, accompagnées de notes grammaticales où souvent l'on compare entre elles les langues grecque, française et latine et suivies I d'un Recueil de mots français derivés du grec et des fables d'Ésope, imitées par Phèdre et Lafontaine; II d'un Index des notes les plus utiles, troisième édition Paris 1812 in 12., quatrième édition 1822 in 12. Die in dieſem Schulbuch eingeſchlagene Methode der Behandlung hatte Gail kurz zuvor mit Erfolg in einem ähnlichen, für den Schulunterricht beſtimmten, Buche eingeſchlagen, welches unter dem Titel: Cours de langue grecque ou Extraits de différents auteurs avec traduction interlinéaire en latin et français in vier Abtheilungen zu Paris 1797—1799 erſchienen iſt; desgleichen auch in der 1801 erſchienenen Anthologie poétique grecque ou Extraits de différents auteurs avec la traduction interlinéaire latine et française et des notes grammaticales. Daß dieſe, bis auf den heutigen Tag noch in Frankreich theilweiſe befolgte Methode ſolcher Interlinearverſionen in Teutſchland auf allen wohlgeordneten Anſtalten bei dem Unterricht in den claſſiſchen Sprachen keinen Eingang gefunden hat, bedarf wol kaum einer beſondern Erwähnung; Gail legte darauf für ſeine franzöſiſchen Schüler größeren Werth: und von dieſem Standpunkt aus werden überhaupt auch ſeine grammatiſchen Schulbücher zu betrachten ſein, die jetzt in Frankreich auch meiſt durch beſſere (z. B. Burnouf) [9]) wieder verdrängt worden ſind, aber bei ihrem erſten Erſcheinen allerdings ein gewiſſes Aufſehen erregten, das in der größern Vereinfachung der von Gail, im Vergleich zu ſeinen Vor-

9) Dieſer ſpricht ſich ſelbſt in der Vorrede ſeines Buches: Méthode pour étudier la langue grecque, mit aller Anerkennung über Gail in dieſer Beziehung aus, und ſagt von ihm: „Mr. Gail, dont les savantes observations ont détruit tant de préjugés et commencé en France la reforme de la langue grecque etc.“ Vergl. auch die Notice sur Gail in den Mém. de l'Acad. des Inscr. T. IX. p. 228.

gängern, eingeschlagenen Methode lag, und auch ihre Einführung in den Schulen jener Zeit veranlaßte. Die erste Ausgabe der griechischen Grammatik fällt in das J. 1799; es folgten mehre Auflagen nach, die neunte im J. 1818 bei Delalain in 8., nachdem im J. 1812 ebendaselbst ein besondrer Zusatz unter dem Titel: Supplément à la grammaire grecque, ou Idiotismes de la langue grecque, suivies d'Observations adressées à Mr. *Hermann*, erschienen war, und ein Auszug aus dieser Grammatik (Abrégé de la grammaire grecque) für Anfänger zunächst bestimmt, ebendaselbst 1813 in 12. zum ersten Male, dann in wiederholten Abdrücken 1814. 1820. 1822 ausgegeben war. In dieselbe Classe von Schriften gehören noch: Idiotismes grecs, supplément à la grammaire grecque (Paris 1812.) und Essais sur les prépositions grecques, considérées surtout géographiquement, ou Nouveau supplément à la grammaire grecque, avec cartes géographiques (Paris 1821.); dann im zweiten Bande der Géographie d'Hérodote und im Philologue T. VIII.

Mitten unter diesen zur Förderung und Erhaltung des griechischen Sprachunterrichts in den Zeiten der Republik unternommenen Arbeiten erscheint eine andere, die mehr in das Gebiet der Archäologie und Kunst eingreift: Promenade savante des Tuileries (Paris 1798.) und in einem erneuerten, vermehrten und berichtigten Abdruck 1821 (im Philologue T. IX.) ebendaselbst unter folgendem Titel: Promenade des Tuileries ou Notice historique et critique des monuments du jardin des Tuileries, dans laquelle sont relevées les erreurs commises dans les précedentes descriptions; suivie d'une Notice sur le Louvre et autres monuments. Nouvelle édition avec estampes et spécimen des écritures de Henri IV. et de S. A. R. Mgr. le duc de Berri. (Paris, bei Ch. Gail neveu, 1821, etwas über 130 Seiten.) Gail gibt in dieser Schrift eine sehr genaue Beschreibung der verschiedenen alten Kunstwerke, namentlich Statuen, Hermen u. dgl., welche in den Tuillerien und im Louvre sich befinden.

Als weitere Fortsetzungen der frühern gelehrten Thätigkeit Gail's erschienen: Les Cynégétiques ou Traité de la chasse de Xénophon, en grec avec des notes et des observations (Paris 1801 in 12., wieder abgedruckt 1819), und Traité de la chasse de Xénophon, traduit en français (Paris 1801. 12.), womit noch die durch einige tadelnde Bemerkungen Clavier's herbeigeführte kleine Schrift zu verbinden ist: Réponse à la critique de sa traduction du Traité de la chasse de Xénophon par *E. Clavier* (Paris 1801. 12.), sowie die später 1809 zu Paris erschienenen Observations sur le Traité de la chasse de Xénophon. Diese Observations, sowie die vorhererwähnte Ausgabe des Textes sammt kritischen Noten findet sich auch im Philologue T. VI. zu Ende. Noch in demselben Jahre (1801) folgte in sieben klein Octavbänden, die 1805 noch ein Mal wieder aufgelegt worden: Homère, grec-latin-français, traduction interlinéaire avec la clef d'Homère. Von größerem Umfange und größerer Bedeutung, nicht blos für die Schule und den Unterricht, sondern mehr für den gelehrten Gebrauch berechnet, waren die Arbeiten über Xenophon und Thucydides, welche die volle Thätigkeit des Mannes während eines längern Zeitraums in Anspruch nahmen. Die auf Kosten des Staates gedruckte und dann zu dem Preise von 180 Francs verkaufte Bearbeitung des Xenophon führt folgenden Titel: Oeuvres complètes de Xénophon, traduits en français et accompagnés du texte grec, de la version latine et de notes critiques par *J. B. Gail* (Paris 1797 [an V] — 1804.), in sechs Quartbänden, wozu noch ein siebenter Band in drei Abtheilungen hinzukommt, von welchen die erste (1808) die Varianten der von Gail verglichenen pariser Handschriften, die zweite (1814) die Notizen über die Manuscripte nebst kritischen und andern Bemerkungen, die dritte (1815) aber einen aus 107 Blättern bestehenden, Karte und Plane enthaltenden, Atlas befaßt. Gail hat den Text des Xenophon nirgends geändert, sein Text ist ein Wiederabdruck des Zeune'schen Textes; von den zum Theil sehr beachtenswerthen Handschriften (insbesondere der als Codex F bezeichnete, über den auch Gail im siebenten Bande des Philologue handelt), deren Varianten der siebente Band bringt, hat Gail durchaus keinen Gebrauch gemacht; er hat dies vielmehr den spätern Herausgebern Xenophon's überlassen, die daraus allerdings besseren Vortheil für die Gestaltung des Textes zu ziehen wußten; überhaupt hat sich Gail darauf auch in seinen Anmerkungen wenig eingelassen; es ist mehr das Verständniß des Textes und die sachliche, namentlich geographisch-historische, Auslegung, die er zu fördern beabsichtigte. Die lateinische Übersetzung ist die von Löwenklau, hier und da berichtigt; auch die französische Übersetzung ist keineswegs durchgängig eine neue; er selbst versichert, bei der Cyropädie, den Memorabilien und der Anabasis die früheren Übersetzungen von Dacier, Levêque, Larcher mit nur wenigen und im Ganzen nicht bedeutenden Änderungen gegeben zu haben. So entspricht die große Ausdehnung nicht dem inneren Gehalte; ein fester Plan scheint ganz zu mangeln; die Ausführung kann daher auch nicht für befriedigend erachtet werden. Ebenso wenig Ausbeute für Kritik (wenn man von der Mittheilung der Varianten absieht), wie für Exegese, bringt im Ganzen die ebenfalls in größerem Umfange unternommene Bearbeitung des Thucydides in zehn Quartbänden, unter dem Titel: Histoire grecque de Thucydide, accompagnée de la version latine, de variantes des 13 Manuscripts de la bibliothèque impériale, d'observations historiques, litéraires et critiques, de spécimen de ces manuscripts, de cartes géographiques et d'estampes par *J. B. Gail.* (Paris 1807.) Die acht ersten Bände enthalten den Text, der, mit wenigen Ausnahmen, aus der Duker'schen abgedruckt ist, sowie die gleichfalls nur an wenig Stellen corrigirte lateinische Übersetzung des Æmilius Portus, nebst den Varianten von 13 zu Paris befindlichen, meist jedoch neueren Handschriften des Thucydides, während die Abweichungen der andern schon vorher bekannt gewordenen Handschriften nicht beigefügt sind. Im neunten Bande befindet sich ein Mémoire sur Thucydide, das in den

beiden erſten Abſchnitten über Thucydides ſich verbreitet, und die ſein Leben, wie das hinterlaſſene Geſchichtswerk betreffenden Punkte beſpricht, im dritten eine Vergleichung zwiſchen Thucydides und Xenophon einleitet, im vierten über die lateiniſche Überſetzung und die Handſchriften Einiges bemerkt und daran weitere Erörterungen über die Leichenrede des Perikles, die Belagerung von Platäa, die Peſt u. dgl. knüpft. Der zehnte Band enthält die Anmerkungen Gail's zum Thucydides, die im Ganzen doch wenig von Belang ſind. Die franzöſiſche Überſetzung erſchien, mit einer Dedication an Alexander, Kaiſer von Rußland, beſonders im J. 1807 in drei Octavbänden, und ward 1822 wieder aufgelegt; Gail gibt auch hier die nur wenig veränderte Überſetzung von Lévesque. Von minderem Belange ſind einige kleinere, mitten in die Zeit dieſer größern Publicationen fallende Schriften, wie die Notes sur Isocrate à Démonique (Paris 1812. 12.), Examen du Philoctète de La Harpe (Paris 1812.), worin dieſes neuere Drama mit dem Sophokleiſchen Stücke dieſes Namens, von dem Gail bald darauf 1813 eine franzöſiſche Überſetzung herausgab, in eine Vergleichung geſtellt ward; Recherches sur Apollon et sur divers points de grammaire (Paris 1814.) und Dissertation contenant des observations 1. sur le duel des Grecs. 2. sur les deux aoristes et les deux futurs etc. (Paris 1814. 12.), für den geſchichtlichen Unterricht auf den gelehrten Schulen beſtimmt, ohne daß jedoch der Verfaſſer ihre Einführung durchſetzen konnte, erſchienen: Tableaux chronologiques des principaux faits de l'histoire ancienne avant l'ère vulgaire, suivi d'un tableau synoptique et d'un excursus où l'on donne, d'après Hérodote, Thucydide et Xénophon la division de l'année et l'explication de diverses locutions chronologiques (Paris 1822.), und: Tableaux chronologiques des principaux faits de l'histoire depuis l'ère vulgaire, suivies d'une revue des lettres inédites de Henri II., Marie Stuart etc. 1820, ebendaſelbſt; beide Werke finden ſich auch in dem Philologue T. XIII und T. VI zu Anfang; die dem zweiten Werke beigefügten, damit eigentlich gar nicht zuſammenhängenden Briefe erſchienen zugleich am Anfange des fünften Bandes des Philologue. unter dem Titel: Lettres inédites de Henri II., Diane de Poitiers, Marie Stuart, François roi, dauphin etc. adressées au connétable Anne de Montmorency ou Correspondance secrète de la cour de Henri II.; avec estampe, et fac-simile de l'écriture des principaux personnages; d'après un manuscrit inédit de la bibliothèque du roi. Dazu noch ein Supplément et Addition im ſechsten Bande des Philologue.

Wenig bedeutend iſt die Ausgabe des Herodotus, welche Gail lieferte: Hérodote, texte grec avec notes historiques et critiques variantes et index (Paris 1821.) 2 Voll.; es knüpft ſich daran noch weiter das folgende, auch in dem Philologue T. XI und XII erſcheinende Werk: Géographie d'Hérodote prise dans les textes de l'auteur et appuyée sur un examen grammatical et critique, avec atlas contenant la géographie des trois grands historiens de l'antiquité et les plans des batailles qu'ils ont décrites et avec trois index (Paris 1823.) 2 Voll., nebſt einem Atlas in 4. Dieſer letztere, unſtreitig das Bedeutendſte, erſchien auch unter einem beſondern Titel, den wir hier mittheilen wollen: Atlas contenant par ordre du temps les cartes relatives à la géographie d'Hérodote, Thucydide, Xénophon; les plans de batailles décrites par ces trois historiens etc. le tout (107 planches) dessiné par des tacticiens et des géographes distingués d'après les recherches de *J. B. Gail* etc. Ouvrage utile à l'intelligence des historiens anciens et faisant suite au Philologue, à la collection des oeuvres d'Hérodote, Thucydide et Xénophon et à la géographie d'Hérodote et autres écrivains Grecs. De l'imprimerie royale. A Paris chez Aug. Delalain, Treuttel et Würtz et Dufart etc. Da die Karten und Plane, welche dieſer Atlas enthält, in Allem 107, von den namhafteſten Künſtlern Frankreichs, unter Zuziehung von ebenſo geſchickten Militairs und Gelehrten, welche die einzelnen Zeichnungen revidirt, Manches auch ſelbſt geliefert haben, ausgeführt worden ſind, ſo verdient dieſer Atlas, der auch in ſeiner äußern Ausführung und Ausſtattung ſehr befriedigend (wie kaum anders zu erwarten) ausgefallen iſt, volle Beachtung, als ein für alte Geographie und Geſchichte, insbeſondere zum Verſtändniß der griechiſchen Hiſtoriker brauchbares Hilfsmittel. Dreißig Karten und Plane, jene von den verſchiedenen Theilen von Hellas, dieſe von den einzelnen Städten und den Schlachten der perſiſchen Kriege, beziehen ſich auf Herodotus; circa ebenſo viele auf Thucydides, 21 auf Xenophon, insbeſondere zur Anabaſis und zur helleniſchen Geſchichte; für den Ödipus Coloneus des Sophokles dient Ein Kärtchen; zwei gehören zu Theokrit, eine, welche den Schlachtplan von Cannä enthält, zu Polybius; neun Darſtellungen, meiſt von ägyptiſchen Denkmalen, beziehen ſich auf Diodor von Sicilien, fünf auf Strabon, zwei (das miſeniſche Vorgebirge und die Halbinſel Calpe) auf Phädrus, ſammt den dazu gehörigen Erläuterungen, die, wie auch zu andern Karten, in einer auf dieſe folgenden Analyſe gegeben ſind.

Noch haben wir, ehe wir zu letzten größeren Sammelwerken Gail's übergehen, zu nennen die im achten Bande der Mém. de l'Acad. d. bell. lett. et inscriptt. p. 131 sq. enthaltene und auch im zehnten Bande des Philologue wieder abgedruckte Description du monument d'Osymandias d'après Diodore de Sicile und die damit zuſammenhängende, in dem 14. Bande des Philologue gleichfalls wieder abgedruckte Schrift: Recherches sur les hiérons de l'Egypte, les temples Grecs et le monument d'Osymandias, décrit par Diodore; avec examen des opinions de divers savants, pour servir de suite à la Description de l'Égypte. (Paris 1823.) Es bedarf wol kaum einer Erinnerung an die weiteren, durch Gail's Abhandlung über den Palaſt des Oſymandias hervorgerufenen Unterſuchungen, die auch gegen manche Behauptung dieſes Gelehrten gerichtet waren; wir nennen hier nur das Memoire von Letronne in den

Mém. de l'Acad. etc. T. IX. p. 321 sq., der die ganze Beschreibung des Palastes des Osymandias, wie sie Diodor gibt, und wie sie dem zufolge von manchem Gelehrten benutzt ward, um in den noch vorhandenen Baudenkmalen des alten Theben auch Reste dieses Palastes zu finden, für ein Phantasiegebilde der ägyptischen Priester erklärt, das in der Wirklichkeit (?) nie vorhanden gewesen; eine Ansicht, in der uns doch der Skepticismus, dem dieser berühmte französische Gelehrte in so Manchem huldigte, über die gebührenden Grenzen hinausgeschritten zu sein scheint, wiewol sie auch neuerdings in Teutschland wieder an Cleß (Pauly, Realencykl. d. class. Alterth. V. S. 1023) einen Vertreter gefunden hat. — Eine Sammelausgabe ohne eigenes Verdienst ist die von Gail für die Lemaire'sche Sammlung besorgte Ausgabe des Phädrus: *Phaedri* fabulae cum notis variorum. (Paris. 1826.) Außerdem hatte Gail auch die Herausgabe folgenden Büchleins besorgt: les Hymnes de Callimaque, grec-français par *La Porte du Theil* avec notes (Paris 1795. 12.), desgleichen eine mehrfach, in Folge der Einführung und des Gebrauchs auf Schulen, wieder aufgelegte Ausgabe des Jardin des racines grecques von Lancelot, welche mit namhaften Vermehrungen ausgestattet war, und auch nach Gail's Tode im J. 1846 wieder aufgelegt worden ist. Andere kleine, von Gail für den Schulbedarf veranstaltete, mit den gewöhnlichen Sommaires und einzelnen Noten versehene Abdrücke von einzelnen Stücken verschiedener alter Autoren, welche auf den Schulen Frankreichs gelesen werden, können füglich übergangen werden, da sie von keinem wissenschaftlichen Werthe sind; es erübrigt nur noch, von der großen, im J. 1814 angelegten und von da an bis zu dem Tode Gail's fortgeführten Sammlung zu reden, welche nicht weniger als 24 Bände, sammt dem schon oben erwähnten Atlas, befaßt, und den Titel führt: *Le Philologue* ou Recherches historiques, militaires, géographiques, grammaticales, lexicologiques et philologiques d'après Hérodote, Thucydide, Xénophon etc. pour servir à l'étude de l'histoire ancienne. (Paris chez Ch. Gail [Imprimerie royale].) Es bildet dieser *Philologue* eine Art von Archiv in fortlaufenden, nach dem Inhalte aber keineswegs zusammenhängenden Bänden, in welchen Gail nicht blos alles das wieder aufnahm und von Neuem abdrucken ließ, was er in einzelnen Zeitschriften, oder in den Memoiren der Akademie geliefert hatte, sondern auch ganze, von ihm besonders herausgegebene Werke wieder unterbrachte, welche, wie es scheint, auf diese Weise durch erneuerten Abdruck eine größere Theilnahme und einen Anklang von Seiten des Publicums finden sollten, den sie früher nicht gefunden hatten; und daran reihen sich viele andere Aufsätze und einzelne Bemerkungen und Erörterungen, sodaß das Ganze freilich in seiner durchaus planlosen und durchaus nicht zusammenhängenden Anlage, wie in seiner Ausführung nur zu sehr, auch wenn wir von dem Inhalte und Werthe der einzelnen Aufsätze und Bemerkungen selbst absehen, den Charakter einer moles rudis indigestaque annimmt, und eine Masse von durch einander geworfenen Erörterungen und Bemerkungen grammatischer wie lexikographischer, geographischer wie historischer, exegetischer wie literarhistorischer Art bildet, welche zunächst auf das griechische Alterthum, mit besonderer Rücksicht auf die von Gail vorzüglich behandelten drei großen Historiker: Herodotus, Thucydides und Xenophon, sich beziehen, dann aber auch wieder manches Fremdartige beigemischt enthalten, das gar nicht in eine solche, dem classischen, insbesondere dem griechischen, Alterthume bestimmte Sammlung gehört, wie z. B. die im sechsten Bande wieder abgedruckten Briefe Heinrich's II. u. s. w., oder die im neunten Bande abgedruckten Bemerkungen über die vier letzten Fabeln von Lafontaine und Anderes der Art, was nur aus dem Streben nach Anhäufung solcher Massen, durch die Gail seinen Namen bei der Nachwelt zu verewigen glaubte, sich erklären läßt. Denn ebendiese Vervielfältigung und Wiederholung seiner literarischen Arbeiten, bei welchen der Mangel einer sorgfältigeren Durcharbeitung des Einzelnen und einer tiefer gehenden und gründlichen Erörterung nur zu sehr bemerklich wird, ist es, was dem Rufe, wie der Wirksamkeit des thätigen, für seine Wissenschaft und ihre Förderung wahrhaft begeisterten und keine Opfer hier scheuenden Mannes so sehr geschadet und den Angriffen zahlreicher Gegner und Neider bloß gestellt hat. Wir theilen daher ganz die Ansicht eines seiner Biographen, welcher in dieser Hinsicht ausruft: „Quelle carrière laborieuse et combien ne doit-on pas regretter qu'en multipliant ainsi ses ouvrages le savant helléniste ait un peu sacrifié à la quantité la qualité qui seule peut sauver de l'oubli" (J. Travers in der Encyclopédie des gens du monde T. XII, 1. p. 13). Was den Inhalt der einzelnen Theile des Philologue betrifft, so haben wir die einzelnen, darin wieder abgedruckten Werke und größeren Aufsätze Gail's bereits angegeben; ein genaues Inhaltsverzeichniß, soweit solches bei der verworrenen Einrichtung des Werkes möglich war, hat Quérard gegeben: La France littéraire T. III. p. 234 sq., wo jedoch Band 23 und 24, der einen Wiederabdruck des Theokrit enthält, fehlt; für die 14 ersten Bände hat Gail selbst gesorgt durch eine Table générale des matières, welche den ganzen 15. Band von 340 Octavseiten füllt.

II. Gail, die Gattin des Vorhergenannten, Edme Sophie, geborene Garre, war die Tochter eines aus Melun stammenden, aber zu Paris ansässigen, angesehenen Chirurgen, wo die spätere Madame Gail im J. 1776 geboren ward. Frühzeitig entwickelte die Tochter ein großes Talent für die Musik; schon als zwölfjähriges Mädchen, dessen Erziehung und Ausbildung die Mutter alle Sorgfalt zugewendet hatte, spielte sie das Piano mit wahrer Virtuosität, und versuchte sich bald nachher in eigenen Compositionen, von denen einige Romanzen, welche im J. 1790 veröffentlicht wurden, den Beifall der Kenner einernteten und die Blicke der kunstliebenden Welt zu Paris immer mehr der begabten jungen Künstlerin zuwendeten. Im J. 1794 verheirathete sie sich mit Jean Baptiste Gail, der damals bereits als Helleniſt eine gewisse Reputation erlangt hatte; aber es erfolgte, wie wir schon oben angegeben, nach Verlauf einiger Jahre eine freiwillige Lösung dieser Ehe, welche beide Gatten zu dem

führte, wozu natürliche Anlage und vorherrschende Neigung beide bestimmt hatte. Gail wendete sich ganz seinen Studien und seiner gelehrten schriftstellerischen Thätigkeit zu; seine Frau wendete sich mehr der Gesellschaft und der großen Welt zu, bei der ihr Talent und ihre große Kunstfertigkeit alle Anerkennung fand, zumal da dieses Talent durch die ersten Musiker jener Zeit, wie Mehul, Paër, Neukomm u. A., immer mehr ausgebildet ward. Von besonderem Einfluß auf die musikalische Entwickelung wird eine Reise, die von dem südlichen Frankreich aus nach Spanien weiter ausgedehnt ward, und ein Aufenthalt in diesem Lande erwähnt; nach der Rückkehr von dieser Reise trat Madame Gail mit einigen Stücken auf der Bühne auf, die ungemeinen Beifall fanden; so im J. 1813 das Stück: Les deux jaloux, Mademoiselle de Launay à la Bastille, im J. 1814: La Sérénade. Das erstgenannte Stück, dem eine größere, aus fünf Acten bestehende, Komödie von Dufresne zu Grunde lag, die hier mit aller Geschicklichkeit durch einen darin wohl bewanderten Mann, Hrn. Vial, auf Einen Act zurückgeführt, oder vielmehr verkürzt waren, ward in seinem musikalischen Theile, welchen Mad. Gail componirt hatte, mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen. „Une musique neuve," so urtheilt ein französischer Kenner darüber, „et non pas étrange, originale et non pas bizarre, gracieuse et non pas affectée assurent à cette jolie comédie un succès aussi durable que celui dont jouissent les plus aimables productions de Grétry.

Weniger Beifall fand das zweite der ebengenannten Stücke: Mademoiselle de Launay à la Bastille, dessen Grundlage aus den Memoiren der Mademoiselle de Launay, bekannter als Madame de Staël, entnommen, in der Ausführung mehr den Charakter eines Drama's, als einer Komödie annahm, da die Intrigue, um welche der Inhalt des Stücks sich dreht, ihren Mittelpunkt in der Bastille hat, deren Gouverneur die Rolle eines Vermittlers zwischen der Gefangenen, die er liebt, und einem Gefangenen, den diese liebt, spielt. Wenn daher auch in Folge der verfehlten Anlage das Stück selbst minder gefiel, so hatte dies doch auf die Musik, die das Werk der Madame Gail war, keinen weitern Einfluß; im Gegentheil mehre Partien, namentlich die von der Gefangenen gesungene Romanze, welche mit dem Refrain ma liberté, ma liberté schließt, fand ungetheilten Beifall und steigerte nur noch mehr den Ruhm der musikalischen Künstlerin, die in derartigen Gesängen, Romanzen, Arien, die sie oftmals auch ganz improvisirte, eine Hauptstärke besaß. Zwei andere Opern, welche auf dem Theater Feydeau zu Paris 1814 gegeben wurden, Angéla oder l'Atelier de Jean Cousin, woran auch Boyeldieu Antheil genommen hatte, und la Méprise, hatten gleiches Schicksal; die Anlage und der Text fanden keinen Anklang, aber die Musik gefiel. Desto mehr Beifall erntete la Sérénade, bearbeitet nach einer Komödie von Regnard, und dem erstgenannten Stücke (Les deux Jaloux) weder an Originalität, noch an Anmuth, Grazie und Leichtigkeit nachstehend. Es war das letzte Stück, das die Künstlerin auf die Bühne brachte; noch Größeres war von ihr zu erwarten, als in Folge einer Brustkrankheit ein schneller Tod am 24. Juli 1819 ihrem Leben ein Ende machte, das sie bis zu einem Alter von 43 Jahren gebracht hatte. Madame Gail war viel gereist; außer der erwähnten Reise nach Spanien, die auf die Entwickelung ihres musikalischen Talentes von so großem Einfluß war, und mehrfachen Reisen innerhalb ihres Vaterlandes, finden wir sie auf einer Reise nach England mit dem Maler Lethiers, dann auf Reisen in Teutschland, und zwar in Begleitung der berühmten Catalani, welche sie außerordentlich lieb gewonnen hatte, bis auch hier die Eifersucht ein Band löste, das die größte Sängerin jener Zeit und eine Virtuosin der Composition vereinigt hatte. Allerwärts, wohin beide kamen, war Madame Gail Gegenstand der ungetheiltesten Aufmerksamkeit; ihr liebenswürdiges, einnehmendes Wesen richtete die Blicke Aller auf sie, während ihre Freundin nicht blos als erste Sängerin, sondern auch als die gefeiertste und liebenswürdigste Dame gelten wollte. Als sie daher einst von einem teutschen Fürsten die Äußerung vernahm: J'aime beaucoup à prêter l'oreille à la cantatrice, mais je préfère causer avec la femme auteur, so war dies genug, um ein Band der Freundschaft zu lösen, das bisher so innig, so fest geknüpft schien; s. das Nähere in der Biographie nouvelle des Contemporains (Paris 1822.) T. VII. p. 408 sq. und den Artikel von De la Garenne in der Biographie universelle Supplément. (Paris 1838.) T. LXV. p. 32 sq.

III. Gail, Jean François, der einzige Sprößling dieser Ehe, ward geboren zu Paris am 28. Oct. 1795 und durch den Vater früh in die Studien der griechischen Sprache und Literatur eingeführt, und so auf eine Bahn geleitet, die er mit allen Ehren betreten hat, da wir ihn als Suppléant seines Vaters am Collége de France und als Professor an verschiedenen höheren Bildungsanstalten finden. Schon im J. 1813 hatte er, zur Erlangung der akademischen Grade, eine Thèse sur Hérodote herausgegeben, während die lateinische, zu gleichem Zwecke von ihm gestellte These die Widerlegung des Systemes des Helvetius zum Gegenstande hatte. Im J. 1819 gewann er den großen, von der Académie des Inscriptions et Belles Lettres ausgesetzten Preis, der zwischen ihm und seinem Mitbewerber Rolle getheilt ward. Die Mutter, schon mit dem Tode ringend, erfuhr auf dem Todesbette, den Tag vor ihrem Hinscheiden, die Nachricht des Sieges zu ihrer, wie des Sohnes Beruhigung. Wenigstens wird dieser Zug von den französischen Biographen ausdrücklich erwähnt. Das Werk selbst, das den Preis davon getragen hatte, erschien bald darauf gedruckt unter dem Titel: Recherches sur la nature du culte de Bacchus en Grèce et sur l'origine de la diversité des titres. (Paris, chez Gail neveu, 1821.) Auch das Werk des Mitbewerbers erschien einige Jahre nachher zu Paris: Recherches sur le culte de Bacchus etc. par *P. N. Rolle.* (Paris 1824.) III Voll. [10]). Weitere

10) Vergl. *Guigniaut*, Religions de l'Antiquité Tom. III. not. 5 sur le livre VII, und *Daunou* im Journal des Savans. 1824. p. 483 sq.

Studien auf dem Gebiete der alten Geographie führten Gail zu der Dissertation sur le périple de Scylax et sur l'époque présumée de sa rédaction, welche zu Paris 1825 besonders erschien, aber auch in den vom Vater herausgegebenen Philologue T. XVII aufgenommen ist. Dieselben Studien führten dann aber zu einem größeren Unternehmen, das eine neue Ausgabe der sämmtlichen kleineren geographischen Schriften, welche auf dem Gebiete der griechischen Literatur erhalten sind, bezweckte, aber nicht ganz vollendet ward: Geographi Graeci minores, Hudsonianae editionis integras adnotationes cum *H. Dodwelli* Dissertationibus edidit suasque et variorum notas adjecit, textum denuo recensuit et varias lectiones subjecit, versionem Latinam recognovit, copiosissimis denique indicibus ac tabulis aeri incisis instruxit *J. F. Gail.* (Paris. 1826—1831.) III Voll. Der erste Theil dieser den Charakter einer Collectivausgabe tragenden Sammlung, deren einzelne Theile in den nächstfolgenden Jahren Gegenstand einer schärferen und mehr kritischen Behandlung von Seiten französischer wie teutscher Gelehrten geworden sind, enthält im ersten Bande den unter des Hanno und den unter des Skylax Namen gehenden Periplus; der zweite Band bringt die angeblich dem Dicäarch zugewiesenen geographischen Reste, die Erdbeschreibung des Scymnus von Chios und den Stadiasmus eines Unbekannten; der dritte vereinigt die verschiedenen Periplen vom Pontus Euxinus, die sich noch erhalten haben. Eine für Frankreich sehr nützliche Arbeit war die von Gail in Verbindung mit Longueville ausgeführte Übersetzung der griechischen Grammatik von Matthiä (Traduction de la Grammaire grecque de *M.*), welche in vier Bänden zu Paris 1831—1839 erschien. Seine letzte Schrift, soweit wir wissen, ist: Fables de Babrius traduites en vers français. (Paris 1846. 12.) (*Baehr.*)

GAILDORF, 1) Oberamt im würtembergischen Jaxtkreise, 6¾ □Meilen 24,000 Einwohner, besteht aus der mediatisirten Grafschaft Limpurg im alten fränkischen Kreise (s. d. Art.) [1]; 2) Hauptstadt des Oberamtes, 27° 26′ 16″ Länge, 49° 0′ 10″ Breite, 1034′ über dem Meere, 1½ M. südlich von Schwäbisch-Hall, 2⅚ M. nördlich von Schwäbisch-Gmünd, 3⅕ M. west-nordwestlich von Ellwangen, 6⅖ M. nordöstlich von Stuttgart. Die Stadt liegt in waldiger Gegend im engen Thale, am linken Ufer des Kocher, hier 1014′ über dem Meere; zu einer Vorstadt am rechten Ufer führt eine Brücke. In Gaildorf sind zwei Schlösser (in deren einem der Graf von Pückler-Limpurg öfters seinen Aufenthalt nimmt), eine Kirche mit Grabmälern der Grafen von Limpurg [2]) und 1700 Einwohner, darunter etwa 30 Katholiken. Die Bewohner treiben Ackerbau und Viehzucht, Baumwollen- und Flachsspinnerei, bereiten Pech, Harz, Alaun und Potasche. Im Wappen führt die Stadt ein Floß, wegen der Flößerei auf dem Kocher. Gaildorf liegt in dem alten Kochergau und hat 1404 von König Rupert Stadtrechte empfangen. Graf Friedrich von Limpurg umzog es dann mit Mauern und baute die Hauptkirche. Die speciellere Geschichte Gaildorfs ist eng mit der Geschichte des gräflichen Hauses Limpurg verflochten, welche zu vergleichen ist. (*Daniel.*)

GAILENBAD im St. Antonienthale in Graubünden, 2½ Stunden vom Bade Fideris, 3200 Fuß über dem Meere. Das schwefel- und salzhaltige Wasser war schon früh bekannt. Im J. 1822 wurde das Bad neu hergestellt, aber 1827 wurde es durch einen Erdriß seiner Quelle beraubt. (*F. W. Theile.*)

GAILL, mit seinem Vornamen Andreas, ein gefeierter Jurist des 16. Jahrh., ward geboren zu Cöln im J. 1525, und erhielt auch dort seine erste Bildung, worauf er nach Löwen auf die Universität, sowie an andere höhere Bildungsanstalten in Frankreich und Italien sich begab, um in dem Studium der Jurisprudenz, das er sich erwählt hatte, eine möglich vollendete Ausbildung zu gewinnen. Mit Auszeichnung erlangte er den Doctorgrad, und als er, nach Hause zurückgekehrt, der Advocatur sich widmete, fand er bald zahlreichen Zuspruch und gelangte bald zu einem gewissen Ansehen und Ruf, welcher auch den Kurfürsten von Trier bestimmte, ihn unter dem 15. April 1558 zum Assessor bei dem Reichskammergericht zu Speyer zu ernennen; 11 Jahre blieb er in dieser Stellung, hochgeachtet und hochgeehrt von Allen; auch verließ er diese Stellung, die er freiwillig niedergelegt hatte, nur, um in die Dienste des Kaisers Maximilian II. als Reichshofrath zu treten, am 11. März 1569; in welcher Stellung er acht Jahre, sowie weitere sieben Jahre bei Kaiser Rudolf II., wie sein Epitaph bezeugt, verweilte, und zu den wichtigsten Verhandlungen und Missionen gebraucht ward; zuletzt finden wir ihn in seiner Heimath wieder als Kanzler des Kurfürsten von Cöln; wo ihn auch am 11. Dec. 1587 im 62. Lebensjahre der Tod ereilte. Aber nicht blos als praktischer Jurist und Staatsmann, dessen Stimme in den unruhigen Zeiten des 16. Jahrh. überall von dem größesten Gewicht war, sondern auch gelehrter Jurist, zunächst als Praktiker, hatte er für seine wie die nächstfolgenden Zeiten großes Ansehen und Einfluß gewonnen; er wird überall mit der höchsten Auszeichnung genannt, und mit den höchsten Lobsprüchen als einer der ersten Rechtsgelehrten des teutschen Reiches bezeichnet, man sehe nur die merkwürdige Zusammenstellung dieser Lobsprüche in der cölner Ausgabe seiner Pract. Observ. von 1697 unter der Aufschrift Elogia von Gualterus Gymnicus veranstaltet, und die Reihe von Lobgedichten verschiedener,

1) Jedoch auf schwäbischem Boden, wie die Alten erinnern.

2) In alten Geographen findet sich folgende Notiz: „Es ist allda in der Stadtkirchen über der Cantzel der Zustand der Christlichen Kirchen gemahlet zu sehen. Ist angethan mit einem schlechten, zerrissenem Kleid: ihr Herz ist offen und entblößt, das Angesicht giebt Strahlen von sich, sie hat Flügel, mit den Füssen tritt sie auf dreierlei, als auf eine Kugel, auf einen Menschenkopf und auf den Teufel. Sie lehnt sich auf ein Creuz. In einer Hand hat sie ein Buch, darinnen stehet: Das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit: in der andern Hand hält sie ein Rauchfaß und dann so weinet sie, daß ihr die Thränen über die Backen ablaufen." Merian gibt als etwas Besonderes an, daß am 19/29. Jan. 1641 ein polnischer Jude hier getauft sei, und nennt neun dabei anwesende Prediger.

meist befreundeter Männer, welche darauf folgen. Von seinen Schriften werden zuerst die Observationes practicae genannt, welche während seines Aufenthaltes zu Speyer entstanden, wo er sich in seinen Mußestunden mit Aufzeichnungen der Art beschäftigte, die er später in zwei Büchern, von welchen das eine von den Gerichten, das andere von den Contracten und Testamenten handelt, in einer bestimmten Ordnung nach den einzelnen Materien, zunächst für den Gebrauch der Praktiker zusammengestellt hat: Practicarum Observationum tam ad processum judiciarium, praesertim imperialis camerae, quam causarum decisiones pertinentium libri duo; es erschienen dieselben, versehen mit einer Dedication an den Kaiser Rudolf II., worin die Veranlassung, sowie der Standpunkt und die Tendenz des Werkes näher von dem Verfasser bezeichnet wird, zuerst 1578. 8., und wurden einige Male abgedruckt, 1586. 8. 1634. 4. zuletzt und am besten, wiewol in etwas kleinerm und nicht ganz deutlichem Druck 1697. 4. Editio postrema correctior, ex ultima recognitione *Gualteri Gymnici*, *J. C. Agrippinensis*, prioribus omnibus multo castigatior: prout admonitio praeliminaris ad lectorem prolixius docebit etc. (Coloniae Agripinae sumptibus et typis *Wilhelmi Metternick*, anno MDXCVII.), welche Ausgabe 1721. 4. wieder aufgelegt ward. In dieser Ausgabe finden sich auch die andern Schriften, durch welche Gaill sich unter seinen Zeitgenossen so bekannt gemacht hatte, beigefügt, sie sind sämmtlich verwandten Inhalts: Libri duo de pace publica et proscriptis sive bannitis imperii. De pignorationibus, practicarum observationum liber singularis (Col. 1586.) und die dem Kaiser Rudolf II. gleichfalls dedicirte Schrift: De manuum injectionibus, impedimentis sive Arrestis imperii, welche ebenfalls 1586 zu Cöln schon besonders herausgekommen war. Eine teutsche Übersetzung der Schrift: De pignorationibus (Von den Pfändungssachen ꝛc.) von N. Reusner war um dieselbe Zeit schon zu Strasburg erschienen, die Practicae observationes erschienen ebenfalls teutsch von Thob. Loncius zu München (1673. Fol.) Auch gehört hierher noch Folgendes, durch das Ansehen und die Bedeutung des Mannes hervorgerufene Werk: Novum opus consiliorum ab *Andrea Gailio* aliisque non minoris authoritatis Jureconsultis simul ac universitatibus celebrioribus conceptorum quaestiones canonicas, civiles, matrimoniales, feudales pro moderno rerum statu solutas in se complectentium opera singulari congestorum in tres partes divisum. (Francofurt. 1662. Fol.) Endlich soll A. Gaill nebst Andreas Festenberger die zu München 1610 unter dem Namen des Franziskus Burcardus erschienene Autonomia s. Von Freistellung der Religion, verfertigt haben. Als das Hauptwerk dieses gelehrten Reichsjuristen werden immerhin die obengenannten Observationes practicae gelten können, weil sie die ganze bei dem Reichskammergericht herrschende Praxis, wie sie sich nach und nach ausgebildet hatte, enthielten und so die Anwendung auf jeden einzelnen Fall, der vor das Gericht gebracht werden sollte, oder schon dahin gebracht worden war, leicht machen ließen. Es erklärt sich daraus auch mit der große Beifall, den das Werk fand und seine Verbreitung in mehrfachen Ausgaben, sowie das Ansehen des Mannes selbst, der, wenn wir die Urtheile und Ansichten der Zeitgenossen, wie der ihn Überlebenden zu Rathe ziehen, als eine wahre Autorität unter den Juristen jener Zeit galt: gegen einen ihm von einem andern gelehrten Juristen jener Zeit, Joachim Mynsinger, gemachten Vorwurf des Plagiats hat er sich selbst in würdiger Weise vertheidigt in dem an den Leser gerichteten Vorwort zur vierten Ausgabe der Observatt. practt. vom 1. Jan. 1586.

Andreas Gaill hatte einen Sohn gleichen Namens, der nachdem er zu Padua studirt und mit allen Ehren die juristische Doctorwürde daselbst erlangt hatte, dann aber in sein Vaterland zurückgekehrt war, hier in der Blüthe seiner Jahre im 29. Lebensjahre den Ältern durch den Tod entrissen ward. Einige lateinische Gedichte desselben sind in der cölner Ausgabe der Observatt. practt. des Vaters am Schlusse beigefügt. (*Baehr.*)

GAILLARD (Gabriel Heinrich), ein äußerst thätiger, kenntnißreicher und fruchtbarer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts und Mitglied der pariser Akademie der Wissenschaften, war am 26. März 1726 zu Ostel, einem Dörfchen der vormaligen Diöcese Soissons, geboren worden. Dem einzigen Sohne zu gefallen, in welchem der Vater ausgezeichnete Anlagen entdeckt hatte, gab dieser seinen ehrenvollen Posten bei dem Prinzen von Condé auf und nahm, durch Wohlhabenheit unterstützt, seinen Wohnsitz in Senlis, um jenem eine gute Erziehung zu geben. Hier besuchte der Knabe die Schule der Chorherren zur heiligen Genoveva, machte, durch guten Unterricht geleitet, in den Schulwissenschaften, an welchen er bald großen Geschmack fand, ebenso schnelle als erfolgreiche Fortschritte, und zeigte besonders an der Dichtkunst und Rhetorik Gefallen. Dieser letztere Umstand brachte seinen Vater auf den Gedanken, ihn der advocatorischen Praxis zu bestimmen. Er schickte ihn daher nach Paris, um ihn dort die Rechte studiren zu lassen. Der junge Gaillard widmete sich in der That auch, doch ohne besondern Trieb, diesem Fache, wurde hierauf als Advocat vereidet, ließ sich aber immer durch seine unwiderstehliche Neigung zu reinwissenschaftlichen Studien, trotz der Vorstellung mehrer Beamten, die sein Geschick zu gerichtlichen Vertheidigungen kannten, hinreißen und gab das Rechtsfach sehr bald vollends auf. Mit rastlosem Eifer, wobei er sich oft den Schlaf entzog, setzte er seine Studien der altclassischen und der französischen Literatur wieder fort, las namentlich die Dichter mit Entzücken und machte sich mit denselben so vertraut, daß er noch in hohem Alter fast den ganzen Virgil und Horaz, ganze Scenen aus Corneille's, Racine's, Molière's, Voltaire's und Crebillon's Theaterstücken auswendig wußte, ebenso Verse und ausgezeichnete Stellen anderer lateinischer und französischer Dichter, Redner und Historiker.

Natürlich drängte ihn diese wissenschaftliche Thätigkeit bald zur schriftstellerischen Laufbahn hin, die er auch,

noch nicht 20 Jahre alt, mit unerwartetem Beifalle betrat. Es erschien von ihm zu Paris 1745 eine rhétorique française à l'usage des demoiselles, welche, obschon ein unreifes Werkchen, in Kurzem sechs starke Auflagen erlebte, und lange nachher noch in den Jahren 1822, 1823 und 1825 abermals wieder abgedruckt wurde. Neugierde und Nachsicht des Publicums verschafften der jugendlichen Schrift, zu welcher der Verfasser Anfangs seinen Namen nicht bekannte, eine so seltene Theilnahme. Dadurch aufgemuntert arbeitete Gaillard nun in ähnlicher Weise, doch mit mehr Reife der Gedanken und der Ausführung, eine poétique française à l'usage des dames aus, welche 1749 in zwei Bänden zu Paris erschien, beiweitem aber nicht den Absatz fand, als das erste Werk. Inzwischen hatte er die Stoffbehandlungsweise der griechischen und französischen Tragiker einer ernsten kritischen Prüfung unterworfen und aus dieser Arbeit seine parallèle des quatre Electres, nämlich der Elektra des Sophokles, Euripides, Crebillon und Voltaire entstehen lassen, welche 1750 veröffentlicht wurde und viele Gelehrsamkeit mit Geschmack und gesundem Urtheile verrieth. Dasselbe Lob erntete er auch mit seinen 1756 herausgegebenen Mélanges litéraires ein, aus welchen manche Aufsätze, wie z. B. la lettre sur l'épopée française, in andere gedruckte Sammlungen übergingen. Von besondern Folgen für die Richtung seiner künftigen gelehrten Thätigkeit aber war die darin befindliche Biographie Gaston's von Foix, des bei Ravenna gefallenen Herzogs von Nemours, welche in ihrem Verfasser die Talente eines Geschichtschreibers wahrnehmen ließ und die Aufmerksamkeit der Akademiker Foncemagne, Caylus, Sainte-Palaye und Barthelemy auf sich zog. Auf ihre Anregung schrieb er nun die histoire de Marie de Bourgogne, fille de Charles le Téméraire, welches Werk 1757 zu Paris erschien und weniger eine Biographie dieser Fürstin, als die politische Geschichte ihrer Lande während der langen und blutigen Kriege war, in welche dieselben durch die Heirath Mariens mit dem Erzherzoge Maximilian von Österreich verwickelt wurden [1]). Das Werk öffnete seinem Verfasser die Pforten der pariser Akademie, wo er auch im Fache der Geschichte fortarbeitete, oftmals aber seine Zeit, wie er bereits gewohnt war, durch andere Lieblingsarbeiten zersplitterte, wozu jedoch jetzt die Akademie selbst seinem Ehrgeize zunächst Veranlassung gab.

Auf Duclos' Vorstellungen nämlich wurden statt der bisherigen trockenen und kalten Gemeinplätze der Moral Lobreden auf hervorragende Männer der französischen Nation als Preisaufgaben gestellt und Gaillard versäumte diese Gelegenheit nicht, auch auf diesem Gebiete sein Talent glänzen zu lassen, ohne durch den Umstand verdrossen zu werden, daß ihm dabei Männer, wie Thomas, Laharpe, Chamfort und Andere den Preis streitig machen würden. Mit Thomas gewann er den Preis für sein Éloge de Descartes 1765, mit Laharpe für seinen Discours sur les avantages de la paix 1767 [2]), und während sein Éloge de Charles V, roi de France, gleichzeitig besonders gewürdigt wurde, krönte die Akademie zu Rouen 1768 sein Éloge de Pierre Corneille und gleichzeitig die zu Rochelle sein Éloge de Henri IV. Die pariser Akademie ertheilte ihm 1769 das erste Accessit auf seine Éloges de Molière und de la Fontaine, wofür Chamfort den Preis davon trug; doch krönte die Akademie zu Marseille 1770 sein Éloge de Massillon und gleichen Beifall erwarb sich um dieselbe Zeit auch sein Éloge de Bayard. Nebenher trat er für das Gebiet der Dichtkunst in die Schranken und erwarb sich durch Producte dieser Art in den Jahren 1764, 1766 und 1768 Auszeichnungen bei der pariser Akademie, so für die Gedichte la necessité d'aimer und l'Epître aux malheureux. Mehr Ehre genoß er 1769 bei der Akademie zu Marseille für seine Epître sur les Volcans und für sein poème de Régulus dans le sénat. Das erstere ist indessen in jeder Hinsicht das gelungenste von seinen poetischen Ergüssen.

Mittlerweile hatte sich Gaillard den Geschichtsstudien wieder zugewendet und blieb denselben auch in der Folge, ohne sich doch von journalistischen Arbeiten fern zu halten, stets getreu. Seine historischen Abhandlungen für die Akademie, von welchen weiter unten die Rede sein wird, abgerechnet, wagte sich der neue Akademiker zunächst an eine Geschichte des Wiederherstellers der Künste und Wissenschaften in Frankreich, des Königs Franz I., welches Werk unter dem Titel histoire de François I., Roi de France, zu Paris von 1766 bis 1769 in 12. erschien, und zwar die vier ersten Bände 1766, die drei letzten 1769, in letzterem Jahre aber auch eine neue Auflage von acht Bänden. In der Folge erlebte es mehre Auflagen, als 1818 in fünf und 1819 in vier Bänden in Octav. Eine teutsche Bearbeitung desselben unternahmen J. N. Meinhard und Mth. Thdr. Kp. Mittelstedt zu Braunschweig von 1767 bis 1769 in vier Bänden gr. Octav. Das Werk erwarb seinem Verfasser nur einen getheilten Beifall; denn abgesehen von der Klarheit der Erzählung, von der Leichtigkeit und Correctheit, von der Würde und Eleganz des Styles, in welchem es geschrieben, hatte er es sich bei der Combination seines umfangreichen Stoffes gar zu leicht gemacht und die Schwierigkeiten übergangen, die der Verarbeitung desselben zu einem ganzen Gemälde entgegenstanden. Nach der Verschiedenheit des Stoffes darin gibt er ebenso viele verschiedene Biographien seines Helden und schließt mit Anekdoten von demselben, die er sonst nicht hatte anbringen können. Das Werk trat demnach vor Robertson's Geschichte Kaisers Karl V., welche gleichzeitig und bald darauf in französischer Übersetzung erschien, in den Hintergrund. Gleichwol blieb Gaillard von der Vortrefflichkeit seiner Combinationsweise überzeugt und arbeitete nun mit einer umständlichen Vertheidigung derselben die Geschichte Karl's des Großen aus, welche unter dem Titel histoire de Charlemagne, précédée de considérations sur la première race et suivie de considérations sur la seconde 1782 zu Paris vier Bände

1) Eine neue Ausgabe dieses Geschichtswerkes besorgte, jedenfalls hinter dem Rücken des Verfassers, Joseph Ermens mit einer historisch-kritischen Vorrede zu Brüssel 1784 in 12.

2) Beide Schriften erschienen in schwedischer Übersetzung 1788.

ſtark in Duodez erſchien und 1818 in zwei Octavbänden eine neue Auflage durch Dreux-du-Radier, mit dem Leben Wittekind's des Großen vermehrt erlebte [3]). Mit der histoire de Marie de Bourgogne bereichert erſchien ſchon 1819 eine dritte Auflage wieder. Gibbon verkannte zwar die Vorzüge dieſes Werkes nicht, auch urtheilte Laharpe darüber: On y reconnaît l'académicien des inscriptions à l'étendue et à l'exactitude des recherches, et l'académicien français à la correction du style, allein Hegewiſch, von welchem 1777 eine Geſchichte deſſelben Monarchen erſchienen war, verdunkelte es nicht wenig. Außer den Mängeln, womit es behaftet iſt, nehmen Einleitung und Schluß davon, der ohnehin nicht zur Sache gehört, einen ebenſo großen Raum ein, als die Geſchichte des Kaiſers ſelbſt. Seltſamer Weiſe hat der Verfaſſer dem vierten Bande der erſten Ausgabe, obſchon er es nicht zu rechtfertigen vermochte, die Biographie eines angeſehenen franzöſiſchen Staatsmannes, Wilhelm von Lamoignon, aus dem 17. Jahrh. unter dem Titel: Vie de Monsieur le premier président de Lamoignon, écrite d'après les Mémoires du temps et les papiers de la famille angehängt, welche bereits den Arrêtés de Lamoignon vorgeſetzt worden war, wo aber Gaillard ſeine Schrift zu einer größern Verbreitung nicht an rechter Stelle zu finden fürchtete.

Seine vaterländiſchen Geſchichtsſtudien hatten Gaillard unterdeſſen den Gedanken zu einer anziehenden Arbeit eingeprägt, deſſen Neuheit Aufmerkſamkeit erregte und der in ihm vermuthlich ſchon bei Ausarbeitung ſeiner Geſchichte des Königs Franz I. vor die Seele getreten war. Dies iſt die Bearbeitung einer Geſchichte der Eiferſucht Frankreichs ſowol auf England als auf Spanien, worin er aber in Weitſchweifigkeit, Einſeitigkeit und langweilige Geſchwätzigkeit verfiel. Die histoire de la rivalité de la France et de l'Angleterre, première époque erſchien 1771 in drei, die histoire de la querelle de Philippe de Valois et d'Edouard III., continuée sous leurs successeurs, seconde époque 1774 in vier und das Supplément à la rivalité de la France et de l'Angleterre, troisième époque 1777 in vier, zuſammen in eilf Bänden in Duodez zu Paris, und eine neue Auflage davon, ſechs Bände in Octav, folgte 1818 und 1819. Eine teutſche Bearbeitung dieſes Werkes, welches beiläufig bemerkt die Behandlung der Verhältniſſe Frankreichs zu England bis auf Wilhelm den Eroberer zurück und bis auf Ludwig XIV. herab ausdehnt, übernahm F. Lp. Brunn, wovon unter dem Titel: Geſchichte der politiſchen Eiferſucht der Kronen Frankreich und England mit Anmerkungen zu Berlin und Stralſund 1787 in Octav doch nur ein Band erſchien.

Erſt lange nachher folgte ſein zweites und letztes in derſelben Manier geſchriebenes hiſtoriſches Werk, die histoire de la rivalité de la France et de l'Espagne, welches zuerſt 1801 zu Paris, acht Bände in Duodez, in einer Zeit erſchien, da es der wiſſenſchaftlichen Literatur an Theilnahme in Frankreich fehlte. Überdies glaubten ſich Viele durch den Titel deſſelben getäuſcht und verſtanden darunter einen Wiederabdruck der histoire de la rivalité de la France et de l'Angleterre. Journaliſten nahmen keine Kenntniß davon, bis der Verfaſſer ſelbſt in einigen öffentlichen Blättern darauf aufmerkſam machte. Dies hatte den günſtigen Erfolg, daß 1807 eine neue Auflage davon erſchien, welche L. S. Auger beſorgte und ihr eine Biographie Gaillard's vorſetzte; denn das Werk hatte inzwiſchen durch ſeine Verbreitung den Franzoſen einen Reiz der Neuheit namentlich in der Hinſicht gegeben, als ihnen die Geſchichte Spaniens, wie namhafte Gelehrte unter ihnen dies ſelbſt eingeſtehen, weit weniger bekannt war, als die engliſche. Ebenſo machte es ſie mit den Beziehungen Aragoniens zu Neapel und Sicilien, zu Sardinien und Majorca, die ihnen noch in ein ziemliches Dunkel gehüllt waren, bekannt. Gaillard hatte ſowol hierfür, als für einzelne Abſchnitte des 16. Jahrh., viele Handſchriften der königlichen Bibliothek benutzt. Indeſſen iſt die Einleitung zum Ganzen das Beſte, was je aus des Verfaſſers Feder gefloſſen iſt. Iſt Erſch's Angabe richtig, ſo gab Gaillard von dieſem Werke einen Vorſchmack in einer histoire des grandes querelles entre l'empereur Charles V. et François I., roi de France. 1777, zwei Bände in Octav, wovon aber die bekannten franzöſiſchen literarhiſtoriſchen Notizen Nichts wiſſen.

Außer der Bearbeitung dieſer Werke nahm Gaillard, auf Veranlaſſung Joſeph Dacier's, auch Theil an der Herausgabe der Notices et Extraits des Manuscrits de la bibliothèque du Roi, wozu er mehre Artikel aus den Handſchriften, z. B. eine rélation de la mort du roi Richard II. d'Angleterre, lieferte; ferner gab er in das Journal des Savans von 1752 bis 1792 beurtheilende Aufſätze über Erſcheinungen auf dem Gebiete der ſchönen Literatur und der Geſchichte, nahm von 1780 bis 1789 Theil an der Redaction des Mercure de France, worin er ſich durchgehends als einen geſchmackvollen, gerechten und unparteiiſchen Kritiker auszeichnete, beſorgte von 1789 an eine Reihe von Jahren hindurch die Redaction des Dictionnaire historique zur Encyclopédie méthodique, und lieferte dazu über drei Viertel vom Ganzen, während die Bearbeitung des Übrigen Sacy, Montigny und Andere übernahmen. Das ganze Werk erſchien zu Paris 1789 bis 1804, ſechs Bände in Quart. Ingleichen gab er die Oeuvres complettes de Débellay (de Bellay) 1779, ſechs Bände in Octav heraus, ſetzte an die Spitze des Werkes eine Biographie des damals ſchon verſtorbenen Verfaſſers, der ſein Freund geweſen, und bereicherte es mit kenntnißreichen Abhandlungen und Bemerkungen. Im J. 1787 beſorgte er eine neue Auflage davon. Endlich arbeitete er in ſeinem Greiſenalter an der Herausgabe der Mélanges académiques, poétiques, littéraires, philologiques, critiques et historiques, welche 1806, einen Monat nach ſeinem Tode, zu Paris, vier Bände in Octav erſchienen, und eine Sammlung ſeiner poetiſchen und proſaiſchen Preisbewerbungen, ſeiner von Neuem überarbeiteten kritiſchen und literariſchen Aufſätze des Journal des Savans und des Mercure, ſowie

3) Eine holländiſche Überſetzung von der Geſchichte Karl's des Großen erſchien im Haag 1785 und 1786.

seiner Denkschriften, die er der Akademie vorgetragen hatte, enthalten.

Sein Verhältniß zur Akademie der Inschriften zu Paris betreffend, so wurde er von derselben als associé 1760 und den 21. März 1771 als Mitglied der französischen Akademie daselbst aufgenommen, bei welcher Gelegenheit er einen Vortrag hielt, der sofort auch im Drucke erschien.

Seine historischen Forschungen zu Vorträgen in dieser gelehrten Gesellschaft, die auch in ihre Denkwürdigkeiten, d. h. in die Mémoires de l'académie royale des inscriptions et belles lettres aufgenommen wurden, sind ein Mémoire sur Frédégonde et sur Brunehaut, contenant la réfutation de l'apologie de Brunehaut, entreprise par quelques auteurs (in tom. XXX, 633 sq.), mémoire historique et critique sur les Lombards, in vier Abtheilungen, doch nicht bis zum Sturze des lombardischen Reiches fortgeführt (in tom. XXXII, 370 sq. tom. XXXV, 769 sq. tom. XLIII, 311 sq. u. 329 sq.); observations sur une bulle de Boniface VIII. du 27. Juin 1297 (in tom. XXXIX, 642 sq.); Examen de la conduite des Templiers au sujet des places du Vexin-Normand (in tom. XLIII, 402 sq.); Notice d'un registre du trésor des Chartres aus den Zeiten Königs Karl VIII. (in tom. XLIII, 669 sq.) und die Causes de la haine personnelle qu'on a cru remarquer entre Louis le Gros, roi de France, et Henri, roi d'Angleterre (in tom. XLIII, 345 sq.). Ingleichen finden sich dort seine philologischen Abhandlungen: Horace considéré comme fabuliste und Observations sur les métamorphoses d'Ovide (in tom. XLIX, 262 sq. u. 279 sq.).

Der edele und geistvolle Bischof von Senlis, Toudanie, von welchem Gaillard bis in sein hohes Alter mit größter Achtung und warmer Anhänglichkeit sprach, war nächst seinem Vater der Führer seiner Jugend und Derjenige gewesen, der unsern Geschichtschreiber noch in jungen Jahren in die Welt eingeführt und in ausgesuchte Verbindungen gebracht hatte. Gleichwol hatte er in der Folge eine geräuschlose Zurückgezogenheit vorgezogen und in der rastlosen ununterbrochenen Thätigkeit den wahren Genuß und Reiz des Lebens gefunden. Von allen Zerstreuungen und störenden gelehrten Zänkereien sich fern haltend, war seine Gemüthstimmung mehr zur Nachsicht als zur Aufregung geneigt, und sein sittlich ausgebildeter Charakter gab seinen vielen Schriften, welche zum Theil das Gepräge der Flüchtigkeit an sich tragen, eine edle Würde und seinen freundschaftlichen Gesinnungen eine Gediegenheit und Festigkeit, die ihn von Gemeinheiten abhielten, wenn auch nicht immer von fremden Angriffen verschonten. Unvermählt genoß er — den Antrag zu einer Professur der Geschichte an der Centralschule zu Paris schlug er aus — unter der Pflege einer Schwester, von welcher ihn erst der Tod trennte, im Umgange treuer Freunde eine glückliche Unabhängigkeit, so lange der Ausbruch der Parteigesinnungen vor der erheuchelten Ruhe noch schlummern durfte; sobald aber die politischen Bewegungen einen leidenschaftlichen blutigen Weg eingeschlagen hatten, welche Einige von seinen Freunden zum Opfer foderte, Andere versprengte, wählte Gaillard, da er sich dem neuen Zustande der Dinge nicht anschließen wollte, die Flucht auf sein Landgut zu Saint-Firmin bei Chantilly, welches er von seinem erworbenen Vermögen angekauft hatte, und wenn er hier unter dem Schutze benachbarter Landbewohner während der ganzen Schreckenszeit seine Tage zu verleben hoffte, so mußte er gleichwol, so lange der Terrorismus und die Zügellosigkeit wütheten, die Gunst der Augenblicke zum Studiren in den Schluchten und dem Dickicht des Waldes bei Chantilly suchen. Mit dem Anbruch eines jeden Tages eilte er dahin und kehrte des Abends erst nach Hause zurück. Auf diesen zu jeder Jahreszeit unternommenen fluchtähnlichen Wanderungen lebte er blos von Brod und Früchten, die er täglich beim Aufbruche zu sich zu stecken pflegte, und arbeitete während derselben, wie Dacier versichert, bald auf einem Felsen, bald unter einem Baume sitzend, einen großen Theil seiner Geschichte der Rivalität zwischen Frankreich und Spanien, sowie des Dictionnaire historique, fast ohne literarische Hilfsmittel, aus und mußte sich dabei auf sein vortreffliches Gedächtniß, das ihn niemals im Stiche ließ, verlassen. Als die Stürme sich gelegt hatten, Ruhe, Ordnung und Sicherheit wieder hergestellt waren, kehrte er, dem Ausgange der Staatsumwälzung, wie es scheint, abgeneigt, nicht wieder nach Paris zurück, sondern blieb auf seinem Landsitze und nahm sonach auch keinen persönlichen Theil mehr an den Versammlungen der Akademie zu Paris, während sein Platz für das historische Fach dort bis nach seinem Tode unbesetzt blieb. Dahergeschah, daß er daselbst einer fast gänzlichen Vergessenheit verfiel, bei seinem Tode vielen Gelehrten persönlich unbekannt war und Joseph Dacier, einer seiner ehemaligen Freunde, durch einen besonderen Vortrag die meisten Mitglieder jener gelehrten Gesellschaft mit ihm und seiner großen literarischen Thätigkeit, wie mit seinen Schicksalen erst vertraut machen mußte. Umstände, die aus Schonung gegen seine Person nicht öffentlich zur Sprache kamen, und seine vieljährige Schwächlichkeit hatten ihn von dort zurückgehalten. Ein Schlagfluß, der ihn im Jahre 1803 befiel und eine Lähmung an Arm und Bein zurückließ, vermehrte seine körperlichen Leiden. Dennoch verließen ihn seine Geisteskräfte nicht, sondern er blieb in rüstiger Thätigkeit. Er arbeitete unter Andern das Leben und die Rechtfertigung seines wackern Freundes, Christian Wilhelm de Lamoignon-Malesherbes, eines der vortrefflichsten Staatsmänner der Könige Ludwig XV. und XVI., und des unerschrockenen Vertheidigers des Letztern vor dem Revolutionstribunale, wofür er auf dem Schafote bluten mußte, nach den Papieren aus dessen Familie und eigner Erfahrung mit jugendlicher Wärme und edeler Freimüthigkeit aus und ließ die Schrift 1805 zu Paris in groß Octav unter dem Titel: Vie ou éloge historique de Mr. de Malesherbes durch den Druck veröffentlichen. Angehängt ist derselben ein neuer Abdruck von Gaillard's Biographie über den Ältervater dieses unglücklichen Staatsbeamten, den ersten Präsidenten, Wilhelm de Lamoignon, welche 1782, wie oben bemerkt, bereits auf zwiefachem Wege zur

öffentlichen Kenntniß gelangt war. Indeſſen hat der Verfaſſer in dieſem neueſten Abdrucke einen Anhang weggelaſſen, welcher den beiden früheren Ausgaben unter dem Titel: Addition nécessaire au Recueil intitulé: Pièces intéressantes et peu connues pour servir à l'histoire (Bruxelles 1781.) als Vertheidigung Lamoignon's gegen darin aufgeſtellte Verleumdungen beigegeben worden war.

Mit gleichem Eifer leitete der ehrwürdige Greis noch die Herausgabe ſeiner vorhin angeführten Mélanges, und beſorgte das Sichten und Ordnen einer Menge von Bemerkungen, die er im Laufe ſeiner langen Studien über das Geſchichtswerk von Velly, Villaret und Garnier, ſowie über das von Laureau geſammelt hatte. Doch erlebte er die Herausgabe derſelben nicht mehr, ſondern dieſe kam erſt 1807 unter dem Titel: Observations sur l'histoire de France de MM. Velly, Villaret et Garnier zu Paris in Duodez, vier Bände ſtark, zu Stande. Hierin rügt und verbeſſert er die vielen Mängel und Fehler an jenem damals ſchon 30 Bände zählenden und noch lange nicht vollendeten Geſchichtswerke in einer dürftigen, trockenen und meiſt geiſtloſen Weiſe, doch nicht ohne Nutzen für die Sache ſelbſt, ſodaß ſeine Bemerkungen als unentbehrlich und unzertrennbar von demſelben betrachtet wurden. Dem vierten Bande ſind in ähnlichem Geſchmacke Observations sur l'histoire de France avant Clovis, pour servir d'introduction de celle de MM. Velly, Villaret et Garnier par *M. Laureau* (Paris 1785 et 1789.) beigegeben.

Gaillard ſtarb in Folge gichtiſcher Anfälle, welchen er öfters ſchon ausgeſetzt war, auf ſeinem Gute zu Saint-Firmin am 13. Febr. 1806. Trotz des Tadels, welchen ſeine hiſtoriſchen Schriften durch die Kritik wegen ihrer Flüchtigkeit in Abſicht auf Forſchung und Combination ausgeſetzt waren, behauptete er doch immer ein großes Vertrauen unter den Gelehrten, und ſein Tiefſinn, ſeine Wärme für ſittliche, aufgeklärte Richtung, ſeine umfangreichen Kenntniſſe, ſowie die Correctheit ſeines Styles verſchafften ihm zu jeder Zeit einen ausgezeichneten Platz unter den Gelehrten des 18. Jahrhunderts [4]). (*B. Röse.*)

GAILLARD (Robert), war ein gewandter Kupferſtecher, der 1722 zu Paris geboren wurde, und daſelbſt 1785 ſtarb. Er fertigte eine ſehr große Anzahl von Bildniſſen, hiſtoriſchen und Genreſtücken, jedoch faſt ausſchließlich nach Malern ſeiner Zeit, wie Boucher, Greuze, Le Prince, Vanloo u. A., die er mit Geſchick wiederzugeben wußte. (*H. Weber.*)

GAILLARDIA, nannte Fougerour de Bondaroy (Mém. de l'Acad. 1786. p. 1) nach ſeinem Freunde Gaillard de Charentonneau, einem Liebhaber der Botanik, eine Pflanzengattung (welche Lamarck Galardia, Buchoz Calonnea und Héritier Virgilia nannten) aus der dritten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Radiaten (Untergruppe der Helenieen der Gruppe der Senecionideen) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Die Schuppen des gemeinſchaftlichen Kelches ſtehen in zwei oder drei Reihen und ſind mit blattartigen, langzugeſpitzten Anhängſeln verſehen; der gemeinſchaftliche Fruchtboden iſt mit borſtigen Spreublättchen bedeckt; die geſchlechtsloſen Strahlenblümchen haben eine vielnervige, drüſige, an der Spitze dreiſpaltige Zunge; die Narben ſind mit einem langen, pfriemenförmigen, haarigen Spitzchen verſehen; die fünf einnervigen Spreublättchen, welche die Samenkrone bilden, laufen in eine lange Granne aus. Die vier bekannten Arten, G. Drummondii *Candolle* (Prodr. V. p. 652. G. bicolor var. Drummondii *Hooker* bot. mag. t. 3551. G. picta, Brit. flow. gard. ser. 2. t. 267) in Texas, G. pulchella *Fouger.* (l. c., G. amara *Rafinesque* fl. lud. p. 69. Galardia bicolor *Lam.* dict. enc. 2. p. 585. ill. t. 708. Calonnea pulcherrima *Buch.* ic. t. 126. Virgilia helioides *Hérit.* diss.), in Louiſiana. G. lanceolata *Michaux* (Fl. bor. am. 2. p. 142. G. rustica *Cassini* dict. des sc. nat. 18. p. 20. Galardia bicolor *Elliott* sketch. 2. p. 449. *Sims* bot. mag. t. 1602), in Carolina, Florida, Georgien und am Felſengebirge. G. aristata *Pursh* (Fl. bor. am. 2. p. 573. *Lindley* bot. reg. t. 1186. *Hook* bot. mag. t. 2940. G. bicolor var. *β. Nuttall* gen. am. p. 175), am Felſengebirge und Miſſuri, ſind bitterlich-aromatiſche, ſteifhaarige einjährige Kräuter oder Staudengewächſe mit braunrother Scheibe und rothgelbem Strahle der langgeſtielten Blüthenknöpfe. Die beiden letztgenannten Arten werden in den europäiſchen Gärten häufig als Zierpflanzen gezogen. (*A. Sprengel.*)

Gaillardotella *Bory*, ſ. Rivularia.

GAILLON, Hauptort eines Cantons im Bezirk Louviers, des Departements der Eure, nach alter Eintheilung in der Ober-Normandie, Landſchaft Campagne, Bezirk von Neubourg, Diöceſe Evreux. Gaillon liegt in einer überaus anmuthigen Gegend, unweit der Seine, deren Lauf man vier Meilen weit überſieht. Der Ort hat 200 Häuſer und 1300 Einwohner. Im J. 1360 ſchloſſen hier die engliſchen Stände mit den Engländern einen Vertrag. Unter Ludwig XII. ließ der Cardinal George d'Amboiſe, Erzbiſchof von Rouen, hier ein Schloß aufführen, und mehre ſeiner Nachfolger bauten es aus und verſchönerten es. Der ganze Bau, die Kapelle, der Orangeriegarten werden von ältern Beſchreibern ſehr gerühmt. Die Kirche des Fleckens war vor der Revolution eine kleine Collegiatkirche, welche vier Canonici und einen Pfarrer hatte. Nicht weit von Gaillon lag endlich eine der ſchönſten franzöſiſchen Carthauſen; in der Kirche das prächtige Grabmal der Grafen von Soiſſons-Bourbon aus weißem Marmor. Statt jener alten Herrlichkeiten hat Gaillon jetzt ein Centralgefangenhaus, das 1500 Sträflinge faſſen kann, wahrſcheinlich in den Räumlichkeiten des frühern erzbiſchöflichen Schloſſes. (*Daniel.*)

Gaillona *Bonnemais*, ſ. Polysiphonia.

4) Benutzt wurden außer den Mémoires de l'académie royale des inscriptions et belles lettres Tom. XXIX sq. die Notice historique sur la vie et les ouvrages de M. Gaillard par *M. Dacier*, in dem Magasin encyclopédique par *Millin*, 1809. Tom. IV, 274 – 296, der Moniteur universel, 1801. II, 393 sq. 1806. I, 196 u. 543. 1807. I, 207 sq. 1808. I, 357 sq., *Quérard*, La France litéraire III, 237 sq. und Erſch's Gelehrtes Frankreich II. 74 fg., mit der Biographie nouvelle des Contemporains VII, 412 sq.

Gaillonella *Bory*, ſ. Melosira.

GAILLONIA. Dieſe von Ach. Richard (Mém. de la soc. d'hist. nat. de Par. V. p. 153. t. 15. fig. 34) nach Benjamin Gaillon (dem Verfaſſer des Résumé des classifications des Thalassiophytes [Strasb. 1828.] und Mitherausgeber der Flore générale de France) ſo benannte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Spermacoceen der natürlichen Familie der Rubiaceen hat zum Charakter: einen Kelch mit eiförmiger Röhre und ungleich fünf- bis ſiebenzähnigem, ſtehenbleibendem Saume, eine trichterförmige Corolle mit drehrunder Röhre und fünf- bis ſiebenlappigem Saume, fünf bis ſieben aus dem Rachen der Corolle hervorragende Staubfäden, einen fadenförmigen, an der Spitze verdickten Griffel mit zweilappiger Narbe und zwei mit einander verwachſene Schließfrüchte. Die drei bekannten Arten G. Oliverii *Ach. Rich.* (l. c.), G. Bruguierii *Ach. Rich.* (l. c.) und G. Szowitsii *Candolle* (Prodr. IV. p. 574) ſind perſiſche, ſammetartig feinbehaarte perennirende Kräuter oder Stauden, mit gegenüberſtehenden Veräſtelungen, gegenüberſtehenden, linienförmigen, an der Spitze ſchwieligen Blättern, zwiſchen den Blättern einander gegenüberſtehenden Afterblättchen und achſel- und gipfelſtändigen kleinen Blüthen. (*A. Sprengel.*)

GAIMARDIA. So nannte Gaudichaud (Ann. des sc. nat. 1825. p. 100. t. 2. fig. 1. *Freycinet* voy. p. 418. t. 30) eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der zweiten Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Centrolepideen (Reſtiaceen), zu Ehren ſeines Gefährten bei der Freycinet'ſchen Weltumſeglung, des Zoologen Gaimard. Char. Der Kelch zweiſpelzig, eine größere Spelze umſchließt die kleinere; keine Corolle; die Staubfäden den Spelzen gegenüber, hervorragend, ſtehen bleibend, mit elliptiſchen, in der Mitte befeſtigten, am Rande ringsum ſich öffnenden Antheren; der Fruchtknoten trägt zwei pfriemenförmige, von einander abſtehende, ſtehenbleibende Griffel; das Früchtchen langgeſtielt, elliptiſch, zuſammengedrückt, zweifächerig, mit einſamigen Fächern. Die einzige Art, welche dieſe Gattung bildet, wächſt auf den Falklandsinſeln und iſt ein kleines, mooſartig ausſehendes, Raſen bildendes, glattes Pflänzchen mit aufrechten, oberhalb veräſtelten, dicht beblätterten Stengeln, dachziegelförmig über einander liegenden, pfriemenförmig-dreikantigen, an der Baſis ſcheidenförmigen, mit einem Scheidenhäutchen verſehenen Blättern, und einzeln am Ende der Äſtchen ſtehenden Blümchen. (*A. Sprengel.*)

GAINFAHRN, einſt ein Markt, nun ein großes, weit ausgedehntes Dorf der gleichnamigen gräflich Dietrichſteiniſchen Herrſchaft im V. U. W. W. des Erzherzogthums Öſterreich unter der Ens, weſtlich von dem ſeines Weines und Bades wegen berühmten Vöslau, am ſüdlichen Fuße des Kahlenberges, größtentheils eben zwiſchen Wieſen, Äckern und Weingärten gelegen; mit 200 Häuſern; 1240 teutſchen Einwohnern, die ſich vom Feld- und Weinbaue und von der Viehzucht ernähren und viele Brunnenkreſſe verkaufen, die in der ziemlich tiefen und feuchten Lage wuchernd gedeiht; einem herrſchaftlichen am Fuße des Berges anmuthig gelegenen Schloſſe, bei dem ſich ein ſchöner Garten und in dem Sitz die Verwaltung der genannten Herrſchaft befindet; einer eigenen alten, zum wiener Erzbisthume gehörigen, durch die Benediktiner des Stiftes Mölk verſehenen katholiſchen Pfarre; einer in geringer Entfernung vom Schloſſe auf einer kleinen Anhöhe gelegenen, im J. 1704 erbauten, dem heiligen Johannes dem Täufer geweihten Kirche, die ein ſehr ſchönes Hochaltargemälde, die Taufe Chriſti, von Joſ. Abel hat, und vor der eine alte ſteinerne Säule ſteht; einer Schule; mehren Kalköfen und ausgedehnten Weingärten, deren Erzeugniß unter dem Namen der vöslauer Weine weit und breit bekannt iſt. (*G. F. Schreiner.*)

GAINSBOROUGH, GANESBOROUGH, 17° 4′ Länge, 53° 28′ Breite. Stadt in Lincolnſhire, 40 engl. Meilen ſüdlich von York, 36 öſtlich von Sheffield, 35 nordöſtlich von Nottingham. Die Stadt liegt am rechten Ufer des Trent, der 22 Meilen unterhalb in den Humberbuſen geht; eine große ſteinerne Bogenbrücke führt über den Strom. Der Ort hat 1500 Häuſer und gegen 8000 Einwohner. Beinahe alle Häuſer liegen in zwei Reihen längs des Fluſſes. Bemerkt zu werden verdienen eine Kirche, mehre Bethäuſer der Diſſenters, eine Armenſchule, ein Rathhaus, ein Theater. Haupterwerbszweig iſt der Handel mit rohen Producten, beſonders mit Getreide. Den Fluß herauf können beträchtliche Fahrzeuge gelangen und Gainsborough iſt überdies mit dem Stafford-Cheſterfield-, Foßdyke- und Reedlycanale in Verbindung. Bei der Stadt wird jährlich ein großes Pferderennen gehalten. Geſchichtlich iſt Gainsborough vielfach merkwürdig. Im J. 1010 landeten hier die Dänen. Unter Eduard I. erwarb der damalige Beſitzer, Graf Wilhelm von Pembroke, der Stadt das Marktrecht. Am 1. Dec. 1682 gab Karl II. Eduard Noel den Titel eines Grafen von Gainsborough. (*Daniel.*)

GAINSBOROUGH (Thomas), wurde zu Sudbury in Suffolk im J. 1727 geboren. Sein Vater war ein Tuchmacher, ein Diſſenter und ein ziemlich wohlhabender Mann, jedoch von ganz eigenthümlichen, etwas extravaganten Gewohnheiten, von dem man ſich unter anderem erzählte, daß er ſtets mit Dolch und Piſtolen bewaffnet ausging. In der früheſten Jugend ſchon fühlte ſich der Knabe von der Natur mächtig angezogen, und ſeine einzige Luſt war es, in den Wäldern und Thälern von Suffolk herumzuſtreifen. Etwas herangewachſen verwendete er die Sonntage und die Freiſtunden, welche ihm die Schule ließ, um die ihn umgebenden Schönheiten der Natur künſtleriſch wiederzuſchaffen, ohne alle Leitung, nur ſeinem Genius folgend; und kaum möchte irgend eine ſchöne Baumgruppe, ein lieblicher Bach, ein romantiſches Thal ſeinem fleißigen Pinſel entwiſcht ſein. Noch jetzt erzählt man verſchiedene Züge aus dieſer erſten Epoche des werdenden Künſtlers, von dieſen ſeinen erſten Arbeiten aber ſcheinen keine mehr zu exiſtiren: genug ſie entzückten die Ältern, Freunde und Nachbarn in ſolchem Maße, daß ſich der Vater bewogen fand, den 14jährigen Knaben nach London zu einem Maler in die Lehre zu thun. Der Gewählte war Hayman, ein Künſtler von größerem Talente, als Berühmtheit, von vielem Geiſt und Witz, wenn auch

von wenig strengen Sitten. Unter Leitung dieses Künstlers studirte Gainsborough mehre Jahre, zugleich von dem Unterricht Gebrauch machend, der ihm von Gravelot zu Theil wurde. Sein Geist, sein freundliches und zuvorkommendes Wesen, und sein unbezweifelbares, sich immer mehr und mehr entwickelndes Genie, erwarben ihm schon hier zahlreiche Freunde. Seine Ansprüche waren sehr bescheiden, und sein Ehrgeiz so gering, daß er sich entschloß London zu verlassen und nach seiner Heimath zurückzukehren, um dort im Schoße seiner Familie von dem geringfügigen Ertrage seines Pinsels zu leben.

Ein Zufall riß ihn aus dieser Zurückgezogenheit und erhielt England einen seiner größten Künstler, der Gefahr lief, in Dunkelheit unterzugehen. Auf einem seiner einsamen Spaziergänge, so erzählt man sich, begegnete er der sechszehnjährigen Margaret Burr, die einen so tiefen Eindruck auf den jungen Künstler machte, daß er sie bereits einige Monate nach diesem Zusammentreffen zum Altare führte. Er verließ dann Sudbury und ließ sich in Ipswich nieder, wo sich zuerst die Laufbahn für ihn eröffnete, die ihn zu Glanz und Ruhme führte.

Zog ihn seine innerste Natur zur Landschaft, so versuchte sich unser Künstler doch hier zuerst auch im Portraite und zwar mit so vielem Glück, daß er lange Zeit sich fast ausschließlich dieser Beschäftigung hingeben mußte, die ihn zwar nicht anzog, ihm aber große Vortheile verschaffte; da eine Menge von Leuten, die nicht im Stande waren, die Schönheiten einer Landschaft zu genießen, doch hinlänglich befähigt sich zeigten, ihre eigene Gestalt im Bildniß zu bewundern. Unter diesen letztern befand sich Philip Thicknesse, Gouverneur von Landguard Fort, der sich mit dem Künstler eng befreundete. Da Beide, der Künstler und sein neuer Freund, ziemlich excentrische Naturen waren, so dauerte diese Freundschaft jedoch nur kurze Zeit, und in Folge einer erhaltenen Beleidigung verließ Gainsborough Ipswich und begab sich nach Bath (im J. 1758). Von hier aus verbreitete sich sein Ruf mit zunehmender Schnelligkeit; aber auch hier von dem lästigen Thicknesse verfolgt, der sogar das Ansehen eines Protectors sich zu geben versuchte, floh der Künstler von Neuem und ließ sich in London selbst nieder.

Als Gainsborough sich in London niederließ, war sein Ruf schon fest gegründet, und er zählte bereits unter den größten Männern seines Vaterlandes. Überragte ihn im Portraitfache Sir Joshua Reynolds, so war er dagegen in der Landschaft ohne Rival. Mit Sir Joshua stand er, eine kurze Unterbrechung, durch einen Streit mit der Royal Academy hervorgerufen, ungerechnet, — in stetem freundschaftlichen Verhältnisse. Geister untergeordneter Art, wie Fueßly u. A., verschmähten dagegen nicht, ihn anzugreifen, um auf ihre Art Rache zu nehmen an einer Größe, die ihre geringen Kräfte, sie zu erreichen, verhinderten.

Außer der Malerei beschäftigte auch die Musik unsern Künstler, und man versichert, daß er nicht allein einen feinen Sinn für Musik gehabt habe, sondern daß er auch verschiedene Instrumente mit großer Fertigkeit zu spielen verstand. Seine Zeit war mit großer Regelmäßigkeit zwischen beide Künste getheilt. Er stand sehr früh auf, begann gegen 9 Uhr seine Arbeit und malte mit größtem Fleiß bis 4, 5 Uhr. Er malte stehend in mäßig erleuchtetem Zimmer, und sehr entfernt von seiner Arbeit sich haltend, sodaß er mit Pinseln von ein Paar Ellen Länge malen mußte. Legte er den Pinsel nieder, so griff er zur Harfe, oder Flöte, oder Violine. Er sammelte musikalische Instrumente aller Art, und trieb seine Leidenschaft für die Musik so weit, daß er eins seiner besten Gemälde einem Musikanten schenkte, der ihm eine gefällige und neue Melodie vorgespielt hatte. Er starb am 2. Aug. 1788 in seinem 61. Jahre.

Als Künstler nimmt Gainsborough unter den Malern seines Vaterlandes unstreitig einen der ersten Plätze ein, und einen sehr hohen unter den Künstlern aller Zeiten und aller Länder. Seine Lehrerin war die Natur, sein Führer das Genie. Die Eigenschaft, welche man beim großen Künstler Styl, bei untergeordneten aber Manier nennt, fehlte ihm gänzlich, und grade hierdurch unterscheidet er sich von dem einzigen Rival, den England aufzustellen vermöchte, vom genialen Wilson. R. Wilson idealisirte die Natur. So, wie sie sich dem Auge darbietet, galt sie ihm wenig, sie bot ihm nur die Materialien zu seinen erhabenen dichterischen Schöpfungen. Alles was er Großes, Erhabenes, Schönes, unter dem Himmel sah, das faßte er zusammen zu einem Ganzen, groß, edel, majestätisch. Anders Gainsborough. Aufgewachsen in den Thälern von Suffolk und in stetem Verkehr mit der ihn umgebenden Natur, ist er ganz von ihr durchdrungen. Mit einer kindlichen Naivetät hat er sie in sich aufgenommen und so gibt er auch nur sie wieder, wie sie ist, nur geläutert und verschönt durch sein künstlerisches Genie. Wandelt Wilson die Wege, die vor ihm Claude und Poussin gegangen sind, so folgt Gainsborough den Pfaden der Ruysdael und Wynants, beide vielleicht unbewußt.

In der innigen, tiefpoetischen Auffassung der Natur möchte Gainsborough kaum einem der großen Meister der holländischen Schule weichen, anders aber verhält es sich unter dem Gesichtspunkte der Ausführung, wo das Skizzenhafte, Nachlässige der Behandlung Gainsborough's sehr störend wirkt. Seine besten und gerühmtesten Arbeiten darf man, will man sie genießen, nur aus einer ziemlichen Entfernung betrachten, in der Nähe sieht man Nichts als ein unverständliches Conglomerat von Strichen und Farben. Ohne grade Verehrer einer übertrieben geleckten und feinen Ausführung zu sein, muß man diese Behandlungsweise dennoch als einen großen Mangel bezeichnen. Durch diese mangelhafte Behandlung haben seine Gemälde weit mehr nur den Anschein von der Feinheit der Töne und Übergänge, die man in der Natur und in den Bildern der großen Holländer bewundert, als diese Feinheit selbst. Die Staffage seiner Landschaften ist ebenso glücklich gewählt, als correct von Zeichnung, sodaß man oft nicht weiß, was von beiden man mehr bewundern soll, die Staffage oder die Landschaft.

Zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehören die Landschaften der National Gallery, bekannt unter den Namen: „the market cart“ und „the Watering place“ ein

Bild der Vernon Gallery und eins der Devonshire Gallery.

Im Portrait leistete er ebenfalls Ausgezeichnetes, wenn er auch hierin seinen großen Zeitgenossen, Sir Joshua Reynolds, nur selten erreichte, und sind namentlich die Bildnisse, man könnte sagen gemischter Art, in denen die Landschaft einen sehr wesentlich integrirenden Theil ausmacht, von höchster Bedeutung. Die Zahl seiner Bildnisse ist sehr groß.

Vieles ist nach ihm von verschiedenen englischen Künstlern gestochen worden, und auch von seiner eignen Hand besitzt man eine kleine Zahl von Radirversuchen.

(*H. Weber.*)

Gaiodendron *Don.*, s. Loranthus.

GAIRDNER (Meredith), in England geboren, promovirte 1830 in Edinburgh (Diss. de fontibus calidis), kam dann nach der englischen Besitzung Fort Vancouver am Columbiafluß an der Nordwestküste Nordamerika's, und starb auf der Reise, als er sich von hier wegen seiner Gesundheit nach den Sandwichsinseln begeben wollte, am 26. März 1837. Gairdner ist Verfasser eines Essay on the natural history, origin, compositions and medical effects of mineral and thermal springs. (Edinb. 1832. 12.) Auch erschienen von ihm in The new Edinb. philosoph. Journal zwei Aufsätze: Beobachtungen auf einer Reise von England nach Fort Vancouver, und: Klima von Fort Vancouver, welche in Froriep's Notizen (Bd. 41. 1834. Nr. 886 und Bd. 47. 1836. Nr. 1029) übersetzt sind. (*F. W. Theile.*)

GAIS (Molkencuranstalt). Das Dorf Gais, im Canton Appenzell-Außerrhoden, liegt 2½ Stunden südöstlich von St. Gallen, 1½ Stunde südlich von Trogen, in einem breiten, nach Osten und Südwesten geöffneten Gebirgseinschnitte, 2820 Fuß über dem Meer. Die gesunde Lage des Orts, und nach Autenrieth auch die balsamischen Ausdünstungen der freundlichen Matten, scheinen die Molkencur in Gais so wirksam zu machen. Der Ort zählt 500 Einwohner und enthält einige 40 Wohngebäude, die in der Mehrzahl zur Aufnahme von Curgästen eingerichtet sind; daneben fehlt es nicht an großen Curhäusern. Die Curanstalt besteht seit 1749. Die Molken, welche in Gais getrunken werden, bereitet man mit Hilfe des Kälberlaabs aus Ziegenmilch; sie kommen täglich frisch von den Seealpen in gut verschlossenen Gefäßen, mit einem Temperaturgrade, daß sie sogleich ohne vorherige Abkühlung getrunken werden können. Sie bewirken braungelbe, breiige Stühle, vermehrten Schweiß, stärkeren Harnabgang und Auswurf.

Man benutzt die Molkencur gegen chronische Brustübel (Phthisis tuberculosa und pituitosa), gegen Pfortaderstockungen. Das Trinken beginnt um 6 Uhr Morgens auf ein mit der Glocke gegebenes Zeichen, in viertelstündigen Zwischenräumen trinkt man bis acht, ja selbst bis zwölf Gläser, die ½ Pfund und mehr fassen. Wenn die getrunkenen Molken Verdauungsbeschwerden verursachen, so kann man die Cur doch fortsetzen, indem man sie als Klystir anwendet. Die Curzeit fängt etwa in der Mitte des Junius an und endigt mit dem August.

Einige unbedeutende Mineralquellen in der Nähe von Gais werden wol zur Unterstützung der Cur benutzt. Das Grütibad, eine kleine Viertelstunde vom Dorfe, enthält 40 Badewannen, welche aus drei auf einer feuchten Torfwiese entspringenden Quellen gespeist werden. Das Wasser unterscheidet sich übrigens nur durch größeren Gehalt an kohlensauren Salzen, namentlich an kohlensaurem Kalke, von gewöhnlichem Quellwasser. Das Bad in der Schüssenmühle, eine halbe Stunde vom Dorfe, mit etwa 20 Badewannen, besitzt eine erdige Mineralquelle. Unbenutzt ist die Quelle im Rohr, welche einen röthlichen Schlamm absetzt, und die im J. 1824 entdeckte Quelle in der Au, welche Eisen enthält.

(*F. W. Theile.*)

GAISRUCK, das österreichische Grafengeschlecht. Ortolf von Gaisruck soll der erste gewesen sein, welcher seine Heimathsitze in dem Hochlande von Alemannien aufgab, um in der Steiermark ein neues Vaterland zu suchen. Konrad und Erhard Gaisrucker lebten um 1330—1360. Nicolaus Gaisrucker, aller Folgenden gemeinsamer Stammvater, 1450, starb 1487, und liegt zu Altenmarkt bei Eibiswald begraben. Veit und Siegmund Gaisrucker waren bei dem Aufgebot gegen die Ungarn, 1466. Christoph Gaisruk starb 1564. Georg Karl von Gaisruck, einer der Vertheidiger von Gradiska, hatte sich dem Ausfalle angeschlossen, zu welchem grenzenlose Verachtung des Feindes, der Venetianer, der Hauptmann Francol führte (Febr. 1616), und theilte, nachdem das verwegene Häuflein durch überlegene Streitkräfte eingeschlossen worden, seiner Waffenbrüder Geschick, Francol, Panizoll, der Graf von Ortenburg, Gaisruck, dann 140 Gemeine blieben auf dem Platze. Das Freiherrndiplom, mit dem Prädicat von Buchenstein, erhielt die Familie den 10. Juli 1638, es ist aber die Herrschaft Buchenstein, cillier Kreises, längst in andere Hände übergegangen. Karl Ludwig und Ludwig, Freiherren von Gaisruck, wurden am 7. Sept. 1667, oder aber am 6. Mai 1679 in des heil. röm. Reichs Grafenstand erhoben. Siegmund Ludwig, Freiherr, hatte 1666 die Belehnung um die Herrschaft Erlachstein, cillier Kreises, welcher das Gut Korpula einverleibt, empfangen. Graf Christoph wird 1700 als ständischer Verordneter in Kärnthen genannt. Graf Georg Siegmund, geb. den 24. April 1677, wurde am 20. März 1704 bei Radkersburg von den ungarischen Rebellen getödtet; in demselben Jahre werden Franz Leopold und Georg Christoph genannt, und hat jener die Herrschaft Reifenstein, cillier Kreises, an den Grafen Leopold von Thurn verkauft. Franz Siegmund, Oberst bei Wurmbrand, Infanterie, wurde 1735 zum Generalmajor ernannt, und focht im Laufe desselben Jahres gegen die Franzosen am Rhein, sowie 1737—1739 gegen die Türken. Verwundet in dem Treffen bei Krotzka, 22. Juli 1739, avancirte er im August zum Feldmarschall-Lieutenant. Der Armee zugetheilt, die, nachdem sie vor Prag beschäftigt gewesen, Baiern überschwemmte, 1742, befehligte er die Vorhut. Er nahm nach kurzem Widerstande Deckendorf und Landau, sowie er 1743, die Übergabe der Festung Landau erzwingend, die Unterwerfung von Baiern besiegelte. Von dem an Inhaber eines

Infanterieregiments, Nr. 42, folgte er der Hauptarmee nach dem Rhein, 1744 aber kam er in den Niederlanden, 1745 wiederum in Teutschland zu stehen. General-Feldzeugmeister seit dem 15. Oct. 1745, führte er den Winter hindurch das Commando im Breisgau und am Oberrhein, bis er im Mai 1746 nach dem Haag abging, um dem Feldzuge in den Niederlanden beizuwohnen. In den Schlachten bei Raucoux und Laffeld thätig, befehligte er während der Belagerung von Bergen-op-Zoom ein Reservecorps; vor der Eröffnung des letzten Feldzuges 1748 hatte er sich jedoch in Wien aufgehalten, und an der verbesserten Einrichtung des Commissariats gearbeitet. Am 29. Juni 1754 wurde er zum General-Feldmarschall, und einige Jahre später zum commandirenden General in Slavonien ernannt; k. k. wirklicher Geheimrath war er seit 1750. Er starb 1769 unvermählt. Franz Andreas, ständischer Verordneter in Kärnthen, lebte 1738. Graf Rudolf Karl wurde 1750 Oberst bei Heinrich Daun, Infanterie, und am 22. Jan. 1758 Generalmajor, führte in Gemeinschaft des kurcölnischen Generalmajors von Nagel die Belagerung der Festung Sonnenstein, die er auch, nachdem sie am 6. Sept. 1758 von dem Feinde geräumt worden, zu übernehmen hatte, wirkte zu dem Erfolge bei Maxen, 19—21. Nov. 1759, wurde Feldmarschall-Lieutenant den 20. März 1760, sollte, in Verbindung mit Janus, die wichtige Postirung von Landshut vertheidigen, ohne jedoch gegen die Übermacht, unter Fouquet's Befehlen, sich behaupten zu können, 17. Juni 1760, nahm aber gleich darauf in dem siegreichen Angriff auf Fouquet's verschanzte Stellung, 23. Juni, vollständige Rache, wie ihm denn Laudon, in dem amtlichen Berichte über dieses Ereigniß, das Zeugniß ertheilte, „daß er die ihm aufgetragene Attaque auf das Herzhafteste und Beste ausgeführt habe." Zum Lohn der hierbei bewiesenen Tapferkeit, desgleichen seiner Anstrengungen um den Fall von Glatz herbeizuführen, wurde ihm von Laudon die Hut dieser wichtigen Eroberung aufgetragen, und hat er sich darin behauptet, bis sie laut der Stipulationen des hubertsburger Friedensvertrages am 18. März 1763 geräumt werden mußte. Am 1. Jan. 1771 wurde Rudolf Karl zum General-Feldzeugmeister ernannt, nachdem er bereits 1769 Inhaber des Infanterieregiments Nr. 44 geworden. Er starb 1778 oder 1779. Johann Baptist, Propst zu Unter-Dravburg, und St. Johann am Brückl und Johann Karl kommen beide als ständische Verordnete in Kärnthen vor, jener 1743, dieser 1758. Joseph Karl erscheint als Landesverweser in Kärnthen 1747. Karl Joseph starb den 25. Dec. 1739, seine Witwe, die Gräfin Johanna Christina von Aursberg, den 2. März 1775. Graf Anton erkaufte 1747 die Herrschaft Neumkirchen, V. U. W. W., dann am 29. April 1754 die Herrschaften Eppenstein (mit Weißenthurm) und Farrach, beide im judenburger Kreise; er besaß auch Brunnberg, cillier Kreises, auf dessen Grund und Boden er 1754 das sehr schöne Schloß Neucilli erbaute. Ihn beerbte am 25. Jan. 1761 sein Bruder Johann Karl, der unter dem gleichen Datum als Besitzer der Herrschaft Liebenau mit Pölitschberg, gratzer Kreises, vorkommt. Graf Vincenz, Johann Karl's Erbfolger, seit 1775, verkaufte vor dem 5. Juli 1790 Liebenau, dann Farrach am 15. Juni 1815, und Eppenstein 1816, endlich wol auch die stattliche Herrschaft Neu-Cilli sammt Burg-Cilli, Brunnberg und Schönbühel, erkaufte dagegen, 2. Sept. 1815, die Herrschaft Waasen, gratzer Kreises, die jedoch schon am 22. Juli 1817 veräußert worden ist. Das nämliche Schicksal hatten auch die Herrschaften Erlachstein (1. Dec. 1799) und Schwarzenstein, cillier Kreises, gehabt. Graf Johann Jacob erscheint unter dem 5. Oct. 1767 als Besitzer der Herrschaft Osterwitz, cillier Kreises. Feilhofen, marburger Kreises, besaß von 1777 an Graf Franz Xaver, und wurde diese Herrschaft am 11. Jan. 1804 verkauft. Graf Christian besaß 1790 das Amt Hoheneck und die Hofrainische Gült, beide cillier Kreises. Graf Aloys führte 1834 als Oberst das Dragonerregiment Großherzog von Toscana. Graf Karl Cajetan, geb. zu Klagenfurt den 7. Aug. 1769, Erzbischof von Mailand, Cardinalpriester seit dem 27. Sept. 1824, starb den 19. Nov. 1846. Die Besitzungen in Kärnthen, die Herrschaften Grünfels unweit Gutenstein, Mayrhofen bei Friesach, und Silbereck zwischen Althofen und Guttaring, sind vorlängst in andere Hände übergegangen. (*v. Stramberg.*)

Gaissenia, *Rafin.*, s. Trollius.

GAKENHOLZ (Alexander Christian), auch wol Gackenholz geschrieben, ein in Utrecht promovirter Arzt, wurde zu Anfang des 18. Jahrh. Professor der Anatomie zu Helmstedt, woselbst er aber schon im J. 1717 starb. Er hat sich blos durch eine Reihe von Dissertationen und Programmen bekannt gemacht. In einer seiner Dissertationen stellte er die Behauptung auf, daß man nicht die Blüthen, sondern die Wurzeln der Pflanzen zu ihrer Charakteristik benutzen sollte, welcher Ansicht Leibnitz entgegen zu treten sich veranlaßt fand. Gakenholz machte sich noch um die helmstedter Universität verdient durch ein Legat von 1000 Thalern, zur Anlegung eines botanischen Gartens und daß er sein neuerbautes Haus im Testamente dem jeweiligen Professor der Botanik vermachte. (*F. W. Theile.*)

GALA. Das griechische Wort τὸ *γάλα*, *γάλακτος* (lac, lactis) wird in der medicinischen Terminologie zur Bildung vieler zusammengesetzter Wörter gebraucht, die sich auf das eine oder das andere Verhältniß der Milch beziehen. Dahin gehören: Galactacrasia, unvollkommene Mischung der Milch; Galactacratia, Unvermögen, die Milch zurückzuhalten, Ausfließen der Milch; Galactischesis und Galactoschesis, Milchverhaltung, gehindertes Austreten der Milch; Galactometastasis, Milchversetzung, wenn nämlich die Absonderung der Milch aufhört, und dafür an einem andern Orte eine milchige Absonderung auftritt; Galactometria, Milchmeßkunst, d. h. Prüfung der Milch auf ihre Reinheit und auf ihren Gehalt an einzelnen Bestandtheilen; galactophorus ductus s. lactiferus ductus, ein Ausführungskanal der Milchdrüse; Galactoplania, Verbreitung der ausgetretenen Milch in benachbarte Theile; Galactoplerosis, Überfüllung der Milchdrüsen; Galactopoesis, der Proceß der Milchbereitung in den Milchdrüsen; Galactopyretos, Milchfieber; Galactorrhoea, Milchfluß; Galactotrophia, Ernährung

durch Milch; Galactuchia, das Säugen, eigentlich das Milchhaben; Galacturia, das Milchharnen.

(*F. W. Theile.*)

GALACTIA. Diese Pflanzengattung, aus der letzten Ordnung der 17. Linné'schen Classe und aus der Untergruppe der Phaseoleen der Gruppe der Schmetterlingsblümler der natürlichen Familie der Leguminosen, wurde von Patrick Browne (Jam. p. 298. t. 32. f. 2) so benannt, weil die einzige Art, welche er kannte, Milchsaft enthält (γάλα, γάλακτος, Milch). Char. Der Kelch mit zwei Stützblättchen versehen, vierspaltig, mit fast gleichen, zugespitzten Fetzen; die Corolle aufrecht: der breite Wimpel auf den übrigen Blättchen aufliegend; der Griffel glatt, mit stumpfer Narbe und langer, drehrundlicher, vielsamiger Hülse. Wenn man Cologania *Kunth* mit dieser Gattung vereinigt, so sind einige zwanzig Arten bekannt, welche im gemäßigten und heißen Amerika einheimisch sind als oft kletternde Kräuter oder Halbsträucher mit meist gefiederten Blättern und achselständigen, gewöhnlich traubenförmigen Blüthen. Die Art, welche P. Browne kannte, G. pendula *Persoon* (Syn. II. p. 302, *Ker* Bot. reg. t. 269, Clitoria Galactia *L.*) wächst auf Jamaica und hat schöne rothe Blumen. (*A. Sprengel.*)

GALACTIN, ist ein Körper, den Solli aus dem eingetrockneten Safte des Kuhbaums (Galactodendron utile) erhielt, indem er den verhärteten Saft mit Äther auszog und letzteren sodann verdampfen ließ. Nach vorsichtigem Schmelzen ist das Galactin blaßgelb, zähe, Faden ziehend, perlartig glänzend, in der Kälte hingegen spröde und hart; in Alkohol und Schwefelsäure löst es sich auf, mit Salpetersäure gibt es eine harzähnliche Masse; auch von einer heißen Kalilösung wird es aufgelöst, beim Erkalten aber ungeändert abgeschieden. Seine chemische Zusammensetzung ist noch nicht bestimmt. (*J. Loth.*)

GALACTITES. So nannte Mönch eine Pflanzengattung, welche zu der dritten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Cynareen der natürlichen Familie der Compositae gehört. Char. Der gemeinschaftliche Kelch ist eiförmig und besteht aus dornigen, dachziegelförmig über einander liegenden Schuppen; der gemeinschaftliche Fruchtboden ist mit hinfälligen, sparsamen Borsten besetzt; die Schließfrüchtchen haben am unteren Ende die Keimgrube in der Mitte und ihre federige Krone löst sich in einem Ringe ab. Die einzige bekannte Art, G. tomentosa *Mönch* (Meth. 558. Centaurea Galactites *L.*, Calcitrapa Galactites *Lamarck*, Cnicus Galactites *Loiseleur*) ist ein an sonnigen, unfruchtbaren Küsten des mittelländischen und atlantischen Meeres wachsendes zweijähriges Kraut mit halbgefiederten, dornigen, unten weißfilzigen, oben weißgefleckten Blättern und rothen oder weißen Blüthen. Den Namen hat die Gattung erhalten, weil die Art Milchsaft hat (γάλα, Milch). (*A. Sprengel.*)

GALACTODENDRON utile (Kuhbaum, Palo di vacca oder Palo di leche), ist ein im Süd-Amerika einheimischer, zur Familie der Urticeae gehöriger Baum, der vorzüglich wegen seines Kuhmilch ähnlichen, trinkbaren Saftes bekannt ist. Da dieser Saft, wenn er nach Europa gelangt, wol selten unverändert ist, und verschiedene Sendungen sich auch wol in verschiedener Weise geändert haben mögen, so sind die Resultate der chemischen Analysen sehr abweichend; möglicher Weise kommen aber auch unter demselben Namen Säfte von verschiedenen Bäumen in den Handel. Daß der Saft wirklich einer chemischen Zersetzung unterworfen gewesen ist, beweist die beim Öffnen der Gefäße entweichende Kohlensäure; auch läßt sich durch Destillation eine Säure abscheiden, welche den eigenthümlichen Geruch der Buttersäure besitzt.

Nach früheren Angaben bestehen die Kügelchen, welche dieses milchähnliche Ansehen bedingen, aus Wachs und einer Substanz, die fast noch mehr Ähnlichkeit mit dem Faserstoffe des Blutes, als mit Eiweiß habe; dieser Milchsaft gerinne deshalb nicht sogleich beim Kochen, auch nicht durch Zusatz von Säuren, sondern könne wie die Kuhmilch gekocht werden, wobei sich auf der Oberfläche eine Haut absondere, beim weiteren Abdampfen gerinne hingegen das Eiweiß und scheide sich ab, das Wachs aber werde dann beim Erkalten erhalten. Dieses Wachs ist gelblich-weiß, durchscheinend, löst sich leicht in Alkohol und Ölen, und wird zu Lichtern benutzt, die sehr gut brennen; auch läßt es sich gut verseifen.

Nach neueren, besonders von Marchand angestellten Untersuchungen hingegen enthält die Milch des Kuhbaums kein Wachs, sondern neben Gummi und Zucker zwei Harze und einen Körper, der in mancher Beziehung dem Eiweiß, in anderer dem Caoutchouc nahe kommt. Die beiden Harze lassen sich aus dem eingetrockneten Safte durch Alkohol von verschiedener Stärke und Temperatut ausziehen, und sind in ihrer Zusammensetzung dem Kampheröl ähnlich, indem sie sich auf das Radical C_5H_4 zurückführen lassen. — In Bezug auf den Charakter des eiweiß- oder caoutchoucähnlichen Körpers weichen die Resultate bedeutend von einander ab. Marchand behandelte den eingetrockneten Milchsaft zunächst mit kaltem absolutem Alkohol, dann mit kochendem, wässerigem Alkohol, hierauf mit kochendem absolutem Alkohol, und endlich mit kochendem Wasser; der nach diesen Operationen bleibende Rückstand hatte eine dunkle Farbe, zog zwischen den Fingern Faden, war in obengenannten Reagentien, sowie in Schwefelsäure und Chlorwasserstoffsäure unlöslich, quoll hingegen in Äther auf; mit Kalihydrat zusammengeschmolzen entwickelte er nur eine Spur von Ammoniak; für sich allein auf Platinblech schmelzend, gab er einen Geruch, ähnlich dem des schmelzenden Caoutchoucs, und verbrannte mit stark rußender Flamme. Nach Marchand ist die Zusammensetzung dieses Körpers: $C_{40}H_{33}O_3$ oder $8(C_5H_4) + HO + O_2$.

Abweichend von Marchand's Untersuchungen fand Heintz einen Körper, der sich in Kalilauge vollständig löste, sehr stickstoffhaltig war, und, nach seinem ganzen Verhalten zu schließen, durch Zersetzung einer proteïnhaltigen Substanz entstanden zu sein schien. (*J. Loth.*)

GALACTOMETER oder GALACTOSKOP. Mit diesem Namen bezeichnet man Instrumente, welche dazu dienen sollen, die Quantität der Butter und des Käsestoffes, welche in einem gewissen Maße Milch enthalten

ſind, zu erfahren, um ſich gegen Betrügereien, namentlich gegen das Verſetzen der Milch mit Waſſer, ſchützen zu können. Jedoch haben alle dieſe Beſtimmungen ſehr wenig Werth, weil verſchiedene unverfälſchte Milchſorten dieſelben Beſtandtheile in verſchiedener Quantität enthalten, und weil ſie nicht die procentiſche Zuſammenſetzung der Milch angeben, ſondern nur Vergleiche mit einer als Norm angenommenen Milch zulaſſen. In Bezug auf die Beſtimmung der Größe des Nährungsvermögens haben dieſe Methoden auch in ſofern wenig Gültigkeit, als ſie die relativen Mengen der einzelnen Beſtandtheile, namentlich Käſeſtoff, Butterfett und Milchzucker, entweder nicht einzeln herausſtellen, oder ſich nur auf einen einzigen Beſtandtheil beſchränken. Die bis jetzt empfohlenen Methoden ſind folgende:

Laſſaigne beſtimmte das ſpecifiſche Gewicht von guter unverfälſchter Kuhmilch, und fand es bei einer Temperatur von 12,5° als 1,038; dieſelbe Milch in dem Verhältniſſe von 75 : 25 Theilen mit Waſſer verſetzt, hatte ein ſpecifiſches Gewicht von 1,021, und in dem Verhältniſſe von 66⅔ : 33⅓ mit Waſſer gemiſcht, ein ſpecifiſchees Gewicht von 1,020. Hingegen gibt Laſſaigne ſelbſt zu, daß Milch von derſelben Kuh bei ganz gleicher Fütterung während 6 Wochen verſchiedene Dichtigkeit zeigte und verſchiedenen Gehalt an Rahm und Waſſer beſaß. Folgende Tabelle, für welche die Beſtimmungen des ſpecifiſchen Gewichts bei einer Temperatur von 12,5° vorgenommen ſind, wird dieſe Verhältniſſe veranſchaulichen; hierbei ſind die Meſſungen jedes Mal nach Verlauf von zehn Tagen angeſtellt.

Specifiſches Gewicht der Milch.	Waſſergehalt in 100 Theilen.	Rahmgehalt in 100 Theilen.
1,035	87,2	12,2
1,038	85,9	11,2
1,033	88,6	6,2
1,031	89,1	10,7
1,041	87,5	5,7

Dieſe Tabelle zeigt zugleich, daß eine Milch von bedeutendem Rahmgehalt, da das ſpec. Gewicht des Waſſers größer iſt, als das der im Rahm enthaltenen Butter, ein geringeres ſpec. Gewicht zeigen kann, als eine weniger fette, und daß alſo durch dieſe Meſſungen die Güte der Milch keineswegs dargethan wird.

Chevallier und Henry bedienen ſich zur Beſtimmung des ſpec. Gewichts der Milch, nachdem ſie den Rahm abgenommen haben, eines Aräometers, an deſſen Skala der Punkt, bis zu welchem das Aräometer in guter, unverfälſchter Milch einſinkt, durch einen gefärbten Strich hervorgehoben iſt; übrigens iſt das Aräometer in Grade eingetheilt. Dadurch wird zweckmäßiger als durch das oben genannte Verfahren der Gehalt an Käſeſtoff und Milchzucker beſtimmt: Die Quantität des Fettes meſſen Chevallier und Henry, ſowie Jones, dadurch, daß ſie die Milch in verticale graduirte Glasröhren bringen, und aus der Höhe der nach einiger Zeit ſich abſcheidenden Rahmſchicht den relativen Buttergehalt beſtimmen. Gegen dieſes Verfahren läßt ſich hingegen einwenden, daß die Höhe der Rahmſchicht ſich während des Verſuches ändert, und daß die ſonſtige chemiſche Zuſammenſetzung der Milch ſehr viel Einfluß auf die Zeit äußert, während welcher ſich der Rahm abſondert; namentlich wird dieſe Abſonderung bei wäſſeriger Milch bedeutend ſchneller ſtattfinden.

Ein anderes Galactometer iſt von Donné vorgeſchlagen, gründet ſich aber auf die falſche Annahme, daß nur die Milchkügelchen den wahren, weſentlichen Gehalt der Milch ausmachen; dieſe Milchkügelchen bewirken die Undurchſichtigkeit, aus deren Größe Donné die Güte der Milch beſtimmt. Zu dieſem Behufe ſchließt er Milch in den Raum zwiſchen zwei ebenen Gläſern ein, welche in cylindriſchen Faſſungen ſtehen, ſodaß die Gläſer ſich durch Drehung dieſer Faſſung in einem ſehr feinen Schraubengewinde mehr oder weniger nähern laſſen, und daß man durch die Größe der Drehung ein Maß für die Annäherung der beiden Gläſer hat. Durch die zwiſchen den Gläſern befindlichen Milchſchicht beobachtet man nun ein Kerzenlicht, bis die Spitze deſſelben anfängt ſichtbar zu werden. Je mehr Milchkügelchen nun die Milch enthält, deſto undurchſichtiger muß ſie ſein, und deſto dünner muß die Schicht ſein, durch welche man einen beſtimmten Gegenſtand erkennen will.

Ein zweckmäßigeres Verfahren, die Güte der Milch zu beſtimmen, gründet ſich auf die Erfahrung, daß Käſeſtoff und Butter, vornehmlich ſobald ſie gelind erwärmt werden, ſich durch Galläpfeltinctur vollſtändig niederſchlagen laſſen. Simon, der dies Verfahren vorgeſchlagen hat, beſtimmt nun die Quantität einer Galläpfeltinctur von beſtimmter Stärke, welche zur Füllung eines beſtimmten Maßes der als Normalmilch angenommenen Milch nöthig iſt, und vergleicht hiermit die für andere Milchſorten nothwendigen Quantitäten Galläpfeltinctur. (*J. Loth.*)

GALACTOPHAGI, *Γαλακτοφάγοι*, zuſammengezogen *Γλακτοφάγοι*[1]). Milcheſſende, Milcheſſer, wird von Homer (Il. XIII, 6) wahrſcheinlich als Beiwort gebraucht, nämlich in folgender Verbindung: Als nun Zeus die Troer und Hektor'n an die Schiffe getrieben hatte, ließ er ſie bei denſelben Arbeit und Mühſal ohne Unterlaß haben; er ſelbſt wandte wieder ſeine ſtrahlenden Augen

νόσφιν ἐφ' ἱπποπόλων Θρηκῶν καθορώμενος αἶαν

1) Gebildet aus *γάλα*, Genitiv *γάλακτος*, Milch, und *φάγειν*, nach der Analogie von Anthropophagi, Lotophagi, Ichthyophagi u. ſ. w. Bei Homer kommt Il. II, 421. XVI, 643 auch *γλάγος*, ebenfalls Milch, vor. Nach Bopp (Gloss. Sanscrit. 1086) iſt mittels des Wechſels zwiſchen L und D lac, lactis aus dem ſanſkritiſchen duyha, dukta gebildet, und *γάλα*, *γάλακτος* iſt eine Zuſammenſetzung, deren erſter Theil einen Überreſt des uralten ſanſkritiſchen gâ, Kuh, enthält; die Nomaden haben ihre Milch *γά-λακτ*, Kuhmilch, genannt, weil ſie ſie vorzugsweiſe aus der Kuh gemolken; allmälig ſei das verkürzte und unverſtandene *γάλα* auf jede andere Milch angewandt worden. Vergl. Jac. Grimm, Geſchichte der teutſchen Sprache. 2. Bd. S. 999, welchen dieſe ſcharfſinnige Worterklärung um ſo mehr anſpricht, je mehr ſie durch die Analogie der Bildung des Ausdruckes *βοίτυπον* unterſtützt wird; ſ. denſelben S. 1002 fg. Eine andere Zuſammenſetzung iſt: *γαλακτοπότης*, *ὁ γάλα πίνων*, Milch trinkend.

Μυσῶν τ' ἀγχεμάχων, καὶ ἀγαυῶν Ἱππημολγῶν[2]),
γλακτοφάγων, Ἀβίων τε, δικαιοτάτων ἀνθρώπων,

abſeits auf das Land der mit Roſſen umgehenden Thraker, der nahe kämpfenden Myſer und der bewunderungswürdigen Hippomolgen (Pferdemelker), der Milcheſſenden, und ärmlich (ohne großen Haushalt) lebenden[3]) gerechteſten Menſchen herabſchauend. So nimmt ein Theil der neuern das *ἄβιοι* als ein Beiwort, die Alten aber und ein Theil der Neueren als den Namen einer ſkythiſchen Völkerſchaft, denn Curtius (Lib. VII, 6) ſagt: Legati deinde Abiorum Scytharum superveniunt; liberi ex quo decesserat Cyrus; tum imperata facturi. Justissimos barbarorum constabat: armis abstinebant nisi lacessiti: Libertatis modico et aequali usu, principibus humiliores pares fecerunt. Dieſes Lob iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach aus ihrem Namen, welcher ſich durch nicht Gewaltthätige oder Bogenloſe, Waffenloſe erklären läßt, und aus Homer genommen, wie Arrianus (V, 1, 1) veranſchaulicht, welcher von den Abiern ausdrücklich ſagt: quos et Homerus justissimos mortalium appellans, in suo opere laudat. Auch andere, namentlich Ammianus und Euſtathius zu Homer, behandeln den Ausdruck *ἄβιοι* als ein nomen proprium, nicht als epitheton. Doch bemerkt Euſtathius dabei, daß *ἄβιοι* in der griechiſchen Bedeutung von lange Lebenden genommen worden ſei, ſo wie es auch lateiniſche Überſetzungen des Homer durch longaevi wiedergeben. Hiernach nimmt man (z. B. Karamſin, Geſchichte des ruſſiſchen Reichs. I, 1. Not. 3) an, daß die von Homer genannten Abier die Macrobier (Langleber) des Pſeudo-Orpheus ſeien. Heſychius nimmt auch *ἀγαυοὶ* für einen Eigennamen *Ἀγαυοὶ*, und man kann dann *ἱππημολγοὶ* und *γλακτοφάγοι* als Beiwörter anſehen. Doch dieſes würde weit von der Meinung der griechiſchen Sprach- und Alterthumsforſcher und Geographen entfernt ſein, welche auch *γλακτοφάγοι* als einen Eigennamen *Γαλακτόφαγοι* annehmen. Strabon (VII, 1) da, wo er davon handelt, daß Homer in der oben angeführten Stelle nicht die Myſier in Aſien, ſondern die Myſier (Möſier) in Europa verſteht, ſagt, nachdem er von der Richtung des Geſichtes des herabſchauenden Zeus die nöthigen Bemerkungen gemacht, weiter: dazu komme als Beſtätigung, daß er mit ihnen die Hippomolgen, Galactophagen und Abier zuſammenſtelle, welches die auf Wagen wohnenden Skythen und Sarmaten ſeien; denn jetzt ſeien dieſe Völker ſammt den Baſtarnen mit den Thraciern vermiſcht; mehr mit denen jenſeit, aber doch auch mit denen diesſeit des Iſters (der Donau) und mit dieſen auch die keltiſchen Völker, die Bojer, Scordisker und Tauriſker. Poſidonius ſagt, die Myſier enthalten ſich alles Lebendigen aus Frömmigkeit, daher auch alles Zuchtviehes, deswegen heißen ſie Gottesfürchtige und Rauchwandler[4]) (im Rauche Wandelnde). Es gebe auch einige Thrakier, welche ohne Weiber leben, und welche ſie Kriſten nennen; dieſe werden für ſehr heilig gehalten, und leben ohne Gefahr. Dieſe alle bezeichne der Dichter überhaupt durch die Namen:

— — — — — καὶ ἀγαυῶν Ἱππημολγῶν
Γλακτοφάγων, Ἀβίων τε, δικαιοτάτων ἀνθρώπων.

Abier nenne er ſie hauptſächlich, weil ſie ohne Weiber leben, indem er das eheloſe Leben für ein halbes halte, wie er auch das Haus des Proteſilaus, weil es ſeiner Weiber beraubt war, ein halbfertiges nenne. Gegen dieſe Anſichten des Poſidonius tritt Strabon mit Folgendem in die Schranken: es könne das nicht gelten, daß ſie hauptſächlich wegen ihres eheloſen Lebens, und nicht, weil ſie ohne Hausweſen waren und auf Wagen ihr Leben zubrachten, Abier genannt worden ſeien, und da die meiſten Vergehen in Folge von Verträgen und wegen der Werthſchätzung des Geldes ſtattfänden, ſo ſeien ſie wol deswegen die gerechteſten genannt worden, weil ſie für ihre einfache Lebensart wenig bedürfen; indem auch die Philoſophen, welche die Mäßigkeit neben die Gerechtigkeit ſetzen, die Genügſamkeit und Einfachheit ſich zu eigen zu machen geſucht, ſodaß einige aus Übertreibung in den Cynismus gerathen ſeien. Daß ſie aber ohne Weiber leben ſollen, dies anzunehmen, ſei kein Grund vorhanden, namentlich bei den Thrakiern, und unter dieſen bei den Geten. Strabon handelt nun zunächſt von der Vielweiberei derſelben, und dem Zamolxis, und kommt dann wieder auf die Skythen. Von dem, was die Galactophagen betrifft, bemerken wir Folgendes: Ephorus, nachdem er in dem vierten Buche ſeiner Geſchichte, welches Europa überſchrieben ſei, dieſen Welttheil bis zu den Skythen durchgegangen habe, ſage am Ende, es ſei die Lebensart der Sarmaten von der Lebensart der übrigen Skythen verſchieden; denn dieſe ſeien roh, ſodaß ſie ſogar Menſchen eſſen; jene enthielten

2) Aus *ἵππος*, Roß, und *ἀμέλγειν*, *ἀμέργειν*, mulgere, lettiſch milzti, melken, gebildet. Vgl. das ſanſkritiſche mridsch, abstergere, mulcere. Milch lautet im Althochteutſchen Miluh, goth. Miluks, angl. Meoloc, meolc (engliſch Milk), frieſiſch Melok, altnordiſch Miölk, ſchwediſch mjölk, däniſch Melk (bei den Lappen Melke, Milke), altſlawiſch Mljeko, ſerbiſch Mljeko, wendiſch mloko, lüneburgiſch-wendiſch Melauka, böhmiſch, ſlowakiſch, polniſch mleko, ruſſiſch moloko. 3) Das *ἄβιος* wird dreifach abgeleitet, und bei dieſen Ableitungen finden wieder verſchiedene Auslegungen ſtatt: 1) welches die gewöhnlichſte Ableitung iſt, von *βίος*, Leben, a) *βίος*, Lebensunterhalt, alſo *ἄβιος*, ohne Lebensunterhalt, dürftig, oder wird das *ἀ* nicht als privativ, ſondern als den Sinn verſtärkend genommen, mit vielem Lebensunterhalt, alſo hier in Beziehung auf die Hippomolgen, keinen Mangel an Stutenmilch habend, ihre Nahrung ohne große Arbeit gewinnend, b) von *βιός*, in der Bedeutung von Leben, Lebenskraft, *ἄβιος*, lange lebend; 2) von *βιός*, Bogen, alſo *ἄβιος*, ohne Bogen, Waffen, welches der idealiſchen Auffaſſung der Hippomolgen auch entſpricht, oder 3) von *βία*, Gewalt, *ἄβιοι*, keine Gewalt anwendend, nicht gewaltthätig.

4) *καπνοβάται*, welches Holſtein (ad *Steph.* 29) in *καπνοπάται*, Raucheſſer, Rauchzehrer, Rauchleber (von Rauche Lebende), verbeſſern zu müſſen geglaubt. Dieſe angebliche Verbeſſerung hat vielen Beifall gefunden. Man nimmt an, ſie ſeien Raucheſſer von den immerwährenden Opfern genannt; doch auch bei dieſer Deutung gibt *καπνοβάται* denſelben Sinn. Rauchwandler, im Rauche Wandelnde, hießen ſie aber aller Wahrſcheinlichkeit nach deshalb, weil ſie als ſolche, deren Hauptnahrung Milch und das aus derſelben Erzeugte war, viel auf Viehzucht hielten, und nicht nur von ihrem Zuchtvieh keins ſchlachteten, ſondern auch, wie die Lappländer in Beziehung auf ihre Rennthiere noch heute thun, ihr Vieh durch Rauch vor den Anfällen der Inſekten ſchützten, vornehmlich, wenn ſie daſſelbe melken. Sie ſelbſt wurden daher auch von Rauch umgeben, und konnten Rauchwandler genannt werden.

ſich alles Lebenden. Andere Schriftſteller, ſage er (Ephorus), reden über ihre Rohheit, weil ſie den erſchütternden Eindruck kennen, den das Schreckliche und Außerordentliche macht. Sie hätten aber das Gegentheil ſagen und durch Beiſpiele darthun ſollen; daher wolle er ſelbſt von denen reden, welche die gerechteſten in ihrer Lebensart ſeien. Denn, ſage er (Ephorus), es gebe gewiſſe nomadiſche Skythen, die ſich von Pferdemilch nähren, und durch Gerechtigkeit ſich vor allen auszeichnen; deren auch die Dichter erwähnen. Homer ſage, Zeus ſchaue das Land der

Galaktophagen, der Abier auch, der gerechteſten Menſchen.

Und Heſiodus in der ſogenannten Erdbeſchreibung ſage, Phinnus ſei gejagt worden: In das Land der Milcheſſenden, die auf Wagen ſich Häuſer errichten. Hierauf gebe er (Ephorus) die Urſache an, warum ſie ſo gering und ohne Gelderwerb leben, ſo rechtſchaffen ſich gegen einander betragen, weil ſie nämlich alles gemeinſchaftlich haben, Weiber, Kinder und Verwandte; und warum ſie von außen her unüberwindlich ſeien, weil ſie nichts haben, um deſſen willen man ſie unterjochen könnte. Er führe auch eine Stelle aus Chörilus an, der in ſeinem Gedicht von dem Übergang über die Brücke, welche Darius ſchlagen ließ, ſage

Lämmerweidende Saken, vom Stamme der Skythen, bewohnten Aſia's Weizengefild. Sie waren ein Zweig der Nomaden Rechtlich lebender Menſchen [5]).

Nachdem Strabon weiter das angeführt hat, was Ephorus von den Skythen ſagt, und gezeigt hat, daß die Töpferſcheibe keine Erfindung des Anacharſis ſei, fährt er (Strabon) fort: er habe zeigen wollen, daß es allgemeine Annahme ſei, daß diejenigen Nomaden, welche am weiteſten von andern Menſchen entfernt ſeien, von Milch leben, arm und gerecht ſeien, daß dies jedoch keine Erfindung von Homer ſei. Über die Myſier, die bei Homer vorkommen, müſſe ſich Apollodor auch erklären, ob er glaube, auch dieſe ſeien eine Erfindung, wenn der Dichter ſage: nah kämpfende Myſer und bewunderungswerthe Hippomolgen. Keine Erfindung iſt, was Homer von dieſen Galactophagen ſagt, nicht, aber er ſtellt ſie dar, wie ſie in der verſchönernden Sage zu ſeiner Kunde gekommen waren, und faßt ſie nur in dieſer Beziehung auf. Strabon bemerkt, indem er ſeine und des Poſidonius Meinungen mit denen der Gegner des Eratoſthenes und des Apollodorus vergleicht, ſie ſagen, Homer erwähne keiner Skythen, nicht ihrer Grauſamkeit gegen Fremde, die ſie ſchlachten und verzehren und deren Schädel ſie als Trinkſchale gebrauchen, weswegen auch der Pontus den Namen des unwirthbaren erhalten habe; dagegen fable er (Homer) [6]) von herrlichen Hippomolgen, Galactophagen und Abiern, den gerechteſten der Menſchen, welche es nirgends gebe. Wie haben aber, fragt Strabon dagegen, die Älteren den Pontus unwirthbar nennen können, wenn ſie nicht die Rohheit und die Völker gekannt, die ſie hauptſächlich ausgeübt, welches eben die Skythen ſeien. Und ſeien die jenſeit der Myſier, Thrakier und Geten gelegenen Völker keine Hippomolgen, Galactophagen und Abier? Sie leben doch auch jetzt noch auf Wagen [7]), heißen Nomaden und nähren ſich von Heerden, Milch und Käſe, vornehmlich von Pferdekäſe. Das Schätzeſammeln und den Kleinhandel kennen ſie nicht, ausgenommen Waare um Waare. Wie ſolle alſo der Dichter die Skythen nicht gekannt haben, da er einige Hippomolgen und Galactophagen nenne. Daß man ſie aber damals Hippomolgen genannt, bezeuge auch Heſiodus in den von Eratoſthenes angeführten Worten: Lygier und Äthiopen und pferdemelkende Skythen (Σκύθας ἱππημολγούς). Und ſei es ein Wunder, daß er (Homer), da bei uns, fährt Strabon fort, mit der Erweiterung des Handelsverkehrs auch die Betrügerei zugenommen hat, diejenigen bewunderungswürdig und die allergerechteſten nennt, welche am wenigſten Handelsverkehr und Geldgeſchäfte treiben, ſondern Alles, nur nicht Schwert und Becher gemeinſchaftlich haben, ſogar nach Platoniſcher Lehre, Weiber und Kinder? Auch Äſchylus ſtimmt augenſcheinlich mit dem Dichter überein, wo er von den Skythen ſagt: Skythia's gerechtes, pferdekäſeſpeißend Volk. Dieſe Meinung von ihnen herrſcht noch jetzt bei den Griechen. Denn wir, ſagt Strabon weiter, halten ſie für die einfachſten und argloſeſten Menſchen, und für viel ſparſamer und genügſamer, als wir ſind u. ſ. w. Weiter unten bemerkt Strabon von den Roxolanen: „Die Zelte der Nomaden ſind dicht, und über die Wagen geſpannt, auf denen ſie leben. Um die Zelte herum ſind die Heerden, von deren Milch, Käſe und Fleiſch ſie leben. Sie ziehen den Weideplätzen nach, indem ſie ſich grasreiche Gegenden ausſuchen, im Winter leben ſie an den Sümpfen um die Mäotis, im Sommer auf dem ebenen Lande. Wiederholt wird des Käſes, und vornehmlich des Pferdekäſes gedacht. Ob aber in Beziehung auf die Galactophagen τύρος in der eigentlichen, gewöhnlichen Bedeutung zu nehmen, macht Plinius zweifelhaft, denn er ſagt Lib. XI, 97: Mirum barbaras gentes, quae lacte vivunt, ignorare aut spernere tot seculis casei dotem, densantes id alioqui in acorem jucundum et pingue butyrum: spuma id est lactis, concretiorque, quam quod serum vocatur. Non omittendum in eo olei vim esse et barbaros omnes, infantesque nostros ungui. Auch von den Germamen ſagt Tacitus (Germ. 23) nicht, daß ſie Käſe gegeſſen, ſondern drückt ſich aus: Cibi simplices: agrestia poma, recens fera, aut lac concretum,

5) Krüger, Strabon's Geographie. überſetzt. 5. Bdchn. S. 570. 6) Weiter oben ſagt Strabon im Betreff der Behauptung des Eratoſthenes, welcher Poſidonius beitrete, daß Homer und andere ältere Dichter zwar wol die griechiſchen Sachen, aber außerhalb Griechenlands aus Unkunde weiter Wege und Schiffahrt gar Nichts gewußt hätten. Von den ungefähr 40 Flüſſen, welche ſich in den Pontus ergießen, nenne er (Homer) nicht einmal einen von den allerbekannteſten, z. B. den Iſter, Boryſthenes, Hypanis, Phaſis, Thermodon, Halys. Auch der Skythen erwähne er nicht; alle ſeien ihm herrliche Hippomolgen und Galactophagen, und Abier.

7) Vgl. den Horatius, welcher auch von den Skythen ſagt: Quorum plaustra vagas rite trahunt domus. *Justinus*, Hist. Lib. II. C. 2, da, wo er von den Skythen handelt: Hominibus inter se nulli fines, neque enim agrum exercent: nec domus illis ulla, aut tectum, aut sedes est, armenta et pecora pascentibus, et per incultas solitudines errare solitis. Uxores liberosque secum in plaustris vehunt, quibus, coriis, imbrium hiemisque causa tectis pro domibus utuntur.

also geronnene Milch. Nach Hippokrates soll βούτυρον, Butter, ein skythisches Wort sein. Aber dieses ist es wol blos seiner Bedeutung nach, nicht seinen Wurzelwörtern nach, denn sonst müssen wir auch βοῦς, Rind, und τύρος, Käse, als skythische Wörter annehmen. Man muß daher βούτυρον als eine Übersetzung aus dem Skythischen ansehen, und dieses annehmen, daß die Griechen die Butter erst von den Skythen haben kennen lernen. Die Butter ist aber nach der Kuh genannt, weil die Kuhmilch die geeigneteste zum Buttermachen ist. Wenn ein Neuerer bemerkt [8]), daß die Sitte eines Theiles dieser Steppenvölker, die Rosse zu melken (welche Göbel bei den Kirgisen, Tataren und Kalmücken bemerkt habe), und aus der Milch der Stuten ein angenehmes Getränk (Kumis) zu bereiten schon dem alten Homer (Il. XIII, 5) bekannt gewesen, er nenne diese Völker deshalb Hippomolgen und Galactophagen (Stutenmelker und Milchfresser) [9]), so geht dieses aus den genannten Ausdrücken keineswegs hervor, sondern nur dieses, daß sich diese durch Hippomolgen, Galactophagen bezeichneten Nachbarn der Mysier von Milch, und vornehmlich von Pferdemilch [10]) genährt. Sowie auch Justinus (Lib. II. Cap. 2) von der Nahrung der Skythen sagt: lacte et melle vescuntur. Hätte Homer die Skythen durch Kumistrinker bezeichnen wollen, so hätte er sie nicht γλακτόφαγοι (Micheſſer), sondern γλακτοπόται (Milchtrinker) genannt. Sowie Columella (Lib. VII. Cap. 2) da, wo er von dem Nutzen der Schafe handelt, sagt: Tum etiam casei lactisque abundantia non solum agrestes saturat, sed etiam elegantium mensas jucundis et numerosis dapibus exornat. Quibusdam vero nationibus frumenti expertibus victum commodat, ex quo Nomadum Getarumque plurimi γαλακτοπόται dicuntur. (*Ferdinand Wachter.*)

GALACTOPOEA, GALACTOPOETICA, auch wol GALACTOPHORA (milchmachende Mittel), heißen einige Arzneimittel, die in besonderer Beziehung zu den Milchdrüsen stehen, wie der Fenchel. Die besten milchmachenden Mittel aber sind kräftige Speisen und Getränke und eine gesundheitsgemäße Lebensweise.

(*F. W. Theile.*)

8) Fr. Kruse, Analyse der Karte von der Kirgisensteppe zwischen der Wolga und dem Ural, nebst historischen Anmerkungen über den frühern Zustand dieser, sowie der benachbarten Steppengegenden zwischen dem Don und der Wolga, insonderheit zu den Zeiten der Griechen und Römer, bei Göbel, Reise in die Steppen des südlichen Rußlands. 2. Th. 9. Abschn. S. 366. 9) „Auch Hesiodus," fährt Kruse fort, „kennt die roßmelkenden Skythen" (Σκύθας ἱπποπάλγους. Strabo p. 300), und Äschylus erwähnt: „des Stutenkäses Zehrer sittiges Skythenvolk." Aber auch hieraus geht hervor, daß die Hellenen die Skythen als Erzeugnisse aus der Stutenmilch Speisende kannten; nicht aber läßt sich daraus beweisen, daß sie auch schon damals ein berauschendes Getränk (Kumis) aus der Stutenmilch bereitet haben. 10) „Jetzt nennen," bemerkt Kruse S. 366. 367, „die Kalmücken die Pferdemilch Tschigan, und nur die Reicheren genießen diese nach Zwick (Die Gräber in den kaukasischen, Don- und Wolgagegenden, in Dorpater Jahrbüchern V, IV. S. 22 u. 25), während die Ärmeren sich mit gesäuerter Kuhmilch behelfen. Der Tschigaitschi oder Stutenmelker ist aber ein höherer fürstlicher Diener. Stutenkäse, welcher aus dicker Pferdemilch, die man auf Filz ausgebreitet, gemacht wird, lernt man aus Parrot (Reise nach dem Ararat S. 15) kennen.

GALACTORRHOEA, (Milchfluß, Milchruhr.) Die Milch kann während des Säugungsgeschäfts in zu reichlicher Menge abgesondert werden, oder die Milchabsonderung kann sich dauernd erhalten, wenn auch das Kind gar nicht gesäugt wird, oder wenn es bereits entwöhnt wurde. In beiden Fällen bezeichnet man den Zustand der Brüste als Galactorrhoe (von τὸ γάλα. die Milch, und ῥέω, ich fließe.) Dieser Milchfluß kann die Gesundheit untergraben und durch Abzehrung selbst zum Tode führen.

Im Allgemeinen wird das Leiden ohne Schwierigkeit erkannt werden können, zumal wenn es bei schwächlichen, reizbaren Frauen vorkommt. Die Brüste sind fortwährend angeschwollen und turgescirend, die Warzen springen stark vor, sind auch wol geröthet, die Milch entleert sich während des Säugens in solcher Menge, daß sie dem Kinde zum Theil wieder aus dem Munde läuft, und außer der Säugungszeit tröpfelt sie freiwillig aus, und durchnäßt die Kleider. Bei solch übermäßigem Säfteverluste stellt sich früher oder später eine Reizbarkeit des Nervensystems ein (Schwindel, Mattigkeit, Neigung zum Schwitzen), das Gesicht wird blaß, die Kräfte nehmen ab, es beginnt Abmagerung. Dazu kommt weiterhin ein Ziehen in den Gliedmaßen, Druck und Stiche im Rückgrathe und in der Brust. Hält der Säfteverluſt noch länger an, so stellt sich ein lentescirendes Fieber ein mit trocknem Husten, weiterhin mit eiterigem Auswurfe, mit einem Worte eine vollständige Abzehrung (Tabes lactea s. nutricum, Atrophia lactantium). — Von selbst versteht es sich, daß das einmalige Ausfließen der Milch aus den gefüllten Brüsten nicht sogleich als Galactorrhoe bezeichnet werden darf. Es kommt auf die Dauer dieser copiösen Absonderung, auf die individuelle Constitution, auf das Gesammtbefinden der Frau während des andauernden Verlustes an.

Die Galactorrhoe läßt sich im Allgemeinen ohne Schwierigkeit beseitigen, wenn sie nicht schon zu lange anhielt, daß sie ein habituelles Übel geworden ist, und wenn nicht das Fieber schon zu intensiv oder anhaltend geworden ist. Ihr nachtheiliger Einfluß auf die Gesundheit beruht hauptsächlich auf der erschöpfenden Consumtion der nährenden Säfte, nicht aber in einer qualitativen Umänderung derselben. Indessen nahm allerdings J. Frank eine Verwandtschaft der Galactorrhoe mit der Harnruhr an.

Die Behandlung verlangt, wenigstens bei sehr stark entwickelter Galactorrhoe, vor allem auch das allmälige Aufhören des Säugungsgeschäftes, damit der äußere Reiz beseitigt wird, welcher die normale Milchabsonderung unterhält; dabei kann es vortheilhaft sein, kalte Waschungen der Brüste, der Oberarme zu verordnen, um die erschlafften Theile zu stärken. Gleichzeitig müssen aber ableitende Potenzen einwirken, und diese sind am natürlichsten auf das den Milchdrüsen consensuell so innig verbundene Organ, auf den Uterus, zu richten. Die im Wochenbette erloschene Uterinthätigkeit muß durch Fomentationen, lauwarme Umschläge auf die Genitalien, oder selbst Injectionen in die Mutterscheide wieder geweckt

werden, daß sich die Menstruation einstellt. Gelind abführende Mittel, wenn die Kräfte nicht bereits gesunken sind, Beförderung der Hautthätigkeit, werden ebenfalls die erhöhte Thätigkeit der Milchdrüsen antagonistisch herabstimmen. Bei sehr gesunkenen Kräften müssen auch wol China, Wein, Eisen und andere Tonica zu Hilfe genommen werden. (*F. W. Theile.*)

GALACTURIA (Milchharnen). Medicinische Schriftsteller erwähnen nicht selten die Entleerung eines milchigen Harnes. Daß aber wahre Milch mit dem Harne ausgeschieden werde, etwa in einem Falle, wo die Milch in den Milchgängen zurückgehalten, und von den auffaugenden Gefäßen aufgenommen wird, das ist sehr unwahrscheinlich (s. Robert Willis, Die Krankheiten des Harnsystems; übersetzt von Heusinger. [Eisenach 1841.] S. 194). Der sogenannte milchige Harn ist wol im Allgemeinen nichts Anderes, als ein von vielem beigemischten Eiter graulich oder weißlich getrübter Harn. (*F. W. Theile.*)

GALÄGIA, *Καλαίγια*, eine Stadt in Germanien, die Ptolemäus unter 37° 30′ L. und 52° 20′ Br. zehn Meilen nordöstlich von Argelia setzt. Mannert setzt den Ort an den Zusammenfluß von Elbe und Saale, Andere verstehen Halle an der Saale und bringen die erste Sylbe mit *ἅλς* in Verbindung. Reichardt, der Argelia entschieden für Egeln nimmt, erklärt Galágia für Gardelegen, namentlich vom Gleichklange der Namen geleitet. (*Daniel.*)

Galago, s. Otolicnus.

GALAM oder GHALAM[1]), ein Staat im östlichen Senegambien. Er grenzt im Norden an den Senegal (der hier 150 geographische Meilen von der Mündung entfernt ist) und Futa-Damga, im Westen an Futa-Damga (Grenze der Marigot N'Guerere), südlich an Bondu und Bambuk, östlich an Bambuk und Kasson. Da, wo der Senegal aus den Gebirgen des Innern heraustritt und in den Katarakten von Govima und Feluh die letzten entgegenstehenden Ketten durchsetzt, schließt sich, als Übergang zum Niederlande, eine pittoreske, liebliche Hügellandschaft an, welche der schöne Fluß in vielen Krümmungen durchfließt. Das ist Galam. Den Hauptstamm der Bevölkerung bilden die Serrawulli (so bei Golberry und Mungo Park) oder Sarrakolets (bei Raffenel), ein Muhammedanisches Volk, das wieder in mehre Abtheilungen zerfällt, die zum Theil über die Grenzen von Galam hinaus wohnen. So umfassen die Guidiagas den kriegerischen Stamm der Bakiri und den Marabutstamm der Saybobes, der sich ausschließlich den Geschäften des Priesterstandes widmet. Sie stammen eigentlich aus der Gegend zwischen Kaarta und Segu, wurden durch bürgerliche Kriege vertrieben und bemächtigten sich Galams, wo damals flüchtige Peuls aus Futa-Dschalton wohnten. Die Guihimahas wohnen auf dem rechten Senegalufer, sind mit Mauren vermischt und ihnen zinspflichtig. Sie leben mit der vorigen Abtheilung in Streit. Die Aërankes wohnen besonders in dem an Galam grenzenden Theile von Futa-Damga. Die N'Diayebes, aus Jaloff und kurz nach den Guidiayas eingewandert, bilden nur einen geringen Theil der Bevölkerung in den Dörfern Bakel und Mondori.

Die Serrawullis sind kohlschwarz und in dieser Hinsicht von den Jaloffs nicht zu unterscheiden. Sie haben aber eine eigene Sprache, welche auch in den Reichen Kasson, Kaarta, Ludamar und den nördlichen Theilen von Bambarra verstanden wird. Sie ist reich an Gutturalen und nicht so wohlklingend als die Fulahsprache. Mungo Park theilt als Probe die Zahlen bis Zehn mit:

Eins	—	Bani.
Zwei	—	Fillo.
Drei	—	Sicco.
Vier	—	Narrato.
Fünf	—	Karrago.
Sechs	—	Toomo.
Sieben	—	Nero.
Acht	—	Sego.
Neun	—	Kabbo.
Zehn	—	Tamo.
Zwanzig	—	Tamo di fillo.

Jagd und Fischerei wird von den Serrawullis wenig getrieben, fleißiger der Ackerbau. Vorzüglich baut man Baumwolle; die Frauen versammeln sich zu Zwanzigen auf dem Felde, um den Flaum von den Körnern zu trennen, was mit kleinen Stäben geschieht, die sie sehr schnell über die auf Matten gelegte Baumwolle hinrollen. Diese Arbeit geschieht immer während der Nacht; durch Gesang und Musik erhält man die Munterkeit der Arbeiterinnen. Man baut auch Indigo und erhält daraus eine herrliche Farbe. Handwerke angehend, so erwähnt Raffenel Weber, Schuster und Schmiede in Galam, und bemerkt, die beiden letzten Gewerbzweige seien durch die Mauren eingeführt.

Mit dem Allem ist aber noch nicht die Lebensform genannt, welcher der Serrawulli mit entschiedener Vorliebe zugethan ist. Er hat eine entschiedene Wanderlust, ein Talent, mit fremden Völkern zu verkehren; er ist mit einem Worte ein geborener Kaufmann, der unermüdet bestrebt ist, Reichthum zu gewinnen. Die Lage von Galam kommt ihnen dabei wohl zu Statten, denn hier concentriren sich die Handelswege der Europäer von Westen, der Mauren von Norden, der Mandingo von Osten. Im ganzen nördlichen Senegambien haben die Serrawulli ihre Colonien und Handelsfactoreien, also daß Berghaus eine Parallele mit dem Hansabunde zieht. Von den Nationen, unter denen sie sich so niederlassen, geachtet, durchziehen sie scharenweise das Land und bieten ihre Waaren aus, vor Allem Salz und baumwollene Zeuche. Kommt ein

---

1) Mungo Park versichert, daß der Name Galam von den Franzosen gebraucht werde, von den Eingebornen Kadschaja oder Kajaaga. Außer seiner Reise 1795—1797 und anderen Berichten, von denen wir nur *Durand*, Voyage au Sénégal etc., suivi de la relation d'un voyage par terre de St. Louis à Galam. (Paris 1802.) 2 Bde. und Rubault, Landreise nach Galam 1786 nennen, ist besonders zu vergleichen: Reise in Senegambien und durch die Länder Galam, Bondu u. v. a., auf Befehl der französischen Regierung 1843 und 1844, ausgeführt u. s. w. von A. Raffenel, übersetzt von Schmitt. (Stuttgart 1846.)

Kaufmann von seiner Reise zurück, so versammeln sich sogleich die Nachbaren, um ihm zu seiner Rückkehr Glück zu wünschen. Bei diesen Gelegenheiten zeigt der Reisende seinen Reichthum und seine Freigebigkeit, indem er seinen Freunden einige Geschenke gibt. Wenn er aber nicht glücklich gewesen ist, nimmt die Aufwartung bald ein Ende. Jeder betrachtet ihn als einen Mann ohne Verstand, welcher eine lange Reise unternahm „und Nichts als die Haare auf seinem Kopfe zurückbrachte."

Der Charakter der Serrawullis wird gerühmt. Sie haben sanfte, friedliche Sitten und auch im Handel hält man sie für ziemlich billig und ehrlich. Ihre Tänze hält Raffenel für züchtiger, als die anderer Neger; Mungo Park schienen sie mehr in geilen Gebärden, als in muskulöser Anstrengung oder in graziösen Stellungen zu bestehen.

Der Staat von Galam zerfällt in zwei durch den Faleme getrennte Theile: der westliche heißt Goye oder Guey, oder Unter-Galam, der östliche Kamera oder Ober-Galam. Früher standen beide unter einem Oberhaupte oder Tunka; diese Würde erbt, wie in vielen Staaten jener Gegend, auf das älteste männliche Mitglied der herrschenden Familie, sodaß meist abgelebte alte Leute die Krone erben. Der Tunka, den Raffenel in Goye traf, war 70—80 Jahre alt. Ihm stand eine Art Nationalrepräsentation zur Seite, ein Ausschuß aus dem Stamme der Bakiris und der Saybobes. Doch wir deuteten oben eine Spaltung in dieser einheitlichen Regierung an. Grade als die oben erwähnten N'Diayebes einwanderten, war der Hauptstamm der Bakiris in zwei Parteien gespalten. Kamera, das Haupt der einen, zog sich über den Faleme, gründete dort in der Nähe der Mündung das Dorf Gutube und setzte von da aus den Kampf gegen die andere Partei fort, deren Anführer Goye hieß. Endlich besiegte die Partei den Goye, namentlich durch die bis dahin in Galam unbekannte Reiterei der N'Diayebes die Feinde bei Dindusaë, und ganz Galam gehorchte wieder einem Oberhaupte. So blieb es bis 1833. Da fing Samba-Jariun, ein mächtiger Häuptling in Kamera, mit dem Tunka Samba-Kumba-Diama Streit an, fiel 1834, mit den Bambaras verbündet, in Goye ein, erstürmte die Residenz Tuabo und metzelte in einem gräßlichen Blutbade die Weiber und jüngeren Kinder des königlichen Hauses nieder. Der Tunka selbst hatte sich mit seinen ältesten Söhnen zufällig in Baket befunden und verlegte nun seine Residenz nach Konuguel. Als Raffenel reiste, bestand die Trennung zwischen Goye und Kamera (wo Samba's Kinder regierten) noch fort; später soll eine Aussöhnung erfolgt sein.

Was die Verbindung mit Europäern anlangt, so bemerkt Mungo Park, die Serrawulli trieben einigen Sklavenhandel nach den britischen Factoreien am Gambia, hätten aber ehedem einen großen Handel mit den Franzosen in Gold und Sklaven getrieben [2]). Jährlich kam eine französische Handelsflotte den Senegal herauf nach der befestigten Handelsloge St. Joseph, die 1702 bei Dramanet angelegt war. Dort wurde unter dem Zusammenströmen vieler Neger aus der Ferne großer Jahrmarkt gehalten. Die Neger brachten Gold, Elfenbein, Hirse, Mais, Gummi, Farbeholz, Galam- oder Bambuksbutter, und empfingen von den Franzosen baumwollene Zeuche, Schieß- und Seitengewehre, Glaswerk, Metallwaaren, Papier und Salz. Bei dem Orte Manaka lag noch eine andere französische Ansiedelung, St. Charles. Nach den Zeiten der großen Kriege hatten die Franzosen die Verbindung mit Galam wieder angeknüpft; statt der oben genannten, jetzt wüsten Factoreien haben sie ihren Hauptsitz in Bakel, wovon weiter unten. Raffenel erzählt, daß die Söhne der Tunka von Goye, in der Missionsschule von St. Louis gebildet, Französisch sprachen, lasen und schrieben, aber nur dem Namen nach Christen waren.

Mungo Park kam in Galam zuerst in die Grenzstadt gegen Bondu, Joay (Dschung). Sie war mit einem hohen Walle (Jata) umgeben und die Besitzung jedes Einzelnen mit einem besondern Walle; diese Bauart ist bei allen Orten in Galam gewöhnlich. Im Westen der Stadt war ein kleiner Fluß, an dessen Ufern die Bewohner (auf 2000 geschätzt) Tabak und Zwiebeln bauten. In der Nähe lag eine andere Stadt, Dramanet, die nach Einigen 4000 Einwohner haben soll. Um nicht nach Maana, der Residenz des Königs, geschleppt zu werden, flüchtete der Reisende in das Nachbarreich Kasson; auf dem Wege berührte er Gungadi (eine große Stadt mit einer lehmenen Moschee mit sechs Thürmchen, auf denen Straußeneier standen), Samel am Senegal, Dorf Kayel, auf beiden Ufern desselben Flusses, der hier einen Wasserfall macht.

Raffenel ist in Aufzählung der von ihm besuchten Gegenden in Galam sehr genau; wir nennen nur die beiden wichtigsten Orte.

Bakel, 14° 53′ 30″ nördl. Br., 14° 41′ 40″ westl. L. von Paris, ein großes, aber schmutziges und ungesundes Dorf, nach der Grenze von Futa-Damga am Senegal, ist durch Raffenel's Urtheil in politischer und commercieller Beziehung jetzt die wichtigste französische Niederlassung am Senegal. Seit 1819 ist hier ein Handelscomptoir: eine schwache Mauer und Schießscharten umgibt dasselbe, und es liegt eine Besatzung von 25 Mann mit einigen kleinen Kanonen darin. Einige hundert Schritte südwestlich liegt auf einem Hügel das Fort, welches Comptoir und Dorf beherrscht. So lange europäische Besatzung hier lag, war die Sterblichkeit ungeheuer [3]); seit 1828 liegen nur schwarze Soldaten hier (1843: 26 und 30 Laptets oder Mehroren), und der Commandant ist gewöhnlich ein Eingeborner von St. Louis. Das Fort hat eilf Kanonen von verschiedenem Kaliber.

Konuguel, ist seit der Zerstörung von Tualo die Residenz des Tunka. Der ebenfalls sehr schmutzige Ort

2) Die Franzosen sind zuerst 1698 nach Galam gekommen. Damals verkauften die Bewohner z. B. für einen Bogen Papier die fetteste Henne.

3) Mungo Park meint, das Klima von Galam sei reiner und gesunder, als in einem der Küstenländer, und dies mag relativ richtig sein. Raffenel's Berichte geben hier das Richtige; auch seine Reisegesellschaft kam nicht aus den Fiebern heraus.

besteht aus drei Theilen. Der mittlere, mit einer starken Tata umgebene, liegt auf einem Quarzhügel, der an den Senegal stößt; die andern Theile liegen offen zu beiden Seiten in der Ebene. Schöne Hirse-, Baumwollen- und Pistazienfelder umgeben den südöstlichen Theil.

Andere Orte: Makadugu, 13° 30′ 00″ nördl. Br., 11° 43′ 15″ westl. L. von Paris, Residenz des Usurpators von Kamera, Lanel, Kaignu, auf einer Insel im Senegal, Tafalisga, Dorf mit einer Moschee u. a. (*Daniel.*)

GALAMBUTTER, ist ein butterartiges, sich gut haltendes Pflanzenfett, welches im innern Afrika (namentlich im Reiche Galam) und in Ostindien aus den Samen einiger baumartigen Gewächse gepreßt wird, die zu der Familie der Sapotaceae gehören, nämlich Bassia longifolia, latifolia und butyracea. Die Galambutter wird nicht nur zum Brennen, zur Bereitung von Seife und für andere technische Zwecke benutzt, sondern sie dient auch als Nahrungsmittel. Man unterscheidet übrigens die eigentliche Galambutter oder Galahambutter, welche manche Ähnlichkeit mit der Cacaobutter hat, nur röthlicher und weicher ist, und die Bambucbutter oder Bamburrabutter, welche in Ostindien Fulmah oder Fulmarah genannt wird, und die Dicke des Schweinefetts besitzt. Über eine bestimmte Beziehung des einen oder des andern Baumes zu diesen Buttersorten ist man aber nicht im Reinen. (*F. W. Theile.*)

Galanga Offic., s. Alpinia.

GALANINO (Baldassare), auch Baldassare Aloisi oder Alvigi genannt (wodurch sich Orlandi verleiten ließ, irrig zwei Personen anzunehmen), wurde 1578 zu Bologna geboren. Ein Anverwandter der Carracci, empfing er auch in der Schule derselben seine künstlerische Bildung und gereicht derselben später zu einer ihrer besten Zierden. Er leistete Ausgezeichnetes sowol in der Historienmalerei als im Portrait, seine Arbeiten tragen aber alle den unverkennbaren Stempel der Schule, sodaß man sie von Manier nicht ganz freizusprechen vermag. Mit Lodovico Carracci arbeitete er im Kloster S. Michele in Bosco, und auch in Rom führte er viele Arbeiten aus. Obgleich ein Künstler von anerkanntem Verdienste, soll ihm doch, wie Lanzi sagt, das Glück nicht günstig gewesen sein. Er starb 1638 zu Bologna. Bartsch in seinem Peintre-Graveur T. 18. p. 335 beschreibt von ihm eine Folge von 51 Blättern nach Rafael's Logen im Vatican, sowie einen heiligen Rochus nach Annib. Carracci, welche Galanino mit geistreicher, aber nachlässiger Nadel auf Kupfer radirte. (*H. Weber.*)

GALANTERIE (sprachlich und geschichtlich), italienisch und spanisch Galanteria, französisch Galanterie, englisch Gallantry ist gebildet aus dem italienischen und dem spanischen galante, französisch galant, englisch gallant. Sowie dieses Beiwort mehre verwandte, aus einander entsprungene Bedeutungen hat, so auch das daraus gebildete Hauptwort. Das italienische galante [1] bedeutet artig [2]), höflich [3]), freundlich, gefällig, schön, hübsch, lustig anzusehen, geschickt, auf den Hof [4]) und die jetzige Welt [5]), besonders auf Liebe und Buhlerei gerichtet, ein schönes, süßes Herrchen, Fare il galante, durch die Rolle eines solchen den Frauenzimmern zu gefallen suchen; il sesso galante, das galante Geschlecht, das heißt, die schönen, adeligen Frauenzimmer. Das spanische galante [6]) bedeutet außer artig, zierlich, schön, auch großmüthig, freigebig, wohlthätig. Das französische galant [7]), brav [8]), geschickt, klug, artig, fein, zierlich, höflich, gefällig, von guter und feiner Lebensart, angenehm, geschmackvoll [9]), begierig bei dem schönen Geschlechte Eroberungen zu machen. Daher hat galant auch die Bedeutung, von Celui qui desire passionnément une chose (lateinisch cupidus, italienisch amatore [10]), als Liebhaber, welches wir auch nicht blos in geschlechtlichen Beziehungen brauchen. In alten Glossen [11]) findet sich *Galantes*, Sperantes. Um seine Hoffnungen verwirklicht zu sehen, pflegt man die wirksamsten Mittel anzuwenden. Daher prendre le ton galant avec les Da-

1) Lateinisch wird galante gegeben durch venustus, bene moratus, elegans, lepidus, bellus. Vgl. *Antonini*, Dizionario Italiano. T. I. 1770. p. 300. Aus galante ist gebildet die Verkleinerung galantino, galantina, galantetto, artig, fein, proper, niedlich, angenehm, anmuthig, z. B. con scarpette galantine, mit artigen, galanten Schühlein, galantuccio, recht artig, allerliebst, sehr niedlich, und das Adverbium: auf eine galante Art und Weise, mit einer hübschen Manier, sehr artig, gefällig, hübsch.

2) z. B. maniere, tratti galanti, un portamento galante, artige Gebärden u. s. w. 3) un concetto, complimento galante etc., ein galantes, schönes, zierliches Concept oder Compliment, un galante principio etc., ein galanter, zierlicher, artiger Anfang. 4) modi, cose, materie etc. galanti, galante, d. h. wackere, schöne, hübsche Hofmanieren, Sachen, Materien. 5) il mondo galante, die galant lebende Welt, poesie, opere galanti, von galanten und schönen Sachen der gegenwärtigen Welt handelnde Gedichte oder Werke, libri etc. galanti, dergleichen Bücher. 6) Davon gebildet das Adverbium gallantemente, auf eine galante Art, großmüthig, freigebig, gefällig. 7) Davon ist gebildet das Adverbium gallamment, auf eine artige, feine, kluge Weise (urbane, eleganter, lepide, festive). 8) Galant-homme, galanter Mann, wird einer genannt, mit dessen bravem, artigem, höflichem Betragen man zufrieden ist. So sagte man vordem auch in Teutschland z. B.: Wenn Sie diesen Mittag mit uns fürlieb nehmen, so sind Sie ein galanter Mann, d. h. ein recht braver, wackerer, gefälliger Mann. 9) galant wird und wurde vornehmlich auch in Teutschland in Nachahmung der Franzosen nicht blos von Menschen, sondern auch von allerlei artigen, angenehmen und nach dem guten Geschmacke eingerichteten Sachen gebraucht. So z. B. hieß man vor Zeiten ohne Zusatz Galans, mit teutscher Endform Galanten, eine Art von Bandschleifen auf Kopfzeuchen, Kleidern und Hüten der Frauenzimmer; ebenso wurden mit Seide übersponnene und mit Zäckchen, Blümchen oder Crepinen garnirte schmale Agremens auf Frauenzimmerkleidern genannt. Die Zuckerbäcker oder Conditoren geben gewundenen und mit Zucker überzogenen Pomeranzen- oder Citronenschalen die Benennung Galans. In der Malerei wird Goût galant galanter Geschmack derjenige genannt, welcher reizende Sachen erzeugt und ausführt und dem Auge und Geiste des Anschauenden schmeichelt, namentlich seinen Figuren gefällige, angenehme und glänzende zu geben weiß. Sujets galants, galante Stücke, sind größtentheils aus der Mythologie der Griechen und Römer, weil hier die Kunst schon sehr vorgearbeitet hat. Z. B. Watteau und Lancret haben nicht leicht in einer andern, als in der galanten Art gemalt. In der Tonkunst ist galanter Styl soviel als weltlicher Styl. 10) *Antonini*, Dictionnaire Français, Latin et Italien. Nouv. Edit. T. II. 1770. p. 322. 11) Bei *Du Fresne*, Glossar. Lat. s. v. Galantes.

mes, den Frauenzimmern etwas Schönes oder Artiges, etwas, was schmeichelhaft oder gar verliebt klingt, sagen. In galantem Ton mit den Damen zu sprechen, war besonders den Franzosen vor ihrer großen Revolution in hohem Maße eigen, und ist es zum Theil noch jetzt. Das englische gallant [12]) ist, wie weiter unten hervorgehen wird, zur Erkenntniß der ursprünglichen Bedeutung des Wortes wichtig, denn es bedeutet: tapfer, kühn, beherzt, muthig, wacker, brav, artig, höflich, fein, edel, schön, prächtig, glänzend, wohlgeschmückt, vornehmlich um den Damen zu gefallen. Im Holländischen galant, wolgesittet, artig, höflich. Das Substantiv Galan [13]), auch Gallan geschrieben, z. B. in Martial d'Auvergne (Arrêts d'Amours 9): Un amoureux se plainct de s'amye, de ce, qu'elle entretient plusieurs *gallans* et de ce qu'elle porte plusieurs fleurs et Bouquetz, qu'il ne luy ha donné, und auch Galand geschrieben, z. B. ebendaselbst 32: Une jeune femme se plainct d'un *galand* etc. ist für unsern Gegenstand auch wichtig. Im Englischen heißt Gallant der Tapfere, der Held, ein munterer, lustiger, prachtvoller, den Schmuck liebender, ein Stutzer [14]), ein Liebhaber, Anbeter, Buhler, in gutem Sinne ein Freier, der sich um eine Frauensperson zur Ehe bewirbt, im Seewesen die Flagge am Besanmast. Im Französischen Galant, Liebhaber, der allerliebste Mann, der verliebte, und Galan, Liebhaber, Verliebter. Letzteres aus dem Spanischen entlehnt; denn im Spanischen finden wir Galan [15]) (homo elegans et venustus, homo mulieris obsequio devotus, amasius, procus), ein Mensch von guter Leibesgestalt, gutem Aussehen, artigem Betragen, der sich mit Geschmack kleidet, der den Frauenzimmern zu gefallen sucht, oder der sich dem Dienste einer Dame weiht, und in ernster Absicht ein Freier. Im Italienischen Galante [16]), ein Galan, Jungfernknecht, Freier, das Zeitwort schön thun, galant thun, einen Galan oder Jungfernknecht spielen, galanteggiar' una Dama, einer Dame aufwarten, den Hof machen, galanisiren, mit ihr Liebesgespräch haben, im Spanischen galantear [17]), (blandiri, procari), einem Frauenzimmer aufwarten, es liebkosen, sich um ihre Liebe bewerben, sich um Jemandes Gunst zur Erreichung seiner Absicht bewerben, im Französischen galantiser, schön thun, verliebt thun, den Galan machen, im Englischen to gallant, to gallantise [18]), den feinen Mann, den Höfling, den Stutzer spielen, den Hof machen, liebeln, werben. Zu dem englischen Bei- und Hauptwort Gallant findet man bemerkt [19]), der Hundsgott Sirius, als Centralsonne, die säugende Hündin, Milchgeberin und Amme, Amaltheia und Göttin der Metallschläuche, also persisch schir, Löwe, und Milch — serum — χάλυψ, Stahl, und chalab, Milch, griechisch γάλα, seien in Mythus und Sprache, wie man sehe, eins. Daher die Idee des Metalls, als letzter Verkörperung des ersten Naturstoffes, wie die Identität Eines Gottes in allen Verwandlungen festgehalten, golden, französisch les galons, die Tressen, le gala, der Putz, galant, geputzt, aus der Wurzel, kal, gal. Nahe verwandt, und daher zusammengestellt werden müssen allerdings galant und Gala, Galla. Man nimmt an, daß letzteres aus dem Spanischen in andere Sprachen übergegangen sei. Im Spanischen findet es allerdings die vielfachste Anwendung, nämlich Gala (gratiae, veneres, elegantia), Anmuth, z. B. gala en el decir, Anmuth, Grazie im Sprechen, gala en el cantar, Grazie im Singen u. s. w.; ferner guter Anstand in dem, was man sagt und thut, das Erlesenste, Vollkommenste, Vortrefflichste von einer Sache, die Zierde (ornamentum), auch von Menschen gesagt, z. B. uno es la gala del pueblo, einer ist die Zierde des Volkes, de una ciudad, einer Stadt, ferner die besondere Achtung und Ehre, welche man Jemandem in Betracht seiner Gaben und Verdienste vor andern erweist, hacer gala (gloriari, se ostendere), sich wegen einer Sache rühmen, ironisch hacer gala del sambenito [20]) sich des Schandzettels (Schandfleckes, seiner Schande) noch rühmen; endlich bedeutet gala auch (festivus sive solennis ornatus) ein reiches, buntes, kostbares Kleid, Gallakleid, vestirse de gala, Gallakleider anziehen, dia de gala (festus dies), ein Tag, an welchem ein Freudenfest begangen wird, ein Gallatag, vornehmlich ein Tag,

---

12) Daraus gebildet das Adverbium gallantly, auf eine tapfere, edle, großmüthige Art, prächtige, herrliche Weise, schön geschmückt, sehr artig, höflich, vornehmlich nach Art eines Verliebten, und das Substantiv Gallantness, Tapferkeit, Großmuth, Artigkeit, Höflichkeit, prächtige Erscheinung, Stattlichkeit. 13) Wurde auch vordem im Teutschen gebraucht für Liebhaber, Buhle, Liebster, gilt aber für gesucht, wenigstens macht es jetzt den Eindruck des Gesuchten, oder rücksichtlich des Veralteten. So z. B. bei Schiller, Die Räuber. I. Act. 1. Sc.: „Nachdem er zuvor die Tochter eines reichen Banquiers allhier entehrt und ihrem Galan, einen braven Jungen von Stand, im Duell auf den Tod verwundet." 14) Französisch Galanthomme, Sterling, in besserer Bedeutung seiner Mann, Weltmann, Galantin, fürer Herr, der lächerliche Liebhaber, Galantisme, Galantismus, Flitterbildung, Scheinwissen. 15) Daraus gebildet galano, galana (magnificus, splendidus, elegans, venustus, lepidus), prächtig, geschmackvoll, artig, sinnreich, passend, comparacion galana, passende, treffende Vergleichung, discurso galano, herrliches Gespräch, vestidos galanos, geschmackvolle Kleider, galanissimo (elegantissimus, venustissimus), sehr galant, galanote (Verkleinerung, bellulus, politus), artig, niedlich, schön, angenehm, galanamente (eleganter, venuste, lepide), auf eine elegante, höfliche, artige, gefällige Weise, Galanez, artiger Putz, schöne, muntere Kleidung, galanar, artig, prächtig kleiden, Galanura (elegantia, venustas), Ausschmückung, Verschönerung einer Sache, Zierathe, Putz, Schmuck, Pracht. 16) Il mio galante, mein Galan, mein Verehrer, mein Freier, il galante colla vaga, der Galan mit seiner Schönen, der Freier mit seiner Geliebten, in der Verkleinerung galantino, einer, der schon anfängt, galant zu sein.

17) galanteada, blandicias captata, courtisée, galanteador (amasius, procus), einer, der Frauenzimmern aufwartet, ein Liebhaber, ein Freier, Galanteo (captatio, sollicitatio, allectio), in gutem und bösem Sinne, die Aufwartung, die man einer Dame macht, die galante Art, mit welcher man sich um ihre Gunst und Liebe bewirbt, Galanterie, Liebeshandel, galanteo occulto, heimlicher Liebeshandel. 18) In gemeiner teutscher Sprechweise löfeln. 19) Von Adolf Wagner, Bayley-Fahrenkrüger's Wörterbuch der englischen Sprache. 12. Aufl. 1. Th. S. 398. 20) Das Zeichen der Inquisition, ein Zettel, auf welchem der Name und Stand eines von der Inquisition Bestraften mit großen Buchstaben geschrieben steht, mit dem rothen Andreaskreuz darüber.

wo ein Freudenfest zum Geburtstage des Königs, der Königin und der Infanten, oder zur Feier der eingegangenen Nachricht über ein für den Staat günstiges Ereigniß, z. B. einen erfochtenen Sieg, gehalten wird. Im Italienischen sind die Bedeutungen und die Anwendungen derselben beschränkter, als im Spanischen, und vornehmlich nur in den Beziehungen, welche wir zuletzt aufgeführt haben, gebräuchlich, nämlich Gala, Pracht-, Prang- und Freudenkleidungen, Staatskleid, Hofmode, alle Pracht an einem Freudentage, speciell eine Brustzierath mit Gold u. s. w. gewirktes Brusttuch der Frauenzimmer in Toscana, Busenstreif der Frauen, Galone, Galoni, Gala, Gale (Mehrzahl), Galonen, Galamnen, Borten, ebenso andere Zierathen an den Kleidern. Die vielfachen Bedeutungen und Anwendungen derselben veranschaulichen folgende Redensarten, con superbissima gala, in stattlichster Galla, comparir con gala, in Galla erscheinen, vestir di gala, Freuden- und Modekleidungen anlegen bei einer allgemeinen Fröhlichkeit, star sulle gala, gern Staat machen, far gala, Freudenfest halten, lustig und guter Dinge sein, di gala, adverbialisch gebraucht, munter, lustig, frisch, giorno di gala, ein Gallatag, fu celebrato il natale di sua Maestà dell' Imperadore con superbissima gala, es ward der Geburtstag Ihro kaiserl. Majestät in stattlichster Galla gehalten. In dieser Bedeutung ist es auch in das Französische aufgenommen, gala, Gale, der festliche Staat, la cour est en gale, der Hof ist in Galla, in festlicher Pracht, habit de gale, Gallakleidung, Gallatracht, und, wie man hierbei beiläufig sieht, auch ins Teutsche, nämlich Galla, festliche Pracht, prächtige Kleidung, z. B. es ist für morgen Galla angesagt, und hierbei hat sich die Bedeutung von einer vorgeschriebenen Tracht [21]) bei Hoffeierlichkeiten [22]), so speciell ausgebildet, daß man selbst die Zusammensetzung Trauergalla braucht, welches ein Widerspruch im Vorausgesetzten ist, da Galla eigentlich eine Tracht für ein Freudenfest bedeutet. Die Betrachtung der verschiedenen Anwendungen des Wortes Galla zeigt die nahe Verwandtschaft der Bedeutungen derselben mit denen von Galanterie, nämlich im italienischen Galanteria, ferner der Mehrzahl Galanterie (venustas, decor, concinnitas, elegantia), Artigkeit, Gefälligkeit, Höflichkeit, Galanterie (nämlich das Betragen eines Galanten), in der Mehrzahl Galanterie Galanterien, die Hofbräuche, das ist, wie Kramer [23]) weiter bemerkt, neuzierlich ersonnen, neuer Welt neue Weltsitten; Pracht, in Summa, was zur neuen Augenlust, neuen Fleischeslust [24]), und neuem hoffärtigen Leben bei fürstlichen Höfen und andern Standespersonen heutiges Tags (nämlich im 17. Jahrh.) leider! üblich ist; der neue Weltgeist. Le galanterie delle corti, del secolo, idem. Darsi alle galanterie, sich auf die Galanterien legen, das ist, die Welt und ihre Eitelkeiten. Piccarsi, far istato, professione di galanteria, galant sein, ein Welt- und Hofmann sein wollen, alla Corte di Francia la galanteria vi è nel suo punto, an den französischen Höfen ist die Galanterie, das ist, der Weltgeist auf das Höchste gestiegen, Galanterie Galanterien, schöne Geräthe in Kleidern, Bändern, und andern Zierathen, besonders der Verliebten und Hofleute. Mercante di galanterie [25]), ein Handelsmann mit dergleichen. Metaphorisch wird endlich Galanteria, Galanterie von allerlei gesagt, was fein, bequem und nicht für den Leib ist, an Speisen, Arzeneien und dergleichen, z. B. cosi viviamo a pranzo; la sera cela passiano con altre galanterie, so leben wir am Mittag, des Abends haben wir sonst etwas anderes, das ist, andere gute Gerichte; la nostra cuciniera và destreggiando, non ci regala hora d'una galanteria hora d'un altra, unsere Köchin weiß umzuwechseln, sie läßt uns keine Speise zuwider werden; sie tractirt uns bald mit dieser, bald mit jener Galanterie, das ist, guter Speise; non lasci passar settimana che non pigli qualche galanteria per tener il corpo lubrichetto, er lasse keine Woche vorübergehen, daß er nicht eine Galanterie, das ist, eine leicht und sanft wirkende Arzenei einnehme, den Leib offen zu halten. Da im Spanischen das verwandte Wort Gala, Galla, wie wir oben sahen, eine vielfachere Anwendung als im Italienischen findet, so hat dagegen im Spanischen das Wort Galanteria (liberalitas, munificentia, obsequiosa urbanitas), Freigebigkeit, Großmuth, Uneigennützigkeit, die Art, etwas mit Geschmack und Zierlichkeit zu sagen, und zu thun, feines, artiges und gefälliges Betragen, um die Gunst und die Liebe der Damen zu erlangen, nicht soviel übertragene Bedeutungen, als im Italienischen, wiewol es auch im Spanischen nicht blos auf Handlungen, sondern auch auf Sachen angewandt wird. Im Franzö-

21) Nähere Angaben über ordentliche und außerordentliche Galla, Ordensgalla, Trauergalla, Gallauniformen, Gallaliverie, Gallatutschen, s. bei Krünitz, Ökonomische Encyklop. oder allgem. System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft. 15. Th. S. 713. 714. 22) Früher wurde das Wort Galla mehr gebraucht, als jetzt, doch ist es noch nicht verschwunden; s. Dictionnaire ou manuel-lexique du diplomate et du consul par *Le Bn. Ferd. de Cussy* p. 334. 335 s. v. *Gala*, wo davon in Beziehung auf verschiedene Höfe Teutschlands gehandelt wird. 23) Il Nuovo Dittionario reale Italiano-Tedesco. A Norimberga p. 487. 488. 24) In Beziehung auf geschlechtliche Fleischeslust bemerkt Kramer S. 488: „Galanteria, ironice, das Widerspiel als egli' acquistò una galanteria colle femine, er hat eine Gallanterey, id est, eine Lecken bekommen von seinem Huren, id est, die Franzosen und dergleichen. Egli ne beccò fi un solennissimo mal francese, con le bolle doglie, scolamenti e tutte le altre galanterie, er hat die Franzosen rechtschaffen mit ihren Schärern, Schmerzen, Tröpfern und allen Galanterehen, id est, darzu schlagenden Wehetagen an den Hals bekommen." Hier ist also Galanterie auf die Benennung der Folgen derselben übertragen. Krünitz (a. a. O. 15. Th. S. 653) sagt unter Galanterie: „Man bedient sich auch dieses Wortes, als eines gemilderten Ausdrucks, womit man eine Buhlerei, einen unerlaubten, verliebten Umgang oder verbotene Liebeshändel, oder doch die Anlage dazu und das Bestreben darnach bezeichnen will. Diese Frau hat verschiedene Galanterien mit Officiers von diesem Regiment gehabt, manche Liebeshändel mit ihnen getrieben."

25) Galanteriehändler, einer, der mit Galanteriewaaren handelt, d. h. Waaren zu Putz und Zierathen; s. solche aufgeführt bei Krünitz a. a. O. S. 652. 654 unter Galanteriewaaren, Galanteriearbeit. Über Galanteriedegen, einen kurzen, leichten Degen zur Zierde, s. denselben 2. Th. S. 46.

fischen bedeutet Galanterie (elegantia, urbanitas, amor) feine Lebensart, Artigkeit, artiges Betragen, Höflichkeit, Liebeshandel [26]), Buhlerei [27]): kleines Geschenk, das man zum Zeichen seiner Politesse einem Frauenzimmer macht, z. B. ces tablettes sont une galanterie que son frère lui a faite, dieses Schreibtäfelchen ist eine Galanterie von ihrem Bruder, welches man deutlicher so umschreiben kann, ihr Bruder ist so galant gewesen, und hat ihr dieses Souvenir verehrt. Im Englischen Gallantry, die Tapferkeit, der Edelmuth, die Großmuth, die Stattlichkeit, die Herrlichkeit, die Höflichkeit, Stutzerei, Schönthuerei, der feine Umgang mit Frauenzimmern, Liebelei, die lasterhafte Liebe, Lüderlichkeit, Schwelgerei, die prachtvolle Erscheinung, der Glanz, die Pracht, der prahlerische Schmuck, das Gepränge. Sehen wir uns nach dem Wurzelwort der sich so nahe verwandten Wörter Gala, Galla, und Galanterie um, so finden wir im Keltischen *Gallu*, potestas [28]), [teutsch Gewalt, althochteutsch Walt [29]), Giwalt [30]), mittelhochteutsch Gewalt, altsächsisch Giwald, niederteutsch Walt, anglisch Gewealđ [31]), in Zusammensetzungen Weald [32]), englisch Wealth, altfriesisch Wald, neuwestfriesisch Wâd [33]), altnordisch Wald, Walld [34]), schwedisch Wäld [35]), dänisch Wold [36]), lappisch Waldde, finnisch Walda], gothisch Waldufni [37]), cambrobritisch Gallnedd, lateinisch valor u. s. w. Mit diesen hier aufgeführten Wörtern wird auch das anglische oder sogenannte angelsächsische Wuldor [38]), gloria, Glanz, Ruhm, Glorie, und das gothische Wulthus, δόξα, Glanz, Herrlichkeit, splendor, gloria, zusammengestellt [39]). Nicht gewiß ist zwar, ob es gleiche Wurzel mit obigen Wörtern hat, aber der Bedeutung nach kann es dieselbe haben, wenn z. B. die Bedeutungen der aus Herr gebildeten Wörter, herrlich und Herrlichkeit in Betracht gezogen werden; denn herrlich bedeutet nicht nur einem Herrn gehörend, sondern auch die Art und Weise und die Eigenschaften eines solchen habend, nämlich einen hohen Grad der Pracht, des äußeren Vorzuges und Ansehens, einen hohen Grad der innern Vollkommenheit habend. Dieses und jenes erhellt aus den Redensarten herrlich leben, prächtig wie ein großer Herr, herrlich gekleidet sein, ein herrlicher Glanz, ein herrlicher Aufzug, ein herrliches Gastmahl, ein herrliches, vortreffliches, Arzneimittel, herrliche Tage haben, ein herrlicher Beweis, der Rath wäre herrlich und schön. Diese Bedeutungen erhellen auch aus dem ironischen Gebrauch dieser und anderer Ausdrücke. Auch Herrlichkeit bedeutet nicht blos die herrliche Gewalt, Gewalt eines Herrn, Gebiet eines Herrn u. s. w., sondern auch die Eigenschaft einer durch Pracht und Vorzug ausgezeichneten Sache. Auch wird in einigen oberteutschen Gegenden eine Solennität, eine Feierlichkeit, eine Herrlichkeit genannt. Für das ist herrlich (ausgezeichnet schön und gut) wird in der Steigerung auch gesagt: das ist königlich, ein königliches Gericht, eine im höchsten Grade ausgezeichnete Speise). Aus Frô ist gebildet das altteutsche fronisc, gut, strahlend, rein und fröhlich, fraai, schön, artig, wohlgestaltet, wie im Artikel Frau und Fräulein (etymologisch), S. 323. 324 nachgewiesen und entwickelt ist. Das keltische Galu, Macht, das gesammtteutsche Walt, Wald (Gewalt), das anglische oder sogenannte angelsächsische Wuldor, Glorie, das gothische Wulthus und das romanische Gala, Galla, und Galanteria. Galanterie, können daher recht gut eine und dieselbe Wurzel haben. Im Persischen bedeutet Wall, magnus, groß, im Gothischen Wulthus, δόξα [40]), Glanz, Herrlichkeit, splendor, gloria, und das wulthags [41]) ἔνδοξος, prächtig, herrlich, δεδοξασμένος, verherrlicht, geehrt, δεδοξάσθαι, wulthags wisan, verklärt sein, παράδοξος, wunderbar, walis [42]), γνήσιος, ausgewählt, ἠγαπημένος, geliebt, ga-

26) Vergl. galant, c'est un Officier très-galant, das ist ein sehr galanter Officier, d. h. der bei allen hübschen Frauenzimmern anzukommen sucht. 27) Vergl. wenn man von einem Frauenzimmer sagt, sie ist galant, d. h. sie ist buhlerisch, sie unterhält einen unerlaubten Umgang mit verschiedenen Mannspersonen. 28) *Leibnitius*, Glossarii Celtici Specimen in ejusdem Collectan. Etymolog. p. 121. 29) Otfrid an den König Ludwig 3. 54: Er (Gott) uns ginadon sine walt (nach der wiener Handschrift sinen riat), thaz sulichan Kuning uns ghidalt. 30) *Tatiani* Harm. IV. Evang. Cap. 242: Gigeban ist mir al giwalt in himile inti in erdu, data est mihi omnis potestas in coelo et in terra. Gloss. Monsens. p. 335: Brachium, *Giwalt*, und durch letzteres wird auch p. 393 cornibus und p. 335 majestas erklärt. Im Dativ oder Ablativ lautet es Giwelti, z. B. *Otfrid* IV, 17, 32: engilo giwelti, durch die Macht der Engel. Zusammensetzungen ebendaselbst: I, 27, 18: Landwalton (Landesherren), proceres terrae, im Annoliede 3. 495: Waltpodin (Gewaltboten), Legati, nämlich Waltpodin vane Rome, zur Zeit der Römerherrschaft, und bei Jac. von Königshofen Cap. 5, 196: Gewalthaber; bei *Notker*, Psalm. LXXVIII, 9: Selbwalt, liberum arbitrium. 31) Gewêald, Onwêald, Andwêald, die Gewalt, Macht, Anwêald, Eingewalt, monarchische Gewalt, Wêaldgenge, Räuberei; das englische Wealth bedeutet Reichthum, das Gut, Wohlstand, Common Wealth, Republik, wealthy, reich, vermögend, begütert, Wealthyness, der Reichthum, das Vermögen. 32) Gewalt, Macht, Zwang, Gewaltthätigkeit, in juristischer Beziehung Amtsgewalt, Gewahrsam, Unwald, Onwald, Ohnmacht, Urwald, Übermacht, Gewalt, Gewaltthätigkeit; s. die Nachweisungen bei von Richthofen, Altfriesisches Wörterbuch S. 1107. 1116. 1122. 1123. 33) *Epkema*, Woodenboek op de gedichten van *G. Japicx* p. 516. 34) Wald, Walld ist sächlich, und bedeutet vis, potentia, imperium, Gewalt, Macht, Herrschaft. Thad er i thinu walldi, das steht in deiner Macht. In der Mehrzahl Wölld, vis, causa, efficacia, z. B. Kêndi hann Gûðkúngum wölld um andlât Brynhilldur, er rechnete den Gjukungen die Ursache von Brynhilld's Tode zu, af hanns wölldum, illa procurante, nach seinen Rathschlägen, auf seine Veranstaltung, er ist Schuld daran. Aus Walld ist gebildet Weldi, dänisch Waelde, Gewalt, Macht. 35) Gewalt, Macht, Gewaltthätigkeit, z. B. wäldtaga, Gewalt anthun.

36) Gewalt, Botmäßigkeit, Woldsomhed, Gewaltthätigkeit, ebenso Waldagjerning u. s. w. 37) Gewalt, Macht, Herrschaft; es wird nämlich durch Waldufni das so häufig vorkommende ἐξουσία übersetzt; s. die Nachweisungen bei *de Gabelentz* et *J. Loebe*, Ulfilas. Gloss. p. 184. 38) Hat mehre Zusammensetzungen, als wulderful, glorienvoll, Wulderblaed, Glorienglück, großes Glück, Wulderfäder, Vater der Glorien, Gott, Wulderbêâh, Glorienring, Krone. 39) s. *Finn Magnusen*, Spec. Glossarii zur großen Ausgabe der Saemundar-Edda. T. II. p. 824. 40) s. die Nachweisungen bei *de Gabelentz* et *Loebe* p. 197: „Vulthus (agls. vuldor vgl. Valdan)." 41) s. die Nachweisungen bei denselben S. 197. 42) Vergl. das Zeitwort waljan (altnordisch velja, althochteutsch weljan, schwedisch välja, dänisch vaelge, hol-

walis, ἐκλεκτός, ausgewählt. Das Keltiſche hat nicht nur Gallu, potestas, im Armoriſchen Gallout, potentia, ſondern auch ebenfalls im Armoriſchen galluus und galluog, potens, validus [43]), womit zuſammengeſtellt werden muß das althochteutſche waltig [44]), giweltig [45]), Gewalt habend, einer ſeiner Sache gewaltig ſeiend), altfrieſiſch waldelik, waldlik, gewaltig, groß, waldlike [46]), mit Gewalt, altnordiſch walldr [47]), 1) *validus*, potens, mächtig, ſtark, gewaltig, 2) reus [48]), ſchuldig, 3) electus, wo es dann ſoviel als walinn (gewählt) iſt; ferner ſchwediſch wäldig [49]), gewaltig, mächtig ſtark, wichtig, däniſch waeldig, mächtig, gewaltig, holländiſch weldig. Gewaltig bedeutet nicht nur Gewalt, oder viele Gewalt, oder Macht, und ſoviel als gewaltthätig, gewaltſam, ſondern figürlich auch ſehr groß, ſehr anſehnlich. Auch als Zeitwort kommt im Keltiſchen gallu vor, nämlich *gallu*, valere, posse, gothiſch waldan, walten, nämlich garda waldan [50]), οἰκοδεσποτεῖν, dem Hauſe vorſtehen, haushalten, ga-waldan, κατεξουσιάζειν, beherrſchen, altſächſiſch waldan [51]), angliſch wëaldan [52]), herrſchen, regieren, walten, engliſch weild [53]), holländiſch welden, gewelden, althochteutſch waltan [54]), waltin [55]), mittelhochteutſch walten [56]), in ſeiner Gewalt haben, beherrſchen, verwalten, behandeln, verfahren, gebrauchen, beſitzen, altfrieſiſch walda [57]), Gewalt haben, beſtimmen, verfügen, altnordiſch wallda, walten, herrſchen, bewirken, können, vermögen, einer Sache gewachſen ſein [58]), litthauiſch waldyti, finniſch wallizen [59]). Im Arabiſchen bedeutet Wela, Welajet, Reich, Herrſchaft (regnum, imperium), und im Sanſkritiſchen Wali, Wala, Walja, tapfer, ſtark, groß (nämlich fortis, magnus), perſiſch wall, groß. Da das Keltiſche zu den indogermaniſchen Sprachen gehört, ſo haben das cambrobritiſche Gallu, potentia, und gallu, posse, valere, aller Wahrſcheinlichkeit nach eine und dieſelbe Wurzel. Galant aus dem keltiſchen, nämlich cambrobritiſchen, gallu, können, vermögen (valere), gebildet, bedeutete demnach urſprünglich einen, welcher Macht hat, viel gilt, ausgezeichnet in ſeiner Art iſt. Man findet bemerkt, daß die Bezeichnung des eigenen Syſtems adeliger Pflichten durch Galanterie durch die Verwandtſchaft mit dem Worte vaillant auf den Begriff der den Tüchtigen oder Tapferen zierenden Eigenſchaften hindeutet. Vaillant bedeutet im Franzöſiſchen beherzt, tapfer, und man erklärt es lateiniſch durch fortis, strenuus, magnanimus, generosus, italieniſch durch valoroso, prode, valente, und franzöſiſch durch courageux, brave, hardi, ſowie auch das Adverbium vaillament, auf tapfere, beherzte Weiſe (d'une manière hardie et courageuse), lateiniſch strenue, fortiter, generose, italieniſch valorosamente, prodemente, das Subſtantiv vaillance, Tapferkeit, vaillantise, im Burlesken wackere That, action de valeur, lateiniſch generositas, facinus audax, italieniſch valore, vaillant, Vermögen, baares Geld. Im Spaniſchen hat man valente, ſtark, geſchickt, geübt in ſeiner Kunſt, valentuomo, ein tapferer, rüſtiger Mann, (ein in ſeiner Kunſt) geſchickter Mann, ein ganzer Mann, ein anſehnlicher, verdienſtvoller, vortrefflicher Mann, valentemente, rüſtig, brav, ſtandhaft, tapfer, valenza, valenzia, Stärke, Vermögen, Geſchicklichkeit, Vortrefflichkeit, im Italieniſchen valente, valiente, tüchtig, ſtark, kraftvoll, rüſtig, tapfer, brav, geſchickt, geübt in ſeiner Kunſt, vortrefflich, ſehr gut, unmäßig, das Adverbium valentemente, valientemente, ſtark, rüſtig, brav, ſtandhaft, tapfer, ausnehmend, vortrefflich, über die Maßen, zu viel, valenza, Tapferkeit, valimento, Gebrauch, Nutzen, Vortheil einer Sache, vertrauter Zutritt, Gunſt, Schutz, Hilfe u. ſ. w. Daß dieſe aus dem Spaniſchen und dem Italieniſchen angeführten Wörter aus dem lateiniſchen valere, valens, valor ſtammen, geht daraus hervor, daß das Italieniſche auch valere, gelten, koſten, taugen, nützen, werth ſein, verdienen, ſich der Mühe verlohnen, und das Subſtantiv valére, Werth, Preis, Macht, Gewalt, Stärke, Vermögen, und valóre, Werth, Tapferkeit, Wackerheit, Stärke, valoria, Wackerheit, Tapferkeit, valoroso, kräftig, ſtark, wirkſam, tapfer, wacker, beherzt, muthig, und ebenſo das Adverbium valorosamente, und das ſpaniſche valer,

---

ländiſch wälen), αἱρεῖν, wählen, εὐδοκεῖν, vorziehen, ga-waljan, ἐκλέγεσθαι, auswählen, καταλέγειν, erwählen, gawaldis, ἐκλεκτός, auserwählt, Ga-waleins, ἐκλογή, Auswahl; ſ. die Nachweiſungen bei denſelben S. 184.

43) *Boxhorn*, Lex. Ant. Brit. 44) *Notker*, Psalm. XXVII, 7: Willo waltiga geiiht tuon ih imo an dien, volo validam confessionem facere ipsi in his. 45) *Otfrid* IV, 34, 34: wari er ana zwival thes giweltig ubaral. IV, 23, 73: Joh bin ih ouh giweltig ubar ellu thinu thing. V, 20, 36: giweltig filu drato. Aus gewaltig iſt gebildet gewaltigen, zwingen, in ſeine Gewalt bringen, die Gewalt im Namen eines Andern ausüben, Gewaltiger 1) judex castrensis, 2) latruncularius, carnifex. Vergl. *Joh. Georg. Wachter*, Gloss. Germ. col. 581, wo dieſe Worte erklärt ſind im Art. *Gewalt*, wo auch gewaltig, potens, und das armoriſche galluog zuſammengeſtellt iſt. 46) ſ. die Stellen bei v. Richthofen S. 1123. 47) Hat auch Zuſammenſetzung 1) allwalldr, allmächtig, 2) Monarch (vergl. Alwald, omnipotentia, Allmacht, und Walldamadhr, magistratus, praefectus, Obrigkeit); Einwalldr, Monarch, Einwalld, Monarchie, Einwalldz-stiórn, Allein-Gewalts-Regierung, monarchiſche Regierung, Einwalldz-kóngr, Allein-Gewalts-König, ſoviel als Einwalldi, Einwalldr, Allein-Walter; ſ. über den Gebrauch dieſes Ausdrucks Ferd. Wachter, Snorri Sturluſon's Weltkreis (Heimskringla). I. Bd. S. 154. 194. 48) hann er thess ei walldr, er iſt daran unſchuldig. 49) Adv. wäldeligen, gewaltig, mächtig. 50) Bei *Boxhorn*, und darnach bei *Joh. Georg. Wachter*, Gloss. Germ. col. 518 s. v. *Galli*. 51) Davon das Participium als Subſtantiv garda waldands, οἰκοδεσπότης, Hausherr; All-waldands, παντοκράτωρ; ſ. die Nachweiſungen bei *de Gabelentz* et *Loebe* p. 184. 52) Gloss. Lipa.: Dominabitur, waldan sal. — 54: *Sommerus* dominari, wylding, dominatio; Alwalda, Allwalter, d. h. der allwaltende Gott; onwëalda, Gewaltinhaber, Magiſtrat. 53) to weild the scepter, das Scepter regieren. 54) *Otfrid* IV, 36, 17: Nu hein thes grabes waltan (d. h. es bewachen); bei Jacob von Königshofen Cap. 5, 196: *Welter*, procurator (Gewalthaber). 55) Annolied 3. 856: Ci demi allir beszistin lante, des die gutin ouch sulin waltin, darin die Guten auch walten ſollen. 56) ſ. die Nachweiſungen bei Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch S. 605 — 607. 57) ſ. die Stellen bei v. Richthofen S. 1125.

58) ſ. Redensarten bei *Biörn Halldorson*, Lexicon Islandico-Danicum. Vol. I. p. 422. 59) *Finn Magnusen*, Specimen Glossarii zur großen Ausgabe der Edda Saemundar T. I. p. 824 unter: „(*at*) *Valda* (*ek veld, olla, valldr*) valere (v. c. efficere, in causa esse," ſagt am Schluſſe des Artikels: „cfr. Lapp. valdem, capio, sumo, expugno."

werth sein, gelten, kosten, taugen, Achtung, Schätzung verdienen, nützen, helfen, vermögen, gültig sein, sich belaufen, valerse, sich bedienen, benutzen, valentia, Stärke, Tapferkeit, Muth, Entschlossenheit, tapfere, heldenmüthige That, lebhafte Einbildungskraft, Witz, Prahlerei, valor, Werth, Preis, Stärke, Muth, Tapferkeit, Wirksamkeit, Gültigkeit, Sicherheit, das Einkommen, den Ertrag von einem Gute haben. Zweifelhaft jedoch ist, ob, wie man annimmt, das französische vaillant aus dem lateinischen valens entlehnt und gebildet, oder nicht vielmehr aus dem Keltischen gebildet ist; denn valor lautet im Französischen nicht vailleur, sondern valeur, Werth, Tapferkeit, valeureux, tapfer, valeureusement, auf tapfere Weise, und valere nicht vailler, sondern valoir, gelten, werth sein, taugen. Das Englische spricht valour, wäll'orr, die persönliche Stärke, persönliche Tapferkeit, Herzhaftigkeit, Rüstigkeit, Macht, Werth, Großmüthigkeit, valorous, wäll'orroß, mannhaft, tapfer, brav, beherzt, to value, wäll-ju, schätzen, würdigen, würdern, taxiren, anrechnen, berechnen, zählen, hoch schätzen, werth achten, vergleichen, wichtig machen, werth sein, value, wäll-ju, der Werth, der Preis, der Betrag der Valuta, der hohe Werth oder Vorzug eines Mannes, valuable, wäll-juäbl', von hohem Werthe, köstlich, theuer, schätzbar, würdig, Achtung verdienend, valiant, wäll-jänt, tapfer, beherzt, muthig, kühn, unerschrocken, brav, großmüthig, edelmüthig, a valiant man, ein tapferer, unerschrockener Mann, ein Held, valiantly, wäll-jäntli, mit persönlicher Stärke, auf eine beherzte, muthige, unerschrockene Weise, Valiantness, wäll-jäntneß, die Rüstigkeit, Tapferkeit, Herzhaftigkeit, Valiance, wäll-jäns, persönliche Stärke, Tapferkeit, Muth, Unerschrockenheit. Aus Vergleichung dieser Wörter mit galant, englisch gallant (sprich gäl-länt), und dem sanskritischen wali, fortis, magnus, ergibt sich, warum gallant und Gallantry im Englischen unter den weiter oben bereits aufgeführten Bedeutungen auch die von tapfer und Tapferkeit hat. Hieraus lassen sich auch die Bedeutungen von brav, wacker, Tapferkeit und Edelmuth, welche das englische, sowie auch das spanische galante, großmüthig, freigebig, wohlthätig, bedeutet, ebenfalls hat, ableiten. Da das Wurzelwort des englischen gallant unbekannt war, so haben Manche gal'lant, tapfer, brav, schön, und gallant', galant, höflich, artig, als zwei verschiedene Wörter aufgestellt, wozu sie aber durch die verschiedene Aussprache nicht berechtigt werden. Ebenso findet man [60]) das italienische galante als zwei Wörter aufgeführt, nämlich einmal galante, galant, hübsch, schön u. s. w., und galante, ehrlich, nämlich in dem Ausdrucke, Galant' uomo [61]), ein rechtschaffener, redlicher Mann, z. B. in den Redensarten vi parlo, giuro, prometto etc. da galant' uomo, ich rede, schwöre, verspreche euch als ein ehrlicher Mann, star, viver, trattarsi etc. da galant' huomo, sich halten, stehen, leben als ein ehrlicher Mann, als eine Person von Ehre und Reputation, io voglio, pretendo un trattamento etc., ich will es als ein ehrlicher Kerl gehalten haben. Im Französischen bedeutet Galanthomme feiner Mann, Weltmann, Zierling. Um die Bedeutung Zierling auszudrücken, hat das alte Italienische den Ausdruck Zima [62]). Antonini sagt: Fare il galante: vale Fare lo zerbino [63]), il bello, l'attillato: e come disse il Boccaccio il *Zima*. Der genannte Novellenverfasser im Decameron III. Tag. 5. Gesch. [64]) sagt, nachdem er erzählt, daß es dem Edelmann Francesco, aus der Familie der Vergellesi zu Pistoja, welcher bei großem Reichthum über die Maßen geizig und in Mailand zum Podestà erwählt worden war, an einem hinlänglich guten Pferde gefehlt habe: „Nun lebte damals in Pistoja ein Jüngling, Namens Ricciardo, der zwar von geringer Familie, aber äußerst reich war, und so geschmückt und sorgfältig gekleidet, daß man ihn allgemein nur den Zima (Stutzer) nannte." Dieser hat bereits seit langer Zeit die Frau Francesco's geliebt und ihr ohne Erfolg den Hof gemacht. Zima besitzt eins der schönsten Pferde in Toscana, das er auch seiner Schönheit wegen sehr werth hält. Da es offenkundig ist, daß er sich um die Frau des Herrn Francesco bemüht, gibt diesem irgend ein guter Freund den Rath, daß er den Zima um sein Pferd ansprechen möge; er werde es sicher ihm aus Liebe zur Frau schenken. Vom Geize verleitet, läßt Francesco den Zima zu sich rufen, und indem er hofft, Zima werde ihm das Pferd zum Geschenke anbieten, bittet er ihn, daß er dasselbe ihm käuflich überlassen möge. Zima antwortet, daß er dieses keineswegs thun würde, und wenn der Edelmann ihm sein ganzes Vermögen schenkte; aber als Geschenk könne er es haben, jedoch unter der Bedingung, daß er (Zima), bevor das Pferd in Francesco's Besitz käme, mit dessen Erlaubniß und in dessen Gegenwart, aber soweit von Jedermann entfernt, daß Niemand außer er selbst (Francesco) ihn (Zima'n) hören könne, mit Francesco's Frau einige Worte reden dürfe. Der Edelmann, vom Geize bestochen, und in der Hoffnung, Zima's Streben zu vereiteln, willigt ein, sucht seine Ge-

60) Bei Kramer a. a. O. S. 487. 61) Die Bedeutung von Galant' uomo erhellt auch, wenn es ironisch angewendet wird, nämlich il galant' huomo, der wackere Mann, d. h. der saubere Vogel, z. B. alla fine il galant' huomo fù impiccato, endlich wurde der ehrliche, wackere Kerl gehenkt.

62) Dizionario Italiano, Latino e Francese. Nuov. Edit. 1770. p. 500 s. v. *Galante*. 63) Kramer (S. 1281) sagt: Zerbino (Parol. finta, vielleicht vom teutschen zimper, zimperlich u. s. w.), ein Jungfrauknecht, ein Stutzer, verliebter Narr; s. Galante, Vago (Freier, Liebhaber, sehr Verliebter), Damerino (Damenaufwärter, Jungfrauknecht, süßer Herr, Stutzer), Innamorato (Verliebter, Liebhaber), Sfoggiato (über alle Maßen groß, vortrefflich, stattlich), Sfoggiano, Sfoggiatore (ein Stutzer, Prachtirer). Egli è persona di spirito, ma zerbino a maggior segno, er ist eine wohlbegabte Person, aber überaus vernarrt auf die Frauenzimmer; inchinarsi, e fare sberrettate sprofondissimo alle dame, da vero zerbino, den Damen sich neigen, und wie die Stutzer pflegen, ihnen tiefe Reverenz machen. Zerbinetto, Dim., ein Jungfrauknechtlein, Stutzerlein, Junkerlein; s. Galantino etc. Zerbinesco, Adj., stutzerisch, zerbinerla, zerbinaggine, f., das verliebte Aufwarten, das die Junkerlein den Frauenzimmern thun; s. Galanteria etc. Zerbinaggiare, den Jungfrauen aufwarten, ein Jungfrauknechtlein abgeben; s. Galanteggiare. Damoggiare, Donneggiare. Vagheggiare (den Vago, d. h. den Ballo, den süßen Herrn, den Galanto spielen). Vago bedeutet nämlich Galante, Drudo (Buhler), Servitore, Amoroso. 64) Bei K. Witte, Das Decameron von Giovanni Boccaccio. 2. Aufl. 1. Th. S. 257.

mahlin in ihrem Zimmer auf, erzählt ihr den Hergang, und befiehlt ihr, mitzukommen, um Zima'n anzuhören, ohne auf das, was er auch sagen möge, etwas zu antworten. Die Frau misbilligt diesen Handel, folgt jedoch endlich dem Manne in den großen Saal, an dessen Ende sich Zima mit der Dame fern von den Leuten setzt. Er hält nun eine Anrede an sie, in der er vorstellt, wie ihre Schönheit, die jede andere übertreffe, ihre untadligen Sitten und so viele besondere Vorzüge, die sie besitze, und deren großem Maße der hochgesinnteste Mann nicht würde widerstehen können, in ihm die größte und glühendste Liebe, die je ein Mann empfunden, entzündet habe. Auf gleiche Weise werde er fortfahren, sie zu lieben, so lange sein armes Leben diese Glieder noch aufrecht erhalten werde; ja, wenn man auch jenseits, sowie hier, liebe, so werde er auch in der Ewigkeit sie ebenso lieben. Sie besitze Nichts, das sie so ihr eigen nennen und auf das sie unter allen Umständen so zählen könnte, als auf ihn, und auf Alles, was ihm angehöre. Er würde es für eine größere Gnade halten, wenn sie ihm in Etwas, was er zu thun im Stande wäre, und das ihr gefiele, seine Befehle ertheilen wollte, als wenn die ganze Welt seinen Geboten unweigerlich gehorchte. Sei er nun ihr so eigen, wie sie es höre, so dürfe er nicht ohne Ursache seine Bitte zu ihrer Hoheit erheben, da sie allein, und Nichts außer ihr, im Stande sei, ihm seinen Frieden, sein Glück und sein Heil zu verleihen. So bitte er denn, als ihr demüthigster Diener, sie, sein theures Kleinod, die einzige Hoffnung seiner Seele, die im Feuer der Liebe sich nur noch durch Hoffen erhalte, daß sie ihm gewogen sein und die Härte, welche sie ihm bisher erwiesen habe, erweichen möge, damit er, der ihr ja zugehöre, von ihrem Mitleiden erquickt, sagen könne, daß ihre Schönheit ihn zwar in Liebe entzündet, dann ihm aber auch das Leben wiedergegeben habe; ein Leben, das unfehlbar verlöschen werde, wenn ihr stolzer Sinn seinen Bitten nicht nachgebe, und als dessen Mörderin sie dann nach seinem Tode erscheinen werde. Wenn sein Tod ihr aber auch nicht, wie er es doch thue, zu kleiner Ehre gereichte, so würde doch ihr Gewissen ihr zu Zeiten Vorwürfe machen; sie würde bedauern, so hart gewesen zu sein, und wol ein Mal mit freundlicher Gesinnung sagen: „Wie übel that ich doch, mit meinem Zima kein Mitleid gehabt zu haben." Dann aber würde ihre Reue zu Nichts führen und sie um so mehr betrüben. Damit ihre Reue nicht zu spät komme, möge sie sich vorher zum Erbarmen bewegen lassen, zur Zeit, wo sie ihm noch Hilfe gewähren könne, denn bei ihr stehe es allein, ihn zum fröhlichsten und betrübtesten Menschen auf der Welt zu machen. Er hoffe, ihre Huld werde groß genug sein, um es nicht zuzulassen, daß er als Lohn für so heiße und so lange Liebe den Tod empfange; vielmehr werde sie mit freundlicher und liebevoller Antwort seine Lebensgeister beruhigen, welche ganz erschrocken seien und bei ihrem Anblick zittern." Nach dieser Anrede schweigt Zima, und während er auf eine Antwort der edlen Dame wartet, folgen seinen Seufzern einige von den Augen niederfließende Thränen. Obschon seine langen Bemühungen, seine Waffenspiele, die Ständchen und die vielen andern Dinge, welche Zima ihr zu Liebe unternommen, sie zu bewegen nicht vermocht hatten, so wird sie doch von diesen liebevollen, von dem leidenschaftlichen Liebhaber zu ihr gesprochenen Worten ergriffen, und beginnt zu fühlen, was sie zuvor nie gefühlt hat, was Liebe sei. Ungeachtet sie nun zwar, den Befehlen ihres Gemahles Folge leistend, schweigt, kann sie doch nichtsdestoweniger ihre verstohlenen Seufzer nicht verbergen. Als Zima keine Antwort erhält, erräth er die List, deren sich der Edelmann gegen ihn bedient hat. Da er ihre Augen mehr als ein Mal bei seinem Anblick liebevoll erglänzen sieht, auch auf die Seufzer achtet, welche sie ihrer Brust entsteigen läßt, faßt er wiederum einige Hoffnung, und entschließt sich zu einem andern Versuche. Er hält nämlich im Namen der Dame eine Anrede, welche mit den Worten „mein Zima" beginnt, an sie, in welcher er unter andern sagt, sie habe ihn immer vor allen andern Männern geliebt, habe aber aus Furcht vor Jemand anderem und aus Besorgniß für ihren Ruf sich benehmen müssen, wie sie gethan. Jetzt aber komme die Zeit, ihn für seine Liebe zu ihr zu belohnen. Sobald Don Francesco als Podestà auf Zima's schönem Pferde abgereist sei, verspreche sie unfehlbar bei ihrer Ehre und bei der warmen Liebe, welche sie für ihn empfinde, daß er in wenigen Tagen bei ihr sein solle. Wenn er eines Tages zwei ausgebreitete Handtücher am Fenster ihrer nach dem Garten hinausgehenden Schlafstube sehe, so solle er den Abend, wenn es dunkel sei, mit großer Vorsicht, daß er von Niemandem bemerkt werde, durch die Gartenthüre zu ihr heraufkommen. Nach Zima's Anrede an sich in ihrem Namen richtet er wieder eine Anrede in seinem Namen an sie, in welcher er sein unendliches Entzücken über ihre gütige Antwort ausspricht. Zu dem Allen sagt die Dame kein Wort, Zima kehrt zu dem Edelmanne zurück. Auf dessen Frage: „Hab' ich mein Versprechen gut gehalten?" antwortet Zima: „Ihr versprachtet mir, mich mit Eurer Frau reden zu lassen, und ich habe zu einer Marmorsäule reden müssen." Hierdurch wird Francesco's gute Meinung von seiner Frau noch vermehrt. Zima sagt weiter: hätte er gedacht, daß die Gunst, die er ihm gestattet, solche Früchte tragen würde, wie sie gethan, so hätte er, ohne sie sich erst zu erbitten, ihm lieber das Pferd sogleich geschenkt. Der Edelmann reist auf dem von Zima erhaltenen Pferde nach Mailand, um Podestà zu werden. Als die Dame nun im Hause ihre eigene Herrin ist und Zima'n, einen solchen Verehrer, wieder oft vor ihrem Hause vorübergehen sieht, beschließt sie, ihre Jugendzeit zu genießen, und hängt, wie Zima es gesagt hat, eines Tages zwei Handtücher zum Fenster hinaus. Zima geht, als die Nacht angebrochen ist, heimlich und allein zur Thüre des Gartens seiner Dame, findet sie offen, wird von der Edeldame empfangen und folgt ihr unter hunderttausend Umarmungen und Küssen die Treppe hinauf. Hier gehen sie ohne Verzug zu Bette und eilen, das letzte Ziel der Liebe zu erreichen. So lange der Edelmann in Mailand ist und auch nach seiner Rückkehr besucht Zima zu großer Zufriedenheit beider Theile seine Dame noch vielmals. Dieses ist Boccaccio's Erzählung von Zima, das heißt,

dem Stutzer. Über die Definition oder rücksichtlich Umschreibung und Erklärung, was Galanterie in der Bedeutung, in welcher das Wort vorzugsweise gebraucht wird, ist, bemerken wir Folgendes: Auch diese engere Bedeutung ist bald umfassender, bald weniger umfassend, was wir durch engere und engste Bedeutung ausdrücken wollen. Galanterie in engerer Bedeutung wird von Cormon [65]) erklärt durch: „obsequiosa urbanitas," von Büsching durch: „zierliche Gefügigkeit" [66]), und in engster Bedeutung von Montesquieu durch: „delicate, leichte, ewige Lüge der Liebe." Nach Fr. W. B. von Ramdohr [67]) heißt die Urbanität gegen das Frauenzimmer besonders Galanterie. Diese hält selten das Mittel zwischen einem zu steifen und einem zu freien Tone. Ihr wahrer Charakter ist die Geschmeidigkeit ohne Niederwürfigkeit, Würde, Selbstbeachtung ohne Hochmuth. Urbanität überhaupt, und besonders gegen das Frauenzimmer, ist nach der körperlichen Schönheit das wichtigste Mittel, um sich in den Augen des schönen Geschlechts auszuzeichnen. Sie ist die fertige Beobachtung der Vorschriften, nach denen unsere Person in den Verhältnissen des weiteren geselligen Umgangs mit Menschen (ohne vorgängige Bekanntschaft oder Verbindung, und ohne Rücksicht auf einen besondern Zweck des Nutzens oder der Unterhaltung) Andern auf eine Art erscheint, wodurch die gesellige Mittheilung befördert und Vergnügen durch das bloße Zusammensein erweckt wird. Ungeachtet die Galanterie in höchster Blüthe, nämlich als ritterliche Galanterie, erst im Mittelalter sich ausbildete, so zeigen sich doch auch schon im Alterthume der Griechen und Römer Spuren davon. Ausgezeichnet durch Galanterie oder zierliche Gefügigkeit war Alcibiades. Ungeachtet seines Stolzes trieb ihn doch seine grenzenlose Begierde, überall der Erste zu sein, an, sich zierlicher Gefügigkeit zu befleißigen, und sich den Sitten derjenigen, bei welchen er eben sich befand, zu fügen, um seinem Ehrgeiz ein Gnüge zu leisten, und zeigte dabei Anstrengung und Geduld, ungeachtet sein Charakter von Natur das Entgegengesetzte war. Wenn Cornelius Nepos im Alcibiades Cap. I von ihm sagt: quum tempus posceret, laboriosus, patiens, liberalis, splendidus, non minus in vita, quam victu: adfabilis, blandus, temporibus callidissime inserviens. Idem, simul ac se remiserat, neque causa suberat, quare animi laborem perferret, luxuriosus, dissolutus, libidinosus, intemperans reperiebatur: ut omnes admirarentur, in uno homine tantam inesse dissimilitudinem, tamque diversam naturam, so muß man hier unter Natur nicht angeborenes Wesen oder Naturell verstehen, sondern die von der Natur ihm verliehene Kraft, sich Eigenschaften, welche die Natur ihm eigentlich nicht gegeben hatte, durch künstliche Beherrschung und Angewöhnung eigen zu machen; denn wie sich schließen läßt, hatte er Galanterie oder zierliche Gefügigkeit, wie er, wie wir sehen werden, z. B. sein Betragen gegen Anytos, einen seiner eifrigsten Verehrer, beweist, von Natur nicht, sondern nur die Kraft, sich dieselbe, wenn es seine Lage erfoderte, eigen zu machen, um überall der Erste zu sein. In Athen, der glänzendsten Stadt, übertraf er Alle an Glanz und äußerlichem Ansehen der Lebensart. Aus Athen vertrieben, lag er in Theben, weil die Böotier mehr der Festigkeit des Körpers, als der Schärfe des Geistes sich befleißigten, dem Bestreben derselben so sehr ob, daß Niemand sich ihm an Anstrengung und Kräften des Körpers gleichstellen konnte [68]). Bei den Lacedämoniern, nach deren Sitten die höchste Tugend in Geduld gesetzt wurde, ergab er sich der Härte (harten Lebensart) so, daß er an Sparsamkeit des Lebensunterhalts und der Pflege alle Lacedämonier übertraf. Bei den Thraciern, dem Weine und dem Liebesgenusse [69]) ergebenen Menschen, ging er auch in diesen Dingen vor. Bei den Persern, bei welchen es das höchste Lob war, tapfer zu jagen und luxuriös zu leben, ahmte er die Gewohnheit derselben so nach, daß er bei Allen, bei welchen er auch war, für den Ersten und sehr werth gehalten wurde. Solche zierliche Gefügigkeit zeigte Alcibiades überhaupt. In Beziehung auf das schöne Geschlecht war er der Mann aller Weiber [70]), und keine soll ihm widerstanden haben. Dieses bewirkte wol nicht blos seine ausgezeichnete Schönheit, seine Prachtliebe und seine verschwenderische Freigebigkeit, sondern er machte seine Eroberungen aller Wahrscheinlichkeit nach auch durch galante Worte und anderes galantes Betragen. In Beziehung auf die Liebe findet man Galanterie schon bei den Alten, freilich keine ritterliche Galanterie, da die Sitte des Zweikampfes fehlte, und man die Ehre seiner Dame also nicht durch denselben beschützen konnte. Für die höchste Galanterie galt in Beziehung auf die nicht ritterliche Galanterie zu Gunsten des geliebten Gegenstandes sich durch verschwenderische Freigebigkeit zu Grunde zu richten. Ein Beispiel hiervon gibt Anytos, einer der eifrigsten Liebhaber des Alcibiades, in dessen angehendem Jünglingsalter. Er schlug, von Anytos zum

65) *Cormon*, Sobrino Aumentado o Nuevo Diccionario de las lenguas Española, Francesa y Latina. T. I. P. II. p. 32: *Galanteria*, s. f. Galanterie ce qui est galant; il se dit des actions et des choses. L. *Obsequiosa* urbanitas. 66) Ritterzeit und Ritterwesen, z. B. 1. Bd. S. 14: „zierliche Gefügigkeit im Umgange;" 2. Bd. S. 144: „die Gesetze der zierlichen Gefügigkeit" (Galanterie). 67) Venus Urania. Über die Natur der Liebe, über ihre Veredelung und Verschönerung (Leipzig 1798.), und daraus bei H. G. Flörke in der Fortsetzung von Krünitz's Encyklopädie 78. Th. im Art. Liebe: Kurze Übersicht des Inhalts des zweiten Theils, welcher der Ästhetik der Liebe gewidmet ist, S. 403.

68) *Cornelius Nepos*, Alcibiades Cap. 11. *Satyrus Peripateticus* ap. *Athenaeum* Lib. XII. Cap. 9. p. 534 drückt dieses da, wo er von Alcibiades handelt, so aus: ἐν Θήβαις δὲ σωμασκῶν, καὶ γυμναζόμενος, τῶν Θηβαίων αὐτῶν μᾶλλον βοιώτιος, in Theben aber den Leib übend (sich als Ringer übend) und sich nackt auf dem Fechtplatz übend, war er mehr böotisch, als die Thebaner selbst. 69) So nach Nepos a. a. O. Nach Satyrus dem Peripatetiker bei Athenäus war Alcibiades bei den Thraciern der erste Trinker und Reiter. 70) *Athenaeus* V. p. 220; *Diogenes Laert.* Bion c. 3. Wegen seiner Schönheit und ausgezeichneten Geistesgaben wurde der angehende Jüngling Alcibiades nach griechischer Sitte, oder richtiger Unsitte, von Vielen, und selbst von Sokrates, wie Platon im Symposio erwähnt, geliebt. Postea, erzählt Nepos Cap. 2 weiter, quam robustior est factus, non minus multos amavit, in quorum amore, quoad licitum est, odiosa multa *delicate* jocoseque fecit, wo das delicate wol am besten durch auf galante Weise zu geben ist.

Mittagsmahl eingeladen, es ab, zu erscheinen, kam aber dessenungeachtet später halb berauscht, nahm einen Theil der goldenen und silbernen Geschirre aus dem Vorzimmer und verschenkte sie an arme Bürger. Manche fanden dies unschicklich, aber der galante Anytos erwiederte: er hätte ja das Ganze nehmen können [71]). Bei Plautus [72]) sagt Astaphium, die Magd einer Weibsperson, welche aus der Liebe ein Gewerbe macht:

Nec unquam quisquam probus erit amator, nisi qui rei inimicu' st suae

und

Probus est amator, qui relictis rebus rem perdit suam.

Die Magd spricht obige Worte zu einem Liebhaber ihrer Herrin, welcher er, um sie gehörig beschenken zu können, nicht nur alles bewegliche Vermögen nach und nach hingegeben, sondern auch das Haus und Grundstück verpfändet hat: die galanten Liebhaber richteten sich nicht nur durch das zu Grunde, was sie den Buhlerinnen gaben, sondern auch durch die Pracht, welche sie auf sich selbst wandten und durch die Versäumniß ihrer Geschäfte, wie alles dieses Lucretius [73]) trefflich schildert. Da zu einem Liebhaber, welcher durch Aufwand seinen Zweck erreichte, Reichthum gehörte, so gibt Ovidius andere Künste an, räth nicht nur an, einfach im Anzug zu erscheinen, sondern durch zierliche Gefügigkeit die Liebe der Schönen zu gewinnen und zu fesseln. Galanterie in der Bedeutung von Gefügigkeit drückt Ovid in der Kunst zu lieben Buch II. durch dextera indulgentia, geschickte Gefälligkeit, aus, indem er singt:

Dextera praecipue capit indulgentia mentis:
Asperitas odium saevaque bella movet;

und Tibull durch obsequium, Nachgiebigkeit, Willfährigkeit, gefälliges Betragen, indem er singt: obsequio plurima vincit amor. Wie wir weiter unten angeben, wurden bei den ritterlichen Galanterien zu große Geschenke gemisbilligt. Ovid stellt sich auch nicht als großer Schenker dar. Amorum Lib. I. Elegia X. Ad puellam, ne pro amore praemia poscat, sagt er unter Anderem:

Cur sim mutatus quaeris? quia munera poscis
Haec te non patitur causa placere mihi.
Donec eras simplex, animum cum corpore amavi:
Nunc mentis vitio laesa figura tua est,

und bemerkt hierauf weiter, Amor sei nackt und habe keine Kleider; warum befehle sie da, daß er um Lohn zum Verkaufe dastehen solle, da er keine Kleidfalte habe, um den Lohn hineinzuthun. Nachdem Ovid (De arte amandi Lib. II.) gesagt hat, daß man den immerwährend in den Waffen lebenden Habicht und den das furchtsame Schaf- und Ziegenvieh anfallenden Wolf hasse, der Schwalbe dagegen, weil sie sanft sei, von den Menschen nicht nachgestellt werde, und der chaonische Vogel (die Taube) Thürme habe, und daß Streite und Schlachten der bittern Zunge fern sein sollen, die Eheleute einander durch Zank in die Flucht schlagen, und Streit eine Mitgift der Eheweiber sei, und die Geliebte (amica) immer erwünschte Töne hören solle, fährt er fort:

Non legis jussu lectum venistis in unum:
Fungitur in vobis munere legis amor:
Blanditias molles, auresque juvantia verba
Afler: ut adventu laeta sit ipsa tuo.
Non ego divitibus venio praeceptor amandi:
Nil opus est illi, qui dabit, arte mea.
Secum habet ingenium, qui, cum libet, Accipe, dicit:
Cedimus, inventis plus habet ille meis.

Weiter sagt Ovid, er sei Dichter für Arme, weil er nie geliebt habe; da er keine Geschenke habe geben können, habe er Worte gegeben [74]), und fährt fort:

Pauper amet caute: timeat maledicere pauper:
Multaque divitibus non patienda ferat.

Er erinnere sich, daß er erzürnt die Haupthaare der Herrin verwirrt habe: wie viel Tage habe ihm dieser Zorn entrissen! Er glaube nicht, und habe nicht gemerkt, daß er ihre Tunica zerrissen, aber sie habe es gesagt, und sie sei durch sein Geld wieder erkauft worden. Er fodert seine Schüler auf, seine Sünden zu vermeiden, und sagt weiter:

Proelia cum Parthis, cum culta pax sit amica:
Et jocus et causas quicquid amoris habet.

Zu den Ohren erfreuenden Worten, welche Ovid dem Liebhaber zur Pflicht macht, gehörten vornehmlich die Schmeichelworte im Betreff des natürlichen Aussehens und der Tracht [75]), und die Beschönigung der Mängel der Geliebten. In ersterer Beziehung sagt Ovid ebenfalls in der Kunst zu lieben Buch II:

Blanditiis animum furtim deprendere fas est,
Ut pendens liquida ripa subitur aqua.
Nec faciem, nec te pigeat laudare capillos,
Et teretes digitos, exiguumque pedem.
Delectant etiam castas praeconia formae:
Virginibus curae grataque forma sua est.

In Beziehung auf andere Eigenschaften:

Brachia saltantis, vocem mirare canentis:
Et cum desierit, verba querentis habe.

Die Übertreibung der Vorzüge und die Beschönigung der

71) Fr. v. Raumer, Vorlesungen über die alte Geschichte. 2. Aufl. 1. Bd. S. 482. 72) Truculentus, Act. I. Sc. I. v. 20 et 25. 73) Lib. IV. v. 1120 seq.:

Labitur interea res et vadimonia fiunt,
Languent officia, atque aegrotat fama vacillans:
Unguenta, et pulchra in pedibus Siconia, rideat
Scilicet; et grandes viridi cum luce smaragdi
Auro includuntur, terunturque thalassina vestis
Assidue, et Veneris sudorem exercita potat:
Et bene parta patrum fiunt anademata, mitrae:
Interdum in pallam, atque Alidensia, Chiaque vertunt
Eximia veste et victu convivia, ludi,
Pocula crebra, unguenta, coronae, serta parantur.

74) verba dabam, habe Worte gegeben, das heißt, getäuscht.
75) *Ovidius*, De Arte amandi Lib. II:

Sed tu, cuicunque est retinendae cura puellae,
Attonitum forma fas putet esse sua.
Sive erit in Tyriis, Tyrios laudabis amictus:
Sive erit in Ceis, Coa decere puta.
Aurata est: ipso tibi sit preciosior auro:
Gausapa si sumit, gausapa sumta proba.
Astiterit tunicata: moves incendia, clama:
Sed timidâ caveat frigora, voce roga.
Compositum discrimen erit, discrimina lauda:
Torserit igne comam, torto capillo place.

Mängel liegt nicht blos in der Galanterie, sondern auch in der Natur, da die Liebe, wie das Sprüchwort sagt, blind macht. Wie beides in dieser Beziehung die Natur der Liebe und die Galanterie, das künstliche System derselben in Verbindung steht, erhellt daraus, daß die Stelle des Lucretius [76]) über die Blindheit des Liebhabers im Betreff der Mängel von Ovid, welcher sie nachahmt, eine Anwendung im Betreff der Galanterie findet, indem er sagt:

Parcite praeterea vitia exprobrare puellis:
Utile quae multis dissimulasse fuit.
Nec suus Andromedae color est objectus ab illo,
Mobilis in gemino cui pede penna fuit [77]),
Omnibus Andromache visa est spatiosior aequo,
Unus qui modicam diceret, Hector erat.

An das, was man übel empfinde, solle man sich gewöhnen, und es gut ertragen: vieles mindere die Länge der Zeit: aber die anfangende empfinde alles. So lange an der grünen Rinde ein Zweig anwachse, werde er, wenn ihn ein Lüftchen erschüttere, fallen; wenn er im Zeitraume erhärtet sei, widerstehe er den Winden, und der feste Baum werde durch Adoption erlangten Bestand haben:

Eximit ipsa dies omneis de corpore mendas:
Quodque fuit vitium, desinit esse mora etc.
Nominibus mollire licet mala, fusca vocetur,
Nigrior Illyricâ cui pice sanguis erit.
Si paeta est [78]), Veneri similis, si flava, Minervae:
Sit gracilis [79]), macie quae male viva sua est.
Dic agilem, quaecunque brevis: quae turgida, plenam:
Et lateat vitium proximitate boni.

Auch solle man nicht fragen, im wie vielsten Jahre sie stehe, oder unter welchem Consul sie geboren (dieses Amt habe der strenge Censor); vornehmlich, wenn sie nicht mehr blühe, und die beste Zeit hinter sich, und sich bereits weißwerdende Haare binde. Zu diesem Joche, welches der galante Liebhaber sich auferlegen mußte, kam auch noch vieler anderer Zwang, welchen Lucretius [80]) im Allgemeinen ausdrückt:

Adde, quod alterius sub nutu degitur aetas.

Doch hatte diese Knechtschaft der Galanterie des Alterthums der Griechen nicht den hohen Schwung der Galanterie des Ritterthums. Der galante Liebhaber der Römerzeit that im Dienste seiner Dame keine Großthaten, wie die Ritter thaten, sondern leistete Bedientendienste, und mußte außer den schönen und beschönigenden Worten, deren er sich bediente, auch sonst auf andere Weise seine Gefügigkeit bewähren, um das Herz der Schönen zu gewinnen und zu fesseln. Diese Gefügigkeit drückt wie Tibull, so auch Ovid durch obsequium aus. Dieser sagt in der Kunst zu lieben Buch II., wenn die Geliebte nicht willig und liebkosend genug sei, solle man es ertragen, und mit Geduld es aushalten, nachher werde sie mild sein:

Flectitur obsequio curvatus ab arbore ramus,

man zerbreche den Zweig, wenn man seine Kräfte daran versuche. Obsequio tranantur aquae; und man könne die Flüsse nicht überwinden, wenn man dagegen, als wohin die Welle reiße (d. h. wider den Strom) schwimme. Obsequium (gefällige Nachgiebigkeit) zähme die Tiger und vom Zorn aufschwellenden Löwen; der Stier unterziehe sich nach und nach des ländlichen Pfluges. Durch Weichen (Nachgeben) solle man siegen:

Cede repugnanti: cedendo victor abibis:
Fac modo, quas partes illa jubebit agas.
Arguit, arguito: quidquid probat illa, probato:
Quod dicit, dicas: quod negat illa, neges.
Riserit, arride: si flerit, flere memento:
Imponat leges vultibus illa tuis.

Im I. Buche sagt Ovid, daß man auch, um das Herz der Geliebten zu gewinnen, weinen oder rücksichtlich sich weinend stellen solle, nämlich:

Et lacrymae prosunt: lacrumis adamanta movebis:
Fac madidas videat, si potes, illa genas.
Sic lacrymae (neque enim veniunt in tempore semper)
Deficient: uda lumina tange manu.

Die erheuchelten Thränen sollten dienen, den Worten Glauben zu verschaffen, wenn man die Stelle eines Liebhabers spiele, falls man nicht in dem Maße verliebt sei, wie man sich stelle, wie Ovid ebendaselbst sagt:

Est et agendus amans, imitandaque vulnera verbis:
Hic tibi quaeratur qualibet arte fides.

In Beziehung auf die Theilnahme an dem Schauen der Spiele des Circus schreibt Ovid dem Liebhaber vor, er solle sich eifrig erkundigen, wessen Pferde kommen, und sogleich dem, wer es auch sei, günstig sein, dem sie günstig sei. Falle Staub in den Schoos der Herrin, solle er ihn mit den Fingern herausschütteln:

Et, si nullus erit pulvis, tamen excute nullum:
Quaelibet officio causa sit apta tuo.

Wenn ihr Mantel zu weit auf die Erde herabgefallen liege, solle der Liebhaber ihn zusammennehmen, und geschäftig von dem unreinen Boden aufheben. Er solle außerdem nach den Mannespersonen, wer auch immer dort sitze, zurückblicken, daß keiner durch das vorgebogene Knie den zarten Rücken drücke. Kleinigkeiten gewinnen leichtsinnige Seelen (parva leves capiunt animos); es sei vielen nützlich gewesen, das Polster mit willfähriger Hand in Ordnung gelegt zu haben. Es habe

---

76) *Lucretius* Lib. IV. v. 1149 seq.:

Nam faciunt homines plerumque, cupidine caeci,
Et tribuunt ea, quae non sunt his commoda vere.
Multimodis igitur pravas turpesque videmus
Esse in deliciis, summoque in honore vigere.
Atque alios alii irrident, Veneremque suadent,
Ut placent, quoniam foedo adflictentur amore;
Nec sua respiciunt miseri mala maxuma saepe.
Nigra, *μελίχροος* est; immunda ac foetida, *ἄκοσμος*·
Caesia, *παλλάδιον*· nervosa et lignea, *Λοχάς*·
Parvola, pumilio, *χαρίτων μία*, tota merum sal;
Magna atque immanis, *κατάπληξις*, plenaque honoris.
Balba, loqui non quit? *τραυλίζει*· muta pudens est:
At flagrans, odiosa, loquacula, *Λαμπάδιον* fit:
Ἰσχνὸν ῥωμέϊον tum fit, quo vivere non quit
Prae macie; *ῥαδινή* vero est, jam mortua tussi.
At gemina et mammosa, Ceres est ipsa ab Jaccho.
Simula, *Σιληνὴ* ac *Σατύρα* est: labiosa, *φλῆμα*.
Cetera de genere hoc longum est, si dicere coner.

77) d. h. Perseus. 78) Wenn sie etwas schielt, die Augen verdreht. 79) Lucretius hatte es durch *ῥαδινή* gegeben. 80) Lib. IV. v. 1118.

auch gefrommt, Wind mit dem dünnen Sonnenfächer gefächelt zu haben, und die hohle Bank unter den zarten Fuß gegeben zu haben. Diese Lehre, welche Ovid im ersten Buche seiner Kunst zu lieben, in der Partie, in welcher er davon handelt, wie man im Circus sich Zugang zu der neuen Geliebten verschaffe, wiederholt er im II. Buch in der Partie, wo er davon handelt, wie man die Geliebte, welche in die gestellten Netze gefallen, dauernd fesseln solle, indem er sagt, der Liebhaber solle den durch seine Stube aus einander gespannten Sonnenschirm selbst halten. Er solle in dem Haufen, wohin sie komme, ihr Platz verschaffen. Auch solle er kein Bedenken tragen, die Bank (den Fußschemel) an das rundgedrehte Bett zu setzen, und solle die Schnürsohle von dem zarten Fuße nehmen, oder an den Fuß fügen. Häufig solle er auch, ob er gleich selbst friere, die Hand der Frierenden in seinem Busen wärmen. Noch solle er es, obgleich es, wenn man wolle, schimpflich sei, für schimpflich halten, mit freigeborener Hand den Spiegel zu halten. Von Herkules, welcher den Himmel, welchen er früher getragen, durch seine Verdienste erworben habe, glaube man, daß er unter den ionischen Mädchen den Korb (Wollenkorb) gehalten, und die rohe Wolle bearbeitet habe. Der tirynthische Heros (Herkules) habe dem Befehl seiner Herrin gehorcht, wie solle man Bedenken tragen, das zu erdulden, was er ertragen. Doch sollte man bei den Dienstleistungen berücksichtigen, welcher Art sie seien. Nachdem Ovid abermals im II. Buch der Kunst zu lieben in der Partie über das Betragen des Liebhabers, wenn die Geliebte krank, gesagt hat, daß er vor der Krankheit keinen Ekel zeigen, und sie küssen, und sie ihn weinen sehen solle, er vieles in ihrer Gegenwart geloben, erfreuliche Träume, die er gehabt haben wolle, erzählen, und ein altes Weib erscheinen lassen solle, welches Schwefel und Eier in der Hand vortrage, und das Bette und Gemach lustrire (reinige), fährt er fort:

Omnibus his inerunt gratae vestigia curae:
In thalamos [81]) multis haec via fecit iter.
Ne tamen officiis odium quaeratur ab aegra,
Sit suus in blanda sedulitate modus:
Neve cibos praebe: nec amari pocula succi
Porrige: rivalis misceat illa tuus.

Die Feindseligkeit, welche Ovid gegen den Nebenbuhler zeigt, dürfte man nach seinen Lehren nicht zur Schau tragen. Sich so zu bezwingen, daß man seine Eifersucht nicht laut werden ließ, war das schwerste Stück der Galanterie der Liebe. Propertius (Lib. II. El. 27. v. 18) sagt, er könne selbst den Jupiter nicht als Rival ertragen. Ovid schreibt im II. Buch der oftgenannten Kunst vor: ertrage den Nebenbuhler geduldig: der Sieg wird bei dir sein: du wirst als Sieger in des großen Jupiter's Burg (Capitol) dich befinden (triumphiren). Glaube, daß dir dieses nicht ein Mensch, sondern die pelasgischen Eichen (das Orakel von Dodona) sagen. Winket sie (ihm) zu, ertrage es: schreibt sie, berühre die Täfelchen nicht: sie komme daher, woher es ihr beliebt: sie gehe, wohin es ihr belieben wird. In dieser Kunst bin ich, ich bekenne es, nicht vollkommen. Was soll ich thun? ich bin kleiner, als meine Erinnerungen (mein Unterricht). Soll Jemand in meiner Gegenwart meinem Mädchen Zeichen geben, und ich es dulden? und mich der Zorn nicht überall hintragen (ganz fortreißen). Ihr Mann hatte, ich erinnere mich, (ihr) Küsse gegeben: ich klagte über die gegebenen Küsse: an Barbarei hat meine Liebe Überfluß (barbarie noster abundat amor, d. h. meiner Liebe fehlt es sehr an Galanterie). Dieser Fehler hat mir mehr als einmal geschadet: abgesäumter ist der, durch dessen Vermittlung andre Männer kommen (doctior ille est, quo veniunt alii conciliante viri, d. h. der den Kuppler macht). Im I. Buche in der Partie, in welcher er davon handelt, wie der Liebhaber sich gegen die Geliebte betragen solle, wenn er einem Gastmahle beiwohnt, und namentlich vorschreibt, daß er zuerst den von ihren Lippen berührten Becher nehmen, und an der Stelle trinken, und jede Speise, die sie mit ihren Fingern libirt (von der sie etwas hinweggenommen), nehmen und dabei die Geliebte mit der Hand berühren solle, sagt er: auch sollen deine Wünsche sein, dem Manne des Mädchens (der jungen Frau) zu gefallen, Freund geworden wird er deinen Wünschen nützlicher sein. Ihm, wenn du nach dem Loose (Range) trinkst, räume das erste Loos (den ersten Rang) ein. Ihm werde der von deinem Haupte geschickte Kranz gegeben.

Sive sit inferior, seu par prior omnia sumat:
Ne dubites illi verba secunda loqui.

Ein sicherer und häufiger Weg ist durch Freundesnamen zu täuschen. Obgleich es ein sicherer und häufiger Weg ist, ist er doch verbrecherisch. Hierauf möge nun der Vortrinker viel trinken, und glauben, daß die ihm Übergebenen mehr trinken müssen. Ein gewisses Maß im Trinken wird dir von uns gegeben. Ihr Amt sollen der Geist und die Füße leisten. Vornehmlich hüte dich vor durch den Wein aufgereiztem Wortstreite, und vor zu großer Geneigtheit der Hände zu wilden Kämpfen. Thöricht fiel Eryton durch das Trinken der gegebenen Weine: passender ist zu süßem Scherz die Tafel und der Wein. Hast du Stimme, singe, wenn weiche Arme, tanze, und durch welche Gabe du immer gefallen kannst, gefalle. Sowie die wahre Trunkenheit schadet, so wird die erdichtete nützen: laß deine Zunge listig mit lispelndem Tone stammeln. Und von Allem, was du frecher sagst oder triebst, als billig ist, werde geglaubt, daß der zu viele Wein die Ursache gewesen:

Et bene die dominae: bene, cum quo dormiet illa:
Sed male sit, tacita mente precare, viro.

Also auch selbst beim Trinkgelag mußte der Liebhaber, wenn er Galanterie üben wollte, Maß halten, um nicht durch zu vieles Trinken sich zur Ausübung derselben unfähig zu machen. Im II. Buche führt Ovid, wie der Liebhaber den Befehlen der Geliebten gehorchen müsse, auf diese Weise aus: hast du den Befehl erhalten, auf dem Foro gegenwärtig zu sein, so komme ja immer zeitiger, als zur befohlenen Stunde, und gehe nur spät fort. Hat sie gesagt, daß du irgendwohin ihr entgegenkommen (sie irgendwo treffen) sollest, schiebe alles auf, laufe, und

81) Nach anderer Lesart in tabulas, d. h. ins Testament.

laß den begonnenen Gang nicht durch den Schwarm vieler Menschen verzögern. Geht sie des Nachts, wenn sie ein Gastmahl genossen hat, nach Hause, dann komme auch als Sklave (sie begleitender Diener), wenn sie dich ruft (tunc [82]) quoque pro servo, si vocat illa, veni). Ist sie auf dem Lande, und sagt, du sollst kommen, so lege, wenn das Rad (ein Wagen) fehlt, den Weg, denn die Liebe haßt die Trägen, zu Fuße zurück. Weder die schwere Zeit (die Zeit drückender Hitze und der dadurch entstehenden Krankheiten), und der dürstende (d. h. heiße Hitze bringende) Hundsstern, noch der durch gefallenen Schnee weiß gemachte Weg halte dich auf. Die Liebe ist eine Art Kriegsdienst: fort mit euch Trägen! furchtsame Männer müssen diese Feldzeichen nicht beschützen. Nacht und Winter, lange Wege, und grause Anstrengungen [83]) (Beschwerden) und aller Schmerz ist bei diesen zarten Feldlagern. Oft wirst du Schlagregen ertragen, kalt sollst du oft auf nacktem Boden liegen. Von dem Cynthier (Apollon) wird gesagt, daß er Admet's Kühe während der Hitze [84]) gehütet, und in einer kleinen Hütte gesteckt (sich aufgehalten) habe. Wem wird das nicht ziemen, was dem Phöbus geziemt hat? ziehe den Stolz aus, jeder, wer er auch sei, wer Sorge für eine Liebe (Liebschaft), die dauern soll, trägt. Amorum Lib. I. hat Eleg. IX. Ad Atticum, amantem non oportere desidiosum esse, sicuti nec militem, welche beginnt:

Militat omnis amans: et habet sua castra Cupido,

und indem er Parallelen zwischen einem Liebhaber und einem Soldaten zieht. Aus ihnen bemerken wir einige: Beide durchwachen die Nacht: auf der Erde ruht jeder von Beiden: jener hütet die Thüre der Herrin, dieser die des Heerführers. Die Pflicht des Soldaten ist ein langer Weg: man lasse das Mädchen reisen: ein thätiger Liebender wird ohne Ende folgen: er wird auf entgegenstehende Berge und über durch Regen verdoppelte Flüsse gehen. Noch wird er, wenn er Meerengen drücken (über das Meer schiffen) will, zum Vorwand des Nichtthuns aufgeregte Südostwinde nehmen, und für Kehrung der Gewässer (Schiffung) passende Gestirne suchen. Wer anders als ein Soldat oder Liebhaber wird sowol die Kälte der Nacht, als den mit dichtem Schlagregen gemischten Schnee ertragen. Jener belagert große Städte, dieser die Schwelle der harten Freundin: jener erbricht Thore, aber dieser Thüren. Lucretius (Lib. IV. v. 1173 seq.) sagt: der ausgeschlossene Liebhaber bedeckt oft weinend mit Blumen und Guirlanden die Schwelle, salbt mit Salbe aus Majoran die stolzen Pfosten, und drückt als Elender Küsse an die Thürflügel. Ovid schreibt in der Kunst zu lieben Buch II. vor: wird von ihr gesagt, sie sei ausgegangen, und du siehst sie vielleicht doch, so glaube, daß sie ausgegangen und du Falsches seheſt. Ist dir in der versprochenen Nacht die Thüre verschlossen, so ertrage es, und lege den Körper auf den unreinen Boden. Vielleicht wird auch die lügnerische Magd mit stolzer Miene sagen, was belagert jener unsere Thüre? schmeichle auch den Pfosten des harten Mädchens, und lege die von dem Haupte genommenen Rosen auf die Schwelle. Halte nicht für schimpflich, die Schimpfworte und Schläge deines Mädchens zu ertragen und Küsse auf ihre zarten Füße zu drücken. In der angeführten Elegie, deren Inhalt ist, daß der Liebende ebenso wenig, als ein Soldat, träge sein müsse, schließt er, nachdem er mehre Parallelen zwischen beiden gezogen: daher soll ein jeder, wer die Liebe Unthätigkeit nennt, ablassen. Die Liebe ist unternehmender Geistesart (ingenii est experientis amor). Ich selbst war unthätig und zu ungegürteter (lasser) Muße geboren. Bett und Schatten hatten meine Seele verweichlicht: den Trägen trieb die Sorge für das schöne Mädchen an, und gebot, daß ich in ihrem Lager Erz (Sold) verdienen sollte. Daher siehst du mich wachsam und nächtliche Kriege führend: wer nicht träge werden will, muß lieben. Im II. Buche der Kunst zu lieben sagt Ovid: Wird dir durch das Sichere und Sanfte (d. h. hier durch die Thüre) zu gehen verweigert, und ist die entgegenstehende Thür auf das Schloß gestützt (verschlossen), schlüpfe jählings von dem offenen Dache herab, auch gebe dir das hohe Fenster verstohlene Wege. Sie wird sich freuen, wenn sie weiß, daß sie die Ursache der Gefahr ist. Dieses wird der Herrin ein Pfand sicherer Liebe sein.

Oftmals konntest du wol dein Mädchen, Leander, entbehren,
Schwammest hinüber, daß sie wisse, du liebest sie noch.

Hierauf führt Ovid aus, daß der Liebhaber sich nicht schämen müsse, die Sklavinnen und Sklaven, indem er sie ihrem Range nach jedes bei seinem Namen grüße, durch demüthige Bitten und kleine Geschenke zu gewinnen. Aus dem, was wir aus Ovid ausgehoben, ersieht man hinlänglich, daß dieser bereits viele und wenn man blos die bürgerliche, nicht die ritterliche Galanterie berücksichtigt, auch die Hauptregeln der Galanterie kannte, deshalb galt Ovid auch im Mittelalter als Meister in der Lehre der Minnekunst, und Neuere, welche über die Kunst zu lieben schrieben [85]), haben ihn zu Grunde gelegt. Ovid galt als Lehrer der Minnekunst soviel, daß man bei mancher Sentenz über die Liebe und mancher Regel der Galanterie zweifelhaft ist, ob es wirkliche Nachahmung der Lehren desselben oder die Gleichheit derselben sei. So

82) Nach anderer Lesart tu, welches dann die Bedeutung hat, komme auch du als Sklave (Diener), und man muß suppliren, wenn sie auch schon ein Sklave begleitet. 83) saevique labores, nach anderer Lesart saevique dolores. 84) per aestus, nach anderer Lesart per herbas, in den Kräutern, nach anderer Pheraeas, die pheräischen Kühe.

85) z. B. Manso, Die Kunst zu lieben (Berlin 1784.); ferner: Die Kunst zu lieben. Systematisch und mit besonderer Rücksicht auf Ovid's ars amandi dargestellt. Aus den Papieren des Grafen von S. (Berl. 1825.) Wenn es in Goethe's und Schiller's Reimen heißt:

Auch zum Lieben bedarfst du der Kunst, unglücklicher Manso!
Daß die Natur doch Nichts, gar Nichts für dich noch gethan,

so ist doch gewiß, daß die Natur durch die Kunst gebildet werden muß, wenn sie geschickt werden soll, Galanterie auszuüben. Der höchste Gegensatz derselben ist das Verfahren der Naturmenschen einiger rothhäutigen Völkerschaften in Amerika, welche statt um das Herz spröder Mädchen zu gewinnen, Galanterie zu üben, sie so lange mit Keulen schlagen, bis sie sich willfährig bezeigen.

z. B. lehrt Ovid die Galanterie bei dem Spiele mit der Geliebten auf folgende Weise:

Seu ludet, numerosque manu jactabit eburnos:
Tu male jactato: tu bene [86]) jacta dato,
Seu jacies talos, victam ne poena sequatur,
Damnosi facito stent tibi saepe canes.
Sive latrocinii sub imagine calculus ibit:
Fac pereat vitreo miles ab hoste tuus.

Boccaccio läßt im Decameron VII. Tg. 7. Geſch. ſagen, nachdem die Erzählung ſoweit geführt iſt, daß Madonna Beatrix ſich mit Lodovico, der um die Minne derſelben zu gewinnen, bei ihrem Gemahle, einem Edelmanne Egena zu Bologna, unter dem Namen Anichino als Diener in Dienſte getreten iſt, zum Schachſpiel niedergeſetzt hat: „Anichino ließ, im Verlangen, ſie zu erfreuen, auf ſehr geſchickte Weiſe ſich beſiegen, und die ſchöne Frau war ganz glücklich darüber.“ Anichino bringt ſie durch mehrmaliges Seufzen dahin, daß ſie ihn nach dem Grunde fragt. Er erklärt nun ſeine Liebe, und gewinnt die ihrige ſo, daß ſie ihm die höchſte Gunſtbezeigung gewährt. Von dieſem Lodovico, oder mit anderm Namen Anichino, wird vorher Folgendes erzählt. In Paris lebte ein florentiniſcher Edelmann, der aus Armuth Kaufmann geworden und in ſeinen Unternehmungen ſo glücklich geweſen war, daß er bald großen Reichthum geſammelt hatte. Damit ſein einziger Sohn Lodovico, den er von ſeiner Frau hatte, nach dem Adel, und nicht nach dem Kaufmannsſtande des Vaters ſich bilde, hatte er ihn in keinen Laden thun wollen, ſondern zu andern Edelleuten in den Dienſt des Königs von Frankreich gegeben, wo der junge Mann denn auch ſeine Sitten und andere gute Dinge in Menge lernte [87]). Ein Edelknecht, franzöſiſch Page, Varlet, Damoiseau (Junker), Garçon (im Latein des Mittelalters Gartio) hatte die gewöhnlichen Geſchäfte der Dienenden bei ihren Herren, ſowol bei dem Gebieter, als auch bei deſſen Gemahlin. Die Edelknechte oder Edelknaben begleiteten ihre Herrſchaften bei Spaziergängen und bei Beſuchen, auf der Jagd, auf Reiſen, wurden in Angelegenheiten des Herrn und der Herrin verſendet, warteten bei Tiſche auf und ſchenkten das Getränk ein. So z. B. wird im Leben des Ritters Bayard erzählt, daß dieſer, nachdem er die Schule verlaſſen, von ſeinen Verwandten in das Haus ſeines Oheims, des Biſchofs von Grenoble, gebracht, von dieſem mit an den ſavoyiſchen Hof genommen ward, und als der Herzog den Biſchof zur Tafel zog, dieſem das Getränk mit vielem Anſtande reichte und ſich ſehr artig betrug [88]). Durch dieſes Aufwarten bei hohen Herrſchaften eigneten ſich die Edelknaben ein gefälliges äußeres Benehmen an, und dieſes wurde, weil die Aneignung an den Fürſtenhöfen geſchah, und an denſelben vornehmlich geübt ward, Courtoiſie genannt, und aus dem Romaniſchen ging ſelbſt ins Teutſche „curtois,“ fein und edel an Sitten, an Sinn und Sitten, diu kurtoisie, die feine Bildung und Adel des Sinnes und der Sitten [89]) über, wofür das echte Teutſche höviſch, woraus hübſch gebildet iſt, und Höviſcheit brauchte. In den dreizehn Geboten der Minne heißt es Geb. 10: In omnibus urbanum te constituas et curialem, welches beides durch das eine galant ausgedrückt werden kann. Durch Erziehung der Töchter und Söhne des Adels an den Höfen bildete ſich, wie man bemerkt findet, nach und nach eine Regel für das Betragen der höheren Stände, vorzüglich an Höfen die Courtoiſie, und ein eignes Syſtem adeliger Pflichten, die Galanterie, eine Bezeichnung, die ſchon durch die Verwandtſchaft mit dem Worte vaillant auf den Begriff der den Tüchtigen oder Tapfern zierenden Eigenſchaften hindeutet. Andacht, Ehre und Liebe vermiſchten ſich darin auf die ſeltſamſte Weiſe [90]). Die Galanterie in engſter Bedeutung oder in Beziehung auf das ſchöne Geſchlecht wird auch durch die Zuſammenſtellung der Liebe mit der Höfiſchheit ausgedrückt. So ſagt Fra Guittone in einem Sonetto rinterzato [91]):

O degna'n farmi amore et cortesia [92]).

Einer Dame den Hof machen, wird im Italieniſchen ausgedrückt durch corteggiar' una dama, ein Frauenzimmer oft beſuchen, um ihre Liebe buhlen. Im Italieniſchen ebenfalls hat Cortesia viele der Bedeutungen, welche Galanteria im Spaniſchen hat, nämlich Cortesia, die Höflichkeit, Höflichkeitsbezeigung, Freundlichkeit, Artigkeit, Dienſtfertigkeit, Willfährigkeit, Beſcheidenheit, Großmuth, Wohlthätigkeit, Freigebigkeit, ſpaniſch ebenfalls cortesia [93]), Höflichkeit, Artigkeit, Freundſchaft, die Höflichkeitsausdrücke, mit welchen man einen Brief ſchließt, die Reſpittage, nach dem Verfall eines Wechſels, Cortesania [94]), Höflichkeit, Artigkeit, Sanftmuth, Humanität, Grazie, Galanterie, cortejar [95]), einem aufwarten, hofiren, den Hof machen,

86) Nach anderer Lesart male. 87) Vergl. K. Witte a. a. O. 2. Th. S. 296. 88) Büſching a. a. O. 1. Bd. S. 10 und 13. 89) ſ. die Nachweiſungen bei Beneke, Wörterbuch zum Wigalois S. 639 und Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch S. 202.

90) v. Funck, Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. 1. Th. S. 215. 216. 91) Bei Ruth, Geſchichte der italieniſchen Poeſie. 1. Th. S. 224. 92) Vergl. ebenfalls im Italieniſchen cortese (von corte, Hof), höflich, ſittſam, freundlich, verbindlich, dienſtfertig, willfährig, artig, beſcheiden, freigebig, wohlthätig, cortesemente, mit einer höflichen, feinen, freundlichen Manier, cortesegiare, ſich höflich und freundlich bezeigen, einen freigebig und herrlich bewirthen, wacker ſpendiren, freigebig ſein, herrlich, prächtig leben, großen Aufwand machen, corteseggiamento, Höflichkeitsbezeigung, Freigebigkeit, der Staat, den Jemand macht, großer Aufwand, corteggiare, 1) auf einem hohen Fuß leben, oft gaſtiren, großes Aufſehen durch großen Aufwand machen, 2) aufwarten, ſeine Aufwartung machen, begleiten, um Jemand aus Schmeichelei und Liebe ſein, ſchön thun, höflich empfangen, becomplimentiren, corteggio und corteggiamento, die Bedienung, Becomplimentirung, Aufwartung und Bedienung, welche einer hohen Perſon oder deren Abgeſandten von andern als ihren eigenen Bedienten geſchieht, die Begleitung aus Ehrerbietung und Liebe, das Gefolge von Verehrern, corteggiatore, einer, der ſich bei allen Großen oder bei den Frauenzimmern einzuſchmeicheln ſucht, corteggiano, cortigiano, 1) Hofmann, Höfling, Hofjunker, Hofſchranz, 2) Beiſitzer eines peinlichen Gerichtshofes, cortigiana, 1) Hofdame, 2) ein feiles Frauenzimmer, welches etwas Beſonderes oder Vornehmes ſein will, eine Curtiſane (ſpaniſch Cortesana). 93) Vgl. cortes (comis, urbanus), franzöſiſch poli, courtois, honnête, civil, galant, affable, cortesisimo, ſehr höflich, ſehr artig, ſehr galant, cortesamente, corteſamente, höflich, artig, leutſelig. 94) Was einem Hofmanne zukommt, höfiſch, klug, vorſichtig, cortesanisimo, ſehr höflich, ſehr artig. 95) cortejanto, der einer

zu Dienſten ſein, ein Frauenzimmer liebkoſen, Cortejador, ein Hofmann, welcher den Großen und Damen aufwartet, cortejada, eine Dame, der man die Cour [96]) oder den Hof macht, franzöſiſch courtoisie [97]), Höflichkeit, höfliche Artigkeit, Ritterſitte, courtiser, aus Gewinnſucht ſchmeicheln, hofiren, den Frauenzimmern den Hof machen, engliſch courtesy [98]), Höflichkeit, artiges Betragen, ehrfurchtvolles, achtungsvolles Betragen, Verneigung, der Knicks [99]), Galanterie, Gefälligkeit, Vergünſtigung [1]). Das romaniſche Beiwort ſpaniſch cortes, italieniſch cortese, franzöſiſch courtois, engliſch courteous, höflich, manierlich, freundlich, gefällig u. ſ. w., bietet viele Vergleichungspunkte mit dem teutſchen hübſch, fein, artig, was angenehm in die Sinne fällt, dar. Hübſch wird am beſten [2]) von Hof abgeleitet, und mit dem nordiſchen hof (männlich) Tempel, Gebäude, Haus, höf, Maß, Mäßigkeit, höfsemi, Mäßigkeit, Beſcheidenheit, höfsamr, Maß haltend, mäßig, haefa, ſich ſchicken, paſſen, ziemen, haefr, paſſend, bequem, haefa f. fas, Recht, haefeskr [3]), geziemend, anſtändig, manierlich, beſcheiden, haeferska, Anſtand, Beſcheidenheit, Höflichkeit, anſtändiges Betragen, ſchwediſch höfsa, hyfsa, ſäubern, putzen, abfeilen, abhobeln, geſittet machen, hyfsning, Säuberung, Putzen, Abfeilung, geſittet machen, däniſch höfisk, höflich, artig, ſittſam, ehrbar im Betragen, höviskhet, Artigkeit, Höflichkeit, Sittſamkeit zuſammengeſtellt. Aus dem Teutſchen entlehnt hat das Däniſche hybsk, hübſch. Im Niederſächſiſchen findet ſich hevig, behevig, hevsk [4]), ſubtil, behende, behutſam, vorſichtig, z. B. he trit ganz behevig, er gehet ſehr behutſam, hevſsk mit einem Dinge umgaan, ſäuberlich mit einem Dinge verfahren, im Holländiſchen heusch, heus, höflich, manierlich, verbindlich, rechtſchaffen, z. B. gy zyt te heusch van gemoed om zulks te doen, ihr ſeid zu rechtſchaffen, dieſes zu thun, heuschelyk, höflich, manierlich, rechtſchaffen, z. B. jemand heuschelyk bejegenen, einem höflich begegnen, Heuschheit, Höflichkeit, Ehrlichkeit und hups, hupsch, hübſch, ſchön [5]) artig, fein [6]), wohl, ehrbar, Hupſchheit, Schönheit, Artigkeit, Feinheit. Friſch bringt unter Huebsch aus Apherdian das Wort heubsch für fein, gut, bei. In dem 1514 gedruckten teutſchen Livius kommt vor da er also hüpslich (d. h. behende, liſtig) vor ihm floh. Hübſch iſt als eine Zuſammenziehung des mittelhochteutſchen hovesch [7]), den Sitten des Hofes gemäß in Hinſicht auf Kleidung, Betragen u. ſ. w. mit Umbildung des hofsch in hübsch zu betrachten. Bei Wirnt von Gravenberch im Wigalois Z. 414 heißt es: er was hofsch und wol gezogen. In der Stelle des Nibelungenliedes Z. 5828: do sagten ir diu maere di boten hofsch unde guot finden ſich die handſchriftlichen [8]) Verſchiedenheiten, welche aus den verſchiedenen Zeiten der Abſchreiber und aus der Einwirkung verſchiedener Mundartigkeit entſprungen ſind, höfsh, höfs, hubs, hobesch, hubsche, Z. 5381: Vor Etzeln dem chünige ein ingesinde reit, vro und' vil riche höfsch und gemeit, hoffsh, hoffh, hofs, houbis,

---

Dame den Hof macht, Begleiter, Stallmeiſter, cortejo, Höflichkeit, Gefälligkeit, Artigkeit, Geſchenk, Begleitung einer Dame, Liebhaber einer Dame, Geliebten oder Maitreſſe, Stallmeiſter.

96) Von courtois, höflich, freundlich. Vgl. Courtisan, Hofmann, Höfling, Courtisanne, vornehme Buhlerin. 97) Dieſes franzöſiſche Cour, Hof, welches in abgeleiteter Bedeutung ehrerbietige Aufwartung bedeutet, iſt mit dem mittellateiniſchen curialitas, curialis, incurialis, welches außer ſeiner eigentlichen Bedeutung auch in der von Höflichkeit, höflich, namentlich in den Ausſprüchen der Minnehöfe bei Andreas Capellanus, vorkommt, zu vergleichen. 98) Von courteous, höflich, manierlich, wohlerzogen, voll Ehrfurcht, freundlich, geneigt, davon courteously, auf eine höfliche, artige, gefällige Weiſe, courteousness, Höflichkeit, Artigkeit, Manierlichkeit, Freundlichkeit, Gefälligkeit, Gütigkeit, Willfährigkeit. Vgl. courtship, Höflichkeit, artiges Betragen, Galanterie, verliebte Aufwartung, Liebesantrag, Liebesſcherz, das Freiwerben, to give courtship, ſich bewerben, courtier, courter, der Hofmann, Hofdame, Höfling, einer, der ſich um die Gunſt eines Andern bewirbt, Weiberknecht, Courmacher, von to court, den Hof machen, ſich bewerben, um etwas bitten, etwas ſuchen, um Eines Gunſt anhalten, oder werben, liebeln, buhlen, courted, höflich bedient, eine, der man die Cour macht, um die man wirbt. Vgl. court, Hof, in der Bedeutung von Aufwartung (he made his court to her, er machte ihr ſeine Aufwartung), Höflichkeit, Schmeichelei, die Kunſt zu gefallen, ſich einzuſchmeicheln, courlike, hofmäßig, höfiſch, höflich, artig, courtly, was zum Hofe gehört, höfiſch, ſchranzenhaft, höflich, artig, ſchmeichelhaft, als Adverbium: auf ſolche Weiſe, Courtliness, die Hofmanier, die Höflichkeit der Sitten, Artigkeit, courtling, ein zum Hofe Gehöriger, ein Höfling, Hofſchranze. 99) to courtesy, ſich neigen, knickſen, nach Art einer Dame eine Verbeugung machen, als Subſtantiv: ein Knickfuß (wenn ein Frauenzimmer ſich verneigt).

1) Courtesy of England, das landesſittliche Gunſtrecht, einen Titel oder ein Gut, z. B. eine Frau zu beſitzen; ſ. das Nähere bei Ebers, Vollſtändiges Wörterbuch der engliſchen Sprache. 1. Bd. S. 362. 2) So von Friſch und von Leibnitz, Epist. ad Ludolf. 1697: hübsch, hubisch, wie in alten Urkunden geſchrieben iſt, von hube oder (vel) hof, aula, curtis, ſodaß hübſch daſſelbe ſei, was jetzt höflich, aulicus, elegans, urbanus, wie bei den Italienern *cortese*, civilis, humanus, von *corte*, aula. Bodmer, Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſie, Gloſſarium S. 282: *Hübsch* von hoevisch, zierlich, artig. *Joh. Georg. Wackter*, Gloss. Germ. col. 758. 759 unter *Hubsch*, *hübsch*, welcher die Ableitung von Hof und Ableitungen von *hyc* und copis anführt, leitet hübſch von dem angelſächſiſchen hiwe, heowe, Geſtalt, Farbe, habitus, thusendhiw, tauſendgeſtaltig, hiwfäst, ſchön, von vollendeter Geſtalt, hiwbörth, von glänzender Farbe, hiw-leas, ungeſtaltet, häßlich, hiw-leasness, Geſtaltloſigkeit, Ungeſtalt, Häßlichkeit, engliſch hew, Farbe, Vorwand.

3) Wie Finn Magnuſen (Spec. Glossarii zum 2. Theile der großen Ausgabe der Edda Saemundar p. 684) haefr und hübſch und andere Wörter zuſammenſtellt; vergl. mit Krünitz, Ökonom. Encyklop. 27. Th. S. 327. 4) Tiling, Verſuch eines bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs. 2. Th. S. 630 bemerkt unter *Hewk*: „vielleicht haevisk von Hof." 5) z. B. dat kind begint hups te leezen, hups te schryven, das Kind fängt an ſchön zu leſen, ſchön zu ſchreiben. 6) dat is een hups man, eene hupse vrouw, das iſt ein feiner Mann, eine ſchöne Frau, hy draagt zig hups, er führet ſich wohl auf. 7) Davon hoveschliche, z. B. Wirnt von Gravenberch Z. 802: Sich het diu maget vil harte hoveschliche in einen mantel gefangen (ihn umgethan), und nun wird die Koſtbarkeit des Mantels beſchrieben; Z. 1721: kom ein maget riche geriten hoveschliche; Z. 2761: er het sich hoveschliche uf einen kulter riche in einer amien schoz geleit; Z. 3331: Der des gezeltes herre was, dem was darunter uf ein gras gebettet hoveschlichen mit einem kulter richen von zweier hande pfellen (koſtbarem Seidenſtoffe); Z. 8913: Ir muoter nahen bi ir reit; die zoumde (deren Pferd führte bei dem Zaume) hoveschliche Bejorlarz der riche. 8) Welche Handſchriften dieſe verſchiedenen Formen haben, ſ. bei Lachmann, Zu den Nibelungen, Anmerkungen S. 25. 49. 116. 170. 182.

hobsch. Ebenso im Betreff des Zeitwortes hoveschen, höveschen, den Hof machen, courtoiser, hübsch thun, schön thun, werben, Z. 1415, wo Günther, nachdem er beschlossen hat, sich um Brunhild'en zu bewerben, zu seiner Schwester sagt: wir wellen höfschen riten verre in vremdiu lant: wir solten zuo der reise haben zierlich gewant, wobei die verschiedenen Schreibarten sind hofschen, höfscen, hobeschen, hubschen, Z. 3664, wo Günther sagt: Allen meinen Gästen soll man das sagen, daß wir viel früh reiten, die mit mir jagen wollen, daß sie sich bereiten: di aber hie bestan, hovschen mit den vrouwen (d. h. sich mit den Frauen galant unterhalten), wo die verschiedenen Lesarten hovhssen, hofschen, hobschen sind. Konrad von Würzburg läßt im trojanischen Kriege Z. 21091 den Paris zu Helena, die er entführen will, sagen: uch wizent, daz ich uwer nicht wil ze hübischent gern, wollt ihr eurer Minne mich gewähren (eure Minne mir gewähren), nach der mir zu Grunde weh, so will ich haben zu rechter Ehe mit Treuen Euch für alle Weiber (vor allen Weibern). Man [9]) nimmt hier bei ze hübischent ein Substantiv Hübesche, Concubine, an. Doch ist es, wie die angehängte Gerundialform zeigt, das Zeitwort und hübeschen bedeutet hier zu einer Hübschen oder Schönen (seiner Schönen) das heißt zur Geliebten haben, und macht den Gegensatz zu einer ehelichen Frau haben. Hübeschet [10]), hübesch (d. h. artig, zierlich), ein Hübescher (bei Pez) élégant sein, lautet ursprünglich Hoveschеit (Höflichkeit, Artigkeit, Galanterie). Dieses veranschaulicht z. B. die Vergleichung Walther's von der Vogelweide mit Wirnt von Gravenberch. Jener singt in seinem Liede an den jungen Landgrafen (von Thüringen, Ludwig den Heiligen):

Swer an des edeln lantgraven rate si
Dur sine hübescheit er si dienstmann oder fri
Der mane in umb min leren so das ich in spür dabi u. s. w.

Wirnt von Gravenberch will im Eingange zum Wigalois Z. 136 sich nur eins ausbedingen: daz ir, durch iuwer hoveschеit, dem tihter des genade seit, daß er dies hat gedichtet mit Reimen wol berichtet (versehen): „wan (denn dies ist sein erstes Werk)" derselbe, nachdem er erzählt hat, wie ein unbekannter Ritter die Königin Ginovere, die Gemahlin des Königs Artus, einen Zaubergürtel unter der Bedingung anzunehmen veranlaßt habe, daß, wenn sie ihn nicht behalten wolle, er (der unbekannte Ritter) ihn den andern Morgen durch Streit (mit Kampf) holen wolle, und Ginovere, den Gürtel ihm den andern Morgen wieder zugeworfen, läßt den Ritter Z. 433 sagen: Swer ie durch hoveschеit gestreit, der gewinne in mit manheit an mir, dessen hat er Ehre; oder ich will nimmer mehr „des hoves wort gesprechen" (d. h. für den Hof [des Königs Artus] sprechen, als Lobredner oder Vertheidiger des Hofes auftreten), soll ich nicht zerbrechen meinen Speer vor der Pforte hier, so geschah nie „Aventiure" (ritterliches Unternehmen) hier. Nun kämpfen die Ritter der Tafelrunde nach einander mit ihm. Im Nibelungenliede heißt es Z. 533: Swa so bi den vrouwen durch ir hofscheit churzewile pflagen di ritter vil gemeit, da sah man je (immer) viel gern den Helden von Niederland, er hatte auf hohe Minne seine Sinne gewandt, wobei die verschiedenen Lesarten hofscheit, hubscheit (d. h. Courtoisie in der Bedeutung von Galanterie) sind. An dem Wagen der Minne standen nach der Beschreibung des Gedichtes Got Amurs [11]) Z. 756 abgebildet: Anderenthalp (auf der andern Seite) mit hubeschait stuont Flodamur und Lantzilot, Gawan und Iforet, Parzival und Wigaloiz, und wer sich hie (wol je) geflaiz ald ritterschaft dur (durch) minne, dem waz da sin frundinne ze lone geben an sin hant. Hübscheit wurden auch die Künste genannt, welche einem feingebildeten Ritter zukamen, und in welchen die jungen Leute von edler Geburt unterrichtet wurden. So z. B. heißt es von dem Königssohne Wigamur in dem nach ihm genannten Gedichte Z. 293 [12]): Er lernt in seiner kindhait tugent und gefuglichait [13]), singen und saitenspiel, und ander hübschait vil, schirmen und springen, lauffen und auch ringen, uncz er kam zu seinen tagen, das er solt haben getragen swert und manneswere. Durch das Kämpfen für den Ruhm der Geliebten zeichnete sich die Galanterie des Ritterthums vor der Galanterie griechischer und römischer verliebten Jünglinge gewaltig aus. Für den wichtigsten Punkt der Galanterie des Ritterthums lag schon vor Entstehung desselben der Keim in dem gerichtlichen Zweikampfe. Das Weib konnte nicht selbst kämpfen, und daß Weiber selbst kämpfen durften, wurde nur erst später erlaubt, wie aus Bestimmungen in den Rechtsbüchern des Mittelalters zu schließen, und scheint auch nicht als der guten Sitte gemäß gegolten zu haben. Aber auch die Miethkämpfer standen nicht in gutem Rufe. Es war daher natürlich, daß die Ritter den Kampf für vornehme Frauen übernahmen, und diese nicht in die Verlegenheit kommen ließen, Miethkämpfer nehmen zu müssen. In den Rittergedichten ist eine sehr beliebte und gewöhnliche Verwickelung, daß eine Fürstentochter, welche einen Kämpfer bedarf, um ihr Erbe oder ihre Ehre zu schützen, oder nicht gezwungen zu werden,

9) Ziemann a. a. O. S. 164. 10) Im schlimmsten Sinne bedeutet Hübescheria meretrix, so im augsburgischen Stadtrechte. Hübescherin, eine, die hübsch thut, entspricht, da hübesch von Hof herkommt, dem romanischen, italienisch Cortigiana, spanisch Cortesana, französisch Courtisanne, englisch Courtesan, Courtezan.

11) Bei Müller, Sammlung teutscher Gedichte. 1. Bd. S. 6. 12) s. das Weitere bei Ferd. Wachter, Thüringische und obersächsische Geschichte. 2. Bd. S. 249. Über die Form Hübescheit vergl. das Rittergedicht Wigamur bei v. d. Hagen und Büsching, Deutsche Gedichte. 1. Bd. S. 4. 13) Büsching (Ritterzeit und Ritterwesen. 1. Bd.) überträgt Gefuglichait durch „Gefügigkeit," welches zwar einen guten Sinn gibt, da von der Erziehung eines Königssohnes zu einem galanten Ritter die Rede ist; doch bedeutet Gefuglichait Schicklichkeit, Ziemlichkeit, ist nämlich gebildet aus gefuogeliche, passend; s. Beneke, Wörterbuch zum Wigalois S. 590. Vergl. gefuoc, gefüege, passend, angemessen, schicklich, wohlgeordnet, zufrieden, möglich, geschickt, gewandt, kunstvoll, gebildet, Gefuoc (Substantiv), Gefuokeit, Gefügheit, Schicklichkeit, Geschicktheit, gefügen, fügen, ordnen, genehm sein, gemäß sein. Vergl. Kittmüller, Kunech Luarin p. 89; K. Fr. Ludw. Arndt, Glossen zu dem Urterte des Liedes der Nibelungen und der Klage S. 20; Ziemann a. a. O. S. 120.

einen wider ihren Willen zu heirathen, durch einen Ritter aus der Verlegenheit gezogen wird, den sie dann heirathet. So wie z. B. im Rittergedichte Lohengrin geschieht. Dieses war der höchste Lohn des Kampfes in sittlicher Beziehung. In unsittlicher Beziehung war es die höchste rechtlich und sittlich unerlaubte, nach den Regeln der Galanterie jedoch erlaubte Gunstbezeigung, welche eine verheirathete Dame ihrem Ritter, der nicht ihr Mann war, gewährte, jedoch durfte dieses nur im Geheimen geschehen. Ovid räth dem Liebhaber Verschwiegenheit als Klugheitsregel an. Den Rittern war Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht. Einer der vorzüglichsten der 26 Punkte, welche jeder Ritter bei seiner Aufnahme in den Orden beschwören mußte, war: „von keinem Frauenzimmer übel zu reden, auch nicht zuzugeben, daß übel von ihnen geredet werde." Um keine Veranlassung zur übeln Nachrede zu geben, nennen die Minnesänger ihre Geliebte nicht. Das fünfte der 13 Gebote der Minne bei Andreas, dem Kapellan von Frankreich, schreibt vor: „du sollst nicht mehre Secretaire der Liebe haben," und ein Ausspruch der Gräfin von Champagne, ebenfalls bei Andreas, daß Liebende ihre Briefe nicht mit ihren Namen unterschreiben und nicht mit dem eignen Siegel besiegeln sollen, wenn sie nicht etwa geheime blos ihren Secretairen bekannte Siegel haben. In den Aussprüchen des Minnehofs von Gascogne findet sich Quaest. 17. fol. 97 (daraus bei Spangenberg S. 84 fg.) der Fall, daß ein Ritter die Geheimnisse der Minne schändlicher Weise ausgeplaudert. Der Beschluß der Damen an dem in Gascogne versammelten Hofe lautet dahin, daß der Schuldige aller Hoffnung auf fernere Minne verlustig und an jedem Hofe der Damen oder der Ritter von allen verachtet sein soll. Handelt eine Dame darwider und gewährt ihm ihre Minne, so soll sie derselben Strafe unterworfen, und von der Freundschaft einer braven Frau stets ausgeschlossen sein. Ein Richterspruch der Gräfin von Champagne, ebenfalls bei Andreas Capellanus [14]), schreibt vor, daß, wenn Liebende wegen eines Streites an die Gerichte der Damen gehen, die Personen der Liebenden den Richtenden niemals angezeigt werden dürfen, sondern ihnen unter einer unbestimmten Erwähnung vorgelegt werden sollen (sed sub indefinita eis prolatione proponi). Ebenso wurden bei dem Schriftenwechsel die Namen nicht angegeben, sondern entweder gar nicht bezeichnet, oder blos durch Anfangsbuchstaben angedeutet, z. B. Illustri feminae ac sapienti M., Campaniae Comitissae, F. mulier et P. comes salutem et gaudia [15]). Durch diese Heimlichkeit erhielten die Minnehöfe eine Ähnlichkeit mit den Fehmgerichten, wie im Artikel Minnehöfe weiter ausgeführt werden wird. Hier ist im Betreff der Galanterie blos zu merken, daß die Heimlichkeit statthatte, um die übele Nachrede über die Liebesverhältnisse verheiratheter Personen zu verhüten. Die Frauen sollten dem Scheine nach in unbefleckter Reinheit dastehen. Tugendhafte Weiber zu lieben wurde schon den Knaben eingeprägt. So z. B. wird im Winsbek dem Knaben als erstes Minne gegen Gott und In-Ehren Haltung des geistlichen Lebens, dann Einigkeit unter Eheleuten, hierauf Verschwiegenheit, dann Erbarmen gegen Kummerklagende, eingeprägt, und hierauf werden die Lehren über das Verhalten gegen die Frauen gegeben. Aus diesen Lehren bemerken wir Str. 10: Dien wiben allen schonen sprich, sprich schön mit allen Weibern, rede gut von allen Weibern. Str. 11: Sun, wilt du zieren dieren dinen lib, so das er si ungefuege gram (unangemessenes Benehmen hasse), so minne und ere gutii wib, ir tugend uns je von sorgen nam, si sint der wunne ein berndr stam, davon wir alle sin geboren, er hat niht zuht noch rehter scham, der das erkennit niht an, er muos der toren einer sin, und het er Salamones sin. Auch andere Sänger geben als Hauptgründe, warum die Frauen geehrt werden müssen, an, daß wir von Frauen geboren sind, und daß Gott sich von einem Weibe gebären ließ. Im Heidenthume hatte vornehmlich in Beziehung auf die Weissaginnen göttliche Frauenverehrung statt. Diese verlor sich auch im Mittelalter nicht ganz, und suchte ihren Glanzpunkt darin, daß sie den Grund, warum man die lebenden Frauen verehren müsse, mit dem Mariendienste in Verbindung brachte. Die göttliche Frauenverehrung und der Frauendienst oder die galante Frauenverehrung lassen sich nicht streng scheiden, denn sie finden sich in einem wunderbaren Gemisch, wiewol sie eigentlich verschiedene Beweggründe haben, welche wir im Art. Frauen (S. 360 fg.) angegeben haben. Den Knaben des Ritterthums wurden die Frauen als Engel geschildert, und der Knabe im Betreff der galanten Frauenverehrung auf die Zukunft verwiesen. So heißt es im Winsbeke Str. 12: Sohn, sie sind wunne ein berndes lieht (ein Wonne tragendes oder gebärendes Licht) an Ehren und an Würdigkeit, der Welt an Ehren Zuversicht, nie weiser Mann das widerstritt. Ihr Name der Ehren Krone trägt, die ist gemessen, und gewohrt (gemacht) mit Tugenden völlig und breit. Gott Genade an uns beging, daß er ihm (sich) Engel dort schuf, daß er sie gab für Engel hier. Str. 13: Sohn, du magst (kannst) noch nicht wissen wohl „was eren an den wiben lit (wie viel Ehre [Herrlichkeit] von den Weibern abhängt), ob (wenn) es die „Selde" (das Glück) fügen soll, daß du erlebst die Liebe Zeit, daß dir ihre Güte Freude gibt [16]), so kann dir nimmer baß geschehen zu (in) dieser Welt. Du sollst ihnen hold mit

14) fol. 79. Vgl. Spangenberg, Die Minnehöfe des Mittelalters S. 110. 15) s. Spangenberg.

16) Diese ist das Hauptthema der Minnesänger. So sagt z. B. Her Goetfrit von Nifen: Wibes ere, wibes guete, wibes schoene, ir werdekeit, git den mannen hoh gemuete, die gegen tugenden sint bereit. Si froit (erfreut) als dii sumerzit gegen des werden meigen bluete. Ach was der froeiden git, und in einem andern Liede: Weiber und Weibesgüte senden währendes Hochgemüthe. Weiber können froeiden wunder (Wunder an Freuden) geben, Weiber können Freude machen, Weiber können Freunde freundlich lachen, Weiber liebent (machen lieb) Manne Leib und Leben; Weib, was deine Treue (für) Würde und Ehre gibt, Weib! du kannst wenden Leid, Lieb senden. Was an Wiben (für) Freude liegt. Im Nibelungenliede heißt es: Was wäre Mannes Wonne, wessen freute sich sein Leib, es thäten es denn schöne Mädchen und herrliche Weiber.

Treue sein, und sprich ihnen wohl; thust du das nicht, so muß ich mich „getroesten“ deiner (dich zu entbehren wissen). Str. 14: Sohn, willst du Arznei nehmen, ich will dich lehren ein Getränk, laß deine Selde (dein Glück) es dir wohl geziemen, du wirst selten „tugenden kranc“ (hast selten Mangel an Tugenden), dein Leben sei kurz oder lang, lege in dein Herz ein reines Weib mit steter Liebe sonder Wank; ist es (dein Herz) an Würdigkeit verzaget, ihre weibliche Güte es verjaget, als der tnâggel eiter tuot (wie der Tnâggel [ein Antidoton] Gift vertreibt). Str. 15: Sohn, ich sage dir es sonder Wehe, des Mannes Herz ist ungesund, das sich nicht innen reinen (reinigen) kann mit Weibes Liebe zu aller Stunde, es war ein tugendlicher Fund, da guter Weiber ward gedacht, hat jemand sorgenschweren Bund (Verhältniß, Verpflichtung), den traurigen Muth bestrichen hat, der streiche weibliche Güte daran, „alsam“ (gleichwie) ein Thau seine Noth zergeht. Str. 16: Sohn, seit die „Selde“ (die Segensgöttin, Geberin alles Guten) liegt an ihnen, die nie mit Lobe ihr Ziel voll maß, so diene ihnen gern, hast du Sinn, du lebst in Ehren desto besser, Gott seiner an Selde (Glücksgütern) nie vergaß, denn ihre Gnade wird beschert, und er mit Treue „dienet“ (verdienet) das, dem steht der Schild zu Halse (an dem Halse) wohl, ihm kommt zu Lohne ein blanker Arm, da (wo) ihm der Riemen liegen soll. Das Lehrgedicht handelt von der Würdigkeit und der vielen Ehre, welche der Schild für den hat, welcher Rittertugend nicht für beschwerlich findet. Aber auch hierbei wird immer Rücksicht auf den Frauendienst genommen. So Str. 20: Ze hant bis muotic und balt (kühn), gedenke an reiner wibe blik, der gruos man je mit dienste galt. Die Galanterie des 12. und 13. Jahrh. spiegelte sich in den Rittergedichten ab. Aber diese blieben nicht ohne Rückwirkung, weil auf ihre galanten Ritter als auf Muster, die wirklich gelebt hätten, hingewiesen ward. So z. B. im Winsbeke Str. 18: Weißt du, wie Gamuret'en beschah (geschah), der von des Schildes Würdigkeit der Möhrin in ihr Herz brach, sie gab ihm Liebe, Land und Gut, er gibt dir mich noch Ehren viel, gibst du ihm Leib, Herz und Muth. Der Franzose, Johann von Santré[17]), sagt, daß die Frauen selbst das Amt zu übernehmen pflegten, die jungen Knaben zugleich in den ersten Lehren des Christenthums und in der Kunst zu lieben zu unterrichten. Ulrich von Lichtenstein, aus dessen Frauendienst wir bereits eine auf die galante Frauenverehrung bezügliche Stelle im Art. Frauen S. 360 angeführt haben, sagt weiter unten in Beziehung auf die Frau, welcher er als Edelknabe diente: Wenn ich irgendwo des Sommers schöne Blumen brach, so trug ich sie meiner Frau (Gebieterin) hin; wenn sie die in ihre weißen Hände nahm, so dachte ich in meiner Freude: wo du sie angreifest, habe ich ihnen eben so gethan. Wenn ich hinkam, wo man meiner herzlieben Frau (Gebieterin) Wasser über ihre weißen Händlein goß, so nahm ich das Wasser, das sie angerührt hatte, heimlich mit mir, und trank es aus vor Liebe. So diente ich ihr kindlich viel, soviel als ein Kind vermag, bis mich mein Vater von ihr nahm, an welchem Tage mir herzliches Trauren und der Minne Kraft bekannt wurde. Mein Leib schied nun wol von dannen, aber mein Herz blieb dort, das wollte nicht mit mir. Ich hatte wenig Ruhe Tag und Nacht, wo ich ging oder ritt, war mein Herz immer bei ihr, und wie fern ich von ihr war, schien ihr lichter Schein des Nachts in mein Herz.“ Es war Sitte, daß jeder Ritter sich eine zur Dame seines Herzens erwählte. Ulrich von Lichtenstein knüpft dieses schon an die Zeit, als er noch Edelknabe war, und an die Zeit seiner Unschuld. Bei Ulrich von Lichtenstein macht sich diese Wahl also ganz natürlich. An den Minnehöfen dagegen machte man einen Unterschied zwischen der natürlichen Liebe, welche ein unschuldiger Jüngling fühlte, und der Liebe, welche die Gesetze der Galanterie vorschrieben. Dieses erhellt aus dem Arrêt d'amour[18]), welches zu Gunsten Wilhelm's von Cabestaing erlassen worden ist, oder erlassen worden sein soll, denn der angebliche Hergang war nur ein Schauspiel, welches am Minnehofe aufgeführt wurde, aber sehr charakteristisch für die Veranschaulichung des Geistes der Galanterie des Ritterthums ist. Wilhelm von Cabestaing war von Eleonore von Comminge und deren Dariolette (Kammerfrau) der verletzten Galanterie angeklagt. Der Junker stand außerhalb der Schranken. Eine Dame verrichtete das Amt des Huissier (Gerichtsdieners), und rief ihn dreimal bei Namen. Hierauf nahm ihn eine andere bei der Hand und sagte zu ihm, indem sie ihn einführte: „Edler Ritter! laßt eure Waffen vor den Schranken; bei den Damen habt ihr keiner Waffen von nöthen als eurer Höflichkeit und Mannhaftigkeit. Zeigt nur ein wenig Begierde zu gefallen; es müßte ja einer weder Herz, noch Blut, noch Augen haben, der nicht begierig wäre, den Damen zu gefallen.“ Als er in die Schranken hineintrat, blieb er auf der Seite der Ritter stehen. Nun ward gegen ihn von der Frau Eleonora, und dann von der Dariolette (Kammerfrau) Klage geführt. Er erröthete, denn er war aufrichtig, und dieses nur zu sehr, um nicht in Verlegenheit zu gerathen. Er wußte nicht, wie er sich vertheidigen sollte, denn er fürchtete dieses galante und liebenswürdige Tribunal (Gerichtshof) zu beleidigen. Er merkte es nicht[19]), daß seine Sache eine von denjenigen war, welche der Hof ausgesucht hatte, um sich zu ergötzen (pour s'égayer). Man nimmt dieses als einen Beweis, daß auch ernstliche Händel daselbst entschieden wurden. Eigentliche Liebeshändel wol nicht auf diese Weise, denn bei solchen wurden ja die Parteien nicht genannt, und es hatte ein heimliches Verfahren statt. Wol konnten Sachen, welche die Gesetze des galanten Betragens betrafen, aber den Minnesold nicht unmittelbar angingen, vor dem Minnehofe öffentlich verhandelt

17) Vergl. Büsching, Ritterzeit und Ritterwesen. 1. Bd. S. 14.

18) *Rolland*, Bibl. des Romans, Septembre 1782, und im Auszuge bei v. Aretin a. a. O. S. 34—37; bei Spangenberg a. a. O. S. 43. 19) d. h. er stellte sich, als wenn er es nicht merkte; denn wie aus dem Folgenden erhellt, war Wilhelm von Cabestaing einer derjenigen, welcher dieses Schauspiel mit aufführte.

werden, und es war dann der Minnehof eine Art Hofgericht über das von den Rittern gegen die Damen zu beobachtende galante Betragen. Wilhelm von Cabestaing bat, wie in dem angeführten Arrêt d'amour weiter erzählt wird, um Zuordnung eines Advocaten. Man gestattete ihm, denselben aus seinen Richterinnen auszuwählen. Er näherte sich der Dame Margarethe von Tarascon, senkte sich vor ihr mit einem seiner Knie zur Erde, und überreichte ihr seinen Handschuh. Dame Margarethe nahm ihn erröthend, erhob sich von ihrem Sitz und stellte sich neben ihn an das Ende der Schranken. Nachdem Margarethe für ihn plaidirt (die Vertheidigungsrede gehalten) hatte, sagte ihm ein Huissier: Der Hof erlaubt euch, euern Advocaten auf die Wange zu küssen. Er ließ sich dieses nicht zweimal wiederholen. Sire Raymund von Roussillon, der Gemahl der Dame Margarethe, wollte dagegen appelliren, wurde aber verlacht. Der Junker wurde jeder seiner Richterinnen vorgestellt, und küßte jeder die Hand. Eben wollte das Gericht den Ausspruch thun, als ein Pfaffe hereinkam, welchen Wilhelm von Cabestaing mit gebundenen Händen hatte hereinführen lassen, weil er ihn eben angetroffen hatte, als er einem schönen Bauermädchen Gewalt anthun wollte. Dieser Pfaffe klagte ihn als Ehrenräuber des Mädchens an. Wilhelm von Cabestaing widersprach es nicht[20]), aber das Mädchen übernahm seine Vertheidigung: „Edle Damen," sagte es, „Nichts hat mir der schöne Junker geraubt. Ich selbst habe ihm Alles gegeben, und wäre fast betrübt gewesen, hätte er es nicht alles nehmen wollen, hätte vielmehr gefürchtet, es geschehe aus Verachtung. Diese Antwort des Bauermädchens zeigt deutlich, daß auch dieser Theil Hergangs vor dem Minnehof ein Schauspiel war. Die Absicht desselben war, zu veranschaulichen, daß die natürliche Liebe dem ritterlichen Jünglinge nicht genügen dürfe, sondern daß er sich auch der Ausübung der Liebe der Galanterie widmen, und den Gesetzen der Galanterie unterwerfen müsse. Im Arrêt d'amour wird weiter erzählt. Das Mädchen (das Bauermädchen) war so reizend, die Entschuldigung so bündig, kurz, Dame Margarethe, die seelengut war, sprach den Schuldigen frei. Nun wurde zum Ausspruch in der Hauptsache geschritten. Das Gericht gebot Stillschweigen, und Elise von Turenne, Präsidentin des Liebeshofs, sprach folgendes Urtheil aus: Nichts ist strafbar in eurem Handel, schöner Junker! Ihr habt, was ihr gewollt mit Dariolette gethan, habt nicht gewußt, was ihr der Dame Eleonore schuldig waret, habt gethan, was die Gelegenheit bei dem Bauermädchen mit sich brachte. Der Hof spricht euch los, und trägt euch auf, nicht mehr so schüchtern, sondern artiger zu sein gegen die Damen, und bei uns die Gesetze der Galanterie zu lernen. Der Pfaffe soll losgebunden werden, und sein Paternoster beten. Trefft ihr ihn wieder bei einem Mädchen an, so ist euch gestattet, ihm die Nase abzuhauen. Seines Gleichen sind bestimmt, Gott zu bitten, und uns von unsern Sünden loszusprechen. Hiermit ist zu vergleichen, was Boccaccio (VIII. Tg. 4. Gesch.) von der Liebe eines Propstes zu einer Witwe sagt: Er wollte der ganzen Welt zum Trotz durchsetzen, daß eine edle Frau ihn liebe, mochte sie wollen oder nicht. Diese aber behandelte ihn, weil sie verständig war, grade so, wie er verdiente. Die Witwe veranstaltet, daß, während er bei ihr zu schlafen glaubt, er ihre Magd beschläft, und die Brüder der Edelfrau lassen den Propst von dem Bischofe ertappen. Der Bischof läßt ihn eine schwere Buße für die begangene Sünde bestehen. In den Erzählungen des Bocaccio wird es gebilligt, daß eine Frau, auch selbst wenn sie verheirathet ist, ihrem Liebhaber die höchste Gunst erweiset. Aber den Pfaffen waren die Früchte der galanten Liebe des Ritterthums nach der Regel des Systems der Galanterie versagt. Denn der liebende Pfaffe konnte ja nicht der Ritter der Dame seines Herzens sein, denn es waren ihm ja die Waffen zu führen verboten. Die höchste Ehre der Ritterdamen war, daß sie bei den Turnieren den Dank oder die Preise austheilten. Die Dame, welche dieses that, mußte sich am geehrtesten finden, wenn sie ihrem Ritter den Preis ertheilen konnte. Die Eifersucht der Damen unter einander darüber, welche den kühnsten und stärksten zu ihrem Ritter und dadurch den tapfersten und kräftigsten Beschützer haben sollte, mußte ein großes Beförderungsmittel der Galanterie sein. Aus diesen und andern Gründen machen die tapfersten bei dem schönen Geschlecht das größte Glück. So z. B. sagt Boccaccio (IV. Tg. 9. Gesch.) von Herrn Wilhelm von Cabestaing, welcher die Frau seines Freundes Wilhelm von Roussillon, indem er sich auf die Berichte der Provenzalen über diese beiden edlen Ritter in der Provence bezieht: Wilhelm von Cabestaing verliebte sich, ohne seine Freundschaft und Waffenbruderschaft mit Herrn Wilhelm von Roussillon zu berücksichtigen, in dessen schöne und liebenswürdige Gemahlin über die Maßen. Auch wußte er diese Liebe in seinem Betragen auf mancherlei Weise der Dame an den Tag zu legen, sodaß sie seine Gefühle errieth, und da sie wußte, was er für ein wackerer Ritter sei, an ihm Gefallen fand, ja endlich eine solche Liebe zu ihm faßte, daß sie ihn über alles begehrte und liebte, und nur darauf wartete, daß er sie um ihre Gunstbezeigungen anspräche. Ebenfalls Boccaccio sagt (III. Tg. 6. Gesch.) von Ricciardo Minuto, welcher die Frau des Filippello Figbinolfi liebt: Er begann sich zu stellen, als gäbe er die Liebe zur Catella nun auf, und als habe er sein Herz statt dessen einer andern Edeldame geschenkt, der zu Ehren er dann auch Waffenübungen und Turniere und alles andere, was er sonst zur Ehre der Catella gethan, anstellte. Er hatte auch nicht lange dergleichen gethan, als bereits ganz Neapel und Catella ebenfalls der Meinung war, daß er nicht diese, sondern jene andere Dame auf das Feurigste liebte. Die Ritter wurden zu tapfern Thaten durch den Umstand begeistert, daß, wenn der Ritter ins Feld oder auf Abenteuer zog, die Dame, deren Farbe er trug, ihm die Waffen anlegte, und ihn, wenn er verwundet war, verband und seiner pflegte. Wenn er einen Gegner, der eine schönere Geliebte zu haben, oder sie inbrünstiger zu lieben

20) Hieraus geht hervor, daß das Ganze ein Schauspiel war. Das angebliche Bauermädchen, muß man aus ihrer Antwort schließen, war kein solches, sondern eine vom Hofe spielte die Rolle eines solchen.

vorgab, überwunden, so ward ihm dafür das Geschenk des verliebten Dankes oder der verliebten Gnade oder Erbarmniß, nämlich le don de l'amoureuse merci, d. h. nach der Sprache der teutschen Minnesänger das Geschenk des Minnelohns, oder des Minnesoldes), oder wenigstens das Pfand der unendlichen Liebe (le gage d'amour sans fin). Das Pfand der Liebe ohne Ende bestand in dem Gürtel oder dem Strumpfband der Dame, worauf nebst ihrem Namen die Worte unendliche Liebe (amour sans fin, Liebe ohne Ende) geschrieben waren. Dieses Pfand der unendlichen Liebe galt einem förmlichen Eheversprechen gleich [21]). Der ritterliche Frauendienst in Beziehung auf unverheirathete kam nicht so oft, als der in Beziehung auf verheirathete vor, wiewol jener einen weit edleren Anstrich hatte, und dieser sich theils dem Unsittlichen näherte, indem er ein unsittliches Ziel hatte, theils wirklich ins Unsittliche ausbrach. Selbst in Teutschland, wo die Unsittlichkeit weniger herrschte, hatten die Ritter, welche sich der Galanterie ergaben, in der Regel nicht ihre Gemahlin, sondern eine andere zur Frau (Gebieterin) ihres Herzens. Dieses läßt sich aus vielen Stellen der Minnelieder, vornehmlich aus den sogenannten Wächterliedern schließen, und veranschaulicht Ulrich's von Lichtenstein Frauendienst auf das Deutlichste. Dieses ganze Buch handelt nur von dem, was er im Dienste seiner „Frouwe" (d. h. Gebieterin, Geliebte) vollführte, und seine Gemahlin, welche ungeachtet seiner schwärmerischen Liebe zu seiner Frouwe geheirathet, tritt ganz in den Hintergrund, und alle die Abenteuer, welche er im Dienste der Minne besteht, besteht er nicht zu Verherrlichung seiner Gemahlin, die er doch auch liebte, sondern zur Verherrlichung einer andern. Als er seinen Zug als Frau Königin Venus hielt und über den Semernik (Semmering) gegen Glokenig in der Steiermark, wo seine Besitzungen lagen, gekommen war, besuchte er sein Eheweib, über welchen Besuch er sagt: „Da ich entwappnet war, wurde meine Herberge zugesperrt, und mit einem Knecht stahl ich mich von dannen, wo ich mein liebes Gemahl fand, die mich freundlich empfing; sie freute sich, daß ich zu ihr gekommen war. Hier hatte ich mit Freuden gutes Gemach bis an den dritten Tag; als der dritte Tag kam, hörte ich eine Messe, und bat Gott, daß er meine Ehre hüten möchte. Minniglich nahm ich Urlaub, und ritt mit hehrem Muthe." Bei einer andern Gelegenheit, nämlich wo er erzählt, daß sein Bote ihm von seiner „Frouwe" (Geliebten) böse Nachricht gebracht, sagt er, „ich ritt traurig von ihm (dem Boten) nach einem Ort, wo mir viel Gemaches (Gemächlichkeit) geschah, zu meinem lieben Gemahl, die mir nicht lieber sein konnte, wenn ich mir auch ein ander Weib zu meiner „Frouwen" (Geliebten) erwählt hatte. Zehen Tage blieb ich da und ritt dann nach Lichtenstein in sehnendem Kummer" (nämlich über die Sprödigkeit seiner Geliebten). Gegen Ende des Buches, wo Ulrich von Lichtenstein von seiner Gefangennehmung durch Ungetreue auf seiner Burg Frauenburg, wo er sich damals befand, und eben ein Bad genommen hatte, handelt und erzählt, daß sie alle die Seinigen aus dem Hauste getrieben, und während dessen seine Hausfrau zu ihm gelaufen sei und gerufen habe: was soll dies sein? und die Ungetreuen zu ihr gesagt: Frau! geht sogleich vor das Thor, da findet ihr die Eurigen, gleich geht fort! erzählt er weiter: „Da sah mich die Gute weinend an; ich sprach: geht nur, so lieb euch eure Ehre ist, bleibt nicht länger hier bei mir. Da ging sie mit meinen Kindern gegen das Thor. — „Frau! Euren Sohn müßt Ihr auch hier lassen," rief die Pilgerin. Da nahm er ihr das Kind von der Hand, auch alle Kleinode, die er bei der Frau finden mochte, nahm er, dann trieb er sie aus dem Thor, und mein Sohn blieb bei mir. Ungeachtet also Ulrich seine Gemahlin liebte, von ihr geliebt ward, und mit ihr Kinder zeugte, huldigte er doch dem Geiste der ritterlichen Galanterie, erlitt dabei manche Kränkung und erduldete vielen Kummer. Doch will ein anderer Sänger des Mittelalters an den Kummer der Minnesänger nicht recht glauben, weil sie dabei feist würden: Her Geltar sagt nämlich: Het ich einen knecht, der sunge lihte von siner frowen, der mueste die bescheidenliche nennen mir, das des ieman wande, es wer min wib. Abram! Ruprecht; Vriderich! wer sol in des getruwen (zutrauen), von Mergerstorf das so die herren effet ir, wer gerihte, es ginge ii an den lib. Ir sit ze veizt bi klagelicher not; wer ieman ernst, der sich also nach minne senit, der leg in der iares vriste tot. So muß man auch bei Ulrich von Lichtenstein, und andern Teutschen, so wir auch bei den romanischen Dichtern, z. B. bei Petrarca, annehmen, daß sie von ihrer Liebessehnsucht in dichterischer Steigerung sprechen. Da überdies die meisten Minnesänger verheirathet waren, oder wenn sie dieses nicht waren, wie Petrarca's uneheliche Kinder beweisen, Nebenliebschaften neben der Hauptliebschaft hatten, so konnten sie sich für die Sprödigkeit der Dame ihres Herzens bei ihrer Hausfrau oder rücksichtlich bei ihrer Kebsinn entschädigen. Deshalb erklärten die auf die Galanterie haltenden Frauen der Minnehöfe, daß die Liebe des Mannes zu seiner Ehefrau keine wahre Liebe sei. So z. B. wird im Tractatus Amoris des Capellan Andreas Quaest. 16 (bei Hartlieb 17): Wenn eine Frau ihren Buhler zur Ehe nimmt, daß ihre Lieb' und Minne zerbrochen ist, dieser Fall auf folgende Weise behandelt: Während ein Ritter von der Liebe zu einem Weibe, welches schon der Liebe eines andern verpflichtet war, gefesselt war, erhielt er von ihr die Hoffnung auf ihre Minne auf solche Weise, daß sie, wenn es einst geschehe, der Liebe ihres Mitliebenden (Minnegenossen, Buhlen) verlustig ginge, dann dem obgenannten Ritter ohne Gewalt ihre Liebe schenken wollte. Darnach in kurzer Zeit gab sich das genannte Weib ihrem Liebhaber (Buhlen) zum Eheweibe. Der oftgenannte Ritter fodert die Frucht der ihm geschenkten Hoffnung. Das Weib widersprach gänzlich, indem sie anführte, daß sie der Liebe ihres Mitliebenden (Minnegenossen) nicht verlustig gegangen sei. Auf diese Angelegenheit ertheilte die Königin Alinoria (Eleonora) die Antwort: Wir wagen nicht, dem Ausspruch der Gräfin von Champagne zuwider zu erkennen, welche

21) s. Bibliothèque des Romans, Février 1781. p. 143.

durch festen Richterspruch entschieden hat, daß zwischen Eheleuten die Liebe ihre Kräfte nicht ausbreiten könne, und daher sprechen wir, daß das vorerwähnte Weib die versprochene Minne gewähren solle. In den Aussprüchen des Minnehofes Mingarda's (Ermingarda's) von Narbonne (bei Andreas Quaest. 7) wird folgender Fall behandelt: Ein Weib, welches früher Ehefrau war, und jetzt von dem Manne getrennt lebt, indem sie durch Ehescheidung von ihm geschieden ist, ladet der, welcher ihr Ehemann gewesen, inständig zu seiner Liebe ein. Ihm antwortet die genannte Dame: wenn welche durch irgend einen Ehebund verbunden gewesen, und nachher auf irgend eine Art getrennt befunden werden, so urtheilen wir, daß die Liebe zwischen ihnen nicht [22]) unrecht, sondern sittsam sei. Ebenfalls in den Aussprüchen des Minnehofs Mingarda's von Narbonne (bei Andreas Quaest. 7) kommt folgender Fall und Entscheidung desselben, welche auf den ersten Artikel des angeblich von dem Gotte der Minne gegebenen Regelbuchs: Causa conjugii ab amore non est excusatio recta gebaut ist, auf solche Weise vor: Eine Dame, ein Mädchen, hatte eine taugliche Buhlschaft (cum domina quaedam sive puella idoneo satis copularetur amori), trat nachmals in ein ehrenvolles Eheverhältniß, und vermeidet nun den Minner und verweigert ihm die gewohnten Tröstungen gänzlich. Aber dieses Weibes Unbravheit (improbitas) wird durch das von der Frau Mingarda (Ermingarda) von Narbonne Ausgesprochene auf diese Weise widerlegt: Eine dazu kommende eheliche Verbindung schließt die frühere Liebe nicht aus, wenn nicht etwa das Weib aufhört, der Liebe obzuliegen, und nicht festsetzt, durchaus nicht zu lieben (auf alle Buhlschaft zu verzichten). Quaest. 8 besagt: Einer foderte von derselben Dame, daß sie ihm offenbaren möchte, wo die Empfindung (Leidenschaft) der Liebe (affectus dilectionis) größer sei, zwischen Minnenden (amantes, sich liebenden Buhlen) oder zwischen Verehelichten. Ihm antwortet dieselbe Dame mit philosophischer Betrachtung (philosophica consideratione): „Die eheliche Liebe (maritalis affectus, Liebe zwischen Eheleuten) und die wahre Liebe der Minnegenossen (coamantium vera dilectio) werden für ganz verschieden gehalten, und nehmen aus ganz verschiedenen Sitten ihren Ursprung," und es wird nun, daß zwischen beiden kein Maßstab zur Vergleichung ebenso wenig stattfinden kann, als bei andern Gegenständen, die in keinem Verhältnisse zu einander stehen, und keine Beziehung auf einander haben, auf eine Weise [23]) ausgeführt, welche zwar zeigt, daß die Dame, wenn sie wirklich diese Antwort gegeben hat, Philosophie studirt hat, aber gleichwol den Unterschied zwischen der Liebe der Ehegatten und der Liebe der Buhlschaft nicht deutlich macht. Diesen Mangel hatte bereits die für die Geschichte des Systems der Galanterie so wichtige Entscheidung der Gräfin vom J. 1174 gehoben: Eine edle Frau F. und ein Graf Y. hatten sich über die Fragen gestritten: an inter conjugatos verus amor locum sibi valeat invenire, et inter amantes ingruens sit zelotypia adprobanda, oder, wie es Hartlieb gibt, ob zwischen Eheleuten möge rechte Lieb' und Minne sein, und ob zwischen zwei Geliebten in der Buhlschaft Eifer und Fürchten eines des andern, sei schändlich und zu verwerfen, oder ob es zu loben, und richtete deshalb ein Schreiben an die Gräfin M. von Champagne und baten um Entscheidung. Diese faßt in dem Antwortschreiben die Frage so auf: Utrum inter conjugatos amor possit habere locum, et an inter amantes zelotypia reprobetur, und braucht also amor schlechthin, ohne den Zusatz verus. Hartlieb sagt jedoch auch hier: ob zwischen Eheleuten rechte Lieb' und Minne sein mögen, und ob rechte Liebe ohne Eifern sein möge. Die Gräfin von Champagne antwortet in dem genannten Schreiben vom 29. April 1174, in welchem sie den Streit durch ein Urtheil entscheidet: Wir sprechen und setzen mit beständigem Inhalt fest, daß die Liebe zwischen zwei Eheleuten ihre Kräfte nicht ausbreiten könne. Denn die Minnenden (amantes, Liebespaar) gewähren einander alles gratis (d. h. hier aus Gunst), ohne daß sie die Rücksicht einer Nothwendigkeit dazu nöthige [24]). Eheleute aber sind aus Pflicht gehalten, den wechselseitigen Neigungen (mutuis voluntatibus) zu gehorchen, und Nichts sich einander zu versagen. Desbalb wächst auch die Ehre des Ehegatten nicht [25]), wenn sie die Umarmung seines Ehegatten nach Weise der Minnenden (amantium more) genießt, da die Güte (probitas) keines von beiden dadurch vermehrt werden kann, und sie dadurch nichts mehr zu haben scheinen, als was sie ihrem Rechte zu Folge schon von Anfange besaßen. Doch dies behaupten wir auch aus einem andern richtigen Grunde, weil ein Gebot der Minne gelehrt wird, daß kein Weib, auch wenn sie die Gemahlin des Königs ist, mit dem Preise der Minne gekrönt werden kann [26]), wenn sie nicht der außerhalb des Bündnisses der Ehe sich dem Dienste der Minne verbunden hat [27]). Eine andere Regel der Minne lehrt uns,

22) Für inter eos haud nefandum, at verecundum judicamus amorem, welches, wie der Zusammenhang, in welchem der Richterspruch gegeben wird, der richtige Sinn ist, hat die andere Bearbeitung inter eos aut nefandum, aut verecundum judicamus amorem, und darnach auch Hartlieb: „so wäre schändlich und unziemlich, daß Liebe und Buhlschaft zwischen ihnen sein sollte," welches der Sittlichkeit zwar besser, aber nicht so dem Geiste des Systemes der Galanterie entspricht. 23) et ideo inventio ipsius sermonis aequivoca actus comparationis excludit, et sub diversis facit eam speciebus adjungi. Cessat enim collatio comparandi, per magis et minus, inter res aequivoce sumptas, si ad actionem, cujus respectu dicuntur aequivoca, comparatio referatur. Non enim competens esset comparatio talis, si diceretur, nomen corpore simplicius esse, vel proposito, magis dictione composita.

24) Hartlieb: wann die Geliebten in der Lieb' und Minne thun einander alle Dinge zu willen aus freiem Muth, und nicht von Gebot. 25) Für Propter quod jugalis non crescit honor hat die andere Bearbeitung: praeter quod jugalis resistit honori. 26) quod nulla mulier etiam conjugata regis poterit amoris praemio coronari; nach der andern Bearbeitung: quod nulla mulier conjugata regis poterit amoris praemio coronari. Hartlieb: daß keinem König ein Eheweib zu buhlen sei, und mag auch von solcher den Lohn der Minne nicht empfangen, sie sei dann ledig. 27) niai extra conjugii foedera ipsius amoris militiae cernatur adjuncta; nach der andern Bearbeitung: Non ex conjugii foedere ipsius amoris militiae coronatur adjuncta.

neminem posse duorum sociari amore, nach Hartlieb, daß Niemand mag mit zweien Lieben verhaftet und wie verwundet werden. Merito ergo inter conjugatos sua non poterit amor jura cognoscere. Hartlieb, darum mag rechte Lieb und Minne zwischen Eheleuten nicht stathaben. Wenn der obige Satz, daß Niemand durch die Liebschaft mit zweien verbunden sein kann, beweisen soll, daß zwischen Eheleuten keine Minne stattfinden könne, so kann man dieses nicht als einen Beweis annehmen, sondern der Sinn ist nur, wenn zwischen Eheleuten Minne oder galante Liebe stattfinden könnte, so würden Verheirathete kein galantes Liebesverhältniß anknüpfen können. Der Grundsatz, von der das System der Galanterie ausgeht, ist der, daß galante Liebe höher zu setzen, als eheliche Liebe, und daß deshalb diese den Regeln jener geopfert werden müsse. Über die Regeln der galanten Liebe, welche die Gräfin von Champagne anführt, daß Niemand zwei Liebschaften haben könne, war man nicht einig. Denn in dem Abschnitt des Tractatus amoris des Kapellan Andreas: Quae et quot sunt regulae amoris, welcher beginnt: Videamus ergo regulas, quae in charta reperiuntur, welche Regeln nach der Erzählung von dem britischen Ritter der Gott der Liebe gegeben hat, und unter welchen die erste ist: Causa conjugii ab amore non est excusatio recta, ist die letzte unam feminam nihil prohibet a duobus amari, et a duabus mulieribus unum, und so auch in der andern Bearbeitung, nur daß nach mulieribus das unum hinweggelassen ist. Hartlieb, welcher dieser letztgenannten Bearbeitung, oder vielmehr einer ähnlichen folgt, hat jedoch: Einer Frau ist verboten zwei Lieb (d. h. Geliebte), und einem Mann sind verboten zwei Frauen zu Buhlen. Hartlieb hat diese Veränderung machen zu müssen geglaubt, wie sich schließen läßt, weil Art. III lautet: Nemo duplici potest amore ligari, Hartlieb: Niemand mag zwei Lieb (Geliebte) haben. Will man diesen Artikel oder diese Regel, sowie die von der Gräfin von Champagne angeführte Regel mit dem 31. Artikel, der in der Erzählung von der Auffindung der von dem Minnekönige gegebenen Regeln ganz in Einklang bringen, so muß man statt nihil prohibet nihil non prohibet annehmen. Doch soll wol das amari nicht dieselbe starke Bedeutung, wie das amore ligari des 3. Art. und das sociari amore der Gräfin von Champagne haben. Das sociari amore oder nach der andern Recension amori ist wieder bestimmter, als das amore ligari, denn dieses kann auch blos in der Bedeutung von Liebe gefesselt genommen werden, in welcher Bedeutung es sich nachweisen läßt, denn es wird in den Aussprüchen des Minnehofs der Gräfin von Champagne, in dem Falle, in welchem die geliebte Dame die Liebe nicht erwiedern will, gebraucht, nämlich Quidam ergo dum cujusdam domnae immoderato ligaretur amore. Mulier autem, ipsum penitus recusavit. Hartlieb: Es war ein Mann, der von allen seinen Begierden seine Frau (Gebieterin, Geliebte) geuden (preisen) und loben thät, wann (weil) sie ihm von Herzen lieb war, und tief in sehnlichem Verlangen seines Herzens versenkt. Da aber die Frau sah, daß er so fleißig um ihre Liebe bat (Cod. Frising.) was (war), da widerredete sie ihm, und wollte seiner Liebe nicht haben. Hier ist also der Ritter von der Liebe gefesselt und die Dame erwiedert seine Liebe nicht und will sie nicht. Was die obige Regel, daß Niemand sich mit zwei Liebschaften fesseln könne, betrifft, so haben sich mit dieser schwierigen Streitfrage auch die teutschen Minnesänger beschäftigt. Der von Johansdorf sagt: Wie der eines tete, des frage ich ob es mit fuoge muge geschehen, wer es niht unstete (unbeständig), der zwein wiben wolte sich für eigen geben. Beidii tongentliche (heimlich) sprechent: herre! wurre es iht (schadete oder thäte es etwas), man sols dem man erlouben und den frowen niht. Her Rubin: Nu erteil (urtheil) en sinneriches wib, was einer frouwen rehtes si, dii dienest von drin mannen nimet. Behaltet (erfüllt) sie der drier lib (die Liebe der drei), da en ist niht ganzer froeiden bi, sit ez dien (den) guoten misseziemet. Erwirbet si der eine, so erbarmen mich der zweier not; ist aber si dien zweien gemeine, das ist des dritten tot. Vul solhen dinget wurde (würde) ein schamig wib vil lihte (leicht) rot. Hier ist der Fall behandelt, wenn die Dame dem System der Galanterie so sehr huldigt, daß sie den Minnesold gewährt. Herr Reinmar von Zweter behandelt den Fall, wenn die Dame, welcher Ritter aus Liebe dienen, keusch ist, auf folgende Weise: Es ist vil manigem minner leit, ob (wenn) jeman siner frowen (Geliebten) dienet uf genedekeit (Gnädigkeit), wan er wil eine (allein) ir einer (allein) dienen umb ir hulde und umb ir gruos. Nu griefen alle cristen zuo, und dienen miner frowen, dienen spate, dienen fruo, mit minem guoten willen, si tuot in allen aller sorgen buos (Besserung). Der diener sol keiner den andern niden (beneiden); si sullen alle unküsche ouch gar vermiden. Se ist reine, si muotet (begeht) niht wan reines. Ir wont dii ware minne bi. Si ist alles wandels fri. Er selig man, dem si gewingket (winket) eines. Dieser keusche Minnedienst war nach dem System der Galanterie der Minnehöfe verboten. Die Dame durfte, wenn sie den Minnesold nicht gewähren wollte, gar nicht lieben. Die Hauptaufgabe der Minnehöfe war, zu regeln, wann die Dame zur Leistung des Minnedienstes gehalten sein sollte, und die Streitigkeit zwischen dem Minner und der Minnerin zu schlichten. Aus der Vergleichung der Regeln der Minne in der genannten Erzählung mit den Regeln der Minne, auf welche sich die Gräfin von Champagne bei ihren Entscheidungen bezieht, geht hervor, daß die Gräfin ein zwar sehr ähnliches, aber doch nicht völlig gleiches Regel- oder Gesetzbuch der galanten Liebe hatte. Daß dieses nicht völlig gleich mit jenem war, geht z. B. daraus hervor, daß die Regel der Minne quod nulla mulier etiam conjugata regis etc., welche die Gräfin als Beweis anführt, sich in dem angeblich britischen Regelbuche nicht findet. Die große Ähnlichkeit beider Regelbücher erhellt aus dem bereits Angeführten, wozu noch zu bemerken Art. IV: non est sapidum, quod amans ab invito sumit amante. Hartlieb: es ist nicht lieblich, noch wohlgeschmach, was ein

Lieb (Geliebtes) von dem Andern ohne seinen Willen thut oder empfängt, amare nemo potest, nisi qui amoris suasione compellitur. Hartlieb: Niemand mag recht lieb haben, dann wo ihn Herz und Muth hinträgt, Facilis perceptio contemtibilem reddit amorem, difficilis eum carum facit, wer leichtlich gewährt, dessen Liebe wird bald verschmäht. So wie man die Entstehung des Ritterthums an den Hof des Königs Arthur knüpfte, so auch die Entstehung der Galanterie der Liebe. Aber beides kann nur als Sage gelten. Die Regeln der Liebe, welche der britische Ritter auf einer Fahrt an den Hof des Königs Arthur durch ein Abenteuer im Walde erlangt haben soll, sind als in Frankreich entworfen und aufgezeichnet anzunehmen, und zwar, wie sich schließen läßt, im 12. Jahrh. Wie die Gräfin von Champagne, wenn auch nicht ein völlig gleiches, aber doch sehr ähnliches Regelbuch hatte, geht auch ferner aus Folgendem hervor. Das angeblich britische Regelbuch besagt Art. 20: Amorosus semper est timorosus. Hartlieb: ein rechter minnesüchtiger Buhler ist allweg sorgfältig (d. h. voll vielfacher Sorge). Art. 21: Ex vera zelotypia affectus semper crescit amandi. Hartlieb: vom Eifern wird die Liebe größer und stärker. Art. 22: De coamante suspicione percepta zelus interea et affectus crescit amandi. Hartlieb: wer Liebe empfindet von seinem Lieb (d. h. wer merkt, daß sein Minnegenoß eine andere Person liebt), das macht die geringere Liebe wachsen. Die Gräfin von Champagne schließt ihre Entscheidung vom 29. April 1174: Sed et alia quaedam ratio eis (conjugatis) obstare videtur, quia inter eos zelotypia inveniri non potest, sine qua verus amor esse non valeat, ipsius amoris norma testante, quae dicit, qui non celat, amare non licet, Hartlieb: dann (denn) der andere Artikel ist auch dawider mit kräftigen Rechten, wann (denn) es mag rechte Minnesucht und Eifern zwischen ihnen (den Eheleuten) nicht sein, ohne welche Minnesucht und Eifern und Fürchten die Liebe auch nicht sein mag, als der Minne Regel weiß und bezeugt: wer nicht eifert und seines Liebs (Geliebten) fürchtet, der hat es nicht lieb, welche Minneregel sich in dem angeblich britischen Regelbuche Art. 2 findet, und hier von Hartlieb gegeben wird, durch: Wer nicht seines Liebs (seines Geliebten oder rücksichtlich seiner Geliebten) fürchtet und eifert, der hat es nicht lieb. Über den Bruch der Treue der galanten Liebe enthält der Tractat des Kapellan Andreas (Quaest. 2) folgende für die Geschichte der Galanterie merkwürdige Entscheidung des Minnehofs der Königin Eleonora. Ungeachtet ein Ritter der Umarmung der besten Minne genoß, bat er doch seine Geliebte um die Erlaubniß, daß ihm erlaubt sein möge, die Umarmungen eines andern Weibes zu erlangen. Nachdem er solche Erlaubniß erhalten, schied er von ihr, et diutius, quam consueverat, a prioris dominae cessavit solatiis. Hartlieb: und blieb länger aus, von seinem Lieb (seinem Geliebten) Freud' und Lust zu haben, „dann" (als) er vorher gethan. Nach Verlauf eines Monates aber kehrte der Liebhaber (amator) zu der früheren Dame zurück, und sagte, se nulla cum domina solatia praesumpsisse nec sumere voluisse, sed suae coamantis voluisse probare constantiam. Hartlieb: er hätte keines Schimpfs (Ergötzlichkeit) noch Wollust mit der andern gepflogen, sondern er hätte allein sie wollen versuchen. Das Weib aber wies ihn als einen Unwürdigen von ihrer Liebe zurück, indem sie sagte, zur Entziehung der Liebe reiche eine solche gefoderte und erlangte Erlaubniß hin. Gegen dieses Weib (das Verfahren desselben) scheint der Spruch der Königin Eleonora zu sein, welche über diese Angelegenheit so antwortet: Wir urtheilen, daß aus der Natur der Liebe hervorgeht, daß die Minnegenossen (coamantes) häufig durch fälschliche Vorgebung erdenken, daß sie neue Umarmungen wünschen, daß sie mehr vermögen, die Treue und Beständigkeit des Minnegenossen (coamantis) zu erkennen, es verstößt daher gegen die Natur der Liebe selbst, wer seinem Minnegenossen (suo coamanti) deshalb die Umarmungen zurückhält, oder ihn zu minnen verweigert, wenn er nicht offenbar erkannt hat, daß die ihm vorgeschriebene Treue von dem Minnegenossen (coamante) gebrochen ist. Die Entscheidung der Königin Eleonora ist zwar der Natur der Liebe gemäß, verstößt aber gegen das System der Galanterie. Hat der Buhle sich von der Dame seines Herzens verabschieden lassen, so hört die Verpflichtung derselben auf, ihm Minnesold zu gewähren. Kehrt der verabschiedete Ritter zu der Dame zurück, so ist sie nicht gehalten, ihn wieder anzunehmen; thut sie es, so ist es als ein neues Liebesverhältniß zu betrachten. Die Entscheidung der Königin Eleonora ist auch dem 25. Artikel des angeblich britischen Regelbuches der Minne entgegen, Verus amans nihil beatum credit, nisi quod cogitat amanti placere. Hartlieb: Ein rechter Buhler meint, daß Nichts besser sei, dann (als) daß seines Liebs (seiner Geliebten) Willen thun. Es kann unmöglich einer Dame gefallen, wenn sich ihr Liebhaber begierig nach der Umarmung einer andern stellt. Art. XII schreibt ausdrücklich vor: Verus amans alterius, nisi suae coamantis, ex affectu non cupit amplexus. Hartlieb: Ein rechter Buhler begehrt keiner Freude noch Lust von andern Weibern, dann (als) allein seines Buhlen. Dagegen war ebenfalls nach dem System der Galanterie auch die Dame zu gleich großer Gegenliebe verbunden, und zwar nicht blos in Beziehung des körperlichen Hingebens derselben, sondern auch in der Werthschätzung, welche sie gegen den Ritter ihres Herzens erweisen sollte. Wie Quaest. 4 enthält, ward der glorreichen Gräfin von Champagne solche Form zur Entscheidung. Ein Ritter liebte seine Dame über die Maßen und genoß ihrer Umarmung völlig (et ejus plenarie fruebatur amplexu)[28]), sie aber liebte ihn nicht durch erwiederte Werthschätzung (ipsa tamen eum dilectione mutua non amabat). Der Ritter nun sucht sich von ihr zu trennen. Sie aber verlangt, ihn in der alten Liebe zurückzuhalten. Über diese Angelegenheit ertheilte die Gräfin folgende Antwort: Für unrecht wird die Absicht des Weibes erkannt, welches geliebt zu werden sucht, und selbst gänzlich verweigert zu lieben. Thöricht

28) Hartlieb: und er hatte Gewalt völliglich ihre Lieb' und Minne zu umfangen und zu begreifen.

ist nämlich der, welcher sich unterfteht von andern zu fodern, daß ihm dasjenige mit Ehrerbietung geleistet werde, was er selbst Andern zu leisten versagt. Der teutsche Minnesänger, der Taler, erzählt folgenden merkwürdigen Fall: In klage niht bluomen, noh den kle (ich klage nicht über die Blumen noch den Klee), sie kommen zum Mai aber (abermals) als ê (wie vorher). Mir thut eine andere Schwere weh. Ich will al der werlte (der ganzen Welt) klagen. Mich hieß ein frouwe (eine Dame) ein carrit (Corset, d. h. hier ein härenes Kleid) tragen an bloßer Haut, will ich euch sagen, ein Jahr, und auch ohne Essen sein, den einen Tag, min froewelin verbot mir Wasser und Wein. Nun hab ich geleistet ihr Gebot. Nun bin ich leider aber ihr Spott. Lasset Euch's erbarmen, Herre Gott! daß mich die Schöne nicht will und sie mich äffet also viel. Das ist mir noch ein Kinderspiel. Der „Nifer" (d. h. Gottfried von Niven) lobt die Fraue sein, und ihr rosenrothes Mundelein (d. h. ihre Küsse) so singen alle ihrer Tugend Schein (Glanz). In Teutschland lassen sich keine Minnehöfe nachweisen. Dieser Fall veranschaulicht, wie man in den romanischen Ländern, denn auch für Italien läßt sich aus dem fünften Buche des Filocopo des Boccaccio ein Liebeshof nachweisen, darauf kam, Liebeshöfe zu errichten. Die Galanterie mußte nämlich darunter leiden, wenn der dem Minnedienste sich ergebende Ritter seines Minnesoldes nicht gewiß war, auch wenn die Dame sich soweit mit ihm eingelassen hatte, ihm ein Stück aufzugeben, in welchem er ihr gehorsam sein sollte, und diese schwierige Sache glücklich geleistet hatte. Über die Grenzen des Gehorsams, über welchen die dreizehn Gebote der Minne, Geb. 8, sagen: Dominarum praeceptis in omnibus obediens persevera, schreibt das System der Galanterie in den Aussprüchen der Gräfin von Champagne bei nachstehendem Falle Folgendes vor. Da einer von maßloser Liebe zu seiner Dame gefesselt war, begann er mit ganzer Bemühung seines Geistes, sich um sie zu bekümmern. Ungeachtet aber das Weib ihn um ihre Liebe sich bekümmern sah, weigerte sie sich doch gänzlich, ihn zu lieben. Als sie jedoch sah, daß er nichtsdestoweniger in Bekümmerniß um ihre Liebe befangen war, legte sie ihm eines Tages diese Worte vor: In Wahrheit erkenne ich, daß du dich um meine Liebe sehr lange angestrengt hast, aber du wirst dieselbe zu keiner Zeit erlangen können, wenn du nicht zuvor dich mir durch festes Versprechen verbinden willst, daß du für immer allen meinen Befehlen gehorchen willst, und daß du, wenn du in einem entgegen handelst, willst, daß du meiner Liebe völlig beraubt werdest. Ihr antwortete der Minner (amator) auf solche Weise: Fern sei, meine Dame, daß ich mich jemals so verirre, daß ich in etwas deinen Befehlen entgegen zu handeln betroffen werde, und das, was du von mir foderst, leiste ich als mir etwas sehr Angenehmes. Als dieses geschehen, befahl ihm das Weib sofort, daß er sich nicht weiter um ihre Liebe bemühen und nicht wagen sollte, sie bei welchen zu loben. Obschon dem Minner dieses sehr unangenehm war, ertrug er es doch geduldig. Als er an einem gewissen Tage mit andern Rittern im Anblicke gewisser Damen saß, hörte er seine Kampfgenossen von seiner Dame sehr schändliche Dinge sprechen, und ihrem Ruf wider Recht und Erlaubtsein, durch ihre unbilligen Reden schaden. Anfangs ertrug er dieses im Herzen mit Unwillen. Als er sie jedoch mit Verkleinerung der Dame länger beschäftigt sah, fuhr er durch Schelten scharf gegen sie los und tadelte sie männiglich wegen ihrer Schmähungen, und vertheidigte den Ruf seiner Dame. Als dieses der Dame zu Ohren gekommen war, sagte sie, daß er ihrer Liebe gänzlich beraubt werden müsse, weil er wider ihre Befehle sie zu loben bemüht gewesen. Diesen Artikel aber erläuterte die Gräfin von Champagne durch ihr Urtheil auf solche Weise: Eine solche Dame ist in ihrem Gebote zu streng gewesen, da sie nicht erröthet ist, durch unbilligen Spruch denjenigen zu unterdrücken, welcher sich ganz ihrer Willkür unterjocht hat, und dem sie Hoffnung auf ihre Minne dargereicht, als sie ihn sich durch eine Verheißung verband, welche keiner guten Frau ohne Ursache zu täuschen erlaubt ist. Denn der Minner (amator) hat in Nichts gesündigt, wenn er die Lästerer seiner Dame durch gerechten Verweis zu tadeln genöthigt war, denn da er sich in solcher Verheißung gebunden hat, damit er desto leichter die Minne erlangte, so scheint das Weib ihn auf ungerechte Weise mit einem solchen Gebote gebunden zu haben, daß er um ihre Minne nicht ferner bekümmert sein sollte. Im Betreff dessen, wie eine Dame bei der Abwesenheit des Ritters ihrer Galanterie sich zu verhalten hatte, schreibt das angeblich britische Buch der Regeln der Minne Art. VII. vor: Biennalis viduitas[29]) pro amante superstiti praescribitur amanti. Auf welches Gebot sich eine Dame in einer Sache bezieht, welche an den Minnehof der Gräfin von Champagne kam. Da der Minner (amator) einer Dame auf einer überseeischen Heerfahrt zu lange verweilte, und sie an einer nahen Rückkehr zweifelte, auch von allen die Hoffnung auf seine Ankunft beinahe aufgegeben ward, sucht sie sich einen andern Minner (amantem). Ein Secretarius (Hartlieb: geheimer Diener) des frühern Minners aber, welchen die Umstürzung der Treue des Weibes sehr schmerzt, widerspricht ihr im Betreff der neuen Liebschaft. Das Weib wollte seinem Rathe nicht beistimmen, und schützte sich durch folgende Vertheidigung: Wenn es einem Weibe, welches durch den Tod des Minners verwitwet, erlaubt war, nach dem Ziel von zwei Jahren zu minnen, so sei es vielmehr demjenigen Weibe erlaubt, welches bei Lebzeiten ihres Minners verwitwet wird[30]), und das seit langer

29) viduitas, Witwenschaft, ist hier metaphorisch auf das Verhältniß der Galanterie übertragen. Hartlieb hat dieses Gebot der Minne nicht richtig aufgefaßt. Wenn ein Lieb (Geliebtes) zwei Jahre ohne Buhlen ist, das ist wider die Buhlschaft; besser Spangenberg S. 65: Der Überlebende muß sich zwei Jahre lang, von dem Tode des Verstorbenen an, einem neuen Minnedienste versagen.

30) Si feminae, quae morte viduatur amantis, licuit post biennii metas amare, multo magis eidem muliere licere, quae vivo viduatur amante. Hartlieb: Seit einer Frauen ziemt, daß sie in zwei Jahren nach ihres Mannes Tode mag einen andern Mann nehmen, so ziemt es baß einer Frau, die ihren Buhlen verliert. Wenn Hartlieb den Ausdruck Mann nicht metaphorisch nimmt, so hat er die Stelle misverstanden; doch kann er sehr gut ihn metaphorisch brauchen. Ähnlich sagt Her Hartman von Owe in seinen

Zeit nicht die Freude hat, einen Boten oder ihr zugeschicktes Schreiben zu erhalten, und zumal, da es gar nicht an Boten gemangelt hat. Nachdem sie über diese Angelegenheit durch Behauptungen von beiden Seiten gestritten haben, kommen sie darin überein, die Sache auf den Schiedsspruch der Gräfin von Champagne zu stellen, und sie entschied diesen Streit durch folgendes Urtheil: Nicht recht thut die Minnerin (amatrix), wenn sie wegen langer Abwesenheit ihres Minners den Minner verläßt, wenn sie nicht offenbar erkennt, daß er gänzlich von seiner Liebschaft abgefallen, oder die Treue der Minnenden gebrochen hat. Falls nämlich der Minner durch Nothwendigkeit gezwungen ausbleibt, oder wenn seine Abwesenheit aus einer sehr lobenswerthen Ursache stattfindet. Nichts nämlich muß eine größere Freude im Herzen der Minnerin erregen, als wenn sie aus fernen Gegenden Lob über ihren Minnegenossen vernimmt, oder wenn sie in Kenntniß bringt, daß er in Gesellschaften der Großen löblich verweilt. Denn daß man von ihm angibt, daß er sich der Zusendung von Briefen oder Boten enthalten hat, das kann ihm als große Klugheit angerechnet werden, da es ihm nicht erlaubt ist, einem Fremden dieses Geheimniß zu offenbaren. Denn wenn er Briefe, deren Inhalt dem Träger verborgen gehalten wurde, abgesandt hätte, so hätten doch durch die Schlechtigkeit des Boten, oder wenn derselbe auf der Reise durch Ereigniß des Todes verlustig gegangen, die Geheimnisse der Liebe leicht in fremde Hände gekommen sein können. Gewöhnlich hatten die Minnenden einen in das Liebesgeheimniß eingeweihten Diener oder auch eine andere ihnen befreundete Person, welche in beiden Fällen Secretarius genannt wird. Natürlich waren diese nicht immer treu. Merkwürdig ist für die Geschichte der Galanterie in den Ausspruchen des Minnehofs der Gräfin von Champagne folgender Fall. Ein Ritter bemühte sich um die Minne einer Dame, hatte aber sehr selten Gelegenheit mit ihr zu sprechen. Er bediente sich daher mit Erlaubniß der Dame in dieser Angelegenheit eines Secretarii (Hartlieb: da nahm er einen Boten mit der Frau Willen und Wissen), damit durch dessen Vermittelung jedes von beiden den Willen des andern wechselseitig desto leichter in Kenntniß bringen, und ihm seine Umstände ganz geheim anzeigen und durch ihn die Liebschaft im Geheimen weiter geleitet werden könnte. Dieser Secretarius (Hartlieb: Bote) brach, nachdem er das Amt der Botschaft auf sich genommen, die Treue gegen seinen Gesellen [31]), nahm für sich den Minnernamen (amantis nomen) an, und begann nur für sich bemüht zu sein. Die Dame begann ungalanter Weise (inurbane) dem Betrüger beizustimmen. So vollzog sie endlich die Minne mit ihm, und vollführte alle Wünsche desselben. Der Ritter aber, durch den ihm geschehenen Betrug bewegt, zeigte den ganzen Hergang der Angelegenheit der Gräfin von Champagne an, und verlangte demüthig, daß nach ihrem und andrer Damen Urtheilsspruch über jenes Unrecht erkannt werden möchte, und der Betrüger auch selbst willigte mit ein, daß der Schiedsspruch der Gräfin gelten sollte. Die Gräfin berief 60 Damen zu sich, und entschied die Sache durch solchen Urtheilsspruch: Jener betrügerische Minner (amator dolosus), welcher ein seiner Verdienste würdiges Weib, das nicht erröthet ist, in ein solches Verbrechen einzuwilligen nöthigt, soll der schlecht erworbenen Umarmung, wenn es ihm gefällt, genießen, und sie genieße eines solchen Freundes würdiglich. Beide aber sollen für immer von der Minne irgend einer andern Person ausgeschlossen bleiben, und keins von beiden soll zu den Gesellschaften der Damen und den von den Rittern gehaltenen Höfen ferner zusammengerufen werden, weil sowol er gegen die Treue des Ritterordens verbrochen, als auch sie schändlicher Weise gegen die Schamhaftigkeit der Damen in die Minne des Secretarii (Hartlieb: des Boten) eingewilligt hat. Über die Strafe eines solchen Ritters, welcher trügerisch die Gunst einer Dame dadurch erlangt, daß er fälschlich vorgegeben, er habe noch keine Dame seines Herzens, wird folgendes Erkenntniß der Gräfin von Flandern vorgeführt: Einer, welcher bereits durch eine trügliche Liebschaft verbunden ist, bittet auf das Inständigste um die Minne einer andern Dame, gleich als wenn er der Minne eines jeden Weibes entbehrte. Er erlangt auch nach den Wünschen seines Herzens dasjenige völlig, was er mit großem Anhalten fodert. Nachdem er aber von dieser Seite den Genuß der Minne angenommen, sucht er die Umarmungen der frühern Dame wieder auf, und wendet der zweiten Minnerin den Rücken zu. Welche Strafe ist also über einen solchen abscheulichen Mann zu verhängen? In dieser Sache ging folgender Spruch der Gräfin von Flandern aus: Jener Mann, welcher sich mit dem listigen Mittel eines so großen Betrugs besaßt hat, verdient der Minne jeder von beiden beraubt zu werden, und soll ferner der Liebe keiner braven Frau sich erfreuen, da man sieht, daß eine ungestüme Wollust in ihm herrscht, wie in der Lehre des Capellanus (nämlich des Andreas, des Kapellans von Frankreich) besser aus einander gesetzt wird. Das Weib aber darf es sich durchaus nicht zur Schande anrechnen, da sie, wenn sie das Lob des Minners (amandi laudes, nach der andern Lesart mundi laudes, das Lob der Welt) zu haben wünscht, der Minne obzuliegen gehalten ist, und die innere Treue des Menschen um die inneren Geheimnisse des Herzens desselben Niemand leicht erforschen kann, und daher durch Bemäntelung der Rede oft viele Weisheit sich täuschen läßt. Wenn jedoch jener zu der frühern Minnerin nicht zurückkehrt, sondern sich befleißigt, bei der Minne der zweiten Minnerin zu beharren, so kann die erste Minnerin über jene darüber nicht klagen, wenn sie strebt, die erworbene Minne zu behaupten, und zuläßt, daß eine andere vielmehr, als sie, durch listige Täuschung hintergangen wird. An Quaest. 11, welche diese Entscheidung des Systems der Galanterie enthält, welche am Schlusse nicht mit dem Eingange der Entscheidung, daß

Minneliedern: Swelh frowe seudet ir lieben man mit rehtem mute uf dise vart u. s. w. Er braucht hier man in der Bedeutung von Vasall, Lehnmann, Dienstmann, und dieses für Liebhaber. Er sagt vorher: Do ir min dienest niht ze herzen gie, do duhte mich an ir bescheidenlich, das si ir werden liebes (Geliebten) mich erlie, daran bedahte si vil rehte sich u. s. w.

31) sociale fide confracta. Hartlieb: brach die gesellige Treue; es geht hieraus hervor, daß die Secretarii oder Liebesboten nicht immer Diener, sondern auch dem Minner gleichstehende Personen waren.

der Betrüger verdiene der Minne beider beraubt zu werden, und sich ferner der Minne keiner braven Frau erfreuen solle, übereinstimmt, schließt sich Quaest. 12 folgender Fall. Ein Ritter ermangelte aller Sittenbravheit [32]), und jede Frau verschmähte, ihn zu minnen. Er verlangte von einer Dame um Bravheit (d. h. indem er versprach, daß er brav werden wolle) Minne. Sie schenkte ihm Hoffnung auf seine Minne. Die Dame bei ihren eignen guten Sitten befestigte durch ihre Lehre, indem sie ihm auch Küsse und Umfangungen mit den Armen ertheilte, den Minner auf solche Weise, daß derselbe durch sie zur höchsten Sittenbravheit geleitet, und lobenswerth an aller Zierde der Bravheit ward, oder mit den eignen Worten der Urschrift, welche Courtoisie oder Galanterie umschreiben: amans jam dictus ad summam per eam morum est probitatem deductus, et omni probitatis decore laudandus. Quo in probitatis norma solide confirmato, et qualibet curialitatis (d. h. Courtoisie, teutsch Hoveschet, Hübschheit in ursprünglicher Bedeutung) decorato virtute etc. Den mit allen Erfodernissen der Galanterie gezierten Ritter ladet eine andere Dame inständig zu ihrer Minne ein. Der Ritter willfahret ihrem Willen gänzlich, und vergaß der frühern Wohlthat. Über diesen Artikel fehlen uns die Antworten der Gräfin von Flandern nicht. Sie sagt nämlich: Es scheint von allen gebilligt werden zu müssen, daß die frühere Minnerin die Macht habe, von den Umarmungen eines jeden Weibes ihren Minner zurückzurufen, welchen sie durch den Fleiß ihrer Anstrengung von dem Fehler der Unbravheit zum höchsten Gipfel der Bravheit und Courtoisie geführt hat (quem ipsa per sui laboris industriam de improbitatis vitio ad summum probitatis et curialitatis culmen adduxit). Denn man glaubt, daß das Weib das Recht und den Grund durch diese Ehre hat, daß sie den aller Bravheit der Sitten entbehrenden durch ihre Klugheit und die Sorgsamkeit ihrer Anstrengung braver und galant (probiorem et morum consideratione compositum) gemacht hat. So groß auch als Verdienst angerechnet ward, wenn eine Dame einen ungalanten Ritter zu einem galanten ausbildete, so war doch eine Dame, wenn sie das Wagestück nicht wagen wollte, dazu nicht verpflichtet, wie aus Quaest. 1 hervorgeht: Ein durch keine Bravheit gezierter Jüngling (juvenis quidam, nulla probitate decorus. Hartlieb: ein Jüngling, der weder mit Tugenden, noch mit Sitten geziert war), und ein durch alle Bravheit angenehmer Ritter (miles adultus, omni probitate jucundus. Hartlieb: ein alter Ritter, der aller Ehren und Tugenden werth war und fröhlich) verlangen Minne von einem und demselben Weibe. Der Jüngling (juvenis) behauptet, er müsse dem ältern (adulto) vorgezogen werden, weil er, wenn er die gefoderte Minne erlangt haben würde, nachher aus solcher Minne Bravheit erlangen könnte, und es dem Weibe zu nicht geringem Lobe gereichen würde, wenn durch sie Unbravheit zur Sittenbravheit gebracht würde (si per eam ad morum probitatem improbitas reducatur. Hartlieb: wenn er durch sie zu aller Tugend und Ehrbarkeit gezogen würde). Ihm aber antwortete die Königin Alinoria (Eleonora) auf solche Weise: Obgleich der unbrave Jüngere (improbus minor. Hartlieb: der unehrbare und unversuchte in Tugenden), durch eine weise Dame zur Sittenbravheit emporzusteigen vermag, so handelt doch ein Weib minder vorsichtig, wenn sie durch Wahl die Unbravheit (improbitatem, d. h. hier den der Galanterie noch Entbehrenden) zu minnen vorzieht, vornehmlich da ein guter und durch Sittencultur glänzender Mann von ihr die Minne begehrt. Es könnte nämlich durch die Schuld des unbraven Menschen vielleicht geschehen, daß bei der gemeinen Unbravheit auch dadurch, daß sie die besseren Güter in Empfang nimmt, die Besserungsmittel nicht anschlagen, weil der gesäete Same nicht immer Früchte hervorbringt. Die Frage (Quaest. 18), welche Minne, ob die eines jungen Mannes (juvenis viri) oder eines von vorgerücktem Alter (in aetate provecti) zu wählen sei, entscheidet die genannte Königin dahin, daß sich nach der mehren oder mindern Tugend und Sitte des Ritters, und nicht nach der geringern oder größern Zahl der Jahre die Wahl entscheiden müsse. Quaest. 3 wird das Früherrecht der sich um Minne bewerbenden abgehandelt: Zwei Menschen waren in allen Dingen und durch alle Dinge einander gleich, welche zu gleicher Zeit gleichmäßig völlig zu dienen begannen, welche auch fodern und sich beeifern, daß sie geminnt werden. Es fragt sich daher, welcher ist bei dieser Liebe vorzuziehen. Durch die Erinnerungen der Gräfin von Champagne werden wir belehrt, daß bei einem solchen Eintritt der Zweifel der frühere Bewerber erhört zu werden verdient, wenn aber die Foderungen derselben der Zeit nach als gleich erscheinen, so wird nicht mit Unrecht es der Willkür des Weibes überlassen, daß sie sich befleißige, denjenigen von den beiden zum Minner zu erwählen, welchen ihr erforschter innerer Wille des Herzens mehr erheischt (d. h. zu welchem sie ihre innere Neigung mehr hinzieht). Da die Neigung der Frauenzimmer sich häufig dem Reichen hinwendet, um glänzend leben zu können, so hat sich das System der Galanterie auch mit der Frage beschäftigt, ob bei übrigens gleichen Verhältnissen und Umständen der Reichere dem Ärmeren vorzuziehen. Quaest. 2 enthält hierüber Folgendes: Da zwei Männer waren, die sowol an Geschlecht (Abkunft), als auch an Leben und Sitten und in den übrigen Stücken durch alles einander gleich sind, mit Ausnahme des Umstandes, daß ihre Güter und Habe in beiden ungleich sind, so wurde gezweifelt, welcher von ihnen am vorzüglichsten zum Minner gewählt werden müsse? Darüber findet sich auch ein Spruch der Gräfin von Champagne, welche sagt: es würde kein gerechter Ausspruch sein, wenn edle und wohlanständige Armuth ungebildetem Reichthum nachgesetzt würde; ja ein edler Reichthum an Gütern und Habe wird nicht unschicklich einer wohlanständigen Armuth nachgesetzt, wenn die Minne eines reichen Weibes begehrt wird. Denn ein durch Fülle an Gut und Habe gesegnetes Weib verknüpft mit sich löbli-

32) Für omnium hominum probitate und omni hominis probitate ist wol zu lesen entweder omnium morum probitate, oder omni morum probitate. Hartlieb gibt die Stelle: Es war ein Ritter, der mangelte aller Ehren und Zuchten, und an ihm war keine Frömmigkeit, noch Bescheidenheit.

der eine arme Minne (einen armen Minner), als eine (einen) viele Reichthümer habenden. Nichts nämlich muß allen Menschen drückender sein, als wenn die Bravheit (ein braver Mensch), durch die Finsterniß der Dürftigkeit verdunkelt wird und mit Noth zu kämpfen hat. Mit Recht wird ein reiches Weib gelobt, wenn sie den Reichthum an Hab' und Gut hintansetzt und einen armen Minner wählt, welchen sie durch ihren Reichthum unterstützen kann. Denn Nichts ist, was einem Minnenden, es sei Mann oder Weib, so sehr zum Lobe gereicht, als wenn es, wie es kann, den Bedürfnissen des Minnegenossen (coamantis) abhilft. Aber auch, wenn ein Weib durch das Dunkel des Mangels an nöthigen Dingen bedrückt wird, so nimmt sie kecker einen Reichen zum Minner an, denn wenn beide Minnegenossen in der Woge der Armuth sich befinden, so wird ohne Zweifel die Beständigkeit der Minne kurz sein. Mangel an den nöthigen Dingen nämlich versetzt alle braven Menschen in die höchste Scham, bringt sie in ängstliche Sorgen und Gedanken, und plagt sie in der höchsten Ruhe (im Schlafe) selbst, und dadurch pflegt die Liebe vertrieben zu werden. Das System der Galanterie wünschte zwar, daß wenigstens eins der beiden, der Minner oder die Minnerin, in Reichthum lebte, um die andere Hälfte des Liebespaares unterstützen zu können. Aber die Geschenke, welche der Minner der Minnerin machte, durften durchaus nicht den Schein haben, als wenn die Minne dadurch erkauft werden sollte. Ebenfalls bei Andreas Capellanus findet sich am Schlusse einer Entscheidung: Illud autem, quod hic de meretricibus indicamus, non solum eas, quae in prostibulis commorantur, attingit, sed omnes, quae pro cujuscunque muneris expectatione se ipsas largiuntur amanti. So ein Liebhaber, welcher eine liebte, die sich aus Erwartung von Geschenken ihm hingab, fand bei den Liebeshöfen kein Recht, wenn sie die Treue brach, denn es steht an der Spitze des Falles: Meretrix, quod si quamcunque ipsam contingat miraculose amare, suo potest amanti frangere fidem. Über das, was hier die Gräfin von Champagne ausgesprochen, finden wir Folgendes bemerkt: Quod ideo eam constituisse credimus, quia illius, qui meretricis venatur amorem, voluit turpitudinem denotare, et ipsius punire sententiam. Nam qui tam immundo se copulavit amore, nullis, cum adversa patitur, amoris privilegiis adjuvari potest, das heißt, er kann nicht darauf Anspruch machen, in seiner Minne dadurch geschützt zu werden, daß der Minnehof das Frauenzimmer, welches Untreue gegen ihn begangen, durch einen Richterspruch bestraft, oder wenigstens verurtheilt wird, den verlassenen Minner wieder anzunehmen, wie nach der Analogie der Beantwortung der Frage si unus coamantium amoris nolens alterius vacare solatiis, alteri subtraxit amanti fidem videatur infringere coamanti zu schließen. Diese Beantwortung besagt nämlich, daß man es nicht wagen könne, sie zu bejahen, denn wenn es nicht erlaubt sein sollte, der Ergötzungen der Welt sich zu enthalten, so würde dieses zu sehr den Geboten Gottes widerstreiten, da jeder mehr Gotte als den Vergnügungen dienen solle, und schließt: Sed si novo postmodum se jungat amori, dicimus, quod dominarum judicio ad prioris coamantis est reducendus amplexus, si prior coamans istud voluerit. Der Ritter aber, welchem ein Frauenzimmer aus Habsucht seine Minne gewährt, und der von ihr verlassen ward, erhielt, weil feile Frauenzimmer zu minnen den Vorschriften des Systems der Galanterie zuwider lief, bei dem Minnehofe keine Hilfe, sondern nur den folgenden Trost, den ihm seine Geduld gewähren soll: Sed patienter tolerare tenetur eam meretricias libidines exercentem quam primo meretricium coetibus [33]) annumerari cognoverat, et ejus se scienter copulavit amori. Doch war den Damen, welche dem System der Galanterie huldigten, von dem Minner Geschenke anzunehmen, nicht durchaus verboten, sondern die Sache wurde durch das System der Galanterie nur geregelt. Quaest. 18 enthält Folgendes darüber: Ein Ritter foderte die Minne einer Dame, und die Dame verweigerte gänzlich, ihn zu minnen. Der Ritter ertheilte ihr anständige Geschenke (donaria quaedam satis decentia), und das Weib empfing die dargebrachten mit heiterer Miene und begierigem Geiste. Nachher jedoch ward sie durchaus nicht sanft in der Minne (in amore nullatenus mansuescit), sondern antwortet mit peremtorischer Verneinung. Daher beklagt sich der Ritter, daß das Weib durch die Annahme von passenden Liebesgeschenken ihm Hoffnung zur Minne gemacht, welche Hoffnung ihm zu nehmen, sie ohne Ursache sich unterfängt. Hierauf antwortet die Königin Eleonora auf solche Weise: entweder schlage das Weib die ihr in Rücksicht auf Minne dargebrachten Geschenke aus, aut suscepta munera compenset amore, aut meretricum patienter sustineat coetibus aggregari. Wenn der Ritter oben sich auf amori congruentia munuscula bezieht, so hat er dabei aller Wahrscheinlichkeit nach die Vorschriften des Minnehofs der Gräfin von Champagne vor Augen, welche auf die Frage, was für Gabe und Kleinod ein Lieb (Geliebter oder Geliebte) von dem andern wol möchte empfangen, antwortete: Ein Lieb (Geliebter oder Geliebte) mag von dem andern wol empfangen Korallen-Schnüre [34]), Haarbänder, Fürgespäng von Gold oder Silber, Häftlein, Handschuhe, Armelringe, Büchsel, Spiegel, Gürtel, Beutel, Horngefäße [35]), Waschgefäß, Kändel (Kännchen), Schreinrl, Paniere u. s. w. zu einem Gedächtniß, und daß wir es in gemeiner Rede begreifen: ein Lieb mag von dem an-

33) Es ist dieses nur eine bildliche Redensart, und die Sache nicht so zu verstehen, als wenn die Dame wirklich einer Gesellschaft feiler Dirnen angehört, sondern ihr Betragen wird nur mit dem feiler Dirnen verglichen. Vergl. den Ausdruck Quaest. 18, wo von einer Dame, welche Geschenke von einem Ritter angenommen, ohne in ein ordentliches Minneverhältniß zu treten, gesagt wird: aut meretricium patienter sustinent coetibus aggregari. 34) Wir geben die Stelle nach Hartlieb bei v. Aretin S. 108; im lateinischen Text bei demselben S. 149 und bei Spangenberg S. 117. 118 findet sich Korallen-Schnüre nicht, sondern ornata capillorum, und in der italienischen Übersetzung bei Crescimbeni und darnach bei v. Aretin S. 162 discriminale. Unberücksichtigt hat Hartlieb gelassen pectinem, species, und bei marsupium den Zusatz: laterisque cordulam, womit nämlich der Beutel an die Seite gebunden ward. 35) Cod. Mon. Harngefäss, der lateinische Text vasula repositoria.

dern wohl empfangen alles, was den Leib zu zieren gehört, und klein[36]) (nicht beträchtlich) ist, das mag eins von dem andern wohl empfangen, und doch (so) daß darin keine Geizigkeit geschehe (kein Verdacht entstehe, daß die Annahme aus Habsucht geschehe). Die Annahme von Geld vornehmlich und noch mehr die Foderung von Geld war von dem System der Galanterie geächtet. So z. B. in der Erzählung von Boccaccio in dessen Decameron VIII. T. 1. Gesch., wo er die Neiphile sagen läßt: daß jede Frau des Feuers würdig sei, welche um des Geldes willen ihre Keuschheit beflecke, und diejenige, welche aus Liebe, deren Gewalt sie als allmächtig kenne, dahin gelange, von jedem nicht zu strengen Richter Vergebung verdiene. Es wird hierauf Folgendes erzählt. Der tapfere Gulfardo, ein im Kriegsdienst in Mailand lebender Teutscher, widmet seine Liebe einer schönen Frau, Donna Ambruogia, Gattin des reichen Kaufmanns Gasparruolo, schickt eines Tages zu ihr, und läßt sie bitten, ihn mit ihrer Gegenliebe zu beglücken, indem er seinerseits bereit sei, Alles zu thun, was sie ihm gebieten würde. Die Frau erklärt sich endlich dahin, daß sie geneigt sei, zu thun, was Gulfardo begehre, wenn zweierlei darauf erfolge: erstens, daß dies nie von ihm Jemandem offenbart werde, und zweitens, daß, da sie eben zu einer gewissen Angelegenheit 200 Goldgulden nöthig habe, sie verlange, daß er, der ein reicher Mann sei, ihr diese gebe, wofür sie dann immer zu seinem Wunsche bereit sein werde. Als Gulfardo diesen Beweis ihres Geizes vernimmt, erzürnt ihn ihre Niedrigkeit, und seine Liebe für sie, die er bisher für eine edle Frau gehalten hat, verwandelt sich beinahe in Haß. Nun denkt er darauf, sie zu überlisten, nimmt von Gasparruolo 200 Goldgulden auf Borg, gibt, als dieser Kaufmann nach Genua gereist, dessen Frau in Gegenwart eines Zeugen die 200 Goldgulden, welche sie sich für Gewährung ihrer Gunst bedungen hat, bringt viele Nächte bei ihr zu, und sagt endlich zu dem zurückgekehrten Gasparruolo in Gegenwart der Frau desselben und des Zeugen, daß er ihr das Geld gegeben hat, und sie muß es einräumen, daß es wahr sei. Die meisten andern Geschichten bei Boccaccio handeln sich darum, wie Ehefrauen ihre Männer krönen, und die, welchen die Erzählung derselben in den Mund gelegt wird, äußern sich auch wohlgefällig über diese Unkeuschheit, weil sie dem Systeme der Galanterie gemäß geschieht. Aber Unkeuschheit aus Habsucht ist auf das Strengste verpönt, denn sie war ein großes Hinderniß der Galanterie, indem sie dieselbe unnöthig machte, sowie schon Ovid sagt: dummodo sit dives, barbarus ipse placet. Das Buch der Regeln der Minne, welche der Liebesgott gegeben haben soll, schreibt Art. 18 vor: Probitas sola quemcunque dignum facit amore. Daher durfte eine Dame ihren Minner nicht verstoßen, wenn er im Kampf eins seiner Glieder verloren hatte, was Quaest. 14. auseinandergesetzt wird. Als ein Ritter beim tapfern Kämpfen ein Auge, oder eine andere Zierde seines Körpers (vel alium corporis sui ornatum. Hartlieb: „oder eine Hand") verloren hatte, wurde er von seiner Geliebten als unwürdig und ekelhaft zurückgewiesen, und ihm die gewohnten Umarmungen verweigert. Diesem Weibe aber widerspricht der Ausspruch der Frau von Narbonne, welche unter folgender Formel auf solche Weise antwortet: Aller Ehre für unwürdig wird ein Weib betrachtet, welches wegen Häßlichkeit, die durch ein gewöhnliches Kriegsereigniß entstanden ist, und die nur den tapferen Minnern zuzustoßen pflegt, geurtheilt hat, daß ihr Minnegenoß der Minne beraubt werden müsse. Durch die Minne der Frauen pflegen die Männer zur größten Kühnheit aufgeregt und in dem Vorsatze zu minnen länger genährt (erhalten) zu werden. Daher darf Häßlichkeit, welche natürlicher Weise aus dem unvermeidlichen Ereignisse, zu welchem die Liebe angeregt, hervorgeht, dem Minner keinen Schaden bringen. Et haec dominae Narbonensis sententia venit multipliciter corroboranda, woraus zu schließen, daß, als das System der Galanterie noch in seiner vollen Kraft war, ein Ritter, der im tapfern Kampfe entstellt worden war, seines Minnelohns nicht verlustig ging, denn so wenig dem natürlichen Gefühle der Liebe Häßlichkeit zusagt, so konnte sich doch in einem solchen Falle eine dem System der Galanterie huldigende Dame nicht unglücklich fühlen, weil ihrer Eitelkeit auf das Höchste dadurch geschmeichelt ward, daß ihr Ritter so tapfer gekämpft hatte, daß er selbst Entstellung des Körpers nicht gefürchtet hatte. So sehr auch das System der Galanterie die natürlichen Gefühle der Liebe unter seine Herrschaft zu bringen suchte, so geschah es doch nur soweit, als es nicht mit Schande verknüpft war. Der 10. Art. des angeblich britischen Regelbuchs der Minne: Non decet amare, quarum pudor est, nuptias affectare (Hartlieb: Es soll Niemand minnen, noch lieb haben, dessen er Schande hat), wird in den 13 Geboten der Minne Geb. 17 specieller gefaßt, nämlich: Ejus non cures amorem eligere, cum qua naturalis (d. h. Scheu vor Blutschande) tibi nuptias contrahere prohibet. Hierüber findet sich Quaest. 6 in den Aussprüchen der Königin Eleonora Folgendes. Einer hatte sich unwissentlich mit einer Blutsfreundin (agnata) zur Minne verbunden, und sieht sich, als er das Verbrechen in Kenntniß brachte, genöthigt, sich von ihr zu trennen. Das Weib aber, von den Banden der Liebe gefesselt, strebte, ihn in der Beobachtung der Minne zurückzuhalten, indem sie versicherte, daß das Verbrechen völlige Entschuldigung finde, weil sie ursprünglich der Minne schuldlos obgelegen. Über diese Angelegenheit ertheilte die Königin Eleonora diese Antwort: das Weib scheint ziemlich wider Recht und Erlaubtes zu streiten, da sie unter dem Schleier irgend eines Irrthums eine blutschänderische Minne zu schützen, droht. Denn zu allen Zeiten sind wir gehalten, blutschänderische und verdammliche Handlungen zu hindern, von welchen wir wissen, daß auch selbst die menschlichen Rechte mit den schwersten Strafen entgegentreten. Aber

36) Auch Ovidius (De arte amandi Lib. II.) räth an, nur kleine Geschenke zu geben:

Nec dominam jubeo pretioso munere dones:
Parva, sed e parvis callidus apta dato,

als Weintrauben, Kastanien, Nüsse, Drosseln u. s. w., je nach dem Geschmacke der Geliebten.

zu den verdammenswerthen Handlungen gehörte doch auch der Ehebruch. Aber das System der Galanterie erkannte das Recht der Ehe nicht an. Dieses führte endlich den Sturz der Galanterie in dem größten Theile der romanischen Welt herbei. Die Edelfrauen hatten sich durch ihre galanten Ausschweifungen, welche von den von ihnen gebildeten Minnegesellschaften beschönigt und beschützt, ja deren Fortsetzung, wenn sie einmal angeknüpft waren, geboten wurde, zu sehr entwürdiget, als daß sie nicht die gerechte Strafe dafür hätte erreichen sollen. Grausam ist die Strafe, aber bei jenen Verhältnissen des Sittenverderbnisses gerecht. Die Minnehöfe hatten ausgesprochen, daß zwischen Ehegatten keine wahre Minne stattfinden könne. Aber durch diese Aussprüche ward die Eifersucht der Eheherren nicht vertilgt. Da die Sitte die eheliche Treue nicht schützte, so mußten die Frauen, da sie sich selbst entwürdiget hatten, das entwürdigendste Mittel dulden, sie vor der Verletzung der ehelichen Treue zu bewahren. Man schreibt die Erfindung des Keuschheitsgürtels oder des Schlosses der Keuschheit, welches in Italien die Galanterie ihres Reizes beraubte, dem Alexius Carrara, dem letzten Tyrann von Padua, zu. Da die Galanterie durch diese grausame, aber in Rücksicht der herrschenden Sittenlosigkeit gerechte Strafe den Todesstoß erhielt, so suchte man doch noch den Schein der Galanterie zu retten, und als Rest derselben blieb das Cicisbeat. Dessen Entstehung ist unerklärlich, wenn wir mit der Geschichte desselben nicht die Geschichte jener Erfindung verknüpfen. Durch dieselbe wurde das Cicisbeat möglich, indem hierdurch der Cicisbeo in die Nothwendigkeit gesetzt ward, seine fleischlichen Gelüste zu zügeln. Da er über das traurige Geheimniß schweigen mußte, so erhielt sein Verhältniß den Schein eines Glückes, welches er in der Wirklichkeit nicht hatte. Da die Spanier den Italienern an Eifersucht nicht nachstanden, so wurde auch hier das Schloß der Keuschheit verschiedene Jahrhunderte hindurch in Anwendung gebracht, und hierdurch der Galanterie größtentheils ein Ende bereitet. Später nahm man alte Weiber, welche wir unter dem Namen Duegnas (Ehrendamen) kennen, zu Hüterinnen des schönen Geschlechts. In Spanien standen, sowie auch in andern Beziehungen, so auch im Betreff des Nöthigfindens der Einsperrung und anderer Verwahrung des schönen Geschlechts das Maurenthum und Romanenthum mit einander in Wechselwirkung. Mächtig wirkte auch unter den Mauren der Minnegeist, wie z. B. Abdalrahman zeigt, welcher für seine auf das Leidenschaftlichste geliebte Sklavin Zehra die nach ihr benannte prächtige Stadt Zehra, über deren Hauptthor das Standbild der reizenden Schönen prangte, gründete [37]). Die Romances Moriscos [38]) schildern, wie das Leben der maurischen Ritter zwischen Kampf und Minne getheilt war, und wie die Ritter in Gegenwart ihrer geliebten Schönen turnirten, und sie Gelb und Schwarz, wenn sie Schmerz, Grün, wenn sie Hoffnung, und Blau, wenn sie Eifersucht, Violet und Feuerfarb, wenn sie die leidenschaftliche Liebe ausdrücken wollten [39]), trugen. Das Madrigale di Frederigo I. Imperadore [40]), beginnt Plas my cavallier Frances (es gefällt mir der französische Ritter) e la Dama Catala (und die catalanische Dame), und bemerkt weiter: e la cour de Castellana (der Hof von Castilien), und schließt: e lou donzel de Thuscana (und der Junker von Toscana). In Frankreich [41]), wo es die zierlichsten Ritter, und in dessen südlichem Theile es den berühmtesten Minnegesang, wie auch das genannte Madrigale Lou cantar Provensalles (den provençalischen Gesang) das unter den best gefallenden Dingen aufführt, gab, wurde auch das System der Galanterie, wie wir bereits aus den angeführten Aussprüchen der Minnehöfe ersahen, am besten und eifrigsten ausgebildet. Aber die Galanterie ging in Südfrankreich dadurch unter, daß die Könige von Frankreich diese Fürstenthümer vernichteten, und ihre Länder ihrer Krone einverleibten. Als des Ritterwesen verfiel, nahm auch der hohe Schwung der Galanterie ab. Zwar hielten Ludwig XII., Franz I. und Heinrich II. noch streng auf die Ritterpflicht, daß man von den Damen nichts Böses, sondern vielmehr alles Gute und Schöne sagen sollte. Auch läßt sich noch unter Karl VI. ein Minnehof zu Paris nachweisen. Aber dieser scheint nur mit Männern als Richtern und andern Beamten besetzt gewesen zu sein. Da die ersten Blätter der die Liste der Ämter, welche blos mit Mannspersonen besetzt sind, enthaltenden Handschrift [42]) verloren gegangen ist, so ist zwar die Möglichkeit der Vermuthung vorhanden, daß auch hier Damen an der Spitze gestanden haben, und dieses soll, vermuthet man, daraus wahrscheinlich werden, daß Martial d'Auvergne, der grade von diesem Minnehofe zu reden scheine, sagt: apres y avoit les déesses en moult grant triumphe, et honneur: toutes legistes et clergesses. Aber die Meinung derjenigen Schriftsteller, welche behaupten, daß les Arrêts d'Amours des Martial d'Auvergne, welche in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. verfaßt sind, blos eine Dichtung sei, haben durch den Geist, der in diesem Werke weht, das vollste Recht zu dieser Behauptung. Daß die Entscheidungen den in dem Werke des Andreas Capellanus nicht widersprechen, erweist ihre Echtheit nicht,

37) Mit welcher Pracht die Gebäude der Stadt Zehra ausgeführt waren, s. Florian, Geschichte der Mauren. Aus dem Französischen. (Hirschberg 1825.) S. 52—54. 145. 38) s. Depping, Samml. der besten alten spanischen Romanzen Sect. XLIII S. 317—395, und Romancero Castalleno. Nueva Edicion con las Notas de Don *Antonio Alyala-Galiano*. T. I. p. XLIII. T. II. p. 217—398.

39) Florian a. a. O. S. 145. 146 nach den maurischen Romanzen, welche sich in der Urschrift in den in voriger Anmerkung genannten Sammlungen Depping's finden. 40) s. das berühmte Madrigale z. B. bei Jagemann, Anfangsgründe von dem Bau und der Bildung der Wörter der italienischen Sprache S. 176; bei Ruth, Geschichte der italienischen Sprache. I. Th. S. 145. 146. 41) s. z. B. den *Abbé Papon*, Histoire de Provence. T. II. Liv. III. (à Paris 1778.) p. 216—219: La *Galanterie* étoit tellement l'esprit dominant de ce siècle d'ignorance, qu'elle se mettoit à tout; elle faisoit le sujet ordinaire des entretiens. Les Dames, les chevaliers et les Troubadours s'exerçoient à disputer sérieusement sur cette importante matière etc. 42) Im Auszuge in der Histoire de l'académie des inscriptions. T. VII. p. 280 seq.

ſondern zeigt nur, daß dem Dichter echte Entſcheidungen der Minnehöfe bekannt waren. Aber der Verfaſſer dieſer nachgeahmten Entſcheidungen zeigt zu ſehr ſeine Begierde, ſeinen Witz zu zeigen, und dadurch zu unterhalten. Sind die Fälle wirklich aus dem Protokolle eines wirklichen Minnehofes, z. B. der Pariſer, ſo zeigen ſie, wie ſehr der Ernſt, mit welchem die Minnehöfe des 12. und 13. Jahrh. das Syſtem der Galanterie behandelten, geſunken war. Man iſt verlegen, welche Beiſpiele man aus Martial d'Auvergne wählen ſoll, um den kleinlichen Geiſt dieſer Arrêts zu zeigen, denn auch bei denjenigen Entſcheidungen, welchen die Regeln der früheren zu Grunde gelegt ſind, ſind die Umſtände des Ereigniſſes ſo kleinlich und gemein dargeſtellt, daß das Werk des Martial d'Auvergne einer Carricatur des Syſtems der Galanterie oder einer Satyre auf die Minnehöfe ähnlicher ſieht, als dem Auszuge eines wirklichen Protokolls. Wenigſtens geht mit Gewißheit hervor, daß der Zweck des Verfaſſers blos Unterhaltung war. Z. B. Arr. 4: Une dame se complainct de son amy, qui l'avoit baisée si rudement, en la tombant, qu'on avoit bien peu voir le bout de sa chemise. Der Geiſt völliger Gemeinheit wird z. B. veranſchaulicht durch Arr. 32: Une jeune femme se plainct d'un galant, lequel incessament se joue à sa nourrice, craignant, qu'il ne luy trouble le laict, requerant qu'il luy soit deffendu de ne parler à elle. Andere Fälle, welche angeführt werden, gehören nicht vor einen echten Minnehof, z. B. Arr. 31: Une jeune femme appelle de son mary pource qu'il n'a voulu qu'elle portast une robbe et un chaperon faict à la nouvelle façon. Wie hätte das Syſtem der Galanterie der echten Minnehöfe, welches ſich blos mit Minnern und Minnerinnen, und nicht mit Eheleuten als ſolchen befaßte, über einen ſolchen Fall entſcheiden ſollen. Doch war der Geiſt der ritterlichen Galanterie im 15. und 16. Jahrh. noch nicht ganz verſchwunden. Nicht nur von der nicht beſchwerlichen Courtoiſie, welche die Ritter der Blüthezeit der Galanterie ausübten, daß ſie nämlich die Farben der Damen, in deren Minnedienſt ſie traten, mit Erlaubniß derſelben trugen, finden ſich im 15. und 16. Jahrh. noch Beiſpiele, wie z. B. der Herzog von Nemours, welcher im J. 1512 die Herzogin von Ferrara beſuchte, von dieſem Beſuche die Farben dieſer Donna mitbrachte, ſowie auch viele Liebhaber ihre Angebeteten neue ſeidene Strümpfe, welche ſie zu eigenem Gebrauche ſich gekauft, durch acht- oder zehntägiges Tragen an den Beinen der darum demüthig gebetenen Schönen gleichſam einweihen ließen, ſondern auch von der Beſchwerde und betreffenden Galanterie im Betreff beſchwerlicher und gefahrvoller Gelübde, durch welche die Ritter die Größe und Beſtändigkeit ihrer Liebe darthun wollten, läßt ſich wenigſtens ein Beiſpiel für das 16. Jahrh. nachweiſen, nämlich das im Geiſte der alten Ritterzeit und der Ritterbücher gethane Gelübde des Herzogs von Nemours, welcher der Dame ſeines Herzens zur Ehre von dem Ellbogen bis an die Hand keinen Harniſch trug, in dem feſten Vertrauen, daß dieſer unbedeckte Theil des Körpers durch den Schutz ſeiner Göttin hinlänglich werde geſchirmt werden. Auch an ritterlichem Gehorſam, für die Damen Gefahren zu beſtehen, fehlte es noch nicht ganz, wie das Beiſpiel des Herrn de Lorges, welcher auf das Geheiß einer von ihm geliebten Dame am Hofe des Königs Franz ihren Handſchuh aus dem Löwenzwinger holte, aber mit dem ungalanten Ausgange des Abenteuers, daß er den Handſchuh der Spröden ins Antlitz warf, und ihren Dank nicht begehrte. Schiller'n kam jenes ſpäter zu ungalant vor, und erlaubte ſich daher ſpäter die dichteriſche Freiheit, und verbeſſerte: „und er warf ihr den Handſchuh ins Geſicht," in: „und der Ritter ſich tief verbeugend ſpricht." Auch noch im 16. und zu Anfange des 17. Jahrh. fanden nicht ſelten Duelle wegen Beleidigung der Ehre einer geliebten Dame ſtatt. Von den 4000 Edelleuten, die allein unter Regierung Heinrich's IV. fielen, waren wol die größere Hälfte Schlachtopfer der Leidenſchaften von Weibern geworden. Karl IX. hatte in ſeiner Jugend nach alter Ritterſitte den Damen große Ehrerbietung erwieſen. Aber doch begannen unter ſeiner Regierung die üblen Nachreden, die Pasquille und Spottgedichte auf die Damen häufiger zu werden, und vermehrten ſich unter Heinrich III. unglaublich, denn er und ſeine Günſtlinge ergötzten ſich ſehr daran, die Fehler und verliebten Vergehungen der Damen bekannt zu machen, und ihnen ſoviel als möglich ihren guten Namen zu rauben. Da Heinrich IV. Scherz und Spott ſehr liebte, und dieſe auch ſeinen Hofleuten nicht verbot, ſo geſchah es, daß man im 17. Jahrh. die Damen ebenſo wenig, als die Männer ſchonte, und man kaum mehr zu wiſſen ſchien, daß die Ehre und der gute Name der Damen noch vor einigen Menſchenaltern unerſetzlich geweſen war. Die Galanterie in den Tagen Heinrich's IV. hatte wieder faſt den Anſtrich der Galanterie zur Zeit Ovid's, denn ſie beſtand nur in der Kunſt, die Unſchuld der Jungfrauen und die Tugend der Frauen zu verführen, den Geiſt und das Herz von beiden zu verderben, und denen, welchen man Unſchuld und Tugend geraubt hatte, auch noch die Ehre und den guten Namen zu rauben. Auch die Zeitgenoſſen Ovid's rühmten ſich der erlangten Gunſtbezeigungen der römiſchen Damen. Aber der Lehrer der Kunſt zu lieben ſelbſt verwirft dieſes aus Klugheitsrückſichten. Ovid räth auch den Männern Einfachheit in Kleidung an, wiewol viele ſeiner Zeitgenoſſen dieſes nicht beobachteten. Auch hatten die Galanterie übenden Franzoſen unter Heinrich IV. von der Blüthe des galanten Ritterthums die prachtvolle Kleidung beibehalten, und ſuchten dieſe zu erhöhen, indem ſie ſich ſorgfältig putzten, oder mit gemeinem Ausdrucke ſchniegelten. Da die Verführer der Mädchen und Frauen die Ovidiſchen Künſte anwandten, dem ſchönen Geſchlecht allein ihre Kräfte und ihre Zeit ſchenkten, daſſelbe durch Schmeicheleien und luſtige Erzählungen unterhielten, auf jede Gelegenheit lauerten, demſelben kleine Dienſte zu erweiſen, welche den Damen ihre Kammerdiener oder Kammermädchen hätten erzeigen ſollen, ſo wurde Heinrich's IV. Regierung, unter welcher auf Unkoſten anderer glänzende Feſte zum Vergnügen der Damen gegeben wurden, wenigſtens ein halbes Jahrhundert nach ſeinem Tode noch, vornehmlich von den Damen

für das goldene Zeitalter der schönen Galanterie gehalten, denn unter Heinrich's IV. Sohn und Nachfolger Ludwig XIII., welcher weder die Gabe, dem schönen Geschlecht zu gefallen, noch den Willen besaß, demselben zu dienen, und es so zu unterhalten, wie von seinem Vater und dessen Höflingen geschehen war, wurde durch das Beispiel des Königs (Ludwig's XIII.) in kurzer Zeit der Ton des größten Theils des Hofes umgestimmt. An die Stelle der Galanterie unter Heinrich IV. trat sogar die Sitte, die Damen zu vernachlässigen und ihnen unhöflich zu begegnen. So sehr entfernte man sich von der Galanterie des Ritterthums, daß der große Condé, welcher vorher ein warmer Verehrer der schönen Galanterie gegen die Damen gewesen war, nicht etwa nach dem Geiste des Ritterthums erklärte, daß er seine glorreichen Siege über die Spanier zur Ehre einer oder der andern der französischen Damen erfochten habe, sondern sich nach diesen Siegen für einen Gegner der Galanterie erklärte. Ihm folgten die Scharen seiner Anhänger, welche petits maîtres (kleine Herren) genannt wurden, weil sie, stolz auf den Ruhm ihres Führers, die Wichtigen und Allmächtigen am Hofe spielen. Doch sollte petit maître (Stutzer) seine abgeleitete Bedeutung erhalten. Nachdem nämlich die schöne Galanterie fast ein halbes Jahrhundert hindurch von dem französischen Hofe verschwunden war, kehrte sie unter der Regierung des jungen und galanten Königs Ludwig XIV. zurück, und herrschte auch unter dessen Nachfolgern bis zur Revolution, der Vernichterin der Galanterie in guter Bedeutung, welche sich auf der ganzen Erde bei den Franzosen am meisten und besten ausgebildet hatte. Diese beständige Aufmerksamkeit auf die Wünsche und kleinen Bedürfnisse aller Frauenzimmer ohne Unterschied, das unaufhörliche Bestreben, sich durch eine interessante Unterhaltung, durch passende Schmeicheleien und Dienstleistungen gefällig zu machen, und durch eine gesuchte Sorgfalt für geschmackvolle Kleidung und Putz sich der Gesellschaft der Damen und des Beifalls derselben würdig zu erweisen, wurde, sowie die Politesse, überhaupt, von welcher diese Galanterie nur ein Zweig war, durch den von dem feurigen Patriotismus herbeigeführten berüchtigten Sansculotismus verdrängt, und an die Stelle der höfischen Galanterie trat eine schmutzige und selbst grausame Un-Galanterie. Auch unter der Kaiserzeit und der Restauration erreichte die Politesse, welche die französische Nation dem Hofe verdankte, nicht wieder die frühere Höhe, die sie vor der Revolution hatte, und die Galanterie ist fast nun nichts mehr als Verführungskunst. An den teutschen Höfen war die Galanterie des französischen Hofes nachgeahmt worden. Doch war der größte Fürst Teutschlands Friedrich II. in den ersten Jahren nach seiner Thronbesteigung weit prachtliebender und selbst galanter, als er nachher wurde. Als der Baron von Pöllnitz in den Jahren 1729 und 1730 die teutschen und andere europäische Höfe besuchte, fand er den bairischen Hof als den galantesten und politesten in ganz Teutschland. Nach dem bairischen waren im ersten Drittel des 18. Jahrh. der würtembergische und kurfürstl. sächsische Hof die prächtigsten und galantesten Höfe. In England befleißigten sich die Großen vornehmlich zur Zeit der Königin Elisabeth der Galanterie, um hierdurch Günstlinge dieser unverheiratheten Königin zu werden. Diesen Zweck erreichte der Graf von Esser, als er bei einem Spaziergange, wo die Königin an eine Stelle kam, über welche sie, ohne ihre Schuh zu beschmutzen, nicht hinweggehen konnte, seinen Mantel zu ihren Füßen ausbreitete, und durch diese Galanterie alle männlichen Umgebungen der Königin überstrahlte. König Karl II. von England, der eifrigste Nachahmer der französischen Sitten, kam in Beziehung auf Politesse Ludwig XIV. gleich, und war einer der galantesten Könige. Lord Cherbury, welcher in Frankreich, wo sich bis in die letzten Jahre Heinrich IV. die Meinung erhielt, daß jeder Soldat und jeder Edelmann, und noch mehr ein jedes Mitglied irgend eines Ritterordens verpflichtet sei, jedem Frauenzimmer auf den ersten Wink mit Hand und Degen gewärtig zu sein, eines Tages in Gesellschaft von mehren französischen Hofleuten mit der Enkelin des Connetable von Montmorency, einem Kinde von 10—11 Jahren, spazieren ging, wurde von ihr, der ein Cavalier eine Schleife vom Kopfe geraubt hatte, gebeten, daß er ihr die Schleife wieder verschaffen möchte, foderte den sich die Herausgabe verweigernden Räuber zum Zweikampfe heraus, und schließt seine Erzählung [43]): Ich handelte auf die erwähnte Art, weil ich vermöge des Eides, den ich als Ritter Bath-Ordens geschworen hatte, mich verbunden glaubte, der jungen Dame beizustehen, und die Beleidigung zu rächen, welche ihr widerfahren war. Die Anglo-Amerikaner rühmen sich der Galanterie gegen die Damen. Doch gilt dieses nur verhältnißmäßig in Beziehung auf die Rohheit, in welche Amerika durch seine anarchischen Zustände versunken ist. Auch trägt zu jener Rücksicht für das schöne Geschlecht der Mangel an demselben bei. Unter den südamerikanischen Abkömmlingen der Spanier, namentlich bei den Chilesen, finden sich ebenso viel oder vielleicht noch mehr Reste von Galanterie als bei Anglo-Amerikanern.

(*Ferdinand Wachter.*)

GALANTHUS. Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der sechsten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Amaryllideen hat Linné so benannt, indem er das Wort Milchblume in das Griechische übersetzte (es müßte aber richtiger heißen Galactanthus). Char. Die Blumendecke doppelt: die äußere besteht aus drei lanzettförmigen, offenstehenden Blättchen, die innere aus drei kürzeren, aufrechten, ausgerandeten Blättchen; die Staubfäden auf dem Fruchtknoten stehend, sehr kurz, mit borstig zugespitzten Antheren; der Griffel fadenförmig, zugespitzt; die Kapsel dreiklappig, dreifächerig, vielsamig, die Scheidewände längs der Mitte der Klappen, die Samen elliptisch. Es sind zwei Arten bekannt: 1) G. nivalis *L.* (Schkuhr, Handb. t. 89, Engl. bot. t. 19, Fl. dan. t. 1641, Erangelia *Renealm*, Specim. ic. p. 96, Schneeglöckchen, englisch snow-drop, französisch perce-neige, violette de Février, italienisch bu-

43) s. das Nähere bei Abel, Historisches Gemälde der Lage und des Zustandes des weiblichen Geschlechts unter allen Völkern der Erde S. 163—165.

caneve, von den Alten mit unter ihrem Leucoion begriffen), ein Zwiebelgewächs mit linienförmigen, stumpfen, glatten Blättern, einblüthigem, aufrechtem Blüthenschafte und überhangender Blume. Kommt in Grasgärten und an Hecken beinahe durch ganz Europa, auch in Kleinasien und am Kaukasus vor und zeigt seine weißen, innen grüngefleckten und gestreiften Blüthen bereits im Februar und März. Die weißlichen, schleimigen, scharfen Zwiebeln waren sonst als Brechen und Schweiß erregend, die Blumen als Arzneimittel im Gebrauche. 2) G. plicatus *Marschall v. Bieberstein* (Fl. taur. cauc. III. p. 255), mit ablangen, an beiden Seiten am Rande gefalteten Blättern, in der Krim, am Kaukasus und in Mittelasien.

(*A. Sprengel.*)

GALAPAGOS (Galopagos, Gallapagos, Gallopagos, bei de l'Isle Galopes), Inselgruppe im stillen Meere, welche im 16. Jahrh. von den Spaniern aufgefunden ward. Sie fanden, indem sie den hier so häufigen Schildkröten nachgingen, Trinkwasser, und nannten die Gruppe Schildkröteninseln, ohne sich dauernd auf derselben niederzulassen. Hernach sind diese Inseln meistens von Freibeutern, Walfischfängern und Handelsfahrzeugen auf kürzere Zeit besucht. Wir nennen nur Will. Dampier, Eduard Davis, Rogers und Cowley, der 1683—1686 mit Bukaniern eine an Abenteuern reiche Weltreise machte. Von ihm stammt zum großen Theil die Nomenclatur der Inseln. „Die erste Insel, die wir entdeckten," erzählt Cowley, „war unter 1° 30′ südl. Br., der Wind hinderte uns, anzulanden. Sie ist hoch und ich nannte sie die Insel des Königs Karl, King Charles. Dieser gegen Norden sahen wir drei andere; ich nannte sie Croßman, Brattles, und die dritte die Insel des Ritters Anton Dean. Wir sahen noch unterschiedene andere gegen Westen; ich nannte sie Eures, Dassigni, Bindlos. Wir warfen hierauf in einem sehr guten Hafen Anker, welcher an dem nördlichsten Ende einer schönen Insel unter der Linie ist; ich gab dieser Insel den Namen des Herzogs von York und den Namen des Herzogs von Norfolk einer andern, welche rund und schön war und ihr gegen Osten lag, und den Namen des Herzogs von Albemarle, die sehr angenehm war und der erstern gegen Westen lag. Vor dem Hafen der Insel York lag eine Insel, welcher ich den Namen des Ritters Jan Narborough gab. Zwischen den Inseln York und Albemarle ist eine dritte, welche ich die bezauberte Insel von Cowley nannte, weil sie, nachdem ich sie unter den verschiedenen Punkten des Compasses betrachtet, allezeit neue Aspecten zeigte, und unter einem Punkte als ein zerstörtes Festungswerk, unter einem andern als eine große Stadt u. s. w. erschien. Ich nannte den Hafen der Insel York die Bai von Albanien und einen andern Ort die Rhede von York. Man trifft daselbst vortrefflich frisches Wasser, Holz und Erzadern an." Nun bemerkt zwar Martinière in seinem Lexikon nicht mit Unrecht, daß die Spanier, die Besitzer der Inseln, von diesen Namen Cowley's keine Notiz nähmen, und z. B. die Insel King Charles Mascarin, die Insel York St. Barnabas u. s. w. benannten; allein wir werden noch weiter unten sehen, daß trotz dem die Cowley'sche Namengebung wenigstens bei den meisten Inseln den Sieg davon getragen hat [1]).

Die Galapagosinseln, welche jetzt zur Republik Ecuador (Departement Guayaquil) gerechnet werden, liegen etwa 110 geographische Meilen nordwestlich vom Cap Blanco, 230 Meilen südlich vom Busen von Tehuantepec, grade unter dem Äquator, 286—289° L., 3° südl. Br. — 2° nördl. Br. Die Zahl wird gar verschieden angegeben; die Einen zählen 15—20, Andere sogar 200, was jedenfalls übertrieben erscheint. Sonach hebt sich die Differenz durch den Umstand, daß einige Beschreiber die einigermaßen umfangreicheren Eilande zählen, andere alle Felseninselchen und Klippen. Die jedenfalls sehr unsichern Angaben über den Flächeninhalt schwanken von 118—292 □Meilen (Roon 210 □Meilen).

Die Galapagos, bemerkt Berghaus, sind, wie Hawaii, die Marianen, Freundschafts-, Gesellschafts- und Mendanainseln, vulkanisch. Wild und großartig ist die Scene, wenn man diese Inseln umschifft. Ungeheure Krater, die unmittelbar aus der See emporstarren, erstaunliche Massen schwarzer Lava und eine Menge von Fumarolen, die nach allen Seiten zerstreut liegen, geben einen Begriff von einem immensen cyklopischen Schmelzofen. An vielen Stellen sind die aus Lava bestehenden Küstenfelsen sehr hoch, während das Meer dicht bei ihnen unergründlich ist. Der Anblick eines Landes von diesem Umfange, das von Lava überfluthet ist, und der Gedanke an die möglichen Wirkungen von sieben schlafenden Vulkanen macht einen tiefen Eindruck.

Das Klima des Archipels ist im Verhältniß der Lage ein gemäßigtes zu nennen, wozu besonders die regelmäßig wehenden Seewinde beitragen. Die Monate November, December, Januar bilden die Zeit der großen Regen und Gewitter. Der Wasservorrath ist auf den verschiedenen Inseln sehr verschieden, auf einzelnen reichlich. Ebenso wechselt der Boden; auf einzelnen Eilanden ist derselbe nackt, rauh und steinig, auf andern findet sich fetter, schwarzer Humus. Dampier schildert den Baumwuchs auf einzelnen Inseln üppig, erwähnt ganze Wälder von Mammis [2]) und eine Stachelpflanze Dildo, wol eine Cactusart. Von vierfüßigen Thieren finden sich nur Mäuse und Ratten und seit Kurzem Schweine und Ziegen, die erst durch Seefahrer hingekommen sind. Dagegen ist die Classe der Vögel reich und mit einzelnen Arten vertreten, die sonst nicht vorkommen. Die oben erwähnten Seefahrer führen besonders Turteltauben und Flamingos an, die bei ihren ersten Besuchen so zahm waren, daß man sie mit Händen greifen und mit Stöcken todtschlagen konnte. Ungeheuer ist der Reichthum an Lurchen, überaus fetten und großen Leguans, Schlangen, Land- und Wasserschildkröten. Die Schildkröten sind überaus dick und fett; Testudo elephantopus erreicht oft ein Gewicht von mehr als 200 Pfund. Der Fischfang und die Jagd auf Phoken ist ergiebig.

1) Eine Homann'sche Karte von 1746 nennt als einzelne Inseln Mascarin, Tabac und die Insel au Diable. 2) Vielleicht Mammea Americana *Linn.* aus der Familie der Guttiferen.

Die neuern Geographen erwähnen aus der Gruppe besonders folgende von jenen Inseln:

Albemarle ist die größte, 75 engl. Meilen lang. In ihrer westlichen Bucht liegt Narborough. Charles oder Floriana, 20 engl. Meilen lang und 15 breit, hat am Nordende die Esserbai mit gutem Landungsplatz. Seit 1832 hat hier ein Amerikaner Vilamil eine Colonie gegründet, die erste bleibende Einwohnerschaft der Inseln, hernach besonders durch politische Verbrecher aus Quito vergrößert. Die Colonie zählt etwa 400 Menschen, die Kartoffeln und Bananen bauen und sich von wilden Schweinen, Ziegen und Schildkröten nähren. Die höchste Bergspitze der Insel 1800′; — ferner die Insel Hood, Lord Chatam, James (auf ihren Höhen von 2000′ schöne Vegetation, in einem erloschenen Krater ein Salzsee), Barrington, Infatigabile, Towers, Lindloes, Abington, Isabella, los Hermianos, Norfolk u. s. w.

Nicht mit dieser bedeutenderen Gruppe ist eine andere, gleichnamige zu verwechseln, welche, im Osten von Florida gelegen, die Bahamagruppe im Nordwesten beginnt. (*Daniel.*)

Galardia *Lam.*, s. Gaillardia.

GALARR (nordische Mythologie), ohne Zeichen des Nominativ Galar, wol von (at) gala (ek gel, gól), singen, krähen, speciell Zauberlieder singen [1]), also ein Sänger von Zauberliedern, ein Zwerg, spielt in der Sage von dem Dichtermethe eine Rolle, welche in dem von seinem Bruder *Fialarr* handelnden Artikel S. 440 angegeben ist, wie sie sich in der Bragaraedhur Cap. 57 [2]) findet. In den Denkversen in den Skaldskaparmál Cap. 75 [3]) ist, sowie auch Fialarr, Galarr unter den Jötnaheiti (Benennungen der Riesen) aufgeführt, denn Zwerge und Riesen waren ganz nahe verwandte zaubermächtige Wesen, welche im Gegensatze zu der Götter- und der Menschenwelt eine Welt für sich bildeten. Der Name Galarr, Zauberliedersänger, paßt daher sehr gut auch auf einen Jötunn (Riesen). (*Ferdinand Wachter.*)

Galasia *Lessing.*, s. Scorzonera.

GALATEA, eine jener wunderbaren Meeresnymphen, Töchter des Nereus, und daher Nereiden genannt, deren Leben und Weben durch Mythos und Dichtung in die althellenische Götter- und Menschenwelt vielfach verflochten worden sind (s. Nereiden, Nereus). Galateia hat zwar keineswegs eine solche Celebrität erlangt, als die Thetis, deren Thun und Leiden Epiker, Lyriker, Dramatiker in den Teppich ihrer Dichtung verwebt und die bildenden Künstler des Alterthums in zahllosen Darstellungen, namentlich Reliefs und Gemälden, veranschaulicht haben; allein sie trat doch als ein sehr beliebtes Thema in das Bereich der bukolischen Poesie ein, und ist auch von der bildenden Kunst nicht übergangen worden. Der noch jugendliche Polyphemos, Sprößling des Poseidon und der Nymphe Thoosa (Eurip. Kykl. V. 21), ein gewaltiger Hirt auf der südwestlichen Küste von Trinakria (s. Völcker, Homer. Geogr. S. 111), zu dem Cyklopenstamme gehörig, hatte einst die Galateia in Begleitung seiner eigenen Mutter auf das Gebirge geführt, um daselbst Hyacinthen zu pflücken, und war bei dieser Veranlassung in Liebe zur schönen Nereide entbrannt (*Theocrit.* Idyll. 25 sq., er war nach seinem eigenen Geständniß noch ein *ἄρτι γενειάσδων περὶ τὸ στόμα, τὼς κρόταφως τε*, v. 9 ibid.). In der bukolischen Dichtung nimmt diese aber auf seine Wünsche wenig Rücksicht, und er sitzt daher Tage lang auf einem Felsen am Ufer des Meeres und besingt die Leiden seiner unglücklichen Liebe. Er verspricht der Galateia ein glückliches Loos, wenn sie zu ihm kommen und das Landleben der Meerestiefe vorziehen wolle (*Theocrit.* XI. v. 45—50). Er preist das Reizende seiner Grotte, welche von Lorbeerbäumen, Cypressen, schwarzem Epheu und von Weinreben umschattet werde (v. 45 seq.). Dann beklagt er es, daß ihn seine Mutter ohne Floßfedern geboren habe: denn mit solchen ausgestattet, würde er sich leicht in die Meerestiefe zur Geliebten begeben und ihre Rechte küssen können, falls sie den Mund nicht gestätte (v. 35 seq. ibid.); auch schmerzt es ihn, daß seine Mutter nie etwas Liebes von ihm zur Geliebten gesagt habe, obgleich sie täglich seine Leiden sehe, und deshalb drohet er ihr ebenfalls Schmerz zu bereiten (v. 67—71). Außerdem war seiner Liebe zur Galateia noch ein anderes Unglück entgegengetreten. Nämlich Akis, Sohn des Faunus, ebenfalls ein Hirt in dieser Gegend, liebte die Galateia nicht weniger als Polyphemos und mit größerem Glücke; denn er fand Gegenliebe. Deshalb zerschmetterte ihn jener mit einem Felsstück, und Akis wurde in einen Fluß verwandelt (*Ovid.* Metam. XIII, 750—897. *Servius* ad *Virgil.* Ecl. IX, 39, dazu *Voss.*). — Jedenfalls war eine alte Sage von der Liebe des Polyphemos zur Galateia in dem reichhaltigen Hirtenleben Siciliens (denn noch zur Zeit des Cicero hatte Sicilien pastores in großer Masse, *Cic.* Orat. Verrinis) zu einer beliebten Volkssage geworden, welche im Munde der Schäfer und Schäferinnen fortlebte. Dem Philoxenos war diese Sage Gegenstand zu einem Dithyrambos geworden (*Duris*, Fragm. 42 bei dem Schol. zu *Theocrit.* VI, 7). Auch von Kallimachos ist ein Gedicht unter dem Titel: *Γαλάτεια*, bei *Athenaeus* VII. p. 284 C. (Fragm. 37) aufgeführt worden. Es ist möglich, daß auch Bion die Galateia in einem besondern Gesange besungen hatte. Wenigstens ist es gestattet, eine solche Folgerung aus den Worten des Moschos in dem Klageliede auf Bion zu wagen (*Mosch.* III, 58 seq.: *Κλαίει καὶ Γαλάτεια τὸ σὸν μέλος, ἄν ποκ' ἔτερπες, ἐσδομέναν παρὰ σεῖο παρ' αἰόνεσσι θαλάσσας· οὐ γὰρ ἴσον Κύκλωπι μελίσδεο· τὸν μὲν ἔφευγεν ἁ καλὰ Γαλάτεια, σὲ δ' ἄδιον ἔβλεπεν ἄλμας*). Wenigstens wird er dies idyllische Thema nicht ganz übergangen haben, sollte es auch nur hier und da in seine Schäfergesänge eingewebt worden sein. Die fünf Verse bei *Virgil.* Buc. IX, 39 seq., in welchen die Galateia angeredet wird, können ebenso wol aus einer verlorenen Idylle Bion's, als aus der uns erhaltenen Theokrit's (XI.) entlehnt worden sein. Lukianos hat (Dial. deor. marinor. c. 1—4) dieser Sage eine humoristische

1) s. den Art. Galldrar. 2) In der Snorra-Edda, Ausgabe von Rask, S. 83. 84. 3) Ebendaselbst S. 209.

Wendung gegeben. Bei ihm rühmt sich die Galateia gegen ihre Schwestern, daß sie vom Polyphemos allen übrigen vorgezogen worden sei. Diese meinen aber, Polyphemos habe sie blos ihrer weißen Farbe wegen vorgezogen, weil er diese allein schön finde, und zwar deshalb, weil er an den Anblick von Milch und Käse gewöhnt sei. Bei Theokrit (XI, 19 seq.) heißt es:

Ὦ λευκὰ Γαλάτεια, τί τὸν ἁλίφρονι ἀποβάλλῃ;
Λευκοτέρα πακτᾶς ποτιδεῖν, ἁπαλωτέρα δ' ἀρνός.

Dies gibt uns zugleich einen Aufschluß über das Wesen und den Charakter der Galateia. Sie erscheint hier also als die Nereide von weißer Farbe, und mahnt somit an den Begriff der Leukothea, der rettenden Meeresnymphe, welche Schiffbrüchige vor dem Untergange bewahrt (Odyss. V, 334—350). Auch läßt sich Galateia an den Begriff der *Γαλήνη* anreihen, welche ebenfalls personificirt worden ist, und sich in Bildwerken im Gefolge des Poseidon und der Amphitrite, oder auch der *Θάλασσα* findet, wie auf der Basis im Tempel des isthmischen Zeus, welche Basis einem mit Rossen bespannten ehernen Wagen als Untersatz diente (vergl. *Pausan.* II, 1, 7. 8. c. 2. §. 1. 2 und J. H. Krause, Pythien, Nemeen und Isthmien S. 168). Alle drei Göttinnen können somit als Vorsteherinnen der Meeresstille, des ruhigen Meeresspiegels nach heftigen Stürmen betrachtet werden. Unter ihnen ist Leukothea, aus dem Leben der Sterblichen hervorgegangen (Ino), die Einzige, welche Verunglückten auf dem Meere im Augenblicke der Gefahr erscheint und ihnen die rettende Binde (*κρήδεμνον*, Od. V, 346. 351. 373) reicht. Der Name der Galateia ist jedenfalls von *γάλα* herzuleiten (lactea, candida), oder er stammt von derselben Wurzel, aus welcher *Γαλήνη* hervorgegangen ist. Vergl. *Schöman*, De Oceanid. et Nereid. catal. Hesiod. p. 20. *Fr. Jacobs* ad *Philostr.* junior. imagg. p. 507. O. Jahn, Arch. Beiträge S. 411. Nach dem Berichte des Duris (Fr. 42 bei d. Schol. zu *Theocr.* VI, 7) hatte Polyphemos der Galateia ein Heiligthum am Ätna errichtet *διὰ τὴν εὐβοσίαν τῶν θρεμμάτων καὶ τοῦ γάλακτος πολυπλήθειαν*. Man darf daraus folgern, daß Galateia in der dortigen Hirtenwelt zugleich als eine Segen spendende Gottheit verehrt wurde. Bei Homer (Il. XVIII, 45) wird Galateia *ἀγακλειτή* genannt. Vergl. Lennep zu *Hesiod.* Theog. p. 233. *Hesiod.* Theog. 250. *Apollodor.* Bibl. I, 2, 7 nennen die Galateia unter den übrigen Töchtern des Nereus und der Doris, Tochter des Okeanos. Wir gehen nun zu den bildlichen Darstellungen der Galateia über, welche gewöhnlich mit denen des Polyphemos verbunden sind.

Zunächst ist Philostratos zu erwähnen, welcher ein den Polyphemos und die Galateia vorstellendes Gemälde beschreibt (II, 18). Wir treten hier denen bei, welche behaupten, daß Philostratos bei seinen Beschreibungen von wirklichen Gemälden ausgegangen sei, wenn er denselben auch Zusätze von sophistischer Spitzfindigkeit und mancherlei Staffagen beigemischt hat. Dieses Gemälde stimmte offenbar in vielen Stücken mit der erwähnten Idylle Theokrit's überein. Polyphemos sitzt unter einem Baume und singt sein Lied an die Galateia. An seiner Seite hängt die Syrinx. Er sieht wild und unhold aus, sein Haar ist struppig, eine mächtige zusammenhängende Braue zieht sich schattig über seinem einzigen Auge hin (*Theocrit.* l. c. v. 31: *οὐνεκά μοι λασία μὲν ὀφρῦς ἐπὶ παντὶ μετώπῳ ἐξ ὠτὸς τέταται ποτὶ θάτερον ὡς μία μακρά·*), die breite Nase erhebt sich über den Lippen (*Theocrit.* v. 33: *πλατεῖα δὲ ῥὶς ἐπὶ χείλει*). Sein Körper, von dichtem Haar bedeckt, ist zottig (*Theocrit.* v. 50: *αἰ δέ τοι αὐτὸς ἐγὼν δοκέω λασιώτερος ἦμεν — — — καιόμενος ὑπὸ τεῦς καὶ τὰν ψυχὰν ἀνεχόμαν κ. τ. λ.*). — Galateia ergötzt sich auf ruhigem Meeresspiegel, gezogen von vier Delphinen, welche von Tritoniden am Zügel geleitet werden (*παρθένοι Τρίτωνος* genannt). Sie hält ein vom Winde geschwelltes purpurfarbenes Tuch über sich hin, was, gegen die Strahlen der Sonne schützend, zugleich als Segel dient und sie selbst mit einem röthlichen Schimmer übergießt, eine beliebte malerische Ausstattung. Der rechte Arm ist erhoben und die Hand desselben ruht auf der Schulter. Die nackten Arme, Busen und Hüften zeigen die reizenden, vollen Formen eines jugendlichen Leibes. Der eine Fuß ist noch unter dem Wasserspiegel und scheint gleichsam als Steuerruder zu dienen. Dem Haupthaar sieht man die Feuchtigkeit an. Die Göttin schweift mit ihrem Blick über das Meer hinaus. So die Darstellung des Philostratos.

Von den uns erhaltenen Bildwerken erwähnen wir zunächst ein Gemmenbild, auf einer braunen, antiken Paste. Hier erscheint Polyphemos in grotesker Misgestalt, von ungeheurer Dicke, mit einem großen Auge auf der Stirn und einem Thierfell um die Schultern. Er singt stehend zur Lyra. Auf einem Karneol dagegen wird die Nereide Galateia von einem Delphin getragen, während der auf einem Felsen sitzende Polyphemos die Lyra spielt (s. E. H. Tölken, Verzeichniß der ant. preuß. Gemmensammlung III. S. 109. Nr. 192. III. S. 302. Nr. 385). Wichtiger und interessanter sind die uns erhaltenen Gemälde. Ein pompejanisches Wandgemälde zeigt den Polyphemos am Strande des Meeres, unter einem Felsen stehend, in riesenhafter Gestalt, ein den ausgestreckten linken Arm bedeckendes Thierfell um den Hals gebunden, in der Rechten eine lange Keule, vor ihm eine weidende Heerde von Schafen und Ziegen. Hier ist er mit zwei Augen vorgestellt worden. Vom Meere her erscheint Galateia auf einem Delphin, auf welchen sie sich mit der Linken stützt, während ihre Rechte einen blattförmigen Fächer über ihr Haupt emporhält und sie selbst dem Beschauer den Rücken zuwendet. Über ihrem Haupte schwebt Eros mit einem Sonnenschirm, vor ihr her schwimmt ein die Muscheltrompete blasender Triton (Zahn II, 30. Bullet. d. inst. arch. 1835. p. 40. 68. In den zwei letztern Stellen werden ähnliche Gemälde erwähnt. Vergl. O. Jahn, Arch. Beiträge S. 415 fg.). Eine modern-komische Scene gewährt ein Herkulanisches Gemälde. Polyphemos, dreiäugig und mit einem Thierfelle bedeckt, hat die Leier in der Hand, die Keule neben sich und sitzt auf einem Felsen am Ufer des Meeres. Er streckt dem Eros die Rechte entgegen, welcher sich auf einem Delphin nähert und ihm ein Brieftäfelchen entgegenhält (Pittur. di Ercol. I, 10.

Mus. Borbonic. I, 2. *Millin*, Galer. Myth. 162. 163. Vergl. H. W. Schulz in den Annal. d. instit. arch. X. p. 186 und O. Jahn, Arch. Beiträge S. 416 fg.). Hiermit hat man eine Angabe des Schol. zu *Theocrit.* XI, 1 zu verbinden: *Φιλόξενος ποιεῖ τὸν Κύκλωπα — ἐντελλόμενον τοῖς Δελφίσι ὅπως ἀπαγγείλωσι αὐτῇ, ὅπως ταῖς Μούσαις τὸν ἔρωτα ἀκεῖται.* Der Maler hatte jedenfalls die Darstellung des Philoxenos zu veranschaulichen gesucht. Ein Relief (d. Mon. Matt. III, 10, 2) zeigt den Polyphemos am Ufer sitzend und Galateia auf einem Seekentauren vorüberziehend (vergl. ebendas. ein fälschlich auf Polyphemos und Galateia bezogenes Relief III, 11, 1 und O. Jahn, Archäol. Beiträge S. 417). Es wäre zu bewundern, wenn diese beliebte sicilische Volkssage nicht auch in Gemälden irdener Gefäße, namentlich aus Töpferfabriken Siciliens und Großgriechenlands, angebracht worden wäre. Gewiß war dies oft der Fall. Und trügt mich die Erinnerung nicht, so ist mir eine solche Vorstellung auf einem antiken Gefäße der ausgezeichneten und überaus reichhaltigen Vasensammlung zu München vorgekommen. Die zahlreichen Reliefgebilde, welche den Hochzeitzug des Poseidon und der Amphitrite vorführen (so in der Glyptothek zu München V, Salle Bacchique No. 116), haben in ihrer Begleitung auch eine Anzahl Nereiden auf Delphinen oder andern Meerbewohnern. Allein in solchen Fällen mochte es dem Künstler kaum möglich werden, die eine Tochter der Doris vor der andern so auszuzeichnen, daß sie dem Beschauer sogleich kenntlich geworden wäre. Dem Bildner mochte schon die Mannichfaltigkeit genügen, welche er dadurch in sein Bildwerk bringen konnte, daß die Nereiden von verschiedenen Meerthieren getragen und von verschiedenen Wassergottheiten (Tritonen, Tritoniden u. s. w.), oder auch von Eroten geleitet wurden.

(*J. H. Krause.*)

Galatea *Cassin.*, s. Aster.

Galatella *Cassin.*, s. Aster.

GALATEO (Antonio), mit seinem Geschlechtsnamen Ferrari oder de Ferrariis, nannte sich Galateo nach seinem in dem Gebiete von Otranto gelegenen Geburtsorte Galatina, wo er 1444 das Licht der Welt erblickte. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters ward er von seinem Großvater nach Nardo geschickt, wo er sich hauptsächlich mit Philosophie und Rhetorik beschäftigte. Gründliche Kenntnisse erwarb er sich aber auch im Lateinischen und Griechischen. Zu seinem künftigen Lebensberuf wählte er die Arzneikunde. Er studirte diese Wissenschaft auf der Universität zu Ferrara. Dort erlangte er, nach der Rückkehr von einer Reise durch Italien, den Grad eines Doctors der Philosophie und der Medicin. Er ließ sich hierauf als praktischer Arzt in Neapel nieder. Mehre glückliche Curen begründeten seinen Ruf. Durch seine Freunde Jacob Sannagar und Johann Pontanus empfohlen, ward er zum königlichen Leibarzt ernannt. Familienangelegenheiten und das seiner Gesundheit nachtheilige Klima Neapels bewogen ihn, in sein Vaterland zurückzukehren. Er verheirathete sich bald nachher mit Marie Lubella, die aus einem der ältesten Geschlechter stammte, und ward Vater einer zahlreichen Familie. Entfernt vom geräuschvollen Leben und den Cabalen des Hofes, die ihn aus der Gunst des Königs zu verdrängen gesucht hatten, fühlte er sich in seinen neuen Verhältnissen sehr glücklich. Aus Gallipolis, wo er als praktischer Arzt lebte, rief ihn ein Befehl des Königs Ferdinand von Aragonien nach Lecce. Seinen Sohn, den Herzog Alfons von Calabrien, sollte Galateo dort erwarten und ihn nach der von den Türken eroberten Stadt Otranto begleiten. Den Rest seiner Tage brachte Galateo in Gallipolis zu. Von seiner einfachen und geregelten Lebensweise, in der er sich neben seiner ärztlichen Praxis unter manchen literarischen Beschäftigungen sehr glücklich fühlte, hat er selbst in seiner, dem Tractat: De situ Japygiae (Basileae 1558.)[1]), beigefügten Descriptio urbis Callipolis eine interessante, bis ins kleinste Detail gehende, Schilderung entworfen[2]).

Galateo starb zu Lecce am 12. Nov. 1517 im 73. Lebensjahre. Außer den genannten Schriften zeigte er seine physikalischen Kenntnisse in dem Werke: De situ elementorum, de situ terrarum, de mari et aquis et fluviorum origine. (Basil. 1558.) Von dem Landgute des berühmten Laurentius Valla, wo er eine Zeit lang wohnte, entwarf Galateo eine anziehende Schilderung in seiner 1558 gedruckten Schrift: De villa Laurentii Vallae. Unter dem Titel: De bello Hydruntino, beschrieb er den türkischen Feldzug vom Jahre 1480, dem er selbst beigewohnt hatte. Dies Werk, wofür er von dem Könige von Neapel ein Landgut bei Cazale di Tribuzzi, unweit Lecce, zum Geschenk erhalten hatte, blieb ungedruckt, ward aber ins Italienische übersetzt unter dem Titel: Successi dell' armata Turchesca nella Citta d'Otranto dell' anno 1480, progressi dell' esercito et armata condottavi da *Alfonso*, Duca di Calabria, scritti in lingua latina de *Antonio de Ferrariis*, detto il *Gala-*

1) Eine neue, mit Randglossen vermehrte, Ausgabe dieses Werkes besorgte Antonio Scorrano. (Neapel 1624. 4.) 2) Darin heißt es unter Anderem: Hic vivimus sine invidia, sine superbia, sine convitiis, sine injuria, sine rerum omnium luxuria. Nam neque effuse affluunt opes, neque urget dira egestas. Hic sine timore et concorditer tanquam in tutissima arce vivitur. Urbs nunc munitissima est et natura et regum impensa et oppidanorum finitimorumque populorum labore. Libera est et immunis ab omnibus vectigalibus. Hic salubri fruimur coelo et laeto colliculorum prospectu, mare habemus undique, undique coelum, penitus a caeteris divisi et commerciis et moribus. Hic ego et cibo et somno parcius utor, valeo athletice. Tertia aut quarta noctis hora eo dormitum, nona aut decima surgo, lego aliquid aut scribo. Quid faciam? Dormire amplius nequeo in lectulo publico et caelibe, et pleno curarum. Reviso annotationes meas, hoc est, antiquos labores meos, qui mihi sunt maximae voluptati, nedum solatio. Non enim ex hac re mihi famam aut commoda quaero, sed cogito quae mihi proximo die agenda sunt. Ante orientem solem, si dies festus est aut profestus, rei divinae vaco, sin ne festus, domi maneo, Deos oro. Ad primam lucem circumeo, aegros visito, deinde prandio sobrie. Post prandium lego aliquid facile, non quod mentem agitet, sed quod levet atque delectet. Eo tempore veniunt ad me aliqui, qui de salute sua consulant, hos ego audio. Vicesima hora aegros reviso, ascendo, descendo, discurro, sudo, quamvis bruma sit prope. Tandem fessus et defatigatus ad primas faces domum redeo, ubi aliqui non ignavi ingenii viri me exspectant, qui me audiant de philosophia, de moribus, de mathematica exoterice, non acroamatice disserentem.

teo, e tradotti in lingua vulgare per l'Abbate *Giov. Mich. Marziano* d'Otranto. (In Cupertino 1583. 4.) [3]) In dem erſten Bande der Vite de Letterati Salentini da *Dominico de Angelis* befindet ſich von Galateo ein Aufſatz unter dem Titel: De laudibus Venetiarum [4]).

(*Heinrich Döring.*)

Galathea *Herbert*, ſ. Amaryllis.

Galathea *Salisb.*, ſ. Marica.

GALATHEADAE. Die von Fabricius aufgeſtellte Gattung Galathea aus der Abtheilung der langſchwänzigen Dekapoden der Claſſe der Cruſtaceen iſt von Leach in vier Gattungen, nämlich Galathea, Munida, Grimothea und Aeglea, zerlegt worden. Von dieſen hat ſchon Desmareſt die Munida in ihrer Unhaltbarkeit nachgewieſen und wieder mit Galathea vereinigt. Die Aeglea iſt von Milne Edwards in die Familie der Porcellaniden geſtellt worden. Es bleiben daher noch Galathea und Grimothea als Repräſentanten der kleinen Familie der Galatheadae übrig, die wir nach Milne Edwards (Histoire naturelle des Crustacés II. [Paris 1837.]) näher charakteriſiren wollen. Ihr Cephalothorax iſt deprimirt und ziemlich breit, aber nicht ſo breit als lang. Vorn zieht ſich das Schild in einen Stachel aus, der die Baſis der Augenſtiele bedeckt und auf der Oberfläche mit mehren Furchen gezeichnet iſt. Die tiefſte dieſer Furchen begrenzt die Magengegend. Die Fühlerpaare ſind in derſelben Linie eingelenkt: die innern mit zwei ſehr kurzen vielgliederigen Fäden endend, unter den Augenſtielen, die äußern haben keine Baſalblätter, einen cylindriſchen Stiel mit langer dünner Geißel. Die Form der Kaufüße variirt. Das Bruſtſtück erweitert ſich nach Hinten. Die vordern Füße ſind groß und enden ſcherenförmig, die drei folgenden Fußpaare ſind ziemlich kräftig gebauet und enden einfach; das fünfte Paar iſt ſehr klein und zur Bewegung untauglich. Der Abdomen hat dieſelbe Breite, aber eine beträchtlichere Länge als der Thorax, iſt gewölbt und jederſeits mit einer Reihe von vier bis fünf ſtarken Zähnen beſetzt, welche die obern Bogen der Abdominalringe bilden. Er endet wie bei allen Macruren mit einer fächerförmigen Endfloſſe. Die Gattungen ſind Meeresbewohner.

1) Galathea *Fabr.*

Querfurchen mit feinen Haaren beſetzt bedecken die ganze Oberfläche des Cephalothorax, auf der man die Leber- und Kiemengegend deutlich geſchieden ſieht. Beide nehmen mit den Magenregion faſt die halbe Fläche des Cephalothorax ein. Die Augen ſind ganz nach Unten gerichtet. Über den äußern Fühlern liegt jederſeits ein Stachel, zwei andere am vordern Theile der Magengegend. Das Baſilarglied der innern Fühler hat eine cylinderiſche Geſtalt, und trägt am vordern Ende Stacheln. Die beiden folgenden Glieder ſind faſt von derſelben Länge, aber dünner. Der Stiel der äußern Fühler iſt dreigliederig, das letzte Glied das kürzeſte. Die hierher gehörigen Arten ordnen ſich in folgender Weiſe:

1) Der innere Rand des zweiten Gliedes der äußern Kaufüße mit einer Reihe von Zähnen beſetzt.

a) Das dritte Glied der äußern Kaufüße kürzer als das zweite.

1) G. strigosa *Fabr.* (G. spinigera *Leach*, Malac. Pod. Brit. tab. 28 B. — Cancer strigosus *Linn.* — *Cuvier*, Règne anim. 3. édit. Crustac. tab. 47. fig. 1.) Der dreiſeitige Stirnſtachel des Cephalothorax mit ſieben ſtarken Zähnen bewaffnet; die Seitenränder des Schildes mit ebenſolchen Zähnen beſetzt; am vordern Ende des erſten Gliedes der äußern Antennen drei lange Stacheln; ein kleinerer auf dem zweiten Gliede; äußere Kaufüße kurz; Vorderfüße lang, deprimirt und ſehr ſtachelig; die beiden folgenden Fußpaare von derſelben Länge; Abdomen quergefurcht, ohne Stachel, der ſiebente Ring verſchmälert; fünf Zoll lang; im Mittelmeer und atlantiſchen Oceane.

2) G. rugosa *Fabr.* (G. longipeda *Lamk.* — G. Bamffia *Leach.* — Munida rugosa *Leach*, Malac. Pod. Brit. tab. 29.) Der Stirnſtachel des Cephalothorax ſchlank, jederſeits der Baſis mit einem ähnlichen kürzeren Stachel; das Baſilarglied der innern Fühler ſchlanker als bei voriger Art; Vorderfüße ſehr lang, dünn, cylinderiſch; am Vorderrande des zweiten und dritten Abdominalringes einige Stacheln; letzter Abdominalring ſehr breit. Drei Zoll lang. An den Küſten Frankreichs.

b) Das dritte Glied der äußern Kaufüße viel länger als das zweite.

3) G. squammifera *Leach* (Malac. Pod. Brit. tab. 28. A. — G. Fabricii *Leach.* — G. strigosa? Bosc, *Latreille*). Stirnſtachel kurz, breit, mit neun dornartigen Zähnen; Zähne an den Seiten des Cephalothorax ſtark; erſtes Glied der innern Fühler kurz und breit; äußere Kieferfüße lang, mit einer Reihe Stacheln am untern Rande des dritten Gliedes; Vorderfüße breit und platt, ſtachelig und ſchuppig. Zwei Zoll lang. An Frankreichs Küſten.

2) Ohne Zähne am zweiten Gliede der äußern Kieferfüße.

4) G. monodon *Milne Edwards.* Stirnſtachel lang und gerade, jederſeits der Baſis mit zwei kleinen kurzen Stacheln; ſeitliche Ränder des Cephalothorax kaum gezähnt; Vorderfüße mäßig, dünn, oben und unten ſtachelig. Drei Zoll lang. An den Küſten von Chili.

Die von Fabricius als G. amplectens (G. phosphorica *Latr.*) beſchriebene Art von den Küſten Braſiliens glaubt Milne Edwards wegen des glatten Cephalothorax aus dieſer Gattung ausſcheiden zu müſſen.

2) Grimothea *Leach.*

Unterſcheidet ſich kaum generiſch von der Galathea, indem nur die keulenförmige Geſtalt und auffallend geringe Zähnelung des Baſilargliedes der innern Fühler und die ſehr große Länge der äußern Kieferfüße mit ihren blattartig erweiterten drei letzten Gliedern als generelle Charaktere angegeben werden können.

3) Eine neue Ausgabe, ebenfalls in Quart, erſchien 1612 zu Neapel. 4) Vergl. *Paul Jovii* Elogia. *Dominico de Angelis* l. c. Journal de Venise. Tom. XXIII. Art. I. Niceron's Nachrichten von berühmten Gelehrten. 9. Th. S. 250 fg. Jöcher's Gelehrtenlexikon. I. Th. S. 455.

1) Gr. gregaria *Leach.* (*Cuvier*, Règne anim. 3. édit. Crustac. tab. 47. fig. 2. — galathea gregaria *Fabric.*) Der Stirnſtachel ſchlank dreiſeitig, jederſeits mit zwei kleinen Baſalzähnen; Augen groß; Vorderfüße dünn und comprimirt, höckerig; letzter Abdominalring ſehr entwickelt.

2) Gr. socialis *Guérin* (Voyage de la Coquille, Crustac. tab. 3. fig. 1), nur die auffallend geringere Entwickelung des letzten Abdominalringes von voriger unterſchieden. (*Giebel.*)

Galathenium *Nutt.*, ſ. Sonchus.

GALATIA, *Γαλατία* [1]), hieß nach der gewöhnlichſten Benennung der Geographen jener Landſtrich Kleinaſiens, der in einer Längenausdehnung von etwa 50 Meilen von Nordoſten nach Südweſten, und nur ſelten 20 Meilen breit, eingeſchloſſen im Weſten von Bithynien und von Phrygien (Plr. epictetos), ſüdlich von Phrygia magna, gegen Oſten von Kappadocien und Pontus, ſich (nach Ptolemäus) [2]) nördlich bis an die Küſte des Pontus Euxinus erſtreckte und Paphlagonien umſchloß (ſ. u.), deſſen ſchmale ſüdliche Bergſtrecken mit früher größtentheils zu Phrygien gehörigen Ländereien den eigentlichen Kern Galatiens bildeten. Andere, zum Theil auch ältere Bezeichnungen, waren Gallograecia [3]) (ſ. *Liv.* c. 35; 37, 8. 38, 10 al. *Florus* II, 11. *Vell. Paterc.* II, 39. *Caes.* bell. civ. III. *Justin.* XXIV, 25. *Marcellin.* I, 22), *Γαλλογραικία* (*Strab.* l. XII. p. 390; coll. *Suidas* s. h. v., obgleich auch Strabon wie Pauſanias und S. Rufus [in epit.] Droſius [XLVIII, 10] die Namen Galatien und Gallogräcien promiscue gebrauchen), Gallia (*Plin.* H. N. V, 32. *Tacit.* XIII. *Suet.* Calig. XXIX), und zum Unterſchied von Gallien i. e. Gallia magna, das als *Γαλατία* bekanntlich häufig gefunden wird, *ἐωλὸς Γαλατία* (*Philostr.* Soph. II, 11. 1) auch bei ſpäteren Autoren: *Γαλατία ἡ μικρὰ* (*Socrat.* H. eccl. VI, 18. *Niceph.* Callist. VIII, 53), ſowie annähernd an Gallia Graeca, das ſich ebenfalls findet (Gallograecia iſt jedoch zweifelhaft), *Themist.* orat. XXIII. p. 299: *ἐν Γαλατίᾳ τῇ Ἑλληνίδι*, in Galatia Graecanica. Tzetzes (chiliad. II. hist. 372) bezeichnet Galatien ſogar als orientalem Galatiam, und Zonaras (T. II.) als Asiaticam, wie ſchon Appianus ebenſo mehrmals *Γαλάτας ἐν τῇ Ἀσίᾳ*. Allen dieſen Namen nun entſprechend nannte man Galatiens Bewohner wechſelnd bald Galater, Galatas (*Tac.* XV, 6 al. *Cic.* VI. *Attic.* epp. V etc.), bald Graecogallos, oder, wiewol ſeltener Gallograecos (außer bei *Liv.*, *Val. Max.*, ſo bei *Cic.* de harusp. resp. c. 13. *Florus* II, 11. *Γαλλογραικας* nennt ſie *Appian.* aber öfters), Namen, die ſich beſonders auf alten Monumenten vermiſcht finden, *Ἑλληνογαλάτας* (ſ. *Diod.* et *Suidas* thes. s. v. *Ἄγκυρα*, *Γαλάται* u. A.) und des kleinaſiatiſchen Galatiens Mutterland iſt eben das europäiſche Gallien, ſeine Bewohner waren galliſchen, keltiſchen Stammes. In dieſem Betracht nannte im Allgemeinen ſchon Polybius mehrmals auch die Kelten bekanntlich mit der Bezeichnung: *Γαλάτας Τρανσαλπίνους* und *Γαλάτας Σηγώνας* (II, 15 oder p. 140. 150) und als Eines Stammes mit den italiſchen Galatern, wie er ja überhaupt Italiens, Galliens und Germaniens Völker mit den bei ihm oft gleichbedeutenden Namen Kelten oder Galater bezeichnete; ſo hatte Eratoſthenes, den Polybius deshalb tadelte (*Strab.* II, 107. coll. *Polyb.* hist. I, 6), Galatiens Grenzen bis Gades ausgedehnt und war der Meinung, daß ganz Weſteuropa von den Galatern bewohnt ſei (Über Galatien = Gallien ſ. auch *Steph. Byz.* s. v. *διανεῖς*; und die Angabe des Etym. M. s. v. *Γαλατία*, coll. *Diod.* V, 24. add. *Strab.* IV. p. 183. *Avien.* or. marit. 677); Galater nennt ſo gleich den Kelten und Galliern außer Polybius auch *Plut.* de fort. Rom. (ed. *Reiske.* T. VII. p. 627), *Dionys. Hal.* IX, 35, gleich den Kelten aber allein XVIII, 20; Letzterer iſt es auch, der Galatiens und Germaniens Grenze in dem Rheine feſtſtellt (ſ. *Dionys. Hal.* fragm. ed. *Mai* p. 486. Vergl. übrigens *Diod.* V, 21. 25. 31. *Arrian.* bell. Al. M. I, 3 seq. *Paus.* Att. I, 9). Galatien (Gallien) nennt öfters als weſtliches Keltenland, Germanien als öſtliches von den eigentlichen Kelten bewohnt *Dio Cass.* XXXVIII. c. 34, 35, 40, 47. XXXIX. c. 48, 49. XL. c. 31 sq. et 42. XLI. c. 18 al. [4]), was bei den unſichern geographiſchen Nachrichten, Kenntniſſen und Namensgebräuchen der ältern Zeiten nicht zu verwundern iſt. Niciphoros Gregoras nennt dagegen die Galater wieder *Κελτογαλάτας* (hist. Rom. ed. Genev. IV, 74. VII, 187), wie auch Stephanus Byz. (de urbibus s. v. Tolistoboii) von *Κελτογαλατία* ſpricht, ganz nach Strabon (IV, 1), der über Gallia Narbonensis ſagt, daß ſeine Bewohner in den alten Zeiten den Namen der Kelten führten, und der „nicht zu fehlen glaubt," wenn er behauptet, daß von ihr in den ſpäteren Zeiten die Griechen alle Gallier „Kelten" genannt haben, da dieſe Pro-

1) Die Werke des Kalliſthenes, Timagenes, Eratoſthenes, Varro über die Geſchichte Galatiens ſind, wie die 13 Bücher des Demetrius Byzantinus vom Übergange der Gallier nach Aſien, verloren gegangen. Außer den im Artikel ſelbſt angeführten Werken ſ. über Galatien und die Galater: *Sim. Pellontier*, Hist. des Celtes. T. I, 270 und T. II; *Thierry*, Hist. des Gaulois I, XVIII; *Latour*, Origines Gallicae p. 211—258; *Dieffenbach*, Celtica; *Schoepflin*, Vindiciae Celticae; Radlof, Neue Unterſuchungen des Keltenthums; Müller, Die Marken des Vaterlands; Zeuß, Die Teutſchen und ihre Nachbarſtaaten; *J. A. H. Roudil de Berrin*, Monumentorum Galaticorum synopsis (Lib. 1772. 4.); Ritter, Geſch. der Gallier II.; Niebuhr, Kleine Schriften S. 280 fg.; *Hofmann* (*Koepping*), Diss. de Galatia antiqua (Lips. 1726.) (geogr.); die ausführlichſte und bedeutendſte Monographie iſt aber von *G. Wernsdorff.*, Diss. de republica Galatarum (Norimb. 1743. 4.) XII, 350. — add. Art. Celten in dieſer Encyklopädie 1. Sect. 21. Bd. S. 125 fg. 2) Den Pontus Euxinus ſoll Galatiens öſtliche Spitze unweit der Mündung des Halys, alſo nordöſtlich von Paphlagonien, wirklich berührt haben. Übrigens iſt Ptolemäus hierzu die einzige Autorität, und ſelbſt anerkannt gute Karten, wie die d'Anville'ſche u. a., laſſen Galatiens Grenze auf dieſer Seite durch Paphlagonien und Pontus nicht hoch genug nach Norden hinauf gezogen ſein. 3) Hieronymus (Prooem. l. II. comment. ad Galatas) ſagt bei dieſem Namen: „in hanc terram Galli aliquando venientes cum Graecis sese miscuerunt. Unde primum ea regio Gallograecia, post Galatia nominata est."

4) Vergl. Pauly, Realencyklopädie der claſſ. Wiſſenſchaften (Stuttgart 1844.) III. S. 597 fg.

vinz, „in der auch Massilia lag," von allen übrigen gallischen die bekannteste war, wie auch nach *Hesych.* II, 226. *Paus.* Att. III. *Appian.* Hann. IV. *Procop.* de Aed. IV, 5 (vergl. Schmidt, Rhein. Mus. für Philol. IV, 3) die Griechen die Form *Γαλάται* zuerst seit den südöstlichen Zügen des Volks kennen gelernt und die verderbte Form *Κέλται* schon früher von Massilia erhalten haben. Den Ausdruck *Κελτογαλάται* und *Κελτογαλατία* selbst findet man aber ebenfalls schon bei Ptolemäus (II, 7. coll. *Eustath.* ad *Dionys. Perieg.* v. 74) gebraucht; Const. Porphyrogenneta (de thematt. I. th. 6. ed. *Meursius* p. 28) nennt sie sogar Franken (*Γαλάται ἀποικοί εἰσι τῶν Φράγγων*), nach dem vulgären Sprachgebrauch der mittelalterlichen Griechen und der heutigen Türken.

Daß man auf diese Verwandtschaft hin, die an sich zum Theil im Art. Celten in dieser Encyklopädie schon besprochen ist, zum Theil s. v. Gallia näher ausgeführt werden wird, auch die Namen Galatiens und der Galater etymologisch torquirt hat, ist genugsam bekannt. So hat man es denn auch berücksichtigen zu müssen gemeint, daß neben der Form Galata auch Calata vorkommt, selbst *Καλάτων*, wie einige Inschriften noch heute vorhandener Münzen erweisen. Galatae hat man daher einestheils einer weicheren Pronunciation des Worts in der griechischen Sprache anstatt der härteren *Καλάτων* gemeint zuschreiben zu müssen; Celtae (*Κελται*) aber der Pluralbildungsform von Calata (*Καλάτα*), Calta (also statt Caltae: Celtae), dergleichen namentlich im Teutschen sich vielfache Analogien darbieten, anheimfallen lassen. Galli war denn auch bekanntlich bei den Römern ein ebenso üblicher Name für die transalpinischen Völker, als *Κελτοί*, *Κελται*, bei den Griechen gebräuchlich war als Gesammtbezeichnung. So fand denn nun auch die Behauptung, daß der Name der Galater, wie der der Gallier und Kelten, vom gemeinsamen Stammworte *γάλα* (lac) herzuleiten sei, hier ausgedehnter ihre natürliche Anwendung. Man hatte zum Erweis der Hypothese freilich nicht viel mehr anzuführen, als *Virg.* Aen. VIII, 660, wo die lactea colla (Gallorum) das Ammianische: candidi paene sunt Galli omnes erklärt, und hat mit Hinzuziehung der Stellen *Liv.* XXXVII, 21 auf die candida corpora (weiße, milchweiße Leiber, und den candor corporum hingedeutet (vergl. auch XXXVII, 17: mollia (Gallorum) corpora, molles, ubi ira consedit, animos sol, pulvis, sitis — — — prosternunt; und *Ovid.* Her. ep. XVI, 249: pectora puris nivibus et lacte candidiora. Auch O. Müller (Etrusk. I, 148 u. 151 n.) erklärt so *Κελτοί Γλῆτες* (*Γλῆς*, *Γῆλς*, der Gale), *Γαλάται*, dem Ursprunge nach für dasselbe Stammwort. Es mußten demnach die Galater auch meistens ihren Ursprung mit dem der Kelten gemeinschaftlich, obwol sie sich eben öfters auch nur neben einander gestellt fanden, doch in dasselbe mythologische Dunkel hüllen lassen, wo er freilich wiederum bald mit dem keltischen gänzlich verschmolz, bald deutlicher hervorzutreten schien; so bei Galeus, dem Bruder der Nereiden Thetis und Dote, Kindern des Nereus und der Doris, Enkeln des Titanen Okeanos; oder bei Galeus, dem Sohne des Apollon und der Themisto, Tochter des Zabios, eines Königs der Hyperboreer, dessen Stamme auch die Galeoten in Attica zugerechnet wurden (*Steph. Byz.* s. v. *Γαλεῶται*); Galates, dem Sohne des Herkules und der starken Tochter des Königs im Keltenland (*Diod. Sic.* V, 24); Gala, Sohn des Polyphem und Bruder des Keltos und Illyros, von denen die Kelten und Illyrer, wie von jenem die Galater stammen. Wenn nun von Timäus (sic) einige Male gesagt wird, daß er (?) den Namen Galatiens auch erst zu Augustus' Zeiten entstehen lasse, indem er sage: *Γαλατία, χῶρα, ὠνομάσθη ἀπὸ Γαλάτου Κύκλωπος καὶ Γαλατίας υἱοῦ, — ἢ διὰ τὸ ἐν αὐτῇ ὑπὸ Καίσαρος Αὐγούστου καταλειφθῆναι Γάλλους στρατιώτας*, so wäre dabei allerdings nicht zu übersehen, was schon Berkelius bemerkt haben soll: primam verborum partem ex Timaeo desumptam esse facile crediderim: quae enim post copulam disjunctivam sequuntur, Timaeo adscribi nequeunt. — Galatiae appellatio multo vetustior est, quam ut originem suam temporibus Augusti debeat; adeo ut ridiculum Grammatici, non vero Timaei commentum sit, Galatiae nomen aetate Augusti a Gallis promanasse [5]). Ebenso gedenken wir hier nur der Meinung des Josephus (Ant. I, 6), nach welcher die Galater auch die Gomeriten (s. Gomeristae) wären; *τοὺς μέν*, schreibt er nämlich, *νῦν ὑφ' Ἑλλήνων Γαλάτας καλουμένους, Γομαρεῖς δὲ λεγομένους, Γομαρὸς ἔκτισε* (v. Genes. X, 2. 1 Paral. 1) und der eigenthümlichen Bezeichnung des Suidas, der dem Namen Galatiens (*τῶν Γαλλογραικῶν*, l. l. s. h. v.) *βουκελλαρίων* hinzufügt, und nach Pachymerus, Europalates, namentlich nach Porphyrogenneta's Bemerkung auf jene bucella (buccellaria) hindeutet, die, ein rundes Backwerk, (nach Ortelius ganz ähnlich dem bocellajo der Venetianer), jener Gegend Kleinasiens eine eigenthümliche Denkwürdigkeit gegeben haben sollen; vielleicht auch, und wahrscheinlicher, auf die buccellarios, Söldlinge, die ihrem Führer um Brod und Lebensunterhalt dienten, oder die, von bucella, i. e. bolo zubenannt, den Kriegern Zufuhr schaffen und die Vertheilung der Fourage besorgen mußten, in späterer Zeit aber, nach dem Aussterben des alten Galaterstammes lediglich noch zu niederen Geschäften, wie zum Vorräthe- und Getreidetragen benutzt wurden; endlich nennt Salmasius (exercit. Plinian. ad Solinum p. 807): — nomen ductum ab equitibus Bucellariis, qui olim in ea regione tuenda excubuerint in praesidiis locati — wobei er nur die Hauptsache nicht zu erklären vermag, wo nämlich die Benennung dieser berittenen Schutzmannschaft eigentlich herzuleiten sei (add. *Nic. Gregoras* hist. Rom. lib. V).

Lassen wir es nun hier dahingestellt, mit welchem Rechte der Name Galater, Gallier und Kelten, also die Bezeichnungen der drei Hauptnamen der Kelten, bald collectiv für die größere Masse des ganzen keltischen Volksstammes, bald speciell für jeden einzelnen der drei Haupt-

5) Wir entnehmen diese Bemerkung aus *Hofmanni* Diss. de Galatia antiqua (Lips. 1726.) p. 11, ohne im Stande zu sein, für sie, die sicherlich auf einem Irrthume beruht, irgend welche Verantwortung übernehmen zu können oder zu wollen.

ſtámme gebraucht ſei; ſoviel ſteht feſt, daß die drei Hauptnamen *Κελτοὶ* (*Κελται*), *Γαλάται*, *Γάλλοι*, ſehr häufig in unterſcheidendem Sinne genommen, wobei aber fraglich [6]), ob Celtae und Galli wirklich allgemeine Namen des ganzen Volkes waren, die ſich aber ein Zweig deſſelben vorzugsweiſe beilegte, oder ob ſie urſprünglich nur einem einzelnen bedeutenderen Zweige galten, zu welchem die den Griechen und Römern zuerſt bekannt gewordenen Kelten gehörten. Drei Zweige eines galliſchen Hauptſtammes — *τρία ἔθνη*, wie Strabon die Galaterſtämme (Kelten) insbeſondere nennt (XII, 2), deren zwei erſtere von ihren Führern benannt waren, hießen wieder *Τροκμοὶ*, *Τολιστοβῶγοι*, und ein dritter *Τεκτόσαγες* (nach des Ptolemäus wahrſcheinlich verſtümmelter Angabe *Τεκτοσάκαι*, nach Stephan Byz. auch im sing. num. *Τεκτόσαξ*, nach Polybius: Aegosagen); nach Livius (XXXVIII, 16) ebenſo tres gentes: Tolistoboii (Bojorum gens nota in Gallia), Trocmi, Tectosagi, denen nach ihrer Einwanderung und Vertheilung über einen Theil Aſiens hin (ut cuique populorum, nach Livius, vectigalis Asia esset, in tres partes diviserunt etc.) auch die Städte, jedem Stamm die ſeinigen beſonders zugetheilt wurden, ſodaß die Tectoſagen den Mittelpunkt einnahmen. (*Liv.* XXVIII, 16: — — Trocmis Hellesponti ora data, Tolistoboil Aeolida atque Ioniam, Tectosagi mediterranea Asiae sortiti sunt —;). Wenn von Plinius außerdem (H. N. V, 42) noch neben dieſen auch die kleineren Stämme daſelbſt mit aufgezählt gefunden werden, die Voturi, Ambidui, Teutobodiaci, Attalenses, Arasenses, Comenses, Dioshieronitae, Lystreni, Neapolitani, Oeandenses, Seleucenses, Sebasteni, Timoniacenses, Thebaseni, von Ptolemäus (chorogr. V, 3. p. 122) noch die Proselemmenitae, Bezeni u. A., ſo läßt ſich wohl denken, daß dieſe Namen insgeſammt nicht erſt in Aſien entſtanden, ſondern von dem nach Aſien eingewanderten Miſchvolke Galliens, deſſen zahlloſe Völkerſchaften aus Cäſar's Anführungen hinreichend bekannt ſind, mit herübergebracht und beibehalten wurden (vergl. auch *Paus.* Att. IV. p. 10; *ej.* Phocica XIX. p. 843 sq.). — Sie waren anfänglich nur ein Theil des ungeheueren Kriegsheeres, das Brennus [7]) auf ſeinem mislungenen Raubzuge gegen Delphi anführte, hatten ſich nach Thracien gewendet, oder waren, nach Juſtin's Erzählung, von Brennus ſelbſt als ſchützende Grenzwache dahin beordert worden und ſtanden unter 17 Führern, deren bedeutendſte Leonnorius und Lutarius waren, zu welchen ſich, wie Polybius berichtet (IV. p. 313) nach der Niederlage des Brennus noch Commontorius geſellte; ob auch ein anderer noch, der Galates geheißen habe, läßt ſich trotz Rich. Simon's Verſicherung nicht glaublich nachweiſen (ſ. deſſ. grand Dictionn. de la bible. tom. I. p. 516 ed. Lugd.). Bei einem Streifzuge, den ſie unvorſichtig gegen König Antigonus Gonatas von Macedonien unternahmen, waren aber auch ſie, durch des Königs Liſt in einen Hinterhalt gelockt, größtentheils zuſammengehauen worden, und die Überreſte des Heeres bezeigten nicht länger Luſt in Europa zu verbleiben. Dabei hatte auch die Kunde von dem Reichthume des üppigen, fruchtbaren Aſiens ſchon mächtig auf ſie gewirkt. Aber Streitigkeiten unter ihren Führern hinderte noch eine Zeit lang die gemeinſchaftliche Überfahrt. Leonnorius zog ſich vorläufig nach Byzanz, Lutarius aber ſetzte mit ſeinen Scharen auf wenigen erbeuteten Schiffen des Antipater von Macedonien in mehren Tagen und Nächten nach Aſien über, während die Zurückbleibenden ſich in das byzantiniſche Gebiet warfen. Nikomedes, König Bithyniens, Sohn des Zipötes, führte damals grade mit ſeinem Bruder Zyboeas, dem Herrn eines Theils von Bithynien, Krieg, bei dem er, um gegen die Macht ſeines Bruders den gehörigen Nachdruck zu haben, ſich nach fremder Hilfe umſehen mußte. Ihm kamen die galatiſchen Scharen zu rechter Zeit, und er unterhandelte ſogleich mit den Byzantinern um die Überſchiffung auch des jenſeits gebliebenen Reſtes. So kam denn nun auch Leonnorius über den Bosporus, nachdem er auf die Bedingungen des Nikomedes eingegangen war [8]). Den Namen Galata, den eine der größten Vorſtädte an der Hafenſeite Conſtantinopels trägt, bringt man mit dieſer Überfahrt in Verbindung [9]). Später fanden ſich ſelbſt Scharen von denen, die unter Comontorius ſich in Thracien ein eigenes Reich geſchaffen [10]) und unter ihrem ehemaligen Feinde Antigonus Gonatas als Hilfstruppen unglücklich gegen Pyrrhus von Epirus gefochten hatten [11]), vom Attalus I., König von Pergamus, zur Hilfe gerufen gegen den aufrühriſchen Uſurpatur Achäus, einen mächtigen und gefürchteten Verwandten Antiochus' des Großen, in Aſien ein, um ihn, der einen beträchtlichen Theil Aſiens diesſeit des Taurus inne hatte und den Königen ringsum beſchwerlich fiel, ſeiner Macht berauben zu helfen [12]). Als aber abergläubiſche Rückſichten und Überdruß der Beſchwerden des Feldzugs ſie zur Beihilfe unluſtig machten, ſchaffte Attalus ſie, die außerdem ſchon ſein Vertrauen und ſeine Gunſt zu verlieren angefangen hatten, nach dem Hellespont zurück, da ihm nur dies übrig blieb, wollte er nicht zu einer Vertragsverletzung durch eine allgemeine Niedermetzelung der Verbündeten ſeine Zuflucht nehmen. Hier wurden ſie, als ſie ihre Räubereien und Ruheſtörungen nach wie vor in der Umgegend fortſetzten, endlich vom Pruſias, König Bithyniens, aufs Haupt geſchlagen und ziemlich ganz ausgerottet [13]). Inzwiſchen hatten die unter Leonnorius und Lutarius geſammelten Scharen ihren Auftrag geendet, Zyboeas war geſchlagen, Bithynien unter Nikomedes' Botmäßigkeit zurückgekehrt. „Das Reich," ſchreibt

6) ſ. Pauly a. a. O. III, 590. 7) ſ. d. Art. Brennus in dieſer Encyklop. I. Sect. 12. Bd. S. 456.

8) *Memnon*, Heracleot. ap. *Photium* in myriobiblo p. 721; *Liv.* XXXVIII, 16; *Strabo* XII; *Justin.* XXV, 2. 9) ſ. d. Art. Constantinopel in dieſer Encyklop. I. Sect. 19. Bd. S. 128. 150. — Laon. Chalcocondylas (De rebus Turcicis) nennt dieſe Galata ſogar durchweg Galatia; VI. p. 188 d. 189 a. lib. VII, 253 b. lib. VIII, 263 d. 264 d. 265 c. — ſ. außerdem *Nicephor. Gregoras*, Hist. Rom. ed. Genev. (1615.) lib. IV; IX al. 10) *Justin.* XXXII, 3; *Polybius* IV. p. 313. 317 al. Excerpta *Polybii* p. 1380; *Valesius* in not. ad excerpta *Polybii* ed. *Gronov.* Tom. III. p. 345; *Strabo* VII. p. 210. 11) *Justin.* XXV, 3. 12) ſ. d. Art. Pergamenisches Reich in dieſer Encyklop. 3. Sect. 16. Bd. S. 357—359. 13) *Polybius* l. l. V. c. 91.

hier Juſtin (XXV.), „theilten ſie nun mit ihm nach erlangtem Siege," jedoch erwähnt dieſer Theilung kein anderer; Memnon (l. l. p. 721) ſpricht nur von Theilung der Beute (*τὴν ἀλλὴν λείαν τῶν Γαλάτων ἑαυτοῖς διανειμαμένων*). Wol weit über 20,000 an der Zahl, von denen aber nur 10,000 bewaffnet geweſen ſein ſollen [14]), überſchwemmen ſie nun von Bithynien aus Aſien um Antiochus I., (*Σωτῆρ Καλλινικὸς*) [15]), den Sohn Seleucus des Großen und Feind des Nikomedes, für dieſen zu züchtigen [16]). Aber trotz des erheblichen Schreckens, der beim Anblick des großen und wohlgerüſteten Heeres der gefürchteten Galater, das durch Schwerbewaffnete, Reiterei und Sichelwagen (—?) dem königlichen Heere weit überlegen ſchien (ſ. *Lucianus* l. l.), ſchlug Antiochus, der nur mit ſchwankender Hoffnung und erſt als Theodorus Rhodius heimlich 16 Elephanten, den Gegnern damals noch ganz unbekannt, hinter dem Heere aufſtellen und plötzlich die Reiterei der Feinde verwirrend hervorbrechen ließ, es doch ſo gänzlich, daß er eine gute Anzahl Gefangener machte, und daß nur mit Mühe die Übrigen über das leichenbeſäete Schlachtfeld in die Berge entkamen. Nach der Berechnung des Humfr. Prideaux geſchah dies im dritten Jahre nach der Einwanderung der Galater, a. Chr. 275, dem zehnten Jahre der Regierung des Ptolem. Philadelphus. Auch dieſer eben Genannte benutzte galatiſche Hilfe. Sein Bruder Magas (nach *Justin.* XXVI, 3: Agas) hatte nämlich von ſeinem Wohnorte Cyrene aus mit bewaffneter Hand einen Einfall in Ägypten verſucht, und Ptolemäos dagegen galatiſche Hilfsſcharen, an 4000 Mann, in Sold genommen. Als aber ein Theil der aufſtändiſchen Scharen von ihrem rebelliſchen Führer abfielen, führte Magas den Überreſt der Seinen nach Cyrene zurück. Ptolemäus freilich konnte ihn nicht verfolgen, denn er hatte Kunde bekommen, daß die neuen Söldlinge Luſt bezeugten und Anſchläge machten, Ägypten ſich zu unterwerfen. Man ſagt [17]), er habe ſie deshalb auf eine wüſte Inſel gelockt, wo ſie theils vor Hunger ſtarben, theils aus Verzweiflung ſich ſelbſt tödteten (a. 260. a. Chr.). Ungefähr nach 16 Jahren beanſpruchte wiederum Seleucus II. Callinicus, Sohn des Antiochus II. Theos, die Hilfe der Galater. Juſtin erzählt dies ſo (l. XXVII, 2): Als Seleucus durch Ptolemäus Euergetes mit ſchwerem Kriege überzogen wurde, bat er ſeinen Bruder Antiochus um Hilfe, und verſprach ihm als Preis für ſeinen Beiſtand Aſien innerhalb der Grenzen des Taurus. Antiochus aber, damals 14 Jahre alt und herrſchſüchtiger, als man von ſeinem Alter erwarten ſollte; er ergriff die gebotene Gelegenheit nicht ſowol mit liebevoll unterſtützender Bereitwilligkeit, ſondern nach Räuberart begierig, das ganze Reich dem Bruder zu entreißen — —, er iſt deshalb Hierax benannt, weil er nicht nach Menſchen, ſondern nach der Raubvögel Art ſein Leben anhaltend damit zubrachte, fremdes Eigenthum an ſich zu reißen. Daher nahm er ein galliſches Heer in Sold und führte für den Bruder den Krieg. Nun blieb zwar Antiochus durch die galliſche Tapferkeit bei Ancyra Sieger; Pyſta ſelbſt, die Gemahlin des Seleucus, fiel als Gefangene in die Hände der Sieger, und das ganze Heer der Syrer wurde von den Barbaren aufgerieben; dieſe aber, im Wahne, daß Seleucus ſelbſt im Treffen gefallen ſei, kehrten plötzlich gegen den Antiochus ihre Waffen; denn freier glaubten ſie — wie ſie es wünſchten — Aſien verheeren zu können, wenn ſie das ganze königliche Geſchlecht erſt vertilgt hätten. Sobald jedoch Antiochus dies ſah, kaufte er wie von Räubern mit Gold ſich los und ſchloß mit ihnen einen engeren Bund. Unterdeſſen drang aber Eumenes (den Juſtin hier fälſchlich regem Bithyniae nennt) in das gleichſam herrenloſe Aſien ein, und griff, da die beiden Brüder ſich in innerm Zwietrachtskriege ſchwächten und verzehrten, den Sieger Antiochus und ſeine Gallier heftig an. Der Liſt, welcher er ſich zu größerer Ermuthigung ſeiner Scharen bedient haben ſoll, indem er aus den Eingeweiden der Opferthiere von dem Prieſter vor der Schlacht die ſelbſthineingelegten Worte: *βασιλέως νίκη* wieder herausleſen ließ —) ſie wird wörtlich ebenſo hier beim Frontinus [strateg. I, 11] vom Eumenes, wie beim Polyänus [strateg. VIII, 60] vom Attalus erzählt —), iſt ſchon gedacht [18]), Eumenes hatte überhaupt, da er ſelbſt mit den Seinigen noch friſch an Kräften, gegen die verwundeten und vom kaum überſtandenen Kampfe ermatteten Gegner leichtes Spiel. Er ſiegte und Antiochus floh nach Meſopotamien [19]). Als nun ſpäter Attalus auf Eumenes in der Regierung folgte, und zuerſt den Muth hatte, den Galatern den gefoderten Tribut zu verweigern [20]), wurden ſie nach einem Siege des Attalus über ſie — von dem er den Beinamen Galatonikes erhielt (wie dies in der unten angeführten Stelle dieſer Encyklopädie ſchon erwähnt und belegt iſt), — auf denjenigen Theil des kleinaſiatiſchen Binnenlandes beſchränkt, deſſen Grenzen wir oben als Galatia im eigentlichen Sinne nach dem gewöhnlichen geographiſchen Sprachgebrauch bezeichneten (*Strab.* l. l. XII. *Paus.* Att. IV. p. 11 sq.). „Die Trocmer," ſagt Strabon (l. l.), „beſitzen von Galatien das, was an Pontus und Kappadocien grenzt, und dies iſt beiweitem der beſte Theil der Landſchaft; — — die Tectoſager grenzen mit Großphrygien; — — die Toliſtobojer mit Bithynien und Phrygia Epictetos." — Der Halys trennte ſie von dem übrigen Aſien. —

Weit entfernt jedoch, ſich auf den Beſitz des zuertheilten Landes ruhig zu beſchränken und einer unange-

14) *Livius* l. l. XXVIII, 16. 15) ſ. d. Art. Antiochus, 1. Sect. 4. Bd. S. 316. 16) *Appianus*, De bellis Syris c. 89. p. 130, vergl. *Lucianus* in *Zeuxi* (s. *Antiocho*) Tom. I. p. 581. ed. Batav.; Tom. II. p. 323. ed. Basil.; u. *Rhodiginus*, Var. lect. lib. VII. c. 24. p. 368. (*Vaillant*, Hist. Seleucid. p. 43) add. *Luciani* Dial. de lapsu inter salutandum. Tom. I. p. 499. ed. Bat. und Tom. III. p. 202. ed. Basil. 17) *Pausanias*, Att. VII. p. 18. — Vergl. das allerdings zweideutige Orakel des Apollon in *Callimachi* hymno ad Delum:

Τῶν αἱ μὲν ἐμοὶ γερας, αἱ δ' ἐπι Νειλῳ
Ἐν πυρι τους φορεοντας ἀποπνευσουσιν ἰδουσαι,
Κεισονται, βασιλῆος ἀεθλια πολλα καμοντος
Ἐσσομενοι —

add. scholiast. *Callimachi* graecus ad h. h. v. 175. 185. — *Vaillant*, Hist. Ptolemaeorum p. 32.

18) Vergl. d. Art. Pergamenisches Reich, 3. Sect. 16. Bd. S. 358. 19) *Trogus* prolog. 27. *Polyaenus* strateg. IV, 17 20) *Livius* XXXVIII, 16, 14.

fochtenen Selbſtregierung (ſ. u.) mühelos zu widmen, machten ſie fortan beſtändige Streifzüge in ihre Nachbarlande und führten, von fremdem Solde gedungen, ſtets ein ſo kriegeriſch geräuſchvolles Leben, daß ſelten eine Schlacht geſchlagen wurde, wo nicht mindeſtens auf Einer Seite — gewöhnlich ſogar auf beiden — galatiſche Hilfstruppen um Lohn kämpften. So waren ſie es wieder, die nach dem Tode des Nikomedes für die Erbfolge mitſtritten. Sterbend hatte dieſer König Bithyniens nämlich nicht ſeinen Sohn erſter Ehe, Zeilas, ſondern die jüngeren zweiter Ehe, zur Zeit noch unerwachſene Knaben, unter der Vormundſchaft namhafter Männer, zur Nachfolge beſtimmt. Zeilas rief, durch ſolche Zurückſetzung empört, die Galater zur bewaffneten Hilfe auf und dieſe, die bei ſolchen Gelegenheiten nie lange zu warten gewohnt waren, verſtärkten ſein Heer durch ſtarken Zuwachs toliſtobojiſcher Krieger (*μετὰ δυνάμεως, ἣν αὐτῷ τῶν Γαλάτων οἱ Τολιστοβόγιοι θάρσους ἐπληροῦν*) [21]). Ob ſie oder die für ihres verſtorbenen Königs Wunſch treu einſtehenden Bithynier in den hier vorgefallenen häufigen Treffen tapferer geſtritten, läßt ſich gegenwärtig nicht mehr beſtimmen; gewiß iſt aber, daß der Erfolg den Galatern günſtig war, denn nach Abſchluß des Friedens bekam Zeilas Bithyniens Herrſchaft. Seine eigene verrätheriſche Geſinnung aber, die er während eines Gaſtmahls gegen die Galater bewies, brachte dieſe ſo gegen ihn auf, daß ſie ihn auf der Stelle tödteten [22]). Nicht lange darauf machten ſie durch einen Einfall in Pontus eine glückliche Eroberung, wobei ſie dem jungen König Mithridates IV., auf den ſie den frühern Haß gegen ſeinen Vater Ariobarzanes übertrugen, eine beträchtliche Strecke Landes entriſſen. Wenn ſie nun auch auf der andern Seite ebenſo wieder auf Seiten unterdrückter griechiſcher Staaten in Aſien für Erlangung der Freiheit eingeſtanden haben ſollen [23]), ſo iſt dies wenigſtens durch Beiſpiele nicht zu erweiſen. Im Gegentheil mußte das treugeſinnte Heraklea, ihre Gegnerin im Kriege des Zeilas, von häufigen Erpreſſungen und räuberiſchen Angriffen der Galater viel leiden (*Memnon* l. l. XXIII. XXX. add. *Hieronymus* adv. *Jovian.* Opp. ed. Paris. tom. II. c. 16. p. 344 *H.*) und Eigennutz und Gewinnſucht ſcheint gegen Ehrliebe und Edelmuth bei ihnen überall die Oberhand behalten zu haben. Nun konnte zwar gegen Molon, den aufrühriſchen Rebellen Mediens, als Antiochus der Große, Syriens König, ihn im gerechten Kampfe zu vernichten nach dem Tigris hinzog (ungefähr 219 a. Chr.) ein galatiſches Hilfsheer in den Krieg gehen, aber auch auf der Gegenpartei ſtanden helfende Schwärme [24]) der Ihrigen, und ſoviel Dunkel auch ſonſt noch über dieſem Kriege ſchwebt [25]), ſo ſteht doch das feſt, daß Galatiens Volk um Lohn ſeine tapfern Dienſte dem Beſtbietenden anzutragen pflegte; gleicher Weiſe ſtanden ſo auf Antiochus' Seite Galater, wie auf der Seite des Ptolemäus Philopator, als jener wegen Cöleſyrien gegen den Letztern zum unglücklichen Kampfe zog (218 a. Chr.) [26]). — Wichtiger in ſeinen Folgen wurde für Galatien die kriegeriſche Hilfe, welche die Galater dem Antiochus gegen die Römer leiſteten. Nach Beſiegung des Achäus, den er als Aufrührer grauſam morden ließ, ließ Antiochus ſich bekanntlich durch eine Aufforderung der Ätolier und durch des flüchtigen Hannibal Drängen zum Kriege gegen Rom verleiten (worüber im Art. Antiochus 1. Sect. 4. Th. S. 318 ſchon das Nähere geſagt iſt). Bei Thermopylä und im ägeiſchen Meere geſchlagen, ſah ſich Antiochus nach kräftigerer Hilfe um, und ſchickte ſeine Geſandten um Beiſtand auch nach Galatien. Bereitwillig eilten 4000 Galater herzu, und verwüſteten zunächſt Pergamus, das unter Eumenes ein Bündniß mit den Römern geſchloſſen hatte [27]). L. Corn. Scipio, Bruder des Scipio Africanus und ſpäter Aſiaticus genannt, rückte ihnen entgegen und lagerte ſich zunächſt bei Magneſia am Sipylus, dem Antiochus dicht gegenüber. Der ungeſtüme Kriegsmuth der Galater duldete ein unthätiges Lagern nicht lange; vorſchnell ſetzte ein Theil ihrer Reiterei, unterſtützt von Fußvolk, über den Fluß, griff die Römer unvorbereitet an, mußte aber, wiewol Anfangs ſiegreich, der Menge und Tapferkeit der ſich ſammelnden Römer weichen. Abgeſchnitten vom Fluſſe wurde der größte Theil von ihnen hier zuſammengehauen. Als dann am achten Tage nachher ſich in Schlachtordnung die beiden feindlichen Heere gegenüberſtanden, auf beiden Flügeln im Heere des Antiochus, 1500 Mann galatiſcher Reiterei [28]), griffen die Römer mit ſolchem Ungeſtüm an, daß des Antiochus Heer, an Zahl gleichwol überlegen, bald ihrem Andrang und ihrer Kriegskunſt weichen mußte. Ein für beide ſtreitende Parteien ehrenvoller Friede mit den annehmbarſten Bedingungen für den Beſiegten, der zugleich den griechiſchen Staaten ihre Freiheit wahrte, endete dieſen harten Zuſammenſtoß. Polybius (legat. XXXV) und Livius (XXXVIII, 38) bewahrten die Bundesacte [29]). — Zunächſt war nun freilich die Folge des Kriegs die, daß die Aufmerkſamkeit der römiſchen Feldherren auf die Galater gelenkt wurde, welche mit Krieg zu überziehen und zu unterwerfen namentlich jetzt die Ehrliebe und Ruhmbegier, wie die eigene Sicherheit und die Ruhe der Bundesgenoſſen, dem Antiochus gegenüber aber auch die Klugheit dringend rieth. C. Manlius Vulſo, Nachfolger des Scipio im Feldherrenamte, im Bunde mit Eumenes, führte ohne vorgängige Kriegserklärung und eingeholten Senatsbeſchluß das Heer ſogleich gegen Galatien. Die Toliſtobojer, den Anrückenden zunächſt, verhielten ſich im Schrecken der erſten Wahrnehmung anfänglich ruhig, und Manlius rückte ungehindert bis zum Sangarius vor, wo er ein Caſtell (Cuballum) eroberte und ein Lager aufſchlug.

21) *Memnon*, Photii c. XXIII. p. 724. *Vaillant*, Imper. Achaemenid. p. 309. 22) *Athenaeus*, Deipnosophist. II. c. 18; *Trogus*, Prol. XXVII. 23) *Memnon* c. XX. p. 721. 24) *Polybius* V. c. 53. p. 397. *Vaillant*, Hist. Seleucid. p. 76. 25) *Wernsdorff.* IV, 5. p. 337 seq. *Ritter* II, 192.

26) *Polybius* l. l. c. 65. p. 409 (add. c. 82. p. 423); c. 87. p. 428. c. 105. p. 442. 27) *Livius* XXXVII. c. 18. 28) Vergl. *Liv.* l. l. c. 40 und *Appian.* De bellis Syris c. 76. p. 107. 29) Außerdem ſ. *Eutropius* IV, 2. *Justinus* XXXI, 8. *Appianus* c. 81. *A. Victor*, De viris illustr. c. 58. *Florus* lib. II, 8. *Val. Max.* lib. IV, 1, 9. *Memnon*, Phot. c. 28. *Orosius* lib. IV, 20 (coll. 1 Macc. VIII, 6 seq.). — *Vaillant*, Hist. Seleuc. p. 145. *Usserii* Annales p. 298.

Plötzlich stürmten galatische Schwärme auf die römischen Verschanzungen los; die römische Reiterei verscheuchte sie aber nur zu bald, und viele fanden noch auf der Flucht ihren Tod. Manlius, jetzt auch durch fanatische Priester der Cybele in Weissagungen als unzweifelhafter Sieger begrüßt [30]), erfuhr hier, eben als er Brücken zum Übergange über den Sangarius schlagen ließ, daß die galatischen Stammvölker: die Tolistobojer auf dem Berge Olympus, die Tectosagen größtentheils auf dem Berge Magaba sich wie auf lange Zeit hin trefflich verschanzt hätten, und daß die Trocmer, mit Zurücklassung ihrer Weiber und Kinder bei dem zurückbleibenden Theile der Tectosagen, den Tolistobojern bewaffneten Zuzug zu bringen, sich anschickten; dort sollten Gräben, unwegsames Terrain und die Höhen sie schützen, die Römer aber hofften sie auf die Dauer so durch Ermüdung von selbst geschlagen zu sehen. Manlius, der zugleich erfuhr, daß die Galater sich mit Wurfgeschossen wenig versehen hätten, beschloß dagegen sogleich dies zu benutzen und rückte zuerst auf weitere Entfernung gegen den Olymp vor, wo er bald in immer engern Kreisen, während beständiger Plänkeleien mit dem Feinde, ihn umschließend, am Fuße des Berges ein Lager bezog. Endlich am dritten Tage theilte er sein Heer in drei Haufen, und griff die feindlichen Lagerplätze an. Sehr bald fühlten die Galater hier den Mangel an Pfeilen, Wurfspießen u. s. f., deren eine Unzahl unabläßig von den Römern aus gemessener Ferne sie überschüttete und widerstandslos tödtete. Steine gegen die Römer geschleudert, reichten nicht aus, Schwerter reichten nicht zu, und bald bemächtigte sich Furcht und Schrecken des Lagers. Da geschah der Hauptangriff, und getroffen von den wohlgezielten Geschossen stürzten beim ersten Anlauf zahllose Galater. Blind rannten da aus den Lagerthoren, die nicht rettungslos getödtet oder gefangen werden wollten, keine Klippe, kein Felsenbruch hielt die Fliehenden auf, Nichts fürchteten sie als die Feinde. Der Consul aber läßt sie, um ihre Furcht zu vermehren, verfolgen. Die Tolistobojer, wahrscheinlich auch die Trocmer mit ihnen, verloren an Todten und Gefangenen hier an 40,000 Mann; die Übrigen flohen den Olymp [31]). — Die Tectosagen waren nun noch übrig. Manlius zog tertiis castris, wie Livius schreibt, gen Ancyra. Da kamen Abgeordnete der Tectosagen zu ihm unter dem Vorwande, ehe er vorwärts schreite, noch über die Bedingungen des Friedens das Nöthige mit ihm zu verhandeln. Manlius bestimmt Zeit und Ort der Verhandlung, findet sich zur gesetzten Frist selbst ein, aber kein Galater erscheint. Nur die früheren Gesandten kehren wieder, entschuldigend, daß es ihren Königen zu kommen unmöglich sei [32]), und versichernd zugleich, daß an jener Stelle ihre Fürsten kommen werden, mit denen ebenso gut Verhandlungen gepflogen werden könnten. Manlius seinerseits ernennt den Attalus zu seinem Stellvertreter. Die Besprechungen finden statt; man einigt sich über die Bedingungen eines Friedens; abgeschlossen wird jedoch noch Nichts. Mit Vorbedacht hatten hier die Galater die Sache in die Länge gezogen, theils um Zeit zu gewinnen, ihre Weiber und Kinder über den Halys zu schaffen, theils um den Consul sicher zu machen und ihn bei nächster Gelegenheit desto besser zu fangen. Als daher Manlius am bestimmten Tage mit einer Schutzwache von 500 Reitern das Lager verließ zu neuer Zusammenkunft mit den feindlichen Königen, stürzten plötzlich galatische Reiterscharen heftig auf ihn ein. Er wäre verloren gewesen, denn obschon standhaft und geordnet lange Zeit, lösten sich doch von der Übermacht gedrängt die Reihen der Römer und verfielen einzeln dem Schwerte der Galater; da nahten sich zu glücklicher Stunde 600 römische Reisige, die Futter sammelnd in die Nähe gerathen waren, und stürmten wüthend auf die erschreckenden Galater ein. Das Glück wendete sich; wenige Galater entkamen [33]). Tags darauf aber stand schon das ganze römische Heer zornentbrannt am Fuße des Magaba, und nicht lange, so befahl Manlius zu stürmen; 50,000 Mann Tectosagen und Trocmer bildeten das feindliche Centrum, 4000 Hilfstruppen, meistens Kappadocier, standen auf dem linken Flügel, 10,000 Berittene, die wegen der Unebenheit des felsigen Bodens von ihren Pferden keinen Gebrauch machen konnten, bildeten den rechten. In vier Sectionen getheilt griffen die Römer an, zwei wurden gegen die feindliche Mitte, zwei gegen die Flügel dirigirt. Der Ausgang des Treffens war ähnlich dem gegen die Tolistobojer. Haufenweise fielen die dichtgedrängten Galater von den römischen Geschossen. Bald wankte das Centrum und floh dem Lager zu; römische Legionen folgten auf dem Fuße. Und als, allerdings einige Zeit später, auch die beiden Flügel sich vor den erneuten Angriffen zurückzogen, fiel das Lager und viele Flüchtlinge in die Hände der Römer; 8000 sollen noch auf der Flucht umgekommen sein. Dem Attalus aber gebührte die Siegerehre des Tags vor allem. Der Verlust der Römer soll nur unbedeutend gewesen sein und das Ganze mehr einer Thierhetze als einer Schlacht geglichen haben [34]). Der Consul aber, der bald die Winterquartiere bezog, sah sich von allen Seiten durch Gesandte der Nachbarstaaten wegen dieses Siegs über die gefürchteten Barbaren beglückwünscht und reichlich durch Ehrengeschenke bedacht. Nur der römische Senat, eingedenk seiner verletzten Würde und des vom Consul eigenmächtig unternommenen Kriegs, soll ihm, doch ist es noch zweifelhaft, und es stehen sich hier Zeugnisse entgegen, den Triumph verweigert haben [35]). — Unter den von Manlius Galatien dictirten Friedensbedingungen waren die hauptsächlichsten die, daß sie Frieden mit Eumenes halten und sich inner-

30) *Liv.* l. l. *Suidas* s. v. *Γάλλοι* nach *Polybius*. 31) *Liv.* XXXVIII. c. 12, add. 19—23. 32) Livius nennt (l. l. c. 19) als drei Könige dreier Stämme: Ortiagon, Gambolomarus und Gaulotus.

33) *Polyb.* Legat. XXXIV. p. 837. 34) Livius, dessen Relation hierüber freilich keine von der Gegenpartei entgegengestellt werden kann, erzählt den Hergang des Kampfes l. l. c. 24 – 27. add. *Florus* II, 11. *Aur. Victor*, De vir. ill. c. 59. — *Appianus*, etwas abweichend, De bell. Syr. c. 81. 35) Es spricht von Verweigerung *Florus* II, 11; von Genehmigung des Triumphs *Livius* l. l. — *F. Rufus*, Breviar. 12, und ihm nach *Jornandes*, De regn. success. p. 84, nennt irrthümlich statt Manlius den Consul Mummius (Mumius, Jorn.) als Führer der Römer; *Paul. Diac.* Hist. misc. den Fulvius; ebenso des Letztern Gewährsmann *Orosius* l. IV. c. 20, wiewol entschieden falsch.

halb der eignen Landesgrenzen ruhig verhalten sollten [36]). Roms Vermittelung gelang es auch einige Jahre später (a. 181), den erbitterten Streit des Eumenes und Ariarathes von Kappadocien mit Pharnakes, König von Pontus, der Galatien zum Kriegsschauplatz erwählte, beizulegen (s. Art. Pharnakes in dieser Encykl. 3. Sect. 22. Th. S. 99 fg.). Zwölf Jahre darauf begleitete ein galatisches Söldnerheer den Eumenes, als er, Rom Hülfe bringend, gegen Perseus von Macedonien ausging. Man weiß, daß Eumenes im dritten Jahre des Kriegs sich mit dem römischen Consul verfeindete und den Rückmarsch antrat, ja, ausdrücklich darum gebeten, nicht einmal die galatische Reiterei den Römern zurückließ [37]), und wie dies Ursach wurde, daß man sowol von Rom aus ihn mistrauisch ansah, als auch, daß Perseus sogleich mit ihm in Unterhandlung trat, ihm entweder den Frieden mit Rom zu vermitteln, oder neutral zu bleiben. Eumenes, der um Geldsummen beides gethan hätte, ließ sich, als er den Perseus zum Zahlen schwierig fand, auf Nichts weiter mit ihm ein, und sendete seine galatischen Reiter seinem Bruder Attalus nach Macedonien zu. Es erschien aber den Überfahrenden sehr ungelegen eine macedonische Flotte und die Galater, überhaupt der Seefahrt abgeneigt, zerstreuten sich theils nach Chios, theils nach Erythräa. Hier stiegen sie aus, wurden aber, da sie ihre Pferde zurückgelassen, von den Macedoniern bald eingeholt und 800 blieben auf dem Wege nach der Stadt oder vor den Thoren von den Feinden erreicht; 200 fielen in Gefangenschaft. Ein Jahr darauf erhob sich das galatische Heer gegen Eumenes selbst. (Der Verlauf des Kriegs und sein Ende, in dem nach Diodor *πᾶν τὸ τῶν Γαλάτων ἔθνος ὑπαχθὲν ἐποιήσατο* — findet sich schon in dieser Encyklopädie, s. d. Art. Pergamenisches Reich, 3. Sect. 16. Th. S. 396 fg.) Ein fernerer Zwist mit Ariarathes von Kappadocien, durch Trocmer hervorgerufen, scheint, da über ihn überhaupt wenig und nichts Erhebliches berichtet wird (s. *Polyb.* leg. CVIII. p. 938) durch M. Junius, der als Unterhändler von Rom aus gesandt wurde, ohne weitere Folgen bald beigelegt worden zu sein. Die so vieles verheerenden Mithridatischen Kriege erschütterten aber, wie ganz Asien, so auch Galatien von Neuem. Des Mithridates [38]) (VI. Eupator) Vater, Mithridates V. Euergetes, hatte nämlich gegen den Aristonicus, Sohn des Attalus, den Römern Beistand geleistet und dafür nach geendetem Kriege als S. P. Q. R. amicus (s. *Justin.* XXXVII, 1. XXXVIII, 6) Großphrygien erlangt; ebenso besaß er Kappadocien, Pontus Nachbarland. Dem Sohne wurde Phrygien genommen, und Kappadocien erhielt Ariobarzanes. Als nun L. Cassius, Proconsul Asiens, anlangte, schloß sich jener nicht an ihn an. Der Consul machte darauf neue Anwerbungen in Galatien und Phrygien, reizte aber nebenbei, um eine Ursache des Kriegs gegen die neidenswerthe Macht des pontischen Herrschers zu haben, den Ariobarzanes in Kappadocien, den Nikomedes III. Philopator in Bithynien, gegen Mithridates auf. Nikomedes fiel in Pontus ein, und schleppte reiche Beute mit sich hinweg, Mithridates aber, ohne sich thätlich zu widersetzen, wendete sich klagend nach Rom. Als von da aus ihm keine Abhilfe kam, griff er Kappadocien eigenmächtig an [39]). Alsbald rüstete aus Bithyniern, Kappadociern, Paphlagoniern und Galatern der Proconsul ein gewaltiges Heer; an der Grenze Bithyniens und Galatiens wurde ein Lager errichtet, das er selbst bezog; M. Aquilius lagerte sich in Paphlagonien, Q. Oppius an den Grenzen Kappadociens (a. 100. a. Chr.). Ein Treffen begann, aber schon beim ersten Zusammenstoß schlugen die Führer des pontischen Heeres Neoptolemus und Archelaus den Nikomedes, bald darauf der König selbst den Aquilius, verjagte ihn aus seinem Lager, und nahm ihn nebst Oppius gefangen. Dem Sieger fiel hierdurch fast ganz Kleinasien, mit Einschluß Galatiens bis Jonien hin, zu, da die römische Herrschaft überall noch keineswegs gesichert war. Sogleich ergeht von Mithridates an alle Städte Kleinasiens der Befehl, an Einem Tage alle bei ihnen wohnende Römer oder Italiener zu ermorden [40]), ein Befehl, der in schrecklichster Weise pünktlich ausgeführt worden, und dem, wie berichtet wird, nach Einigen 150,000, nach Andern 80,000 Fremdlinge zum Opfer gefallen sein sollen. Hierauf wird Macedonien von ihm besetzt. Da überträgt der römische Senat dem Sulla den Oberbefehl gegen Mithridates, der nach einem verunglückten Angriff auf Rhodus sich nach Pergamus gezogen hatte, durch ciliciſche und cretenſiſche Seeräuber aber, die er im Sold hielt, alle Meere unsicher machte, und so eben den Archelaus mit einer Flotte und einem Heere nach Griechenland schickte. Delos, Athen, Sparta, die Achäer u. A. traten schon auf des Königs Seite; überall siegt er [41]). Schon denkt er an einen Übergang nach Italien, als Brutius Sura die Schritte des siegenden Archelaus hemmt [42]). Da erscheint gleichzeitig Sulla in Griechenland, viele Städte fallen ihm sogleich zu, und nach blutiger Eroberung Athens [43]) entbrennt die mörderische Schlacht bei Chäronea, in der die Römer nur 12 (!), die Feinde dagegen, geführt vom Archelaus und Taxiles, an 110,000 Mann verloren haben sollen (*Memn.* Phot. p. 763. *Plut.* III, 106—118). Nicht minder erzwang des Sulla Kriegskunst und persönliche Tapferkeit [44]) in einer zweiten Hauptschlacht gegen das durch Dorylaus mit 80,000 Mann verstärkte Heer des Archelaus auf der großen Ebene bei Orchomenus einen neuen Sieg. Unter den endlichen Friedensbedingungen, von Rom gestellt, waren auch die, daß Mithridates außer 2000—3000 Talenten Entschädigungskosten und der Auslieferung von 80 Schiffen alle Eroberungen aufzugeben und eine Amnestie allen Freunden der Römer zu gewähren habe [45]). Es scheint, im Fall nicht

36) *Liv.* c. 40. *Polyb.* l. l. XXXV. 37) *Polyb.* l. l. IV. *Vaillant*, Imp. Achaem. p. 44. 38) Alte Münzen nennen ihn gleichmäßig nur Mithradates.

39) *Appian.* Bell. Mithrid. p. 179 seq. *Justin.* XXXVII, 4. XXXVIII, 2. *Dio Cassius*, Excerpt. legat. XXXI. 40) *Appian.* p. 182 seq. 209. *Justin.* XXXVIII, 3. *Vellejus* II, 18. *Aurel. Vict.* l. l. c. 80. *Cicero* pro lege Manilia; *id.* pro Flacco c. 25. *Memnon*, Phot. c. 33. p. 729. *Fabric.* ad *Dion.* C. l. p. 46 seq. 41) *Plutarch.* Sylla III, 96 seq. 42) *Appian.* p. 193 seq. *Diodor. Sic.* ecl. 37, 1. *Plut.* III, 97. 43) *Plut.* l. l. III, 104. 44) *Plut.* l. l. 12ß. coll. *Appian.* l. l. 45) *Memn.* Phot. c. 37. p. 733. *Dio Cass.* I, 74 ex *Plutarcho.*

etwa auch hier Galater sich in Mithridates' Heere treulos den gebietenden römischen Schutzherren gegenüberstellten, als habe Mithridates damals vor seinem Zusammentreffen mit Sulla Galatien den Römern entrissen gehabt. Soviel steht fest, daß neben Thraciern, Skythen und Kappadociern, neben Bithyniern und Phrygiern in dem 120,000 Mann starken Heere des Mithridates auch Galater in reicher Zahl standen [46]), und daß Mithridates namentlich ihren Beistand, da ihr Name von jeher Rom geschreckt, vor der Schlacht rühmend in einer besondern Rede hervorgehoben hat [47]). Nach der verlorenen Schlacht wüthete er deshalb in gleichem Grade grausam in Galatien hauptsächlich gegen die, welche er im Verdacht haben mochte, daß sie ihre Freundschaft und Treue gegen ihn nur kaum noch bis zu Sulla's etwaniger Ankunft bewahren möchten. Deshalb lud er zunächst Galatiens Vierfürsten (s. u.) wie zum Gastmahle vertraulich zu sich ein, und ließ Alle — mit Ausnahme von dreien, denen die Flucht gelang — mit Frauen und Kindern, auch Freunde ihm und die ihm noch nicht unterthan waren, unvermuthet überfallen und niedermetzeln; darauf zog er ihre Güter ein und setzte Galatien einen Statthalter. Freilich dauerte dessen Herrschaft und Stellvertretung nicht allzu lange, denn mit bewaffneter Hand kehrten jene Flüchtigen bald in ihre Heimath zurück und jagten den Fremdling außer Landes. Nichts blieb dem Mithridates mehr, als erpreßtes galatisches Gut. Sulla selbst (*Appian.* p. 206 und 209) misbilligte des Mithridates Grausamkeit gegen Galatiens Bewohner. Seiner Verwendung dankte Galatien seine Freiheit. Natürlich nahm hier der Vermittler das Interesse der römischen Politik in diesen Gegenden ganz besonders wahr. Dagegen berührte der zweite Mithridatische Krieg Galatien nur in soweit, als es dem Murena zur Position diente vor und nach der unredlichen Wegnahme Comana's in Pontus. Als jedoch, unter ganz veränderten Aussichten, zum dritten Male Mithridates gegen Rom die Waffen zu erheben entschlossen war, trat er mit dem kühnen spanischen Agitator Sertorius gegen das vielfach in Anspruch genommene Rom in Unterhandlungen, und Sertorius sandte dafür seine Abgeordneten an den König ab, die ihm im Namen des Sertorius den Besitz von Asien, Bithynien, Paphlagonien, Pontus und Galatien zusprechen sollten [48]). Mit drei von Sertorius zugeschickten Anführern und einem nach römischer Art geübten und disciplinirten, freilich aus allen Landen — selbst aus europäischen Miethstruppen zusammengesetzten Heere von 156,000 Mann (nach Appian's Angabe p. 222) beginnt er den neuen Kampf gegen Rom. — (Wir übergeben hierbei, was unserm Zwecke und unserer Aufgabe nicht unmittelbar angehört —). Lucullus, bald allein Oberbefehlshaber der Römer, ist glücklich in seinen Unternehmungen gegen ihn; bald rückt er über Bithynien, Paphlagonien und Galatien gegen Pontus vor, und entsetzt das bedrängte Cyzicus. Nach vielem Schwanken des Kriegsglücks, (wo selbst inzwischen einer der Vierfürsten Galatiens, Dejotarus, den königlichen Feldherrn Eumachus, — der blutgierig Rache an römischen Unterthanenfamilien nehmend, Phrygien durchstreifte — aufs Haupt schlug und aus Phrygien verjagte, und während der römische Feldherr oft an dem Nöthigsten Mangel litt, 30,000 Galater aber stets Getreidevorräthe in das Lager schleppten,) gelang es dem Lucullus beinahe, den unruhigen Gegner lebendig zu fangen. In Kappadocien war es, wo galatische Reiterei ihn zur Flucht zwang und wenig fehlte, daß er ihnen selbst in die Hände gefallen wäre. Da ließ er schnell die Kostbarkeiten und Schätze, die seine Maulthiere ihm nachführten, rings umherstreuen und entkam so noch mit genauer Noth durch diese auf die Habsucht und Beutelust der Galater wohlberechnete List [49]). Mit Tigranes II. im Bunde, Syriens und Armeniens Könige, oder als Vertriebener mehr von ihm geschützt [50]), setzte er darauf seine Kämpfe gegen Rom so lange fort, bis Lucullus dem unfähigen Glabrio, dieser dem C. Pompejus in Führung des Feldherrnamts weichen mußte. Zu Danala in Galatien unterredeten sich noch einmal Lucullus und Pompejus (*Plut.* 309), dann folgte das römische Heer dem Mithridates Tag für Tag in Eilmärschen; denn dieser, der 45 Tage lang, meistens nur bei Nacht aufbrechend, sich zurückzog und die Römer durch Mangel aufzureiben glaubte, wendete sich nach dem Euphrat. An einem mondhellen Abend trafen unverhofft, nach Besetzung aller Zugänge die Römer Vorbereitungen zu einem Angriff, als sie des Mithridates Heer wiederum sich gegenüber sahen. Nach zweifelhaftem Streite beim bleichen Zwielicht des Mondes, das täuschend die dunklen Schatten beider Armeen mit den Gegenständen rings auf den Ebenen am Euphrat vermischte, trat endlich doch das Siegsglück auf die Seite der Römer. Kaum entkam der König selbst. Seine weiteren Schicksale s. unter dem betreffenden Artikel. Zu Panticapäum fand endlich dieser 40jährige Feind der Römer durch die Hand des Gallier Bitotus (oder Bitovius) den selbsterbetenen Tod. Pompejus aber zog nach seinem Siege in den Staaten Kleinasiens umher, Strafen ob der Abtrünnigkeit, Belohnungen ob der standhaften Anhänglichkeit nach Gebühr austheilend. Wie nun Tigranes Großarmenien, Pharnakes den Bosphorus bekam, so bestätigte er aufs Neue dem ganzen Galatien seine herkömmlichen Tetrarchien. Dem Dejotarus namentlich, den er außerdem mit Kleinarmenien und einem Theile von Pontus, von Iris bis Colchis hin, beschenkte, verlieh er den königlichen Titel [51]), — aber nicht von Galatien; und dem Galater Bogodiatorus gab er die Stadt Mithridatium, die nachmalige Magnopolis. — Auch den M. Crassus begleiteten zehn Jahre später Galater auf seinem Zuge gegen die Parther [52]), — wie Dejotarus, der Freund dieses Crassus und des M. Tullio Cicero, den er als damaligen Proconsul mit seinem Sohne bei dem Observa-

46) *Appian.* p. 197. 47) *Justin.* XXXVIII. c. 4. §. 9. Vergl. bei demselben XXV, 2. 48) So Appianus. Nach Plutarch wäre aber Galatien nicht, sondern nur Bithynien und Kappadocien ihm zugesprochen worden.

49) *Appian.* p. 227. *Memnon*, Phot. c. 46. p. 741. 50) *Plutarch.* 265—272. 51) *Appian.* p. 251. De bell. Syr. 119. *Eutrop.* VI. c. 11. *Strabo* XII. p. 376. *Vaillant*, Imp. Achaemenid. p. 170. 52) *Plutarch.* Crassus I. p. 559. coll. *Appian.* Bell. Parth. c. 77. p. 145. *Dio Cass.* XL.

tionscorps in Kleinasien begleitete, hielten auch die andern Tetrarchen Galatiens an Pompejus fest, als später im Bürgerkrieg Cäsar und Pompejus gegen einander standen. Dejotarus war damals schon bejahrt, ihm zur Seite waren aber Tarcundarius Castor, Schwiegersohn des Dejotarus, und Donilaus, welche mit cilicischen, kappadocischen und andern Hilfstruppen den rechten Flügel des Heeres bei Pharsalus unter Pompejus bildeten [52]). Bei Ephesus verließ er erst den flüchtigen Feldherrn und setzte verkleidet seine Reise ins Innere Asiens allein fort. Cäsar legte auch ihm eine schwere Geldbuße auf [54]). Zwei seiner galatischen Legionen, von ihm selbst nach römischer Art eingeübt und disciplinirt — deshalb auch den Namen Dejotariana tragend [55]), — gingen darauf später auch unter Domitius Calvinus, Cäsar's Statthalter in Asien, dem Pharnakes, Sohne des Mithridates des Großen und Könige im Bosphorus, entgegen, als dieser Kappadocien und Kleinarmenien widerrechtlich beunruhigte, wurden aber geschlagen. Als aber Cäsar selbst Cilicien und kurz nachher Galatien besuchte, und Dejotarus ihm reuig entgegenging, stellte sich jener an die Spitze der galatischen Legion des Dejotarus und seiner Reiterei, und endete, die heuchlerische Buße des hinterlistigen Pharnakes klug durchschauend, in Gemeinschaft mit Dejotarus mit einem furchtbaren Schlage der Räuberkrieg des Rebellen. Daneben nahm aber der siegreiche Cäsar dem Dejotarus seine Tetrarchie, über die er Mithridates von Pergamus, einen Nachkommen der alten Tetrarchen Galatiens, setzte, und einen Theil Armeniens, den er dem Ariobarzanes III., Könige von Kappadocien, übergab [56]). Es ist bekannt, daß Cäsar dafür dem rachebrütenden beleidigten Gastfreunde (und Feinde in Einer Person) in Galatien fast hätte als Opfer fallen können. Als nun aber Cäsar in Rom ermordet worden war, riß Dejotarus von Neuem Armenien und seine galatische Tetrarchie wieder an sich, die ihm außerdem nach Cäsar's Testamente auch wieder bestimmt war [57]). Als aber bei dem neuen Kriege zwischen Octavius, Antonius und Cassius Letzterer, damals Proconsul Syriens, des Dejotarus und seiner Legionen Hilfe beanspruchte [58]), da trug dieser doch Bedenken, durch die vorgängigen Erlebnisse klüger gemacht, aufs Ungewisse hin sich wiederum der Einen Partei anzuschließen, und verweigerte den erbetenen Zuzug unter dem Vorwande der Schutzbedürftigkeit gegen seine lauernden räuberischen Nachbarn. Nur Brutus, sein näherer Freund und — wie man meint — einst sein Vertheidiger bei Cäsar [59]), bekam von ihm eine starke galatische Hilfsschar, die unter Amyntas bei Philippi in Brutus' Heere focht. Andere Tatrarchen stellten Fußmannschaft [60]). Unter Brutus siegten auf der einen Seite, unter Cassius unterlagen auf dem andern Flügel die Kämpfenden. Nach der Schlacht aber ging Amyntas mit den Truppen des Dejotarus zum Feinde über [61]). Galatien wurde dennoch nachmals nach Brutus' Tode, gleich den übrigen abtrünnigen Provinzen, vom Antonius mit schwerem Tribute belastet, obschon es auch wahrscheinlich ist, daß Amyntas anderntheils wegen seines Übertritts mit einer Tatrarchie und dem Königstitel belohnt worden ist [62]). In der Folge leistete Amyntas mit seinen Galatern noch dem Antonius wesentliche Dienste, blieb aber auch ihm nicht treu, sondern ging mit den Seinen bei Actium zum Octavianus über (*Plut.* vita Antonii; *Dio Cass.* I. *Horat.* ad Maecen. ep. IX, 17). Dafür erhielt er nun ganz Galatien. Augustus machte es dann nach Amyntas' Tode zur römischen Provinz (s. u.), und M. Lollius war daselbst der erste Prokrátor. Ebenso erging es dem den Trocmern benachbarten Theile des Pontus, der unter Teporgus, einem Nachkommen galatischer Tetrarchen, stand (*Strabo* XII). Unter den folgenden Kaisern wurde auch noch Paphlagonien hinzugeschlagen; unter Constantin zerfiel jedoch diese große Provinz wieder in mehre kleinere, und nur das wirkliche Galatien blieb als eigene Provinz noch für sich. Vergebens versuchten im Kampfe Aurelian's gegen Zenobia noch einmal die Gallier sich gegen jenen zu erheben, um die Zenobia zu unterstützen; Wichtiges leisteten sie nicht mehr auf dem Kampfplatz. Dagegen hatte sich seit Einführung des Christenthums bei ihnen (s. art. *Paulus* sect. III. XIV. p. 197 seq.) nach und nach auch die Mystik in Galatiens Grenzen heimisch gemacht und unter Kaiser Julian's ihr zugethaner Regierung machte auch das Priesterwesen hier bedeutende Fortschritte. Dazu wird von Sklavenhandel berichtet, den die Galater in Kleinasien mit gothischen Sklaven getrieben hätten [63]).

Was nun zunächst ihr Kriegswesen anbetrifft, so wissen wir, daß sie wie rastlos herumschwärmende Freibeuter von Anfang an die Sitte hatten, auf Wagen ihre Familien und Habseligkeiten mit sich zu führen, was überhaupt bei den wandernden Stämmen der Gallier nichts Ungewöhnliches war. Öfters bestand kaum die Hälfte des sogenannten Heeres aus wirklich bewaffneten und schlagfertigen Streitern; die Mehrzahl waren meistens nachziehende Anverwandte. Wie dies überhaupt aus directen und indirecten Zeugnissen und Andeutungen glaubwürdiger Autoren hervorgeht, so läßt sich daraus auch erklären,

53) *Caesar*, Bell. civ. III, 4. *Appian.* b. c. II, 472. *Vellejus P.* II, 53. *Cic.* De divin. II. Orat. pro Dejotaro V. u. X. (vergl. d. Art. Dejotarus, I. Sect. 23. Bd. S. 353. add. I. Sect. 29. Bd. S. 152). — *Lucanus*, De bello civ. VII:

— sicci sed plurima campi
Tetrarchae regesque tenent, magnique tyranni,
Atque omnis latio quae servit purpura ferro.
Inde truces Galli solitum prodistis in hostem.

coll. lib. VIII. 54) *Hirtius*, De bello Alexandrino c. 34, I. coll. *Cic.* pro Dejot. c. IX. 55) s. I. Sect. 29. Bd. S. 152. 56) *Hirtius* l. l. c. 78. *Cic.* De div. II. Orat. Philipp. II. pro Dejot. III. XIII. *Dio Cass.* XLII. p. 183. 207. add. *Strabo* XIII. p. 429. 57) *Cic.* Orat. Philipp. II. 58) Der Senatserlaß auf Cicero's Vorschlag lautete (Philipp. XI, 31): „regem Dejotarum patrem et regem Dejotarum filium, si, ut bella multis saepenumero imperium Populi Romani juverint, item C. Cassium Proconsulem copiis suis opibusque juvissent, senatui Populoque Romano gratum esse facturos: itemque si caetari reges, tetrarchae, dynastaeque fecissent, Senatum P. Q. R. eorum officii non immemorem futurum."

59) *Quintilianus* s. *Tacitus*, De oratore XXI. c. II. 60) *Dio Cass.* XLVII. p. 341. *Appian.* IV. p. 640. 61) *Dio Cass.* l. l. p. 355. 62) *Appian.* p. 715. *Dio Cass.* XLIX. p. 411. 63) *Ammian. Marcell.* XXII, 7.

wie es möglich gewesen, daß vom Weiber- und Kindermorde der Galater — wie im Kampfe gegen Gonatas —, oder von Ausrottung der galatischen Familien — wie durch Prusias — die Rede sein konnte. (Übrigens standen namentlich die Weiber bei allen galatischen und germanischen Völkerschaften als Rathgeberinnen, Weissagerinnen, Theilnehmerinnen, mittelbare oder unmittelbare Helferinnen im Kampf u. s. f. in hohem Ansehen.) [64]). Ihre Bewaffnung selbst war natürlich der der übrigen Gallier gleich. In der Rechten je zwei der sogenannten Gaesa — Wurfgeschosse mit längerer eiserner Spitze [65]) — die vor dem Angriffe mit Speer und Schwert auf den Feind geschleudert wurden, ihre schweren und langen, vorn der Spitzen entbehrenden Schwerter an den Hüften — mühseligen Gebrauchs trotz ihres kräftigen Schwunges und beim Fußkampfe, wo Mann gegen Mann, fast unbrauchbar [66]) —, mannshohe hölzerne, mit Fellen bezogene Schilde (θυρέους), die nur spärlich breit, am Arme [67]), die nöthigenfalls zu Kähnen dienten, — so traten sie gewaffnet — übrigens fast nackt [68]) — vor den Feind. Ausgezeichnet gerüstet und bedient, ihrer Organisation nach eigenthümlich denkwürdig war ihre Reiterei, die *Pausan.* Phoc. XIX. p. 844 beschreibt, die sogenannte Trimarcisia (s. d. Art. coll. *Liv.* XLIV, 26, 2. *Velserus* l. II. p. 44. *Diod. Sic.* in exc. *Peiresc.* p. 313). Stürmisch, aber häufig nur zu unvorsichtig, war ihr Angriff, wenn auch nicht immer planlos ihre Aufstellung. Ungünstige Augurien und misdeutete Naturereignisse oder Zeichen (s. o.) konnten zuweilen ihren Muth zügeln [69]), öfters, und namentlich von Dejotarus' Zeit an, schienen sie ihnen von geringerem Gewicht [70]). Dazu pflegte Habsucht und Beutelust ihren Kampfsinn zu erhöhen [71]) (avidissima rapiendi gens — *Liv.* XXXVIII, 27, 7); humiliorum, meint deshalb Justin von ihnen (XXVII, 3), semper mercenaria manus; im Kampfe selbst waren sie oft beispiellos grausam, und mehrmals bluteten ihre Gefangenen als Opfer ihren Göttern [72]), — wie ja überhaupt der Mord, sogar an Ältern und Kindern verübt, selbst bei den namhaftesten Herrschern der kleinasiatischen Reiche (wir erinnern nur an den genannten Mithridates und Dejotarus) an der Tagesordnung war. Wenn aber gleich ihr Angriff stürmisch, war doch ihre Ausdauer im Kampfe nur gering [73]), und wurde dies mehrmals Ursache ihrer größten und zahlreichen Verluste. Außerdem waren sie unzuverlässig, oft treulos, gewöhnlich rachgierig und hinterlistig; Führer und Untergebene meistens gleich. Daß sie stumpfsinnig von Natur gewesen, wie man hier und da aus des Apostels Paulus oft wiederholter Anrede „ἄνοητοι Γαλάται" hat entnehmen zu müssen geglaubt, läßt sich hierdurch durchaus nicht erweisen (s. *G. Hofmanni* Diss. de stupidis Galatarum ingeniis [Lips. 1728.]), und widerspricht, abgesehen von andern Gründen, schon äußerlichen triftigen Zeugnissen bewährter alter Autoren. Mit griechischer Bildung bekannter geworden, sollen sie sogar griechischem Geiste, griechischer Weisheit und Kunst zugänglich gewesen sein [74]). Die Geschichte nennt manchen berühmten, profan und kirchlich hervorragenden Namen galatischen Ursprungs.

Über ihre Religion und ihren Cultus von den Zeiten ihrer Einwanderung an bis zur Verbreitung des Christenthums unter ihnen läßt sich zwar nichts ganz Zuverlässiges sagen, doch erwähnen die Alten, daß die Galater neben dem hergebrachten Ceremoniendienst, den vaterländischen Göttern Galliens nach wie vor gewidmet, noch mit besonderer Auszeichnung ebenso den Teut, wie die Diana verehrt hätten [75]), deren Priesterin einstmals Camma, des Tetrarchen Sinoroges Gattin, war; ferner den Herkules, Bacchus, zu Pessinus die Cybele und den Attys (man hat ja fälschlich auch die Gallos, jene entmannten Phrygier, die den Cybeledienst in Rom versahen, späterhin mit diesen Galatern in Pessinus in Verbindung gebracht). Soviel scheint aber bestimmt angenommen werden zu müssen, daß die Galater bald dem griechischen Cultus sich mehr und mehr zuneigten, und daß sie darüber ebenso bald ihrer eigenen Götter — selbst der Druiden, ihrer geheiligten Mittler — gänzlich vergaßen. — Ähnliche Ungewißheit herrscht über ihre Sprache, obgleich sich hier auch wol einige Anknüpfungspunkte zu Conjecturen bieten. Obgleich nämlich die Galater sich mit den griechischen frühern Bewohnern ihres Landes mischten, sodaß sie auch deren Sprache mit der Zeit erlernten, so blieb dennoch wahrscheinlich auch neben dieser neuen ihre Landessprache in eigenem Gebrauch bis zu Hieronymus' Zeit. Hieronymus selbst nennt letztere der Sprache der Trevirer (Trier) übereinstimmend [76]). Überreste ihrer alten Landessprache finden sich bei Pausanias (Phoc. p. 848. 890), Hesychius (lex. ed. *Schrevel.* s. v. ἔντριτον, ἔνθρυπτα, *Δεκάνιδες*), Epiphanius u. A. (in *Suiceri* thes. eccl. s. v. *Tascadrugi*, *Tascodrugitae*, gr. *Passalorinchitae*). Auch die lykaonische Sprache, die in Lystra (Actor. XIV, 11) gesprochen wurde, wird, nach *Plin.* H. N. V, 32 u. A., mit der galatischen Ursprache in Ein-

64) *Eustathius* ad Iliad. VI. p. 626, 44. ed. Rom. — coll. *Tacitus*, Germ. VII. *Plut.* De virt. mul. opp. Tom. II. p. 246. *Polyaen.* VII, 51. 65) *Strabo* IV, 136. *Servius* ad *Virg.* Aen. VII. *Claudianus* l. II. in *Eutropium* v. 248; in Stilichonem l. II. v. 241. *Virgil.* Aen. IV. al. *Augustinus* l. VI. locut. de Jesu Nave (ad Jos. VIII, 18), opp. Tom. III. p. 133. — LXX in Jos. VIII, 18. Judith IX, 9. coll. *Humfredus Hody*, De bibl. textibus originalibus II. c. 8. — Abbildungen davon in *Lazius*, De gentium migrat. lib. V. p. 154. 66) *Polyb.* II. c. 33. *Suidas* s. v. διαρσις u. ἀποξυσαγροῦνται. *A. Gellius*, Noct. Att. IX. c. 134. coll. *Liv.* XXII, 46. *Florus* I, 13 al. 67) *Pausan.* Phocic. XXI, 4. *Liv.* XXXVIII, 17, 3. 21, 4. *Polyb.* II, 30. *Strabo* IV. p. 136. 68) *Polyb.* II, 28. *Polyaen.* Strat. VIII, 10, 3. *Liv.* XXII, 46, 6 und XXXVIII, 21, 46 al. *Diod. Sic.* V. *Appian.* Bell. Syr. 99. 69) *Polyb.* V. p. 421 und 447 seq. 70) *Cic.* De divin. II. 71) *Polyb.* II, 22. 72) *Diodor. Sic.* in excerpt. *Peiresc.* p. 317. Coll. *Vales.* not. ad h. l. p. 50. *Cic.* pro Fontejo XX. *Strabo* IV. *Liv.* l. l. c. 47, 12.

73) *Florus* I, 4. *Appian.* ap. *Suidam* s. v. ἄδην. 74) *Wernsdorf* l. l. VI, X. 75) So *Polyaen.* VIII, 38. 76) *Hieronymus*, Prooem. lib. II. in Galates p. 172. — Die Kenntniß der Muttersprache neben der griechischen schließt man u. A. bei den Galatern aus einer häufig wiederkehrenden Erzählung bei *Val. Max.* VI, 1. 2. coll. *Plut.* De virt. mul. Tom. II. p. 258; vgl. *Liv.*, *Flor.*, *Aur. Vict.* al.

klang zu bringen gesucht (cf. *Jablonski*, De lingua Lycaonica disput., coll. *J. F. Guhling.*, De Lycaonica lingua a Pelasgis Graecis orta, diss. [Viteb. 1726.]; *E. A. Schulze*, De Galatarum lingua diss. [Francof. 1757.]; Adelung, Älteste Geschichte der Deutschen S. 98 fg.).

Ihre ältere Verfassung kennen wir schon aus Strabon (XII, 567). „Da sich," schreibt er, „diese drei Völkerschaften einer gemeinschaftlichen Sprache bedienen, auch sonst in allen andern Dingen zwischen ihnen kein Unterschied zu bemerken ist, so verglichen sie sich und theilten jeden dieser drei Hauptheile in vier kleinere, die sie Tetrarchien nannten. Einer jeder solchen Tetrarchie ward ein Tetrarch [77]), ein Dikastes [78]), ein Stratophylax [79]), ingleichen zwei Hypostratophylaken [80]), die unter dem Tetrarchen standen, vorgesetzt. Außer diesen hatten sie noch einen Senat, der aus 300 Personen bestand und der Rath der XII Vierfürsten genannt wird. Dieser versammelte sich an einem Orte, welcher Drynaemetum hieß [81]), und sprach über alle peinlichen Angelegenheiten, indem das, was sonst vorfiel, von den Tetrarchen und Dikasten abgethan ward. Dieses war also die alte galatische Verfassung, die vor nicht gar langer Zeit abgeändert worden ist. Denn das Land kam erst unter drei, dann unter zwei verschiedene Herren; und zuletzt ward es gar dem einzigen Dejotarus unterwürfig gemacht ꝛc." — Daß selbst unter ihren Fürsten reges, reguli, subreguli, regales, duces, principes bei den römischen Schriftstellern genannt) die galatischen Stämme ihrer vollen Freiheit genossen, von einander und von ihren Königen ziemlich unabhängig waren (denn diese besaßen zu keiner Zeit absolute Gewalt) [82]), ist aus mehr denn Einem Grunde gewiß. Übrigens scheint nach Allem die Würde der Tetrarchen nicht erblich, auch weniger einträglich als ehrenvoll gewesen zu sein. Die Magistrate der Städte waren wiederum diesen untergeordnet; sie und die Bevölkerung zusammen bildeten eine Art Senat (ἡ βουλὴ καὶ ὁ δῆμος Σεβαστηνῶν — ἡ βουλὴ καὶ δῆμος τῆς μητροπόλεως Ἀγκύρας ..., wie sich auf Denkschriften öfters findet), die gemeinsam beriethen und Einzelbeschlüsse faßten. — Als aber die Römer endlich Galatien förmlich zur Provinz umwandelten (*Strabo* XII. *S. Ruf.* II. *Dio Cass.* LIII, 26), hatte sich ihre Politik in Bezug auf die freie Einrichtung und die Selbständigkeit des Landes geändert, in deren Interesse es bisher gelegen hatte, in Galatien ein freies Volk sich dienstbar zu halten, als Schutz und Wehr zur Zucht der unablässig tumultuirenden übrigen asiatischen Staaten. Wir haben einzelner Veränderungen schon gedacht. Den Tetrarchen wurden willkürlich Landesantheile genommen und — allerdings nicht mehr wie früher legibus Gallograeciae, jure gentis et cognationis — andern gegeben, Tribute wurden erhoben, und Cicero konnte schon vom Dejotarus sagen (pro Dejot. V.): venit vel rogatus ut amicus, vel accersitus ut socius, vel evocatus, ut is, qui senatui parere didicisset. Festus (breviar. XII.) schreibt: postea Galatiam Dejotarus tetrarches nobis permittentibus tenuit. Die Tetrarchen wurden schon zur Zeit der ausbrechenden Bürgerkriege φιλορωμαῖοι (s. *Suidas*) zu sein genöthigt. Ein Proprätor stand über allen Notabeln Galatiens. Solcher Zustand dauerte fort, bis vier Jahrhunderte später der Kaiser Valens (a. 378) Galatien in zwei Theile schied, Galatiam primam und secundam oder salutarem. Jenes bekam ein Consular, dieses ein praeses (s. *Hierocles* synecdemo, ed. *Wesseling.* [Amst. 1735.] p. 696); jenes wurde deshalb auch als Galatia proconsularis bezeichnet [83]). So blieb es unter den christlichen Kaisern. Als nachmals die Sarazenen das Gebiet des Kaiserreichs in Asien verkürzten, wurden die Grenzen Galatiens durch Hinzugabe eines ansehnlichen Theils von Bithynien erweitert. Hier war es, wo die Benennung thema für die neuen einzelnen Provinzen aufkam (s. o.) und der Name eines Galatiae buccellariorum sich findet. Jetzt geht es in Ejalet Anadoli und Karaman auf.

Daß Galatiens Boden durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet und eine reiche Fülle an Lebensbedürfnissen erzeugt, wird mehrseitig dargethan. So preist Strabon (l. c.) τὴν εὐδαιμονίαν Galatiens, die Güte und Ergiebigkeit der fruchtbaren Äcker am Halys; so ferner Stephanus Byz. (s. v. *Phrygia*) das schöne Phrygien, dessen „schönsten Theil" die Galater sich unterworfen; und ein alter anonymer Geograph des IV. saeculi (autor ἐξηγή-

77) cf. *Salmasius*, De Luc. III, 1 in collect. *Wallaei*: Quod ad tetrarchiae nomen attinet, fallitur si quis putat Tetrarchiam esse quatuor provinciarum aut oppidorum principatum: ut ex Plinio constat vel singulae urbes in Phoenice ac Syria fuere Tetrarchiae. Proprie tamen ea vox significavit quaternorum simul in una eademque provincia vel gente principatum: cum regio aliqua vel natio a quatuor viris regitur. Singuli dicuntur Tetrarchae et singulorum administratio τετραρχία. Sic τρίαρχαι sunt Triumviri. Über des Plinius Irrthum, der „CXCVI" Völkerschaften und Tetrarchien annimmt, s. *Salmas.* ad *Solinum* p. 877. 78) Δικαστὴς, judex, — „bei dem die oberste Gewalt in Ansehung der bürgerlichen Einrichtung und der Polizei bestand." — Penzel, Anm. zu Strabon. 79) Στρατοφύλαξ, praefectus exercitus, wie es Xylander übersetzt, dux belli. 80) Ὑποστρατοφύλαξ, stratophylacis vicarius, legatus. 81) Δρυναίμετος, comp. aus Δρυ — αἱμετος, hat man durch Trin (Dryn) — Heimath — erklärend wiedergegeben, domicilium trium sc. populorum, und sich berufen auf Bohemia (Bojenheim, Heimath der Bojer); Tolistobojer (To liste Bojen, extremi atque ultimi Boji; oder: to liste Bojie = les Boies enrollés, für die Soldatenliste ausgehobene; auch die List beuger, qui fraudes hostium infringant); Tectosager (= Teut's Söhne; oder: die echten Saxen, legitimi Saxones; oder: dick, dicht — sagati, densis sagis vestiti; auch tecti sagis); Trocmi (= trock mied, μηδὲν ἀναβαλλόμενοι, moram devitantes); cuballum, Kuh-wall, wo Kuhheerden gehalten wurden; Brennus = Brenner, Mordbrenner; Cambaules, Kampwald; Leonnorius, Löhnhart; Lutarius, Luther, Lothar u. a. — worüber man die spitzfindigsten Untersuchungen mit größtem Scharfsinn und einem Aufwand von Gelehrsamkeit von verschiedenen Seiten geführt findet. — Vergl. auch *Hofmann*, Disp. de profanis Galatarum conciliis. (Lips. 1728.)

82) Das Verhältniß derjenigen Könige, die Rom verbündet oder untergeben waren, beleuchtet *J. G. de Berger*, Diss. de regibus inservientibus. 83) *Gruteri* Inscript. p. 402. num. 4 (s. *Cellarius*, Orb. ant. II, 173). — Über Gal. prima et secunda s. *Car. a S. Paulo*, Geograph. sacra cur. *Holstenii*. (Amstelod. 1704.) p. 249. Übrigens ist seine Angabe der Grenzscheiden und Theile nicht ohne Vorsicht hinzunehmen.

σιως ὅλου τοῦ κόσμου ed. a *J. Godofredo* a. 1628. c. 22 u. 25) ſagt von ihm: *Γαλατία ἄρτον θεῖον καὶ ἡδιστον ἐσθίειν λέγεται* (divino et eminentissimo pane vesci dicitur). Plinius (l. l. V, 32) nennt ebenfalls wenigſtens den Theil des Binnenlandes, welches Tectoſagen und Teutobodiaker inne hatten, uberrimam partem Cappadociae; ergiebigen Fiſchfang boten die Flüſſe; Wein, Oliven u. a. die meiſten Berge; zahlreiche und treffliche Heerden weideten auf den Fluren; edle Metalle und edle Steine gaben die Tiefen der Erde; Bauſteine viele Ebenen und verſchiedene Holzarten die Wälder; daneben richteten aber auch kahle Berge ihr nacktes Haupt über ſteinigem oder ſumpfigem Lande einzelner Gegenden auf. — Mit einzelnen Landesproducten wurde auch Handel getrieben [84]). — Von namhaften Bergen gedenken wir beſonders des Magaba (ſ. o.; *Liv.* l. l. XIX, 26), der ſpäter Modiacus genannt; des felſigen Olympus (ſ. o.) zwiſchen Ancyra und dem Fluſſe Sangarius (ein Berg, jetzt Aladag genannt und von *Liv.* l. l. c. 19 anſchaulich genug beſchrieben); des Adoreus, auf dem die Quelle des Sangarius (*Liv.* l. l. 18); des Agdiſtis (benannt von jenem mythiſchen Agdiſtis, dem entmannten Hermaphroditen, der in der Sage von *Ἄττης* [Attis, Attys] vorkommt, ſ. 1. Sect. 2. Bd. S. 184 dieſer Encykl.), auf dem des Attys Grab gezeigt wurde; des Ancyrium, des Berecynthius — der peſſinuntiſchen Göttin (ſ. o.) heilig; des Brianeas, geheiligt durch die Erinnerungen an S. Georg und S. Theodorus; des Dindymus (*Strabo* XII; *Ptolemaeus* l. l. p. 122); des unerſteigbaren Olgaſſys; — von Flüſſen des geſchlängelten Halys (Kiſil Irmak), den der einwandernde Galater — pro Rheno poturus Halyn — ſich zur Marke ſetzte; des ſagenreichen Gallus (*Plin.* XXXII, 11. *Ovid.* Fast. l. IV. *Steph. Byz.* s. h. v. und Flaccus' Anmerk. hierzu in *Berkelii* edit. *Stephani* l. c.; coll. Etym. M. s. h. v., *Cellarius*, Orb. ant. II, 172 al.); des Lycus, oft von den Alten erwähnt; des Siberis, ausführlich von Procopius (De aedificiis Justiniani l. V, 4) beſchrieben; des früher Xerabates, vielleicht auch Coralius, ſpäter Ava, Ayala, jetzt Sakarja genannten Sangarius (den ſchon Homer nennt, coll. *Strabo* XII; *Liv.* XXXVIII, 18 al.; ſ. unter Art. Agdistis — Attys) — und des ſalzigen großen Sees Tatta. — Von Städten erwähnen wir aus Galatia prima nur Ankyra (ſ. 1. Sect. 4. Bd. S. 150 fg.), den Hauptort der Tectoſager und Mittelpunkt von ganz Galatien; Ambrena in demſelben Bezirke; ebendaſelbſt: Anaſtaſiopolis — ſeit dem concilium Constantinopolitanum VI., dem der hier anweſende Archimandrit S. Theodoſius beiwohnte, mit dieſem Namen, früher wahrſcheinlich Laganea genannt (*Bingham*, Orig. ss. Tom. III. p. 478. ed. lat. Halens.); Aliaſſum (Itinerar. Hierosol. ed. *Wesseling*. p. 575); Andrapa (eod. l. p. 576); Gorbeus, Caſtell und Sitz des vom älteren Dejotarus ermordeten Caſtor Saocondarius, das Ptolemäus als Corbenutus, das Itinerar. als Corvenuta aufführt; Juliopolis, ein früherer „Gordius vicus" Bithyniens, im 3. Jahrh. (*Wesseling*. l. l. p. 574) Galatien zugetheilt, mit einer Colonie der Römer; die Tempel- und Kloſterreiche Siceon (Act. ss. mens. April. Tom. III.; add. vit. S. Theodori, J. Baptistae, S. Gemelli und S. Georgii martyrum, S. Christophori al.). — Aus dem Gebiete der Trocmer nennen wir, Galatia prima ebenfalls gehörig, nur: Tabia (Tabium, Tavium), die Metropole der Trocmer von Ancyra (nach dem Itinerar. Ant.) fünf Tagereiſen, jede zwiſchen 4—5 geographiſcher Meilen, in Allem 116 milliar., d. h. in geradem Durchſchnitt 18 geograph. Meilen entfernt (ſ. Mannert, Geographie der Griechen und Römer V, 53), von Strabon *Ταβίον*, von Ptolemäus *Ταεῖον* genannt, allgemeiner Handelsplatz des Volkes mit einem Aſyl und einem ehernen Koloß des Jupiter; Danala (ſ. o.); Mithridatium, vom Pompejus (ſ. o.) einſt dem Bogodiatorus geſchenkt, vom Mithridates gebaut und zubenannt, die nachmalige Magnopolis s. Pompejopolis. — Den Toliſtobojern, Galatiae secundae, gehörig: Peſſinus, Hauptſtadt (ſ. d. Art. in dieſer Encykl. 3. Sect. 18. Bd. S. 318 fg.); Alyatti, vermuthlich nach Alyathus von Lydien, Vater des Crösus, benannt; Amorium (Amurium), aus welcher („der Phrygier") Äſopus herſtammen ſoll (ſ. *Planudes* in coll. fab. Aesop. —: *τὸ μὲν γένος ἐξ Ἀμορίου τῆς Φρυγίας κατῆγε τῆς μεγάλης ἐπιλήσιον*); Blucium, wahrſcheinlich das Lucejum des Cicero (Orat. pro Dejotaro, wie Belſer in adnotatt. lib. II. meint), Reſidenz des Dejotarus; Elanei, nachmals Sitz eines Biſchofs; Cuballum (ſ. o.), Kampfort des Manlius und der Toliſtobojer; Germia (Germacolonia), nach Peſſinus eine Zeit lang Hauptſtadt des Diſtricts, die ſpätere Myriangeli (*Wesseling*. l. l. p. 698), oder nach Bingham: Therma; Gordium, ehemals Hauptſtadt ganz Phrygiens, nach Gordius, Vater des Midas, benannt und bekanntlich in der Sage, wie in der Geſchichte denkwürdig; Polybotum, zur Zeit Juſtinian's durch ein Erdbeben zerſtört: — die Hauptſtraßen Galatiens in ihren Verbindungen und Durchkreuzungen, die Lage der Städte zu ihnen u. A. geben alle genannten Itinerarien und die Peutinger'ſche Tafel genau an. — Ein ſehr brauchbares und ſorgfältiges Verzeichniß alles hierher Gehörigen gibt *Hofmanni* Diss. de Galatia antiqua (ſ. o.), nachmals vermehrt durch Wernsdorff's überaus gründliche Studien (ſ. deſſen Diss. de Galatarum republica c. V. pag. 206—255, add. *Mannert* l. l. V, 5. p. 47—78; vgl. auch die betreffenden Artikel in dieſer Encyklopädie).

(*O. Gruber.*)

GALATON (*Γαλάτων*), ein Maler der Alexandriniſchen Periode, wahrſcheinlich unter Ptolemäus Philopator, machte ſich durch eine auf die epiſchen Dichter und auf deren Nachahmung des Homer bezügliche Carricatur bekannt. Er malte nämlich einen ausſpeienden Homer und ſtellte die übrigen Dichter dar, wie ſie das Ausgeſpieene aufſchöpften. So erzählt uns wenigſtens Älianus (Varr. Hist. XIII, 22) und der ihn ausſchreibende Scho-

84) Namentlich wuchs in Galatien ſo ſchön wie irgendwo der frutex coccineus, von den Galatern hyagen genannt. Mit ſeiner Purpurfarbe wurden Imperatorenmäntel gefärbt, wie Plinius berichtet. Tertullianus erwähnt dieſen „Galaticum ruborem;" ſ. *Salmasius* ad *Solinum* p. 272, vergl. *R. Simon*, Grand dictionn. de la bible, s. v. *Galatie*. §. 1. p. 516.

liaſt zu Lucian's Charon (T. III. p. 325 ed. *Lehm.*), wo jedoch der Name dieſes Malers *Γελάτω* geſchrieben iſt, Anderes und Näheres über dieſen Künſtler iſt uns nicht bekannt. (*Baehr.*)

GALATSCH, GALACZ, Stadt im Diſtrict Kohurlui in der Moldau, liegt am linken Donauufer, zwiſchen den Mündungen des Pruth und Sereth, 17 Meilen von der Mündung des Stromes. Die Stadt iſt offen und auch die beſtgebaute der Moldau, indem ſie ziemlich viel ſteinerne Häuſer aufzuweiſen hat. Sie hat etwa 8000 Einwohner (worunter viele Juden), ſieben Kirchen und Klöſter, ein Krankenhaus und einen großen und reichen Bazar. Seit alter Zeit iſt Galatſch der Stapelplatz der Moldau und Walachei, hat Schiffswerfte und einen guten Hafen, in dem Seeſchiffe von 300 Tonnen ankern können. D. Cantemir ſchildert für ſeine Zeit (1770) die Handelsverhältniſſe alſo: „Hierher kommen nicht nur alle Jahre zwei bis drei Mal aus denen am ſchwarzen Meere liegenden Örtern, aus der Krimm, Trapezunt, Sinope, Conſtantinopel, ſondern auch aus Ägypten und ſogar aus der Berberei Schiffe, welche mit Holz aus der Moldau, Eichen, Kornelholz, Tannen, wie auch Honig, Wachs, Salz, Butter, Salpeter, Getreide beladen wieder abfahren." Neuere nennen noch als Handelsartikel Wolle, Häute, Talg, Flachs, Salzfleiſch und Rauchwaaren. Einen ganz neuen Aufſchwung hat die Stadt genommen, ſeitdem Dampfſchiffe auf der Donau gehen; nur die Cholera und die unruhigen Verhältniſſe jener Provinzen laſteten neuerlichſt ſchwer auf ihr. — Manche ſuchen in der Gegend von Galatſch das alte Ariopolis. Cantemir gibt an, daß an der öſtlichen Mündung des Sereth Überreſte einer alten Stadt zu ſehen ſeien, von den Einwohnern Gjergina genannt. Er führt eine dort gefundene Inſchrift an: Imp. Caesari. Div. Filio. Nervae. Trajano. Augusto. Germ. Dacico. Pont. Max. Fel. B. Dict. XVI. Imp. VI. Cons. VII. P. P. Calpurnio. Publio. Marco. C. Aurelio. Ruſo. Am 1. Mai 1789 nahmen die Ruſſen die Stadt und wurden am 18. Aug. deſſelben Jahres hier von den Türken geſchlagen. Am 11. Mai 1791 Friedenspräliminarien zwiſchen Rußland und der Türkei, 1821 Gemetzel zwiſchen Griechen und Türken, am 10. Mai 1828 Niederlage der Türken durch die Ruſſen. (*Daniel.*)

GALAX. Dieſe von Linné geſtiftete Pflanzengattung gehört zu der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und zu der Gruppe der Pyrolaceen der natürlichen Familie der Ericeen. Char. Der Kelch fünftheilig; fünf Corollenblättchen; ein häutiges, zehnzähniges Becherchen trägt auf fünf kürzeren Zähnen die pfriemenförmigen Staubfäden mit zweifächerigen Antheren; die Narbe dreilappig; die Kapſel dreifächerig, dreiklappig, vielſamig. Die einzige bekannte Art, G. aphylla *L.* (Bot. mag. t. 754, G. rotundifolia *Pursh*, Erythrorrhiza rotundifolia *Michaux*, Fl. bor. am. t. 36, *Gärtner fil.* Carpol. t. 210, Solenandra cordifolia *Ventenat*, Malmais. t. 69, Blandfordia cordata *Andrews*, Rep. t. 343, Pyrola urceolata *Poiret*, Anonymos s. Belvedera *Gronov.*), wächſt auf Bergen von Südcarolina, Georgien und Virginien als ein perennirendes Kraut mit kriechender, dunkelrother Wurzel, langgeſtielten, nieren- oder herzförmigen, glatten, geſägten Wurzelblättern, fußhohem, an der Baſis ſchuppigem Blüthenſchaft, ährenförmiger Blüthentraube und kleinen weißen Blumen. (*A. Sprengel.*)

GALAXEA, von Oken in ſeinem Lehrbuche der Zoologie aufgeſtellte Polypengattung, von deren Arten G. anthophyllites und caespitosa zur Gattung Caryophyllia, G. cyathus zur Gattung Cyathina und G. musicalis, fascicularis, cuspidata zur Gattung Anthophyllum gehören. (*Giebel.*)

GALAXIA. Dieſe von Thunberg aufgeſtellte Pflanzengattung gehört zu der zweiten Ordnung der 16. Linnéſchen Claſſe und zu der natürlichen Familie der Irideen. Char. Die Blüthenſcheide einblätterig, einblüthig; die Blumendecke flüchtig, mit fadenförmiger Röhre, etwas offenſtehendem, ſechstheiligem Saume und umgekehrt-eiförmigen Fetzen, von denen die drei äußeren mit einem Nektargrübchen verſehen ſind; die Staubfäden zu einem Cylinder verwachſen, die Antheren eiförmig; der Griffel fadenförmig, mit vieltheiligen Narben; die Kapſel dreifächerig, mit ſehr kleinen, faſt kugeligen Samen. Mit Gewißheit gehören nur zwei Arten, G. ovata *Thunb.* (Nov. gen. II. p. 51. c. ic., *Cavanilles*, Diss. VI. t. 189, *Jacquin*, Ic. rar. II. t. 291, *Lamarck*, ill. t. 568. f. 1, Ixia Galaxia *L. fil.*, Suppl. p. 93) und G. graminea *Thunb.* (l. c., *Cav.* l. c., *Jacqu.* l. c. t. 18. f. 2, *Lam.* l. c. f. 2, Ixia fugacissima *L. fil.* l. c. p. 94) hieher, welche als kleine Zwiebelgewächſe mit gelben Blumen am Vorgebirge der guten Hoffnung einheimiſch ſind. G. narcissoides *Willdenow* (Sp. pl. 3. p. 583, Sisyrinchium narcissoides *Cav.* l. c. t. 192. f. 3) weicht ab durch eine zweiblätterige, meiſt vierblüthige Scheide, hat weiße Blumen und wächſt in Patagonien. (*A. Sprengel.*)

GALAXIAS. Ein kleiner, von Peron in den ſüßen Gewäſſern von Vandiemensland gefundener Fiſch veranlaßte Cuvier zur Aufſtellung dieſer Gattung, die er Anfangs noch mit Esox vereinigt hatte. Joh. Müller hat ſich durch Unterſuchung des anatomiſchen Baues überzeugt, daß Galaxias nicht nur generell von Esox verſchieden iſt, ſondern ſogar aus der Familie der Eſocinen in die der Salmonen verſetzt werden muß, wenn nicht ſelbſt zum Typus einer eigenthümlichen Familie Galaxiae zu erheben iſt. Die Begrenzung des nicht vorſtreckbaren Maules vorn vom Zwiſchenkiefer und ſeitlich dahinter vom Oberkiefer iſt wie bei Microstoma. Die Eier fallen bei Galaxias in die Bauchhöhle und werden durch die Abdominalöffnung ausgeführt und darin ſtimmen ſie mit den Salmonen überein, während ſie durch den Mangel der Fettfloſſe ſich von ihnen entfernen. Valenciennes hat indeſſen die Galarien in der Histoire naturelle des poissons noch in der Familie der Eſocinen aufgeführt. Es ſind im Allgemeinen kleine Fiſche von drei bis vier Zoll Länge, nur ausnahmsweiſe über einen halben Fuß lang. Ihr meiſt gedrungener Körper iſt nackt, völlig ſchuppenlos. Kleine ſpitze Zähne bewaffnen beide Kiefer und ſtehen auf

den Gaumenbeinen in je einer einfachen Reihe, auf der Zunge einige größere Hakenzähne. Die Rückenflosse liegt hinter der Körpermitte über der Afterflosse. Beide wie die paarigen Flossen von wechselnder Größe und Form. Die Rückenflosse wird von 10—11, die Afterflosse gewöhnlich 13—16, die Brustflossen von 12—14 und die Bauchflossen von Strahlen gespannt. Der Körper ist meist von gelblicher oder röthlicher Grundfarbe und mit dunklen Flecken oder Punkten gesprenkelt. Die Arten leben in den süßen Gewässern Neuhollands, Neuseelands und des Feuerlandes.

1) G. truttaceus (*Cuvier* et *Valenciennes*, Hist. natur. des poissons. XVIII. 342. tab. 543. — Esox argenteus *Forster* — Misetes attenuatus *Jennyns*) wird vier Zoll lang und lebt in den süßen Gewässern auf Vandiemensland. Die Schnauze ist dick und rund, beide Kiefer fast gleich, der untere salmonenartig. Die großen Augen treten auffallend zu beiden Seiten des Kopfes hervor und ihr Durchmesser gleicht dem vierten Theile der Totallänge des Kopfes. Die Zwischenkiefer, Unterkiefer, beide Gaumenbeine und die Zunge tragen Zähne, einfache, kegelförmige, leicht gekrümmte; die vier vordern auf der Zunge sind die größten, starke Haken darstellend, fünf stehen jederseits; die einfachen Reihen der Gaumenbeine stehen an deren innerem Rande und enthalten je sieben. Rücken- und Afterflosse sind abgerundet, die Schwanzflosse stumpf, die Brustflossen elliptisch, die Bauchflossen dreiseitig. Rücken-, After- und Bauchflossen sind schwarz gesäumt. Die gelblich röthliche Körperfarbe neigt sich auf dem Rücken ins Grünliche und wird am Bauche lichter. Schwarze runde Flecke sind in mehr oder weniger regelmäßige senkrechte Reihen geordnet und kleinere Punkte stehen dazwischen.

2) G. scriba (*Cuvier* et *Valenc.* l. c. 347) ist schlanker als vorige, mit kürzerer Schnauze, größeren Augen, viel feineren, kürzeren Zähnen, von denen nur die ersten zwei auf der Zunge stark hakenförmig sind, mit längerer Rückenflosse, welche zugleich höher und kürzer ist als die Afterflosse. Die gelbliche Körperfarbe wird auf dem Rücken röthlich und statt der schwarzen Flecke erscheinen feine Punkte in welligen unregelmäßigen Reihen. Wird drei Zoll lang, und lebt in den Gewässern Neuhollands.

3) G. attenuatus (*Cuvier* et *Valenc.* l. c. 348. — Mesites attenuatus *Jennyns*), lebt ebenda und unterscheidet sich durch eine spitzere Schnauze, kleinere Augen, zierlicheren Körperbau, sehr feine Zähne auf der Zunge und in den Kiefern, abgerundete Rückenflosse, kleine Afterflosse und eine zweilappige Schwanzflosse. Die gelbliche Grundfarbe ist oberhalb der Seitenlinie mit regelmäßigen schwarzen Punktreihen geschmückt.

4) G. fasciatus (*Cuvier* et *Valenc.* l. c. 350) aus den süßen Gewässern Neuseelands, hat ebenfalls eine spitze Schnauze und sehr feine Kieferzähne, aber die auf der Zunge sind wieder stärker. Rücken- und Afterflosse abgerundet und hoch, Schwanzflosse stumpf, Brustflosse elliptisch, Bauchflosse abgerundet und auffallend lang. Auf der röthlichen Grundfarbe liegen 12—14 lichte Querbinden und über der Brustflosse ein bläulicher Fleck.

5) G. Forsteri (*Cuvier* et *Valenc.* l. c. 351. — Esox alepidotus *Forster*) unterscheidet sich durch abgerundete Lappen der Schwanzflosse und stumpfe, breite Bauchflossen. Die braune Grundfarbe ist mit gelblichen Wellenflecken bedeckt. Lebt in den süßen Seen Neuseelands und wird neun Zoll lang.

6) G. maculatus (*Cuvier* et *Valenc.* l. c. 355. — Mesites maculatus *Jennyns*) dem attenuatus sehr ähnlich, aber mit vierseitiger, höherer als langer Rückenflosse, die längere Afterflosse niedrig, die Schwanzflosse gelappt. Große braune Flecke liegen auf gelblichem Grunde. In den süßen Gewässern Patagoniens und des Feuerlandes.

7) G. alpinus (*Cuvier* et *Valenc.* l. c. 356. — Mesites alpinus *Jennyns*) ebenda, mit größeren Augen und stärkeren Vorderzähnen auf der Zunge. Die Farbe wahrscheinlich grünlich-braun, einfach, nur unter der Loupe fein punktirt. (*Giebel.*)

GALBA, Familienname der alten römischen, in vielfacher Beziehung ausgezeichneten Gens Sulpicia. Der bemerkenswertheste Mann dieses Geschlechts war unstreitig der im J. 68 nach Chr. zum römischen Kaiser erhobene Servius Sulpicius Galba. Geboren im J. 5 vor Chr., scheint er sich, womit auch des Tacitus Charakteristik von ihm (vergl. *Tac.* Hist. I, 49) übereinstimmt, während der vielbewegten Regierungszeit der ersten Kaiser, des guten Rufes seiner Familie eingedenk, nach Kräften bemüht zu haben, sich denselben zu bewahren. Auch spricht hierfür nicht nur das öffentliche Vertrauen, welches ihn während der Zeit zu den wichtigsten Staatsämtern berief, sondern auch die Art und Weise, wie er dieselben verwaltete, wenn auch dabei weniger auf den moralischen Gehalt seines Charakters als auf seine berechnende Würdigung der verschiedenen Zeitverhältnisse ein besonderes Gewicht gelegt werden muß. Bereits im J. 32 nach Chr. bekleidete er das Consulat, worauf er noch unter Tiberius Aquitanien, unter Caligula Germanien, unter Claudius Afrika und unter Nero seit 60 Spanien (Hispania Tarraconensis) als Statthalter verwaltete, in welcher Stellung er sich immer durch Tapferkeit, Strenge und Gerechtigkeit auszeichnete. Während nach Caligula's Ermordung der Senat den, wiewol vergeblichen, Versuch machte, die Republik wieder herzustellen, erhielt Galba von seinen zahlreichen Freunden die Aufforderung, sich des Thrones zu bemächtigen, doch wies er den Antrag zurück und sicherte sich dadurch die Gunst des neuen Kaisers Claudius. Schwieriger dagegen wurde seine Stellung unter Nero. Obgleich er mehre Jahre lang in seiner Provinz Spanien in der äußersten Zurückgezogenheit gelebt hatte, mochte doch Nero in der ihm gewiß genau bekannten, für Galba günstigen Stimmung der Prätorianer Gefahr erblicken, daher derselbe auch den Befehl zu Galba's Ermordung abgehen ließ, dessen Ausführung freilich Galba zu vereiteln wußte. Dessenungeachtet konnte Galba auch jetzt, ja selbst dann, als die gallischen Legionen unter Julius Vindex sich gegen Nero empörten und an Galba von Neuem das Verlangen stellten, die Imperatorwürde zu übernehmen, noch

nicht bewogen werden, dieser Auffoderung Folge zu leisten. Erst als er von Nero's Tode Kunde erhalten und somit das von der Familie der Claudier angemaßte Erbrecht aufhörte, nahm er 68 nach Chr. als 72jähriger Greis, in Rom von den Garden als Imperator begrüßt und von dem Senat bestätigt, von dem Throne Besitz und erfüllte so die Weissagung, die nach der Angabe Einiger (*Tac.* Annal. VI, 20; *Dio Cass.* und *Joseph.*) Tiberius, nach der Angabe Sueton's aber schon Augustus über ihn ausgesprochen hatte, „daß auch er dereinst die Herrschaft kosten werde." Seine Herrschaft war aber nur eine kurze. Seine Kargheit, besonders gegen die teutsche Leibwache, die er ohne Sold entließ, seine Geldsucht, seine Strenge gegen die bereits dominirenden Soldaten und ganz besonders sein grausames Verfahren gegen Nero's Seesoldaten, die er niederhauen ließ, und noch mehr seine Nachsicht und seine Begünstigung schlechter Günstlinge, wie T. Vinius, Corn. Laco und Icelus, welche Ämter, Privilegien und Gerechtigkeit verkauften, alle diese Dinge machten Galba in Kurzem verhaßt, und dabei war er im Alter bereits zu weit vorgeschritten, als daß er noch Kraft genug besessen hätte, den politischen Umtrieben und dem tollen Getreibe im Staate durch energisches Eingreifen einen starken und sichernden Damm entgegenzusetzen. Auch er erfuhr das Gewaltige des modernen „zu spät." Als die gegen ihn aufgebrachten Legionen in Obergermanien an die Prätorianer die Auffoderung ergehen ließen, einen anderen Kaiser zu wählen, gedachte Galba den drohenden Sturm dadurch hinwegzubeschwören, daß er den durch Ernst und Bescheidenheit empfohlenen Piso Frugi Licinianus adoptirte und zu seinem Mitregenten und Nachfolger erklärte. Allein schon nach wenigen Tagen, den 15. Jan. 69, brach im Lager der Prätorianer eine von M. Salvius Otho, der sich nach Piso's Adoption in seinen Hoffnungen auf den Kaiserthron betrogen sah, angeregte Empörung aus, und in derselben fand Galba sammt Piso seinen Tod. Vgl. Sueton's und Plutarch's Galba; *Dio* LXIV, 1—6. *Tac.* Hist. I, 5 sqq. und Fr. Horn, Galba, Otho und Vitellius. (Berlin 1812.) (*Ramshorn.*)

GALBALCYRHYNCHUS. Eine von D. Des Murs in der Revue Zoologique 1845 begründete, bald darauf in Jacamaralcyonides umgetaufte Gattung der Glanzvögel (s. den Artikel Galbula). (*Cabanis.*)

Galbanophora *Necker*, s. Bubon.

GALBANUM (Mutterharz). Dieses Gummiharz oder Schleimharz (Gummi galbanum s. Gummiresina Galbanum), welches schon zu Moses' Zeiten bekannt war, bei Dioscorides als χαλβάνη beschrieben wird, stammt unzweifelhaft von einem Doldengewächse. Es ist ein Milchsaft, der von selbst ausschwitzt, meistens aber dadurch gewonnen wird, daß man die Stengel oder auch wol die Wurzel durchschneidet, und den ausfließenden Saft erhärten läßt.

Linné bezeichnete einen in Südafrika, am Cap wachsenden Halbstrauch, das Bubon galbanum, als Mutterpflanze. Auch Bubon gummiferum, ebenfalls am Cap, galt als Mutterpflanze. Allein von Bubon galbanum erhält man in unsern Gärten wenigstens keinen dem Mutterharze ähnelnden Saft, und in ihrem Vaterlande sollen diese Pflanzen einen weißen, stark riechenden, vom Galbanum jedoch verschiedenen Saft liefern, welcher nicht als Heilmittel benutzt wird. Aus den im Mutterharze vorkommenden Samen zog Lobel eine Art Ferula, die er deshalb Ferula galbanifera nannte, und als Mutterpflanze des Harzes bezeichnete; auch Nees von Esenbeck d. J. fand, daß die im Harze vorkommenden Früchte diejenigen Kennzeichen besitzen, welche der Gattung Ferula zukommen. Dagegen wurde nun im J. 1831 von Don eine neue Gattung Galbanum aufgestellt, welche mit Siler nahe verwandt ist, und Galbanum officinale ist nach Don die Mutterpflanze des Mutterharzes.

Im Handel unterscheidet man drei Sorten Galbanum:

a) Galbanum in granis, Mutterharz in Körnern. Unregelmäßige, bis haselnußgroße, tropfenförmige, ziemlich trockene Stücke, von Farbe gelblich, röthlichgelb oder weißlichgelb, von starkem, unangenehm balsamischem Geruche, von harzigem, scharf bitterem Geschmacke. Die Körner zeigen auf dem Bruche weiße oder weißgelbliche Streifen. Andere Male werden diese Körner theilweise durch eine klebrige, mit Haaren und andern Dingen verunreinigte Masse zusammengehalten. Diese Sorte läßt sich bei strenger Kälte pülvern. Das erhaltene Pulver, durch Sieben von beigemengten Theilen gereinigt, heißt Galbanum depuratum s. purificatum.

b) Galbanum in massis, Mutterharz in Massen. Große, unförmliche Stücke von gelber oder brauner Farbe, häufig mit Samen, Blattstielen, Stengelstücken verunreinigt. Es ist um so besser, je mehr Körner in die Masse eingestreut sind. Diese Sorte ist weicher, als das Galbanum in granis, fast gar nicht zu pulvern, und dient deshalb zu Pflastern.

Diese beiden Sorten sollen aus Afrika, besonders aus Äthiopien kommen.

c) Galbanum persicum, persisches Mutterharz, stammt, wie der Name angibt, aus Persien. Unförmliche, in Häute oder Kisten verpackte Massen, harzglänzend, röthlichgelb, gestreift, durch Pflanzentheile verunreinigt. Dieses Galbanum ist so weich, daß man es mit dem Spatel ausstechen kann; es klebt zwischen den Fingern. Geruch und Geschmack sind aber ganz wie beim echten Galbanum.

Die verschiedenartige Beschaffenheit dieser drei Handelssorten, besonders aber die verschiedene Herkunft, aus Afrika einerseits, aus Persien andrerseits, gibt der Vermuthung Raum, daß nicht alles im Handel vorkommende Galbanum von der nämlichen Pflanze abstammt.

Das Galbanum kann mit dem Ammoniacum verwechselt werden. Es soll mit Sägespänen, mit Pflanzensamen verunreinigt oder verfälscht vorkommen. Man hat schon ein Gemeng von gemeinem Harz, Olibanum und Galbanum als reines Galbanum in den Handel gebracht.

In dem Galbanum in massis fand Meißner in 100 Theilen: 3,4 flüchtiges Öl, 65,8 Harz, 22,6 lös-

liches Gummi, 1,8 Traganthſtoff, 0,2 Extractivſtoff mit Äpfelſäure, 2,0 Waſſer, 2,8 vegetabiliſche Reſte, 1,4 verſchiedene Salze und Verluſt. Pelletier erhielt aus dem Galbanum in granis: 6,34 flüchtiges Öl und Verluſt, 66,86 Harz, 19,28 Gummi, 7,52 Holzfaſer.

Das Galbanum iſt nach dieſen Analyſen ein wirkliches Gummiharz. Mit Waſſer abgerieben bildet es eine unvollkommene Emulſion; Weingeiſt zieht die harzigen Theile; fette und ätheriſche Öle löſen das Harz und das Öl. In Tinctura kalina löſt ſich das Galbanum ganz bis auf die Verunreinigungen auf.

Als Heilmittel übt das Galbanum durch ſein ätheriſches Öl eine flüchtig-erregende Wirkung auf das Nervenſyſtem, durch ſeinen Harzgehalt aber wirkt es erhitzend und zugleich erregend auf die Schleimhäute, namentlich auf das Uterinſyſtem und auf die Lungenſchleimhaut. Daher ſeine Anwendung bei Unterleibsſtockungen, namentlich auch bei Amenorrhöe, bei Erſchlaffung der Schleimhäute, z. B. bei Asthma pituitosum (wo jedoch Ammoniacum den Vorzug verdient), bei Fluor albus, Blaſenkatarrh, Schleimhämorrhoiden, ferner bei veralteten gichtiſchen und rheumatiſchen Übeln. Äußerlich benutzt man das Galbanum unter reizende, zertheilende, auflöſende Pflaſter, zur Beförderung der Abſceßbildung, zu entſprechenden Einreibungen und Räucherungen.

Innerlich gibt man es zu 5 — 15 Gran zwei oder drei Mal des Tages in Pillenform; in Emulſionsform mittels Eigelbs dürfte es wol kaum noch verordnet werden. Zum äußerlichen Gebrauche kann man es in Eſſig auflöſen. Zu Klyſtieren wählt man eine Emulſion. Meiſtens werden jedoch folgende Präparate benutzt:

a) Tinctura galbani, bräunlich, enthält zwei Unzen Galbanum auf ein Pfund rectificirten Alkohols. Innerlich zu 15 — 30 Tropfen; häufiger äußerlich zu Einreibungen, Fomentationen, Einſpritzungen.

b) Oleum galbani aethereum, weißlich oder gelblich. Innerlich zu 2 — 10 Tropfen; äußerlich zu Einreibungen und unter Salben.

c) Emplastrum de galbano crocatum enthält als Hauptbeſtandtheile Galbanum, Safran und Terpenthin.

Das Galbanum bildet noch einen Beſtandtheil mancher anderer Pflaſter, namentlich des Emplastrum ammoniaci, Empl. oxycroceum, Empl. lithargyri compositum s. diachylon compositum, Empl. sulphuratum der preußiſchen Pharmakopoe.

Obſolete Präparate aus Mutterharz ſind die Pilulae galbani compositae, das Galbanetum Paracelsi (ein rothbraunes, durch Digeſtion von Galbanum und Terpenthinöl gewonnenes Öl), Unguentum apostolicum.

(*F. W. Theile.*)

Galbanum *Don*, ſ. Siler.

GALBULA. Bei den Alten wahrſcheinlich gleichbedeutend mit dem Galgulus des Plinius, dem Oriolus galbula *Linn.*, wurde der Name von Latham, nach dem Vorgange von Briſſon, zur Bezeichnung einer ſüdamerikaniſchen Vogelgruppe der Klettervögel (Scansores) benutzt.

Die Gattung Galbula bildete bei Linné einen Theil ſeiner Gattung Alcedo, wurde aber in neuerer Zeit nicht nur mit Recht von dieſer getrennt, ſondern auch, durch Hinzutritt neu entdeckter Arten und Formen als Typus einer kleinen natürlichen Familie betrachtet, auf welche wir hier näher einzugehen haben.

Fam. Galbulidae. Glanzvögel.

Der Schnabel iſt lang, gerade oder etwas gebogen, mehr oder weniger vierkantig und ſpitz, ohne Einſchnitt vor der Spitze; Zunge kurz; die Naſenlöcher liegen ziemlich an der Schnabelwurzel ſeitlich, ſind rundlich und von wenigen ziemlich langen Borſten bedeckt; am Mundwinkel ſtehen gleichfalls mehre, aber kleinere Borſten. Die Flügel ſind von mittelmäßiger Länge und beſtehen aus 20 — 22 Schwingen, von denen die vierte die längſte iſt; Schwanz in der Regel länger als die Flügel, zuweilen ſehr lang, abgerundet oder ſtufig; der Schwanz beſteht aus zwölf Federn, von denen die beiden äußerſten in der Regel ſehr kurz ſind [1]); Füße kurz und ſchwach, Zehen in paariger Stellung nach Vorn und Hinten; Lauf vorn mit Tafeln, hinten mit Tafeln oder einzelnen Schuppen, an den Seiten nackt, oder mehr oder weniger befiedert; Zehen von ungleicher Länge, mit äußern vordern der längſten, der hintern innern ſehr kurz, zuweilen auch ganz fehlend; die innere Vorderzehe iſt, mit Ausnahme des letzten Gliedes, mit der äußern verwachſen. Das Gefieder iſt ſeidenartig und von vorzüglichem Glanze und Schiller, die Oberſeite iſt in der Regel vorherrſchend grünglänzend, die Unterſeite roſtroth gefärbt, wozu die weiße Farbe als beſondere Zierde der Kehle tritt.

Die Arten dieſer Familie ſcheinen auf das tropiſche Feſtland von Südamerika beſchränkt zu ſein [2]) und leben dort einſam oder paarweiſe in Wäldern und an Flußufern, wo ſie gewöhnlich ſtill und phlegmatiſch oft ſtundenlang auf einem Zweige ſitzen, die in ihre Nähe kommenden Inſekten in ſchnellem Fluge ergreifen, um wieder auf ihren vorigen Standort zurückzukehren. Sie ſollen nach Art der Eisvögel in Uferlöchern und Baumhöhlen niſten und drei (muthmaßlich weißliche) Eier legen.

Die Familie in ihrer jetzigen Begrenzung bildet zugleich die einzige Subfamilie *Galbulinae*, welche aus den folgenden vier Gattungen beſteht.

1) Gen. Galbula *Lath.*

In dieſer Gruppe iſt der Schnabel lang und ſchwach, faſt ganz gerade und vierkantig. Die äußerſte Schwanzfeder iſt gewöhnlich ſo kurz, daß ſie von den unteren Schwanzdecken bedeckt bleibt. Vorder- und Hinterlauf

1) Hierin mag der Grund liegen, daß einige Autoren die Zahl der Schwanzfedern irrthümlich auf zehn angeben. 2) Vieillot gibt zwar für ſeine Galbula macroura die Inſel Trinidad an, doch fehlen darüber neuere Beſtätigungen; andererſeits liegt dieſe Inſel nicht weit vom Feſtlande und würde, ſelbſt angenommen, daß Vieillot's Angabe richtig wäre, hieraus noch kein Schluß zu ziehen ſein, daß die Galbuliden über die weſtindiſchen Inſeln verbreitet ſeien, wie dies in einigen Werken angegeben wird.

ſind mit Tafeln bekleidet, die Laufſeiten ſind nackt, die äußere iſt an der oberen Hälfte befiedert.

1) G. viridis *Lath.* (Index Ornith. no. 1; Alcedo galbula *Linn.* Syst. Nat.; *id.* Gen. Syst. Nat. no. 15; *Le Vaill.* Hist. Nat. Jacamars tab. 47 ♂, tab. 48 ♀, tab. 29?; *Vieillot*, Jacamars tab. 1. 2). Die Oberſeite iſt, ſowie der ganze Schwanz und die Bruſt, glänzend goldgrün, an der Haube, den Flügeln und dem Schwanze mit merklich ſtarkem, bläulichem Schiller; Kinn und Kehle ſind weiß, die Spitzen der Federn jedoch an erſterem ſchwärzlich, an letzterer hin und wieder grünlich; die übrige Unterſeite von der Bruſt abwärts iſt roſtroth. Schwanz ſtufig, an der Spitze abgerundet; Schnabel ſchwarz. Beim Weibchen iſt die Kehle roſtröthlich. Ganze Länge etwa 9″, Schnabel vom Mundwinkel über 2″, Flügel 3″, Schwanz etwa 3½″. Das berliner Muſeum beſitzt nur ein Männchen und ein Weibchen des ſo eben beſchriebenen Vogels aus Braſilien (Para und Bahia). Die oben citirten Autoren geben außer Braſilien auch noch Cayenne oder Guiana als Vaterland an, ein Umſtand, welcher vermuthen läßt, daß von ihnen möglicherweiſe zwei nahe verwandte Arten unter demſelben Namen zuſammengefaßt ſind, da genaue Unterſuchungen häufig herausſtellen, daß die vermeintlich identiſchen Vögel von Braſilien ſpecifiſch von denen von Cayenne oder Guiana verſchieden ſind. Aus dieſem Grunde haben wir keinen Anſtand genommen, die folgende Art für ſich aufzuführen.

2) G. viridicauda *Sws.* (Two Cent. and a Quart. no. 140). Iſt etwas kleiner als die vorhergehende Art, mit etwas kürzerem Schnabel, und unterſcheidet ſich außerdem nur durch Folgendes: Der Haube, den Flügeln und dem Schwanze fehlt der blaue Schiller, und außerdem iſt das Grün des Nackens und der Bruſt goldiger und in gewiſſem Lichte kupferröthlich ſchillernd. Ganze Länge 8″, Schnabel vom Mundwinkel 1¼″, Flügel faſt 3″, Schwanz 3½″. Dies ſind die Unterſchiede, wie wir ſie, freilich nur nach einem einzigen (anſcheinend nicht ſehr alten) männlichen Exemplare, von Hr. Rich. Schomburgk in Guiana geſammelt, angeben können. Exemplare von Cayenne haben wir bis jetzt leider noch nicht zu Geſicht bekommen. Ein weibliches Exemplar von Upata, Venezuela hat zwar auch den kupferröthlichen Schiller an der Bruſt, welcher den braſiliſchen Exemplaren fehlt, ſtimmt aber mit dieſen in dem bläulichen Schiller am Kopfe, den Flügeln und dem Schwanze überein, und hat auch einen etwas längeren Schnabel als das guianiſche Exemplar. Zur definitiven Feſtſtellung der Identität oder des ſichern ſpecifiſchen Unterſchiedes wird vor Allem ein reicheres Material erfoderlich ſein.

3) G. ruficauda *Cuv.* (Galbula viridis var. *β. Lath.* Ind. Orn. Jacamar à queue rousse *Le Vaill.* tab. 50; Galbula macroura *Vieill.* Encycl. méth. no. 6; *id.* Gal. des Ois. tab. 29; Galbula ruficauda *Less.* Traité p. 233. no. 2; Galbula leptura *Sws.* Two Cent. and a Quart. no. 141). Oberſeite goldgrün, am Kopfe mit bläulichem, an der übrigen Oberſeite mit goldigem, ſchönem Glanze, welcher beſonders auf dem Rücken, den Schulterfedern, Seiten des Halſes und Bürzel an Intenſität zunimmt und goldig-kupferröthlich ſchillert. Nur die beiden mittelſten Schwanzfedern ſind von der Farbe der Oberſeite, alle übrigen einfarbig roſtroth; Kinn und Kehle weiß; Bruſt wie der Rücken gefärbt; die übrige Unterſeite roſtroth; Schnabel ſchwarz. Beim Weibchen ſind Kinn und Kehle hellroſtgelb angeflogen und Schnabel und Schwanz etwas kürzer. Der Schwanz iſt ſtark ſtufig und ſind die beiden mittelſten Schwanzfedern um ½—1″ über die andern Schwanzfedern hinaus verlängert. Ganze Länge 9½—10½″, Schnabel 2″ 3—7‴, Flügel 3″ 1—2″, Schwanz 4″ 2—10‴. Die Art iſt über Cayenne, Guiana und Venezuela bis Carthagena verbreitet, und ſoll nach Vieillot auf Trinidad vorkommen.

4) G. rufoviridis[3]) (Galbula viridis *Vieill.* Encycl. méth.; Galbula viridis *Pr. Max.* Beitr. IV. p. 436; Galbula ruficauda *Sws.* [nec *Cuv.*] Two Cent. and a Quart. no. 139). Die Hauptunterſchiede dieſer, der vorhergehenden ſehr ähnlichen, Art ſind folgende: Die Größenverhältniſſe ſind etwas geringer, Schnabel und Schwanz kürzer; Oberſeite weniger prächtig glänzend, wenigſtens fehlt der kupferröthliche Schiller; die Spitzen der Federn an der Kehle ſind grün, wodurch dieſelbe nicht rein weiß, ſondern fein grüngewellt erſcheint. Beim Weibchen iſt die Kehle dunkler roſtröthlich. Die mittelſten beiden Schwanzfedern ſind nicht auffallend über die andern hinaus verlängert, die nächſtfolgenden beiden ſind nicht roth, ſondern, mit Ausnahme etwa der Baſalhälfte der Innenfahne, grün, wie die mittelſten; die äußern Schwanzfedern ſind nicht einfarbig roſtroth, ſondern haben die Spitzen und einen Theil der Außenfahne nach der Spitze hin matt grünlich oder braungrün gefärbt. Ganze Länge etwa 9″ und darüber, Schnabel 2″ 1—5‴, Flügel 3″, Schwanz 3¾″. Die Art kommt nur in Braſilien vor und iſt daſelbſt in mehren Gegenden anſcheinend ſehr gemein.

5) *G. tombacea *Spix.* (Aves Bras. I. tab. 58; *id. v. Tschudi*, Fauna peruana Ornith. p. 255. no. 83). Unterſcheidet ſich von den andern Arten durch den Mangel der weißen Kehle, indem dieſe, ſowie die Bruſt, goldgrün wie die Oberſeite gefärbt iſt. Nach Spix iſt die Stirn bräunlich, die Unterſeite, von der goldgrünen Bruſt abwärts, roſtroth; Flügeldecken und Bürzel goldig grünviolett; die mittleren Schwanzfedern ſind violettgrün, die äußern faſt ganz roſtroth. Ganze Länge 7″, Schwanz 3½″, Schnabel 1½″ und ſchwarz. Tſchudi gibt die Haube bläulich grün an, die mittleren Schwanzfedern grünglänzend, am äußern Fahnenbarte mehr ins Blaue übergehend, und ſind einige Schwanzfedern an der Spitze des äußern Fahnenbartes grünlich. Ganze Länge 9½″, Schnabel 2″ 1‴, Flügel 3¼″, Schwanz 4¼″. Spix fand am Amazonenſtrome und v. Tſchudi in den Ur- und Vorwäldern der Anden von Peru.

6) G. albirostris *Lath.* (Index Ornith. no. 4; Petit Jacamar à bec jaune *Le Vaill.* tab. 51: *Vieill.*

3) Da der von Swainſon dieſer Art beigelegte Name ruficauda bereits von Cuvier für die vorhergehende Art vergeben war, ſo ſahen wir uns genöthigt, einen neuen Namen einzuführen. Swainſon iſt der erſte Autor, welcher beide verwandte Arten gut unterſchied.

Jacamars tab. 4 mas, tab. 5 fem.; Galbula flavirostris *Vieill.* Encycl. méth. no. 3; Galbula albirostris *Less.* Traité p. 233. no. 1; Galbula flavirostra *Sws.* Two Cent. no. 143). Merklich kleiner als die vorhergehenden Arten. Oberseite glänzendgrün, mit goldigem Schiller; Stirn, Vorderkopf und ein Fleck hinter der Wurzel des Unterkiefers röthlich purpurfarben; Kehle weiß; Kinn und die übrige ganze Unterseite rostroth, an der Brust merklich dunkler; Schnabel hellgeblich, Spitzenhälfte des Oberkiefers schwarz; Füße hell; Schwanz abgerundet, Schwanzfedern, mit Ausnahme der beiden mittelsten, am Rande des innern Fahnenbartes schwach roströthlich angeflogen, wodurch der Schwanz an der Unterseite roströthlich erscheint. Ganze Länge gegen 7″, Schnabel 1½″, Flügel 2¾″, Schwanz 2¾″. Vaterland: Cayenne und Guiana.

7) G. cyanopogon n. sp. Der vorhergehenden Art, sowol in der Färbung des Schnabels, als des ganzen Gefieders, äußerst ähnlich, unterscheidet sie sich durch etwas größere Körperverhältnisse und die folgenden Kennzeichen schon genügend: Die Mitte der Haube und ein Bartstreifen sind stark bläulich; an Flügel und Schwanz findet sich hin und wieder ein bläulicher, in der vorhergehenden Art nicht bemerklicher, Anflug; die ganze Unterseite vom Kinn bis zum After ist dunkel rostroth, an der (nicht weißen) Kehle und der Brust am stärksten und tiefsten; der etwas stufigere Schwanz zeigt die beiden mittelsten Schwanzfedern grün, die andern vorherrschend rostroth, nur am äußern Rande mit schwachem, grünlichem Anfluge. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch eine merklich hellere, fast rostgelbe Färbung der Unterseite und durch weniger rostrothe Färbung am Schwanze, indem die grünlichen Ränder der Schwanzfedern bedeutend breiter sind. Ganze Länge über 8″, Schnabel 1″ 11‴, Flügel 3″, Schwanz 3¼″. Vaterland Brasilien: Cameta. Wir finden hier wiederum, wie bei G. ruficauda und rufoviridis, bestätigt, daß die in Cayenne und Guiana vorkommenden Arten mit den entsprechenden brasilischen Formen keineswegs, wie früher, als sich von selbstverstehend, in der Regel angenommen wurde, identisch sind.

8) G. paradisea *Lath.* (Index Ornith. no. 3; Alcedo paradisea *Linn.* Syst. Nat. XII. no. 14; *Le Vaill.* Hist. Nat. Jacamars tab. 52; *Vieill.* Jac. tab. 3). Die Haube, Seiten des Kopfes und Kinn sind bräunlich, Oberseite schwärzlich, an Flügel und Schwanz mit vorherrschendem grünlichem, am Rücken mit purpurfarbenem und an den Flügeldecken mit goldigem Schiller; Kehle bis zur Brust rein weiß; die übrige Unterseite schwarz, mit mattem, grünlichem oder purpurfarbenem Schiller; Weichen mit Weiß untermischt; Schnabel und Füße schwarz; Schwanz vorzugsweise lang, stark stufig, die beiden mittelsten Schwanzfedern um 2″ und darüber länger, als die übrigen. Ganze Länge etwa 11—12″, Schnabel 2¼″, Flügel fast 3½″, Schwanz 5½ bis über 6″. Die Art lebt in Cayenne und Guiana, und soll lebhafter und geselliger als ihre Gattungsverwandten sein.

9) G. leucogastra *Vieill.* (Nouv. Dict. d'Histoire Nat. XVI. p. 441; *id.* Encycl. méth. no. 5; *Le Vaill.* Hist. Nat. Guep. Suppl. tab. h; Galbula albiventer *Sws.* Two Cent. no. 142; Galbula albiventris *Gray*, Gen. Birds tab. XXIX). Oberseite, Brust und Vorderbauch grün, am Kopfe und an den mittlern Schwanzfedern mit bläulichem, an den Flügeldecken mit goldigem, an der Brust und noch mehr auf dem Rücken mit starkem kupferrothem Schiller; Kinn schwärzlich; Kehle, Mitte des Bauches, Weichen und After weiß; die äußern Schwanzfedern sind bläulichgrau, am größern Theile des innern Fahnenbartes und an den Spitzen weiß; Schnabel und Füße schwarz; Schwanz stark stufig, mit etwas verlängerten Mittelfedern. Beim Weibchen ist die Kehle rostgelblich angeflogen und der Bauch und After sind nicht weiß, sondern weißlich-grau. Schnabel und Füße schwarz. Ganze Länge 7¾″, Schnabel vom Mundwinkel 1″ 8‴, Flügel 2¾″, Schwanz 3½″. Vaterland: Cayenne und Guiana.

10) * G. albiventris *Less.* (Traité p. 234. no. 4). Diese Art beschreibt Lesson folgendermaßen: „Schnabel lang, schlank, schwarz und weiß; die kleinste Art der Gattung. Gefieder goldgrün; Kehle weißlich, sodann rostroth; Brust und Weichen grün-braun. Mitte des Bauchs weiß; Schwanz kurz. Brasilien (Auguste de St. Hilaire)." Lesson citirt hierzu *Le Vaillant* tab. 46, eine Tafel, welche in Bezug auf die Gattung Galbula gar nicht existirt (?!). Gray stellt die Art als Synonym zu G. leucogastra *Vieill.*, welche weder in der Färbung übereinstimmt, noch einen kurzen Schwanz, wie Lesson gibt, hat, auch in Brasilien nicht vorkommt. Ebenso wenig paßt Lesson's Beschreibung auf eine der kurzschwänzigen Arten, wie G. albogularis *Spix*, oder lugubris *Sws.*, und glauben wir daher, G. albiventris *Less.* einstweilen als eigene, wenn auch vielleicht zweifelhafte, Art aufführen zu müssen.

11) G. albogularis *Spix* (Aves Bras. I. tab. 57. f. 1). Ist nach Spix eine der kleinsten Arten mit ziemlich geradem Schwanze. Vorherrschende Färbung schwärzlich; Kopf und Nacken dunkelbraun; Kinn, Kehle und Ohrgegend weiß; Flügeldecken grünlich-violett, beim Weibchen violett. Schwingen mit schwachem violettem Anfluge, Brust schwarz-grünlich, beim Weibchen dunkelbraun; After braun-schwärzlich, in der Mitte schwach roströthlich; Schwanz grünlich-violett, beim Weibchen violett; Schnabel weißlich. Ganze Länge 5¾″, Schwanz 2¼″, Schnabel 1⅓″. Von Spix in Para entdeckt.

12) G. lugubris *Sws.* (Two Cent. and Quart. no. 145; *id. Cabanis* in Rich. Schomburgk's Reisen in Britisch Guiana Nr. 239). Rücken, Flügel und Schwanz bräunlich-purpurfarben, hin und wieder schwach grünlich schillernd; Kopf, Hals, Kehle und Brust dunkelbraun, mit mehr oder weniger röthlich-braunem Anfluge und ebensolchen Federrändern, besonders an der Kehle; Kinn weißlich; Mitte des Bauches weiß; Weichen und untere Schwanzdecken schwarzbraun; Schnabel und Füße schwarz; Schwanz ziemlich kurz und schwach abgerundet. Ganze Länge etwa 6½″, Schnabel 1″ 10‴, Flügel 2″ 7‴, Schwanz 2″ 2‴. Vaterland: Das Innere von Britisch Guiana und Venezuela.

Anmerkung: Swainson beschreibt die Art als dreizehig, unsere Exemplare, aus Venezuela stammend, sind vierzehig, und da Swainson's Beschreibung auf dieselben sonst vollständig paßt, so glauben wir, daß die Angabe von Swainson in Betracht der Dreizehigkeit auf irgend einem Irrthume beruht, und sind wir durch den Reisenden Schomburgk in unserer Ansicht bestätigt worden.

2) Gen. Cauax *Cab.* 1847 [4]). Stummelglanzvogel.

Den Hauptunterschied dieser Gruppe von der vorhergehenden bildet der Mangel der innern Hinterzehe, sodaß hier nur drei Zehen vorhanden sind. Die Hinterzehe ist verhältnißmäßig länger und stärker als bei Galbula. Die Färbung ist düsterer und ohne Glanz.

Hierher gehört als bis jetzt einzige [5]) Art:

1) C. tridactylus *Cab.* (Ornith. Notizen II. S. 347 in Wigmann's Archiv für die Naturgesch. Jahrg. 1847; Galbula tridactyla *Vieill.* Nouv. Dict. d'Hist. Nat. XVI. p. 444. tab. E. 32. f. 2; *id.* Encycl. méth. no. 7; Alcyon tridactyla *Spix*, Aves Bras. tab. 57. f. 2; Galbula ceycoïdes *Such.* Jard. Sebby ill. of Ornith. tab. 22; Jacamaralcyon brasiliensis *Less.* Traité p. 235; Galbula armata *Sws.* Two Cent no. 144). Oberseite schwärzlich, mit mattem grünlichem Schiller; Kopf dunkelbraun, die einzelnen Federn überall mit hellen, weißbräunlichen Scharfstrichen, welche an der Stirn und dem Bartstreifen fast die ganze Feder einnehmen; Unterseite von der Kehle bis zum After in der Mitte weiß, an den Seiten grau; Schnabel schwarz; Schwanz nur schwach abgerundet. Ganze Länge etwa 7¾″, Schnabel vom Mundwinkel über 2″, Flügel 2¾″, Schwanz 2¼″. Vaterland: Brasilien.

3) Gen. Cauecias [6]).

Charakteristisch durch den auffallend hohen Schnabel im Vergleiche mit Galbula, mit welcher Gattung im Übrigen eine ziemliche Ähnlichkeit besteht. Schnabel höher als breit, seitlich zusammengedrückt, unmittelbar nach der Schnabelwurzel höher als die Stirn, und von hier ab wenig gebogen; Nasenlöcher halb offen, rundlich; die Federn der Haube und Ohrengegend von merklich rigider Beschaffenheit. Diese Gruppe scheint auf das westliche Südamerika beschränkt und ist bis jetzt nur die eine Art bekannt:

1) * C. leucotis (Galbalcyrhynchus leucotis *Des Murs*, Rev. Zool. 1845. p. 207; Jacamaralcyonides leucotis *Des Murs*, Iconographie ornithologique (1845) tab. 17). Die Hauptfärbung ist dunkelkastanienbraun; Schnabel weißlich, mit horngrauer Spitze; Haube schwärzlich; Ohrengegend weiß; Flügel und Schwanz schwärzlichgrün, mit leichtem Schiller; Flügeldecken von derselben Färbung, mit kastanienbraunen Rändern; Füße gelb. Ganze Länge etwa 7½″, Schnabel 2″, an der Wurzel etwa 7‴ hoch und 5‴ breit. Vaterland: S. Fé de Bogota.

4) Gen. Lamproptila *Sws.*[7]) 1837.

Der Schnabel ist in dieser Gruppe verhältnißmäßig kürzer und stärker, breiter als hoch, sehr breit gedrückt, mit gebogener Firste und nur vor der Spitze seitlich etwas zusammengedrückt. Die äußerste kurze Schwanzfeder ist verhältnißmäßig länger und überragt daher die Schwanzdecken stets. Lauf verhältnißmäßig etwas kürzer, nur der ist an der untern Hälfte getäfelt, die ganze äußere Laufseite ist befiedert. Die Farbenvertheilung ist wie bei Galbula. Die geographische Verbreitung dieser Gruppe scheint auf das nördliche Südamerika beschränkt zu sein, nach dem Typus der Gattung zu schließen, dessen Vaterland durch neuere Entdeckungen berichtigt ist.

1) L. grandis *Cab.* (Rich. Schomburgk's Reisen in Britisch Guiana III. Nr. 240; Alcedo grandis *Gm.* Syst. Nat. no. 39; Jacamarici *Le Vaill.* Jacamars tab. 54; Galbula grandis *Lath.*; Lamproptila platyrhyncha *Sws.*; Jacamerops grandis *Gray*, Gen. Birds no. 1). Oberseite und Kinn glänzend grün, an Kopf und Schwanz, besonders an ersterem, mit starkem bläulichem Anfluge, an Nacken und Rücken mit starkem, goldig-kupferröthlichem Schiller; Kehle weiß, die übrige Unterseite rostroth. Dem Weibchen fehlt die weiße Kehle, sie ist, wie die übrige Unterseite, rostroth. Schnabel schwarz; Schwanz stufig, an der Spitze abgerundet. Ganze Länge über 11″, Schnabel über 2″, Flügel 4½″, Schwanz 5″. Vaterland: Cayenne und Guiana, nicht Ostindien oder die Molukken, ein Irrthum, welcher durch die von Le Vaillant gemachten Angaben entstanden ist und sich seitdem vielfach fortgepflanzt hat.

2) L.? Boërsii (Grand Jacamar *Le Vaill.* Jacam. t. 53; Jacamerops Boërsii (*Ranz*) *Gray*, Gen. Birds no. 2). Soll größer als die vorhergehende Art, und zwar von der Größe unseres Hähers sein; Schwanz etwa so lang als der Körper und nur abgerundet, nicht stufig; Schnabel 2″ lang, breit, dick, an der Wurzel mit abgerundeter Firste (also nicht mit abgesetzter Firste, wie bei L. grandis); die beiden Kiefer sind von gleicher Länge und laufen in scharfer Spitze aus; die Zunge ist kurz, dreieckig, Kopf grün, goldglänzend, mit blauem Anfluge, ebenso die Schulterfedern, Flügeldecken, Flügel, Unterrücken, Bürzel und mittlere Schwanzfedern; die vordern Handschwingen sind grauweiß; die beiden äußersten Schwanzfedern jederseits weiß, die beiden folgenden bläulichgrün. Kehle schön weiß; die ganze übrige Unterseite, sowie der Nacken und Oberrücken, schön röthlich-kastanienbraun; Schnabel bleigrau. Le Vaillant erhielt diese Art mit der vorhergehenden von einem holländischen Seeofficiere, Boërs, welcher angab, beide selbst auf den Molukken erlegt zu haben. Da das Vaterland der vorhergehenden

4) Gleichbedeutend sind Alcyon *Spix*, 1824, und Jacamaralcyon (!) *Cuv.*, 1829. 5) Da der Begriff der Gattung mehr als eine Art voraussetzt, so läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß in den weiten Strichen des tropischen Amerika noch eine zweite dreizehige Art wird aufgefunden werden. (Zu vergleichen die Note bei Galbula lugubris *Sws.*) 6) Gleichbedeutend sind Galbalcyorhynchus (!!) und Jacamaralcyonides (!!) *O. Des Murs*, 1845, an deren Stelle wir obigen Namen setzen. *Καυήκιας* von *καύηξ* = *καύαξ*, nom. prop.

7) Swainson schreibt fälschlich Lamprotila; gleichbedeutend ist Jacamerops (!) *Cuv.* 1817.

Art seitdem berichtigt ist, so würde man ein Gleiches für die hier in Rede stehende Art annehmen können, wenn nicht die Angaben über die Bildung des Schnabels und Schwanzes, sowie die für diese Familie ungewöhnliche weiße Färbung einiger Schwung- und Schwanzfedern Zweifel darüber erregten, ob der Vogel wirklich zur Gattung Lampropitila gehöre, und mithin sicher als amerikanisch betrachtet werden könne; auch ist derselbe seitdem nicht wieder aufgefunden worden, und könnte möglicherweise in der Folge als eine zu den Meropinen (etwa verwandt mit Nyctiornis?) gehörige ostindische Art wieder auftauchen. (*Cabanis.*)

Galbulidae, Galbulinae, s. Galbula.

GALDAGUMMI, ein obsoletes Arzneimittel, dessen Ursprung unbekannt geblieben ist. Über seine pharmakognostischen Eigenschaften ebenso wol, wie über seinen pharmakodynamischen Werth gehen die Angaben der früheren Schriftsteller aus einander. Nach der einen Beschreibung war das Galdagummi geruchlos und besaß einen bitterscharfen Geschmack; nach einer andern hätte es Geruch und Geschmack des Elemi besessen. Es soll gelind abführend, harntreibend, expectorirend gewirkt haben. Es wurde aber auch stärkenden Pflastern zugesetzt.

(*F. W. Theile.*)

GALE (Thomas), ein englischer Arzt im 16. Jahrh., der im J. 1544 im Heere Heinrich's VIII. vor Montreuil diente, und 1557 im Heere Philipp's II. bei der Belagerung von St. Quentin. Nachher nahm er seinen Wohnsitz in London, wo er sich als Chirurg eines großen Rufes erfreut haben soll. Er war 1507 geboren, und soll 1586 noch am Leben gewesen sein. In seinen Schriften kommt folgende merkwürdige Schilderung vom Zustande der Chirurgie und der Militairärzte damaliger Zeit vor. Als ich zum Heere Heinrich's VIII. bei Montreuil kam, erzählt Gale, fand ich eine Anzahl närrischer Käuze, die unverschämt genug waren, sich für Chirurgen auszugeben. Die meisten waren Schweinschneider; andere waren Fohlenreißer, noch andere Kesselflicker und Schuhflicker. Bei solchen Heilkünstlern dauerte die Behandlung nicht lange: zwei Verbände reichten meistens hin; vor dem dritten flüchteten die Verwundeten in die andere Welt. Der Oberbefehlshaber des Heeres erhielt Kunde von diesen unglücklichen Ausgängen der Verwundungen; um zu erfahren, woher es käme, daß die unbedeutendsten Wunden zum Tode führten, berief er einige geschickte Chirurgen, darunter auch mich. Wir hielten Nachforschung im Lager, und trafen bald mehre dieser Gesellen, die sich für Wundärzte ausgaben, und als solche bezahlt wurden. Unsere Frage, ob sie Wundärzte seien, beantworteten sie mit ja. Wir fragten nach ihren Lehrern, und der eine nannte uns diesen, der andere jenen verstorbenen Meister. Wir fragten nach ihren Arzneien. Sie brachten einen Topf oder eine Schachtel aus ihrem Ränzel, angefüllt mit schlechtem Zeuge zum Einschmieren der Pferdefüße. Andere, nämlich die Schuhflicker oder Kesselflicker, bereiteten aus Schusterpech und aus dem Roste alter Pfannen eine Salbe, die sie als wunderthätig bezeichneten. Als diese Schelme nun entlarvt waren, ließ sie der General den Profosen ausliefern, damit sie für ihre wichtigen Dienstleistungen gehängt würden, wenn sie nicht frei gestehen wollten, wer sie wären. Das thaten sie natürlich, und so stellten sich die oben genannten Berufsarten heraus.

Gale ist der Verfasser mehrer chirurgischer Schriften, die immer zu den bessern jener Zeit gehören: An excellent treatise of wounds made with gun-shot; in which is confuted the grosse error of Jerome of Brunswicke, John Vigo, Alphonse Ferri and others in what the wound makes venomous, which cometh through the common powder and shotte. And also there is set out a perfect and true methode of curing those wounds. (London 1563) An Enchiridion of Chirurgerie: containing the exact and perfect cure of wounds, fractures and dislocations. (London 1563.) Ferner wird ein Werk in zwei Bänden (1563 und 1566) aufgeführt, worin außer den beiden genannten Schriften noch enthalten sind: The institution of Chirurgerie; the principal medicines; brief declaration of the worthy art of Medicine; The office of a chirurgeon. (*F. W. Theile.*)

GALE (Theophilus), aus Devonshire gebürtig, wo sein Vater Theophilus Gale Domherr zu Exeter und Pfarrvicar zu Kings-Teignton war, verdankte den ersten Elementarunterricht seinem Vater. Späterhin besuchte er eine benachbarte lateinische Schule. In seinem 19. Jahre bezog er die Universität Oxford. Im J. 1647 ward er Mitglied des dortigen Magdalenencollegiums [1]). Zwei Jahre nachher erlangte er den Grad eines Baccalaureus (Bachelor of free arts). Bei dieser Gelegenheit ward ihm das Lob ertheilt, er sei ein vir provectioris aetatis et uberioris spei juvenis. Als Mitglied des Magdalenencollegiums empfahl er sich durch seine Kenntnisse dem Vorsteher jenes Instituts, John Wilson. Auch von dem gelehrten Dr. Goodwin ward er geschätzt. Am 16. Juni 1652 erlangte er die Magisterwürde. Er zeichnete sich als Kanzelredner aus, und war zugleich ein vorzüglicher Lehrer. Zu seinen Schülern gehörte unter andern der nachherige irländische Bischof zu Rhaphoe, Ezechiel Hopkins. Im J. 1657 erhielt er eine Pfarrstelle zu Wincheſter. Als Prediger und Seelsorger erwarb er sich dort die fast ungetheilte Liebe seiner Gemeinde. Er verlor indessen seine Stelle, als er nach der Wiedereinsetzung König Karl's II. sich der vorgeschriebenen kirchlichen Norm nicht fügen wollte. Ein Asyl fand er in dem Hause des Lord Philipp Wharton, dessen Söhne er als Hofmeister im September 1662 auf ihren Reisen begleitete. Er hielt sich eine Zeit lang zu Caen in der Normandie auf, wo einige französische Prediger eine berühmte reformirte Schule errichtet hatten [2]). Seine Welt- und Menschenkenntniß erweiterte er auf jener Reise, die ihm auch zur Erlernung der französischen Sprache förderlich war, und ihn mit Bochart u. a. berühmten Gelehrten in nähere Verbindung brachte. Im J. 1665 begab er sich mit seinen Zöglingen wieder nach England zurück. Ein glücklicher Zufall hatte

1) s. Athen. Oxon. T. II. p. 623. 2) s. Kennet's Historical Register p. 782.

ihm seine Papiere erhalten, die er bei seiner Abreise nach Frankreich einem Freunde in London übergeben, und die dieser bei einer damaligen großen Feuersbrunst mit Mühe gerettet hatte. Seines bisherigen Hofmeisteramts entlassen, beschloß Gale, die ihm dadurch gegönnte Muße zu schriftstellerischen Arbeiten zu benutzen, namentlich zur Fortsetzung eines großen Werks, welches er schon vor einigen Jahren angefangen, reichhaltige Materialien dazu gesammelt, und sich mit einsichtsvollen Freunden darüber besprochen hatte. Die Besorgniß, daß einzelne Abschnitte jenes Werkes Anstoß erregen möchten, bewog ihn, es theilweise erscheinen zu lassen. Bei dem damaligen Vicekanzler der Universität Oxford, dem gelehrten Dr. John Fell, mußte er um die Erlaubniß des Drucks ersuchen, da die Presse damals der Censur unterworfen war. Mit vieler Bereitwilligkeit erhielt er jene Erlaubniß in einem aus Oxford vom 1. Febr. 1668 datirten Schreiben. So erschienen nach und nach die vier Theile seines „Vorhofs der Heiden." Der vollständige Titel dieses Werkes lautet: The Court of the Gentiles, or a Discourse touching the Original of human Literature, both Philology and Philosophy from the scriptures and Jewish Church, in order to a Demonstration of I. the Perfection of God's word and Church Light. II. The Imperfection of Nature's Light, and mischief of vain Philosophy. III. The right of human Learning and especially sound Philosophy [3]).

Die Liebe zur Einsamkeit und zu ungestörten Studien bewog ihn, London zu verlassen und Newington zu seinem Aufenthalt zu wählen. In diese Zeit fällt die Biographie eines seiner Freunde, der zwar zu den sogenannten Dissenters gehörte, aber durch seine ungeheuchelte Frömmigkeit und seinen friedliebenden Charakter sich allgemeine Achtung erworben hatte. Die von Gale verfaßte Lebensbeschreibung erschien unter dem Titel: The Life and Death of *Thomas Tregosse*, late Minister of the Gospel, at Milar and Mabe in Cornwall, with his Character. (London 1671.) Gale suchte absichtlich zu verbergen, daß er der Verfasser dieses Werkes sei, weshalb man dasselbe auch in keinem Verzeichnisse seiner Schriften findet [4]). Eins seiner schätzbarsten und gelehrtesten Werke war seine Philosophia generalis in duas partes disterminata, una de Ortu et Progressu Philosophiae etc. Altera 1) De Minorum Gentium Philosophia; 2) De habitibus intellectualibus; 3) De Philosophiae objecto. (London 1676.) [5]) Im ersten Theile dieses Werkes entwickelte Gale den Ursprung und die Fortschritte der Philosophie, und ihre Abstammung aus der Apokalypse. Da er glaubte, daß Platon den Inhalt dieses Buches gekannt und daraus seine Lehren geschöpft habe, so verbreitete er sich am umständlichsten über die Platonische Philosophie. Im zweiten Theile seines Werkes erörterte er die Lehren und Meinungen anderer älterer Philosophen und erläuterte dann sein eigenes eklektisches System, das im Wesentlichen auf Neuplatonismus und Cabbalismus hinausläuft.

Den Anhänger dieser Lehren erkennt man auch in Gale's übrigen Schriften. Zu den vorzüglichsten gehören: The true Idea of Jansenism, both historian and dogmatian. (London 1669.) Theophily, or a Discourse of the Saint's Amity with God in Christ etc. (London 1671.) The Anatomy of Infidelity, or an Explication of the Nature, Causes, Aggravations and Punishment of Unbelief. (London 1672.) Discourse of Christ's coming, and the Influence, with the Expectations thereoff etc. (London 1672.) Idea Theologiae tam contemplativae quam activae ad formam S. Scripturae delineata. (London 1673.) Wherein the love of the World is inconsistent with the Love of God. A Sermon on the 1 Epist. of John, Ch. 2. V. 15. (London 1674.) A Summary of the two Covenants, vor dem von Gale herausgegebenen, doch von dem Prediger an der Westminsterabtei William Strang herausgegebenen Buche: A Discourse of the two Covenants etc. (London 1678.) Ob Gale die Ars sciendi, sive Logica nova methodo disposita (London 1682.) verfaßt habe, ist zweifelhaft [6]).

Gale starb zu Ende des Februar oder Anfang März 1678 im 50. Lebensjahre. Er ward auf dem Gottesacker zu Bunhill-Fields beerdigt. Kurz vor seinem Tode kündigte er noch ein Wörterbuch über das neue Testament an, das unter dem Titel: Lexicon Graeci Testamenti etymologicum synonymum, sive Glossarium et Homonymum ans Licht treten und zugleich zu einer Art von Concordanz dienen sollte. Dies Werk, von ihm bis zum Buchstaben Jota ausgearbeitet, war ein Beweis seiner rastlosen literarischen Thätigkeit. Durch seine gründlichen Kenntnisse, wie durch seinen Charakter als Mensch, hatte er sich allgemeine Achtung erworben. Sein durch Frömmigkeit und unbescholtenen Wandel ausgezeichnetes Leben entsprach in jeder Weise den Lehren, die er von der Kanzel herab verkündete. Seine Meinung vertheidigte er standhaft, war aber dabei nicht intolerant gegen Andersdenkende. Seine Vermögensumstände bei einer sparsamen Lebensweise erlaubten ihm, seinem Hange zur Wohlthätigkeit in vollem Maße zu genügen [7]).

(*Heinrich Döring.*)

GALE (Thomas), geb. 1635 zu Scouton in Yorkshire, ein Sohn des presbyterianischen Predigers Theophilus Gale, legte den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung in der Westminsterschule. In Cambridge, wo er Theologie studirte, ward er Mitglied des Trinity-College und später in Professor der griechischen Sprache. Im J. 1676 ward er Präbendarius an der St. Paulskirche zu London und 1697 Dechant zu York. Diesen einträglichen Posten bekleidete er bis zu seinem Tode. Er starb am

3) Der erste Theil dieses Werkes erschien zu Oxford 1669 und in einer neuen Auflage ebendas. 1672. 4., der zweite Theil ebendas. 1671 und London 1676, der dritte und vierte noch in dem ebengenannten Jahre. Vergl. Philosophical Transactions. Tom. VI. No. 74. p. 2272 sq. 4) s. Calamy's Life of Baxter. Tom. III. p. 98. 5) s. Morhof's Polyhistor. II, 1. 5. 8.

6) s. Calamy's Life of Baxter. Tom. III. p. 97. 7) s. Prince's Lives of celebrated men of Devon p. 349 sq. Riceron's Nachrichten von berühmten Gelehrten. 15. Th. S. 397 fg. Jöcher's Gelehrtenlexiken. 2. Th. S. 830.

8. April 1702, im 67. Lebensjahre, geschätzt als ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit, der vorzüglich schätzbare philologische Kenntnisse besaß. Um die neuplatonische Philosophie, für die er sich nicht minder lebhaft interessirte, als sein Vater Theophilus Gale, machte er sich besonders verdient durch seine mit Anmerkungen begleitete Ausgabe des Jamblichus (De mysteriis graec. et latin). Er edirte und erläuterte außerdem mehre Schriftsteller der alten und mittlern Zeit, und gab eine Sammlung der griechischen Mythologen heraus (Cantabr. 1671. Amsterd. 1678.), der griechischen Rhetoriker, worunter sich einige ungedruckte befanden (Oxon. 1676.), den Herodot (Lond. 1679.) u. a. m. Die von Fullmann und Fell im J. 1684 begonnene Sammlung der englischen Chronisten setzte Gale unter dem Titel: Collectio scriptorum historiae brittanicae in zwei Foliobänden fort, von denen der erste 1687, der zweite 1691 erschien. Nach seinem Tode ward noch eine Sammlung seiner Predigten herausgegeben (Sermons preached upon holy Days). Auch erschien noch aus seinem literarischen Nachlasse, von seinem Sohne Roger Gale edirt, zu London 1709 *Antonini* seu *Aethici Istri* Itinerarium et *Anonymi Ravennatis* Chorographia Britanniae cum commentario *).

(*Heinrich Döring.*)

Gale *Tournef.*, s. Myrica.

GALEA APONEUROTICA (s. Galea tendinea capitis, Sehnenhaube, Schädelhaube), heißt die unpaare Zwischensehne zwischen beiden Hinterhauptsmuskeln und beiden Stirnmuskeln, die hinten zwischen beiden Hinterhauptsmuskeln bis zur kreisförmigen Linie herabreicht, und vorn zwischen den Stirnmuskeln bis fast zur Stirnglatze herabgeht. Zu beiden Seiten soll sie sich bis zur Wurzel des Zitzenfortsatzes, bis zum Jochbogen und bis zum äußern Augenhöhlenwinkel herabziehen, sodaß sie fast den ganzen Schädel, gleichwie ein Helm oder eine Haube bedecken würde. Indessen lehrt eine genauere Zergliederung, daß sie seitlich an der Linea semicircularis lateralis ansitzt, und daß blos eine Schicht verdichteten Zellgewebes bis zum Jochbogen sich herabzieht. Sie besteht vorzüglich aus Längsfasern; doch kreuzen sich mit diesen auch Querfasern. (*F. W. Theile.*)

Galeana *Llav.* et *Lex.*, s. Galinsogea.

GALEANCON (von ἡ γαλῆ, Wiesel, Katze und ὁ ἀγκών, Ellbogen) hat man jene Verunstaltung des Armes genannt, wenn die freie Beweglichkeit desselben in Folge einer Verrenkung beeinträchtigt und das ganze Glied vielleicht verkürzt ist. (*F. W. Theile.*)

Galeandra *Lindl.*, s. Eulophia.

GALEANO (Giuseppe), im J. 1605 in Palermo geboren, war Theolog, Mathematiker, Dichter, vor Allem aus aber Arzt. Ein halbes Jahrhundert lang prakticirte und lehrte er in seiner Vaterstadt, und er genoß nicht nur in Sicilien, sondern in ganz Italien und selbst außerhalb Italiens eines so großen Rufes, daß man überall seinen Rath suchte und seine Anordnungen wie Orakelsprüche ansah. Er wurde den größten Männern seines Jahrhunderts zugezählt, und wegen seiner vielseitigen Kenntnisse galt er wol für einen zweiten Galenus. Dieser Ruf bei seinen Zeitgenossen erscheint uns gegenwärtig als ein sehr übertriebener, wenn wir die Bedeutung seiner Schriften als Maßstab der Beurtheilung nehmen. Er starb am 28. Juni 1675. Galeano hat zahlreiche Schriften in lateinischer und italienischer Sprache verfaßt. Medicinischen Inhalts sind folgende: Epistola medica, in qua de epidemica febre theoretice et practice agitur, tum controversiae omnes de diaeta, pharmacia et chirurgia in malignis febribus enodantur. (Panormi 1648. 4.) Smilacis asperae et salsaeparillae causa. (Panorm. 1653. 4.) Politica medica pro leprosis. (Panorm. 1637. 4.) Hippocrates redivivus paraphrasibus illustratus, seu Aphorismorum Hippocratis sectiones. (Panormi 1650. 12. 1b. 1663. 1701.) Oratio de medicinae praestantia. (Panorm. 1649.) La lepra unita col mal francese o altro contagioso male etc. (Palermo 1656.) Idea del cavar sangue. (Palermo 1659. 12.) Del conservar la sanita libri sei di Galeno. (Palermo 1650.) Il caffe con piu diligenza esaminato in ordine al conservamento della salute dei corpi umani. (Palermo 1674. 4.)

Ferner gehören hierher drei Schriften, welche er unter den angenommenen Namen Bruno Cibaldi und Pelagio Sugapene herausgab: Del vero metodo di conservar la sanita e di curare ogni morbo col solo uso dell' acquavita, discorso di Bruno Cibaldi Romano. (Palermo 1662. 12.) Discorso intorno all' uso dell' acquavita etc. (Palermo 1667. 12.) Lettera del Dottore Pelagio Sugapene a Bruno Cibaldi in approbazione del suo discorso intorno all' uso dell' acquavita. (Palermo 1667. 12.)

Seine nichtmedicinischen Schriften sind, außer mehren Panegyriken, wesentlich poetischen Inhalts: Poesie liriche. (Palermo 1634.) Diporti giovanili, composizioni poetiche. (Palermo 1661.) Il Pelagio ovvero la Spagna racquistata, poema eroica. (Palermo 1670.) Le Muse Siciliane, ovvero scelta di tutte le Canzone della Sicilia. (Palermo 1645—1653. 12.) (In fünf Bänden sind hier die Lieder der sicilischen Dichter gesammelt.)

Der Schwiegersohn des Galeano, Isidorus Palestreros, fing eine auf 15 Bände berechnete Sammlung an unter dem Titel: Vigiliarum medicinalium Lucubrationes cum Hippocrate redivivo. Darin sind noch einige andere Abhandlungen Galeano's aufgenommen.

(*F. W. Theile.*)

GALEANTHROPIA (von ἡ γαλῆ, Wiesel, Marder, Katze, und ὁ ἄνθρωπος, Mensch), eine bei Sennert, Bellini vorkommende Benennung einer Form von fixer Idee, bei der die Kranken sich einbilden, in Katzen verwandelt zu sein, und sich Mühe geben, das Betragen, das Geschrei der Katzen u. dgl. nachzuahmen.

(*F. W. Theile.*)

Galearia *Presl.*, s. Trifolium.

*) s. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 830 fg. Baur's Neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 351.

GALEATI (Dominic Gusman), ein im 18. Jahrh. lebender Arzt, hat in den Commentarii Bononienses einige anatomische Abhandlungen niedergelegt, namentlich de cribriformi intestinorum tunica und de muliebrium ovariorum vesiculis im ersten Bande, sowie de carnea ventriculi et intestinorum tunica und de cystidis felleae ductibus im zweiten Bande. Ohne Zweifel ist der in teutschen Schriften als Gusman Galeazzi aufgeführte Arzt, welcher in den nämlichen Commentarii Bononienses (Vol. 5. P. 2. p. 216) die Behandlung der Wechselfieber mit China nach Torti's Principien erläutert, die gleiche Person. (*F. W. Theile.*)

GALEAZZO, italienischer Vorname, besonders in der Familie Visconti gewöhnlich, und Name mehrer mailändischer Herrscher. Der erste historisch Bemerkenswerthe dieses Namens aus dem Hause Visconti, war Galeazzo I., Sohn des ursprünglichen Gibellinenführers und nachherigen Stifters des regierenden Hauses Visconti in Mailand, Matthäus Visconti, der sowol von Heinrich VII. (1310), als von Ludwig dem Baier (1317) als Reichsverweser oder Vicecomes bestätigt wurde und unter vielen politischen Stürmen namentlich unter fast beständigem Streite mit dem päpstlichen Stuhle bis zum J. 1322 die Herrschaft über Mailand führte. Unser Galeazzo I. nahm an diesen Händeln lebhaft Antheil, sowie denn überhaupt sein Leben sich als ein höchst bewegtes ankündigt. Schon seine Vermählung mit Beatrix von Este im J. 1301 rief eine Verschwörung hervor, in Folge deren sein Vater bis zum Erscheinen Heinrich's VII. resigniren mußte und sein Haus verwiesen wurde. Nicht weniger betheiligt erscheint Galeazzo I. bei dem Streit, den sein Vater in seinen letzten Lebensjahren mit dem päpstlichen Stuhle zu bestehen hatte und der dadurch entstanden war, daß nach Heinrich's VII. Tode Matthäus Visconti sich Bergamo, Pavia, Piacenza, Vercelli, Cremona unterwarf, darauf nach dem Willen des Papstes zwar den Titel eines kaiserlichen Vicars ablegte, aber ungeachtet des päpstlichen Bannes sich zum Herrn von Mailand ausrufen ließ. Galeazzo I. erscheint bei allen diesen Vorgängen als ein Mann von großer Kraft und Einsicht. Während der Papst darauf bestand, Matteo solle die Signorie über seine Städte in die Hände des Papstes niederlegen, da eher an eine Freisprechung vom Banne nicht zu denken sei, und Matteo, damals freilich bereits 72 Jahre alt, Miene machte, sich der päpstlichen Foderung zu fügen, eilte Galeazzo von Piacenza herbei und gab durch die bestimmte Erklärung, sein Vater sei altersschwach, daher er die Gewalt übernehmen werde, der Sache plötzlich eine so ganz neue Wendung, daß alle päpstlichen Machinationen mit einem Male als vollkommen vernichtet angesehen werden konnten. So wurde also Galeazzo schon bei Lebzeiten seines Vaters mit dessen Gewalt bekleidet, die ihm dann nach seines Vaters Tode 1322 der große Rath von Mailand förmlich übertrug. Dessenungeachtet aber ruhte die päpstliche Intrigue nicht, ja wußte endlich so wirksam zu werden, daß es zu einer förmlichen Verschwörung kam, deren Theilnehmer am 8. Nov. 1322 in offener Empörung vor Galeazzo's Wohnung zogen, und die Einwilligung in den vom Papste proponirten Frieden, also auch das Ende der Gewalt des viscontischen Hauses verlangten. Auch jetzt noch war Galeazzo entschlossen, auf seinem Willen zu verharren, und wehrte sich mit seinen nächsten Freunden und Verwandten und einigen treuen Kriegshaufen eine Zeit lang verzweifelt, mußte aber doch endlich der Gewalt weichen und die Stadt verlassen, worauf er sich nach Lodi begab. Allein da die Versprechungen, welche der Papst durch seinen Legat namentlich den teutschen Truppen in Mailand hatte machen lassen, nicht erfüllt wurden, gestalteten sich die Verhältnisse für Galeazzo in kurzem wieder so günstig, daß er bereits noch in demselben Jahre wieder zurückgerufen und am 29. Dec. von Neuem als Herr von Mailand anerkannt wurde. Die Folge davon war ein förmlicher Kreuzzug, den der Papst gegen die Visconti unternahm. Und in der That sah sich auch das päpstliche Heer im Anfang des Kampfes vom Glück begünstigt, erlitt aber 1324 eine so empfindliche Niederlage, daß Galeazzo wieder vollkommen freie Hand erhielt. Nichtsdestoweniger mußte Galeazzo am Abend seines vielbewegten Lebens noch eine sehr bittere Erfahrung machen. Von seinen Brüdern, namentlich Marco, und mehren seiner nächsten Verwandten um seiner Herrschaft willen beneidet und darum bei König Ludwig dem Baier geheimer Unterhandlungen mit dem Papste verdächtig gemacht, wurde Galeazzo, trotz dem daß er König Ludwig bei seinem Erscheinen in Mailand aufs Glänzendste empfig, plötzlich am 5. Juli 1327 nebst seinen beiden Brüdern Lucchino und Giovanni und seinem Sohne Azzone verhaftet, während die Regierung der Stadt 24 mailändischen Edelleuten übertragen wurde. Dies harte Schicksal scheint seine Kraft gebrochen zu haben. Durch die eifrigen Bemühungen seines Bruders Marco, dem diese Wendung der Dinge ebenso unerwartet kam, wie ihn tief betrübte, erhielt Galeazzo zwar bald seine Freiheit wieder, starb aber schon am 6. Aug. 1328 [1]), und zwar noch im Bann.

Galeazzo II. war der zweite Sohn von Stephan Visconti und Neffe des Erzbischofs Giovanni, nach dessen Tode 1354 er mit seinen zwei Brüdern Matteo und Bernabo sich in die viscontischen Staaten theilte, wobei er Como, Novara, Vercelli, Asti, Alba, Alessandria und Tortona allein, Mailand und Genua mit seinen Brüdern gemeinschaftlich erhielt. Als dagegen 1355 der eine seiner Brüder, Matteo, starb, erfolgte eine neue Theilung, wobei Galeazzo Piacenza und Bobbio erhielt. Galeazzo's zahlreiche und langausgesponnene Kämpfe mit den Lombarden und den Päpsten sind ebenso ohne alle höhere historische Bedeutung wie seine ganze durch die unsinnigste Strenge, Geldgier und Grausamkeit [2]) sich auszeichnende Regierung. Nur nach einer Seite hin, in Bezug auf seine große Begünstigung der Literatur und Wissenschaften ist seine Herrschaft als eine Epoche machende zu bezeichnen.

1) Vergl. Muratori, Geschichte von Italien VIII. S. 325 fg. und Dr. Heinr. Leo, Geschichte der italienischen Staaten III. S. 289 fg. 2) Leo, Gesch. der ital. Staaten III. S. 311 und die dort angeführten Quellen.

Nicht nur daß er mit Petrarca und vielen gleichzeitigen Gelehrten, die sich von seiner Seite der größten Auszeichnung zu erfreuen hatten, in der engsten Verbindung stand, so verdankt ihm auch die Hochschule zu Pavia ihre Gründung. Nachdem er bereits 1375 seinem Sohne Giovan Galeazzo, Grafen von Vertus, einen großen Theil seiner Staaten abgetreten und sich nur die Oberhoheit daran vorbehalten hatte, starb er am 4. Aug. 1378 zu Pavia. Ihm folgte in der Regierung der ebengenannte:

Giovan Galeazzo, unter allen Männern dieses Namens der historisch wichtigste. Von höheren politischen Gedanken geleitet, und namentlich von dem Wunsche durchdrungen, dem viscontischen Staate in dem italienischen Staatensysteme eine festere Basis zu verschaffen, war er vorzugsweise bemüht, den Kriegen und Händeln, in welche sein Staat von seinen Vorfahren je länger je mehr verwickelt worden war, eine bestimmtere Wendung zu geben. Dabei konnte es aber seinem politischen Scharfblicke nicht entgehen, daß, so lange die viscontische Herrschaft getheilt und, wie damals der Fall, zum Theil von einem Manne vertreten war, der wie sein Oheim Bernabo sich als vollendeter Tyrann ankündigte, an eine Verwirklichung dieser Idee schwerlich gedacht werden konnte. Nachdem er daher im J. 1380 vom Kaiser Wenzel als königlicher Vicar in der Lombardei bestätigt worden war, nahm er 1385 seinen grausamen Oheim Bernabo nebst zwei von dessen Söhnen gefangen und machte sich, während er seine Gefangenen im Gefängnisse sterben ließ, zum alleinigen Träger der viscontischen Herrschaft. Nach der Zeit finden wir ihn in mehrfachen Fehden mit benachbarten Staaten, wobei es ihm gelang, seiner Herrschaft nicht nur eine größere Ausdehnung, sondern auch eine bessere Abrundung zu verschaffen. Von nicht minder günstigem Erfolg waren seine diplomatischen Unterhandlungen begleitet. Im J. 1395 ertheilte ihm König Wenzel gegen eine Summe von 100,000 Goldgulden die Würde und den Titel eines Herzogs von Mailand und Grafen von Pavia, während schon das Jahr darauf durch ein neues kaiserliches Privilegium nicht nur die Bestandtheile des neuen Herzogthums bestimmt, sondern auch die Untheilbarkeit und das Erstgeburtsrecht in der Nachfolge eingeführt wurden. Und diese zuletzt angeführte Neuerung war es denn auch, welche Galeazzo's Namen in der Geschichte die hohe Bedeutung gebracht hat, da seitdem, obgleich der mailändische Staat bei dem Reiche erhalten wurde (denn das neue Herzogthum wurde ein Reichslehen) die kaiserliche Vergebung der Vicariate in der Lombardei aufhörte, und die Visconti nun erst rechtlich die fürstliche Stellung einnahmen, die sie vorher usurpirt hatten. Auch nach der Zeit setzte Galeazzo seine Eroberungsfehden zur Erweiterung seiner Herrschaft fort und sah sich auch in dieser Zeit wieder fast immer vom Glücke begünstigt, sowie er denn auch 1402 Bologna in seine Gewalt bekam. Beiweitem mehr aber als diese Dinge haben seinen Namen seine hohe Begeisterung für das wahrhaft Schöne, sein geläuterter Kunstgeschmack und seine außerordentliche Sorge für Kunst und Wissenschaft unsterblich gemacht. So war er es, der 1386 den Dombau in Mailand begann, und zehn Jahre später den Bau der Certosa von Pavia unternahm. So berief er ferner eine Menge ausgezeichneter Gelehrter in seine Staaten, und zum Theil selbst in seine unmittelbare Nähe, stiftete eine Akademie der Baukunst und Malerei, gründete eine reiche Bibliothek; ließ durch die ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten das alte statutarische Recht Mailands revidiren und brachte dadurch ein vollständiges Gesetzbuch zu Stande; erneuerte die Universität von Piacenza ꝛc., kurz beförderte und half ausgezeichnetem Streben, wo er nur wußte und konnte. Leider starb er noch in seinem kräftigsten Mannesalter in seinem 55. Lebensjahre am 3. Sept. 1402 [3]).

Von weit geringerer Bedeutung als die oben angeführten drei Männer des Namens Galeazzo aus dem Hause Visconti sind zwei desselben Namens aus dem Hause Sforza, von denen der erste Galeazzo Maria im J. 1466 Herzog von Mailand wurde, sich durch ein wüstes, in mancher Beziehung Ekel erregendes Leben auszeichnete und am 26. Dec. 1476 in einer Kirche ermordet wurde. Der andere hier noch zu erwähnende Träger dieses Namens war des Vorigen Sohn, Gian Galeazzo, der bei seines Vaters Tode erst acht Jahre alt war, daher vorerst seine Mutter Bona von Savoyen die vormundschaftliche Regierung übernahm. Galeazzo's Leben war nur ein kurzes; er starb 1494 an Gift, welches ihm sein herrschsüchtiger väterlicher Oheim Ludovico Moro beigebracht hatte [4]). (*Ramshorn.*)

GALECYNUS. Murchison erhielt aus dem tertiairen Mergel von Öningen das vollständige Skelet eines Raubthieres, welches Mantell für nicht verschieden von dem Skelete des lebenden Fuchses erklärte. G. v. Meyer beschrieb es indessen in seinen Beiträgen zur Fauna der Vorwelt (Heft I. S. 4. Taf. 1. Fig. 1. 2) als specifisch eigenthümlich unter der Benennung Canis palustris. Neuerdings hat Owen das Fossil einer Untersuchung unterworfen (Transactions geological Society. [London 1846.]. Novbr. 4.) und darin eine eigene Gattung erkannt, die er Galecynus nennt. Diese Deutung unterliegt keinem Zweifel und wie Mantell die specifische Identität mit dem lebenden Fuchse behaupten konnte, ist unbegreiflich, da der dritte und vierte Lückzahn vor und hinter seinem mittlern großen Höcker noch einen kleinern besitzt, während bei allen bekannten Arten von Canis ein selbständiger Ansatz am Vorderrande fehlt. Einzelne Unterschiede machen sich noch an andern Theilen des Skeletes bemerklich. Im Allgemeinen ist die Ähnlichkeit mit der des Fuchses groß. (*Giebel.*)

Galedragon *Salisbury*, s. Dipsacus (pilosus).

Galedupa *Lam.*, s. Pongamia.

GALEERE. Wenn man heutzutage vorzugsweise zwischen Dampf- und Segelschiffen unterscheidet, so unterschied man sonst, namentlich im Alterthum und Mit-

3) Vergl. über ihn *Sismondi*, Hist. d. rép. ital. Vol. VII. p. 274 und Leo, Geschichte der italienischen Staaten III. S. 330—345 und die daselbst angeführten Quellen. 4) Weiteres über diese beiden zuletztgenannten Männer in Leo's Geschichte der ital. Staaten und in dem Art. Mailand.

telalter, ja bis vor wenigen Decennien nur zwischen Ruder- und Segelschiffen, bezeichnete aber und bezeichnet noch jetzt ein Schiff mit dem Namen Ruderschiff selbst dann noch, wenn es auch, was bei den größeren fast immer statthat, zugleich mit Segeln versehen ist. Da auch noch in der Gegenwart solche Ruderschiffe, besonders in südlichern Meeren, gebräuchlich sind, so muß man aber jetzt richtiger Weise dreifach unterscheiden: nämlich Dampfschiffe, die bekanntlich zumeist auch mit Segeln ausgerüstet sind, ferner reine Segelschiffe, endlich Ruderschiffe[1]). Unter den Ruderschiffen spielen aber in alten und neueren Zeiten die Galeeren eine große Rolle.

I. Begriff. Die Galeere ist eine Art langgebauter und mit einem niedrigen Bord versehener Schiffe, welche vorzugsweise durch Ruder fortbewegt werden, indessen zugleich mit Segeln versehen sind, und insgesammt nur zwei Masten haben. Sie ist nach der Galeasse das vornehmste von allen Ruderfahrzeugen, d. h. hier, von solchen Fahrzeugen, welche durch Ruder und Segel zugleich bewegt werden können. Es ist ein Seeschiff, wird aber vorzugsweise nur zur Küstenschiffahrt oder in Binnenmeeren, namentlich in der mittelländischen See und nur selten zu Fahrten auf dem offenen Oceane benutzt. Die Galeere ist wesentlich ein Fahrzeug zur schnellen Fortbewegung und ist in der Regel ein Kriegsschiff, selten ein Transport- oder Handelsschiff.

II. Sprachliches. Das Wort Galeere ist nicht teutschen Ursprunges, sondern ist nach Teutschland und überhaupt nach dem Norden aus Italien verpflanzt, wurde aber bisher meistens, freilich mit unzureichenden Gründen, aus dem Griechischen hergeleitet. Italienisch heißt es Galea und ehedem schrieb und sprach man auch im Teutschen dieses Wort nur Galee, wie denn Luther den Esaias Cap. 33. V. 21 übersetzt: — daß darüber kein Schiff mit Rudern fahren, noch Galeen dahin schiffen werden. Der Ausdruck wurde nach Teutschland gebracht zu den Zeiten des heiligen römischen Reiches teutscher Nation in seiner vollen Blüthe, als dies noch eine Weltherrschaft anstreben und namentlich Italien als Provinz betrachten mochte. Als aber Teutschland und die Teutschen mehr und mehr jene Weltstellung verloren und statt dessen zu Nachbetern und Nachäffern ihrer westlichen Nachbarn, der Franzosen, in Sitten, Moden, namentlich in der Sprache herabsanken, da wurde der alte bereits eingebürgerte Ausdruck Galee aufgegeben und dafür ein französirtes Wort eingeführt: Galeere. Die eigentliche französische Form ist nämlich Galère und die Herrschaft der französischen Sprache im 17. und 18. Jahrh. ist so bedeutend gewesen, daß selbst die Italiener diese Formulirung des Worts adoptirten und daraus *Galera* machten. Übrigens haben die Franzosen auch den Ausdruck: Galée, was jedenfalls direct aus dem Italienischen entnommen ist und für die ursprünglich adoptirte französische Form gehalten werden darf. In dem schwedischen *Galleja*, in dem dänischen *Galleye* und in dem holländischen *Galey*, sowie in dem englischen *Galley* oder *Row-Galley* und portugiesischen *Galé* ist die italienische Form Galea noch mehr erkennbar. Im Spanischen heißt das Wort gleichfalls *Galera* oder auch galea, ebenso im schlechten Latein galea, galera, da es classisch navis actuaria oder triremis lautet.

Die Wurzel des Wortes ist unbekannt. Trotz der Ähnlichkeit kann Galea füglich nicht von dem griechischen γαῦλος herkommen, wie Röding in seinem Marinelexikon glaubt; denn abgesehen von anderen Gründen bedeutet γαῦλος im Gegensatz grade des langgebauten, schnellfahrenden Ruderschiffes eine besondere Art von (Segel-) Lastschiff, von runder Bauart und wie es scheint phönizischen Ursprunges, also grade das Gegentheil der Galeere. Auch mit Golle oder Jolle oder Gölle (holländisch Joll, dänisch Jolle, schwedisch Julle, englisch *Yawl*), welches ein kleines, einmastiges Fahrzeug mit einem Spriet-segel und einer Stagfock bezeichnet, und worunter man an manchen Orten, z. B. Hamburg, auch ein kleines offenes Boot zur Überfahrt auf Kanälen ꝛc. versteht, scheint das Wort Galea nicht verwandt zu sein. Auch nicht mit Gellen (auch Holzgellen), wie eine große offene Schute oder Kahn auf dem Obertheil der Elbe genannt wird. Weiter unten will ich übrigens meine Vermuthung über die Abstammung des Wortes Galeen darlegen.

III. Geschichtliches. Obgleich Seefahrzeuge unter dem eigenthümlichen Namen der Galeeren erst im Mittelalter vorkommen und man überhaupt unter Galeere gewöhnlich ein Fahrzeug der modernen Zeiten, namentlich der südlichen Völker Europa's am Mittelmeer, versteht, so hat es doch der Sache nach bereits im Alterthume und zwar schon in sehr frühen Zeiten ganz ähnliche Schiffe von ähnlicher Bauart mit Segeln und Rudern und zum Schnellfahren, sowie zum kriegerischen Gebrauche bestimmt, gegeben. Überhaupt muß man die von Röding in seinem Marinelexikon sub voce Galeere ausgesprochene Ansicht festhalten, daß die Galeeren und überhaupt alle noch jetzt im Mittelmeere gebräuchlichen Fahrzeuge, welche in den neuern Sprachen unter dem Namen lateinische bekannt sind, nur in wenigen Stücken von den Fahrzeugen der Alten unterschieden sind. Sie sind im Ganzen die alterthümlichen, haben aber natürlich in einem Zeitraume von 2000 Jahren, unter dem mächtigen Fortschritte der mathematischen, astronomischen, überhaupt nautischen Wissenschaften, in allen Details eine bessere Einrichtung erhalten. Die verwandtschaftliche Stellung dieser lateinischen Fahrzeuge (einschließlich der Galeeren) zu denen des Alterthums zeigt sich ganz besonders in den noch jetzt auf ihnen vorzugsweise gebräuchlichen Seetermini. Diese unterscheiden sich durchaus von allen übrigen und kann man ihnen Ursprung einzig in der griechischen und lateinischen Sprache finden. So heißt z. B. der Kiel eines Schiffes im Italienischen gewöhnlich colomba und chiglia, welche letztere Benennung wahrscheinlich durch die nordischen Völker mit nach Italien gebracht wurde, auf Galeeren und lateinischen Fahrzeugen wird solcher aber carena genannt nach dem lateinischen carina. Ebenso heißt gewöhnlich pennone eine Raa, auf lateinischen Fahrzeugen aber antenna, nach dem lateinischen antenna. Die Anquinae funes der Lateiner findet man auf den

1) Vgl. von Kaltenborn, Grundsätze des europäischen Seerechts. (Berlin 1851.) 1. Bd. §. 41. S. 81.

Galeeren unter dem Namen anchi, französisch anquins, und carchesium unter dem Namen carcese oder calcese, Mastkorb, der anderweitig coffa oder gabbia heißt. Auf den im 14. und 15. Jahrh. üblichen, großen dreimastigen Galeeren wurde das große Segel artimon genannt, unstreitig nach dem griechischen artemon.

Demnach bezeichnen Manche die Rudersegelschiffe des Alterthums, namentlich die schnellsegelnden und die Kriegsfahrzeuge, meist geradzu schon mit dem neuern Namen der Galeeren, wie dies unter Anderem schon Luther (a. a. O.) sogar in Bezug auf die assyrischen Schiffe gethan hat. Auch unterschieden sich die griechischen und römischen Schiffe nach Bau, Art und Gebrauch nur unbedeutend von den orientalischen, phönizischen, carthagischen, sodaß man auch füglich deren Segelruderschiffe der genannten Art mit dem Namen Galeeren bezeichnen darf. Einiges verbesserten aber Griechen und Römer namentlich auch schon in Bezug auf die Ruderschiffe. So hatten die phönizischen Schiffe auf jeder Seite nur eine Ruderbank und dieser Gebrauch dauerte sehr lange. In Griechenland fing man bereits zu den Zeiten der Könige zuerst an, sich der zwei-, drei- und mehrrudrigen Schiffe zu bedienen, um die Kriegsheere über das Wasser zu setzen und überhaupt um bei Unternehmungen zur See desto geschwinder sein, sowie namentlich um die einzelnen Manöver leichter und schneller ausführen zu können.

Manche gehen soweit, der assyrischen Königin Semiramis um 2000 v. Chr., welche allerdings bedeutende Schiffsbauten ausführen und dazu Schiffsbauleute aus Phönizien, Syrien, Cypern und andern Seeplätzen kommen ließ, die Erfindung der Galeeren zuzuschreiben. Sie soll deren 3000 haben erbauen lassen, welche alle mit kupfernen Schnäbeln bewaffnet gewesen wären (*Diod. Sic.*, Bibl. hist. lib. II. und Geschichte der Schiffahrt. (Breslau 1734.) 1. Bd. S. 174. Die Carthaginienser sollen dann die Quadriremes oder die Galeeren mit vier Reihen Rudern erfunden haben, wie man ihnen denn auch die erste Einführung des großen Ankertaues zuschreibt. (Gesch. der Schiffahrt. 1. Bd. S. 303.)

Besonders ausgebildet war das Seewesen der Athenienser und ihre Galeeren oder Ruderschiffe sehr zahlreich und von den verschiedensten Größen. Sie hatten überhaupt eine doppelte Art von Schiffen. Die Ruderschiffe waren die Kriegsschiffe und hatten wol zumeist zugleich Segel. Die Segelschiffe waren die eigentlichen Lastschiffe, die zum Handel und Proviantführen gebraucht wurden, die aber auch bisweilen zugleich Ruder führten. Die Kriegsschiffe werden auch nicht selten als lange Schiffe bezeichnet und wieder in zwei Classen getheilt: 1) Die langen schlechthin und 2) die sogenannten actuarias naves, welches sehr leichte Schiffe waren und den Galeeren-Raubschiffen der afrikanischen Corsaren geglichen haben mögen. Diese letzteren waren gewöhnlich ohne Verdeck und hießen deshalb gemeiniglich offene; sie führten bisweilen 20, 30 ja 40 Ruder, wovon die Hälfte zu jeder Seite, doch alle in einer gleichen Reihe waren. Die eigentlich sogenannten langen Ruderschiffe hatten auf jeder Seite bald nur eine Reihe Ruder, bald zwei, drei, vier, fünf und mehr, so bis auf 40, doch war diese große Zahl dann mehr zur Pracht und zum Prunk, als zum wirklichen Gebrauche. Die langen Schiffe mit einer Reihe Ruder hießen Aphracten, d. h. ohne Verdeck, im Gegensatz der Kataphracten, d. h. mit Verdeck. Die Schiffe nun, deren sich die Alten regelmäßig in Schlachten bedienten, sind die triremes und quinqueremes, welche drei bis fünf Ordnungen Ruder hatten. Man streitet sich über die Eintheilung dieser Ruderordnungen. Einige behaupten, sie wären der Länge nach angebracht gewesen, wie die Ruderbänke der heutigen Galeeren. Andere meinen, daß die Reihen der zweirudrigen, dreirudrigen und so fort bis auf die 40rudrigen, bei gewissen Schiffen über einander gestanden hätten, und allerdings sprechen dafür viele Stellen in den alten Autoren, und namentlich kann für diese Meinung die Trajanische Säule als Zeugniß angeführt werden, welche diese Reihen als über einander vorstellt. Indessen erklären alle sachverständige Seeleute der Gegenwart, daß sie sich dergleichen Uebereinanderstehen der Ruderordnungen schlechterdings nicht als möglich oder praktisch vorstellen können. Allerdings kann man sich kaum denken, wie namentlich, wenn viele Reihen über einander gestanden haben, die Arbeit damit habe geschehen können. Vergl. bes. *Montfaucon*, Antiquité expliquée und Gesch. der Schiff. S. 352. Übrigens rüsteten zuerst die Korinther Kriegsschiffe mit drei Ruderreihen aus und folgten ihnen etwa um die Zeit der Perserkriege die Korcyräer und die Tyrannen von Syrakus, um welche Zeit denn auch durch Themistokles die Athenienser zur Erbauung solcher Schiffe vermocht wurden und von nun an sich mit unglaublichem Eifer und mit gutem Glücke auf das Seewesen legten. Die Schnäbel oder Stachel der Schiffe am Vordertheile spielten bei diesen Kriegsschiffen eine große Rolle und ersetzten etwa die Kanonen der modernen Galeeren. In einem Kampfe mit den Athenienern, deren Schiffe sehr hohe und schwache Vordertheile hatten, sodaß ihre Schnäbel stets nur die höheren Theile der feindlichen Schiffe fassen und solche nur wenig beschädigen konnten, richteten die Syrakusaner die Vordertheile ihrer Schiffe niedrig und stark zu, sodaß der Schnabel unmittelbar über dem Wasser stand, also beim Anrennen die feindlichen Schiffe grade in den untern Theilen fassen und so recht stark beschädigen konnte. Ja auf einen einzigen Stoß wurde öfters ein dreirudriges Schiff der Athenienser in den Grund gebohrt. (*Diod. Sic.* l. c. lib. XIII.) Die Tyrannen von Syrakus unterhielten oft einige hundert großer Galeeren. Noch viel bedeutender waren die Galeerenflotten Alexander's auf seinen Fahrten nach Indien. Ebenso die der Römer.

Doch findet man solche Fahrzeuge unter dem ausdrücklichen Namen der Galeeren, wie es scheint, beim griechischen Kaiser Leo, der circa 880 n. Chr. die Regierung antrat und in seinem bekannten Buche von der Taktik sich über die damalige Beschaffenheit der griechischen Marine sehr detaillirt verbreitet. Seine Flotte bestand aus großen und kleinen Fahrzeugen, die alle Ruder und Segel zugleich führten. Die großen wurden Dromonen genannt; sie mußten schwer und stark genug ge-

baut sein, um den Stoß der feindlichen Schiffe auszuhalten, nichtsdestoweniger aber sollte ihre Bauart so beschaffen sein, daß sie schnell im Segeln waren und gut See halten konnten. Vorn auf dem Vordertheil derselben stand eine mit Erz bedeckte Röhre, durch welche man Feuer auf die Feinde warf. Über demselben war ein mit einer Brustwehr versehenes Gerüste erbaut, worauf die Soldaten im Gefecht standen und so vortheilhaft gegen den Feind ihre Wurf- und Schußwaffen gebrauchen konnten. In der Mitte des Verdecks war auch eine Art Castell, von welchem aus die darauf postirten Soldaten Steine, spitzige Eisenklumpen und Feuerwerk auf die feindlichen Schiffe warfen. Man sieht also hier die vollkommenen Surrogate der spätern Marineartillerie. Diese Dromonen hatten nur zwei Reihen von 25 Ruderbänken, eine über der andern. Auf jeder Bank befanden sich zwei Mann. Doch gab es auch Dromonen mit 200 Ruderern am Bord. Vergl. Röding's Marinelexikon s. v. Dromones. Die kleinen Fahrzeuge nun wurden grade Galeen genannt und hatten nur an jeder Seite eine Reihe Ruder; sie waren vorzüglich dazu bestimmt, schnell von einem Orte zum andern zu fahren. Es bedeutet aber *Δρομόνες* soviel als Läufer. Die Galeen segelten nun gewiß noch schneller als diese Dromonen, deswegen kann in dem Namen nicht das Gegentheil der Geschwindigkeit ausgedrückt sein. Vielleicht erhielten die Galeen grade wegen ihrer Kleinheit, Winzigkeit gegenüber den Dromonen und wegen ihrer ungemeinen Hurtigkeit einen Deminutivnamen, einen Spott- und symbolischen Namen. Im Griechischen heißt nämlich *γαλέη*, contrahirt *γαλῆ*, Wiesel, Marder, Katze, bekanntlich Thiere von geringer Größe und ungemeiner Schnelligkeit. Ich bin sehr geneigt, diese Abstammung des Wortes anzunehmen und übergebe sie hiermit den Herren Philologen zur beliebigen Kritik, indem ich nur noch daran erinnere, daß *γαλεὸς* eine Haifischart bezeichnet, die bekanntlich sehr schnell ist, sodaß vielleicht hier schon der Name jener kleinen Landthiere auf dies Meerungethüm unter dem Symbol der Schnelligkeit übertragen worden ist.

In späteren Zeiten findet man die Galeeren namentlich bei den Venetianern, deren Marine überhaupt, wie der gelehrte Girolano Zanetti in seiner Dissertazione sopra l'Architettura navale etc. sagt, mit der griechischen große Ähnlichkeit hatte. Die Galeeren waren in der venetianischen Flotte die einzigen eigentlichen Kriegsfahrzeuge. Ville Harduin sagt in seiner Geschichte der Kreuzzüge, daß der Doge Dandalo im J. 1202 zu einem Kreuzzuge außer den Transportschiffen 50 Galées pour l'amour de Dieu versprach und auch wirklich lieferte. Derselbe Zanetti hat auch in seinen Memorie per servire alla Storia litteraria. tom. VII. p. 1 den Vertrag Ludwig's IX. von Frankreich mit der Republik Venedig wegen der Eroberung des heiligen Landes vom J. 1268 abdrucken lassen. Darin verspricht der Doge 15 armirte Galeeren auf seine Kosten zu halten (cum hominibus Venetiarum ad obsequium Christi, et ad exaltationem et robur Fidei Christianae ponere et tenere suis expensis per unum annum XV *galeas* armatas). Zanetti gibt überhaupt daselbst sehr gute Aufschlüsse über die Schiffsbaukunst damaliger Zeit.

Die Galeeren sind zwar vorzugsweise im Mittelmeere gebaut und gebraucht worden, doch sind sie von da auch nach einigen nördlichen Gegenden, namentlich nach Rußland, Schweden, Polen, Dänemark, verpflanzt worden und haben da sogar zeitweilig eine gewisse Rolle gespielt. Es sind aber die Galeeren der Nord- und Ostsee ebenso wie die mittelländischen gebaut und wurden von diesen Staaten anfänglich meist ausdrücklich italienische Schiffbauleute herbeigerufen. So ließ der König von Schweden schon im J. 1540 sich aus Venedig Schiffbaumeister kommen und von diesen eine große Anzahl Galeeren bauen, welche er gegen die moskowitischen und ehstnischen Seeräuber gebrauchte. Ob aber die Galeeren schon vor dieser Zeit in den nördlichen Gewässern bekannt und üblich gewesen, ist ungewiß, indessen doch wahrscheinlich. Die Küsten der Ostsee und der Nordsee sind zum Theil so klippenreich, und der Seeverkehr dieser nordischen Staaten mit dem Mittelmeere ist so alt und immer so lebhaft gewesen, daß man jedenfalls schon früh diese mittelländischen Fahrzeuge kennen lernen und sie, wegen ihres flachen Tiefgangs, wie wegen ihrer Schnelligkeit und Beweglichkeit, als grade für die klippenreichen Küsten der nordischen Gewässer passend finden mochte. Ja nach Kleffel's Untersuchungen (in seinen Abhandlungen von den Vorzügen der alten nordischen Seekunst vor der der Römer und Griechen. [Kiel 1755.]) steht es allerdings fest, daß die Teutschen und überhaupt die nordischen Völker schon ziemlich früh und jedenfalls bereits in den ersten Zeiten des Mittelalters und noch in den Zeiten des Heidenthums stattliche, schön geschmückte Kriegsfahrzeuge hatten, welche Segel und Ruder zugleich führten, 20, 40, und 60 Ruderbänke (wol nur mit je einem Ruderer) zählten und mit oft vergüldeten Masten versehen waren. Die Besatzung eines solchen Schiffes bestand nicht selten aus 200 Mann, dagegen ein Kauffahrer nur 12—15 Matrosen führte. Vergl. Fischer, Gesch. des teutschen Handels. (Hanover 1785.) 2. Bd. S. 100—113. Also gab es doch schon früh ähnliche Fahrzeuge wie die Galeeren, ohne daß aber erstere mit diesen letzteren schon im Zusammenhange standen, oder auch hätten füglich stehen können.

Ferner ist gewiß, daß etwa um dieselbe Zeit wie jener König von Schweden, Sigismund, König von Polen, die Venetianer um Schiffbaumeister anging, welche ihm auch zu Danzig eine Flotte bauten, die er der dänischen Seemacht entgegenstellte. Auch Rußland hat seit Peter's des Großen Zeit Galeeren auf der Ostsee, welche noch im siebenjährigen Kriege zum Transporte der Truppen und der Mund- und Kriegsbedürfnisse gebraucht wurden. Auch in Frankreich baute man Galeeren und war dies der einzige Staat, welcher sie auf dem Weltmeere schiffen ließ, wenigstens zeitweilig. Zeitweilig ist die französische Galeerenflotte sehr bedeutend gewesen.

Doch unterhielten, wie gesagt, vorzugsweise die mittelländischen Seemächte Galeeren und bestand deren Kriegsmarine bis ins 17. Jahrh. fast ausschließlich aus solchen Fahrzeugen. Je mehr sich aber die reinen Segelkriegs-

schiffe im Laufe des 17. und 18. Jahrh. vervollkommneten und je mehr man namentlich auch kleinere reine Segelkriegsschiffe baute, um so mehr wurden die Galeeren in den Hintergrund gedrängt und sind heutzutage fast völlig bedeutungslos geworden, wenigstens wenn man ihre heutige Geltung mit ihrer ehemaligen kriegerischen Bedeutung im 12., 13., 14., 15. und 16. Jahrh. vergleicht. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten aber Venedig und Genua, sowie der Papst, die Malteser, Neapel und die afrikanischen Raubstaaten noch ansehnliche Galeerenflotten. Vergl. bes. Büsching's neue Erdbeschreibung (4. Aufl. 1760.) Darnach hatte um jene Zeit Venedig außer 14 anderweitigen eigentlichen modernen Kriegsschiffen 20 Galeassen und 25 Galeeren. Ebenso unterhielt Genua eine starke Galeerenflotte, mußte sich aber nach dem Bombardement von 1684 von Ludwig XIV. die demüthigende Bedingung gefallen lassen, seine Galeeren bis auf sechs zu entwaffnen, und versprechen, ohne des Königs Wissen und Willen keine neuen auszurüsten. Toscana hatte 1755 wenigstens nominell 20 anderweitige Kriegsschiffe, 12 Galeeren und einige Galeassen, und um dieselbe Zeit bestand die päpstliche Marine besonders aus einer Galeerenflotte, die allerdings nicht bedeutend war und zu Civita Vecchia lag. Ebenso bestand die neapolitanische, übrigens sehr schwache Seemacht noch hauptsächlich aus Galeeren, wie denn auch die Marine des Königs von Sardinien aus Fregatten und Galeeren bestand. Im J. 1759 zählte die schwedische Kriegsflotte 28 Kriegsschiffe, sowie eine Anzahl Galeeren, die man namentlich in den letzten Kriegen gegen die Russen benutzt hatte. Die Schweden fuhren auf diesen ungemein flach gehenden Galeeren in den upländischen Archipelagus hinein und längs der Küste des ganzen bottnischen Meerbusens, schlüpften gleichsam durch die Felsen hindurch, landeten und verheerten die Küsten. Ganz ähnlich wie ihre Urahnen die Normannen im 7., 8., 9., 10. Jahrh. bereits es gethan hatten an den Küsten des Nordens wie des Südens. Freilich kosteten diese Galeeren sehr viel, indessen wurden dadurch immer einige Kriegsschiffe ersetzt. Auch unter der Flotte Dänemarks von 30 Kriegsschiffen war damals noch eine Anzahl von Galeeren. Im J. 1746 zählte Rußland 24 Linien- und etwa 15 andere Kriegsschiffe, die zu Reval und Kronstadt stationirten, während die petersburger Galeerenflotte 102 Galeeren umfaßte. Die türkische Flotte soll aber zu der Zeit vorzüglich aus 60 Galeeren und sechs Galeassen nebst einigen Fregatten, Brigantinen und Gallionen bestanden haben. Spanien dagegen unterhielt gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur noch sechs Galeeren zum Kreuzen gegen die Seeräuber im Mittelmeere.

Im 19. Jahrh. sind die Galeeren in allen größeren Staaten mehr und mehr in Abgang gekommen. Man findet sie jetzt nur noch in den Barbareskenstaaten an der afrikanischen Küste. Auch braucht man sie einzeln überhaupt noch an den Küsten des Mittelmeeres, doch spielen sie überall eine sehr untergeordnete Rolle gegenüber den eigentlichen Kriegsschiffen. An den klippenreichen Küsten Schwedens besteht auch noch jetzt die sogenannte Scheerenflotte (von Scheere, das sind eben die kleinen Klippeninseln an den dortigen Küsten) aus solchen Segelruderfahrzeugen, welche man eigentlich Halbgaleeren nennen muß und die etwas kleiner als die eigentlichen Galeeren sind. Nach Cannabich's Geographie (16. Aufl. 1847.) wird diese Ruderflotte, doch wol nur nominell, gebildet aus 7 Bombenschiffen, 24 Schoonern und 250 Kanonenbooten und Jollen.

Im J. 1795 (Meusel's Statistik. 3. Aufl. 1804.) bestand die in die Häfen des finnischen Meerbusens vertheilte russische Scheeren- oder Galeerenflotte, die auch in Friedenszeiten mobil sein sollte, aus 12 großen Fregatten, 30 Galeeren und ebenso viel Schebecken (d. h. einer Art von großen Galeeren), 300 Kanonenbooten und einer verhältnißmäßigen Anzahl von Schaluppen und andern kleinen Fahrzeugen. Jetzt gibt es aber in Rußland wol keine Galeeren mehr.

In Frankreich hörten in neueren Zeiten die Galeeren auf, eigentliche Kriegsschiffe zu sein, und dienten dieselben vorzüglich nur zur strafenmäßigen Beschäftigung schwerer Verbrecher, der Galeerensklaven, in einzelnen größern Seehäfen.

IV. Bauart. Die Länge einer Galeere ist ungefähr 130—140 Fuß und die Breite 26—30 Fuß. An jeder Seite sind etwa 25—30 Ruderbänke, deren Ruhepunkt auf einer Latte ist, die sich an beiden Seiten außerhalb des Bords der Galeere befindet und von vielen auf- und niederstehenden Knieen getragen wird. Auf dem Deck sind an der Backbord- und Steuerbordseite die Bänke der Rojer (Ruderer), und zwischen deren beiden Reihen (das ist mitten auf dem Verdeck der Galeere) befindet sich ein langer, etwa 1½ Fuß breiter Gang, der der Koker oder Coursier oder Coursie genannt wird und vom Vordertheil bis zum Hintertheil der Galeere führt. Dieser Gang ist hohl, indem die Breter, womit er bedeckt ist, aufgehoben werden können, und dieser hohle Raum dient vorzüglich zum Behältniß für die Gezelte und Kleider des Schiffsvolkes.

Jede Ruderbank ist zehn Fuß lang (von dem genannten Gange aus in der Richtung nach jener Latte hingerechnet) und die eine steht von der andern vier Fuß ab. An jeder Ruderbank arbeiten 5—6 Ruderknechte. Die Ruder sind von einer Länge von 50 Fuß, wovon 37 außerhalb und 13 innerhalb der Galeere liegen.

Die Galeere ist verhältnißmäßig leicht und niedrig gebaut und führt regelmäßig nur zwei Masten. Sie ist überall zum Schnellfahren eingerichtet und so construirt, daß sie nicht tief geht, also leicht über Untiefen und Klippen hinwegkommen kann. Auf dem Vordertheil steht eine Art Back (franz. Rambade), welcher sich in einen ziemlich weit herausragenden Schnabel endigt, welcher statt des Bugspriets dient und bei den Alten wahrscheinlich das sogenannte Rostrum gewesen ist. Unter dem Deck befinden sich die verschiedenen Kammern oder Abtheilungen für den Proviant, sowie für das Reservegut, Schiffsgeräthschaften ꝛc. Im Hintertheile der Galeere befindet sich eine Art Hütte (franz. Carosse), wo der Capitain logirt und unter dieser Hütte ist der Salon (franz. gavon), oder die

Cajüte. Am Hintertheil oder am Spiegel sind zwei Fallreepstreppen ausgehängt, vermittels welcher man in die Galeere und aus derselben steigt.

Die Takelage einer Galeere besteht gewöhnlich aus einem großen und einem Fockmast; doch haben manche auch einen kleinen Besanmast, welche insgesammt sogenannte lateinische Segel führen. Diese Masten sind sehr kurz und haben keine Stagen. Der Top derselben ist viereckig und in demselben befinden sich etliche Scheiben für das Drehreep der Raa. Die Masten haben ferner keine Stagen (d. i. Aufsätze) und die Wandtaue haben statt der gewöhnlichen Jungfern zwei lange zweischweibigte Blöcke, wovon die untersten mit Knebeln an eiserne Ringe befestigt werden, die an dem langen Holz sitzen, welches den Rudern zur Unterlage dient. Die Masten stehen mitten in dem großen Gange und können niedergelegt werden: was besonders geschieht, wenn man gegen den Wind segeln will, wo sich dann die Wucht der Galeere einzig auf den Rumpf des Schiffes beschränkt und mithin der Anstrengung der Ruder die wenigsten Hindernisse entgegenstehen. Dies wissen besonders die in ihren klippenreichen Verstecken lauernden Corsarengaleeren. Von da stürzen selbige selbst bei Windstille und bei dem conträrsten Winde auf die in ihre Nähe gekommene Beute. Erfahrungsmäßig steht fest, daß die Schnelligkeit einer solchen Galeere durch die Bewegung der Ruder sehr bedeutend ist, doch hat sie nur momentane Dauer. Eine gute Galeere legt allerdings, wenigstens bei ruhigem Wetter, in der ersten Stunde 1½ Lieue zurück und während einiger nachfolgender Stunden etwa je drei Viertel oder die Hälfte einer Lieue. Aber dann schwinden die Kräfte der Ruderer mehr und mehr, und nach ziemlich kurzer Zeit kann von einer eigentlichen Schnelligkeit nicht mehr die Rede sein. Daraus mag man die Bedeutung der Segel selbst für eine Galeere entnehmen. Demnach sagt der bekannte französische Schiffbaumeister und Schriftsteller Forfait (traité de la mature des vaisseaux. 2. éd. [Paris 1815.] p. 156 sq.) mit Recht: Ce n'est donc pas comme bâtiment à rames, mais comme bâtiment à voiles, que les galères pourraient être utiles, *excepté dans quelques cas très-rares*, et qui ne peuvent dédommager des frais énormes qu'entrainent la construction, l'entretien, l'armement de pareils navires et surtout le très-nombreux équipage dont ils doivent être montés. Die Bemannung einer Galeere muß allerdings wegen der vielen Ruderknechte sehr bedeutend sein und ist überhaupt die ganze Bauart und Ausrüstung dieser eigenthümlichen Art von Fahrzeugen sehr kostspielig.

Die Mängel der Galeeren liegen aber, auch abgesehen von der Kostspieligkeit, besonders darin, daß 1) die Ruderkräfte leicht erschöpft werden; 2) ja daß sie bei stürmischem Wetter, wenn die See hoch geht, nur sehr wenig benutzt werden können; 3) daß sie deswegen schon, wie auch aus andern Gründen, die in ihrer eigenthümlichen Bauart liegen, sich kaum auf den offenen Ocean hinauswagen dürfen; 4) daß aber namentlich ihre Manöver in Bezug auf die Anwendung der Ruderkräfte sehr ungeschickt sind; der Mangel an Theilung der Ruderkraft macht alle Manöver in der detaillirten Ausführung schwierig, ja gefährlich; die Bewegungen sind immer nur langsam und unsicher. Vergl. *Forfait* l. c. p. 158.

Das runde Holz, woran die Galeeren am Ufer befestigt sind, heißt der Galeerenstock. Der auf den Galeeren übliche Anker heißt der Galeerenanker, ist aus einem Stücke geschmiedet und hat vier Haken oder Schaufeln.

Bei heißem Wetter wird ein Zelt über die Galeere ausgespannt, damit die Ruderknechte und besonders die commandirenden Officiere vor der Sonnenhitze Schutz haben.

In ältern Zeiten herrschte auf den Galeeren viele Pracht in Wimpeln, Flaggen und Verzierungen aller Art, die auch wol noch in der Gegenwart angewandt werden, besonders wenn die Galeeren zur Überfahrt hoher Personen gebraucht werden.

Wenn auch Galeeren bisweilen Transportschiffe sind, so sind und waren sie doch vorzugsweise Kriegsfahrzeuge. Ihr Kriegsrüstzeug bestand in einer ziemlich geringen Anzahl von Kanonen. Auf dem Vordertheil führte sonst eine Galeere fünf Geschütz. Ganz vorn nämlich, in dem oben bezeichneten Mittelgange (Koker), stand eine schwere Kanone oder halbe Karthaune, welche auf das Vordertheil gepflanzt war, um über den Schiffschnabel hinaus schießen zu können; mit ihr schoß man 23 bis 24pfündige Kugeln und wurde dieselbe das Kokerstück, franz. canon de coursier, genannt. Zu beiden Seiten desselben standen zwei Kanonen von geringerem Kaliber, gewöhnlich Acht- oder Zehnpfünder (franz. Bâtardes), und, besonders in ältern Zeiten, standen wieder an den Seiten dieser letzteren noch zwei kleinere Geschütze. Auf dem Bord der Galeere waren noch Drehbassen mit Schwanenhälsen. Doch die Hauptkriegsmacht bestand in jenen fünf Kanonen des Vordertheils. Vier davon waren unbeweglich und mußten mit großer Beschwerde und Gefahr von Außen geladen werden. Da diese Hauptgeschütze nun auch nicht seitwärts gewendet werden konnten, so mußte man das ganze Schiff immer erst durch das Steuerruder gerade mit seinem Vordertheile dahin wenden, wohin man schießen wollte; wodurch denn bei einem Angriff von Hinten und von der Seite die Manöver nur sehr beschwerlich und langsam ausgeführt werden konnten. Demnach kann man die Behauptung Forfait's (l. c.) nur unterschreiben: tout le monde convient qu'il n'est point de bâtiment si petit qu'il soit, auquel la meilleure galère puisse résister, sans un concours de circonstances sur lequel on doit peu compter.

Übrigens unterschied man verschiedene Arten der Galeeren, und zwar namentlich schon im 14. Jahrh. bereits folgende drei Rangstufen: Leichte Galeeren waren mehr nach alterthümlicher Weise gebaut und hatten ein schmales und spitziges Hintertheil; sie heißen italienisch galere sottili. Die schweren wurden auf italienisch galere grosse genannt; sie waren dem Range nach die ersten, während die leichten den dritten Rang einnahmen und die sogenannten Bastardgaleeren den zweiten; letztere hatten, im Gegensatz der leichten, ein sehr breites viereckiges Hintertheil (wie auch wol die schweren) und sind immer die gebräuchlichsten gewesen. Diese drei Classen finden sich namentlich

unterschieden in der Ordenanzas de las armadas navales de la corona de Aragon etc. copiadas por *Antonio de Capmany*, wo auch von der eigenthümlichen Ausrüstung einer jeden dieser drei Classen weitläufig gehandelt wird. In neueren Zeiten nannte man die leichtesten Galeeren in der Ostsee Halbgaleeren und in Italien mezze galere, doch werden dieselben noch gewöhnlicher Galeoten genannt. Auf dem Mittelmeere dienten diese zum Geschwindfahren wie zum Transport und zum Kapern. Sie haben nur einen Mast und Gabel, wie ein Reu, einen platten Spiegel, sowie auf jeder Seite nur 15—20 Ruderbänke, deren jede zudem nur mit einem einzigen Ruderknechte bemannt ist. Die Ruderer sind hier zugleich Soldaten und müssen bald das Ruder, bald die Muskete führen. Auf einer solchen Halbgaleere oder Galeote befinden sich auch nur kleine Kanonen, ja sonst gewöhnlich nur zwei oder drei Steinstücke.

Von dem Bau und der Ausrüstung der Galeeren findet man ein Mehres bei Bartol. Crescenti (Nautica mediterranea, in italienischer Sprache. [Rom. 1607.]); ferner besonders bei Dassié (L'architecture navale. [Par. 1677.]); auch Einiges schon bei Furtenbach (Architectura navalis, in teutscher Sprache. [Ulm 1629.]) und Witsen (Scheepsbouw. [Amst. 1671.]). Saverien (Dictionnaire historique, théorique et pratique de marine. 2 tom. [Par. 1758.]) schreibt im Art. Galeere Dassié ab. Bobrik (Nautisches Wörterbuch. [Leipz. 1850.]) gibt eine sehr kurze Übersicht. Besser ist schon Röding in seinem Marinelexikon, der aber durch Krünitz, ökon. Encyklopädie (15. Bd.) und jene älteren Werke zu ergänzen ist. Bei Forfait (l. c. fig. 36) findet sich eine Galeere abgebildet.

V. Der Galeere verwandte Fahrzeuge sind folgende, die ihre Verwandtschaft meist schon durch ihren ähnlichen Namen andeuten. 1) Von den Galeoten ist sub IV so eben gesprochen worden; man schreibt sie auch Galeotten. 2) Galiote oder Galliote oder Galiotte ist bei den Franzosen die Bezeichnung von allerlei hochbemasteten, mit Segeln und Rudern gehenden Seefahrzeugen, worunter diejenigen, welche höher, schwerer und stärker bemastet sind, zum Lastentragen, die leichteren und schwächeren aber als Courierschiffe gebraucht werden, oder doch wurden. Noch kleiner sind Fischergallioten, und bei diesen ist der Raum in einzelne Fächer abgetheilt, um die Fische hineinzulegen. Auch gibt es Fluß- und Kanalgallioten. Eine Bombardiergalliote (galiote à bombes) nennt man ein galliotenartig gebautes Fahrzeug, welches sehr stark von Holz und ohne Oberverdeck gebaut ist, nach Maßgabe seiner Länge ein oder zwei Masten führt, und einen platten Boden mit Bettungen hat, auf welchen, unter einem falschen Verdeck (faux-pont) etliche Mörser stehen. Vor dem Abfeuern der Mörser werden die Masten niedergelegt. Der Erfinder dieser Bombardiergallioten ist Bernard Renaud und wurden sie zuerst 1681 bei dem französischen Bombardement von Algier benutzt. Übrigens heißt bei den Holländern Galliote ein Fahrzeug, welches wie ein Reu bemastet ist, seine größte Breite vorn, und nach Art der Pinassen, ein viereckiges Hintertheil hat. Eine solche holländische Galliote ist gemeiniglich 84—90 Fuß lang, und die Holländer machten sonst oft sehr weite Reisen damit, sogar bis nach Indien. Wenn aber dergleichen Fahrzeuge nach Art der Flüthen ein rundes Hintertheil haben, so heißen sie nicht Gallioten, sondern Bothe oder Böthe. Die Dänen und Schweden verstehen unter Galjote ein hinten rundgattet Fahrzeug mit einem großen und einem Besanmast; es führt am großen Mast ein Gaffel- und Topsegel. Diese Schiffe gehören eigentlich nicht zu den Galeeren. 3) Die Galeasse ist das größeste und vornehmste von allen Ruderfahrzeugen des mittelländischen Meeres und steht namentlich dem Range nach höher als die Galeere. In ganz alten Zeiten wurden zu Venedig Galeassen zur Kauffahrt gebaut, die von den nachher erfundenen Kriegsgaleassen ganz unterschieden waren. Diese Kauffahrergaleassen, über welche sich einige Notizen bei Peter Anghiari (legationis Babylonicae Lib. I. p. 76) finden, waren von bedeutender Größe und bedurften eine Besatzung von circa 200 Mann, doch fügt Anghiari die Bemerkung hinzu, daß man sich bei diesen Fahrzeugen wegen ihrer Größe doch nur wenig der Ruder bedient und sie hauptsächlich nur angewandt habe, um bei herannahender Gefahr einen Hafen schnell zu erreichen, oder beim Ausfahren aus dem Hafen oder bei andern besondern Manövern. Sie sind nie berühmt gewesen. Wol aber die Kriegsgaleassen, welche man vorzugsweise Galeassen (ital. galeazza, holl. galeas, dän. galease) nennt. Sie waren von dem berühmten Gian. Andrea Badoaro erfunden. Dieses imposante Kriegsfahrzeug führt aber drei Masten. Die Takelage ist ebenso wie auf den Galeeren, mit denen es überhaupt in allen Stücken ähnlich ist, nur daß es viel größer und höher von Bord ist. Vorn und hinten hat sie eine Art Back und Schanze, worin sich einige Baterien über einander befinden, die mit schweren Kanonen besetzt sind. Überdies stehen auch noch Kanonen unter dem Deck zu beiden Seiten, und auf dem Bord sind Drehbassen, sowie oben auf der Back Mörser angebracht. Die Besatzung variirt zwischen 800 und 1200 Mann. Die Länge einer Galeasse, über Steven gemessen, ist 160—170 Fuß. Die Galeassen waren vormals nicht allein in Venedig, sondern auch in Frankreich in Gebrauch. Die Venetianer hatten einen eigenen Galeassencapitain (capitano delle galeazze). Der Capitain einer Galeasse mußte schwören, daß er mit seinem Kopfe dafür stehen wolle, es jederzeit mit 25 feindlichen Galeeren aufzunehmen. In Crescenti nautica mediterranea steht die Abbildung einer Galeasse. Vergl. Röding a. a. O. Übrigens nur dem Namen nach fällt hiermit zusammen ein kleines bei den Dänen, Schweden, Hamburgern und Holländern, besonders sonst sehr übliches Segelfahrzeug, auch Galeasse genannt, mit einem großen Mast und einem Besanmast und ebenso gestaltet und mit derselben Takelage wie oben die Galiote, nur daß die Galeasse einen platten Spiegel führt. Dagegen steht 4) die Schebecke (franz. Chebec, ital. Sciambecco, span. Jabeque, port. Xabeco) ebenbürtig der Kriegsgaleasse zur Seite, ein langes, schmales und sehr scharfes Fahrzeug,

mit Segeln und Rudern, sonst von Spaniern, Portugiesen und Italienern besonders gegen die Korsaren gebaut, mit der Galeere verwandt im Bau, in Segeln und Takelage, doch mit drei Masten und einigen andern Variationen; es führte dieselbe 12—40 Kanonen.

VI. Organisation der Galeerenflotte. Wenn die Galeeren zu einer Flotte zusammengetreten sind, so wird die Hauptgaleere, *Capitana*, franz. galère capitaine, genannt. In Frankreich wurde sie, nachdem daselbst die Würde eines Capitaine général des galères erloschen, la Réale genannt. An ihrem Bord befand sich der General der Galeeren und führte die königliche Galeerenflagge (l'étendard royal), welche viereckig, roth, und mit goldenen Lilien besäet war. Die dem Range nach nächste Galeere hieß sodann *Patrona*, in Frankreich galère patrone. Sie wurde vom Lieutenant-Général des galères bestiegen, führte zwei Schiffslaternen (Fanale) und am Hauptmast eine länglich-viereckige Flagge. Dieselbe genoß übrigens gleiche Vorzüge wie das Viceadmiralschiff einer Flotte, mußte aber das letztere zuerst grüßen. Krünitz, Ökon. Encykl. 15. Bd.

VII. Unter Galeere versteht man in Frankreich auch ein besonderes Gebäude, welches sich in den großen Seestädten findet und das zum Arbeiten für den Schiffbau und ähnlicher Art bestimmt ist. Es hat jedenfalls den Namen daher, weil in der Regel darin die zu den Galeeren bestimmten Verbrecher arbeiten. (Stein, Contorlexikon.) In einigen Häfen des Mittelmeeres aber dienen umgekehrt unbrauchbar gewordene Galeeren zu Gefängnissen für Verbrecher. (Bobrik, Naut. Wörterbuch.)

VIII. Galeerenstrafen und Galeerensklaven. Das Schmieden auf die Galeere oder die Galeerenstrafe (franz. les galères, les bagnes) ist eine besonders harte Freiheitsstrafe, welche darin besteht, daß Jemand verurtheilt wird, gewisse Jahre oder auf Zeit seines Lebens auf den Galeeren zu rudern, sowie wenn die Galeere still liegt, namentlich im Winter, andere schwere Zwangsarbeit zu thun. In den letzten Zeiten brachte man in christlichen Staaten nur die schwersten Verbrecher auf die Galeeren, früher erfolgten Verurtheilungen zu den Galeeren schon wegen sogenannter Ketzerei, wegen Protestantismus in katholischen Ländern. Ferner wurden sonst namentlich die türkischen und afrikanischen Seeräuber, welche man gefangen bekam, zu den Galeeren verdammt, und lange Zeit verdammten die Türken und andere Muselmänner einen großen Theil der christlichen Gefangenen zu den Galeeren. Die so zur Galeere Verurtheilten heißen Ruderſklaven oder Galeerensklaven, franz. galériens oder forçats, und bezeichnet man die Gesammtheit derselben auf einer Galeere mit dem Ausdrucke chiorme, chiourme, obwol man darunter überhaupt die Gesellschaft der Ruderer, wenn sie auch nicht Ruderſklaven sind, versteht.

Diese Strafe kommt allerdings jetzt nicht mehr häufig vor und ist in Teutschland eigentlich nie gebräuchlich gewesen, war aber ehedem in Italien, Spanien, Portugal, England und Frankreich, sowie in den muselmännischen Reichen, sehr gewöhnlich. Sie ist wahrscheinlich an die Stelle der alten Strafen der deportatio oder der damnatio in metallum aufgekommen und eingeführt worden; doch war die poena triremium oder remulci schon den Römern bekannt. Die Galeerenstrafe ist in den südlicheren Reichen besonders gegen Banditen, Spitzbuben, See- und andere Räuber, auch gegen Mörder und Todtschläger angewandt. Unter dem Maße von zehn Jahren erfolgte sonst gewöhnlich keine Verdammung. Es war in der Regel mit dieser Strafe zugleich die Confiscation der Güter verbunden. Auf Adlige und andere Personen von Distinction wurde die Strafe selten zur Anwendung gebracht. Wegen Frankreich stehen unten noch einige Details.

Ehe man die Verbrecher auf die Galeeren bringt, werden ihnen die Haare an allen Theilen des Körpers glatt abgeschnitten, doch geschieht dies mehr der Reinlichkeit wegen gegen Verbreitung von Ungeziefer, als aus andern Gründen. Gewöhnlich wird zugleich den Galeerensträflingen das sogenannte Galeerenzeichen in die Haut eingebrannt, in Frankreich die beiden Buchstaben T. F., i. e. travaux forçés. Denjenigen, welche auf der rechten Seite des Schiffes rudern sollen, wird an das linke, denen, welche auf der linken angestellt werden, an das rechte Bein eine am andern Ende festgeschmiedete Kette von etwa drei Ellen Länge gelegt und geschlossen, sodaß sie wenigstens nicht allzu sehr am Rudern durch die Kette gehindert werden.

Die Behandlung dieser Ruderſklaven ist namentlich bei den Muhammedanern, aber auch bis vor nicht allzu langer Zeit bei den Italienern, Spaniern und Franzosen ungemein hart, ja grausam und furchtbar gewesen. Die Befehlshaber oder Galeerencapitaine mit ihren Unteroffizieren dirigiren namentlich von dem obengenannten Mittelgange oder Koker aus die Ruderſklaven. Sie befehlen ihnen nicht anders als vermittels des Tones einer Pfeife, dessen Verschiedenheit, nach Art der militairischen Signale durch Trommeln und Trompeten, die Verschiedenheit der auszuführenden Manöver bezeichnet. Die vornehmste und fast ausschließliche Arbeit besteht im Rudern. Dies ist aber eine der schwersten Handarbeiten, die es gibt. Um sich davon einen Begriff zu machen, muß man sich vorstellen, wie jeder Ruderknecht den einen Fuß auf der Fußbank, oder einem unter jeder Bank befindlichen dicken hölzernen Brete, und den andern auf der vor ihm stehenden Bank liegen hat; wie er sich sodann so lang als möglich ausstrecken muß, um das Ruder heraufzubringen und wie er nun wiederum, nachdem er das Ruder in die Höhe gebracht und damit ins Wasser geschlagen hat, sogleich hinterwärts auf die Bank niederfällt. Das ganze Manöver ist sehr anstrengend und zugleich sehr gefahrvoll für den Einzelnen, wenn nicht alle Ruderer zu gleicher Zeit und regelmäßig ihre Bewegungen machen; denn bei ungleichzeitiger Hanthierung der Einzelnen sind diejenigen, welche in der Zeit vor dem in Ruhe gebliebenen Ruder stehen, in Gefahr, sich geradewegs den Kopf zu zerschmettern. Solcher fürchterlichen Arbeiten müssen die Ruderſklaven in Fällen der Noth oft 24 Stunden aushalten. Es gehen dann immer einige darauf. Doch was kümmert das! Allenfalls steckt man den Ruderern in der Zwi-

schenzeit ein Mal ein Stück angefeuchteten Zwieback in den Mund. Das ist Alles! Wenn dann Einer unter dem Rudern ermattet zusammensinkt, oder zerschmettert niederstürzt, so hat man nicht selten, und zwar nicht blos bei den Türken, kurzen Proceß gemacht, den Unglücklichen noch vollends mit einigen Schlägen kalt gemacht und alsdann wie ein Aas von der Kette ins Meer gestoßen!

So lange die Galeere fortrudert, darf und kann sich natürlich das Schiffsvolk nicht zum Schlafe niederlegen. Die Ruderſklaven genießen also oft lange nicht der Erquickung durch den Schlaf. Aber auch wenn die Galeere vor Anker oder im Hafen ruhig liegt, können sie doch nur schlafen, indem sie sich in ihren harten Bänken niederhocken, allenfalls im Winter, wenn die Galeere abgetakelt oder ledig ist, und die Knechte also mehr Platz haben, dürfen sie sich zur Schlafstätte einige Breter zurichten und eine etwas bequemere Lage verschaffen, doch ihr Lager ist immer das harte Holz. Liegen die Galeeren im Hafen längere Zeit still, so verwendet man die Ruderknechte besonders zum Lasttragen und zu anderer schwerer Arbeit. Dann (in der Türkei) erlaubte man auch wol Einigen von ihnen, sich einen eigenen kleinen Verdienst durch ihre Arbeit zu verschaffen und sich am Deiche des Hafens eine Lagerhütte zu errichten.

Auf türkischen Galeeren sind in der Regel die Türken selbst nicht angeschmiedet und wenn die Galeere im Hafen still liegt, so gestattet man denselben oft frei in der Stadt umherzulaufen, und finden sie sich dann regelmäßig Abends wieder auf der Galeere ein. Auf der andern Seite ist namentlich auf diesen türkischen Galeeren die Bastonade für Türken und Christen sehr üblich. Die Vorrichtung dabei ist folgende. Man zieht das unglückliche Schlachtopfer bis an die Hüften nackt aus und zwingt es, sich mit dem Leibe auf den Mittelgang der Galeere zu legen, sowie die Beine innerhalb seiner Bänke (wo er gewöhnlich rudert), die Arme aber in die gegenüberstehenden Bänke zu stecken. Zwei Sklaven halten nun die Beine und zwei andere die Arme fest. Sodann schlägt ein handfester Büttel mit einem Ochsenziemer, Prügel oder dicken Stock aus allen Kräften auf die Fußsohlen, oder auf den Rücken des Verurtheilten. Dieser Büttel ist ebenfalls entblößt, und hinter ihm steht der Befehlshaber, von dem jener, wenn er nicht tüchtig zuschlägt, nicht selten sofort selbst gezüchtigt wird. Züchtigungen ähnlicher Art und von nicht geringerer Unmenschlichkeit und Grausamkeit waren auch auf christlichen Galeeren für die Ruderknechte überall in Übung. Bei Hauptverbrechen ist auch die Strafe vorgekommen, daß man den einen Fuß des Verbrechers an das eine und den andern an ein anderes Schiff festband, nun die Schiffe von einanderstieß und dergestalt den Körper des Unglücklichen zerriß!

Die tägliche Nahrung der Galeerensklaven besteht bei den Türken in anderthalb Pfund Zwieback und acht Loth Bohnen; zum Getränk erhalten sie nicht selten schlechtes Wasser. Ihre Kleidung besteht in einem Hemde von Sackleinwand und eben dergleichen Hosen, welche wie ein Weiberrock gemacht sind. Sie tragen keine Schuhe, sondern nur Strümpfe von grobem, rothem Zeuche, eben dergleichen weites Wams und darüber einen Caputrock von grobem Tuche, sowie endlich eine rothe wollene Mütze.

Ich weiß nicht, ob blos bei den Türken, genug es ist häufig vorgekommen, daß man noch mit diesen Unglücklichen ein sträfliches Schauspiel trieb. Wenn nämlich Standespersonen die Galeere besehen, so läßt man die Galeerensklaven folgende seltsame Übungen machen. Bei dem ersten mit der Pfeife gegebenen Zeichen nimmt ein Jeder seine Mütze ab, beim zweiten zieht er seinen Oberrock und beim dritten das Hemd aus, sodaß man dann lauter häßliche nackte Leiber sieht. Auf weitere Zeichen mit der Pfeife müssen die Ruderknechte alle insgesammt sich in ihren Bänken niederlegen, sodaß man augenblicklich sie kaum gewahr wird. Hierauf müssen sie alle den Zeigefinger in die Höhe strecken, sodaß man dann nichts als Finger von den Körpern der Knechte sieht. Sodann den Arm, ferner den Kopf, sodann das Bein, endlich beide Beine ꝛc. Hierauf müssen sie sämmtlich wieder aufrecht sich in die Höhe erheben, den Mund weit aufsperren, sich gegenseitig umarmen, einander zu Boden werfen und allerhand häßliche oder lächerliche Stellungen machen. So schandbar können Menschen mit Menschen spielen! Sehr viele Details über das Leben und die Behandlung der Galeerensklaven findet man in dem unten[2]) genannten Werke eines französischen Protestanten, der um seiner Religion willen zehn Jahre auf den dünkirchischen Galeeren saß und endlich nur durch Vermittelung der Königin Anna von England erlöst wurde.

In der jüngsten Zeit ist die Galeerenstrafe nur noch in Italien und Frankreich praktisch geübt worden. In Frankreich erscheint die Galeerenstrafe als zweite Strafe (nämlich nach der Todesstrafe, welche die höchste ist) für die eigentlichen crimes, und können daher nur schwere Verbrecher auf die Galeere verdammt werden. Es hat aber wiederum diese Strafe der Galeerenzwangsarbeit (travaux forçés) ihre Grade: 1) Sie erfolgt auf Lebenszeit und ist mit öffentlicher Ausstellung und Brandmarkung verbunden (Code art. 15), indessen ist letztere Schärfung durch das Gesetz vom 28. Aug. 1832 abgeschafft; 2) sie erfolgt auf bestimmte Zeit und zwar nicht unter fünf, aber auch nicht über zwanzig Jahre. Mit Recht hat aber die französische Regierung bereits 1840 und 1843 in ihrem den Kammern vorgelegten Gesetzentwurfe den Vorschlag gemacht, die Galeerenstrafe aufzuheben und überall Pönitentiarhäuser einzuführen. Und schon in den Zeiten der Restauration schilderte Duhamel in einer Rede vor den Kammern den Zustand der französischen Galeerensträflinge als entsetzlich, foderte aber doch nur eine Reform, nicht die Abschaffung des Instituts, im Namen des Vaterlandes, der Humanität und der Religion; vergl. *Gleirez*, Sur l'état actuel des bagnes en France. 1842, sowie die wichtige Schilderung der Galeerensträf-

2) Mémoires d'un protestant condamné aux galères de France, pour cause de religion: ouvrage, dans lequel outre le recit des souffrances de l'auteur depuis 1700 jusqu'en 1713, on trouvera diverses particularités curieuses, relatives à l'histoire de ce tems là et une description exacte des galères et de leurs services. (Rotterdam 1757.) Vergl. auch Krünitz a. a. O. 15. Bd.

linge von *Lauvergne* (Arzt auf den Galeeren): Les forçats, considérés pour le rapport physiol.-moral. (Paris 1841.) Auch Mittermaier's Aufsatz über franz. Galeerenstrafen in Julius' Jahrbücher der Strafanstalten 1830. Heft 4. und 5.

Vom rationellen Standpunkte aus muß man sich überall gegen diese Strafart auf das Entschiedenste erklären, denn sie muß schon durch die mit ihr verbundene Entehrung auch den letzten Rest des moralischen Gefühls in dem Sträflinge vernichten und seiner Besserung ebenso sehr, wie seinem Fortkommen in der bürgerlichen Gesellschaft, wenn er von der Galeere wieder entlassen wird, unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen. Zugleich ist diese Strafart als dem Gemeinwesen gefährlich zu halten, weil durch das Zusammenleben so vieler grober Verbrecher leicht die bürgerliche Gesellschaft, wenn auch fürs Erste nur eine Localgemeinde, wo sich die Galeere aufhält, bedroht werden mag; sodann weil die Galeere durch den engen Verkehr der Sträflinge unter einander gleichsam eine Pflanzschule für neue und immer größere Verbrecher wird; endlich weil leicht Verständigungen unter den Sträflingen eintreten können, nach abgelaufener Strafzeit aufs Neue und zwar gemeinsam und im größeren also der Gesellschaft und ihrer Sicherheit um so gefährlicheren Maßstabe Verbrechen auszuführen. Vor Allem ist aber festzuhalten: die enge Verbindung der Sträflinge auf dem kleinen Raume der Galeere, ja der einzelnen Ruderbänke und die Möglichkeit des fortwährenden mündlichen Verkehrs muß besonders geeignet sein, den Minderverdorbenen durch solchen fortwährenden Umgang mit den verworfensten Verbrechern moralisch völlig zu Grunde zu richten, sodaß der Sträfling jedenfalls schlechter und zu Verbrechen fähiger wie bereitwilliger die Galeere verläßt, als er sie betreten hat. Wenn aber schon jede Strafe unbedingt verwerflich ist, welche dem Verbrecher nothwendig alle Gelegenheit und alle Hoffnung zur Besserung abschneidet, so ist nun vollends diejenige zu verdammen, durch welche der Verbrecher systematisch in moralischer Beziehung verschlechtert und zuletzt völlig zu Grunde gerichtet wird.

Vortrefflich sagt M. L. Malepeyre (Précis du droit criminel et pénal. [Paris 1830.] p. 150) bei seiner Beurtheilung der französischen Galeeren in dieser Beziehung: Dans nos bagnes, le condamné arrive flétri, traînant à ses pieds le boulet de l'ignominie, et attache à un autre criminel qui devient ainsi son compagnon nécessaire. Les travaux pénibles auxquels ils sont employés, se font en commun. Tous ces misérables communiquent ensemble, et, par les récits, qu'ils ont encore la vanité d'exagérer, de leurs horribles forfaits, ils s'encouragent réciproquement au crime, et détruisent les derniers sentimens d'honneur et de sensibilité qui n'ont pas été étouffés dans l'âme de quelques-uns de ces criminels. Nulle tentative de réforme n'est essayée dans nos bagnes, les condamnés sont abandonnés à toute la perversité de leurs penchants et aux conseils affreux des autres criminels. (Dr. juris *von Kaltenborn.*)

GALEERENOFEN. Mit diesem Namen bezeichnet man einen langen Zugofen, in welchem eine oder mehre, meist zwei Reihen Destillationsgefäße zu beiden Seiten eingelegt werden; an dem einen Ende befindet sich die Heizöffnung und der Aschenfall, an dem andern der Schornstein. Da gewöhnlich aus der Ofenmauer zu beiden Seiten außerhalb die Retortenhälse hervorragen, so erinnert dieser Anblick an die Galeerenschiffe, aus denen in ähnlicher Weise die Ruder hervortreten; diesem Vergleiche mögen wol die hier in Rede stehenden Öfen ihren Namen verdanken. Man wendet sie in Hütten und chemischen Fabriken, namentlich zur Darstellung des Quecksilbers aus Zinnober und der Schwefelsäure aus schwefelsaurem Eisenoxyd an. Zur Darstellung des Quecksilbers aus Zinnober bedient man sich der Galeerenöfen mit Retorten und Vorlagen, besonders im bairischen Rheinkreise und in Siebenbürgen; man besetzt den Ofen meist mit 30 oder 50 Retorten, welche aus feuerfestem Thon bereitet, außerhalb noch mit Lehm und Eisenoxyd umgeben sind; sie liegen theils in einfachen, theils in doppelten Reihen über einander; an die Retortenhälse werden irdene, halb mit Wasser gefüllte Vorlagen außerhalb des Ofens angefügt, und die Fugen mit Lehm verstrichen. — Bei der Darstellung des Vitriolöls werden die Kolben in zwei Reihen dem freien Feuer ausgesetzt, sodaß die Entfernung jedes Kolbens vom nächst folgenden ungefähr drei Zoll beträgt. Auf jeder Seite des Ofens liegen 12 Kolben, mithin im Ganzen auf beiden Seiten 24 Kolben; in der Mitte der Feuerung stoßen sie an einander, die Hälse aber ragen 4—5 Zoll aus der Mauer hervor, damit die Vorlagen angebracht werden können. (*J. Loth.*)

GALEGA. Diesen schon bei Matthiolus vorkommenden, ursprünglich italienischen Namen gab Tournefort (Inst. t. 222) einer Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Linné'schen Classe und aus der Untergruppe der Loteen der Gruppe der Schmetterlingsblümler der natürlichen Familie der Leguminosen. Char. Der Kelch mit fünf pfriemenförmigen, fast gleichen Zähnen; der Wimpel der Schmetterlingsblume umgekehrt-eiförmig-ablang, der Kiel stumpf; der zehnte Staubfaden ist bis zur Mitte mit dem Bündel der neun übrigen verwachsen; der Griffel fadenförmig, glatt, mit punktförmiger, gipfelständiger Narbe; die Hülse drehrundlich, knotig, schief gestreift, mit walzenförmigen Samen. Die drei bekannten Arten, G. officinalis *L.* (Schkuhr, Handb. t. 208, *Miller* ic. t. 137, G. vulgaris *Blackw.* t. 92) im südlichen Europa und nördlichen Afrika, G. persica *Persoon* (Syn. II. p. 328) in Persien, und G. orientalis *Lamarck* (Enc. p. 328, *Sims*, Bot. mag. t. 2192, Bot. reg. t. 326, G. montana *Schultes*, Obs. p. 154) auf den Gebirgen von Mittelasien, sind perennirende, unbehaarte, aufrechte Kräuter mit unpaar-gefiederten Blättern, halbpfeilförmigen Afterblättchen, achselständigen, vielblumigen Blüthentrauben und blauen oder weißlichen Blumen. G. officinalis (Geisklee, Geisraute) war früher officinell (Herba Rutae caprariae) und liefert ein treffliches Viehfutter. Zahlreiche andere Arten, welche sonst

zu Galega gezählt wurden, bilden jetzt die Gattung Tephrosia. (*A. Sprengel.*)

GALEI heißt eine von Müller und Henle aufgestellte Familie lebender Haifische aus der Unterabtheilung der Haifische mit zwei Rückenflossen und Afterflosse, bei denen die erste Rückenflosse zwischen Brust- und Bauchflossen steht, mit einer Nickhaut und Spritzlöchern und deren letzte oder beiden letzten Kiemenöffnungen über der Brustflosse liegen. Die Galei sind die wichtigste und größte Familie in dieser Unterabtheilung, welche nur noch die Scylliodontes und Musteli in sich begreift, und werden mit folgenden Merkmalen charakterisirt. Der Kopf platt, die Schnauze spitz oder stumpf. Die Nasenlöcher haben eine kleine dreiseitige Klappe am obern Rande. Die Augenlider bilden einen scharfen, ovalen oder rundlichen Ausschnitt, das Maul ist stark conver, die Mundwinkelfalten klein. Kleine Lippenknorpel allgemein vorhanden. Die Spritzlöcher klein, länglich oder rund. Zähne in beiden Kiefern gleich, platt, mit schneidenden Rändern, schief nach Außen gestellter Spitze und einem Absatz am äußern Rande; die Ränder entweder ganz ungezähnelt oder nur an der Außenseite oder an beiden Seiten. Die Afterflosse steht dicht vor, hinter oder unter der zweiten Rückenflosse. Der obere Lappen der Schwanzflosse hat vor dem Ende einen oder zwei Einschnitte. Die Schwanzgrube ist vorhanden oder fehlt. Die Darmklappe ist entweder schraubenförmig oder der Länge nach gerollt. Die Schuppen klein, dreikielig mit mittlerer Spitze. Nach diesen Eigenthümlichkeiten gleicht die Familie mehr den Carcharien als den Scylliodonten und Mustelen, mit denen sie nur die Gruppencharaktere theilt. Die Mitglieder erreichen eine Größe von einem bis sechs Fuß und verbreiten sich in den europäischen Meeren von Island und Norwegen bis ins Mittelmeer, ferner im indischen Ocean und an den japanischen Küsten. Sie lassen sich nach den Zähnen und der Darmklappe unterscheiden, nämlich:

1) Darmklappe schraubenförmig, Zähne mit innerem glatten und äußerem gezackten Rande. Galeus.

2) Darmklappe der Länge nach gerollt, Zähne schneidend und außen und innen gezähnelt. Galeocerdo.

3) Zähne mit ungezähnelter Schneide und ungezähneltem Absatz an der Basis der Außenseite, Darmklappe unbekannt. Loxodon.

4) Darmklappe der Länge nach gerollt, Zähne dreiseitig, ohne Absatz und gezähnelt. Thalassorhinus.

(*Giebel.*)

GALEICHTHYS, von Valenciennes aufgestellte Fischgattung der Familie der Welse. Ihre Arten werden charakterisirt durch einen abgerundeten Kopf, durch sechs Kiemenhautstrahlen und durch eine weiche Kopfbedeckung. Sie bewohnen die Gewässer wärmerer Gegenden und gleichen in ihrem anatomischen Bau und ihrer Lebensweise den Welsen, daher wir in dieser Beziehung auf den Artikel Silurus verweisen und hier gleich zur Charakteristik der Arten übergehen, bei der wir uns an die Histoire naturelle des poissons von Cuvier und Valenciennes (Bd. XV. S. 29) anschließen.

1) G. feliceps (*Cuvier* et *Valenciennes* l. c. 29). Der völlig abgerundete Kopf mißt den fünften Theil der Körperlänge und ist mit einer weichen, glatten Haut bedeckt. Die großen ovalen Nasenlöcher liegen nahe beisammen und die fast gleichen Kinnladen sind mit bürstenförmigen Zähnen bewaffnet. Die sechs Bartfäden erreichen eine bedeutende Länge. Der vordere Stachel in der Rücken- und den Brustflossen ist am Vorderrande gezähnelt. Beide Lappen der Schwanzflosse abgerundet. Die Farbe des Rückens ist dunkelbraun, die der Seiten bleigrau und die des Bauches weiß. Alle Flossen bräunlich. Diese Fische erreichen bis anderthalb Fuß Länge und leben am Cap. Ihre Nahrung besteht in kleinen Krebsen.

2) G. Parrae (*Cuvier* et *Valenc.* l. c. 33. — Silurus marinus *Mirchill*), wird bis zwei Fuß lang und bewohnt die wärmeren Küstenstriche Amerika's. Die vier Bartfäden sind bandförmig und sehr lang, der Kopf glatt, vorn stumpf. Die bürstenförmigen Zähne breiten sich am Rachengewölbe weiter aus als bei voriger Art. Die Färbung ist oben bleigrau, unten weiß. Die Brustflossen mit auffallend verlängertem Stachel.

3) G. Gronovius (*Cuvier* et *Valenc.* l. c. 40 — Silurus Bagre *Linné*), stimmt in dem allgemeinen Körperbau mit voriger Art überein, aber schon der merklich deprimirte Kopf unterscheidet sie, und noch auffallender die ungeheuer verlängerten Bartfäden und ebenso sehr verlängerten Stacheln der Rücken- und Brustflossen. An der Küste von Guyana.

4) G. Eidouxii (*Cuvier* et *Valenc.* l. c. 43), unterscheidet sich von voriger Art durch die langen Strahlen in den Brustflossen und die tiefgelappte Schwanzflosse. Die Farbe des Rückens ist lichter, der Bauch weiß. Wird nur acht Zoll lang. Im Guyaquil.

5) G. Blochii (*Cuvier* et *Valenc.* l. c. 44), ähnelt den vorigen beiden, aber hat nur sehr kurze Bartfäden. Von Surinam.

6) G. stanneus erwähnt Richardson in dem Report of the fifteenth Meeting of the British association for the advencement of science held at Cambridge in June 1845. (London 1846.) (*Giebel.*)

GALEN, uralter westfälischer Adel. Wecelus de Galen kommt in einer Urkunde des Grafen von der Mark für die Stadt Hamm, 1269, unter den Zeugen vor, und könnte leicht eine Person sein mit dem in einer Urkunde von 1279 genannten Wiscelus de Galen. Wesselo de Galen bezeugt eine Urkunde des Grafen Ludwig von Arnsberg, 1299. Rutger von Galen wird 1326, Springerus von Galen, „geheyten Rodenstuet," 1394 genannt. Wessel von Galen, „geheyten Halwick," lebte 1447, Rötger von Galen, „geheyten Halswick," 1457; es haben aber diese Galen, genannt Halswig, zeitig nach Kurland sich gewendet und daselbst unterschiedene Güter besessen, wie dann Ewald von Galen, genannt Halswig, nebst andern Deputirten, den mitau'schen Receß, 22. Juni 1570, unterschrieb. Der Edda von Galen, genannt Halswig, Heinrich's Tochter, Ehegemahl, Kersten von Rosen zu Hochrosen, verkaufte 1591 Halswigshof, in dem Kirchspiele Selburg, an den Herzog Friedrich von Kurland.

Bernhard von Galen wird in einer Urkunde von 1470 genannt „venerabilis et religiosus vir, decretorum doctor et praepositus Cappenbergensis.“ Rembert von Galen wird 1490 als Stuhlherr eines Freistuhls im Herzogthume Westfalen bezeichnet. Gerhard von Galen zu Ermelinghof lebte 1520. Heinrich von Galen kommt 1498 und 1501 als des Teutschordens Comthur zu Goldingen vor. Melchior von Galen, Teutschordens Ritter und Voigt zu Karkus, 1517, wird 1520 von dem Heermeister mit 100 Reitern dem Hochmeister zum Beistand ausgesendet, bittet am 25. Juli 1530 den Herzog in Preußen um einen Passeport, mittels dessen er, sammt Dienerschaft und Habe, frei durch Preußen passiren könne, erscheint aber gleichwol noch 1533 und 1534 in der Eigenschaft eines Voigts zu Karkus. Heinrich von Galen, Ordensvoigt zu Candau, wurde 1522 an den Bischof von Samland und die Stände von Preußen entsendet, um wegen einer Schuldforderung des Kurfürsten Joachim von Brandenburg zu unterhandeln. Drei Jahre später, den 4. Juni 1525, wurde derselbe Voigt von Candau an den Hochmeister, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, abgefertigt, um ihn wegen seiner Standesveränderung zu befragen. Er scheint aber nicht sowol die Interessen des Ordens verfochten, als vielmehr um die Gunst des Prinzen sich beworben zu haben, und dieses mag ihm in vollem Maße gelungen sein, wie sich daraus schließen läßt, daß gleich im nächsten Jahre der delicate Auftrag ihm geworden, den Hochmeister, jetzt Herzog Albrecht, von dem Bündnisse seines Bruders, des Erzbischofs, und Markgrafen Wilhelm mit den Russen in Kenntniß zu setzen und die Stellung von Hilfstruppen zu betreiben, 2. Jan. 1526. Noch deutlicher ergibt sich Heinrich's von Galen Intimität mit dem Herzoge aus einigen spätern Verhandlungen. So sendet jener, Comthur zu Goldingen seit einiger Zeit, dem Herzoge das in seinem Rechtsstreite mit Friedrich von Hahn von dem Heermeister gesprochene Urtheil, 24. April 1533, und am 15. Nov. 1533 meldet er dem Herzoge, daß er Sr. fürstl. Gnaden zu Ehren mit Friedrich von Hahn gütlich sich geeinigt habe. In den Verrichtungen eines Landmarschalls erscheint Heinrich 1535, 1538, 1547; die Comthurei Goldingen hatte er 1535 abgegeben. D. D. Wenden, 2. Juli 1551, gab er seinem Gönner, dem Herzoge von Preußen, Nachricht von seiner Erhebung zum Heermeisterthume, nach dem „vor etlichen Tagen“ erfolgten Ableben des Heermeisters von der Recke, und er bat zugleich den Prinzen um Beibehaltung seiner gütigen Gesinnung für ihn, den Neuerwählten, und für den Orden. Heinrich's Regiment wurde durch innere Zwistigkeiten beunruhigt, die wir, in sofern sie durch die Wahl des Prinzen Christoph von Mecklenburg zum Coadjutor des Erzbischofs Wilhelm von Riga veranlaßt, unter dem Artikel Fürstenberg besprochen haben; zu jenen Streithändeln gesellte sich die Furcht eines übermächtigen und streitsüchtigen Nachbarn. Gegen ihn, gegen die Russen sich zu schützen, rief der Heermeister den Beistand des Kaisers Karl V. an, der aber, vollauf durch seine eigenen Feinde beschäftigt, sich begnügen mußte, die Vertheidigung von Liv- und Ehstland dem Könige Gustav von Schweden anzubefehlen. Es blieb auch seine Verwendung nicht ohne Folgen; am 6. Juli 1553 wurde ein Bündniß zu gemeinsamer Vertheidigung gegen die Russen zwischen Polen, Schweden und dem Orden abgeschlossen. Die Schweden zogen zugleich zu Felde, die beiden andern Contrahenten dachten aber nicht an die eingegangenen Verbindlichkeiten; im Gegentheil suchte der Orden Frieden, oder wenigstens Waffenstillstand. Den bewilligte der Zar 1554 für die Dauer von 15 Jahren, unter dem Vorbehalte, daß das Bisthum Dorpat in dem Laufe der nächsten drei Jahre den schuldigen, zu einer gewaltigen Summe aufgeschwollenen Glaubenszins bezahlen solle. Feig und treulos seine Verbündeten aufgebend, hatte der Heermeister sich der Willkür Rußlands unterworfen; zu spät erkannte er den begangenen Fehler. Er ließ bei Schweden und Dänemark um Hilfe für kommende Gefahren unterhandeln; allein Gustav äußerte, die Untreue der Livländer habe ihn genöthigt, mit dem Zaren Frieden zu schließen; um ihretwillen würde er die eingegangenen Verträge nicht brechen. Dänemark foderte, als unbestimmter Zusagen Preis, die Landeshoheit von Ehstland, ein Anspruch, den abzuweisen der Heermeister sich gemüßigt sah, die sämmtlichen Urkunden über die Erwerbung von Ehstland dem Könige Christian III. vorlegen zu lassen, 1555. Gleich vergeblich ergaben sich die Negotiationen, um wenigstens gegen den von Polen beschützten rigischen Coadjutor Christoph von dem Kaiser, von dem Teutschmeister, von den nächsten Hansestädten Beistand zu erhalten. Von allen Seiten bedrängt, sein Unvermögen, dem annahenden Sturme zu widerstehen, erkennend, legte der alte Heermeister sich einen Coadjutor bei; in dessen, in Wilhelm's von Fürstenberg, Hände gab er ganz und gar die auswärtigen Angelegenheiten, während er selbst seine ungetheilte Aufmerksamkeit der Kirchenverbesserung zuwendete. Er hat am 10. Sept. 1555 der Stadt Riga die Anwartschaft auf der grauen Schwestern Kloster und Hospital ertheilt, auch den Katholiken alle äußere Religionsübung untersagt. Heinrich starb den 3. Mai 1557. Dietrich von Galen, Voigt zu Rositten, befand sich 1533 als des Heermeisters Plettenberg Bevollmächtigter in Wien. Hermann, Propst zu Scheda in Westfalen, starb 1559; seinem Kloster hatte er 19 Jahre vorgestanden. Heinrich von Galen, Comthur zu Bauske, wird 1560 zu wiederholten Malen genannt. Ottmar von Galen, Oberst, und Dietrich von Galen kamen beide nach Livland, dem Orden in seinen letzten Zuckungen beizustehen. Mit Ottmar verhandelten, 28. März 1560, des Bischofs Mauritius Wrangel von Reval Abgeordnete in Betreff der Gewaltthätigkeiten, welche Ottmar's Vetter, Johann von Galen, in dem Bischofshofe verübt hatte. Dietrich, auf Bixping, vertheidigte 1560, in Gemeinschaft mit Kaspar von Oldenbockum, das Schloß zu Reval, erscheint auch in den Verrichtungen eines heermeisterlichen Feldmarschalks. Seine kriegerischen Thaten und die schweren Kosten, welche er auf die Anwerbung von Söldnern hat verwenden müssen, wurden ihm mit dem Landmarschallamt in Kurland und den Gütern Lautzen und Kurtzum im Dünaburg'schen vergolten. Aus seiner Ehe mit einer Wulff von Lüdinghau-

sen kamen der Kinder mehre, darunter Dietrich, auf Bisping, Römberg, Lautzen und Kurtzum, der ganzer acht Jahre für Spanien in den Niederlanden focht und durch seine Tapferkeit des großen Farnese Achtung sich verdiente. In der kurländischen Adelsmatrikel von 1605 ist er mit fünf Pferden zum adeligen Roßdienst angeschlagen. „Anno 1607, den 21. Julii," also das Westphälisch Adelich Stammbuch, „ist Gerhardt Morrien, Marschalck zu Nortkerken, zu Münster auf dem Domhoff, alß er aus dem Landtrade quam, von Dirick von Galen zu Bißpinck auff vorhergehende etliche Werelworte erstochen und alsovort zu Dode gebleven. Der Däter ist zwarn auß der Statt kommen, aber dennoch darauß erdapffet worden, und zu Bevergern in langwieriger Gefenknuß erhalten, dahzwischen die Sache weitläuffig zu Rechte getrieben und ventilirt worden, biß endtlich ihnen Galen Urtheil und Recht loßerkandt haben. Der Streit quam her wegen der Jagt, darin der Marschalck dem Galen viel Einsperrung mit Abpfendung von Garn und Hunden gethan hatte." Als fürstlich kurländischer Landmarschall und Oberrath hat Dietrich den Landtagsschluß vom 8. Sept. 1628 unterschrieben, den 21. Juli 1642 als Landmarschall einen Ritterbanks-Abschied unterzeichnet, und in der gleichen Eigenschaft bei dem Leichenbegängniß des Herzogs Friedrich von Kurland, 1643, den Adel angeführt. Er starb in hohem Alter auf Lautzen, unbezweifelt vor dem 30. Juli 1648, zu welchem Tage Hermann Dönhof, der Landmarschall, den Landtagsschluß unterfertigte. Mit Katharina von Hörde zu Ebringerfeld verehelicht, hinterließ Dietrich vier Kinder. Die eine Tochter, Katharina, wurde an Arnold von Schilder, den Amtmann zu Neuhaus, verheirathet, die andere, Hedwig, starb als Äbtissin des Fräuleinstiftes zu Borchorst. Der ältere Sohn, Christoph Bernhard, war zu Bisping, 15. Oct. 1604, nicht also, wie es doch vielfältig heißt, während der Gefangenschaft des Vaters geboren.

Ungeachtet seiner entschiedenen kriegerischen Neigungen wurde Christoph Bernhard dem geistlichen Stande bestimmt, und da er kaum sieben Jahre alt, zu einer Dompräbende in Münster präsentirt; er hörte Philosophie bei den Jesuiten zu Cöln und Mainz, und absolvirte seine Rechtsstudien auf den Universitäten zu Löwen und Bordeaux. Beinahe volle 20 Jahre hatte er bei dem Dome zu Münster das Amt eines Thesaurarius, so eine der fünf Prälaturen des Hochstiftes, bekleidet, als das Ableben des Kurfürsten Ferdinand von Cöln, 13. Sept. 1650, zu höherer Stellung ihn berief. Das hiermit zugleich erledigte Hochstift Münster wurde ein Gegenstand der Bewerbung für Viele, Allen lief am Wahltage, 14. Nov. 1650, Christoph Bernhard den Rang ab, und er wurde sofort als Fürstbischof begrüßt, obgleich unter seinen Nebenbuhlern der leidenschaftlichste, Bernhard von Mallinkrod, gegen das Ergebniß der Wahl protestirte und vor dem päpstlichen Stuhle Appell einlegte. Allen Anstrengungen des neidischen Mallinkrod zu Trotz wurde auch Christoph Bernhard von Papst Innocentius X. am 22. Mai 1651 bestätigt, worauf er am 17. Sept. 1651 die bischöfliche Weihe empfing. Auf die würdigste Weise hatte er diese Feier durch zwei Verfügungen von hoher Wichtigkeit eingeleitet; die eine war gegen das Concubinat der Laien, wie der Geistlichen gerichtet, „in hac dolebat multa, docebat plura, sed plurima execrabatur, die andere galt den Mitteln, einer über das Hochstift gekommenen Hungersnoth zu steuern. Die gleiche Thätigkeit entwickelte der Fürst in den schwierigen Verhandlungen, um das fortwährend von den Hessen besetzte Coesfeld aus ihren Händen zu lösen; um Bevergern aber, das die Schweden den Holländern, oder vielmehr dem Prinzen von Oranien eingeräumt hatten, ohne demselben zugleich einen Rechtstitel schaffen zu können, machte er kurzen Proceß. Das sehr feste Bevergern wurde mit List genommen, und so der fremden Einlagerer ledig, 28. Aug. 1652. Am 24. Sept. 1652 zog Christoph Bernhard feierlich zu Münster ein; am andern Tage empfing er vor dem Dome die Huldigung der städtischen Behörden. Indem er gleichzeitig, neben der Burggrafschaft Stromberg, die Herrschaft Borkeloo in seine Titel aufnahm, kündigte er nicht undeutlich die Absicht an, die Rechte seines Hochstiftes, selbst der Republik der vereinigten Niederlande gegenüber, zu wahren. Wegen der Burggrafschaft Stromberg suchte er auf dem Reichstage zu Regensburg, 1653, dem er persönlich beiwohnte, Sitz und Stimme in dem Reichsfürstenrathe, was ihm auch durch kaiserliches Mandat vom 2. Juli 1653 zugestanden worden. Ein anderer, für Christoph Bernhard nicht minder wichtiger, Gegenstand wurde ebenfalls zu seiner Zufriedenheit in Regensburg verhandelt; Mallinkrod, der Domdechant, hatte, wie in Rom, so vor dem kaiserlichen Hofe Protest gegen die Bischofswahl eingelegt; hier, wie dort, abgewiesen, erneuerte er seine Anträge vor dem Reichstage, und es folgten die verwerfenden Bescheide vom 24. März, 23. April und 4. Juni 1653. Der Sorge über diese Angelegenheit ledig, machte Christoph Bernhard eine Donaufahrt; er durchflog ein gutes Stück von Österreich und Ungarn, besuchte in Salzburg den Erzbischof Paris, ward Zeuge der Krönung Ferdinand's IV., 28. Juli, und verließ Regensburg am 11. Dec., zunächst, um des Domdechants Umtrieben in Münster entgegenzutreten, den Auszug der in Vechta von den Schweden zurückgelassenen Besatzung zu beschleunigen und den einstweilen unterbrochenen Landtag fortzusetzen. Die projectirte Kopfsteuer, obgleich von dem Domcapitel und der Ritterschaft gebilligt, veranlaßte auf diesem Landtage lebhafte Zerwürfnisse; die Städte protestirten gegen eine Abgabe, die man ihnen ohne ihre Zustimmung auferlegen wollte, und trugen ihren Protest vor den Reichshofrath; in unnützen Verhandlungen gingen mehre Monate verloren, bis die Stadt Münster sich erbot, auf ihren Credit 50,000 Thlr., den muthmaßlichen Ertrag der projectirten Kopfsteuer, zu borgen, um sie auf die Einlösung von Vechta zu verwenden. Die weitern, zu dem Ende erfoderlichen 90,000 Thlr. bewilligte, auf des Fürstbischofs Betrieb, der Kreistag zu Essen. So wurde denn mit unendlicher Mühe die ganze Summe zusammengebracht, und grenzenlose Freude ergab sich im Lande, als die letzte Erinnerung an die Trübsale der jüngsten Vergangenheit schwand, und die Schweden, nach Empfang

der ihnen verheißenen Satisfactionsgelder, abzogen, 13. Mai 1654; aber Domcapitel und Ritterschaft wähnten sich verletzt durch eine gegen ihre Ansicht beliebte Transaction; die Städte, Münster an der Spitze, hatten sich in einer siegreichen Opposition versucht, und Mallinkrod verfehlte nicht, diese Opposition auszubeuten, zu entschiedenern Handlungen fortzureißen. Über ihn war, wegen in der Concurrenz mit Christoph Bernhard gegen diesen vorgebrachter verleumderischer Anschuldigungen, nach einer Bestimmung der kanonischen Rechtsbücher die Suspension verhängt worden; jetzt ließ er sich beigehen, als sei Nichts vorgefallen, den Chor zu besuchen. Das erklärte das Domcapitel in öffentlicher Schrift zuerst für „temeritatis injuriam," sodann für „facti insolentiam aeque ac ignorantiam." Das ließ er sich gleich wenig anfechten, und er wurde darum am 30. Juli als irregularis bezeichnet und am 29. Aug. excommunicirt. In Haft entfernten sich die Capitulare, seine Collegen, wenn er im Dome sich blicken ließ, „cessare cantus, omitti horariae psallentium preces, abrumpi sacrificia, extingui candelae, quaeque alias sacris interdicto fieri assolent, gnaviter expediri," gleichwol verharrte der Mann des eisernen Willens in seinem Treiben; denn es sprach sich zu seinen, als eines verfolgten Unschuldigen, Gunsten die öffentliche Meinung aus, es verhehlte auch der Magistrat im Mindesten nicht seine dem Ungehorsamen günstige Gesinnung, während die gesammte Klostergeistlichkeit, die einzigen Jesuiten ausgenommen, offen für ihn Partei nahm. In ihren Kirchen pflegte man ihn „honorificentius excipere, studiosius observare, praesenti condolere;" auf allen Kanzeln wurde sein gutes Recht verfochten, sein Misgeschick beklagt. Der Fürstbischof ließ die Zugänge des Doms schließen, bis auf die beiden Hauptthüren, an denen Wache aufgestellt wurde, mit der Weisung, dem Dechanten den Eingang zu versagen; Mallinkrod dagegen klagte in mehren Placaten die Ungerechtigkeit an, die ihn zu ihrem Opfer ausersehe. Die Placate wurden abgerissen, dann untersagte man dem Publicum bei schwerer Strafe, ferner dergleichen zu lesen. Des Verbotes gewöhnliche Wirkung blieb nicht aus, und der Fürst, durch die wachsende Gährung beunruhigt, wollte sich der Person des Störenfriedens versichern. Der Magistrat wurde angewiesen, für solchen Fall die Polizeimannschaft aufzustellen, damit die zu besorgende Volksbewegung ohne Blutvergießen unterdrückt werden könne, quärulirte aber lieber über das in dem fürstlichen Rescript gebrauchte Wörtlein: mandat, und es verzog sich mit der Verhaftung, bis durch Erkenntniß der Nunciatur zu Cöln, oder ihres substituirten Commissarius, des Kanonikus Mockel, die über Mallinkrod verhängte Excommunication aufgehoben wurde. Darüber ergaben sich in Münster bunte Scenen; der Domdechant ließ das Erkenntniß der Nunciatur an allen Kirchenthüren anheften, und mit genauer Noth wurde einem blutigen Zusammentreffen des Volkes, das unersättlich in seiner Lesebegierde war, und der fürstlichen Leibwache vorgebeugt. Mallinkrod berauschte sich in dem Ausdrucke des öffentlichen Jubels, in den Spottgedichten, welche gleich unbarmherzig seine vornehmsten Gegner und die Obscuranten, die Jesuiten, mishandelten, der Fürst aber legte Appell ein gegen die Sentenz der Nunciatur, verschaffte sich ferner die Gewißheit, daß der Nuncius ihm nicht weiter hinderlich sein würde, und ließ am 7. Oct. 1654 den Domdechanten über der Mahlzeit greifen. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht hiervon durch die Stadt; scharenweise eilte das Volk herbei, seinen Liebling zu befreien, und in der stürmischen Bewegung, in der allgemeinen Verwirrung fand Mallinkrod Gelegenheit, den Häschern zu entfliehen. Im Triumphe wurde er nach einem Privathause gebracht, und das Volk schien nicht ungeneigt, der fürstlichen Leibwache eine Schlacht zu liefern, wiewol zuletzt sein Grimm sich auf Fenstereinwerfen an des Domthesaurarius von Brabeck Hofe, dann auf Plünderung und anderweitige Excesse in dem Jesuitencollegium beschränkte. Auch nachdem Mallinkrod, in der Besorgniß fernerer Schritte des Fürstbischofs, in großer Heimlichkeit Münster verlassen hatte, um in Cöln Zuflucht zu suchen, dauerte die Aufregung fort, ohne doch vorläufig anders als in Poesien und losen Reden sich zu äußern. Die gegen die Anstifter der Excesse eingeleitete Untersuchung, zu welcher doch endlich, wenigstens scheinbar, der Magistrat sich hergab, stellte vollends, äußerlich, die Ruhe her. Aber Christoph Bernhard traute der friedlichen Haltung nicht, benutzte vielmehr das Gerücht von ausgedehnten Rüstungen des Königs von Schweden, um sein Kriegsvolk bedeutend zu vermehren, und suchte anderweitig durch das zu Cöln am 15. Dec. 1654 mit Kur-Trier, Kur-Cöln und Pfalz-Neuburg abgeschlossene Bündniß sich zu stärken. Ein anderes Bündniß mit den Fürsten des Hauses Braunschweig stand in Aussicht, und daß Christoph Bernhard damit umgehe, die ungehorsame Hauptstadt seinen Zorn empfinden zu lassen, konnte Niemand ferner bezweifeln. Bereits hatte er den Versuch gemacht, das in Bevergern vollbrachte Kunststück auch auf Münster anzuwenden. Mit Sorgfalt ausgewählte Reisige, 15 oder 16 an Zahl, wurden auf mancherlei Wegen der Stadt eingeführt; dort sollten sie zu bestimmter Stunde des Liebfrauenthores sich bemächtigen und dasselbe der in der Nähe stationirten fürstlichen Reiterei öffnen. Zur Ausführung war der 5. Febr. 1655 bestimmt, sie scheiterte jedoch an einem Zufalle, und Christoph Bernhard mußte sich zur Anwendung offener Gewalt entschließen. Seine Truppen näherten sich von allen Seiten der widerspenstigen Stadt, ohne doch durch ihren Anblick die Münsterer in ihrer kriegerischen Begeisterung zu schrecken. Anders der Vorstand, der am ersten Tage der Einschließung zu unterhandeln begann, und am 25. Febr. die Convention von Schönflitt einging, in welcher der Fürst alles Geschehene vergab, dagegen aber bedingte, daß er mit seinem gesammten Hofstaate und einem fernern Gefolge von 800 Mann Infanterie und 200 Reitern in die Stadt aufgenommen werde. Von diesem Volke sollten 450 Mann zu Fuß und 100 zu Roß bis zum nächsten Landtage als Besatzung in der Stadt liegen bleiben und mit der einen der städtischen Compagnien in den Dienst sich theilen. Außerdem einigte man sich, daß der von dem Fürsten einzusetzende Commandant, sowie

jene Besatzung, auch von der Stadtgemeinde in Pflicht genommen würden. Am nämlichen Tage noch ritt Christoph Bernhard in die Stadt ein, die doch nur scheinbar zum Gehorsam zurückkehrte, gleichwie sich aus mehren Handlungen der Regierung erkennen läßt, daß ihrerseits nicht Alles vergeben war. Mallinkrod namentlich wurde des Dekanats entsetzt und die erledigte Pfründe durch die von dem Capitel am 6. April vorgenommene Wahl an den Groß-Thesaurarius Jodok Edmund von Brabeck vergeben. Dagegen erlangte die Stadt Münster auf dem Landtage zu Wolbeck, 27. Juni, die Abführung der Besatzung, welche Erleichterung sie übrigens nicht abhielt, in Gemeinschaft der übrigen Städte gegen die von dem nämlichen Landtage beliebte Accise den lebhaftesten Einspruch zu erheben, auch den beredtesten ihrer Wortführer, den Vierdenhalo, an den kaiserlichen Hof zu entsenden, auf daß er seiner Mitbürger Rechte und Freiheiten vertheidige. Das nahm der Fürst sehr übel auf, und bedenklicher noch mußte ihm der Umstand erscheinen, daß die Münsterer eigenmächtig einen neuen Commandanten, den Levin Friedrich Wittenberg, bestellten und abermals Werbungen anstellen ließen. Auf alle Fälle gefaßt zu sein, zog Christoph Bernhard wiederum seine Truppen zusammen; er legte auch am 28. Aug. 1655 den Grundstein zu einer in Coesfeld zu erbauenden Citadelle, zu der Ludgersburg, ohne doch inmitten dieser weltlichen Sorgen, dieser Rüstungen, der geistlichen Angelegenheiten zu vergessen; in der am 12. Oct. n. J. zu Münster eröffneten Generalsynode „multa statuit salubriter ordinata divino honori promovendo.“ Hingegen wurde auf dem Landtage zu Coesfeld, 16. Nov., wenig Ersprießliches ausgerichtet. Ihn beschäftigte hauptsächlich der fortgesetzte Widerspruch der Städte gegen die zu Wolbeck gemachten Bewilligungen, zu denen ein neuer Zwist, veranlaßt durch eine der Ritterschaft in Betreff der Kirchspielschatzung zugestandene Befreiung, sich gesellte. In der Stadt Münster wurde die Erbitterung durch die Meldung gesteigert, daß Vierdenhalo, nach verrichteter Sendung, zu Soest angehalten worden sei, wiewol auf kaiserliche Mandate erfolgte jedoch zeitig seine Entlassung, wo er dann am 14. Febr. 1656 unter großem Gepränge und militairischer Bedeckung seinen Einzug in die Vaterstadt hielt. Während dessen und seit dem 1. Jan. war die durch Vierdenhalv bewirkte, auf Mainz, Trier, Osnabrück und Pfalz-Neuburg lautende, kaiserliche Commission in Cöln geschäftig, des Fürstbischofs Differenzen mit seiner Hauptstadt zu schlichten, sie mußte sich jedoch nach Verlauf von acht Wochen auflösen, ohne das Geringste gewirkt zu haben. Bischof und Stadt verhärteten immer mehr in ihrer stillen, darum aber nicht minder erbitterten Feindschaft, die sich von Seiten der Städter in der Erneuerung des Magistrats, zu Anfang des Jahres, in ihrer vollen Lebhaftigkeit offenbarte. Nur die entschiedensten Oppositionsmänner, Vierdenhalv an der Spitze, wurden gewählt, und sie versuchten, kaum in das Amt eingeführt, für die Stadt die Rechte und Freiheiten einer kaiserlichen freien Reichsstadt zu erwirken. Da dieser Antrag bei dem kaiserlichen Hofe nicht durchzusetzen war, wurde um so angelegentlicher der Beistand der Holländer gesucht, um den zwar auch Christoph Bernhard und die ihm verbündeten Fürsten sich bemühten; die von beiden Seiten vorgebrachten Gründe für eine holländische Intervention wurden jedoch keines bestimmten Bescheides gewürdigt. In der Zwischenzeit verlegte Christoph Bernhard das Officialat und das Hofgericht von Münster nach Dülmen; er erbrachte bei den Reichsvicarien ein Dehortatorium, das der Stadt am 6. Juni insinuirt wurde; es gelang ihm, seines alten Gegners, des vormaligen Domdechanten, habhaft zu werden, indem derselbe in Münster sich einzuschleichen suchte. Mallinkrod hat auch sein Leben in einer übrigens sehr erträglichen und anständigen Gefangenschaft beschließen müssen; er starb auf Ottenstein, 7. März 1664. Eine andere, nicht minder wichtige, Captur war die des Nicolaus Drachter; ihn, der Stadt thätigsten Agenten bei den Generalstaaten, ließ, wie er eben aus dem Haag zurückkam, der Fürst aufheben und nach Coesfeld, dann nach Ahaus, endlich nach Ottenstein schaffen, alles Dinge, welche dem bevorstehenden Waffenspiele nur eine Einleitung waren. Nicht unvorbereitet fand der Fürst die Stadt, wenngleich ihre Vertheidigungsmittel in keiner Weise den für den Angriff zu verwendenden Kräften angemessen waren. Nicht nur was sein Hochstift vermochte, hatte Christoph Bernhard aufgeboten, sondern auch die Bundesfürsten lieferten ihr Contingent; Mainzer und Trierer namentlich befehligte Lucas, einst, in den letzten Zeiten des 30jährigen Krieges, Commandant auf Ehrenbreitstein. Am 20. Aug. 1657 wurde Münster berennt, vom 26. an beschossen; der lebhaften, in mehren Ausfällen siegreichen Gegenwehr gesellten sich aber bald von Außen her mancherlei Zeichen von Sympathie für die Belagerten. Abmahnen schrieben z. B. die Reichsvicarien an den Fürsten, die Majorität der Ritterschaft rieth zum Frieden [1]), die Holländer boten ihre Vermittelung an, die jedoch der Fürst ausdrücklich, die Stadt stillschweigend verbat, indem man hier für unmöglich hielt, daß der mächtige Nachbar den Fall eines für ihn so wichtigen Punktes zugeben könne. In der Zuversicht auf holländischen Beistand wurden sogar die von der Ritterschaft ausgehenden Vergleichsvorschläge abgewiesen. Der Belagerung trägen Gang zu beschleunigen, ließen die Bundesfürsten neue Truppen anrücken, auch den Führern ihre Schlaffheit ernstlich verweisen. Die eingetroffenen Verstärkungen wurden zu einer zweiten Attaque gegen das horster Thor verwendet; von Lucas Spick befehligt, brachte sie der Stadt schweres Ungemach. Die wachsende Gefahr besiegte endlich der Holländer Phlegma; gebieterisch wurde dem Fürsten das Einstellen der Feindseligkeiten zugemuthet, und als die auf solche Basis angeknüpfte Unterhandlung kein Resultat erbrachte, die bewaffnete Intervention be-

1) „Quapropter supplices oramus, Celsitudo tua illatum Monasteriensibus, sine praescitu, sine assensu nostro, praesens bellum confestim dissolvat; externis copiis missionem imperet; neque justitiae cursum in curia imperiali sistat; neque nos, neque Monasterium aut reliquas civitates, contra firmata tam sancte privilegia et jura pristina, ullatenus contristet; sed erga Monasterienses pacificum induat animum, ut patris in filios, ut principis in subditos, ut pastoris in oves.“

ſchloſſen. Sie zu vermeiden, ratificirte Chriſtoph Bernhard in Eile die unter Vermittelung der Ritterſchaft abgeſchloſſene Capitulation, 21. Oct. 1657; vermöge derſelben wurden Wittenberg und Drachter namentlich in die allgemeine Amneſtie aufgenommen; es verſprach auch der Fürſt, das fremde Volk zu entlaſſen, die aufgebotenen Bauern nach Hauſe zu ſchicken. Der Stadt Volk, welches, 300 Mann ſtark, bis zum nächſten Landtage, oder bis zum November beibehalten werden durfte, ſollte auch dem Fürſten und den Ständen ſchwören, und ſich mit den von dem Fürſten einzulegenden 500 Mann, außer welchen er auch jederzeit ſeine Leibwache um ſich zu haben ſtipulirte, in den Dienſt theilen. Der von dem Fürſten aufgeſtellte Commandant wurde in dieſer Eigenſchaft anerkannt, zugleich aber beſtimmt, daß eine Veränderung in deſſen Perſon nur mit Vorwiſſen und Zuſtimmung des Magiſtrates vorgenommen werden dürfe. Hiermit war das Spiel, das den Belagerten kaum 100 Mann gekoſtet hatte, zu Ende. Chriſtoph Bernhard erzeigte ſich der Bürgerſchaft ungemein gnädig, und verharrte längere Zeit in dieſer verſöhnlichen Stimmung, obgleich, nur drei Tage nach ſeinem Einzuge, der Magiſtrat die unter des Fürſten Einfluß erſchienene Relation von den jüngſten Ereigniſſen öffentlich durch den Henker verbrennen ließ. Auch in anderer Beziehung ergab ſich zu Münſter wenig Neigung, die günſtigen Geſinnungen des Fürſten zu cultiviren. Der daſelbſt zu Neujahr eröffnete Landtag beſchäftigte ſich lediglich mit Zänkereien, veranlaßt durch den Grafen von Flodorp auf Darfeld, der wegen eines Todtſchlages genöthigt geweſen, in der Hauptſtadt Zuflucht zu ſuchen, und nicht umhin konnte, den ihm verliehenen Schutz durch blinde Ergebung in den Willen der Demagogen, insbeſondere durch ungemein thätige Wühlerei, zu vergelten. Unter dem unausgeſetzt bearbeiteten Volke ergaben ſich dermaßen bedenkliche Zeichen, daß Chriſtoph Bernhard für gut fand, in dem Gepränge und dem Tumulte einer großen Jagdpartie über Horſtmar nach Coesfeld ſich zu wenden, dahin auch den Landtag, den er zwar ohne Säumen auflöſte, zu verlegen. Vorzüglich beunruhigten den Fürſten der Münſterer Bemühungen um ihre Aufnahme in den hanſeatiſchen Bund, welcher eine holländiſche Beſatzung den gehörigen Nachdruck verleihen ſollte. Das zwiefache Unheil wurde glücklich abgewendet, aber die Generalſtaaten fühlten ſich durch die zu ſolchem Ende von dem Fürſtbiſchof angewendeten Mittel höchlich verletzt. Vielleicht geſchah es, um die Folgen dieſer bedenklichen Misſtimmung abzuwenden, daß Chriſtoph Bernhard dem Rheinbunde vom 15. Aug. 1658 beitrat, vielleicht haben ihn einzig Sympathien für Frankreich hingeriſſen. Dergleichen hatte er bereits 1655 verrathen, als er auf die erſte Aufforderung den Lüttichern 1500 Mann, wie nothwendig er ihrer bedurfte, überließ, damit ſie gegen den von Ludwig XIV. geächteten Prinzen von Condé und deſſen Zumuthungen zu ſtärken. Zugleich ſuchte der Fürſt den Groll der Holländer zu beſchwichtigen; er zog ſeine Beſatzung aus Münſter zurück, er unterhandelte mit der Vormundſchaft des minderjährigen Prinzen Wilhelm Heinrich von Oranien über deſſen verjährte oder unſtatthafte Anſprüche zu Bevergern, Kloppenburg, Frieſoitha, Emsund Hümmelingerland, überhaupt zu allem jenem, welches dort jemals die Grafen von Tecklenburg beſaßen, und tilgte dieſe Anſprüche, laut des Vertrages vom 15. Febr. 1659, mit der baaren Summe von 125,000 Thlrn. [2]). Mit der Stadt war aber auf kein Ende zu kommen, ſelbſt nachdem durch Sentenz vom 9. Juli 1669 der Reichshofrath erkannt hatte „Consules et senatores adductum in actis jus praesidii, una cum jure clavium, portarum, vallorum, murorum et symboli seu tesserae militaris in civitate Monasteriensi non probasse, sed Domini Episcopi seu Principis et legitimi superioris sui praesidium militare, quoties Celsitudini suae necessum visum fuerit, haud gravatim excipere, obligari, nec in eo Celsitudinem suam ullatenus impediri debere.“ Der Sentenz folgten am 10. Sept. die Executoriales, hingegen wurde eben jetzt in Holland, lebhafter als zuvor, das Project einer bewaffneten Intervention zu Gunſten der gefährdeten Nachbarſchaft betrieben, und hätten die übrigen Provinzen der Friesländer gehemmten Rathſchläge befolgt, ſo war der Krieg unvermeidlich. In der Abſicht, den verdächtigen Verkehr zu erſchweren, wurde am 10. Jan. 1660 durch kaiſerliches Mandat sine clausula den Münſterern, bei Strafe der Acht, aufgegeben, ihre Abgeordneten aus dem Haag zurückzufodern, auch alles dort Verhandelte als nichtig und ungeſchehen zu betrachten; zugleich erhielten zwei kaiſerliche Regimenter Befehl, im Hochſtifte Münſter, in unmittelbarer Nähe zu der Hauptſtadt, Quartier zu beziehen. Dieſe bedrohliche Maßregel veranlaßte die eine Partei in der Stadt, ſich um den Schutz des Königs von Schweden zu bewerben, die holländiſche Partei, von den Generalſtaaten unterſtützt durch ein den Nöthen der Stadt erwünſchtes Darlehen, behielt jedoch die Oberhand, und der eigentliche Schwerpunkt des Zwiſtes war nach wie vor in Holland zu ſuchen. Ein im Haag, ohne Zuziehung der Abgeordneten der Stadt Münſter, abgefaßtes Pacificationsproject wurde von der Bürgerſchaft zurückgewieſen, welche lieber mit der Errichtung neuer Bollwerke und der Anfertigung von Kriegsmaterial ſich beſchäftigen wollte. Der kaiſerliche Hof erließ die Paritorien vom 23. Mai 1660, zugleich aber wurde dem Fürſtbiſchofe von Osnabrück und dem Grafen von Oſtfriesland aufgegeben, Namens des Reichsoberhauptes eine Vermittelung zu verſuchen. In denſelben Tagen aber fand das eine der kaiſerlichen Regimenter, welches für ſeine Verpflegung auf die Stadt angewieſen war, da es auf gütlichem Wege zu keiner Befriedigung gelangen konnte, ſich veranlaßt, der Städter Vieh von der Weide wegzunehmen. Das führte zu Widerſetzlichkeit, zu Angriffen auf vereinzelte fürſtbiſchöfliche Soldaten. Repreſſalienweiſe wurden drei von der Stadt Söldnern aufgefangen, und der Magiſtrat ließ unter Trompetenſchall

2) „Existimabat hac se via non tantum obligasse Octavirum Brandenburgi Marchionem et eos, qui minoris Principis Auriaci partes in Hollandia tutabantur, ne quid unquam turbamenti creare possent; sed vel ita cumprimis a patrocinio Monasteriensium, si quod forsan implorari contingeret, animos abstraxisse.“

den benachbarten Besatzungen untersagen, auf Kanonenschußweite sich der Stadt zu nähern. Hiermit nicht befriedigt, überfielen die Bürger die kaiserlichen Quartiere zu Altenberg und Nordwald, tödteten einen Wachtmeister und einen Cuirassier, und entführten als Siegesbeute 18 Dienstpferde. Dem Fürstbischofe wird dieses Alles so wenig unerwartet als unerwünscht gewesen sein. In Eile zog er seine Truppen vollends zusammen, und bereits am 22. Juli wurde das Lager bei Marienfelde, Angesichts der Stadt, aufgeschlagen. Eine holländische Gesandtschaft, welche für das oben angedeutete Pacificationsproject die Bürgerschaft gewinnen sollte, verfehlte ihres Zweckes, veranlaßte aber durch den ihren Committenten abgestatteten Bericht eine lebhafte Aufregung in dem Staatenhause; sechs der Provinzen stimmten für bewaffnetes Einschreiten, das einzige Holland widersprach. Gegen diese feindliche Stimmung suchte Christoph Bernhard durch Negotiationen in Paris, London, Wien sich zu schützen, während er zugleich der Bundesfürsten Contingente einfoderte. Cölner, Neuburger, Mainzer, Trierer strömten seinem Heere zu, daß er an der Spitze von 11,500 Mann Infanterie und 2600 Reitern, den mehrmals wiederholten Ausfällen zu Trotz, jetzt endlich die Stadt von allen Seiten einschließen konnte. In den ersten Tagen der Einschließung hatte sich bereits ein Mangel an mancherlei Lebensmitteln verspüren lassen, er steigerte sich von Tag zu Tag, die Hilfe aus Holland, so sehnlich als sicherlich erwartet, blieb aus, die Resultate der Einzelgefechte waten nicht geeignet, den sinkenden Muth der Bürgerschaft zu beleben. Schon am 1. Jan. 1661 fanden sich städtische Deputirte in Coesfeld ein, um ein Abkommen zu suchen, ohne jedoch zum Fürsten gelangen zu können. Den anhaltenden Drangsalen, dem Gefühle einer immer deutlicher wahrnehmbaren Hilflosigkeit erlag die letzte Standhaftigkeit der Vertheidiger; nach einer längern Verhandlung erkannten Magistrat und Bürgerschaft durch feierliche Urkunde vom 26. März 1661 den Fürstbischof als ihren Erbherrn, und am 28. März erfolgte unter großem militairischen Gepränge die Besitznahme der Stadt. Acht Monate hatte die unblutige Belagerung, denn es wurden durch 2000 Kanonenschüsse nur fünf Menschen getödtet, erfodert. In seiner Eroberung sich um so mehr zu befestigen, unternahm Christoph Bernhard den Bau einer Citadelle; er veränderte das Personal des Magistrats, brach den Einfluß der Zünfte, ließ aber Gnade angedeihen allen denjenigen, die in den ersten Augenblicken, als der Händel Anstifter, zu Haft gebracht worden. Daß er standhaft und glücklich die Rechte seiner Inful verfochten, scheint nicht ohne Einfluß auf die Stimmung des Capitels zu Corvey geblieben zu sein; es postulirte für die eben erledigte Abtei den Fürstbischof von Münster, 1662, der auch ohne Anstand die päpstliche Bestätigung, von dem Kaiser die Regalien empfing, und im Laufe des Octobers Besitz von der Abtei ergriff. Augenblicklich führte er zu Höxter die Franziskaner wieder ein. Durch innerliche Unruhen nicht weiter in Anspruch genommen, den Groll gegen die Holländer im Herzen, beschäftigte der Fürst sich um so angelegentlicher mit dem verjährten Streite um Borkeloo, dem sich bald, um die wechselseitige Animosität zu steigern, ein neuer Incidentpunkt zugesellte. Dem Fürstbischofe, als dem Kreisdirector, und dem Grafen von Oldenburg hatte der Kaiser die Execution gegen Ostfriesland, wegen der Liechtenstein'schen Foderung, aufgetragen, und Christoph Bernhard wußte, ohne Anwendung von Gewalt, einen Vergleich zu vermitteln. Indem aber die bedungene Summe nicht sofort aufzubringen war, bemühten sich die Stände von Ostfriesland um ein Anlehen, das die Generalstaaten, gegen Verpfändung der die Ems beherrschenden dyhler Schanze, zu gewähren versprachen. Man konnte sich aber nicht sofort um das Geschäft einigen, und Christoph Bernhard, nachdem er in Geduld eine Frist um die andere vergeblich abgewartet, glaubte als ein Fürst des Reiches sich verpflichtet, den mittlerweile zu seiner Kenntniß gelangten Absichten der Holländer entgegenzutreten und weitern Eingriffen in das Reichsgebiet zu wehren. In der Nacht vom 8—9. Dec. 1663 ließ er die dyhler Schanze wegnehmen, den Holländern, die allerwärts Barrièren sich zu schaffen begierig waren, zu lebhaftem Unwillen. Sie rüsteten eine Expedition aus, die am 20. Mai 1664 vor die Schanze sich legte, und nach einer Vertheidigung von 14 Tagen sie eroberte. Auf der Stelle trat das holländische Armeecorps, lediglich eine kleine Besatzung zurücklassend, den Rückmarsch an, in der Überzeugung, daß Christoph Bernhard durch die Umstände in die Unmöglichkeit versetzt sei, die freche Aggression in geziemender Weise zu erwiedern. So verhielt es sich in der That. Christoph Bernhard, persönlich dem Reichstage zu Regensburg, 1664, beiwohnend, wurde zu einem der Directoren der gegen den leidigen Türken bestimmten Reichsarmee erwählt, kehrte für kurze Zeit nach Westfalen zurück, um alle seine disponiblen Truppen zuvörderst nach Ungarn zu instradiren und die Anstalten für eine interimistische Verwaltung seiner Stifte zu treffen, da er möglicherweise Jahre lang Beschäftigung im Osten finden konnte. Als sein Haus bestellt war, begab er sich wiederum auf die Reise, und vor Ausgang Juli traf er in Wien, unmittelbar nach der Schlacht vor St. Gotthard, bei dem Heere ein. Er mag sich eine lebhafte Verfolgung des geschlagenen Feindes vorgesetzt haben, der Friedensvertrag vom 10. Aug. 1664 trat seinen Absichten und Hoffnungen hindernd entgegen, und für ihn blieb des Sieges einzige Frucht ein goldenes, mit Diamanten reich besetztes Kreuz, das er, als ein von dem Kaiser empfangenes Andenken, nachmals durch sein Testament dem Hochstifte gegeben hat. Am 14. Nov. verließ er die Kaiserstadt, und seine Aufmerksamkeit wurde von da an durch den Versuch einer Ausgleichung mit den vereinigten Niederlanden in Anspruch genommen. Doch bald verzweifelnd von dem übermüthigen Nachbar durch Unterhandlung irgend eine Genugthuung zu erlangen, schloß er am 13. Juni 1665 ein Bündniß mit König Karl II. von England, welcher in lebhafter Fehde mit den Holländern begriffen war; er ließ aller Orten werben, versicherte sich in dem Landgrafen Georg Christian von Hessen-Homburg eines Feldherrn von Ruf, entwickelte in einem Schreiben vom 15. Sept. 1665, an die Generalstaaten gerichtet, die mancherlei durch die Republik ihm, dem westfälischen Kreise

und dem heiligen Reiche angethanen Beleidigungen und Vergewaltigungen, hielt große Heerschau über 13 Regimenter und 12 Freicompagnien Infanterie, wobei die drei nach den Niederlanden detachirten Regimenter nicht mitgezählt, und über 12 Regimenter und neun Freicompagnien Reiterei, und brach am 23. Sept. 1665 mit seiner Hauptmacht in der Landschaft Twenthe ein. Er occupirte mit mehr oder minder Leichtigkeit Oldensaal, Ostmarsum, Almelo, Diepenheim, Borkeloo, Lochem, Deutikem, und schickte Streifparteien in die Drenthe und bis in die Gegend von Groningen. Aber Ludwig XIV. erklärte sich für die Republik. Französische Hilfsvölker, 6000 Mann, von Pradel befehligt, überschritten die Grenze, und wie ungewiß und zögernd sie in ihren Bewegungen waren, ermuthigten sie gleichwol die Holländer zu einer Excursion auf das rechte Ufer der Yssel, die mit der Wiedereinnahme von Lochem verbunden war, während eine bedeutende Abtheilung münsterscher Völker, statt, wie ihr aufgegeben, die Festung Bourtang zu nehmen, in die anstoßenden Sümpfe sich verwickelte und vollständig eingeschlossen wurde, eine Lage, aus der sie einzig durch die in bewundernswürdiger Geschwindigkeit auf Christoph Bernhard's Befehl aufgeführte, die ganze Länge jener Moräste durchschneidende Dammbrücke befreit werden konnte. Auch die an der obern Maas versuchte Diversion blieb ohne wesentliche Resultate, wenngleich die Münsterer, vor Valkenburg und Daëlhem abgewiesen, bis zu den Wällen von Berg op Zoom gelangten und Willemstad sogar bedrohten. Das ganze Corps, durch überlegene Streitkräfte umschlossen, mußte zuletzt sich gefangen geben, nur die von dem Grafen von der Natt befehligte Abtheilung kehrte wohlbehalten nach dem rechten Maasufer zurück, und trieb noch mancherlei Unfug in der Umgebung von Aachen, gleichwie in mehren Gefechten, im Laufe des Winters an den Grenzen von Overyssel geliefert, der Vortheil meist den Münsterern blieb. Aber Christoph Bernhard's Versuche, über Willemstad oder Greetsyhl eine directe Verbindung mit den Engländern, seinen Alliirten, zu erzielen, waren fehlgeschlagen, die verheißenen Subsidien stockten, Frankreich nahm eine drohendere Haltung an, der Kaiser und Brandenburg riethen inständigst, von dem hoffnungslosen Kriege abzulassen. Unterhandlungen wurden zu Cleve eingeleitet, und wie sehr der Gesandte Karl's II., Temple, sich bemühte, sie zu hintertreiben, erfolgte der Friedensvertrag vom 18. April 1666. Im Allgemeinen war darin der Zustand vor dem Kriege, insonderheit in Betreff des dominii directi et utilis, zu Borkeloo hergestellt, der Fürstbischof entsagte auch der prätendirten Landeshoheit, des heiligen römischen Reiches Rechte zu dieser Herrschaft wurden aber gewahrt, so lange der Kaiser sich nicht um ihretwillen mit den Generalstaaten geeinigt haben würde. Christoph Bernhard hatte nicht Ursache, sich der Politik Frankreichs bei dieser Gelegenheit zu beloben, gleichwol ließ er sich in einer zu Rietberg abgehaltenen Besprechung von dem Fürstbischofe zu Strasburg, Franz Ego von Fürstenberg, für die Erneuerung des factisch abgelaufenen Bündnisses mit Ludwig XIV. gewinnen, zu welchem Ende der Malteser Schmising nach Paris entsendet wurde. Nicht dieselbe Willfährigkeit bezeigte Galen für die von Papst Alexander VII. empfangene Ermahnung, bei Zeiten für die Ernennung eines Coadjutors zu sorgen. Die Ermahnung wurde jedoch zum Ostern erneuert, daß sie zuletzt nicht weiter zu umgehen war; nach mancherlei Umtrieben fiel des Capitels Wahl auf den Fürstbischof von Paderborn, Ferdinand von Fürstenberg, nur daß eine schwache Minorität für den Kurfürsten Maximilian Heinrich von Cöln stimmte. Schon am 30. April 1668 wurde Ferdinand von Fürstenberg als Coadjutor von Clemens IX. bestätigt. Im Laufe des vergangenen Jahres hatte Christoph Bernhard die Grenze gegen die fortwährend grollenden und drohenden Holländer zu schirmen, den Anfang zu der sorgfältigern Befestigung von Bechta gemacht, das Jahr 1668 bezeichnete er durch die Erwerbung der geistlichen Gerichtsbarkeit im Emsland, womit er, nachdem der am 19. Sept. 1667 errichtete vorläufige Vertrag am 8. Juni 1668 die päpstliche Genehmigung erhalten hatte, durch des Domcapitels zu Osnabrück definitive Cession vom 9. und das Dismembrationsinstrument vom 19. Sept. 1668 wesentlich die Begrenzung der beiden Hochstifte veränderte; über 50 Kirchspiele kamen zu der münsterschen Diöcese. Ein nicht minder erfreuliches Ereigniß mußte dem Bischofe die Conversion von Ernst Wilhelm, dem regierenden Grafen zu Bentheim, sein, welcher am 21. Aug. 1668 aus Christoph Bernhard's Händen das heilige Abendmahl empfing, nachdem er vorher, wie es das Rituale erfodert, sein Glaubensbekenntniß abgelegt hatte. Wir übergehen dieses Ereignisses Folgen, eine lange Reihe von Streithändeln, da sie doch vielmehr der Bentheim'schen Geschichte angehören, wiewol durch sie das gespannte Verhältniß zu Holland einen reichlichen Zusatz von Animosität erhielt. Eine andere Folge der Bekehrung des Grafen war die abermalige Erweiterung der münsterschen Diöcese; bis dahin hatte sie sich allein über die obere Grafschaft Bentheim erstreckt, durch päpstliche Bestimmung vom 28. Febr. 1671 wurde auch die Niedergrafschaft, vordem in das Bisthum Deventer einbezirkt, dem Hochstifte Münster zugetheilt. Die äußere Ruhe des Jahres 1669 benutzte Christoph Bernhard zu der Visitation des Niederstiftes, hingegen schuf ihm ein Aufruhr zu Hörter, 1670, schwere Sorge, da der Herzog Rudolf August von Braunschweig-Wolfenbüttel den Empörern seinen Schutz angedeihen ließ. Einige braunschweigische Compagnien besetzten die Stadt, und der Fürstbischof schickte sich an, der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen, als unter des Kaisers, des Königs von Frankreich und der übrigen Fürsten des Hauses Braunschweig Vermittelung der Zwist durch den Vertrag vom 15. April 1671 geschlichtet wurde. Seitdem lag in Hörter eine münstersche Compagnie in Besatzung, die vollständige Unterwerfung der Stadt blieb dem Jahre 1674 vorbehalten. Vielfältig verletzt durch der Holländer Politik, hatte Ludwig XIV. längst schwere Züchtigung ihnen zugedacht; die Aufgabe sich zu erleichtern, verschmähte der mächtige Monarch es nicht, den Beistand der zeither durch die Republik unterdrückten Nachbarn anzurufen. Zu Brühl, 2. Jan., verbündete er sich mit dem Kurfürsten von Cöln,

in denſelben Tagen demnach, als in dem benachbarten Kendenich franzöſiſche und kurcölniſche Diplomaten mit dem Fürſtbiſchofe von Münſter in Perſon das d. d. Bonn, 4. Jan. 1672 zwiſchen Münſter und Cöln abgeſchloſſene Bündniß verhandelten. Eine weitere Folge jener Conferenzen war das Offenſivbündniß mit Frankreich, welches Chriſtoph Bernhard zu Coesfeld, 3. April 1672, unterzeichnete, drei Tage alſo vor dem 6. April, an welchem Großbritannien und Frankreich der Republik den Krieg erklärten. Am 18. Mai unterſagte Chriſtoph Bernhard jeglichen Handelsverkehr mit Holland; dem Verbote folgte ungeſäumt das Kriegsmanifeſt und die große Heerſchau der gegen die Republik beſtimmten Streitkräfte, an Reiterei 19 Regimenter und 9 Freicompagnien, an Infanterie 27 Regimenter, die meiſten zu 12, einige zu 15 und 17 Compagnien, dann 20 Freicompagnien. Nur ein geringer Theil dieſer Truppen blieb zur Deckung der Weſtgrenze zurück, mit der Hauptmacht, deren Artillerie, 55 Stücke, 60 Mörſer des verſchiedenſten Kalibers, mehre Haubitzen, ſogar die franzöſiſche übertroffen haben ſoll, fiel Chriſtoph Bernhard in Overyſſel ein und wurden Dotmarſum, Oldenſaal, Enſchede, Almeloo, Goor, Delden, Diepenheim, Borkeloo im Fluge genommen. Am 8. Juni bewerkſtelligte die Armee ihre Vereinigung mit den Cölnern und mit einem von dem Herzoge von Luxembourg, dem berühmten Buckeligen, befehligten franzöſiſchen Hilfscorps von 8000 Mann, und das alſo vereinigte Heer legte ſich vor Grol, das, ungeachtet ſeiner Feſtigkeit, in der Nacht vom 9—10. Juni capitulirte. Es folgten am 18. Juni Breedevoort, am 21. Deventer, Harderwyk, Elburg, Hattem, am 22. Zwol, am 23. Kampen, am 24. Haſſelt, die Zwarte Sluis, Blokzyl, Steenwyk, Kuinder. In dem Laufe dieſer Fortſchritte entfernte ſich Chriſtoph Bernhard von ſeiner Armee, um in einer Zuſammenkunft mit dem Könige von Frankreich eine Theilung der gemachten Eroberungen zu verabreden; man einigte ſich, daß Harderwyk, Elburg, Hattem und Kampen des Königs von Frankreich, Deventer des Kurfürſten von Cöln ſein ſollten, während der Biſchof von Münſter alle ſeine übrigen Eroberungen, mit Ausnahme von Zwol, das in Gemeinſchaft bleiben ſollte, behalten und nach Belieben ſie über die Landſchaften Groningen und Friesland ausdehnen würde. Die Veröffentlichung dieſes Partagetractats hatte aber die Folge, daß die der münſterſchen Armee zugetheilten Franzoſen und Cölner in den Bezirken, von welchen ihre Gebieter ausgeſchloſſen waren, der ärgſten Zügelloſigkeit, von welcher Luxembourg ſonder Zweifel das Beiſpiel gegeben haben wird, ſich überließen, dem Fürſtbiſchofe zu ſolchem Unwillen, daß er unverhohlen ſeinen Überdruß an dergleichen Hilfstruppen ausſprach. Das Zerwürfniß wurde unheilbar, Cölner und Franzoſen zogen ab, daher der projectirte, nach der Lage der Dinge vielleicht entſcheidende, Einfall in Friesland unterbleiben mußte; hingegen nahm Chriſtoph Bernhard, lediglich durch den Schrecken ſeiner Waffen, die ommener Schanze, und auch Koevorden, ſeit dem 4. Juli belagert, mußte ſich den 11. ergeben. Es fielen auch nach einander die dyhler, die bellingwolder und die Langackerſchanze, daß, durch dieſe reißenden Fortſchritte erſchüttert, die Ritterſchaft der Provinz Overyſſel der utrechter Union abſagte, um ſich an den Fürſtbiſchof, als ihren künftigen Landesherrn, zu ergeben. Aber der König von Frankreich verließ ſeine Armee, und Niederland athmete wieder auf, obgleich Chriſtoph Bernhard, nachdem er aufs Neue die Cölner an ſich gezogen, auch der Frieſen Angriff auf Kuinder abgeſchlagen, am 22. Juli die Belagerung von Groningen eröffnete. Seinen Anſtrengungen widerſtand der Commandant, der böhmiſche Erulant Rabenhaupt, und nach fünf Wochen mußte die Belagerung aufgehoben werden. Den Tag darauf, den 2. Sept., wurde die münſterſche Beſatzung in Blokzyl, wo neben dem äußern Feinde auch die Bürgerſchaft zu bekämpfen war, vertrieben, wovon die Räumung von Kuinder eine nothwendige Folge war. Chriſtoph Bernhard empfing zu Borkeloo die von dem Kurfürſten von Brandenburg, aus dem Lager bei Bergen, unweit Frankfurt, 23. Oct. 1672, erlaſſene Kriegserklärung, und eilte nach Münſter, den angedrohten Angriff zurückzuweiſen. Es kam indeſſen der Chriſtmonat, bevor die Brandenburger die Lippe überſchritten, und über Ahlen ſind ſie nicht herausgekommen; ihr Feldherr, der von Spaen, mußte in Eile ſeinen Rückzug auf Lippſtadt bewerkſtelligen, und die Biſchöflichen, die lediglich einen Einfall zurückzuweiſen ausgezogen waren, fielen ihrerſeits in die Grafſchaft Mark ein, nahmen Lüne und Una, und ſetzten die ganze Provinz in Contribution. Die Freude über dieſe Erfolge wurde jedoch durch den Verluſt von Koevorden vergällt; ein von Rabenhaupt ausgeſendetes Detachement überraſchte dieſe wichtige Feſtung am 30. Dec. Montecucoli, der mit ſeiner Armee im Paderborn'ſchen Winterquartiere bezogen hatte, hielt den Augenblick geeignet zu dem Verſuche, den Fürſtbiſchof von dem franzöſiſchen Bündniſſe abzuziehen, erhielt jedoch einen verneinenden Beſcheid, und den Avocatorien, von Montecucoli's Nachfolger im Commando, von Bournonville, erlaſſen, Hamm, 8. Febr. 1673, ſetzte Chriſtoph Bernhard eine ernſte Ermahnung an ſeine Soldaten entgegen, worin er ſie an ihre Eide erinnerte und zur Ausdauer im gerechten Streite auffoderte. Mehr Eindruck, als die kaiſerlichen Avocatorien, mag auf den Fürſten die Entdeckung einer Verſchwörung gemacht haben, die nichts Geringeres bezweckte, als zugleich mit ſeiner Perſon der Stadt Münſter ſich zu bemächtigen. Dazu war der 24. Febr. beſtimmt; der Leiter des Unternehmens, Johann Adam, der, Münſterer von Geburt, in des Grafen von Harrach Dienſten als Secretair ſtand, benahm ſich aber dergeſtalt unbeſonnen in der Anwerbung von Theilnehmern für ſein Vorhaben, daß die Entdeckung unvermeidlich war, indeſſen von der andern Seite von Vielen der Menſch für wahnſinnig gehalten wurde. Am 23. Febr. zur Haft gebracht, erlitt er am 8. April die durch richterliches Erkenntniß über ihn verhängte Todesſtrafe. Der Abzug der kaiſerlichen und brandenburgiſchen Armeen überließ ganz Weſtfalen der Willkür des Fürſtbiſchofs und ſeiner Alliirten, die ſich mit ihm durch einen förmlichen Vertrag in die von den brandenburgiſchen Provinzen zu erhebenden Contributionen theilten; auf Chriſtoph Bernhard's Loos fielen Minden und Ravensberg,

dann der nördlich der Ruhr belegene Theil der Grafschaft Mark; er hatte aber der davon fallenden Intraden kaum zu genießen angefangen, als der Friede von Vossem, den 6. Juni 1673, dem Kurfürsten von Brandenburg die verlorenen Gebiete zurückgab. Genöthigt, die in den Grafschaften Mark und Ravensberg gemachten Eroberungen zu räumen, wendete Christoph Bernhard dem Kriege mit den Holländern eine verdoppelte Aufmerksamkeit zu. Durch eine ungeheure Anstrengung sollte vor Allem Koevorden ihnen entrissen, die Vecht durch einen Damm gestauet werden, daß sie aus ihren Ufern trete und die Überschwemmung, bis zu der belagerten Stadt sich ausdehnend, ihre Werke zu Fall bringe, ihre Besatzung ersäufe. Nur eben war der Damm zu Stande gekommen, als die herbstlichen Stürme ihn brachen, 29. Sept. Befreit war Koevorden, umsonst hatte, den Riesenbau, die Belagerung, zu fördern, Christoph Bernhard den besten Theil des Sommers in Zwol zugebracht. Auch auf andern Punkten zeigte sich ihm das Kriegsglück nicht minder abgeneigt, und das Bündniß mit Frankreich sogar schien erschüttert, nachdem am 30. Aug. der Kaiser und Spanien in noch innigere Beziehungen zu der Republik der vereinigten Niederlande getreten waren, und von Neuem eine kaiserliche Armee dem Rheine sich näherte. Um die Beibehaltung seiner Eroberungen besorgt, suchte der Fürstbischof wenigstens die Zukunft der katholischen Religion in einzelnen holländischen Städten sicher zu stellen; ein Vertrag zu dem Ende wurde mit der Stadt Zwol abgeschlossen; die gleichen Bedingungen einzugehen, weigerte sich die Bürgerschaft von Deventer auf das Hartnäckigste. Die Zeloten zu belehren, daß sie noch in seiner Hand seien, gab der Fürstbischof die seit 80 Jahren von den Reformirten eingenommene, dem heiligen Levinus geweihte, Domkirche ihrer ursprünglichen Bestimmung zurück. In hehrer Feier wurden die neuernannten Domherren eingeführt, und wiederum ertönte Chorgesang nach langer Unterbrechung in den stattlichen Räumen. Aber die kaiserlichen Generale bewerkstelligten im Cölnischen ihre Vereinigung mit dem von dem Prinzen von Oranien rheinaufwärts geführten Heere, Bonn fiel am 13. Nov. 1673, und beinahe vollständig wurde das Gebiet der Republik von den Franzosen geräumt. Am 9. Febr. 1674 söhnte sich der König von Großbritannien mit den Holländern aus, und lebhaft wurde Christoph Bernhard von Seiten Österreichs und Spaniens bearbeitet, daß er die Sache des Reichsfeindes aufgebe. Borkeloo war ihm zugesagt, wenn er ohne Säumen einen Separatfrieden eingehen würde; aber nochmals siegte der französische Einfluß, dem sich das Vertrauen auf ein Heer von 25,000 Mann, auf das genaue Bündniß mit Kur-Cöln und auf den Besitz der wichtigsten Festungen in Feindesland, dergleichen Zwol, Grol, Breedevorde, Hasselt, Zwarte Sluis, die ommener Schanze gesellten; der Fürstbischof versäumte die Gelegenheit, mit einigem Vortheil wenigstens aus dem Handel zu scheiden, und ließ die Feindseligkeiten wieder aufnehmen. Der Frost hatte die Moore um Bourtang wegsam gemacht; das benutzten die Münsterer zu einem Einfalle in die Provinz Groningen, 12. März 1675, von da sie mit reicher Beute heimkehrten. Rabenhaupt erwiederte mit einem Einfalle in die Grafschaft Bentheim, nahm das in Eile befestigte Neuenhaus und wendete sich gegen Northorn, ohne doch, wie es seine Absicht gewesen, münsterschen Boden erreichen zu können, vielmehr nöthigten ihn die von allen Seiten zuströmenden Truppen zu schleunigem Rückzuge nach Overyssel. Diese retrograde Bewegung sich zu erleichtern, detachirte er den Obersten Eiberg mit 1500 Mann auf Neuenhaus, die ganze Schar wurde aber von den Bischöflichen ereilt, umzingelt und gefangen genommen, 21. April 1674. Den Tag darauf, den 22. April, wurde zu Cöln zwischen der Republik der vereinigten Niederlande und dem Fürstbischofe Friede geschlossen, indem dieser sich überzeugt hatte, daß auf das Eintreffen der so oft verheißenen französischen Hilfsmacht nicht zu zählen sei, abgesehen davon, daß mit der Gefangennehmung des Prinzen Wilhelm von Fürstenberg das belebende Princip der Allianz Ludwig's XIV. mit Cöln und Münster neutralisirt worden. Laut des Art. 3 des Friedensvertrages mußten namentlich Lingen, Lichtenvoorde und Borkeloo zurückgegeben werden. In einem zweiten Vertrage, desselben Datums, wurde Christoph Bernhard mit dem Kaiser ausgesöhnt, und er ließ nach kurzer Frist 10,000 Mann zu dem kaiserlichen Heere stoßen, nachdem er vorher einen Aufruhr seiner Soldaten, veranlaßt durch das Gerücht, daß sie einem fremden Dienste überlassen worden, hatte beschwichtigen müssen. Noch inniger wurde die Verbindung mit dem kaiserlichen Hofe durch den Vertrag vom 7. Juni 1675, worin der Fürstbischof sich verpflichtete, zu des Kaisers und Reiches Dienst 9000 Mann zu stellen, „hae copiae adversus praesentes, futurosque Caesareae Majestatis Suae et Imperii Hostes, cumprimis ad inferioris circuli Westphalici securitatem, versus Rhenum, Mosam ac Visurgim impendentur.“ In Folge dieser Bestimmungen wirkten 3500 Münsterer zu dem Siege an der conzer Brücke, 11. Aug. 1675, und Christoph wurde gleichzeitig zu der thätigsten Theilnahme bei dem Kriege mit Schweden veranlaßt. Nachdem er sich durch ein Bündniß mit Hanover gestärkt, führte er seine Armee der Weser zu. Im Vorbeigehen gleichsam nahm er Wildeshausen, dann das festere Thedinghausen, der Übergang der Weser, den Horn mit seinen 3000 Schweden verhindern zu wollen sich unterfing, wurde bei Kirchweihe bewerkstelligt, und es folgte die Occupation von Langwedel, Burg, Verden, Rothenburg, Ottersberg. In seinem Hauptquartiere zu Rothenburg, 14. Oct. 1675, unterzeichnete Christoph Bernhard den Vertrag, wodurch er sich mit den Herzogen Georg Wilhelm und Rudolf August von Braunschweig-Lüneburg über die gegenseitigen Leistungen bei der vorzunehmenden Eroberung der schwedischen Festungen, dann über eine provisorische Theilung der Eroberungen überhaupt einigte; es wurde der Feldzug mit der Einnahme von Burtehude und Bremervörde beschlossen, und hierauf das Winterquartier bezogen. Vorher, im Haag, 12. Oct., war Christoph Bernhard ein ferneres Bündniß mit Spanien und den vereinigten Niederlanden eingegangen, laut dessen er sich anheischig machte, für die gemeine Sache 500 Reiter und 3000 Fußgänger weiter zu stellen. Als ein Triumphator

zog er zu Münſter ein; daſelbſt empfing er die Nachricht von dem Falle von Karlſtadt, 7. Jan. 1676, wo vertragsmäßig eine gemiſchte, münſterſche und braunſchweigiſche, Beſatzung eingelegt wurde, und nach einer hartnäckigen Vertheidigung mußte auch das feſte Stade ſich ergeben, 12. Aug. 1676. Da hiermit die Eroberung der Provinzen Bremen und Verden vervollſtändigt war, wurde für dieſelben eine neue Theilung beliebt; nebſt dem vormaligen Bisthume Verden nach ſeinem ganzen Beſtande fiel auf das für Chriſtoph Bernhard ausgeworfene Viertel Wildeshauſen, Burg, Bremervörde, Ottersberg, Thedinghauſen. Das Einverſtändniß mit den braunſchweigiſchen Fürſten noch enger zu knüpfen, ſchloß er mit ihnen am 29. Aug. ein neues Bündniß, gleichwie er am 23. April 1677 ſich gegen die Krone Spanien verpflichtete, die an ſie überlaſſenen Truppen bis zu dem Betrage von 9000 Mann zu verſtärken. In der That war zu Anfang Mai's das ganze Corps in der Gegend von Roermonde vereinigt. Gleichzeitig bedurfte man auch in Dänemark des Beiſtandes des Biſchofs von Münſter, und er machte in demſelben Monat April ſich anheiſchig, 5000 Mann dahin zu geben. Dieſer Hilfstruppen Eintreffen in Schonen, im Juni, nöthigte die Schweden, die Belagerung von Chriſtianſtad aufzuheben, und es legten auch in der Schlacht von Landskron die Münſterer hohe Ehre ein, indeſſen ihre Kameraden zu der fruchtloſen Belagerung von Charleroi verwendet wurden. Um dieſelbe Zeit beſchäftigte ſich der Fürſtbiſchof mit einer Reviſion des kirchlichen Zuſtandes von Bremen und Verden. Er ſchmeichelte ſich, dort das Normaljahr 1624 geltend machen zu können, nachdem die ſchwediſche Regierung dieſem Reichsgeſetze ſtets den Gehorſam verſagt, vielmehr 1651 zu Bremen und nicht minder zu Verden die katholiſchen Domherren gewaltſam depoſſedirt, auch die 1624 durchaus katholiſchen Abteien Harſefeld, Zeven, Altkloſter, Neukloſter und Lilienthal eingezogen hatte. Bereits war unter münſterſchem Einfluſſe an vielen Orten der katholiſche Gottesdienſt hergeſtellt worden, als der franzöſiſchen Geſandten Auftreten in dem Laufe der Friedensunterhandlungen zu Nimmegen ziemlich deutlich die baldige Wiederherſtellung der ſchwediſchen Herrſchaft zwiſchen Elbe und Weſer vorherſehen ließ. Ohne auf die bedenklichen Zeichen viel zu achten, ſchloß Chriſtoph Bernhard am 3. April 1678 einen abermaligen Subſidienvertrag mit dem Könige von Dänemark, laut deſſen er für des Krieges in Schonen Fortſetzung die Stellung von 3812 Mann Infanterie, 1600 Dragonern, 650 Cuiraſſieren und 50 Artilleriſten übernahm; zu Anfange Mai's brachen beſagte Truppen aus den in der Wetterau gehabten Winterquartieren auf. Am 13. Juni hatten ſie bereits die Elbe hinter ſich, am 5. Aug. trafen ſie in des Königs Lager ein, der, ſo verſtärkt, Helſingborg nach einer Belagerung von drei Tagen einnahm, den Fall von Chriſtianſtad aber nicht zu verhindern wußte. Gleichzeitig hatte Chriſtoph Bernhard auch ein bedeutendes Corps an der Maas, nach ſeiner Anſicht die eigentliche Vertheidigungslinie für Weſtfalen, aufgeſtellt, bis der Holländer und Spanier Separatfriede mit Frankreich, 10. Aug. 1678, der ganzen Richtung des Krieges eine andere Wendung gab. Indem aber die zu deſſen Fortſetzung entſchloſſenen Mächte die Handlungen in Nimmegen keineswegs abgebrochen hatten, und Chriſtoph Bernhard genauer deren Gang zu verfolgen wünſchte, erhob er ſich nach dem an der weſtlichen Grenze des Hochſtiftes belegenen Ahaus. Dort unausgeſetzt mit den öffentlichen Angelegenheiten beſchäftigt, ließ er Befehle an ſeine Truppen in Schonen und an der Maas ergehen, ermahnte er zur Ausdauer den König von Dänemark, foderte er vom Kaiſer neue Anſtrengungen für die Vertheidigung von Moſel und Maas; die ungewohnte Anſtrengung im Cabinet wurde ihm bei ſeinem vorgerückten Alter beſchwerlich; er ſuchte ihre Folgen durch heftige Leibesübungen auszugleichen, und erkrankte darüber (12. Sept.), ohne in ſeiner Thätigkeit nachzulaſſen. Um ſo reißendere Fortſchritte machte das Übel, und in der Unerſchrockenheit, welche in allen Wechſelfällen ſeines Lebens dem Fürſten eigen geblieben, in der erbaulichſten Weiſe zugleich bereitete er ſich zum Tode. Er ſtarb zu Ahaus den 29. Sept. 1678, daß er demnach den Friedensſchluß vom 29. März 1679, laut deſſen alle auf der Schweden Koſten gemachten Eroberungen zurückgegeben werden mußten, nicht erlebte. Durch ſein Teſtament, vom 2. Juni 1678, wurde Haupterbe das Seminarium, ſeinem Nepoten vermachte er das einſt von Ludwig XIV. empfangene, koſtbare Crucifix, dann eine Schuldfoderung an das Hochſtift Speier; andere Legate, mehr oder minder reichlich, waren für den Papſt, für ſeine Nachfolger im Hochſtifte, für die Domkirche, für eine gute Anzahl anderer Kirchen ausgeſetzt. Von einer angenehmen Geſichtsbildung, eines feurigen Blickes, war Chriſtoph Bernhard nicht groß, aber wohlgebaut. Wie lebhaften Antheil er auch an den politiſchen Ereigniſſen ſeiner Zeit hat nehmen müſſen, niemals hat er über der weltlichen Thätigkeit die Pflichten eines Biſchofs verabſäumt, denn tiefe Religioſität bildete den Grundzug ſeines Charakters. Seiner Sitten Reinheit haben ſelbſt erbitterte Gegner gelobt. Heftig, doch im Mindeſten nicht rachgierig oder grauſam, wie aus der nachſichtigen Behandlung der Empörer zu Münſter zu erkennen, war er ein ungemein gütiger und freundlicher Gebieter. Seine Leiche wurde zu Münſter im Dome beſtattet. Mit ihm fuhr zu Grabe das Geſchlecht ſtreitbarer Biſchöfe, an welchen das Mittelalter in Teutſchland ſo beſonders reich geweſen; er verdient aber auch Erwähnung als der letzte jener, von dem 30jährigen Kriege herſtammenden, Feldherren, welchen die Kunſt eigen war, durch den Krieg den Krieg zu nähren, wo hingegen die unmittelbar auf ihn folgende, durch den großen Eugen idealiſirte Schule Geld und Geld und Geld als die drei Grundprincipien der Kriegskunſt betrachtete. Ohne Geld hat Galen eine Armee von 20,000 Mann zu ſchaffen und beizubehalten gewußt.

Des Fürſtbiſchofs jüngerer Bruder, Heinrich von Galen, auf Aſſen, Biſping, Römberg, Hundelinghof und Ottenſtein, Droſt zu Vechta, geb. 1609, war mit Anna Droſte von Viſchering in erſter, in anderer Ehe mit Anna Eliſabeth von der Reck zu Steinfurt verheirathet, und hatte von der erſten Frau, außer zwei Töchtern, den Sohn Franz Wilhelm, von der zweiten Frau 14 Kinder, dar-

unter Christoph Heinrich, Ferdinand Benedict, Domherr zu Mainz und Münster, Propst und Archidiakonus zu Beckum, Johann Matthias, Domherr zu Osnabrück, und Ludger Heinrich, des Malteserordens Ritter. Christoph Heinrich, der älteste Sohn der andern Ehe, resignirte seine Dompräbenden zu Münster und Osnabrück, um eine Stelle in dem Reichshofrathe einzunehmen, 1697. In des H. R. R. Grafenstand erhoben, 1702, vermählte er sich 1713 mit der Gräfin Maria Susanna von Saurau; er fungirte 1728 als des Reichsvicekanzleramtes Verweser, wurde in demselben Jahre zu der Vicepräsidentschaft des Reichshofrathes erhoben und starb 1731. Seine kinderlose Witwe verkaufte die Herrschaft Tozzenbach, im Lande unter der Enns, V. O. W. W., an den Grafen von Trautmannsdorf, von dem ihr verstorbener Herr die fragliche Besitzung käuflich an sich gebracht hatte. Des Grafen Christoph Heinrich Halbbruder aus der ersten Ehe, Franz Wilhelm, war seinem Oheime, dem Fürstbischofe, der Gegenstand besonderer Zuneigung. Dem Liebling zu Gute schuf Christoph Bernhard das Erbkämmereramt des Hochstiftes Münster, mit welchem die Herrlichkeit des Kirchspiels Enniger, in dem Amte Stromberg, verbunden sein sollte. Besagtes Enniger hatte der Fürstbischof gegen das aus seinen Mitteln erworbene und eigenthümlich besessene Kirchspiel Senden von dem Domcapitel eingetauscht. Franz Wilhelm wurde Anfangs 1663 mit dem neuen Erbamte belehnt. Auch in anderer Weise hat der Oheim für ihn gesorgt, wie namentlich durch den Ankauf (1677) der bei Burg-Schwalbach, in der Wetterau, belegenen reichsritterschaftlichen Besitzungen Kettenbach, Daisbach, Nieder- und Oberhausen, Erwerbungen, die vermuthlich aus dem Erlöse der verkauften kurländischen Güter bezahlt worden sind. Streitigkeiten mit dem Propste zu St. Maurizien, als dem Archidiakon, verleideten dem Erbkämmerer den Besitz von Enniger; er verzichtete auf denselben 1677 und empfing als Entschädigung dafür das Kirchspiel Dinklage, nebst der nach Lohne eingepfarrten Bauerschaft Brokdorf; aber auch in dem neuen Besitzthume fehlte es keineswegs an Streitigkeiten, namentlich mit Burgmännern und Ritterschaft des Amtes Vechta. Zu des Vaters Lebzeiten, und das war noch 1694 der Fall, wiewol derselbe das Drostenamt Vechta an Franz Wilhelm abgetreten hatte, wurde dieser als der freien Reichsherrschaften Daisbach, Kettenbach, Nieder- und Oberhausen, dann der Herrschaften Dinklage, Galen, Niengrave, Heede, Burg u. s. w. Herr betitelt. Von den vielen Kindern seiner Ehe mit Ursula Helena von Plettenberg-Lehnhausen wissen wir nur einen Sohn, Wilhelm Goswin Anton, auf Dinklage und Sithen, dieses mit Maria Agnes von Kettler erheirathet, zu nennen. Wilhelm Ferdinand von Galen zu Dinklage wird 1761, Clemens August 1777—1794 als Drost zu Vechta genannt. In den Grafenstand wurde das Haus von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, bei Gelegenheit der Erbhuldigung zu Münster 1804, erhoben. Der heutige Graf und Erbkämmerer, Matthias, geb. 1799, ist mit Anna Maria von Kettler verheirathet, und dreier Söhne Vater, von denen der älteste, Friedrich, geb. 1828, unlängst [illegible] seminarium bezogen hat, um sich für den Empfang der Priesterweihe vorzubereiten. Seines Vaters Bruder, Graf Ferdinand, geb. 1801, ist als Diplomat und durch mehre Gesandtschaften vortheilhaft bekannt. Die Einkünfte betragen zwischen 30 und 40,000 Thlr. Dinklage hat eine ansehnliche Burg, der Familie Lieblingssitz, und steht seit 1803, sammt den Gütern Harme und Norberding, unter oldenburgischer Hoheit. Auch Assen und Bisping sind Besitzungen von Belang. Von Kettenbach und Zugehör mußte bereits 1721 die eine Hälfte gegen Erstattung des Kaufgeldes an Nassau abgetreten werden, die andere Hälfte soll seit 1777 verkauft sein. Das Wappen zeigt drei eckweise gerade aufgestellte rothe Klammern im goldenen Felde; in dem gevierten gräflichen Wappen füllen diese Klammern, als das Stammwappen, die Felder 1 und 4, in 2 und 3 deutet der goldene Kammerherrenschlüssel im silbernen Felde auf das Erbkämmereramt. (v. *Stramberg.*)

GALENIA. So nannte Linné zu Ehren des großen Arztes Claudius Galenus eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der achten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Aïzoïdeen (Ficoideen) der natürlichen Familie der Portulaceen. Char. Der Kelch sehr klein, vierspaltig, mit ablangen, gewölbten Fetzen; keine Corolle; die haarfeinen Staubfäden tragen Zwillingsantheren; die Griffel zurückgeschlagen, mit einfachen Narben; die Kapsel fast kugelig, zweifächerig, zweisamig. Die vier Arten, welche hierher gehören, aber zum Theil noch zweifelhaft sind, wachsen im südlichen Afrika als Sträucher oder Halbsträucher mit fleischigen Blättern und kleinen unscheinbaren Blüthen: 1) G. linearis *Thunberg* (G. africana *L.*, *Lamarck* ill. t. 314. Kali lignosum *Boccone* mus. t. 110. Atriplex africana *Tilli* hort. pis. t. 15). 2) G. procumbens *L. fil.* 3) G. sialodes * (Sialodes glauca *Ecklon* et *Zeyher*, und 4) G. microphylla * (Aïzoon microphyllum *Bartling*. Kolleria herniarifolia *Presl*). (*A. Sprengel.*)

GALENUS (Claudius), nach Hippokrates der berühmteste Arzt des Alterthums [1]). Während über das Leben seines großen Vorgängers nur sehr spärliche und unsichere Nachrichten auf die Nachwelt gekommen sind, ist uns die Lebens- und Bildungsgeschichte Galen's besser bekannt und zwar durch ihn selbst. Eine von ihm verfaßte Biographie besitzen wir leider nicht mehr [2]); doch da er bei jeder Gelegenheit von sich zu sprechen liebt, so findet man in seinen Schriften eine große Menge Notizen über sein Leben und seine persönlichen Verhältnisse, aus deren Zusammenstellung sich ein ziemlich vollständiges Bild derselben gewinnen läßt. Jedem wird sich dabei die Bemerkung aufdrängen, daß eine glückliche Constellation über diesem Leben waltete, welches durch den Einklang des inneren Berufs und der äußeren Verhältnisse als ein Muster harmonischer Entwickelung und systematischer Bildung betrachtet werden darf. Galenus wurde im J. 131 n.

1) Alle Citate aus Galenus' Schriften beziehen sich auf die Kühn'sche Ausgabe; Theil und Seitenzahl sind in Parenthesen eingeschlossen. 2) Unter dem Titel: *περὶ τῆς διαβολῆς, ἐν ᾧ καὶ περὶ τοῦ ἰδίου βίου*, erwähnt De libr. propr. c. 13 (XIX, 46).

Chr. in Pergamum, der einst unter den Attaliden so blühenden, und durch ihre Bibliothek berühmten Stadt Kleinasiens geboren. Sein Vater, der Geometer und Architekt Nikon, war ein wohlhabender und durch große Kenntnisse in seinem Fache wie durch allgemeine und philosophische Bildung ausgezeichneter Mann, dessen er häufig und stets mit großer Verehrung als seines Vorbildes für das ganze Leben gedenkt[2]), während er von der jähzornigen Mutter kaum mehr als einmal spricht, hauptsächlich um die Milde und Weisheit des Vaters in noch hellerem Lichte erscheinen zu lassen[3]). Nicht blos die Einsicht des Vaters, sondern auch höhere Einflüsse sollten bei der sehr sorgfältig geleiteten Erziehung des Sohnes wirksam sein. Denn durch Träume, die immer noch als göttliche Eingebungen angesehen wurden, und auch unserem großen Arzte dafür galten, wurde jener bestimmt, seinen 15jährigen Sohn zuerst der Philosophie und zwei Jahre später der Medicin zur Ausbildung anzuvertrauen[4]). Auf diesen systematischen Gang seiner Bildung und namentlich die mit großer Vorliebe betriebenen philosophischen Studien legt Galenus selbst großes Gewicht und erklärt daraus die Gründlichkeit seines Wissens. Als seine ersten Lehrer in der Philosophie erwähnt er einen Stoiker, Schüler des Philopator, einen Peripatetiker und einen Epikuräer, deren Namen er nicht anführt, und den Platoniker Gajus, welchen Männern ihn sein Vater erst nach genauer Prüfung ihrer Lehren und ihres Wandels übergab[5]). Schon während dieser frühen Studien entwickelte sich seine schöpferische Thätigkeit, indem er philosophische Aufsätze und Commentare verfaßte, unter andern einen über die Syllogistik des Chrysippus, von welchen ohne sein Wissen Abschriften verbreitet wurden[7]). In der Medicin unterrichtete ihn zuerst Satyros[8]), ein Schüler des damals sehr berühmten Anatomen Quintus, ferner Ficianus, Stratonikus, ein Schüler des Hippokratikers Sabinus, Alianus Meccius, durch seine glückliche Anwendung des Theriaks berühmt, und der Empiriker Aschrion[9]). Nach dem Tode seines Vaters begab er sich, 21 Jahre alt, nach Smyrna, um hier den Pelops[10]) und den Platoniker Albinus[11]) zu hören, dann nach Korinth zum Numesianus, einem Schüler des Quintus, und von hier auf Reisen zu wissenschaftlichen Zwecken[12]). Auf längere Zeit ließ er sich dann in Alexandria nieder, in welcher Stadt immer noch durch die Stiftungen der Ptolemäer den Wissenschaften ein Asyl und eine Nachblüthe gesichert war. Hier beschäftigte ihn vorzugsweise das Studium der Anatomie, wahrscheinlich meistens an Thierleichen, und der Verkehr mit dem Anatomen Heraklianus[13]). In seinem 28. Lebensjahre (158 n. Chr.) kehrte er nach Pergamon zurück, wo ihn der wahrscheinlich dem dortigen Asklepieion vorstehende Oberpriester der Stadt (ὁ κατὰ τὴν πόλιν ἡμῶν ἀρχιερεύς), welcher auch die jährlichen Kampfspiele anzuordnen hatte, die Behandlung der Gladiatoren übertrug[14]). In dieser Stellung, die für ihn eine Schule der Chirurgie wurde, blieb er fünf bis sechs Jahre, und begab sich dann, 34 Jahre alt, in die Weltstadt Rom auf ein größeres Feld für seine Wirksamkeit (164 n. Chr.)[15]). Nachdem er hier gleich im ersten Jahre eine von ihm sehr genau beschriebene Verrenkung des Oberarms erlitten hatte[16]), gelangte er bald zu Ansehen und Ruhm. Diesen verdankte er hauptsächlich glücklichen Curen und Prognosen, von welchen er viel zu rühmen weiß[17]), aber vielleicht mehr noch anatomischen Vorlesungen und Demonstrationen vor angesehenen Römern, deren er mehre, vor allen den Consularen Boethus namhaft macht; wahrscheinlich wurde er auch schon damals dem Marc-Aurel bekannt, den er später von einer durch unverdauliche Speise entstandenen Dyspepsie heilte[18]), und für welchen er, nach dem Tode des kaiserlichen Leibarztes Demetrius, den Theriak bereiten mußte, den der Kaiser täglich zu sich nahm[19]). Es konnte nicht fehlen, daß er durch diese Gunst der Großen wie durch seine Überlegenheit an Geist und Gelehrsamkeit überhaupt den Neid und die Eifersucht seiner römischen Collegen erregte; von der andern Seite reizte er sie aber auch durch die wahrscheinlich verdiente Herabwürdigung, die er ihnen reichlich durch Wort und Schrift angedeihen ließ[20]). Ihrer Anfeindungen überdrüssig verließ er nach einem dreijährigen Aufenthalte Rom, wie es scheint in der Stille, um sich allen Nachfragen und Nöthigungen zum Bleiben zu entziehen, und während er als Grund seiner Abwesenheit eine Reise nach Campanien vorschützen ließ, hatte er sich schon in Brundusium nach Asien eingeschifft[21]). Daß er, wie man behauptet, aus Furcht vor der nahenden oder ausgebrochenen (Antoninischen) Pest Rom verlassen[22]), ist nicht erwiesen, aber ebenso wenig die Annahme, daß er um die Krankheit in seiner Heimath zu behandeln, nach Asien geeilt sei[23]). Er eilte vielmehr so wenig, daß er, auf dieser Heimreise mehre Länder besuchte, um berühmte Arzneistoffe an Ort und Stelle kennen zu lernen, namentlich Cypern, aus dessen Kupferbergwerken er mehre Erzeugnisse mit sich nahm[24]), Cölesyrien und Palästina, um der Erdharze und der Balsampflanze willen u. s. w.[25]). Kaum war

3) z. B. De prob. prav. aliment. succ. c. 1 (VI, 755). 4) De dignosc. anim. morb. c. 8 (V, 40). 5) De meth. med. IX. c. 4 (X, 609); de ord. libr. suor. ad Eugen. (XIX, 59); comment. III. in *Hippocr.* de humor. (XVI, 223.) 6) De dignosc. anim. morb. l. c. 7) De libr. propr. c. 11 (XIX, 43). 8) De anatom. administr. I. c. 2 (II, 224); comment. in *Hippocr.* de humor. XXXIV (XVI, 484). 9) De atrabile c. 4 (V, 119); de theriac. ad Pamphil. (XIV, 299); de simpl. med. temp. et facult. XI. c. 24 (XII, 356). 10) De anat. administr. I. c. 1; de Hippocr. et Plat. decret. VI. c. 3 (V, 527). 11) De libr. propr. c. 2 (XIX, 16). 12) Dieser und späterer Reisen gedenkt er häufig, namentlich de simpl. med. facult. IX, 1 (XII, 171); de comp. med. p. gen. III. c. 2 (XIII, 582); comment. in *Hippocr.* de vict. acut. text. VIII (XV, 648).

13) Comment. II. in *Hippocr.* de nat. hom. VI. (XV, 136.) 14) Comment. III. in *Hippocr.* de fractur. 21 (XVIII b, 567); de comp. med. sec. gen. III, 2 (XIII, 599). 15) De anat. administr. I. c. 1 (II, 215); de praenot. ad Posthum. c. 2 (XIV, 613). 16) Comment. in *Hippocr.* de artic. I. text. 61 (XVIII a, 401). 17) In der ganzen Schrift de loc. affect. u. a. 18) De praenot. ad Posth. c. 11 (XIV, 657). 19) De antidot. I, 1 (XIV, 4). 20) Vorzüglich in den Büchern de libr. propr. und de praenot. ad Posthum. (XIV, 625). 21) De praenot. ad Posthum. c. 9 (XIV, 648). 22) *Hecker*, De peste Antonin. p. 16. 23) Rosenbaum, Allgem. Lit.-Zeit. 1836. Ergänz.-Bl. 45. S. 359. 24) De antidot. I, 2 (XIV, 7). 25) De simpl. med. facult. IX. c. 2 (XII, 171).

er ein Jahr in der Heimath, als ihn die Kaiser Marc. Aurelius und Lucius Verus, welche damals in Aquileja mit Rüstungen zum Feldzuge gegen mehre teutsche Völker beschäftigt waren, zurückberiefen [26]). Er folgte diesem Rufe, wie er sagt, nothgedrungen (ἐξ ἀνάγκης), und trat in der Hoffnung, sich bald los zu machen, nun seine zweite Reise nach Rom an, wanderte aber auf dem Wege dahin zu Fuß durch Thracien und Macedonien, besuchte der Siegelerde wegen die Insel Lemnos, und traf in Aquileja die Kaiser, aber auch die Pest [27]). Die Kaiser, von welchen L. Verus unterwegs starb, flohen vor derselben nach Rom, wohin auch Galenus ihnen folgte (i. J. 170). Hier suchte ihn Marc-Aurel zu bestimmen, auf dem Feldzuge nach Teutschland ihn zu begleiten, aber gewarnt durch einen Traum, welchen ihm Asklepios, „der Gott seiner Vaterstadt" gesendet, lehnte er das Anerbieten seines kaiserlichen Gönners ab, und blieb als Leibarzt des jungen Commodus in Rom. In glücklicher Muße lebend schrieb er hier mehre seiner bedeutendsten Werke [28]), von denen aber ein großer Theil nebst vielen andern ihm werthen und kostbaren Gegenständen bei dem Brande des Friedenstempels, welcher auch die ganze palatinische Bibliothek zerstörte, unter der Regierung des Commodus zu Grunde ging [29]). Wie lange er in Rom blieb, bis er wieder in seine Heimath zurückkehrte, wenn dieses überhaupt der Fall war, ist ebenso unbestimmt als das Jahr seines Todes und hat unter den Gelehrten mancherlei Controversen veranlaßt [30]). Gewiß ist es, daß er unter den Kaisern Pertinax und Septimius Severus, für welchen er noch Theriak anfertigte, sich noch in Rom befand und in den ersten Jahren des dritten Jahrhunderts (203?) starb, wahrscheinlich über 70 Jahre alt. Manche haben ihm, wol nur um seine Kunst zu ehren, ein viel höheres Alter beigelegt, wie man auch eine vollkommene Gesundheit sprüchwörtlich als eine Galenische bezeichnete. Später wurde überhaupt seine Lebensgeschichte mit vielen Fabeln ausgeschmückt, vorzüglich durch die Araber und Arabisten, welche auf den Gegenstand ihrer höchsten Bewunderung viel Wunderbares und Unglaubliches übertrugen. Jedenfalls wurde die hohe ihm schon von seinen Zeitgenossen gezollte Anerkennung beiweitem übertroffen durch die Verehrung, um nicht zu sagen Vergötterung, welche der große Arzt bei der Nachwelt, zumal im Mittelalter, fand.

Das Leben Galenus' fällt in die Zeit, als die römische Weltherrschaft noch in ihrer größten Ausdehnung bestand und unter dem milden Scepter der Antonine das kolossale Reich sich eines glücklichen und gesicherten Zustandes zu erfreuen schien. Aus den reichen Hilfsquellen des Staates hatten sich Wohlstand und Luxus überall verbreitet, aber Zucht und Sitte waren bereits in tiefer Verderbniß, die Religion dem Aber- und Unglauben verfallen und die geistige Schwungkraft gelähmt, deren der Genius der Wissenschaft und Kunst zu seinen Schöpfungen bedarf. In dieser den Wissenschaften und namentlich der unbefangenen Naturbetrachtung abholden Zeit erschien Galenus, groß für alle Zeiten und nicht blos in dem von ihm zunächst bearbeiteten Felde, sondern auch über die entlegenern Gebiete des Wissens das Licht seines Geistes ergießend. Mit Recht hat daher einer der competentesten Richter unserer Tage den Ausspruch gethan, daß Galenus, wenn auch nicht als speculativer Denker, so doch als Naturforscher, sehr nahe neben Aristoteles und meistens über ihn zu stellen sei [31]). Wiewol die Zeit auch seine Schriften nicht verschont hat und schon während seines Lebens ein großer Theil derselben, vielleicht der wichtigsten, bei dem Brande des Friedenstempels zerstört wurde, so besitzen wir doch genug, um den Reichthum und die Fruchtbarkeit dieses außerordentlichen Geistes zu bewundern. Seine literarische Thätigkeit wurde keineswegs von der Medicin allein erschöpft, obgleich für seine Arbeiten in derselben ein Menschenleben beinahe zu kurz erscheint, sondern auch von andern Wissenschaften, namentlich von der Philosophie und Philologie, in Anspruch genommen, doch kennen wir von seinen 117 nicht medicinischen Schriften leider nur das Verzeichniß ihrer Titel, welches er in dem Buche de libris propriis uns hinterlassen hat. Aber auch die uns erhaltenen Werke sind reich an philosophischen, grammatischen und historischen Mittheilungen, selbst an metrischen, nur hier vorkommenden Fragmenten und darum nicht blos für den Arzt, sondern auch für den Philosophen, den Sprach- und Geschichtsforscher von hoher Bedeutung und Wichtigkeit. Die seltene Productivität und Schreibseligkeit ihres Verfassers macht es indessen auch erklärlich, wenn die Form in diesen Werken häufig vernachlässigt und nichts weniger als classisch erscheint. Hierbei kommt aber in Betracht, daß Galenus, von Jugend auf gewöhnt, alles ihm Interessante schnell zu notiren, immer nur die Sache und nicht deren Einkleidung im Auge hatte; daß er sehr vieles auf Bitten von Freunden niederschrieb, die ein Andenken an seine Vorträge und Demonstrationen zu behalten und namentlich als Vademecum auf Reisen mit sich zu führen wünschten, oder daß er auch für seine Schüler, oft ohne Überschrift, flüchtig und eilig entwarf, was ihm oft später mit Entstellungen, Mängeln und Lücken wieder in die Hände gerieth und nun verbessert oder gar umgearbeitet werden sollte [32]). Aber allerdings sind auch die Werke seiner reiferen Jahre und späteren Muße, welche er mit Platon redend εἰς τὸ τῆς λήθης γῆρας verfaßte, in ihrer Form nicht tadellos, sondern alle mehr oder weniger mit dem Gepräge einer Zeit versehen, in welcher wie in den bildenden, so auch in den Redekünsten die künstlerische Form nicht mehr durch die ungeschwächte Kraft des griechisch-römischen Geistes bedingt war. Daher auch bei Galenus, statt antiker Würde und Gedankenfülle in den Schranken der ästhetischen Norm, so häufig jene überfluthende Breite und Weitschweifigkeit; daher die lästigen

26) De libr. propr. c. 2 (XIX, 17). 27) Ibid. 28) De praenot. ad Posthum. c. 9 (XIV, 650). 29) De comp. medicam. sec. gen. l. c. 1 (XIII, 362). De antidot. I. c. 13 (XIV, 66). 30) *J. C. G. Ackermann*, Historia literar. Galeni in *Fabricii* Bibl. Graec. T. V. p. 383 sqq., oder in *Gal.* Opp. Kühn I. p. XXXI sqq.

31) *Cuvier*, Hist. d. scienc. naturell. I, 328. 32) Comment. III. in *Hippocr.* libr. III. de morb. popular. (XVII a, 576) Meth. med. VII. c. 1 (X, 456).

Wiederholungen und ermüdenden, öden Wortstrecken ohne sonderlichen Inhalt; daher die unruhige Bewegtheit der Kritik und Polemik statt der plastischen Ruhe und edlen Einfalt des Hippokrates; daher das Wohlgefallen an dialektischen Spitzfindigkeiten und unfruchtbaren Wortklaubereien, grade wie auch in den bildenden Künsten seit jener Zeit das Überladene, Gehäufte und die gesuchte Eleganz zur Geltung kam. Aller dieser meist formalen Fehler ungeachtet erkennen wir in diesen Werken einen der ausgezeichnetsten Geister des ganzen Alterthums, welcher, an dessen äußerster Grenze stehend, schon die Anschauungen und Denkweisen der neueren Zeit in sich aufnahm, während er zugleich alle von der Vergangenheit bis auf seine Tage gesammelten Schätze des Wissens mit römischer Energie als sein Eigenthum umfaßte. Aber nicht blos durch Geist und Gelehrsamkeit, auch als Mensch scheint er eine hohe Stellung unter seinen Zeit- und Kunstgenossen eingenommen zu haben. In religiösen Dingen bekannte er sich, wiewol von Aberglauben nicht frei, zu einem philosophischen Deismus, von dessen Standpunkte aus er die Religion der Juden und Christen verwarf. Wenn er daher von unerweislichen Dogmen spricht, so vergleicht er sie gern mit den von Moses und Christus vorgetragenen Glaubenslehren [33]), welche er wol nicht höher anschlug als die meisten anderen Philosopheme und Ausgeburten morgenländischer Schwärmerei, von welchen Rom damals heimgesucht war. An dem moralischen Charakter des großen Arztes ist kaum zu zweifeln, wenngleich man ihm nicht so viele edle Züge nacherzählt oder angedichtet hat wie dem Hippokrates. Unter seinen Tugenden scheint die Uneigennützigkeit hervorhebenswerth, denn wiewol er zuweilen der von Kranken erhaltenen Belohnung gedenkt [34]), so zeigt sich doch nirgends eine Spur von Gewinnsucht; auch für seine Schriften scheint er kein Honorar genommen zu haben [35]). Nicht unerwähnt endlich darf auch eine seiner sich unverhohlen kund gebenden Schwächen bleiben, jene unbegrenzte Ruhmredigkeit, welcher man in allen seinen Schriften begegnet. Sein wohlbegründetes Selbstgefühl verleitete ihn oft zu dünkelhafter Überschätzung und zu Verachtung seiner ärztlichen Vorgänger und Zeitgenossen, mit alleiniger Ausnahme des Hippokrates, und nöthigt uns selbst ein Lächeln ab, wenn er z. B. seine Verdienste um die Medicin, denen des Kaisers Trajanus um das römische Reich an die Seite stellt [36]). Und doch behauptet er von aller Eitelkeit frei zu sein und nur nach Wahrheit und Wissenschaft, aber nie nach Anerkennung und Ruhm bei der Menge gestrebt zu haben [37]).

Die Medicin zu den Zeiten des Galenus bot einen Tummelplatz der verschiedensten Schulen und Sekten dar, die alle mehr oder weniger der Natur entfremdet waren. Dogmatiker, Empiriker, Methodiker, Pneumatiker, Episynthetiker bewegten sich im bunteſten Treiben mit solchen Ärzten umher, die einem großen Vorgänger zu Ehren sich Praxagoreer, Herophileer, Erasistrateer ꝛc. nannten. Galenus, der in den Anhängern dieser Sekten nur Sklaven sah [38]) und die Zerrissenheit der Medicin wie die Haltlosigkeit ihrer Lehren tief erkannte, mußte früh von der Nothwendigkeit überzeugt werden, daß dieser Augiasstall einer Reinigung und die Medicin eines neuen Aufbaues bedürfe. Dies konnte nur vollbracht werden durch eine gründliche Umarbeitung ihrer einzelnen Disciplinen, durch Ausmerzung aller in sie eingedrungenen Hirngespinnste und durch die Zurückleitung der Ärzte aus den Irrgängen der Schule zu dem reinen Borne der Natur. Um diese Riesenarbeit zu vollbringen, zu welcher er den Beruf in sich erkannt hatte, war nun Galenus eifrig bemüht, den Geist des Mannes wieder herauf zu beschwören, der die Medicin zuerst auf die Bahn der Natur und Erfahrung geleitet hatte; Hippokrates, für welchen er die unbegrenzteste Verehrung hegte, sollte nicht länger eine halbverschollene Autorität, sondern ein lebendiger Führer der Ärzte sein. Von der andern Seite sollte aber auch die Philosophie mit ihrer Fackel der Medicin voranleuchten und das Material derselben verklären, und für diesen Dienst nahm er besonders die Dogmen des von ihm über alles geschätzten Platon in Anspruch. Obgleich ursprünglich ein Anhänger des Aristoteles und in der Schule der Peripatetiker zur Speculation gebildet, hielt er doch auch Platon, vorzüglich in Allem, was sich auf Anthropologie und Psychologie bezog, für seinen Meister [39]). Die Lehren des Hippokrates und Platon mit einander zu verschmelzen, schien ihm eine Hauptaufgabe, die er an vielen Stellen seiner Werke und außerdem in einer besondern Schrift zu lösen versucht hat [40]). Doch konnte das Ziel dieser Bestrebungen, wie es ursprünglich ihm vorgeschwebt haben mag, nicht erreicht werden. Sein eigner, methodisch gebildeter, ganz vom Verstande beherrschter und mit den Wissensschätzen aller Zeiten bereicherter Geist mußte den Hippokrates meistens weit hinter sich erblicken und sich über den alten Koer hinausgehoben fühlen, dessen reiner, einfacher Natursinn mit der Gelehrsamkeit und Dialektik des pergamenischen Arztes in geradem Widerspruche steht. Darum vermißt er am Hippokrates bald Klarheit, bald richtige Einsicht, bald Methode, und indem er unablässig zu bessern, zu ändern und nachzutragen hat, wird das gepriesene Vorbild völlig galenisirt. Eben die Philosophie, in deren heterogenste Lehren Galenus eingeschult war, oder vielmehr die dialektische Richtung, die er ihr abgewonnen, verleitete ihn zur Annahme und Verfechtung von theoretischen Ansichten und Hypothesen, die mit Sophismen gegen die Wahrheit der Natur sich behaupteten, und ließ ihn, der keiner Sekte angehören wollte, nur zu oft in die Extravaganzen streit-

33) De different. puls. II, 4. V, 4 (VIII, 579. 637); de usu part. XI, 14 (III, 905). 34) z. B. für die Herstellung der Gemahlin des Boethus (de praenot. ad Epigen. XIV, 647). 35) Nach einem arabischen Gewährsmanne (Mohammed Ben Cassem in *Herbelot*, Biblioth. orient. II. p. 126) erklärte sich diese Uneigennützigkeit Galen's aus seinem großen, vom Vater ererbten, Vermögen; sie hatte vorzüglich dazu beigetragen, ihm den Neid und Haß der römischen Ärzte zuzuziehen. 36) Meth. med. IX, 8 (X, 632). 37) Ibid. VII, 1 (457).

38) De libr. propr. (XIX, 13). 39) Sprengel, Briefe über Galen's philosophisches System in s. Beitr. zur Geschichte der Medic. 1. Bd. 1. St. S. 117. *Daremberg*, Essai sur Galien considéré comme philosophe. Extr. de la Gazette méd. de Paris, 1848. 40) De placitis Hippocratis et Platonis libb. IX. (V, 181.)

süchtiger Dogmatiker verfallen. Ist es ihm aber auch nicht gelungen, Empirie und Speculation immer gleichmäßig zu verbinden und auf die vollständige Harmonie beider sein System der Medicin zu bauen, so hat er doch in diesem ein Werk von solcher Lebensenergie geschaffen, daß dasselbe beinahe 15 Jahrhunderte in den Schulen der Ärzte die Alleinherrschaft behauptet hat. Wenigstens war dies System keine eklektische Musterarbeit, sondern aus einem Guße, in sich abgerundet, consequent, reich wie keines bisher an tief in der Natur begründeten Thatsachen und neuen Entdeckungen, und blendend durch den philosophischen Glanz, welcher darüber verbreitet war. Die Medicin gewann dadurch eine feste, selbständige Form, das eitele Treiben und Schulgeschwätz der Sekten hörte auf, die Nachbeterei geistloser und naturwidriger Lehren wich der Dictatur eines über seine Wissenschaft gebietenden Geistes, und nie sah ein solcher seine Autorität zu einer so unbeschränkten Herrschaft berufen wie Galenus.

Um nun seine Verdienste um die Medicin etwas näher zu beleuchten, wenden wir uns zuerst an die Anatomie und Physiologie, deren Studium er sein ganzes Leben hindurch mit großer Vorliebe betrieb. Hier erscheinen seine Leistungen wahrhaft großartig und bewundernswürdig, wenn man bedenkt, mit welchen großen Schwierigkeiten dieses Studium damals verknüpft war. Selbst in Alexandrien waren Leichenöffnungen nicht mehr üblich; nur die Knochenlehre konnte dort besser als anderswo, wahrscheinlich an alten Präparaten, erlernt werden [41]). Alle Autopsie beschränkte sich auf dasjenige, was der Zufall etwa an Knochen oder Leichen den Blicken darbot, und solche Gelegenheit empfahl und benutzte Galenus selbst, als er einst einen vom Flusse ausgeworfenen Leichnam fand, an welchem alles bis auf das Skelet zerstört war, und ein anderes Mal ihm das Gerippe eines unbegrabenen Räubers auffließ, den die Vögel (*ὡς εἰς διδασκαλίαν*) skeletirt hatten [42]). Zuweilen konnten die Leichen ausgesetzter Kinder benutzt werden, und bot sich einmal eine so erwünschte Gelegenheit für menschliche Anatomie dar, wie im teutschen Kriege, so lernte die Unwissenheit der Ärzte, wie Galenus klagt, aus den „Barbarenleichen" eben nichts mehr, als was die Köche längst wußten [43]). Galenus gibt daher den Rath, sich an die Zergliederung der dem Menschen im Bau ähnlichsten Affenarten zu halten und dann die structurverwandten Säugethiere folgen zu lassen. Von seinen anatomischen Schriften ist zwar vieles verschwunden, aber auch vieles noch erhalten, und glücklicherweise befindet sich darunter der größte Theil seines Hauptwerkes *περὶ ἀνατομικῶν ἐγχειρήσεων* [44]). In den ersten fünf Büchern desselben handelt er von den Muskeln, von welchen er kurze, aber deutliche Beschreibungen gibt. Leicht erkennt man, daß diese nach Affen entworfen sind, zumal sobald es Muskeln betrifft, deren Structur beim Affen und Menschen eine verschiedene ist. Dieselbe Bemerkung läßt sich auch häufig bei seiner Beschreibung der Knochen machen, wo er offenbar in vielen Fällen Affenknochen vor Augen hatte. Das sechste Buch beschäftigt sich mit den Verdauungsorganen, die er bei den Affen, Pferden, Bären und Wiederkäuern beschreibt, und es dabei auch an sehr richtigen Bemerkungen aus der vergleichenden Anatomie nicht fehlen läßt. Namentlich beschreibt er die Schneidezähne sehr genau und bestätigt hier die schon von Aristoteles gemachte Beobachtung, daß alle Thiere ohne Schneidezähne im Oberkiefer mehr als einen Magen besitzen [45]). Im siebenten Buche, welches von den Athmungsorganen handelt, sucht er auf alle Weise zu zeigen, daß das Herz kein Muskel sei, und diejenigen zu widerlegen, welche (ganz richtig) die muskulöse Beschaffenheit des Herzens annahmen. Ebendaselbst erzählt er uns, wie er bei der Zerlegung eines in Rom getödteten Elephanten vorausgesagt, daß man ein doppeltes Herz finden werde, während alle übrigen Ärzte, gestützt auf eine Meinung des Aristoteles, ein Herz mit drei Kammern erwarteten. Auch die Gallenblase, die man bisher dem Elephanten abgesprochen hatte, wies er ihnen zuerst nach [46]). Im achten Buche lernen wir vorzugsweise seine Geschicklichkeit im Experimentiren bewundern, mit welcher er namentlich den Antheil der Nerven an der Muskelbewegung bei Thieren untersuchte. Ausgezeichnet muß man die Versuche nennen, durch welche er den Einfluß der zurücklaufenden Nerven auf die Stimme erforschte, und darthat, daß nach Unterbindung oder Durchschneidung des einen Nerven die Stimme abnimmt, nach Unterbindung beider erlischt. Auch die Anbohrung des Thorax und selbst die Wegnahme der Rippen ohne Verletzung der Pleura schien ihm bei seinen Versuchen geläufig, welche Operation selbst unsere heutige Chirurgie noch zu den schwierigsten und gefahrvollsten rechnen wird. Das neunte Buch handelt vom Gehirn und Rückenmark und zeigt, daß er auch von diesen Organen, wie überhaupt von den Nerven, eine bedeutende Kenntniß besaß. Der nach Sylvius benannte Aquäduct verdiente seinen Namen zu führen, da er ihn zuerst beschrieben hat [47]).

Die Physiologie des Galenus lernen wir vorzüglich aus den 17 Büchern seines Hauptwerkes *περὶ χρείας τῶν ἐν ἀνθρώπου σώματι μορίων* kennen, welches in seiner Art vielleicht zu den vollkommensten Werken des ganzen Alterthums gerechnet werden darf [48]). Es enthält die vollständigste Durchführung des teleologischen Princips, indem es nachzuweisen sucht, daß jeder Theil des Körpers nach dem Plane einer höheren Intelligenz und seinem Zwecke durchaus entsprechend gebildet ist. Darum ist es auch wahr-

41) De anatom. administr. I, 2 (II, 220). 42) Ibid. 221. 43) Ibid. III, 5 (385); de comp. medic. sec. gen. III, 2 (XIII, 604). 44) De anatomicis administrationibus libb. IX. Die noch fehlenden sechs Bücher sind neuerdings in einer arabischen handschriftlichen Übersetzung des ganzen Werkes von Honein Ben Isḥak in der Bodleiana, mit deren Herausgabe Dr. Greenhill in Oxford seit längerer Zeit beschäftigt ist, aufgefunden worden; s. The London Med. Gazette, 1844, Dec. p. 329. *Daremberg*, Resumé d'un voyage médico-littéraire en Angleterre. (Par. 1848.) 45) De anat. admin. VI, 3 (II, 544). 46) Ibid. c. 8 (569). 47) De anatom. admin. IX, 4 (II, 728). — Zu den anatomischen Schriften gehören noch: De ossibus ad tirones (II, 732). — De nervorum dissectione (II, 831). — De musculorum dissectione (XVIII b, 926). — De uteri dissectione (II, 887). — De venarum arteriarumque dissectione (II, 779). Auch in andern Schriften, namentlich de locis affectis, kommt viel Anatomisches vor. 48) De usu partium corporis humani libb. XVII. (III und IV.)

haft von religiöser Wärme durchdrungen; in einer classisch gewordenen Stelle nennt es Galenus selber einen Hymnus auf die Gottheit [49]), wie er dasselbe an einem andern Orte für die Grundlage und den Anfang aller Theologie erklärt [50]). Als erstes Beispiel für die Richtigkeit seiner Ansicht wählt er die Menschenhand, in deren kunstvollem und planmäßigem Bau er den Vorrang des Menschen nachweist, dem die Hand als ein Werkzeug der Vernunft, nicht als ein Mittel zu Erlangung derselben, verliehen wurde, welche letztere Ansicht von Anaxagoras aufgestellt worden war [51]). Ähnliche Betrachtungen stellt er über den Fuß an, welcher wie bei keinem andern Thiere und so gebildet ist, daß er dem Menschen bei seiner aufrechten Stellung eine sichere Basis gewährt [52]). Das sechste Buch enthält eine sehr genaue Beschreibung des Herzens. Galenus kennt die Klappen, die Kranzgefäße und die Öffnung sehr genau, welche, da er sie zuerst kennen lehrte, nach seinem und nicht nach Botalli's Namen hätte benannt werden sollen. Aber er irrt in der Lage des Herzens, welches er in die Mitte der Brust versetzt [53]), wie er es oft bei Thieren gesehen; er irrt in der Annahme, daß die Lungenarterie dem Herzen seine Nahrungsflüssigkeit und die Lungenvenen ihm Luft und Pneuma zuführen, ohne welche Mängel der Beobachtung oder theoretischen Vorurtheile er der Entdeckung des wahren Blutkreislaufes ziemlich nahe war [54]), und um so mehr, da er gegen die bisherige Annahme erkannt hatte, daß die Arterien während des Lebens Blut enthalten und ihre Pulse mit dem Schlage des Herzens gleichzeitig sind. Seine Theorie des Athmens, die er im siebenten Buche und in einer eigenen Schrift erläutert [55]), ist mehr oder weniger noch die des ganzen Alterthums. Die Lungen galten für ein Abkühlungsorgan des Herzens, die eingeathmete Luft für ein Erfrischungsmittel des Blutes, welches beim Ausathmen alles Schädliche und Rußartige (*αἰθαλῶδες*) von sich gibt. Auch vergleicht Galenus das Athmen mit einer Art Verbrennung, die zur Erhaltung der thierischen Wärme dient, und wie eine Lampe Luft und Öl zum Brennen braucht, so sei im lebenden Körper das Herz dem Dochte, das Blut dem Öle und die Lunge dem Luftwesen vergleichbar. Das achte und neunte Buch beweisen abermals die großen Kenntnisse, welche Galenus vom Gehirn und den Nerven besaß. Er kannte genau die vom Athmen abhängige Bewegung des Gehirns, wenn gleich er sie irrthümlich von einer gewissen in die Hirnhöhlen aufgenommenen Menge Luft herleitet; er gibt die erste genaue Beschreibung von den Sehhügeln und von den Hirnhäuten, und wenn er das Rete mirabile, welches sich nur bei Thieren findet, dem Menschen zuschreibt, so beweist dies wieder nur, daß er seine Studien nicht an Menschenleichen gemacht hat. Alle Nerven der Empfindung leitet er übrigens vom Gehirne, die bewegenden Nerven vom Rückenmarke her. Das Auge, welches er im zehnten Buche sehr gut, doch offenbar an einem Schafe beschreibt, kommt seinen teleologischen Ansichten vorzüglich zu Statten. Ebenso zeigt er im zwölften Buche an der Art und Weise, wie der Kopf mit dem Rumpfe verbunden ist, daß diese Articulation die zweckmäßigste für den Menschen und nach dem Plane einer höheren Weisheit (*προνοητικὴ φύσις*) gebildet sei. An solchen Betrachtungen reich ist auch das letzte Buch, in welchem er noch den Nutzen und die Wichtigkeit des ganzen Werkes hervorhebt.

Die Belebung und Beseelung des Menschenleibes hatte Galenus an eine Vielheit von Kräften vertheilt, die unter der Herrschaft des Pneuma stehen, desselben halb körperlichen, halb geistigen luftig-ätherischen Wesens, welches, vorzüglich durch die Stoiker eingeführt, schon lange den Ärzten und namentlich den Pneumatikern als höchstes dynamisches Princip gegolten hatte. Er erkannte dreierlei Kräfte an: natürliche Kräfte in der Leber, Lebenskräfte im Herzen und thierische im Gehirn, die in diesen ihren Hauptsitzen durch ein hier einheimisches Pneuma beseelt werden. Die natürlichen Kräfte [56]), die er als anziehende (*ἑλκτικὴ, ἀλλοιωτικὴ*), absondernde (*ἀποκριτικὴ*), anhaltende (*καθεστικὴ*) und austreibende (*προωστικὴ*) unterscheidet, liegen den Verrichtungen der Zeugung, Ernährung und des Wachsthums zu Grunde; sie stehen unter der Herrschaft eines in den Adern umlaufenden Naturgeistes (*πνεῦμα φυσικὸν*) und haben ihr Centralorgan in der Leber [57]), wo die Venen entspringen, das Blut bereitet [58]) und die Nahrung durch den ganzen Körper versendet wird. Die Lebenskräfte haben ihren Sitz im Herzen, und werden durch den Lebensgeist (*πν. ζωτικὸν*) genährt, welchen beim Athmen die Lungen aus der Luft aufnehmen und dem Blute mittheilen. Ebenfalls durch das Athmen wie durch das Anziehen geistiger Luftbestandtheile mittels der Siebplatte erhält das Pneuma in den Gehirnhöhlen oder der Seelengeist (*πν. ψυχικὸν*), seine Nahrung [59]), durch welchen Geist Substanz gewinnend, oder mit ihm als ihrem Organe verbunden, die Seele im menschlichen Leibe waltet und die Sinnesverrichtungen vor sich gehen. Wie keiner vor ihm beschäftigte sich Galenus mit dem Verhältniß und den Beziehungen der Seele zum Leibe, wobei er ganz im Sinne seiner Zeit dem Leibe einen bedeutenden Vorrang einräumte, der ihm auch die Seele in Bedingtheit und Abhängigkeit von körperlichen Zuständen und deshalb als ein Veränderliches und Wandelbares erscheinen ließ; er hat diesem Gegenstande auch eine besondere Schrift gewidmet [60]). So finden wir in diesen Lehren die Entwickelung des Lebens in den Formen der Bildung, Bewegung und Empfindung (vegetatives, irritabeles und sensitives Leben) schon aufgefaßt, wir finden den Antheil der Psyche an den Lebensvorgängen vielseitig erwogen, aber in der Vielheit der Principien und Kräfte das monarchische Lebensprincip noch nicht deutlich anerkannt, und das Leben selbst in seiner organischen, die Stoffe

49) De usu part. III, 10 (III, 237). 50) Ibid. XVII, 1 (IV, 360). 51) Ibid. I, 3 (III, 5). 52) Ibid. III, 6 (III, 193). 53) Ibid. VI, 2 (III, 415). Comment. II. in *Hippocr.* libr. VI. Epidemior. art. 48 (XVII a, 1004). 54) *Hecker*, Sphygmologiae Galenicae specimen. (Berolin. 1817.) 55) De usu respirationis (IV, 470).

56) De loc. affect. V. c. 8 (VIII, 367). 57) Comment. III. in *Hippocr.* de aliment. XXV (XV, 382). 58) Ibid. II. art. 3 (238). 59) De usu respirat. c. 5 (IV, 502). 60) Quod animi mores corporis temperamenta sequantur (IV, 767).

beherrschenden und sich individuell entwickelnden Energie noch nicht zur klaren Auffassung gebracht.

Neben den Kräften nahm Galenus aber auch die alte Lehre von den Elementen in Anspruch, um seine physiologischen Ansichten zu begründen. Hier folgte er dem Hippokrates und Aristoteles [61]), doch galten ihm Feuer, Wasser, Erde und Luft nicht für die ursprünglichen und wahren Elemente, welche als urwesentlich den Sinnen entzogen sind. Sie bilden die ersten Qualitäten der Dinge; durch ihre Mischung (κράσις) entstehen die zweiten Qualitäten, welche sinnlich wahrnehmbar sind. Keine Elementarqualität kommt an den Dingen rein und unvermischt, sondern immer mit den übrigen verbunden vor, nur bald die eine oder die andere vorherrschend und dadurch Wärme, Kälte, Feuchtigkeit, Trockenheit u. s. w. bedingend. Den Elementen entsprechen die bekannten vier Cardinalsäfte des Körpers, von welchen das in der Leber erzeugte und zur Ernährung des ganzen Körpers bestimmte Blut alle Elementareigenschaften in höchster Ausgleichung enthalten soll, eine Annahme, durch welche Galenus nach dem vorigen sich einer Inconsequenz schuldig macht; im Schleime tritt dann das Wasser, in der gelben Galle das Feuer und in der schwarzen die Erde hervor. Aus der Lehre von den vier Elementen und Hauptsäften des Körpers fließt die Lehre von den vier Temperamenten, welche Galenus, weit entfernt, ihr ausschließliches Vorkommen zu behaupten, in ihren Abstufungen, Veränderungen und Übergängen in einander nachwies. Harmonie und Symmetrie der Elemente und ihrer Qualitäten oder die Eukrasie (ἡ εὔκρατος φύσις) bedingt die Gesundheit. Doch ließ er weislich neben dieser absoluten noch eine relative Gesundheit oder „Euexie" gelten, wo auch bei kleinen Abweichungen vom Normal doch das Wohlbefinden nicht gestört ist [62]).

Auch in der Pathologie bewährte Galenus die Schärfe seines Geistes und seine meistens treffende Einsicht. Freilich vermissen wir noch bei ihm, wie im ganzen Alterthum, die Anschauung der Krankheit als eines lebendigen Processes, einer eigenthümlichen und individuellen organischen Entwickelung, welche Anschauung nur aus einer richtigen Auffassung des Lebens entspringen kann. Die Krankheit erscheint bei ihm als ein physikalisches Wesen, als eine unberechtigt sich hervordrängende und dadurch die Eintracht des Ganzen störende Qualität, als ein von Außen eingedrungener Feind, gegen welchen die Macht der Natur ankämpft und ihn durch Krisen oder sonstwie beseitigt. Von der Krankheit selbst unterscheidet er zuerst das Leiden (πάθος), bald als die Wirkung der fortdauernden, erregenden Ursache, bald in anderer, mehr spitzfindiger, Auffassung [63]). Aus seiner Definition der Gesundheit fließt der Begriff der Krankheit als einer Asymmetrie und Dyskrasie von selbst, doch umschreibt er denselben an mehren Stellen auf verschiedene Weise. Die am häufigsten vorkommende Ansicht, auf welche sein ganzes nosologisches System sich stützt, erkennt in der Krankheit eine Störung des organischen Baues, welche eine Störung der Verrichtungen nach sich zieht [64]) und hiernach zerfallen ihm die Krankheiten 1) in die der gleichartigen Theile oder nach heutigem Sprachgebrauch der Gewebe (γένος ὁμοιομερές), 2) die der Organe (γένος ὀργανικὸν) und 3) in die allgemeinen (γένος ἁπάντων κοινὸν), die auf einem veränderten Verhältnisse der Elementarbestandtheile zu einander beruhen. Jede Hauptclasse hat dann wieder ihre mannichfachen Unterabtheilungen und Complicationen, die dem Systeme angemessen sind. In der Erklärung einzelner Krankheiten werden oft dynamische und humoralpathologische Ansichten combinirt, wie denn z. B. das Fieber auf einem Übermaße der Wärme beruhen soll, die die Säfte in Gährung und endlich in Fäulniß versetzt; die Verschiedenheit des Fiebers hängt von der Natur des jedesmal vorzugsweise ergriffenen Saftes ab. Wir verdanken Galen die noch heute bestehende Eintheilung der Krankheitsursachen, die genaue Bestimmung und Classification der Symptome und eine sehr sorgfältige Semiotik, welche jedoch von der großartigen Einfachheit der Hippokratischen durch spitzfindige, oft kleinliche Deutung und dialektische Darstellung sehr entfernt ist. Vorzüglich hat Galenus und zwar in mehren Schriften die Pulslehre mit besonderer Vorliebe und Umständlichkeit bearbeitet [65]) und hier an die Lehren der Herophileer und Pneumatiker noch manche eigene theoretische Auffassung geknüpft. Einen hohen Werth legte er auf die Prognostik, und nach den uns mitgetheilten zahlreichen Thatsachen dürfen wir nicht zweifeln, daß er selbst darin eine große Meisterschaft besaß [66]). In keiner Vorhersagung versichert er sich jemals „mit göttlicher Hilfe" getäuscht zu haben [67]), weshalb ihm allgemein die Gabe der Prophezeiung zugeschrieben worden sei [68]). Sein pathologisches Hauptwerk περὶ τῶν πεπονθότων τόπων [69]) liefert vor allen den Be-

61) In den Schriften de elementis secundum Hippocratem libb. II (I, 413) und de temperamentis libb. III (I, 509). 62) Zu den physiologischen Schriften Galen's gehören noch: de naturalibus facultatibus libb. III (II, 1); de substantia facultatum naturalium fragm. (IV, 757); de causis respirationis (IV, 465); de motu musculorum libb. II. (IV, 367); de semine libb. II (IV, 512); de instrumento odoratus (II, 857); de motu thoracis et pulmonis (lateinisch bei *Chartier* V, 407); de voce et anhelitu (ebendas. V, 429); an animal sit quod est in utero (K. XIX, 158); an omnes partes animalis quod procreatur fiant simul (*Chart.* V, 326); de foetuum formatione (IV, 652); de septimestri partu (*Chart.* V, 347); de anima, fragm. ex *Nemesio* (*Chart.* V, 1); de Platonis et Hippocratis decretis libb. IX (V, 181); de iis quae scripta sunt in *Platonis* Timaeo fragm. (lateinisch bei *Chartier* V, 275, griechisch herausgegeben von Daremberg, s. unten); Commentar. in *Hippocratis* libr. de natura hominis libb. II. (XV, 1.)

63) De symptomat. different. c. I. (VII, 44 sqq.) 64) De morbor. different. c. 2 (VI, 837). 65) De usu pulsuum (V, 149); de pulsibus ad tirones (VIII, 453); de differentiis pulsuum libb. IV (VIII, 493); de dignoscendis pulsibus libb. IV (VIII, 766); de caussis pulsuum libb. IV (IX, 1); de praesagitione ex pulsibus libb. IV (IX, 205); synopsis librorum suorum de pulsibus (IX, 431). 66) Vorzüglich in den Schriften de praenot. ad Epigen., de locis affect. u. a. 67) Comment. III. in *Hippocr.* I. Epidem. 17 (XVII a, 250). 68) Comment. III. in *Hippocr.* Prognost. 37 (XVIII b, 300). 69) De locis affectis libb. VI (VIII, 1). Außerdem gehören hierher: de differentiis morborum (VI, 836); de morborum causis (VII, 1); de symptomatum differentiis (VII, 42); de symptomatum causis libb. III (VII, 85); de febrium differentiis libb. II (VII, 273); de morborum temporibus (VII, 406); de diebus criticis libb. III (IX, 769); de crisibus libb. III (IX, 550); de difficili

weis, wie ſtreng und ſcharfſinnig er zu Werke ging, um den wahren Sitz eines Übels zu ermitteln, und wie glücklich er in der Diagnoſe ſehr verwickelter Krankheiten war. Eigentliche Krankheitsgeſchichten als Abdrücke reiner Beobachtung kommen übrigens bei ihm nicht vor, dagegen hat er zahlreiche Commentare zu den plaſtiſchen pathologiſchen Schilderungen geliefert, welche Hippokrates in ſeinem Werke über die Volkskrankheiten hinterlaſſen hat.

In der Arzneimittellehre wußte Galenus ſeine Theorie der Elementarqualitäten vorzüglich geltend zu machen. Zuvörderſt unterſchied er an den Arzneiſtoffen ihr Vermögen oder die Bedingungen zur Wirkſamkeit und die zur Erſcheinung gelangende Wirkung. Bei der Wirkung ſelbſt ging er von einem gleichmäßig temperirten Mittelzuſtande der Arzneimittel aus, welcher die Elementarqualitäten derſelben in harmoniſcher Ausgleichung und Gebundenheit darſtellt, bevor eine oder die andere vorwaltend auftritt. Dieſes Vorwalten findet gradweiſe, in vier Abſtufungen ſtatt: nicht ſinnlich wahrnehmbar, durch deutliche Zeichen bemerkbar, heftig und endlich zerſtörend. Aber auch durch die Analogie der Elemente im Arzneikörper und im einzelnen Organ und gegenſeitige ſpecifiſche Verwandtſchaft wird Wirkung vermittelt. Während dieſe Anſichten mit vielen Spitzfindigkeiten entwickelt werden, finden auch alle möglichen empiriſchen Wirkungsarten ihre Stelle und in eine mehr oder minder künſtliche und gezwungene Erklärungsweiſe aus der Herrſchaft der Qualitäten. Die Materia medica des Galenus iſt reicher als die des Dioscorides, wenigſtens an thieriſchen Stoffen und Mineralien, während die Zahl der Arzneipflanzen bei Dioscorides etwas größer iſt [70]). Übrigens theilte er die Vorliebe ſeiner Zeit für arzneiliche Vielgemiſche, unter welchen Theriak, Mithridatium, Philonium und ähnliche monſtröſe, aber koſtbare Zuſammenſetzungen den Ruf genoſſen, die ſicherſten Schutz- und Heilmittel bei jeder Lebensgefahr durch Gift und Krankheit zu ſein. Um die Bereitungsweiſe ſolcher Mittel zu erlernen, ſcheute er keine Koſten; ihre wie vieler anderer Arzneien von ihm ſelbſt beſorgte Anfertigung läßt auf große pharmaceutiſche Geſchicklichkeit ſchließen, welche Galenus ohne eigentliche Kenntniß der Chemie beſaß, deren Mangel er jedoch bereits empfand. Der fleißige Leſer wird in den pharmakologiſchen Schriften [71]) des pergameniſchen Arztes allerdings auf mancherlei Abergläubiſches ſtoßen, aber dafür durch wichtige Beiträge zur Naturkunde jener Zeit entſchädigt werden, und jedenfalls den Kenntnißreichthum und den aufopfernden Eifer anerkennen müſſen, mit welchem Galenus auch dieſes Fach betrieb.

In der Therapie verfuhr Galenus nach Hippokratiſchen Grundſätzen. Auch er ging bei der Heilung darauf aus, den krankhaften Zuſtand durch einen entgegengeſetzten (enantiopathiſchen) zu bekämpfen, oder vielmehr die vorherrſchende Qualität und phyſikaliſche Anomalie durch ihr Gegentheil zu beſeitigen, d. h. die Hitze durch Kälte, die Trockenheit durch Anfeuchtung, die Zuſammenziehung durch Erſchlaffung, die Anfüllung durch Entleerung u. ſ. w. zu heben. Sehr ſorgfältig wurde von ihm der periodiſche Krankheitsverlauf beobachtet, dabei jedoch den Kriſen und kritiſchen Tagen aus theoretiſchen Gründen eine zu große Unfehlbarkeit eingeräumt. Er drang auf Nachahmung und Unterſtützung der Natur und, hierin vorzüglich den Werth der dogmatiſchen Schule über die empiriſche ſetzend, auf die Feſtſtellung der Indication, welche er zwar ganz wiſſenſchaftlich-dogmatiſch, aber praktiſch kaum ausführbar nicht aus den Symptomen, ſondern aus dem Weſen der Krankheit entwickelt wiſſen will, doch nahm er auch auf Jahreszeit, Witterung, Conſtitution, Lebensart und Kräfte des Kranken, wie auf alle Mit- und Gegenanzeigen beſtändige Rückſicht. Große Sorgfalt verwendete er auf die Diät, in welcher er ebenfalls dem Hippokrates und nur zuweilen dem Asklepiades folgte. Endlich ließ er auch die Chirurgie nicht ungeübt und unbearbeitet, doch hat ſie ihn zumal in Rom, wo er ſie den Chirurgen von Profeſſion überließ, weniger beſchäftigt als die anderen Fächer der Medicin [72]). An ſich ſelbſt hatte er, außer jener erwähnten Verrenkung des Oberarmes, öfter Gelegenheit, chirurgiſche Curen anzuſtellen. Müſſen wir auch in allen ſeinen Mittheilungen manches ſeiner gewohnten Ruhmredigkeit zu Gute halten, ſo ſcheint es doch ausgemacht, daß er auch in ſeinen Curen, deren er unzählige Fälle beſchreibt, ſehr glücklich war. Kein Wunder alſo, wenn er ſchon bei Lebzeiten einen außerordentlichen Ruf genoß und man ſich „aus Spanien, Gallien, Aſien, Thracien und andern Ländern" mit Briefen an ihn wandte, um von ihm Rath und Mittel zu erhalten [73]).

Dieſer Ruhm erwuchs nach ſeinem Tode zu einem koloſſalen Umfange und verdrängte während des ganzen

respiratione libb. III (VII, 753); de plenitudine (VII, 513); de tumoribus praeter naturam (VII, 705); de tremore, palpitatione, convulsione et rigore (VII, 584); de marasmo (VII, 666); von den weniger echten Schriften: de totius morbi temporibus (VII, 440); de typis (VII, 463); adversus eos, qui de typis scripserunt s. de periodis (VII, 475); comm. 17 in *Hipp.* lib. 1, 2, 3 und 6 epidemior. (XVII a und b) u. a.

70) *Haller*, Biblioth. med. pract. I. p. 228, doch findet hier ein Irrthum in den Angaben ſtatt. 71) De simplicium medicamentorum temperamentis et facultatibus libb. XI (XI, 379); de compositione medicamentorum secundum locos libb. X (XII, 378); de comp. medic. secundum genera libb. VII (XIII, 362); de antidotis libb. II (XIV, 1); de theriaca ad Pisonem (XIV, 210); de theriaca ad Pamphilianum (XIV, 295); de remediis facile parabilibus (XIV, 311); de purgantium medicamentorum facultate (XI, 323); de ponderibus et mensuris (XIX, 743, unecht).

72) Zu den therapeutiſchen, diätetiſchen und chirurgiſchen Schriften gehören: Methodus medendi libb. XIV (X, 1); ad Glauconem de curandi methodo libb. II (XI, 1); de venaesectione adversus Erasistratum (XI, 147); de venaesectione adversus Erasistrateos Romae degentes (XI, 186); de curandi ratione per venaesectionem (XI, 250); de hirudinibus, revulsione, cucurbitula, incisione et scarificatione (XI, 317); de puero epileptico consilium (XI, 356); utrum medicinae sit vel gymnastices hygieine (V, 806); de sanitate tuenda libb. VI (VI, 1); de alimentorum facultatibus libb. III (VI, 453); de probis pravisque alimentorum succis (VI, 749); de ptisana (VI, 816); de parvae pilae exercitio (V, 899); comm. in *Hippocr.* vel *Polyb.* de salubri victus ratione (XV, 174); comm. in *Hippocr.* de acutorum morbor. victu (XV, 418); comm. in *Hippocr.* de medici officina (XVIII b, 629); comm. in *Hippocr.* de fracturis (XVIII b, 318); comm. in *Hippocr.* de articulis (XVIII a, 300); de fasciis (XVIII a, 768). 73) De locis affect. IV. c. 2 (VIII, 224).

Mittelalters jede andere medicinische Größe und Autorität. Vorzüglich waren es die Araber und Arabisten, die diesem glänzenden Gestirne huldigten und seine Verehrung auch im Abendlande verbreiteten, wo man den Gegenstand dieser Verehrung freilich nur sehr unvollkommen in dürftigen Auszügen und barbarischen Übersetzungen und nicht einmal seinen rechten Namen kennen lernte, der in Galienus verstümmelt ward [74]). Bei dieser blinden Anbetung verkannte man leider den Geist des großen Mannes in seinen auf die Erforschung der Natur gerichteten Bestrebungen, in seiner Skepsis gegen jede fremde Autorität und in seiner durchaus praktischen Weisheit. Statt dessen verstrickte man sich in das blendende Gewebe seiner Theorien und nahm seine Dogmen von den vier Elementarqualitäten und Cardinalsäften als unumstößliche Wahrheiten an. Das Ansehen Galen's war so tief gewurzelt, daß als man im 16. Jahrh. das Irrige in vielen seiner anatomischen Annahmen erkannte, man eher an eine Veränderung der Organisation seit jener Zeit glauben, als an der Unfehlbarkeit seiner Lehren zweifeln wollte. Beinahe anderthalb Jahrtausende mußten vergehen, bis diese Gebundenheit der Geister sich löste, und im Lichte einer neuen Zeit das Auge der Ärzte wieder zu einer mehr unbefangenen Anschauung der Natur und die Vernunft zur Abschüttelung des Joches sich erhob, welches Kirche und Schule ihr auferlegt hatten. Da gefiel man sich ebenso sehr in Schmähungen und Anklagen, wie früher in der Vergötterung des Galenus; da rechnete man ihm seine Fehler, nachdem man sie nur sehr allmälig und mit Widerstreben erkennen gelernt, wie Verbrechen an, und vergaß, daß sie mehr seiner Zeit und seinen sklavischen Nachbetern als ihm selbst zur Last fielen. Sein System wurde zertrümmert, aber selbst die Trümmer des mächtigen Gebäudes ragten noch lange, Ehrfurcht gebietend, empor und gaben endlich Grund- und Bausteine genug her, welche die neuere Medicin mannichfach zu ihren Systemen benutzt hat.

Ausgaben und Übersetzungen der Werke des Galenus. Von 500 Schriften sind uns noch 181 erhalten, welche den Namen des Galenus tragen. Unter diesen sind 83 echt, 19 zweifelhaft, 45 unecht, 15 Commentare zu Hippokratischen Werken und 19 mehr oder minder beträchtliche Fragmente aus Oribasius, Athenäus, selbst aus Rhazes, Averrhoes u. A. gesammelt; 168 Werke, deren Titel man kennt, hält man für gänzlich verloren; unter diesen sind 50 medicinischen, vorzüglich anatomischen, 118 philosophischen und philologischen Inhalts. Vieles, und darunter vielleicht manches wichtige Werk oder Fragment ruht noch versteckt und unerkannt in den Handschriftensammlungen der Bibliotheken und sieht seiner Entdeckung und Veröffentlichung entgegen, wie denn eine solche neuerlich auch hier und da erfolgt ist. So hat Minas (*Μηνᾶς*), der die verloren geglaubten Fabeln des Babrius wieder aufgefunden, in Griechenland auch einige bisher unbekannte Schriften Galenus' entdeckt (*εἰσαγωγὴ διαλεκτική*, *εὐπόριστα ἰατρικά* u. s. w.) und bei Didot 1844 herausgegeben [75]), so hat Daremberg das Original eines Fragmentes vom Commentar Galenus' zum Timäus in den Handschriften der pariser Bibliothek aufgefunden, welches bisher blos aus der lateinischen Übersetzung Gabaldini's bekannt war [76]).

a) Griechische Ausgaben sämmtlicher Werke: 1) Venet. 1525. in aed. *Aldi* et *Andr. Asulani soceri*. 5 Bde. Fol. Besorgt von J. B. Opizo, Arzt zu Pavia, G. Agricola und Franz Asulanus. Noch sehr lückenhaft, doch haben die Herausgeber durch Zusammenbringung der zerstreuten Manuscripte von den sämmtlichen Werken Galenus' und Entzifferung derselben das Mögliche geleistet. Sehr geschätzt, doch selten vollständig. 2) Basil. 1538. apud *Andr. Cratandrum*. 5 Bde. Fol. Besorgt von H. Gemusäus, L. Fuchsius und J. Camerarius. Der Text der vorigen Ausgabe vervollständigt und häufig berichtigt, doch immer noch ziemlich mangelhaft und blos durch das lateinische Buch de ossibus bereichert. Wohlfeiler und weniger selten als die Aldina.

b) Griechisch-lateinische Ausgaben: 1) Par. 1679. ed. *Ren. Charterius* ap. *Pralard*. 13 Bde. Fol. Zusammen mit den Werken des Hippokrates. Mit großer Mühe und Kosten zu Stande gebracht, äußerlich eleganter, auch durch manches früher ungedruckte Werk (meistens lateinisch) bereichert, der Text häufig nach Handschriften der pariser Bibliothek berichtigt, aber doch noch wie auch die Übersetzung, trotz manchen Besserungen, sehr incorrect und mangelhaft. 2) Lips. 1821—1833. ed. *C. Glo. Kühn*, in offic. libr. *C. Cnoblochii*. 20 Theile (22 Bde.). Der Text unter Mitwirkung von G. H. Schäfer revidirt und selbst durch einige neue Ausstattungen nach Handschriften vermehrt. Die ganz unechten Schriften, bloße Fragmente und nur lateinisch erhalten, sind ganz ausgeschlossen. Vorausgeschickt im ersten Bande ist Ackermann's historia liter. *Galeni* aus *Fabr.* biblioth. gr. ed. *Harles*. T. V. mit einigen Zusätzen von Kühn; Bd. 20 enthält ein alphabetisches Sach- und Namensregister von F. W. Assmann [77]).

c) Lateinische Ausgaben: Von diesen erschienen fünf früher als der griechische Text. Die erste: Venet. 1490. 2 Vol. fol. p. *Phil. Pintium de Caneto*, besorgt von Diomedes Bonardus; die zweite: Venet. 1502. 2 Vol. fol. per *Bernh. Benalium*. Die dritte ist unbekannt; die vierte trägt auf dem Titel die Worte: Quarta impressio. Sie erschien Papiae 1515. 3 Vol. fol. impr.

74) Als ein Beispiel arabischer Überschwenglichkeit im Lobe Galen's s. Ben Abi Sadik's Vorrede seines Commentars zu *Gal.* de usu part. in *Herbelot*, Bibl. orient. II. p. 127; ebendas. eine Biographie Galen's in *Abulpharag.* Hist. dynast. p. 77. 78 in *Herbelot* l. c. p. 125.

75) Neuentdeckte Schriften Galen's. Von Prof. Schneider in Breslau, in Henschel's Janus, Zeitschrift für Geschichte und Literatur der Medicin. 1. Bd. S. 599. 76) *Daremberg*, Fragments du commentaire de Galien sur le Timée de Platon etc. (Paris 1848.) 77) Für den Text hat in neuester Zeit Dr. Greenhill in Oxford etwas zu leisten versucht; s. dessen Emendationen zum Texte des Galen in Henschel's Janus I, 625; III, 675. — Früher wurden solche Textverbesserungen und kritische Bemerkungen in Schriften unter dem Titel variarum lectionum libri mitgetheilt von H. Mercurialis, M. Cagnatus, J. Manardus, J. Lange, Th. Reinesius, C. Hofmann und D. W. Triller.

per *Jac. Paucidrapensem de Burgofranco*, beſorgt von Antonius Ruſticus aus Piacenza, Prof. der Med. zu Pavia. Die fünfte: Venet. 1522. 3 Vol. fol. bei Luc. Ant. de Giunta von Florenz, beſorgt von Scipio Ferrarius, Arzt in Venedig.

Nach dem erſten Drucke des griechiſchen Textes und vor dem Erſcheinen einer griechiſch-lateiniſchen Ausgabe erſchienen noch folgende lateiniſche Ausgaben: Venet. 1528 et 1533. 4 Vol. fol., eine Wiederholung der von Scipio Ferrarius beſorgten Ausgabe durch Jul. Martianus Rota. — Giunta übertrug hierauf dem J. B. Montanus die Beſorgung einer neuen Ausgabe und ließ durch J. M. Rota, L. Belliſario, J. B. Feliciano und A. Gadaldini die alten Überſetzungen durchſehen und neue anfertigen. Er ſtarb während des Druckes ſeiner dritten Ausgabe, die nun von ſeinen Söhnen Thomas und J. Maria vollendet wurde, 1540 Fol. apud *Juntas* (s. heredes *Luc. Ant. Juntae*), gewöhnlich die erſte Juntina genannt. Im Laufe eines Jahrhunderts folgten ihr noch neun andere nach, nämlich: die zweite Venet. 1550. 3 Vol. fol., beſorgt von Gadaldini mit einem Regiſter von A. Muſa Braſſavola; die dritte Venet. 1556 fol., mit einigen Zuſätzen von J. B. Raſario; die vierte Venet. 1563 (1565?) fol.; die fünfte Venet. 1576 fol.; die ſechste Venet. 1586. fol., beſorgt von J. Coſtäus, mit Vervollſtändigungen und Prolegomenen von H. Mercurialis und J. B. Montanus und mit dem Index des Braſſavolo; die ſiebente Venet. 1597. fol., beſorgt von Fab. Paulinus, Arzt und Profeſſor der griechiſchen Literatur zu Venedig, vollſtändiger und correcter als die frühern Ausgaben; die achte Venet. 1600. fol.; die neunte Venet. 1609. fol.; die zehnte Venet. 1625. 5 Vol. fol. Sämmtliche Juntinen ſind in Teutſchland ſehr ſelten. — Basil. 1542. ap. *Frobenium*, 9 Vol. fol., ein Abdruck der erſten Juntina, beſorgt von H. Gemuſäus. Eine zweite mehr geſchätzte und von J. Cornarus beſorgte baſeler Ausgabe ebendaſ. 1549, und eine dritte 1561. 1562, ebend., ein Abdruck der dritten Juntine, aber mehr geſchätzt als dieſe wegen C. Gesner's Prolegomenen und einem neuen Regiſter von Gratarolus. Die Froben'ſchen Ausgaben ſind weit weniger ſelten als die Juntinen. — Venet. 1541—1545, ex offic. *Farreu.* 10 Vol. 8., beſorgt von V. Trincavella und A. Ricci, mit kritiſchen Marginalien und guten Regiſtern. Sehr ſelten. — Lugd. 1550. ap. *J. Frellon.* 4 Vol. fol., ein Abdruck der zweiten baſeler Ausgabe. Selten. — Venet. 1562, ap. *Vinc. Valgrisium.* 5 Vol. fol., beſorgt von J. B. Raſario. Neue Überſetzung und Anordnung [78]).

Überſetzungen. Teutſche. Unter dem Titel Galen's ſämmtliche Werke, aus dem Griechiſchen von J. F. Nöldeke (Oldenburg 1805.) erſchien blos ein Band (vom Nutzen der Theile des menſchlichen Körpers) und nichts weiter. Außerdem ſind nur zuweilen Überſetzungen einzelner kleiner Schriften Galen's erſchienen, z. B. Über die Kunſt verſtellte Krankheiten zu entdecken, überſetzt von J. D. Metzger (in Pyl's Repertorium f. d. öffentl. u. gerichtl. Arzneiwiſſenſchaft. 1789. 1. Bd. S. 27—39). Vom Aderlaſſen gegen den Eraſiſtratos, von M. von Salaba. (Wien 1791.)

Von einzelnen Werken Galen's exiſtiren auch italieniſche, engliſche und franzöſiſche Überſetzungen; die meiſten gehören dem 16. u. 17. Jahrh. [79]) an. Angekündigt wurde (1848) die bevorſtehende Erſcheinung von Oeuvres médico-philosophiques de Galien, traduites pour la première fois en français par *Ch. Daremberg.*

Von vielen Schriften ſind auch arabiſche und hebräiſche Überſetzungen (von Hhonain, R. Chanin Ben Iſaak u. A.) vorhanden. (D. *Hermann Friedländer.*)

Galeobdolon *Dillen.*, ſ. Lamium.

GALEOCERDO. Haifiſchgattung aus der Familie der Galei (ſ. d.), von Müller und Henle auf zwei lebenden Arten aufgeſtellt und in der ſyſtematiſchen Beſchreibung der Plagioſtomen (Berlin 1841.) beſchrieben und abgebildet. Die generellen Charaktere ſind die ſehr kleinen Spritzlöcher, welche hinter den Augen etwa um die halbe Länge der Augenſpalte liegen; die unten winkelige, oben runde Pupille; die undeutlichen Mundwinkelgruben und Lippenknorpel. Die Zähne ſind ſchneidend und außen und innen gezähnelt. Die Spitze ſieht nach Außen und der äußere Rand geht unter einem Winkel in einen Abſatz an der äußern Seite des Zahnes über, der ſtärker gezähnelt iſt. Sowol im Ober- als Unterkiefer ſteht ein unpaarer Mittelzahn, deſſen Spitze nach einer Seite gekrümmt iſt. In der Schwanzfloſſe endigt der obere Lappen lang und ſpitz, und ſein unterer Rand hat vor dem hintern Ende zwei auf einander folgende Einſchnitte, von denen der zweite ſich am Ende der Wirbelſäule befindet. Eine Schwanzgrube oben und unten, die Darmklappe der Länge nach gerollt, nicht ſchraubenförmig. Die beiden lebenden Arten bewohnen das indiſche und die nördlichen Meere. Die erſte derſelben iſt

G. tigrinus (Müller und Henle, Plagioſtomen S. 59 mit Figur). Ein ſchlanker, etwa anderthalb Fuß langer Haifiſch im indiſchen Meere, der durch ſeine bunte Färbung ſich ſogleich auffallend auszeichnet. Die gelbgraue Grundfarbe des Körpers wird am Bauche lichter und geht auf dem Rücken in Braun über, am Kopfe in Hellbraun. Auf den Seiten liegen braune, unregelmäßige Querſtreifen und einzelne ebenſolche Flecken. Die Rückenfloſſen ſind braun gefleckt, die Bruſtfloſſen blaugrau, aber an der Wurzel braunroth; die Bauchfloſſen ebenfalls blaugrau. Die Schwanzfloſſe hat zwei braune Säume, und über dem untern einen blauen Streifen. Ihr mittlerer Theil hat die Grundfarbe des Körpers, ihr unterer Lappen aber graublau. Hinter den Bruſtfloſſen liegt ein lichtgelber, ſchiefer nach Außen und Hinten gerichteter Streifen, ſeitlich vor den Bruſtfloſſen und zwiſchen Bauch- und Afterfloſſe ein gelblicher Fleck. Die Schnauze iſt ſtumpf und platt, und die Naſenlöcher liegen

78) Ausgaben der einzelnen Galeniſchen Schriften und mehrer Schriften zuſammen ſ. bei *Ackermann* l. c. p. LXVII sq. Choulant, Handbuch der Bücherkunde für die ältere Medicin S. 115 fg.

79) *Ackermann* l. c.

ganz am seitlichen Rande mitten zwischen Maul und Schwanzspitze. Im Ober- und Unterkiefer je 25 Zähne mit gespaltenen Kämmen und gespaltener Endzacke. Die Mittelzähne haben gleiche Entfernung und ganz gerade glatte Kante; der obere ist stärker nach einer Seite gekrümmt als der untere. Die grössere Rückenflosse liegt vor, zwei Reihen über der Brustflosse. Diese ist vorn convex und hinten ausgeschnitten, mit abgerundeten Winkeln. Die kleinen Bauchflossen liegen in der Körpermitte. Von den beiden Rückenflossen steht die erste zum Theil über den Brustflossen, die zweite mit ihrem über der Afterflosse. Jene ist die grössere, viereckig, mit einem vordern abgerundeten, hintern zugespitzten Winkel und ausgeschnittenem obern Rande; die zweite kleinere ist gedreieckig, mit vorderem abgerundeten und hinten lang ausgezogenem Winkel. Die Schwanzflosse endet mit ihrem auffallend grossen obern Lappen ganz spitz, der untere Lappen ist ein kleiner stumpfer Anhang.

6) *G. arcticus* (Müller und Henle, Plagiostomen S. 60. — *Galeus arcticus Faber* — *Squalus arcticus Nilsson* — *Galeus expedianus Agassiz*). Ist von gedrungenerem und kräftigerem Körperbau als vorige Art und um Vieles grösser. Die Färbung ist oben grünlich-blaugrau, unten weiß. Von den Flossen haben die Brustflossen eine mäßige Länge, einen ziemlich spitzen Winkel und sanft ausgeschnittenen Hinterrand. Die weit hinten gelegenen, viel kleinern Bauchflossen sind vierseitig, mit schwach ausgebogenen Rändern. Die erste Rückenflosse beginnt über dem hintern Rande der Brustflossen, ihr vorderer Winkel ist spitz und der hintere langspitzig ausgezogen, der Rand ausgeschnitten. Die zweite kleinere Rückenflosse beginnt etwas vor der Afterflosse und hat einen vordern abgerundeten und hintern spitzen Winkel und fast geraden Rand. Die Afterflosse liegt in der Mitte zwischen Bauch- und Schwanzflosse und erscheint in zwei lange Spitzen ausgezogen. Von der langen Schwanzflosse ist der obere Lappen mehr als doppelt so lang als der untere. Am Kopfe fällt die sehr kurze, stumpfe und abgerundete Schnauze auf. Die sehr kleinen Spritzlöcher liegen der Längsaxe parallel. Von den fünf Kiemenspalten steht die letzte kleinste über der Brustflosse. Die Zähne haben einen innern convexen und einen äußern eingeknickten Rand. Beide sind bis zur Spitze fein gezähnelt, am schwächsten die Spitze des äußern Randes, am stärksten der Basilartheil desselben; überhaupt wird die Zähnelung nach Unten merklich stärker, ja die Sägespitzen des Basilartheils zeigen hin und wieder abermals eine feine Zähnelung. Ein formeller Unterschied zwischen den obern und untern Zähnen existirt nicht, außer in der wenig verschiedenen Größe des Mittelzahnes. Oben und unten zählt man je 23 Zähne. An Norwegen, den Faröern und Island.

In frühern Schöpfungsperioden scheinen zahlreichere Arten dieser Gattung existirt zu haben. Man findet einzelne Zähne derselben in den Schichten des Kreidegebirges und der tertiären Formationen an verschiedenen Orten des mittlern Europa's. Agassiz erkannte dieselben zuerst und [illegible] in seinen Recherches sur les poissons fossiles Tom. III. als zur Gattung Carcharias gehörig, aber schon in dem begleitenden Texte äußerte er sie in viele eigenthümliche Gattung. Die bis jetzt unterschiedenen Arten sind folgende:

1) *G. acronotus* (*Agassiz* l. c. 231. tab. 26. fig. 24—26). Die Zähne erinnern an *G. arcticus*, die ihr Basilartheil des hintern Randes ist stärker gezähnelt, vielleicht auch der vordere. Sie sind einem kalken Zahn noch am ehesten lang. In der Molasse Schwabens, der Schweiz und im Leithagebirge.

2) *G. latidens* (*Agassiz* l. c. 231. tab. 26. fig. 22. 23). Schlanker als vorige, mit weniger auffallend gebogenem Vorder- und spitzwinkelig eingeschnittenem Hinterrande und sehr feiner Zähnelung. Im wiener Becken bei Neudörfl.

3) *G. minor* (*Agassiz* l. c. 232. tab. 26. fig. 15—21). Viel kleiner als vorige, mit längerer Basis und ungezähnelten Rändern der Spitze. Der Hinterrand ist stumpfwinkelig ausgeschnitten, unten fast gerade. In der schweizer Molasse, im wiener Becken und bei Osterweddingen.

4) *G. gibberulus* (*Agassiz* l. c. 232. tab. 26. fig. 62. 63). Mit sehr starker Zähnelung des Basistheiles. Im Plänermergel von Haldem.

5) *G. denticulatus* (*Agassiz* l. c. 233. tab. X. fig. 1). Nur schlanker als vorige. In der Kreide des Petersberges bei Mastricht.

6) *G. sublaevis* (Gr. Münster, Beitr. zur Petrefactenkunde VII, 20). Die Zähnelung der Ränder ist sehr schwach und verschwindet gegen die Spitze hin ganz. Im wiener Becken bei Neudörfl. (*Giebel.*)

GALEODES, von Olivier eingeführter Gattungsname für den von Lichtenstein und Fabricius früher und genügend begründeten Solpuga, eine Gattung Trochenspinner aus der Familie der Afterscorpione; s. Solpuga. (*Giebel.*)

GALEOLARIA, von Lamarck aufgestellte Wurmgattung; s. Serpula. (*Giebel.*)

GALEOMYOMACHIA (*Γαλεομυομαχία*), d. i. der Kampf der Katze und der Mäuse, ist der Titel eines aus 382 jambischen Senaren bestehenden griechischen Gedichts, welches als eine Nachahmung der Homerischen Batrachomyomachie erscheint, obwol immer noch weit hinter diesem Gedichte zurückbleibt. Das Ganze ist ein Product der spätern byzantinischen Zeit, die in derartigen poetischen Spielereien sich gefiel, wie uns noch manche Reste der Art zeigen können; die Fassung ist nicht sowol episch, sondern es ist das Ganze in die Form eines Drama eingekleidet, mit Dialog und Chor, beides im jambischen Senar, worin der Verfasser, wie überhaupt in der Darstellung die alten Muster nachzuahmen bemüht war; im Übrigen ist die Sprache, wie die ganze Dichtung, die damit endet, daß die Katze von einem Balken erschlagen wird, und darauf hin den Mäusen der Sieg verbleibt, ziemlich nüchtern und prosaisch. Magis, schreibt der jüngste Herausgeber des Gedichts mit allem Recht, prodest illius lectio, ut discas, quae fuerit ista aetate jocandi ratio, quam ut ipse aut jocandi materiam

inde petas, aut mentem ad jocos dijudicandos inde conformes. Der Verfaſſer dieſes poetiſchen Machwerkes war früher unbekannt, und ſo erſchien auch daſſelbe in den erſten Abdrücken als das Product eines unbekannten Dichters, bis Villoiſon (Anecdd. Graecc. Vol. II. p. 243) zeigte, daß das in alten Handſchriften dem Theodorus Prodromus beigelegte Drama eben kein anderes als dieſe Galeomyomachie iſt, mithin dieſer byzantiniſche Gelehrte aus dem 12. Jahrh., der bei ſeinen Zeitgenoſſen in dem Rufe eines ebenſo großen Philoſophen wie Dichters ſtand, und uns noch eine Reihe von andern, zum Theil ähnlichen und verwandten Poeſien hinterlaſſen (vgl. noch jüngſt Magain im Journal des Savans. 1849. p. 469 sq.) hat, für den Verfaſſer dieſes Gedichts anzuſehen iſt, deſſen erſter Abdruck, mit einer griechiſchen Vorrede des Ariſtobulus Apoſtolius, zu Baſel 1518 in qr. 8. bei Froben hinter der Ausgabe der Fabeln des Äſopus erfolgte (*Aesopi* fabellae graece et latine cum aliis opusculis; es folgen nämlich auf dieſe Fabeln noch die Fabeln des Gabrias, die Batrachomyomachie, Muſäus, Agapetus und zuletzt dieſe Galeomyomachie); unter den Wiederabdrücken dieſer Ausgabe des Äſopus nennen wir nur die zu Lyon bei F. Tornäſius, wo ebenfalls die Galeomyomachie mit abgedruckt iſt, aus den Jahren 1551 und 1619 in 12., der mehrfachen baſeler aus den Jahren 1538, 1544, 1574, zu geſchweigen; ebendaſelbſt im J. 1541 ward das Gedicht auch mit einer lateiniſchen Überſetzung der Batrachomyomachie und einigen andern Stücken von Albanus Torinus beigefügt. Später erſchien: *Γαλεομυομαχία ἀδήλου*, h. e. felis et murium pugna, incerti auctoris, latinitati data a *J. F. Soergel* (Rudolphipoli 1750. 4.), wo auch die griechiſche Vorrede des Ariſtobulus Apoſtolius wieder abgedruckt iſt. Darauf erfolgte: die Batrachomyomachie und Galeomyomachie griechiſch, mit einer Einleitung, Anmerkungen und einem Wortregiſter für junge Leute von Auguſt Chriſtian Borheck. (Lemgo 1789.) Der griechiſche Text, der von manchen Fehlern wimmelt, iſt nach der baſeler Ausgabe von 1538 abgedruckt. Der neueſte Herausgeber des Stückes, C. D. Ilgen, hielt ſich an die Ausgabe des J. 1530 unter Vergleichung der Ausgabe von 1541 und hat auf jeden Fall den correcteſten Abdruck des Gedichtes gegeben, den wir bis jetzt beſitzen; ſ. deſſen Hymni Homerici cum reliquis carminibus minoribus Homero tribui solitis etc. (Halis Saxonum 1796.) p. 161 sq. Vergl. über die Ausgaben *Fabricii* Bibl. Graec. I. p. 337 ed. *Harl.* So wenig Bedeutung dieſer ſchwache Verſuch einer noch ſchwächern Zeit auch anſprechen kann, ſo hat es doch nicht an Nachbildungen deſſelben in neueren Zeiten gefehlt; ſchon Villoiſon macht im Index des oben genannten Werkes s. v. *Galeomyomachia* und *Prodromus* auf eine ſolche des Peter Jacob Martell in einem Stücke, das die Aufſchrift trägt: A re Malvaggio Consiglier peggiore (in der Ausgabe ſeiner Dramen zu Bologna 1723 T. V. p. 161 sq.) aufmerkſam; mit gleichem Rechte kann ein altfranzöſiſches Gedicht der Art, das den gleichen Gegenſtand behandelt, bei Berger de Xivrey in deſſen franzöſiſcher Überſetzung der Batrachomyomachie (Paris 1837.) p. 105. sq. genannt werden, desgleichen die Gatomachie (Katzenkampf) des berühmten ſpaniſchen Dichters Lopez de Vega, der freilich dieſen Gegenſtand ganz anders, ſelbſtändiger und poetiſcher behandelt hat; ſ. Revue indépendante T. VI. p. 555 sq. (*Baehr.*)

GALEOPITHECUS. Der Pelzflatterer bildet als einzige Gattung die höchſt eigenthümliche Familie der Dermoptera, welche allgemein als Verbindungsglied zwiſchen den Ordnungen der Affen und Fledermäuſe betrachtet wird. Der Familiencharakter liegt in einer dicken, auf beiden Seiten dicht behaarten Flughaut. Dieſelbe entſteht jederſeits des Halſes hinter dem Unterkiefer, läuft an den Vorderfüßen entlang, verbindet die Zehen bis an die Krallen und breitet ſich dann zwiſchen den vordern und hintern Extremitäten aus. Letztere umgibt ſie wie die vordern bis an die Krallen und dehnt ſich zwiſchen ihnen weit aus, indem ſie den Schwanz ganz einhüllt. Die Zehen ſind nicht verlängert, überhaupt die Fußbildung nicht ungewöhnlich wie bei den Fledermäuſen. Die dicke behaarte Flughaut dient nur als Fallſchirm und zu weniger anhaltendem Flattern, während die nackte Flughaut der Fledermäuſe ein wirkliches Flugorgan bildet. Der Körperbau im Allgemeinen nähert den Pelzflatterer den Halbaffen, beſonders der Kopf mit ſeiner kurzen zugeſpitzten Schnauze und den kleinen abgerundeten Ohren. Die halbmondförmigen Naſenlöcher liegen nahe beiſammen; die Schnurrhaare ſind kurz und dünn; die Krallen ebenfalls kurz, ſtark gebogen; die Füße vorn und hinten fünfzehig; der Schwanz kurz; der Pelz dicht und weich, auf der Unterſeite etwas dünner als auf der obern. Das Gebiß des Galeopithecus weicht ſowol von dem der Makis als der Fledermaus auffallend ab. Es ſind oben vier und unten ſechs Schneidezähne vorhanden. Die obern ſind paarweiſe von einander getrennt und die große Lücke zwiſchen ihnen nimmt bei geſchloſſenem Munde die untern Schneidezähne auf. Ihre Krone iſt gezackt, während die der untern tief kammförmig gezähnt iſt. Die Eckzähne auch als erſte Backzähne betrachtet haben eine doppelte Wurzel, wie bei einigen inſektenfreſſenden Raubthieren. Mit letztern ſtimmt auch die Form der fünf Backzähne jederſeits oben und unten überein, indem ſie aus ſchmalen dreiſeitigen Prismen zuſammengeſetzt ſind, deren Kanten in Spitzen ſich erheben. Der Schädel iſt langgeſtreckt, flach und breit, die Augenhöhlen von den Schläfengruben durch keine geſchloſſene Knochenbrücke abgegrenzt, der Unterkiefer mit niedrigem Kronfortſatz. Das Skelet des Rumpfes ähnelt dem der Makis. Es ſind ſieben wahre und ſechs falſche Rippen vorhanden. Am Schulterblatt läuft der Haken in zwei lange Fortſätze aus, von denen der innere obere das Schlüſſelbein erreicht, der äußere untere nach Hinten ſich richtet. Die Schlüſſelbeine ſind lang und dünn. Der Oberarm am innern Knorren des untern Gelenkes perforirt und ſeine Gelenkgrube wie bei den Loris durchbrochen. Von den ſchlanken Vorderarmknochen erreicht die Elle das Handwurzelgelenk nicht, ſondern verſchmilzt oberhalb deſſelben mit dem Radius. In der Handwurzel liegen acht Knochen. Die hinteren Extremitäten bie-

ten keine bemerkenswerthen Eigenthümlichkeiten. In den weichen Theilen ist die Anwesenheit eines Blinddarmes zu beachten. Der Nahrungskanal mißt die sechs- bis siebenfache Körperlänge. Die Leber ist verhältnißmäßig groß, die Gallenblase dagegen klein, ebenso die Milz. Die Lunge ist jederseits nur einlappig, der linke Lappen jedoch mit einem schwachen Einschnitte versehen. Zwei Zitzen liegen auf jeder Seite in der Achselgegend. Die Nahrung des Pelzflatterers besteht in Früchten und Insekten. Während der Tageszeit verbirgt er sich unter Laub, des Abends geht er seiner Nahrung nach. Er klettert sehr geschickt an Bäumen empor und fällt mit seiner Flughaut in schräger Richtung auf ungefähr hundert Schritt herab. Seinem Charakter nach ist er gutmüthig und friedlich. Das Weibchen wirft zwei Junge, die es an den Zitzen beständig mit sich herumschleppt. Das Vaterland erstreckt sich über die Sundainseln, die Molukken und Philippinen. Über die Unterscheidung der Arten herrschen noch verschiedene Ansichten. Die älteste bekannteste Art ist der von Pallas beschriebene Gal. volans (Lemur volans *Linné* — Galeopithecus variegatus et rufus *Geoffroy*). Die Färbung desselben ist auf der obern Seite braunroth, unten lichter, an der Innenseite der Gliedmaßen und den Seiten des Halses ins Weißliche ziehend. Die Jungen sind gefleckt und von Geoffroy als besondere Art unterschieden worden. Der Wohnort erstreckt sich von Java bis Timor. Eine zweite Art beschreibt Andr. Wagener als Gal. undatus; deren Färbung auf der Rückseite schwarz und gelblichweiß gescheckt ist. Der Hinterhals und das Hinterhaupt fällt ins licht Gelblichgraue, die untere Seite ist rostbräunlich, am Bauche dunkler, an den Gliedmaßen heller. Weniger bekannt sind Temmink's Gal. marmoratus von Sumatra, und Gal. macrurus, von der erst einige Theile bekannt sind; ferner Gal. philippinensis und Temminkii, welche Waterhouse auf abweichende Größenverhältnisse einzelner Körpertheile gründet, während formelle Unterschiede nicht existiren.

(*Giebel.*)

GALEOPSIS (Galiopsis). Mit diesem Namen, welcher bei Dioskorides (γαλίοψις Mat. med. IV. c. 93) wahrscheinlich für Scrofularia peregrina gebraucht wird, bezeichnete Linné eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der Untergruppe der Lamieen der Gruppe der Stachydeen der natürlichen Familie der Labiaten. Char. Der Kelch fünfzähnig: die Zähne gegrannt; die Corollenröhre lang, die Oberlippe gewölbt, ungetheilt, die Unterlippe dreilappig: die seitlichen Lappen am Rachen höckerig, der mittlere längere und breitere Lappen gekerbt; die beiden gefranzten Antherenfächer öffnen sich in die Quere; der Griffel an der Spitze gespalten; die Karyopsen umgekehrt-eiförmig. Die sieben bekannten Arten wachsen als einjährige Kräuter mit gegenüberstehenden Ästchen und Blättern und beblätterten Blüthenquirlen im mittleren Europa und Asien und in Nordamerika, nur eine zweifelhafte, G. hispida *Thunberg*, kommt in Südafrika vor. Die drei am meisten verbreiteten Arten sind: G. Ladanum *L.* (Schkuhr, Handb. t. 160, gemeiner Hohlzahn), auf trocknen, sandigen Feldern, in Steinbrüchen, mit rosenrothen, innen gelbgefleckten Blumen. G. Tetrahit *L.*, auf cultivirtem Boden ein gemeines Unkraut, die Corolle blaß rosenroth, mit einem gelben, purpurgestreiften Flecken im Grunde. Das Kraut (Herba Cannabis sylvestris, Nesselhanf, Widerstoß) war sonst officinell; der Aberglaube schreibt ihm die Kraft zu, einen Splitter durch Widerstoß herauszutreiben. G. ochroleuca *Lamarck* (G. villosa *Hudson*, G. cannabina *Pollich*, G. grandiflora *Ehrhart*), auf Äckern und an Flußufern, mit gelblich-weißen, selten rosenrothen Blumen und einem schwefelgelben Flecken an der Basis des mittleren Lappens der Unterlippe. Das Kraut gibt den Blankenheimer Thee oder die Lieber'schen Auszehrungskräuter, ein balsamisch-bitterliches Mittel gegen Brustbeschwerden, namentlich zur Erleichterung bei Lungenschwindsucht. (*A. Sprengel.*)

GALEOTHERIUM. Unter diesem Namen beschreibt Jäger im zweiten Hefte seiner fossilen Wirbelthiere Würtembergs S. 71. Taf. 10. Fig. 46. 47 zwei in den Bohnerzgruben der schwäbischen Alp gefundene Zähne. Der eine derselben entspricht dem untern linken Eckzahne des Hundes, unterscheidet sich aber durch eine allen Caninen fehlende Leiste auf der äußern Fläche. Der andere gleicht dem Fleischzahne aus dem Unterkiefer des Fuchses. Ich finde die etwas bedeutendere Größe des innern Höckers, die allein als abweichend angeführt werden könnte, auch bei einzelnen Exemplaren des Canis spelaeus aus dem Diluvium von Quedlinburg wieder, und kann derselben nicht ein Mal eine specifische, geschweige denn eine generelle Bedeutung zugestehen. Da es überdies gar nicht erweisbar ist, daß jene Eckzahnkrone mit dem Fleischzahne von einem und demselben Thiere stammt, so müssen wir die Jäger'sche Gattung Galeotherium als eine völlig unbegründete zurückweisen.

(*Giebel.*)

GALEOTTI (Martius), von Narni im Kirchenstaate gebürtig, lebte im 15. Jahrh., und wurde vom Könige Matthias von Ungarn zum Lehrer seines Sohnes bestimmt. Er ist Verfasser einer Anatomie, welche unter dem Titel: *Galeotti*, De Homine libr. 2, zuerst etwa 1470 gedruckt wurde, aber ohne Angabe des Orts und des Jahres, dann aber auch erschien: Bonon. 1476. 4. Mediolan. 1490 und 1499, Fol. Basil. 1517. 4. Im ersten Buche werden die äußern Theile des Körpers beschrieben, im zweiten die innern, mit Citaten aus den griechischen Schriftstellern, namentlich den Ärzten. Georg Merula schrieb eine scharfe Kritik gegen Galeotti unter dem Titel Adnotationes. Diese Adnotationes sind den spätern Ausgaben Galeotti's (der mailänder, der baseler) beigefügt, und diese führen daher den Titel: *Galeotti*, De Homine, cum annotationibus *G. Merulae*. Die mailänder Ausgabe enthält dazu noch die Refutatio objectorum von Galeotti. (*F. W. Theile.*)

GALEOTTI (Pio Urbano), Arzt und Geburtshelfer in Neapel in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., ist Verfasser eines Handbuchs der Geburtshilfe, worin er Smellie und Levret folgt: L'Ostetricia di *Pio Urbano Galeotti*. (Napoli 1787.) (*F. W. Theile.*)

Galeperdon *Web.*, ſ. Lycogala.
Galera *Blume*, ſ. Arethusa.
Galerida, ſ. Galerita.

GALERITA. Mit dem Namen galerita (sc. avis) belegte Plinius unſere Hauben- oder Schopflerche, welche Linné in ſeinem Syſteme als Alauda cristata aufführte. Später wurde die Linné'ſche Gattung Alauda zur Familie Alaudidae erhoben und in mehre Gattungen unter beſondern Namen getheilt, und benutzte Boie den Namen Galerita zur Bezeichnung derjenigen Gruppe, welcher die Haubenlerche als Typus diente, und auf deren nähere Charakteriſtik wir uns hier beſchränken, indem wir für das Weitere auf den Artikel Alauda verweiſen.

Gen. Galerita *Boie**). 1828. Schopflerche.

Als charakteriſtiſche Unterſchiede dieſer Gruppe von der nahe verwandten Alauda iſt der verhältnißmäßig längere Schnabel, bei verhältnißmäßig kürzern Flügeln und kürzerem, weniger ausgeſchnittenem Schwanze, zu betrachten. Die Federn des Hinterkopfes ſind in der Regel mehr oder weniger ſchopfartig verlängert und die erſte kurze Schwinge iſt, obgleich die Flügel im Ganzen kürzer, dennoch merklich länger als in der Gattung Alauda. An Arten gehören hierher:

1) G. cristata *Boie* (Bonap. List. no. 251. — Alauda cristata *Linn.* Syst. Nat. — Alauda galerita *Pallas.* — Heterops cristatus *Hodgs.* Cat. Nepal Birds in Gray's Zool. Misc. 1844. p. 84). Dieſer bei uns unter dem Namen der Hauben- oder Schopflerche gemeine Vogel iſt größer als die Feldlerche (Alauda arvensis *Linn.*), und unterſcheidet ſich von derſelben alsbald durch die ſchopfartig verlängerten, zugeſpitzten Federn der Haube, ſowie durch die roſtröthliche Färbung der Baſalhälfte der Innenfahne der Schwingen und die gleichfalls ins Röthliche ziehende Färbung eines merklichen Theiles der äußerſten, ſowie der Außenfahne der auf dieſe zunächſt folgenden Schwanzfeder. Die geographiſche Verbreitung dieſer Art iſt eine ziemlich weit ausgedehnte, indem ſie außer in Teutſchland auch im ſüdlichen Europa und Nordafrika, ſowie in Sibirien, Dauurien und Nepal angetroffen wird.

2) *G. ferruginea (Alauda ferruginea *von der Mühle*, Beiträge zur Ornith. Griechenlands). Eine uns nur dem Namen nach bekannte, in Griechenland aufgefundene Art.

3) *G. malabarica (Alauda malabarica *Gm.* Syst. Nat. p. 795. no. 17. — *Scop.* Sonner. Voy. Indes tab. 113. f. 1). Oſtindien.

4) G. arborea *Boie* (Bonap. List. no. 252. — Alauda arborea *Linn.* Syst. Nat. — Alauda nemorosa *Gm.* — Alauda cristatella *Lath.*). Die kleinſte Art der Gattung, viel kleiner als die Feldlerche. Die Schopffedern ſind weniger ſtark verlängert und nicht zugeſpitzt. Der Außenrand der äußern, ſowie die Spitzen aller Schwanzfedern, die beiden mittelſten ausgenommen, ſind weiß. Die Art iſt über Europa bis zum 60° nördlicher Breite verbreitet und wird gleichfalls in Syrien und Kleinaſien häufig angetroffen.

5) G. crassirostris (Alauda crassirostris *Vieill.* Nouv. Dict. d'Hist. Nat. I. p. 373; *id.* Encycl. méth. no. 37. — *Le Vaill.* Ois. d'Afr. tab. 193. — Calendula magnirostris *Sws.* Nat. Hist. of Birds p. 292). Hat in Färbung und Größe Ähnlichkeit mit der Haubenlerche, von welcher ſie ſich aber ſofort durch einen auffallend dickern Schnabel und kräftigere Statur unterſcheidet, ſowie durch kürzere Flügel und Schwanz. Die Färbung der Oberſeite ſtimmt noch mehr mit der der Feldlerche (Alauda arvensis), als der der Schopflerche überein. Die Federn des Hinterhauptes ſind nur ſehr wenig ſchopfartig verlängert. Mittlere Schwanzfedern wie der Rücken gefärbt, die übrigen, wie bei unſerer Schopflerche, ſchwarz, nur iſt die helle Zeichnung der Ränder der äußerſten Schwanzfedern hier weißlicher. Die roſtröthliche Färbung der Innenfahne fehlt hier faſt gänzlich und iſt nur bei den Armſchwingen ſchwach angedeutet. Die dunkeln Striche an der Unterſeite ſind tiefer, größer und ſchärfer hervortretend und bis unter die Bruſt herab und über die ganzen Seiten des Bauches, ſodaß nur die Mitte des Bauches und Afters ungefleckt, gelblich-weiß erſcheint. Der dicke Schnabel iſt oben vorherrſchend dunkelbraun, unten gelbgefärbt. Ganze Länge etwa 6½", Schnabel vom Mundwinkel 9 – 10", Flügel 3½", Schwanz 2" 4"', Lauf 10"'. Vaterland: Das ſüdliche Afrika.

6) *G. senegalensis (Alauda senegalensis *Gm.* Syst. Nat. p. 797. no. 23. — *Buffon*, Pl. enl. 504. f. 1). Vaterland: Senegal. (*Cabanis.*)

GALERITAE. Die von Lamark für den Conulus der älteren paläontologiſchen Schriftſteller aufgeſtellte Gattung Galerites iſt durch Gray, des Moulins, Agaſſiz und Deſor einer gründlichen Reviſion unterworfen worden, bei der ſich herausgeſtellt hat, daß Galerites eine ganze Gruppe generell verſchiedener Typen einſchließt. Deſor hat in der Agaſſiz'ſchen Monographie der lebenden und foſſilen Echinodermen (3. Lieferung. Neufchatel 1842.) dieſe Gruppe der Galeritae ſpeciell bearbeitet und in derſelben neun verſchiedene Gattungen feſtgeſtellt. Wir können nach ſorgfältiger Prüfung der generellen Charaktere die neun Gattungen nicht gleichwerthig neben einander beſtehen laſſen, ſondern müſſen eine Anzahl derſelben wieder unter Galerites vereinigen, ohne den Gruppencharakter der Galeriten im Allgemeinen zu ändern. Die Galeriten ſind allermeiſt nur in foſſilen Repräſentanten bekannte Seeigel der Familie der Clypeaſteriden, und unterſcheiden ſich von den andern Gruppen dieſer Familie vorzüglich durch die Fühlergänge, welche ohne Unterbrechung vom Scheitel zum Munde laufen. Die centrale Lage des Mundes und die veränderliche excentriſche des Afters haben ſie mit allen Clypeaſteriden gemein, aber die eigenthümliche Anordnung der Fühlergänge ſcheint auf

*) Boie (Iſis, 1828.) ſchreibt Galerida, was als ein Verſehen zu betrachten, und daher in Galerita zu verbeſſern iſt. Gleichbedeutend ſind die Namen Lullula *Kaup*, 1829, und Heterops *Hodgs.* 1841. Gleichfalls ziehen wir hierher die von Swainſon 1837 aufgeſtellte Gattung Calendula, weil wir keinen genügenden generiſchen Unterſchied aufzufinden vermögen. Mit letzterem iſt Erana *Gr. R. Gray*, 1840, identiſch.

einen tiefer begründeten Unterschied in der Organisation der Galeriten zu führen. Die Ambulacren der Seeigel dienen nämlich nach Tiedemann's und Valentin's Untersuchungen nicht blos zur Bewegung, sondern fungiren auch unmittelbar als Respirationsorgan. Daher wäre denn das Letztere bei den Galeriten zonär über den ganzen Körper verbreitet, während es bei den übrigen Clypeasteriden nur eine sehr beschränkte Ausdehnung besitzt. Den Kieferapparat im Munde hat man erst ein einziges Mal beobachtet, bei allen übrigen fossilen Exemplaren konnte er noch nicht mit Zuverlässigkeit nachgewiesen werden, wiewol seine Existenz aus der Anwesenheit eigenthümlicher Anheftungsflächen in der Umgebung des Mundes mit großer Wahrscheinlichkeit geschlossen wird. Der Mund ist in der Regel eckig, und selbst in den am meisten abgerundeten Formen läßt sich ein zehnseitiger Umriß anstatt des fünfseitigen bei allen übrigen Clypeasteriden nachweisen. In der Anordnung der Skelettäfelchen am Munde nähern sich einige Gattungen mehr den Cidariten als ihren nächsten Verwandten. Der After ist immer sehr groß, meist elliptisch und wandert in seiner Lage über und unter dem Rande. Bei den Discoideen und Echinoneen liegt er unterhalb des Randes, bei den eigentlichen Galeriten ist er marginal oder höher, und bei Pygaster und andern nähert er sich dem Scheitel. Nach Desor's Beobachtungen scheint er mit kleinen beweglichen Kalkplatten von verschiedener Größe und mit warziger Oberfläche verschließbar gewesen zu sein. Der Genitalapparat, ohne Ausnahme im Scheitel gelegen, besteht im Skelet aus fünf Genitalplatten, zwischen denen Ocellarplatten eingelegt sind. Die niemals perforirte unpaare Genitalplatte ist den mannichfaltigsten Änderungen unterworfen; bei den Diskoideen z. B. überwiegt sie die paarigen Platten, während sie bei andern ganz verkümmert. Die zehn Genitalplatten umgeben ringförmig die Madreporenplatte, deren Erhaltungsgrad bei den fossilen Exemplaren keine Anhaltungspunkte zur systematischen Bestimmung bietet. Auf der Oberfläche des Galeritenskelets unterscheidet man, wie bei allen Seeigeln, Warzen und Wärzchen. Letztere sind besonders zahlreich vorhanden, zuweilen aber so fein, daß sie erst durch die Loupe erkannt werden können. Die Warzen ordnen sich bald in regelmäßige Verticalreihen, bald stehen sie unregelmäßig auf der Oberfläche vertheilt. Auf der untern Seite des Körpers sind sie stets größer als auf der obern und nehmen hier nach dem Scheitel hin noch an Größe ab. Ihre Form bietet nichts Eigenthümliches, mit Ausnahme bei Echinoneus, wo sie weder perforirt sind am Gipfel, noch mit einem crenulirten Rande umgeben. Die auf diesen Warzen gelenkenden Stacheln sind von den fossilen Arten noch nicht bekannt. Jedenfalls waren sie sehr klein und zart. Bei dem lebenden Echinoneus conformis fand sie Desor kaum eine Linie lang, aber unter der Loupe betrachtet mit Längsleisten und Querringen versehen. Die das Skelet zusammensetzenden Kalkplatten zeigen wenig Eigenthümlichkeiten. Die Reihen, welche zwischen den Fühlergängen liegen, bestehen immer aus viel größeren Platten als die Ambulacralplatten selbst sind. Von diesen entsprechen vier bis fünf einer Interambulacralplatte, und ihre Form und Größe variirt nach den Gattungen. Die Poren der Fühler öffnen sich meist an ihrem äußern Rande, selten auf der Mitte. Sind die Platten unregelmäßig, so öffnet sich ein Theil der Poren auf den kleinen eingeschobenen Platten, wie bei den echten Galeriten. Die innere Fläche erscheint auf den häufig vorkommenden Steinkernen als äußere und gestattet bei vollkommener Erhaltung des Exemplares noch die systematische Bestimmung. Im Allgemeinen erscheint auf solchen Steinkernen der Umfang des Mundes und Afters um Vieles größer, als in der Schale.

Die zu der Gruppe der Galeriten gehörigen Gattungen werden durch ihre Gestalt im Allgemeinen, durch die Lage, Form und Größe des Afters und durch andere Charaktere unterschieden. Sie sind, mit Ausnahme von Echinoneus, nur fossil bekannt und verbreiten sich, wie es scheint, ausschließlich im Jura- und Kreidegebirge. Discoidea und Hyboclypus gehören dem Jura an; erstere geht auch ins Kreidegebirge, wo sich die übrigen Formen ihr zugesellen. Aus tertiairen Schichten kennt man noch keine Repräsentanten.

1) Galerites *Lamk.*

Seeigel von kegelförmiger, halbkugliger, mehr oder weniger deprimirter, im Umfange kreisrunder, ovaler oder abgerundet fünfseitiger Gestalt, deren After auf oder bald etwas unter, bald etwas über dem hintern Rande liegt. Dieser sowol als der centrale Mund ist von mäßiger Größe. Die Oberfläche trägt nur zweierlei, größere und kleinere, perforirte, von einem crenulirten Rande umgebene, mehr oder weniger regelmäßig geordnete Warzen. Die hierher gehörigen Formen verbreiten sich in den verschiedenen Schichten des Kreidegebirges.

a) Galerites *Agass.*

Die generellen Charaktere dieser Untergattung beschränkt Agassiz auf die abgerundet und länglich fünfseitige, nach Hinten verschmälerte, hoch kegelförmige Körpergestalt mit ebener unterer Fläche, mit randlichem After, einfachen Ambulacra und einfachen, nach der Peripherie hin divergirenden Poren. Der After ist elliptisch und seine randliche Lage bald etwas höher, bald etwas tiefer. Der Mund mehr abgerundet als winklig, länglich und central, bei unversehrt erhaltenen Exemplaren von erkennbar zehnseitigem Umfang. Die Interambulacralasseln sind stets breiter als hoch auf der Mitte des Gehäuses und nehmen gegen den Scheitel hin an Breite ab und an Höhe beträchtlich zu. Die Asseln der Fühlergänge sind viel kleiner, sehr schmal, keilförmig und unregelmäßig, zu je sechs und mehr einer von jenen entsprechend. Ihrer Gestalt nach lassen sich zwei verschiedene Formen unterscheiden, die ursprünglichen, in einer Nahtlinie mit einander verbundenen und die keilförmig dazwischen geschobenen. Die Poren der Fühler öffnen sich auf beiden. Die Oberfläche der Asseln ist sparsamer als bei den übrigen Gattungen mit Warzen besetzt, daher auch die Galeriten im Leben weniger dicht mit Stacheln bewaffnet waren. Die höchste Anzahl von Warzen auf einer großen Assel scheint auf

zwanzig zu steigen und ihre Anordnung auf der ganzen Oberfläche bietet keine besondere Regelmäßigkeit. Nach dem Scheitel hin mit der Größenabnahme der Asseln verringert sich auch die Zahl der Warzen, bis die letzten etwa nur noch zwei tragen. Auf der untern Körperseite verkleinern sich die Asseln gegen den Mund hin ebenfalls, aber die Warzen nicht in demselben Verhältnisse. Die Asseln der Fühlergänge tragen nur eine, höchstens zwei Warzen. Unter der Loupe betrachtet erscheinen alle Warzen mit dem Grübchen im Scheitel und mit dem crenulirten Ringe umgeben. Die den Raum zwischen den Warzen ausfüllenden Wärzchen sind in ungeheurer Zahl vorhanden, in ihrer Form aber von jenen nicht verschieden. Die Asseln der Genitalien lassen sich an den meisten Exemplaren nicht genügend mehr erkennen. Sie stimmen in ihrer Anordnung mit andern Gattungen, z. B. Globator, Syrina, überein. Die vier paarigen Genitalasseln sind fast von gleicher Größe und jede mit einer kleinen Öffnung versehen; die unpaare dagegen ist nicht perforirt und von viel geringerem Umfange. Die Perforation der kleinen zwischen jenen liegenden Asseln läßt sich selten deutlich erkennen. Auf Steinkernen prägen sich die Fühlergänge deutlich aus, oft auch die Nahtlinie der Asseln, ebenso Mund und After. In ihrem geognostischen Vorkommen sind die hierher gehörigen Arten auf das Kreidegebirge beschränkt und zwar fehlen sie auch hier in den tiefsten und höchsten Schichten, sodaß ihre eigentliche Heimath im Pläner und der weißen Kreide liegt. Die geographische Verbreitung beschränkt sich nach den vorliegenden Beobachtungen auf Teutschland, die Schweiz, Frankreich und England.

1) G. albogalerus *Lamk.* (Goldfuß, Petrefacten Taf. 40. Fig. 19. — *Desor* l. c. tab. 1. fig. 9—11. tab. 13. fig. 7. — Conulus albogalerus *Klein.* — Echinus albogalerus *Linn.* — Echinoneus albogalerus *Blainv.* — Discoidea albogalera *Agass.*). Die ältestbekannte Art, welche schon Lister, Lhwyd, Lange und Klein erwähnen und von Lamark zum Typus der Gattung erhoben war. Ihr auffallendster Charakter liegt in der regelmäßigen Kegelgestalt des Körpers, in dessen fast kreisrunder, erweiterter Basis der allen Galeriten eigenthümliche fünfseitige Umriß noch zu erkennen ist. Die untere Körperfläche ist eben, ihr Rand abgerundet. Der After ganz randlich, die centrale Mundöffnung im unversehrten Zustande zehnseitig. Die Ambulacralasseln klein und schmal, mit vier Warzenreihen in der Mitte und zweien gegen den Scheitel hin. Auf der untern Fläche verkleinern sich die Asseln, aber ihre Warzen behalten dieselbe Größe und besonders häufen sich die Wärzchen zwischen ihnen. Die Fühlergänge erweitern sich nach Unten. Die Zwischenfühlerasseln haben auf der Mitte des Körpers eine die Höhe um das Doppelte übertreffende Breite und tragen etwa ein Dutzend Warzen. Am Scheitel gleicht ihre Breite der Höhe und die Zahl ihrer Warzen sinkt auf fünf und vier. Die Genitalasseln bieten keine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit. Die Exemplare charakterisiren die weiße Kreide vorzüglich Englands, in Frankreich und Teutschland scheinen sie seltener vorzukommen.

2) G. pyramidalis *Des Moul.* (*Desor* l. c. tab. 1. fig. 1—3), ist eine viel seltenere und nur in Steinkernen bekannte Art. Die birnförmige, ebenso hohe als lange Körpergestalt zeichnet sie auffallend aus. Die Basis und der Scheitel verschmälern sich, sodaß die Seiten bauchig hervorstehen. Die Asseln der Fühlergänge sehr schmal, der After marginal. Desor kennt den Fundort des einzigen Exemplares nicht.

3) G. vulgaris *Lamk.* (*Desor* l. c. tab. 2. fig. 1—10. tab. 13. fig. 4—6. — Echinites vulgaris *Leske* — Conulus gedanensis *Klein* — Galerites ovatus *Lamk.*). Dieser Art werden gewöhnlich die in Feuerstein umgewandelten Steinkerne der nordteutschen Ebene und des Kreidegebirges zugeschrieben. Eine sorgfältige Untersuchung der Schale und genaue Abbildung derselben hat erst Desor geliefert. Er legt ihren bezeichnendsten Charakter in die gedrungene Körpergestalt, deren Höhe sich zum Basaldurchmesser wie 4 zu 5 verhält. Der Umfang der Basis ist ziemlich kreisrund, in Steinkernen deutlicher fünfseitig. Der große, elliptische After liegt etwas unterhalb des Randes, ist aber doch wegen der Abrundung des Randes im Profil noch zu sehen. Der Kiel darüber tritt besonders auf Steinkernen deutlich hervor. Die Warzen stehen gedrängter auf der Oberfläche als bei der ersten Art, zu 17—20 auf einer großen Assel, und eben nicht regelmäßig geordnet. Die Ambulacralasseln sind viel kleiner und unregelmäßiger. Von den Genitalasseln ist die unpaare um die Hälfte kleiner als die paarigen und alle innig mit einander und mit der von ihnen eingeschlossenen Madreporenplatte verbunden. Die Ocellarplatten dazwischen sind sehr klein, ebenfalls perforirt, und an ihrem äußern Rande ausgezackt. In ihrem Vorkommen begleitet diese Art den Albogalerus, ist aber viel häufiger.

4) G. conica *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 1. fig. 12—19. — Conulus albogalerus *Mant.*). Der vorigen so nah verwandt, daß nur durch eine sorgfältige Vergleichung die specifische Differenz erkannt wird. Diese liegt in der comprimirten und ebenso hohen und höhern als langen Körpergestalt. Die Exemplare finden sich nicht häufig in der weißen Kreide Englands.

5) G. subrotunda *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 2. fig. 11—14). Während die vorige durch ihre hohe Kegelgestalt von G. vulgaris sich unterschied, so diese durch ihre fast halbkugelige Gestalt. Außerdem ist ihr hinterer Kiel stumpfer und der After liegt oberhalb des Randes. Das einzig bekannte Exemplar stammt aus der weißen Kreide der Insel Whigt.

6) G. globulus *Desor* (l. c. tab. 4. fig. 1—4). Fast kugelig und von der vorigen Art durch ihre verengte Basis unterschieden. Der After hat ebenfalls eine supramarginale Lage, aber ist wegen der starken Abrundung des Randes noch von der untern Seite aus zu sehen. Das einzige Exemplar lag in der weißen Kreide Englands.

7) G. abbreviata *Lamk.* (*Desor* l. c. tab. 3. fig. 9—17. — Galerites vulgaris Goldfuß, Petrefk. Taf. 40. Fig. 20. — Conulus vulgaris *Mantell.* — Echinus

vulgaris *Linné*. — Galerites truncata *Defr.* — Globulus Wagricus *Klein*. — Globulus nodus und bulla *Klein*. — Echinites vulgaris *Lesk*. — Conulus globulus *Klein*). Wiewol schon durch Klein von G. vulgaris unterschieden, sind doch beide Arten bis auf die neueste Zeit mit einander verwechselt worden. Die kurze Kegelgestalt mit kreisrunder Basis zeichnet die Art auffallend aus. Die Höhe verhält sich zum Basaldurchmesser wie 2 zu 3. Der kreisrunde After liegt unterhalb des Randes und am Munde läßt sich der zehnseitige Umriß noch erkennen. Desor vermuthet, daß die Poren der Fühlergänge nur auf den Primordialasseln vorkommen und die eingeschobenen Asseln nicht perforirt sind. Trotz der weiten Verbreitung und des häufigen Vorkommens der Exemplare sind doch solche mit gut erhaltener Schale äußerst selten und die Steinkerne genügen nicht immer zu einer verlässigen Bestimmung.

8) G. Orbignyana *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 3. fig. 5—8). Wie vorige kreisrund, aber fast halbkugelig und mit marginalem After. Die untere Fläche ist leicht concav. Das einzig bekannte Exemplar stammt aus der Touraine.

9) G. angulosa *Desor* (l. c. tab. 4. fig. 5—7). Der fünfseitige Umriß des Körpers zeichnet diese Art von allen übrigen aus. Ihre Länge überwiegt die Höhe und Breite, und vorn ist sie fast doppelt so breit als hinten. Der After randlich, die Warzen der untern Fläche groß, und die Poren der Fühlergänge in eigenthümlicher Anordnung. In der weißen Kreide Englands.

10) G. Castanea *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 4. fig. 12—16. — Galerites rhotomagensis *Agass.* — Pyrina castanea *Des Moul.* — Nucleolites castanea *Brongn.* — Catopygus castanea *Agass.*). Abgerundet fünfseitig, länger als breit und breiter als hoch. Die größte Breite liegt zwischen den beiden vordern Fühlergängenpaaren und der hintere Theil verschmälert sich stark, aber dennoch ist der Kiel hier wenig ausgeprägt. Der After ist groß, elliptisch, randlich. Die dünne Schale trägt sehr zahlreiche Warzen, denn selbst die Asseln der Fühlergänge tragen auf der Seitenmitte sechs Reihen und auf den großen Asseln zählt man bis 25. Im Grünsande des Fiz, bei Saronet, Repoſoir, Rouen.

11) G. laevis *Agass.* (*Desor* tab. 4. fig. 8—11). Die hohe Lage des großen Afters bildet den ausgezeichnetsten Charakter. Die allgemeine Gestalt ist rundlich fünfseitig, vorn breiter, hinten schmäler. Der Kiel der hintern Seite sehr schwach. Die Asseln mit weniger Warzen besetzt als bei voriger Art, nur vier Reihen auf den Fühlergängen und auf einer großen Assel höchstens 10—12. Nur ein Exemplar wahrscheinlich aus Frankreich.

12) G. conulus *Roemer* (Nordt. Kreidegeb. Taf. 6. Fig. 16). Fast kreisrund und etwas breiter als hoch, kegelförmig, mit flach gewölbten Seiten und ganz flacher Basis. Der rundliche After liegt am Rande und die Warzen sind sehr klein. Im Pläner bei Salzgitter.

13) G. globosus *Roemer* (ebenda Taf. 6. Fig. 14), halbkugelig, Seiten und Scheitel fast gleichförmig gewölbt, Kiel der hintern Seite stumpf und der große quere After randlich. In der Kreide bei Peine und Salzgitter.

14) G. elongatus *Roemer* (ebenda Taf. 6. Fig. 15). Die Steinkerne dieser in Geschieben der nordteutschen Ebene vorkommenden Art beschreibt Römer als fast halbkugelig, mit gewölbten Seiten, breiter, flacher Basis und randlichem After.

Außerdem gehören in diese Abtheilung noch Gal. echinonea (*Desmoulin*, Ech. 246), Gal. pulvinatus (*Sowerby*, Transact. geol. soc. 2, ser. V, 327), Gal. subsphaeroidalis (*Archiac*, Bullet. soc. géol. de France 1846. b. III, 334) und die zweifelhaften Gal. coniexcentricus *Catull.* und Gal. Deckini *Galeot.*

b) Pyrina *Des Moul.*

Des Moulins vereinigte sieben Arten des Kreidegebirges unter vorstehendem Namen in eine Gattung, deren Charaktere er so ungenügend begründete, daß nach Agassiz's und Desor's Revision nur eine einzige von jenen sieben Arten in der Gattung verbleiben konnte. In dieser zweiten Bearbeitung werden die Pyrinen als längliche, ovale Seeigel mit bauchigen Seiten, mit unregelmäßigen Warzen, mit centralem Munde und an der hinteren Seite gelegenem After geschildert. Die ovale niedrige Gestalt unterscheidet sie schon genügend von Galerites, darin nähern sie sich vielmehr den Catopygen, welche aber wegen der blattartigen Fühlergänge keine Verwechslung gestatten. Der Mund ist allermeist winkelig und länglich, in den meisten Exemplaren aber nicht mehr in seiner natürlichen Form erhalten. Die bis jetzt bekannten Arten verbreiten sich in den verschiedenen Abtheilungen des Kreidegebirges.

15) G. ovulum *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 5. fig. 35—37), ist regelmäßig oval, vorn so breit als hinten. Die hintere Seite trägt unterhalb des Afters eine breite Furche und dieser selbst ist elliptisch, am obern Rande der Hinterseite gelegen. Die Warzen der Oberfläche stehen auffallend gedrängt. Auf der Seitenmitte trägt eine Ambulacralassel sechs Reihen, am Scheitel noch vier. Die Wärzchen erscheinen besonders zahlreich und dicht gedrängt. Die Poren der Fühlergänge sind an der obern Fläche ziemlich regelmäßig geordnet, an der untern in schiefer Richtung. Das einzig bekannte Exemplar ist im Kreidegebirge Frankreichs vorgekommen.

16) G. ovata *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 5. fig. 32—34), wird sich kaum specifisch von voriger gesondert erhalten, denn die etwas höhere Lage des Afters, die etwas geringere Tiefe der Furche unter demselben, und die etwas dichter stehenden Warzen möchten wol nur individuelle Eigenthümlichkeiten andeuten. Häufiger als vorige in der untern Kreide von Saintes bei Charente.

17) G. depressa *Des Moul.* (Nucleolites depressa *Brongniart*, *Cuv.* rech. oss. foss. II. tab. 9. fig. 17. — Galerites castanea *Agass.*), nähert sich durch die niedrige Lage des Afters mehr als eine andere Art den Galeriten. Die Asseln der Fühlergänge sind sehr schmal, kaum ein Drittheil so breit als die großen Asseln. Die untere Fläche ist gewölbt, der Mund fünfseitig und der

After sehr groß, elliptisch. Im Grünsande von Repoſoir und am Fiz.

18) G. pygaea *Des Moul.* (*Desor* l. c. tab. 5. fig. 27—31. — Galerites pygaea *Agass.*), findet sich ziemlich häufig in den Schichten des Neocomien von Neuenburg, und zeichnet sich durch die stark hervortretende untere Fläche, durch den elliptischen, in der Mitte der Hinterseite gelegenen After und durch den Mangel eines crenulirten Ringes an den Warzen aus.

c) Globator *Agass.*

Agaſſiz gründet die Existenz dieſer Gattung nur auf eine einzige Art, welche sich durch den Mangel eines Kieles über dem After, die hohe Lage dieſes ſelbſt und ganz beſonders noch durch die runde Kugelgeſtalt von den eigentlichen Galeriten unterſcheidet.

19) G. nucleus *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 3. fig. 1—4), hat eine kreisrunde Kugelgeſtalt, einen winkeligen, etwas in die Länge gezogenen Mund und einen großen elliptischen After, der in der Mitte der hintern Seite liegt. Von den Genitalplatten haben die paarigen keine beträchtlicherere Größe als die zwiſchen liegenden Ocellaraſſeln, aber die Perforation dieſer iſt viel ſchwächer, die Poren kaum ſichtbar. Die Warzen auf den Ambulacralaſſeln ſtehen in vier nicht sehr regelmäßige Reihen geordnet. Das einzig bekannte Exemplar iſt heimathslos.

d) Nucleopygus *Agass.*

Die Arten dieſer Gruppe ähneln im Habitus mehr den Nucleoliten als den Galeriten, und nur die Anordnung der Fühlergänge feſſelt ſie an letztere. Sie ſind klein und deprimirt, unregelmäßig mit Warzen beſetzt und tragen den in einer Einſenkung gelegenen After auf der obern Fläche. Die beiden bekannten Arten gehören dem Kreidegebirge.

20) G. minor (*Desor* l. c. tab. 5. fig. 20—22). Gleicht einem kleinen Nucleoliten. Abgerundet und vorn verſchmälert, hinten ſtumpf, erweitert, deprimirt. Der Mund liegt in einer Vertiefung. Der auffallend große After öffnet ſich nahe am Scheitel. Die einfachen Fühlergänge ſtimmen ganz mit denen der übrigen Galeriten überein, aber die Warzen ſind ſehr klein, zahlreich und ihr Ring nicht crenulirt.

21) G. incisus (*Desor* l. c. tab. 5. fig. 23—26), erinnert mehr an die Gruppe der Pyrinen durch ihre ovale Geſtalt, durch ihre deprimirte hintere Seite an vorige Art. Die untere Fläche tritt merklich hervor und der ſehr große After liegt nahe am Scheitel, aber in keiner Einſenkung wie vorhin.

e) Caratomus *Agass.*

Meiſt ſehr kleine, kreisrunde oder abgerundet fünfſeitige deprimirte Galeriten, deren Durchmeſſer vorn und hinten von gleicher Länge iſt, oder der hintere etwas länger. Der After liegt ohne Ausnahme an der unteren Seite und über ihm ein ſtumpfer Kiel. Die ſechs bekannten Arten gehören ausſchließlich dem Kreidegebirge an.

22) G. avellana (*Desor* l. c. tab. 5. fig. 11—13). Das fünfſeitige Gehäuſe hat ſeine größte Breite hinter der Mitte und zieht ſich dann ſchnell in einen ſtumpfen Kiel zuſammen, unter welchem der ſehr kleine After liegt. Die untere Fläche iſt nicht vollkommen eben und der in ihrer Mitte gelegene Mund iſt ſehr klein. Die Zahl der Warzen iſt gering, 8—10 auf einer großen Aſſel und die kleinen Aſſeln der Fühlergänge haben alle gleiche Größe. Die Exemplare wurden in Frankreich und in der Krimm geſammelt.

23) G. faba (*Desor* l. c. tab. 5. fig. 8—10), iſt länger als vorige, regelmäßig oval, der hintere Kiel weniger hervortretend, der After klein und quer, der Mund größer. An der Mündung der Charente.

24) G. hemisphaerica (*Desor* l. c. tab. 5. fig. 14—19), halbkugelig gewölbt und kreisrund, über dem After kaum etwas erweitert. Der centrale Mund iſt undeutlich zehnſeitig, der randliche After quer elliptiſch. Warzen wieder zahlreicher als bei den vorigen. Die Steinkerne laſſen ſich an der allgemeinen Form erkennen. In der weißen Kreide Englands.

25) G. orbicularis (*Desor* l. c. tab. 5. fig. 5—7). Ebenfalls halbkugelig und kreisrund, aber über dem After gar nicht erweitert, die Unterſeite ſchwach hervortretend, die Warzen ziemlich ſparſam und der Mund klein. Iſt vielleicht mit voriger identiſch. Von Villers.

26) G. rostrata (*Desor* l. c. tab. 5. fig. 1—4). Die auffallend deprimirte Geſtalt und der ſchnabelartig über dem After hervorſtehende Kiel zeichnet dieſe Art ſehr gut aus. Ihre Oberfläche iſt ſparſam mit Warzen beſetzt. In der weißen Kreide Frankreichs, nach Römer auch bei Eſſen.

27) G. gehrdensis (Römer, Nordt. Kreidegebirge Taf. 6. Fig. 11), kann nur zweifelhaft hier angereiht werden. Römer beſchreibt ſie als eirund, flachgedrückt, vorn allmälig, hinten ſteil abfallend, unten flach gewölbt. Ihre Warzen ſind klein und deutlich, die Fühlergänge undeutlich, der Mund vor der Mitte (?), der After nach dem Rande hin. Bei Gehrden.

2) Echinoneus *Phels.*

Dieſer lebende Repräſentant der Galeritenfamilie iſt ſchon ſeit van Phelſum bekannt. Die Charaktere des Echinoneus werden von Deſor mit Recht etwas ſchärfer gefaßt als von den frühern Schriftſtellern, bei welchen ſie ſowol von den Fibularien als von den eigentlichen Galeriten nicht beſtimmt genug geſchieden ſind. Der Mund, fälſchlich als rund bezeichnet, iſt nach Deſor immer ſchief und an ſeiner Innenſeite fehlen die Anheftungspunkte des Kieferapparates. Ebenſo auffallend unterſcheiden ſie ſich von den Galeriten durch ihre Warzen, welche niemals perforirt ſind und von einem nicht crenulirten Ringe umgeben werden. Außerdem findet man unter der Loupe bei allen Echinoneen noch eine beträchtliche Anzahl feiner, durchſcheinender ſchmelzartiger Wärzchen, welche allen Galeriten fehlen und von Deſor als ſehr charakteriſtiſch hervorgehoben werden. Im Genitalapparate fällt die beträchtliche Kleinheit der Ocellarplatten auf. Die allgemeine Körperform endlich iſt ſehr länglich, oval, deprimirt und der große After dem Munde ſehr genähert.

Die feinen Stacheln auf den Warzen sind, wie schon oben erwähnt, mit Längsleisten und Querringen geziert. Die bekannten Arten leben in Meeren der alten und neuen Welt.

1) E. cyclostomus *Leske* (*Desor* l. c. tab. 6. fig. 13—15. — Echinus cyclostonus *Linn.* — Galerites echinonea *Des Moul.*). Die von Breye, Leske, Seba gegebenen Abbildungen dieser Art, auf welche sich auch Lamarck bezieht, sind falsch, zumal in der Zeichnung des Afters. Der Körper ist breit oval, etwas zum fünfseitigen Umrisse geneigt, und stark deprimirt; die untere Fläche sehr concav, der centrale Mund schief, der diesem sehr nahe gelegene After groß und elliptisch, die Schale auffallend dünn. Im Genitalapparate wird nichts Eigenthümliches beobachtet. Unter der Loupe unterscheidet man die trüben, undurchsichtigen Wärzchen sehr gut von den schmelzartigen, welche überdies noch anders gestaltet sind. An den Lord Hoodinseln.

2) E. minor *Leske* (*Desor* l. c. tab. 6. fig. 16. — Echinoneus semilunaris *Lamk.* — Echinus ovalis *Museum Tessin*). Die auffallende Länge mit dem abgerundeten Scheitel gibt dieser Art eine fast cylindrische, hinten nur wenig breitere Gestalt als vorn. Der After ist mehr oder weniger keilförmig gestaltet. Das Desor'sche Exemplar stammt von der Dreifaltigkeitsinsel.

3) E. gibbosus *Lamk.* (*Desor* l. c. tab. 6. fig. 4—6), ist viel dicker als vorige beide und die Fühlergänge liegen in tiefen Rinnen. Die Warzen sind auf der obern Seite nicht viel größer als die Schmelzwärzchen, während die andern Wärzchen sehr klein und nur in geringer Anzahl vorhanden sind. An den Küsten Amerika's.

4) E. cruciatus *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 6. fig. 1—3), schließt sich durch seine längliche stark deprimirte Form wieder den ersten Arten an, aber die geringe Größe und geringe Anzahl der Warzen zwischen den zahlreichern ebenso großen Schmelzwärzchen ist ihr eigenthümlich. Letztere sind auf der obern Seite drei Mal zahlreicher als die erstern. Das Vaterland unbekannt.

5) E. elegans (*Desor* l. c. tab. 6. fig. 7—9). Der ersten Art am ähnlichsten, aber relativ länger und höher, vorn schmäler, mit dickerer Schale. Die Warzen sehr zahlreich, um das dreifache größer als die Schmelzwärzchen. An Portorico.

6) E. serialis (*Desor* l. c. tab. 6. fig. 10—12), ist eine der größten Arten und durch die Anordnung ihrer Warzen in regelmäßige Reihen sehr ausgezeichnet. Ihre Schale ist dick, lang gestreckt, sehr deprimirt und nach vorn stark verschmälert. Die Schmelzwärzchen sehr klein und nur in geringer Anzahl vorhanden. Vaterland unbekannt.

7) E. conformis (*Desor* l. c. tab. 6. fig. 17—21). Regelmäßig oval und ziemlich dick, der Mund breit und sehr schief, der After sehr groß. Das Verhältniß der Warzen und Wärzchen erinnert an E. elegans, da die untersuchten Exemplare noch mit Stacheln bedeckt waren und die Schmelzwärzchen ohne Stachel befunden wurden, so läßt sich vermuthen, daß letztere auch bei den übrigen Arten keine Stacheln tragen. Vaterland unbekannt.

3) Discoidea *Gray*.

Schon von Klein als eigenthümlich erkannt ist diese Gattung von Leske, Lamarck, Goldfuß und Andern mit Galerites verwechselt worden, mit der sie in der That auch eine sehr große Ähnlichkeit besitzt. Gray hat sie wieder in ihre alten Rechte eingesetzt und Agassiz sowol als Desor haben sie mit Hilfe eines reicheren Materiales gründlicher untersucht. Ersterer beschreibt sie als kreisrunde Galeriten mit centraler, großer zehnzackiger Mündung, mit großem ovalen, meist submarginalen After, mit aus zwei Reihen kleiner runder dicht gedrängter Poren gebildeten Fühlergängen und mit regelmäßig geordneten, perforirten Warzen. Interessant sind die Steinkerne mancher Arten durch die tiefen Einschnitte am untern Rande, welche von Lamellen oder Leisten an der Innenseite der Schale herrühren. Desor hat diese gekerbten Steinkerne und die Arten mit ganzrandigen Steinkernen sorgfältig verglichen und einen äußern Unterschied erkannt. Die erstern sind nämlich meist höher, gewölbter, ihre untere Seite flach, Mund und After kleiner, die Warzen sehr fein; die Arten mit ganzrandigen Steinkernen weichen mehr von den echten Galeriten ab, sind deprimirt, ihre untere Seite concav, der After sehr groß, die Warzen stärker. Mit diesen Unterschieden harmonirt die geologische Verbreitung der Arten, indem die erstern im Kreide-, die andern im Juragebirge vorkommen. Desor bewahrt diesen Unterschied zur Gruppirung der Arten und nennt die einen Diskoideen im engern Sinne, die andern Holektypen (ὅλος-εκτυπος). Wir können ebenfalls nicht mehr als Gruppencharaktere für Arten darin finden und müssen sie zur Begründung selbständiger Gattungen zurückweisen. Die Warzen sind besonders bei den jurassischen Arten in regelmäßige Reihen geordnet, die man vom Munde zum Scheitel laufen sieht, bei den spätern Arten sind die Reihen weniger regelmäßig und die Warzen viel kleiner. Die Wärzchen sind wegen ihrer Kleinheit mit bloßem Auge nicht zu erkennen, aber bieten in ihrer Anordnung specifische Differenzen. Die zahlreichen Arten gehen vom Unteroolith bis in die obern Schichten des Kreidegebirges.

a) Discoidea *Desor*.

Die hierher gehörigen Arten haben kleine Warzen, in nicht immer sehr regelmäßigen Reihen, eine untere ebene Fläche, einen kleinen After, und einen am Rande mit Einschnitten versehenen Steinkern.

1) D. subuculus *Bronn* (Leth. geogn. tab. 29. fig. 19. — *Desor* l. c. tab. 7. fig. 5—7. — Discoidea rotularis *Gray* — Galerites rotularis *Lamk.* — Echinites subuculus *Leske* — Galerites subuculus *Goldf.*). Auf diese Art gründete Klein seine Gattung Discoides. Sie stellt einen kreisrunden Kegel dar, dessen Höhe sich zum Basaldurchmesser wie 3—4 verhält. Der zehneckige große Mund liegt in einer Einsenkung und der große elliptische After dem Rande genähert. Die Warzen erscheinen unter der Loupe betrachtet am Rande auf den großen Asseln in zehn Reihen, auf den Ambulacralasseln

in je vier Reihen geordnet und nur halb so groß. Die großen Asseln sind auch längsgekielt. Die zierlichen Exemplare dieser Art kommen häufig vor in den sandig mergligen Schichten des Pläners in Teutschland, Frankreich und England.

2) D. minima *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 7. fig. 1—4), ist noch kleiner als vorige, und unterscheidet sich durch die deprimirte Gestalt mit abgerundetem Rande und weniger concaver Unterseite. Die Warzen sind in geringerer Anzahl vorhanden und die Wärzchen in schiefen horizontalen Reihen geordnet. Im Kreidemergel Frankreichs.

3) D. pisum *Merian*, ist dem vorigen gleich, nur daß die Wärzchen wie bei D. subuculus unregelmäßig vertheilt sind. Fundort unbekannt.

4) D. turrita *Desor* (l. c. tab. 13. fig. 1—3), kegelförmig, etwas höher als subuculus und mit mindestens zwölf Warzenreihen auf den großen Asseln, die Warzen deutlich perforirt. In einem Exemplare aus dem Grünsande an der Perte du Rhone bekannt.

5) D. cylindrica *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 8. fig. 8—16. — Galerites cylindricus *Lamk.* — Conulus Hawkinsii *Mantell.* — Galerites Hawkinsii *Des Moul.* — Galerites canaliculatus *Goldf.* — Galerites quadrifasciata *Blainv.* — Echinus quadrifasciatus *Linn.*). Ein großer und prächtiger, hochgewölbter Seeigel mit kreisrunder Basis, überall in den mergeligen Kreideschichten verbreitet. Sein Name ist von der beträchtlichen Höhe entlehnt. Die untere Seite ist flach, der Mund rund und relativ klein, der After ebenfalls klein und dem Rande etwas genähert. Die Warzen sehr klein, wenn auch zahlreicher, kennt man auf den großen Asseln doch nur zwei regelmäßige Reihen. Auf der untern Fläche sind sie größer und in horizontale Reihen geordnet. Die Wärzchen dazwischen sind sehr zahlreich. Die Ambulacralasseln tragen nur zwei Reihen, sind selbst sehr schmal, regelmäßig, mit je zwei Poren versehen. Die fünf Genitalasseln haben gleiche Größe und die Ocellarasseln zwischen ihnen eine auffallende Kleinheit. Die Steinkerne zeichnen sich durch sehr markirte Rinnen auf den großen Asseln der Unterseite aus.

6) D. rotula *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 7. fig. 15. 16. — Nucleolites rotula *Brongn.* — Pyrina rotula *Des Moul.*). Der vollkommen kreisrunde Umfang und der in der Mitte zwischen Mund und Rand gelegene After unterscheidet diese Art von der ihr sehr ähnlichen conica. In den Steinkernen sind auch die Randkerben viel schmäler als bei jener. Am Fiz und andern Orten Frankreichs.

7) D. Favrina (*Desor* l. c. tab. 7. fig. 12—14) nähert sich in der allgemeinen Gestalt der cylindrica, aber ihre Warzen bilden auf der flachen Unterseite nicht so regelmäßige horizontale Reihen und der After ist dem Rande näher gerückt. In der Kreide von Rouen und an der Perte du Rhone.

8) D. conica (*Desor* l. c. tab. 7. fig. 17—22). Kegelförmig und abgerundet fünfseitig im Umfang. Die Steinkerne zeichnen sich durch auffallende Größe des Mundes und Afters, sowie der tiefen Kerben am Rande aus. In den untern Kreideschichten Frankreichs.

9) D. decorata (*Desor* l. c. tab. 8. fig. 1—3), ist niedrig, deprimirt, ihre untere Fläche concav, der After ungeheuer groß, die Warzen stark und zierlich geordnet. Im Grünsande der Dauphiné.

10) D. plana *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 9. fig. 1—3), ist die flachste der ganzen Gattung, denn ihre Höhe gleicht noch nicht der halben Breite. Die untere Fläche ist tief concav, der Mund sehr abgerundet. Die Warzen sind sechsreihig auf den großen Asseln angeordnet, nur in zwei Reihen auf den Ambulacralasseln. Die Wärzchen stehen in Querreihen. Wahrscheinlich aus dem Grünsande der Normandie.

b) Holectypus *Desor.*

Die Warzen sind groß und regelmäßig geordnet, die Unterseite concav, der After ungeheuer groß und die Steinkerne ganzrandig.

11) D. depressa *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 10. fig. 4—12. — Galerites depressus *Lamk.* — Echinus depressus *Linn.* — Galerites radiatus *Val.*). Niedrig kegelförmig, kreisrund oder abgerundet fünfseitig; die Unterseite leicht concav, der After fast den ganzen Raum vom zehneckigen Munde bis zum Rande einnehmend. Am Rande zählt man auf einer großen Assel dreizehn Warzenreihen, auf den Ambulacralasseln sechs Reihen, bei kleineren Exemplaren indessen weniger. Die zahlreichen dicht gedrängten Wärzchen sind eben nicht regelmäßig geordnet. Die Exemplare sehr charakteristisch für den Unteroolith der Schweiz und Normandie.

12) D. Meriani (*Desor* l. c. tab. 10. fig. 1—3), unterscheidet sich von voriger durch die weniger ausgeprägte Kegelgestalt, durch den viel breitern After und den erweiterten Basalrand. Fundort unbekannt.

13) D. arenata (*Desor* l. c. tab. 9. fig. 11—13), deprimirt und fast breiter als lang. Sechs Warzenreihen zählt man auf einer großen Assel am Rande, zwei auf einer Ambulacralassel. Die sehr feinen Wärzchen dazwischen stehen in regelmäßigen Querreihen und was besonders charakteristisch ist, die am Munde gelegenen sind länglich oval. Das einzige Exemplar ist im Oxford des Cantons Solothurn gefunden worden.

14) D. Mandelslohi (*Desor* l. c. tab. 9. fig. 14—16). Kegelförmig und unten kaum concav, im Umfange kreisrund, der After relativ klein. Die Anordnung der Warzen wie vorhin, aber die Wärzchen am Munde nicht oval. Im untern Corallenkalk von Solothurn und Urach.

15) D. punctulata (*Desor* l. c. tab. 9. fig. 17—19), deprimirt, mit abgerundetem Rande und flacher Unterseite, ausgezeichnet besonders durch die Anordnung der Wärzchen. Diese erscheinen nämlich unter der Loupe betrachtet in sehr entfernt stehenden und sehr regelmäßigen Querreihen geordnet und zwischen diesen Reihen liegen die ebenfalls sparsam vorhandenen Warzen in senkrechten Reihen. Im untern Coralrag von Oettingen, Bern und Besançon.

16) D. concava *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 9. fig. 4—6). Die höchste Kegelform unter allen jurassischen Arten, denn der Basaldurchmesser ist nur um ein Drit-

theil größer als die Höhe. Der Mund liegt in einer tiefen centralen Concavität der Unterseite und ist im Verhältniß zu dem kleinen After ungeheuer groß. Die Warzen sind klein in zehn Reihen auf den großen und in vier auf den Ambulacralasseln geordnet. Die Wärzchen vertheilen sich unregelmäßig. Das einzige Exemplar erhielt Desor aus dem Eisenoolith von Bayeux in der Normandie.

17) D. inflata *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 9. fig. 7—10), ist gewölbter als vorige, fast halbkugelig, die Unterseite leicht concav, der Mund mäßig und der After sehr groß; die Schale dünn und zerbrechlich, mit sehr kleinen Warzen, deren zwölf Reihen auf den großen Asseln und vier auf den Fühlergängen stehen. Die kaum sichtbaren Wärzchen reihen sich in der Quere. Häufig im Portland des Birsethales.

18) D. hemisphaerica *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 8. fig. 4—7, unterscheidet sich von allen vorigen sogleich dadurch, daß ihr großer After am Rande liegt. Die sehr kleinen Warzen bilden zwischen den Fühlergängen dreizehn, und auf diesen sechs Reihen. Im Corallenkalk der Normandie.

19) D. speciosa *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 10. fig. 13—15. — Galerites speciosa *Münster* — Nucleolites speciosus *Des Moul.* — ? Cidaris angulosa *Leske*). Die größte der ganzen Gattung, drei Zoll im Durchmesser erreichend bei einer Höhe von 1¼ Zoll. Die Unterseite ist leicht concav, der Mund relativ klein, der längliche After größer. Die Warzen der Unterseite ordnen sich nicht ganz regelmäßig. Im Portland des Birsethales und im obern Jurakalk bei Heidenheim.

20) D. macropyga *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 7. fig. 8—11). Eine deprimirte kreisrunde Art mit concaver Unterseite, sehr großem Munde und After. Die Warzen bewahren vom Rande bis zum Scheitel dieselbe Größe und die Wärzchen ordnen sich in entfernt stehende Querreihen. Die Exemplare im Neocomien von Neufchatel und Genf.

4) Pygaster *Agass.*

Die früher bekannten Arten dieser Gattung standen unter den Nucleoliten und sind nebst einigen neuen von Agassiz unter Pygaster vereinigt. Ihr Charakter liegt in der deprimirten, rundlich fünfseitigen Gestalt, in den regelmäßigen Warzenreihen und dem großen, auf die obere Seite gerückten After. Die Mündung ist ebenfalls groß und deutlich zehneckig. Die Warzen werden unregelmäßig auf der Oberfläche von zahlreichen, auf der Unterseite von sehr wenigen Wärzchen umgeben. Die Arten verbreiten sich im Jura und in der Kreide.

1) P. umbrella *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 12. fig. 4—6. — Galerites umbrella *Lamk.* — Nucleolites umbrella *Defrance* — Echinoclypeus umbrella *Blainv.* — Clypeus Plotii *Klein* — Clypeus sinuatus. *Lesk.* — Clypeus semisulcatus *Phill.* — Nucleolites semisulcatus *Des Moul.* — Pygaster semisulcatus *Agass.*). Erreicht einige Zoll im Durchmesser und ist abgerundet fünfseitig. Ihre Höhe verhält sich zur Breite wie 2 zu 5, und der Scheitel liegt etwas hinter der Mitte. Der After nimmt den halben Raum zwischen Scheitel und Rand ein. Die Unterseite ist leicht concav und die zehn Ecken des großen Mundes stehen scharf hervor. Im Portland des schweizer Jura, vielleicht auch im Corallenkalk in Yorkshire.

2) P. patelliformis *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 11. fig. 11—13), das einzig bekannte Exemplar stammt ebenfalls aus dem schweizer Jura und weicht von voriger Art nur wenig ab.

3) P. laganoides *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 11. fig. 5—7). Eine viel kleinere, sehr flache und abgerundete Art mit auffallend großem Munde und eben solchem After. Zwölf Warzenreihen stehen zwischen den Fühlergängen und vier auf denselben. Gegen den Scheitel hin werden die Warzen von dicht gedrängten Wärzchen umgeben, auf der Unterseite von nur sehr wenigen. Das einzig vollständige Exemplar lag im Corallenkalk bei Ranville.

4) P. tenuis *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 12. fig. 1—3), hat eine viel dünnere Schale als die vorigen und ist mit zahlreichen kleinen Warzen besetzt, deren man mindestens 20 zwischen den Fühlergängen und mindestens sechs Reihen auf diesen zählt. Eine unendliche Anzahl von feinen Wärzchen umgibt die Warzen. In der Größe erreicht das Gehäuse die der ersten Art. Im Corallenkalk in Solothurn.

5) P. costellatus *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 11. fig. 1—4. — Nucleolites depressus *Münst.* — Pygaster depressus *Agass.* — Collyrites depressus *Des Moul.*) deprimirt und abgerundet, der Mund in einer Einsenkung gelegen und der relativ sehr kleine After gleich über dem Rande. Die Warzen sehr klein, zumal auf der obern Seite, in sechs Reihen auf den Fühlergängen und in 16 Reihen zwischen denselben. Im Grünsande an der Mündung der Charente.

6) P. truncatus *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 11. fig. 8—10), wird schon durch den Namen charakterisirt, welcher von der auffallenden Abstumpfung des hintern Randes im rundlichen Umriß entlehnt ist. Die obere Seite ist flach gedrückt und der After dehnt sich vom Scheitel fast bis an den Rand hin aus. Die Warzen stehen in vier Reihen auf den Fühlergängen und in neun zwischen denselben. Aus dem Grünsande an der Mündung der Charente.

5) Hyboclypus *Agass.*

Diese Gattung bildet das äußerste Glied in der Familie der Galeriten, denn sie theilt mit denselben die allgemeine Form, die einfachen Fühlergänge und die Structur und Anordnung der Warzen, aber der Mund rückt aus dem Centrum und dadurch nähert sich Hyboclypus dem Dysaster und der After öffnet sich in einer obern Rinne wie bei den Nucleoliten. Die beiden bekannten Arten gehören dem Unteroolith an.

1) H. gibberulus *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 13.

fig. 12—14) hat eine buckelige, unregelmäßige Gestalt, vorn schmal und hoch, hinten breit und deprimirt, der Rand wellig gebogen. Die vordere Höhe wird durch einen Kiel vergrößert, während die hintere Depression durch eine breite, tiefe Rinne unterstützt wird. In dieser dem Scheitel genähert öffnet sich der große After. Die fünfseitige Mündung liegt in einer Depression im vordern Drittheile der Unterseite. Die Warzen sind sehr klein und dicht gedrängt von zahlreichen Wärzchen umgeben.

2) H. canaliculatus (*Desor* l. c. Dysaster tab. 4. fig. 8. 9. — Nucleolites canaliculatus Goldfuß, Petrefact. Taf. 149. Fig. 8), ist regelmäßig und hoch gewölbt, nach Vorn wenig verschmälert. Der vordere Kiel fehlt, aber die Afterrinne ist vorhanden. Die Warzen sind klein und, wie vorhin, dicht gedrängt mit Wärzchen umgeben. Von Staffelberg bei Bamberg. (*Giebel.*)

GALERIUS (C. Val. Maximianus), bemerkenswerth als Mitregent des Kaisers Diocletian. Galerius war von niedriger Herkunft, stammte aus einem Dorfe bei Sardica in Dacien, war erst Hirt (daher später Armentarius genannt), dann Soldat, und zeichnete sich als solcher so sehr durch Tapferkeit aus, daß er bald zu den höchsten Stellen gelangte und endlich neben dem Constantius Chlorus vom Diocletian am 1. März 292 zum Mitregenten ernannt wurde. So hatte also nunmehr Rom, da Diocletian sechs Jahre früher schon den Maximianus zum Mitregenten angenommen hatte, zu gleicher Zeit vier Regenten, welche sich, wiewol Diocletian vor der Hand noch die Seele des Ganzen blieb, in die einzelnen Provinzen theilten. Galerius erhielt dabei Thracien und die Länder an der Donau mit der Hauptstadt Sirmium. Wenn aber bei dieser wesentlichen Umgestaltung der Verwaltung des großen Staatskörpers, zu deren weiterer Sicherstellung die neuen Cäsaren selbst ihre Weiber verstoßen und sich unter einander verschwägern mußten, Diocletian sich der Hoffnung hingegeben hatte, auf diese Weise den nahen Sturz des schon längst morschen Kolosses aufhalten zu können, so hatte er sich gewaltig getäuscht, wenn auch seine vermittelnde Klugheit die Eintracht unter den sich ganz unähnlichen Herrschern noch eine Zeit lang zu erhalten wußte. Galerius spielte in dieser nach Innen und Außen gefahrdrohenden Zeit eine nicht unbedeutende Rolle, die indessen nur in sofern Interesse gewährt, als Galerius, dessen Persönlichkeit der aller seiner Mitregenten untergeordnet erscheint, doch endlich alle drei überflügelte und sich factisch, wenn auch nur auf kurze Zeit, zum alleingebietenden Staatsoberhaupte emporzuschwingen wußte. Sein erstes Auftreten als Cäsar bezeichnete eine unglückliche Unternehmung gegen die Perser, zu deren Demüthigung ihn Diocletian, der sich mit ihm daselbst zu vereinigen gedachte, von der Donau an den Euphrat rief. Ohne diese Vereinigung mit Diocletian abzuwarten, griff Galerius die Perser mit seinem besonders an Reiterei schwachen Heere grade von der Seite her an, wo sie am stärksten waren, und erlitt zwischen Kallinikum und Karrhä eine furchtbare Niederlage. Lohn dafür war ein höchst ungünstiger Empfang von Seiten Diocletian's. Indessen wußte Galerius diesen Schaden bald wieder gut zu machen. Nachdem er in den Donauprovinzen ein neues Heer gesammelt hatte, in welches er besonders eine große Zahl von Gothen aufnahm, ging er von Neuem den Persern entgegen und gab dabei selbst mehrfache Proben seines persönlichen Muthes. So soll er nur von zwei Andern begleitet auf Kundschaft in das persische Lager gegangen und daselbst sich auf das Genaueste orientirt haben. In der darauf folgenden Schlacht errang er einen so großen Sieg [1]), daß man darüber seine frühere Niederlage ganz vergaß. Eine große Anzahl Perser wurde niedergehauen, König Narses selbst verwundet. In dem hierdurch erzwungenen Frieden (im J. 297) mußten die Perser Mesopotamien, fünf Provinzen (deren Namen werden verschieden angegeben) jenseit des Tigris und die Oberherrlichkeit über Armenien und Iberien am Kaukasus abtreten. Gleichzeitiges Waffenglück der drei andern Kaiser gab endlich im J. 303 Veranlassung zu einem und zwar dem letzten prachtvollen Triumphzuge, den die vier Imperatoren zusammen feierten. Bald aber änderte sich Alles. Bereits am 1. Mai 305 legten Diocletian und ebenso Maximian ihre Würde nieder, und wie es scheint wurde Diocletian hierzu weniger durch Altersschwäche als durch die Herrschsucht des Galerius bewogen. So wurden also nunmehr die bisherigen Cäsaren Galerius und Constantius zu Augusten erhoben, aber, wie schon bemerkt, des Constantius Erhebung blieb ohne Bedeutung; als der eigentliche und alleinige Träger der kaiserlichen Gewalt erscheint Galerius. Nicht nur daß bei der neuen Theilung des Reichs Constantius in den westlichen Provinzen den kleineren Theil erhielt und Galerius den größeren Theil behauptete, so ernannte derselbe auch, ohne weitere Rücksprache mit seinem Collegen zu nehmen, zwei neue Cäsaren, den rohen, unerfahrenen Jüngling Daza, genannt C. Galerius Maximinus für Ägypten und Syrien, und den Flavius Severus für Italien und Afrika. Ja des Constantius Sohn, Constantinus, blieb selbst als Geisel am Hofe des Galerius und konnte, als er die Krankheit seines schon das Jahr darauf mit Tode abgehenden Vaters erfuhr, nur mit List entkommen. Ebenso sehr aber als diese Vorgänge einen hellen Blick in die von maßloser Herrschsucht erfüllte Seele des Galerius thun lassen, ebenso sehr lieferte die darauf folgende Zeit den Beweis, wie wenig Galerius der sich angemaßten Gewalt gewachsen war. Während er des Constantius Sohn, Constantinus, der nach seines Vaters Tode unterstützt von einem alemannischen Fürsten Eroch sogleich die Regierung übernahm, als Cäsar anerkennen mußte, ja selbst es nicht hindern konnte, daß demselben die Legionen den Augustustitel anboten, konnte er es ebenso wenig hindern, daß in Rom die Prätorianer, zum letzten Male ihre alte Macht ausübend, den Sohn Maximian's, Maxentius, am 28. Oct. 306 zum Augustus ausriefen, sodaß nunmehr, da Maxentius seinen Vater zum Mitregenten annahm, das Reich auf einmal sechs Regenten hatte: Galerius, Severus, Constantinus, Maximinus, Maxentius und Maximianus. Die Rolle, welche Galerius seit dieser Zeit spielte, war eine ziemlich unbe-

1) Zonarae Annal. Lib. XII. Cap. 21. p. 481. ed. Venet.

deutende und erfüllt mit neuem Abscheu vor ihm. Während schon die erwähnte Empörung der Prätorianer in Rom in nichts anderem ihren Grund hatte, als in einer willkürlichen Erhöhung der ohnedies drückenden Vermögenssteuer, zu welchem Ende er eine Zählung und genaue Untersuchung des Vermögens anstellen ließ, machte er sich auch durch seine grausame Strenge bei seinen Legionen so verhaßt, daß er, als er, um den Maxentius zu vernichten, gegen Rom aufbrach, schon bei Narni wieder umkehren mußte. Noch verabscheuungswürdiger als bis dahin erscheint er auf diesem Rückzuge aus Italien, wobei er seinen Soldaten die schrecklichsten Gräuel erlaubte. Das einzige Bemerkenswerthe von ihm in dieser Zeit, obgleich dasselbe seine Charakterlosigkeit erst recht documentirt, war seine Verständigung mit Maximian, der zu ihm nach Pannonien kam, um mit ihm und dem alten aus seiner Ruhe herausgerissenen Diocletian des Galerius alten Freund und Waffengefährten Licinius zum Mitregenten zu ernennen, ein Unternehmen, was die allgemeine Verwirrung in dem Reiche nur vergrößerte und auch den letzten Schein von Einigkeit unter den Gewalthabern vernichtete. Aus den letzten Lebensjahren des Galerius verdient nur noch ein in seinem und seiner Mitregenten Namen erlassenes Edict [2]) Erwähnung, wodurch er, wol weniger aus Reue als aus Überzeugung von der Fruchtlosigkeit seines bisherigen Verfahrens, die weitere Verfolgung der Christen, welche dieselben von Diocletian und von ihm zu erdulden gehabt hatten, aufhob und ihnen Duldung und öffentliche Religionsübungen erlaubte, wiewol das Edict im Orient niemals befolgt wurde. Er starb an den Folgen seiner Ausschweifungen in Nikomedien im J. 311 an einer ebenso schrecklichen wie ekelhaften Krankheit [3]). Seine Witwe Valeria, sowie sein Sohn Candidianus, sollen nach seinem Tode erst von Maximin und dann von Licinius hart verfolgt worden sein, ja Valeria wurde später in Thessalonich entdeckt auf des Licinius Befehl öffentlich hingerichtet. (*Ramshorn.*)

GALEROPIA (von γαλερός, hell, heiter, und ὤψ, Gesicht), wird ein auf erhöhter Reizbarkeit des Sehnerven beruhender Gesichtsfehler genannt. Die Gegenstände erscheinen nämlich dem Auge in einem hellern Lichte, das Gelbe mehr weißlich, das Weiße glänzend, das Dunkle etwas erleuchtet. Dieser Gesichtsfehler kommt bei Kurzsichtigen vor. (*F. W. Theile.*)

GALERUCA ist eine Käfergattung, welche Cuvier nebst einigen andern in die Gruppe der Galerucitae seiner Familie Cyclica in der Abtheilung der Tetrameren stellt. Cuvier charakterisirt die Gruppe durch ihre fadenförmigen, mindestens die halbe Körperlänge erreichenden Fühler, die sehr nahe beisammen zwischen den Augen eingelenkt sind. Die Palpen der Maxillen enden mit zwei kegelförmigen Gliedern. Der Körper ist oval oder schlank, gestreckt. Die Mitglieder zerfallen in solche mit Springfüßen und in solche mit gleichen Füßen. Geoffroy's Luperus umfaßt in der letztern Abtheilung diejenigen Arten, deren letzten beiden Palpenglieder von wenig verschiedener Größe sind und deren Fühler aus cylindrischen Gliedern gebildet mindestens Körperlänge haben. Die Arten mit kürzern Fühlern, deren Glieder von kegelförmiger Gestalt sind, faßt Geoffroy in die Gattung Galeruca im engern Sinne zusammen. Die springenden Galeruciten bilden die Gattung Haltica, deren Arten klein, mit schönen Farben geziert sind und in großer Anzahl beisammen auf Pflanzenblättern leben. Ihre beträchtliche Zahl erheischt eine besondere Darstellung, auf die wir verweisen. (*Giebel.*)

GALERUCITES, von Latreille angewandter Gruppenname für mehre pflanzenfressende Käfergattungen, welche Linné größtentheils unter Chrysomela zusammenfaßte. (*Giebel.*)

GALĒRUS, scheint ursprünglich eine Adjectivform gewesen zu sein, da wir neben der Masculinform auch die neutrale Form Galērum und ein Mal bei Charisius in einer dort citirten Stelle des C. Gracchus (p. 61. ed. *Putsch.*) sogar die Fömininform galēra finden, und die Ableitung des Wortes von galea hier wol ziemlich deutlich hervortritt; es wird damit eine eigene Art der Kopfbedeckung bezeichnet; galerus, sagt Servius zu Virgil's Äneis VII, 688, est genus pilei, quod Fronto genere neutro dicit hoc galerum; und zwar zunächst eine solche, wie sie gewisse Priester als äußeres Abzeichen ihrer Würde trugen, und zwar der Flamen Dialis von weißer Farbe, wie wir aus einer Stelle des Varro bei *Gellius*, N. A. X, 15 ersehen, wo es heißt: Flamen Dialis solus album habet galerum, und in diesem Sinne hatte auch Suetonius, wahrscheinlich in der verlorenen Schrift: De nominibus vestium, den galerus ausdrücklich von den beiden andern Kopfbedeckungen der Priester unterschieden; Suetonius, so lautet die Stelle bei Servius zu Virgil's Äneis II, 683, tria genera pileorum dixit, quibus sacerdotes utuntur, apicem, tutulum, galerum. Sed *apicem* pileum sutile circa medium virga eminente, *tutulum* pileum lanatum metae figura, *galerum* pileum ex pelle hostiae caesae. Hiernach haben wir also darunter uns wol eine spitz in Form eines Helmes auslaufende lederne, wahrscheinlich mit einem weißen Tuche umwundene, aus dem Felle des geschlachteten Opferthieres zubereitete Mütze zu denken, welche ursprünglich wol allein die Priester zu tragen pflegten; vergl. auch *Appulejus*, Apolog. p. 288 (p. 442) und *Philippus Rubenius*, Elect. II, 25. Nachher aber ward der Gebrauch des Wortes ausgedehnt auch auf andere in ähnlicher Weise gestaltete, aus Leder verfertigte Kappen oder Mützen, die man zum größern Schutze des Kopfes auf Reisen, bei Feldarbeiten, ja selbst im Kriege (daher galeritus bei *Propertius*, Eleg. IV, 1, 29) und dergl. trug, wie z. B. bei *Virgil.* Aen. VII, 688. Moret. 121. *Gratius*, Cyneget. 340. *Statius*, Theb. I, 305. *Sueton.* Ner. 26. *Calpurn.* Eclog. I, 7. *Juvenal.* VIII, 208 mit den Scholien p. 344. ed. *Cramer.* So ergreift Nero, wie wir bei Suetonius (a. a. O.) lesen, mit eintretender Dämmerung einen pileus oder galerus, und in dieser Kopfbedeckung besucht er die Knei-

2) *Lactant.* De mort. persecutorum Cap. 34. 3) *Lactant.* l. l. 33 sqq. *Euseb.* H. E. VIII, 16.

pen und treibt ſich in nächtlichen Schwärmereien herum. Endlich wird ſelbſt die künſtliche Kopfbedeckung der Frauen, d. i. der künſtliche Aufſatz von blond gefärbten Haaren, alſo eine Art von Perücke, wie ſie in der römiſchen Kaiſerzeit die Frauen, namentlich auch öffentliche Dirnen, aufzuſetzen pflegten, mit dem Namen galerus bezeichnet, wie aus *Juvenal* VI, 120 und den alten Scholien daſelbſt erſichtlich wird; eine ſolche Perücke hatte ſelbſt der Kaiſer Otho wegen ſeiner ſpärlichen Haupthaare angelegt, wie Suetonius in deſſen Leben Cap. 12 (*galericulo* capiti propter raritatem capillorum adaptato et annexo ut nemo dignosceret) berichtet, der hier ein von galerus gebildetes Diminutivum gebraucht. Unter dieſen Umſtänden kann es nicht befremden, wenn ein ſpäterer Dichter, wie Auſonius, das Wort Galerus bildlich von der Knoſpe der Roſe anwendet; ſ. Idyll. XIV, 25.

(*Baehr.*)

GALESTRUZZI (Giovanni Battista), wurde 1618 zu Florenz geboren und von Francesco Furini in der Kunſt unterwieſen. Im J. 1652 wurde er Mitglied der Akademie von St. Lucas in Rom. Sein Todesjahr iſt unbekannt, doch arbeitete er noch im J. 1661 zu Rom, da ein von ihm zu Ehren des Cardinals Mazarin in Kupfer geſtochenes Monument dieſe Jahrzahl trägt. Beſondere Bemerkung verdient dieſer Künſtler wegen ſeiner außerordentlich fruchtbaren kupferſtecheriſchen Thätigkeit. Bartſch in ſeinem Peintre Graveur T. XXI. p. 51 beſchreibt von ihm 333 Kupferſtiche, und dennoch iſt dieſes Verzeichniß noch nicht vollſtändig erſchöpfend. Seine Kupferſtiche verrathen einen vorzüglichen Zeichner, der die Radir- und Schneidenadel mit außerordentlichem Geſchicke und auf eine zierliche, graziöſe und geiſtreiche Weiſe anzuwenden wußte, und es iſt daher doppelt zu beklagen, daß die von ihm dargeſtellten Gegenſtände meiſt zu geringfügiger Art ſind, als daß ſie ein großes Intereſſe erwecken könnten. (*H. Weber.*)

GALEUS, von Cuvier auf den Linné'ſchen Squalus galeus begründete Gattung der Haifiſche, welche Müller und Henle zum Typus der Haifiſchfamilie Galei (ſ. d. Art.) erhoben haben. Es gehören hierher ſehr ſchlanke Haifiſche, welche höchſtens ſechs Fuß Länge erreichen. Sie haben einen platten Kopf und in beiden Kiefern gleiche flache Zähne. Die Spitze dieſer iſt ſchief nach Außen gewandt, bei den vordern aber gerade. Ihr innerer Rand iſt glatt und ſchneidend, der äußere an der Baſis abgeſetzt und gezackt. Die Vorderzähne ſind auf beiden Seiten ihrer Baſis gezackt. Die länglichen Spritzlöcher liegen etwa um die halbe Länge der Augenſpalten hinter den Augen und die Pupille bildet nach Unten einen Winkel, aber iſt nach Oben rund. Von den fünf Kiemenlöchern ſtehen die letzten beiden über den Bruſtfloſſen. Eine Schwanzgrube fehlt, der obere Lappen der Schwanzfloſſen iſt nur ein Mal eingeſchnitten und die Darmklappe ſchraubenförmig. Die lebenden Arten bewohnen die europäiſchen Meere und an Japan, und ſind ſehr gefräßige Haifiſche, von vorweltlichen kennt man nur eine ungenügend aus tertiairen Schichten, da die Anfangs hierher geſtellten zahlreichen Zähne zur Gattung Galeocerdo gehören.

1) G. canis (*Rondelet*, De piscibus marinis 377. Müller und Henle, Plagioſtomen 57). Die Meerfau der europäiſchen Meere erreicht bis ſechs Fuß Länge und einen Centner an Gewicht. Ihr ſchlanker Körper iſt oben graubraun, unten weiß. Die Schnauze iſt von mäßiger Länge mit abgerundeter Spitze, die Naſenlöcher dem Maul näher als der Schnauzenſpitze und mit ſchmaler, ſpitzer Naſenklappe. 34 Zähne zählt man oben und ebenſo viel unten, jeder mit ſechs Sägezähnen an der äußern Baſis. Die erſte Rückenfloſſe ſteht mitten zwiſchen Bruſt- und Bauchfloſſen, hat einen vordern abgerundeten, hintern ſpitzen Winkel und einen leicht ausgeſchnittenen Rand. Die zweite Rückenfloſſe ſteht über und etwas vor der Afterfloſſe, iſt halb ſo groß als die erſte und hat, wie die Afterfloſſe, einen vordern abgerundeten, einen hintern ſpitzen Winkel und einen kaum ausgeſchnittenen Rand. Die Bruſtfloſſen ſind geradrandig, mit abgerundeten Winkeln; die Schwanzfloſſe kurz, ihr oberer Lappen doppelt ſo lang als der untere.

2) G. japanicus (Müller und Henle, Plagioſtomen 58. Taf. 22). Iſt um die Hälfte kleiner, grau gefärbt, am Bauche etwas heller und lebt an Japan. Beſondere Unterſchiede von vorigem liegen in der breiten, runden Naſenklappe, in der geringern Anzahl von Sägezähnen an der äußern Baſis der Zähne, in der Form der Floſſen. Die Bruſtfloſſe iſt nämlich an ihrem hintern Rande faſt gar nicht ausgeſchnitten, ihr äußerer Winkel ſpitzer, ihr innerer mehr abgerundet. Die zweite Rückenfloſſe iſt nur wenig kleiner als die erſte, höher, mit kürzerem innerem Winkel. Die Afterfloſſe kleiner und niedriger als die ihr gegenüberliegende Rückenfloſſe. Der obere Lappen der Schwanzfloſſe relativ länger. Die Schuppen haben eine dreikielige Außenſeite.

3) G. Cuvieri (*Agassiz*, Rech. poissons fossiles III, 379), gründet ſich auf die in der Ittiologia Veroneſe Taf. 3. Fig. 1 als Squalus carcharias aus den Tertiairſchichten des Monte Bolca gegebene Abbildung.

(*Giebel.*)

Galgant, ſ. Alpinia; wilder Galgant, ſ. Cyperus (longus).

GALGANTWURZEL. Aus Oſtindien, China und Cochinchina kommt dieſe ſcharf-bitterlich, gewürzhaft ſchmeckende Wurzel in Handel, welche als Gewürz, als Parfüm und als Arzneimittel gebraucht wird. Man unterſcheidet den großen und den kleinen Galgant. Die Mutterpflanze der Radix Galangae majoris iſt die zu den Scitamineen gehörige Alpinia Galanga oder Maranta Galanga *Linn.* (Monandria, Monogynia); dieſe Wurzeln ſind geringelt, äußerlich roth, innen weiß, und kommen in Stücken von einem Zoll Länge und Dicke vor. Die kräftigere Radix Galangae minoris hielt man früher für die Wurzeln jüngerer Pflanzen, oder man vermuthete auch, daß die kleineren Wurzeln für den Handel beſonders ausgeleſen würden. Die Wurzeln ſind aber mehr braun und im Innern mehr röthlich, und ihre Mutterpflanze iſt nach Ainslie noch unbekannt. Nach Roxburgh wird auch die Alpinia nutans als Galgantwurzel verſendet. Der kleine Galgant bildet walzenför-

mige, gebogene, oftmals gabelige, braunrothe, geringelte Stücke von 2—3 Zoll Länge auf 3—6 Linien Dicke.

Der Geruch des geriebenen Galgants ist cardamomenartig. Von einem Pfund Wurzeln erhält man eine Drachme ätherisches Öl. Der Galgant kann mit Rad. Cyperi longi und Rad. Cyperi rotundi verwechselt werden. Dulk fand auch eine leichtere, heller gefärbte, übrigens sehr ähnliche Wurzel darunter, die aber des aromatischen Geruchs und Geschmacks entbehrte.

Der Galgant gehört zu den gewürzhaften Mitteln, wie Ingwer, Angelika, und wird als Carminativum, bei Schwäche des Darmkanals, als Reizmittel des Nerven- und Gefäßsystems bei Amenorrhöe, bei Lähmungen u. s. w. gebraucht. Man gibt ihn in Pulverform einige Male täglich zu 10—20 Gran, als Tinctur zu 5—20 Tropfen, als Infusum vinosum oder spirituosum. Außerdem gebraucht man ihn als gewürzhaften Zusatz zu manchen Arzeneien, z. B. zur Chinarinde. Auch ist der Galgant ein Bestandtheil mancher zusammengesetzter Präparate, der Tinctura aromatica, der Tinct. aromatico-acida, der Tinct. carminativa der preußischen Pharmakopoe. (*F. W. Theile.*)

GALGANTWURZELÖL, ein sauerstoffhaltiges, ätherisches Öl, enthalten in der Wurzel von Alpinia Galanga. Es ist nach Neumann und Buchholz von gelblichweißer Farbe, aromatischem Geschmacke und dem Cajeputöle ähnlichem Geruche; sein spec. Gewicht ist geringer als das des Wassers; es ist sehr dünnflüssig, nicht sehr flüchtig, verdickt sich an der Luft und verliert den Geruch. In Alkohol und Äther ist es leicht und in jedem Verhältniß, in wässerigem Ammoniak hingegen und in Kali nur sehr wenig löslich. (*J. Loth.*)

GALGULUS. Mit diesem Namen bezeichneten die alten Römer, den Angaben des Plinius zufolge, unsern, nach Aristoteles von den alten Griechen *χλωρίων* benannten, Pirol oder Pfingstvogel, welchen Linné mit dem systematischen Namen Oriolus galbula belegte. Brisson, welcher zur Zeit Linné's lebte, sich aber zu der von Letzterem eingeführten binären Nomenclatur nicht bekannte, und dadurch den Anspruch auf Anerkennung seiner Gattungsnamen aufgab, belegte mit dem Namen Galgulus die von Linné im System als Coracias aufgeführte Gattung. Es behält daher der Name Galgulus für diejenige Vogelgruppe seine Geltung, welche später von Wagler mit diesem Namen belegt wurde und welche folgendermaßen charakterisirt wird:

Gen. Galgulus *Wagl.* 1827 *). Seidenelster.

Der Kopf ist oben und an den Seiten nackt und ohne alle Federn; der Schnabel so lang als der Kopf, mit gebogener Firste, ziemlich niedergedrückt und breit an der Wurzel, nach der Spitze hin seitlich zusammengedrückt, Kieferschneiden fast gerade und ohne Einschnitt vor der Spitze; Mundwinkel ohne Bartborsten; Nasenlöcher fast in der Mitte des Schnabels in einer häutigen Vertiefung, rundlich, offen und durchgehend; die mittelmäßigen, abgerundeten Flügel reichen nur bis über die Schwanzwurzel hinaus, die sechste und siebente Schwinge sind gleichlang und die längsten; Schwanz sehr lang und stufig; Lauf merklich lang und ziemlich schlank, Vorderlauf mit Tafeln bekleidet, Laufseiten scheinen (nach Gray's Abbildung in Genera of Birds tab. 76) mit einer Stiefelschiene versehen; Zehen mittelmäßig, die seitlichen Zehen fast gleich lang und die Außenzehe fast ganz mit dem ersten Gliede der Mittelzehe verwachsen; Hinterzehe von mittelmäßiger Länge und stark; das Gefieder ist dicht und seidenartig.

Die richtige Stelle im natürlichen Systeme scheint für diese seltene, uns nicht aus Autopsie bekannte Gattung noch nicht gefunden zu sein. Temminck hält dieselbe für nahe verwandt mit Crypsirhina *Vieill.* (Callaeatinae) und durch den nackten Kopf mit Gymnops *Cuv.* (Graculinae); Wagler bezieht sich auf Crypsirhina, Tropidorhynchus (Meliphaginae) und Gracula. Gray stellt die Gattung zu den echten Raben (Corvinae), ebenso Leß, welcher durch den Gattungsnamen Picathartes (!) auf ein Mittelding zwischen Pica und Cathartes hindeuten zu wollen scheint! Nach den vorliegenden Beschreibungen und Abbildungen läßt sich mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß die Gattung Galgulus weder zu irgend einer Abtheilung der Raben (Corvidae), noch Atzeln (Graculinae) gehören kann, da hiergegen sowol die Flügelbildung, als die Stellung der Nasenlöcher streitet; die Beziehungen zu Tropidorhynchus scheinen zwar näher zu sein, doch finden sich auch hier noch manche wesentliche Unterschiede, sodaß es den Anschein gewinnt, als möchte die Gattung Galgulus für sich oder mit einigen noch zu entdeckenden Formen eine kleine, natürliche Gruppe bilden, was sich indessen, ohne den Vogel gesehen zu haben, nicht mit Bestimmtheit behaupten läßt.

Die einzige bis jetzt bekannte Art ist:

1) G. gymnocephalus (Corvus gymnocephalus *Temm.* pl. col. 227. — Picathartes gymnocephalus *Less.* Traité d'Ornith. p. 330; *id. Gray* Genera of Birds). Die nackte Haut des Kopfes ist an der Schnabelwurzel und Ohrgegend schwärzlich, an den übrigen Stellen scheint sie im Leben röthlich zu sein; der Nacken ist spärlich mit sehr kurzen, weißen Härchen besetzt; Vorderhals und die ganze Unterseite weiß; die Oberseite vom Rücken abwärts bisterbraun; Füße gelb; Schnabel schwarz. Ganze Länge 15″. — Über die Lebensart dieses Vogels ist bis jetzt Nichts bekannt, da sein eigentliches Vaterland noch nicht mit Bestimmtheit festgestellt ist, sondern nur Vermuthungen entweder für das Innere von Afrika, oder die philippinischen Inseln, welches Letztere wol der Wahrscheinlichkeit näher steht, aufgestellt sind. (*Cabanis.*)

GALIANI (Ferdinando), geb. 1728 zu Chieti in den Abruzzen, war ein Sohn des königlichen Gerichtsassessors Matteo Galiani. Im achten Lebensjahre kam er nach Neapel, wo ihn sein Oheim, der dortige Oberkapellan Cölestin Galiani, durch einen Weltpriester in den Elementen der lateinischen Sprache und in den schönen Wissenschaften unterrichten ließ. Ein längerer Aufenthalt in Rom veranlaßte ihn im Jahre 1740, sei-

*) Gleichbedeutend ist Picathartes (!) *Less.* 1831.

ten Neffen den Cöleſtinermönchen des Kloſters S. Pietro a Majella zu übergeben. Dort widmete ſich Galiani mit beſonderem Eifer der Mathematik und Philoſophie. Im J. 1742 ſtudirte er zu Neapel die Rechte. Durch ſeinen wieder aus Rom zurückgekehrten Oheim kam er mit Capaſſi, Vico, Mazzocchi, Ariani u. a. gelehrten Männern in Berührung. Er erweiterte und berichtigte dadurch ſeine Kenntniſſe. Ein inniges Freundſchaftsband knüpfte ihn an den florentiniſchen Marcheſe Rinuccini und an Bartolomeo Intieri. Beide Männer weckten in ihm ein beſonderes Intereſſe für die Handelswiſſenſchaft und Staatsökonomie. Galiani ward um dieſe Zeit Mitglied der Academia degli Emuli, einer gelehrten Geſellſchaft, die ſich wöchentlich in dem Hauſe eines neapolitaniſchen Edelmannes, Pandolfelli mit Namen, zu verſammeln pflegte. Zu dieſem literariſchen Vereine gehörten, außer ſeinem Bruder Bernardo Galiani, Martorelli, Perfetti, Carcani und andere talentvolle junge Männer, die ſich ſpäterhin einen Namen in der Literatur erwarben. In den Verſammlungen jener Akademie beantwortete Galiani ſchriftlich die von derſelben aufgeworfene Frage, ob es einer edlen Seele wohl anſtehe, ſich von der Leidenſchaft der Liebe einnehmen zu laſſen. Auch las er eine Abhandlung über die Platoniſche Liebe vor [1]). Den meiſten Beifall fand ein von ihm verfaßter Aufſatz über das alte Münzweſen [2]). Mehr in der Abſicht, ſich im toscaniſchen Dialekte und in der engliſchen Sprache zu üben, als um ſeine Überſetzung drucken zu laſſen, übertrug Galiani 1744 ein bekanntes numismatiſches Werk des Engländers Locke ins Italieniſche. In ſeinem 18. Jahre (1746) unternahm er ſein ausführliches und mit großem Fleiße ausgearbeitetes Werk über die älteſte Geſchichte der Schiffahrt im mittelländiſchen Meere.

Eine ſinnreiche Art von Rache nahm er an der Academia degli Emuli, von der er ſich gekränkt glaubte. Jener literariſche Verein pflegte die Todesfälle berühmter Neapolitaner in Verſen und in Proſa verherrlichen und die verſchiedenen Aufſätze der Geſellſchaftsmitglieder in Sammlungen drucken zu laſſen. Eine ſolche Sammlung veranſtaltete Galiani mit Hilfe ſeines Freundes Carcani zu Ehren des geſtorbenen Henkers bei dem Criminalgerichte zu Neapel. Aufs Täuſchendſte hatte Galiani in jenem Werke, welches die Dedication eines arkadiſchen Schäfers an den Knecht des Henkers begleitete, den Styl der einzelnen Mitglieder nachgeahmt. Die heimlich gedruckte Sammlung erſchien unter dem Titel: Componimenti varii per la morte di *Domenico Jannocone*, Carnefice della gran corte della Vicaria; raccolti e dati in luce di Gianantonio Avvocato Napolitano [3]). Das mit vielem Humor geſchriebene Buch fand ſo viele Leſer und Käufer, daß die ziemlich ſtarke Auflage in wenigen Tagen vergriffen war. Unter den Gelehrten, die darin perſiflirt worden waren, befanden ſich mehre Männer von Anſehen und Gewicht, die den König dringend erſuchten, dem Verfaſſer nachzuforſchen und ihn zu beſtrafen. Auf die Verſchwiegenheit des Druckers glaubten ſich Galiani und ſein Freund Carcani nicht verlaſſen zu können. Sie entdeckten daher die Sache freiwillig dem Staatsſecretair Tanucci, der das ſatyriſche Werk mit großem Vergnügen geleſen hatte, und ſich freute, zwei ſo talentvolle junge Männer kennen zu lernen. Er dictirte ihnen, um ihren Anklägern wenigſtens einige Genugthuung zu geben, die gelinde Strafe zehntägiger geiſtlicher Exercitien.

Ernſtlich beſchäftigte ſich Galiani, nachdem er dem drohenden Ungewitter ſo glücklich entgangen war, mit der Vollendung eines ungleich wichtigern Werkes über das Münzweſen, welches, in fünf Bücher getheilt, 1750 die Preſſe verließ und von dem Verleger dem Könige Karl III. gewidmet ward. Das Werk empfahl ſich durch Gründlichkeit und logiſche Anordnung, wie durch Anmuth und Präciſion des Styls. Es zeugte zugleich von einem gründlichen Quellenſtudium, ward vielfach geleſen und bewundert, und als ein claſſiſches Werk ſelbſt vom Auslande verlangt, zu einer Zeit, wo der Verfaſſer deſſelben noch unbekannt war, da Galiani ſich auf dem Titel nicht genannt hatte. Endlich entdeckte er ſich, zur großen Freude ſeines Oheims, der ihm über ſein früheres ſatyriſches Werk manche Vorwürfe gemacht hatte. Wegen der gründlichen Kenntniſſe, die er in einem noch ſo jugendlichen Alter gezeigt, erntete er überall ein faſt ungetheiltes Lob ein [4]).

Beſonders verdient machte ſich um ihn ſein Oheim, der ihm einige anſehnliche Pfründen verſchaffte, deren Einkünfte jährlich gegen 500 Ducati betrugen. Eine gleiche Summe bezog er jährlich von der St. Katharinenabtei zu Celano, die ihm nach empfangener Prieſterweihe der Hof zu Neapel verliehen hatte. Von der Sorge für ſeine Subſiſtenz befreit, fuhr er fort als Schriftſteller thätig zu ſein. Er ſchrieb eine Geſchichte Carthago's, von der Stiftung dieſes Freiſtaates bis zum erſten puniſchen Kriege, und verbreitete über dieſe dunkle Periode manches Licht. Seine Kenntniß der griechiſchen, hebräiſchen und chriſtlichen Alterthumskunde zeigte er in einer Abhandlung über

1) Dieſe ungedruckt gebliebenen Abhandlungen führen den Titel: Due lezioni academiche, una sopra la questione, se convenga ad anima ben nata essere presa da passione amorose, e l'altra sopra l'Amor Platonico. 2) Dissertazione sullo stato della moneta a' tempi della guerra Trojana. Rühmlich erwähnt Mazzocchi in ſeinem 1751 erſchienenen Buche: Ecclesiae Neapolitanae semper unicae etc., die erwähnte Abhandlung. Er gedenkt dort aber auch (p. 200) noch einer andern: Sul Castro Luculliano, welche Galiani in ſeinem 17. Jahre verfaßt haben ſoll. Vergl. Wieland's Deutſchen Merkur. 1789. St. 8. S. 179 fg.

3) Dieſer Johann Anton Sergio war der Vorſteher der Akademie, der ihn beleidigt hatte. 4) Auf einem grundloſen, von Galiani's Feinden verbreiteten, Gerüchte beruht die Notiz, daß nicht er, ſondern der Abbé Intieri der Verfaſſer des oben erwähnten Werkes geweſen ſei. Dies Gerücht wird am beſten widerlegt durch einen eigenhändigen Brief Intieri's an Galiani. „Ich habe," ſchreibt er aus Maſſa den 13. Aug. 1751, „mit Bewunderung und unausſprechlichem Vergnügen das Buch vom Münzweſen nicht blos geleſen, ſondern auch vielen meiner Freunde davon Nachricht gegeben, von der wunderbaren Stärke des Verfaſſers hingeriſſen, welcher ſich ohne allen Zweifel in dieſem Fache die erſte Stelle erworben hat. Seine Art zu philoſophiren iſt mir ganz neu; ſie iſt ſo bündig, daß nur Wenige mit ihm verglichen werden können." — Schwerlich würde ſich Intieri ſolcher Ausdrücke bedient haben, wenn er ſelbſt an dem Werke Antheil gehabt hätte.

den 10. Vers im 49. Capitel des ersten Buches Mosis. Er übersetzte ferner das erste Buch des Anti-Lucrez in italienische Verse, und schrieb mehre kleine Gedichte vermischten Inhalts.

Zu seiner höhern geistigen Ausbildung unternahm Galiani, von seinem Oheim unterstützt, 1751 eine Reise durch Italien. Sein Freund Carcani begleitete ihn bis Rom. Auf dieser Reise verschaffte ihm der Ruf seines Namens manche interessante Bekanntschaften. Selbst dem Papste Lamberti ward er durch den Cardinal Valenti vorgestellt und von dem Oberhaupte der Kirche mit besonderer Achtung empfangen. Galiani schrieb darüber den 17. Dec. 1751 an seinen Oheim: „Vergangene Mittwoch bin ich beim Papst gewesen. Obgleich Audienztag für die Staatsminister war, erinnerte er sich doch meiner, und ließ mich vor den Secretairen der Congregationen zu sich rufen. Er unterhielt sich zwar nur eine kurze Zeit mit mir, äußerte aber eine unbeschreibliche Leutseligkeit. — Von dem Buche über das Münzwesen und von der Sammlung der Lobschriften über den Henker sprach er viel mit mir, und machte mir über beide Werke große Lobeserhebungen. Die Unterredung war kurz. Ich verlangte Nichts von ihm, und so blieben wir Freunde."

In Florenz ward Galiani von der colombarischen Gesellschaft und von der berühmten Academia della Crusca zum Mitgliede aufgenommen. In Padua lernte er Facciolati, Morgagni, Poleni und andere Professoren jener berühmten Hochschule kennen. Auch in Venedig und Turin machte er mehre interessante Bekanntschaften. Er hatte eine Audienz bei dem Könige Karl Emanuel, der sein Buch über das Münzwesen gelesen hatte, und sich mit ihm über wichtige Staatsangelegenheiten, über Handel und Industrie und andere Gegenstände unterhielt. Galiani schrieb darüber den 12. Sept. 1752 an seinen Oheim: „Ich habe bisher noch Niemanden gefunden, der vom Münzwesen richtigere Begriffe gehabt hätte, als der König. Es sprach von Locke's und andern Werken, und bewies, daß er den Inhalt derselben erschöpft hatte. Er eröffnete mir, daß er seine Truppen durch alle seine Staaten vertheilt habe und nur ein Bataillon zu Turin halte, damit das Geld überall gleich vertheilt und die Soldaten nicht verderbt würden. Der Herzog von Savoyen kam hinzu und der König präsentirte mich ihm. Beide fingen an von Regierungsangelegenheiten zu sprechen, und kamen dabei auch auf die Nothwendigkeit, den Ackerbau zu befördern. Der Herzog von Savoyen führte das Beispiel der Ägypter und Römer an, und zeigte, daß er Rollin's Geschichte gelesen und vortreffliche Maximen desselben sich zu eigen gemacht hatte." Zu den berühmten Staatsmännern und Gelehrten, die Galiani bei der Fortsetzung seiner Reise durch Italien kennen lernte, und mit denen er späterhin einen fast ununterbrochenen Briefwechsel unterhielt [5]), gehörten, außer den bereits genannten, vorzugsweise Zanotti, Maffei, Boscovich, Assemanni, Neri, Bianchi, Cocchi, Lami u. A. Auch den berühmten teutschen Alterthumsforscher Winckelmann lernte er auf jener Reise persönlich kennen.

Mit tiefem Schmerze erfüllte ihn der um diese Zeit, den 23. Juni 1753, erfolgte Tod seines Oheims, dem er seine Erziehung und viele Beweise seines Wohlwollens zu verdanken gehabt hatte. Trost und Zerstreuung suchte er in ernsten wissenschaftlichen Studien und in dem Umgange mit Intieri, Rinuccini, Viviani, Genovesi u. a. geistreichen Männern. Durch eine von seinem Freunde Intieri erfundene Maschine, das Korn zu vieljähriger Aufbewahrung zu trocknen, erhielt Galiani die nächste Veranlassung zu seiner 1754 herausgegebenen Abhandlung: Della perfetta conservazione del Grano, Discorso di *Bartolommeo Incontri*. Ungefähr um diese Zeit (1755) beschäftigte sich Galiani auch mit einer Sammlung aller Arten von Steinen des Vesuvs. Er brachte gegen 140 zusammen. Seine darüber geschriebene Abhandlung ward indessen erst nach einer Reihe von Jahren (1772) nach der Titelangabe zu London, doch eigentlich in Neapel gedruckt. Seine Sammlung schickte er, nebst der gedruckten Beschreibung, dem Papste Benedict XIV., und schrieb auf eine der Kisten die Worte: Beatissime Pater, fac ut lapides isti panes fiant. Der heilige Vater, erfreut über das Geschenk, verwandelte die ihm gesandten Steine wirklich in Brod. Galiani empfing mit der ihm verliehenen Pfründe des Kanonikats in Amalfi ein jährliches Einkommen von 400 Ducati. Den großen Werth, den der Papst auf das ihm gemachte Geschenk legte, zeigt sein an Galiani gerichtetes Schreiben vom 18. April 1755. „Mit Ihrem Briefe vom 8.," heißt es darin, „haben wir die Sammlung der vesuvischen Producte glücklich erhalten. Glauben Sie nicht, daß dies ein gleichgültiges Geschenk für uns sei. Wir haben ein großes Vergnügen darüber empfunden, und werden es nächstens nach Bologna senden, wo es den Professoren des Instituts sehr werth und willkommen sein wird, besonders wenn sie das lesen werden, was Sie mit vieler Kenntniß über diese Producte angemerkt haben ꝛc." [6]).

Galiani gehörte auch zu den Mitgliedern der vom Könige Karl III. 1755 gestifteten Herculanischen Akademie, die sich mit der Bekanntmachung und Erklärung der Alterthümer von Herculanum, Pompeji und Stabiä beschäftigte. Fleißig besuchte er die Versammlungen jener Akademie und erklärte mehre antike Gemälde. Seine und der übrigen Mitglieder Aufsätze befinden sich in dem 1757 erschienenen ersten Bande der Herculanischen Gemälde. Dem Könige, der ihn sehr schätzte, verdankte er einen Jahrgehalt von 150 Ducati, den er aus dem Bisthume zu Catania in Sicilien bezog. Nach Galiani's Ideen, die er in einem eigenen Aufsatze niederlegte, ward dem Monarchen zu Ehren eine Reiterstatue in Neapel errichtet. Das

5) In Galiani's litterarischem Nachlasse fanden sich acht dicke Bände, welche seine Correspondenz mit italienischen Gelehrten enthielten. Sein ebenfalls erhaltener Briefwechsel mit auswärtigen Gelehrten, sowie mit mehren Fürsten und Staatsmännern füllte 14 Bände, die nach seinem Tode in die Hände eines seiner Verwandten, des Advocaten Franz Azzerati, kamen.

6) Benedict XIV. schenkte die erwähnte Sammlung der Universität zu Bologna, wo sie seitdem sorgfältig aufbewahrt ward.

nach derselben gebildete Modell sieht man noch heutzutage auf der Piazza dello Spirito santo. Seinen am 3. Mai 1758 gestorbenen Gönner, den Papst Benedict XIV., ehrte Galiani durch eine Lobrede, die er dem päpstlichen Nuntius zu Neapel und nachherigen Cardinal Passavicino dedicirte. In diese Zeit fällt auch Galiani's Abhandlung: Degli uomini di statura straordinaria, e de' Giganti. Zu dieser Abhandlung, in der er einen Maßstab an die Hand gab, die erdichteten Riesen von den wahren zu unterscheiden, war er durch die ungewöhnliche Größe eines jungen Irländers, Magrat mit Namen, veranlaßt worden, der im October 1758 nach Neapel gekommen war. Das neue Jahr (1759) feierte er durch eine scherzhafte Rede, in welcher er unter mehren moralischen Reflexionen die Ehe als die Basis des Lebensglücks darstellte [7]).

Mit dem Jahre 1759 begann Galiani's öffentliche Laufbahn. Er war von dem neapolitanischen Hofe zum Gesandtschaftssecretair nach Frankreich ernannt worden, mit einem Jahrgehalt von 1200 Ducati. Im Juni 1759 langte er in Paris an, wo es ihm in der ersten Zeit nicht behagt zu haben scheint. Seine damaligen Briefe an den neapolitanischen Staatssecretair, den Marchese Tanucci enthalten die wiederholte Bitte, ihn zurückzurufen. Als Vorwand brauchte er das Klima, das seiner Gesundheit höchst nachtheilig sei. Tanucci ermuthigte ihn, bald durch ernste Vorstellungen, bald durch beißenden Scherz. „Mit der feuchten Luft zu Fontainebleau," schrieb er ihm unter andern, „geht es Ihnen, wie dem gefangenen Harlekin, der Arme und Beine aus dem eisernen Gitter hervorstreckt, um so wenig als möglich eingeschlossen zu sein."

Als der neapolitanische Gesandte am französischen Hofe, der Graf von Cantillana, ein geborener Spanier, im März 1760 einen sechsmonatlichen Urlaub nahm, um in seine Vaterstadt Madrid zurückzukehren, erhielt Galiani das Decret eines Chargé d'affaires mit einer beträchtlichen Gehaltserhöhung. Hierdurch und durch die Gewohnheit söhnte er sich mit dem Aufenthalte in Paris allmälig aus. Von dem französischen Hofe ward er mit großer Achtung behandelt. Ludwig XV. verehrte ihm eine goldene Dose, die mit seinem Portrait und mit Brillanten geschmückt war. Er ward in die vornehmsten Cirkel eingeführt und erwarb sich die Freundschaft vieler ausgezeichneten Gelehrten. Sein Geist und seine Kenntnisse erregten allgemeine Bewunderung. Die Herzogin von Choiseul, Gemahlin des berühmten Staatsministers, die sich einige Jahre in Paris aufgehalten hatte, pflegte ihn als Beweis für die Behauptung anzuführen: qu'en France il y a de l'esprit en petite monnoie, et en Italie en lingot. Von seinem Witz und Humor, die ihn zur Seele aller geselligen Cirkel machten, hat eine damalige Zeitschrift, der Espion devalisé, manche Züge aufbewahrt. Scherzhaft vertheidigte er die Seelenwanderung, indem er von einem Affen, mit dem er oft belustigte, behauptete: in diesem artigen Thiere müßte die Seele eines Pitt, eines Leibnitz oder eines Gesandtschaftssecretairs eingehüllt sein. Einst spielte der Affe mit einer auf der Treppe hängenden gläsernen Lampe, welche herabfiel und mit ihrem Öl das Kleid des neapolitanischen Gesandten, Grafen Cantillana, befleckte, der, darüber entrüstet, den Affen zu tödten befahl. Galiani aber bewies ihm, daß das Verbrechen dem Affen nicht zur Last gelegt werden könnte. Der Thäter sei die in ihm eingekerkerte Seele des Philosophen, die als Zeitvertreib das von der Akademie damals aufgegebene Problem von den lebendigen Kräften und den Schwingungen des Pendels habe auflösen wollen. Die Geschwätzigkeit und große Beweglichkeit des spanischen Gesandten, der sich nie niedersetzte, sondern stets von Einem zum Andern lief, persiflirte Galiani in einer großen Versammlung auswärtiger Minister, Parlamentsräthe und anderer vornehmer Personen durch einige treffende, aus dem Stegreif gesprochene Verse [8]). Den Spott der französischen Höflinge über seine kleine Körpergestalt vereitelte Galiani, indem er sich vor dem König mit den witzigen Worten vernahm: Sire, vous voyez à present l'échantillon du Secretaire, car le Secretaire vient après.

Nach der Rückkehr des Gesandten Cantillana, im August 1760, legte Galiani die Stelle eines Chargé d'affaires nieder. Die Gunst, in der er bei Ludwig XV. stand, benutzte er, um dem damaligen großen Getreidemangel in dem Königreiche beider Sicilien zu steuern. Er erhielt von dem Monarchen die Erlaubniß zu einer Ausfuhr von 30,000 Tumoli. Als aber das Korn nach Neapel kam, war es verdorben und weit unter dem Preise, den die französischen Negotianten verlangten. Darüber entstand ein heftiger und langwieriger Streit, den Galiani in einem eignen Werke geschildert hat. Es führt den Titel: Istoria vera delle controversia de' grani di Marsiglia sulla giustizia delle pretensioni delle parti litiganti.

In ununterbrochenem Briefwechsel stand Galiani während seines Aufenthalts in Paris mit seinem früher erwähnten Freunde, dem Marchese Tanucci in Neapel. Jene Correspondenz enthielt allerlei Nachrichten und Bemerkungen über Frankreich und Neapel, über manche wichtige Staatsangelegenheiten, über das Kirchen- und Schulwesen u. a. Gegenstände der verschiedensten Art. Im November 1764 waren einige von jenen Briefen in Paris aufgefangen und in einer französischen Übersetzung in einem Journal mitgetheilt worden. Über die Veröffentlichung dieser Privatcorrespondenz entrüstete sich Galiani. Er schrieb darüber am 19. Jan. 1765: „wer in Paris Briefe auffängt und sie mit vollkommener Kenntniß der italienischen Sprache und Schreibart übersetzt, wird in meinen Briefen jederzeit Salbung, Geist und bourbonischen Eifer entdecken. — Ich habe ex abundantia cordis geschrieben und mit einem so sichern Gewissen, daß ich mich keiner Chiffern habe bedienen wollen, ob ich es gleich ohne alle Mühe hätte thun können. Als Staatsminister vergesse ich nie ein Mensch zu sein, und

7) Orazione recitata nel capo dell' anno 1759 in occasione di fitrare in quel giorno i Cicisbei, e le Cicisbee a sorte.

8) Si qua sedes sedes, at mihi tibi commoda sedes,
Illa sedes sedes, non ab illa sedes recedo,
Ah!

mir hat jederzeit gefallen, wer mir die Wahrheit sagt; oft habe ich mich dankbar dafür bewiesen. Für Leute von guter Erziehung und Geschäftsmänner ist dies nicht nur Pflicht, sondern auch eine Nothwendigkeit. Selbst Satyren, Pasquinaden und Gedichte gegen mich, wenn sie wohl gerathen und wahr sind, haben mich nie beleidigt. Oft habe ich sie im Gedächtniß aufbewahrt und selbst recitirt."

Seine Mußestunden während seines Aufenthalts in Frankreich benutzte Galiani zu einer fortgesetzten Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften und ihrer Literatur. In seinem ungedruckt gebliebenen Commentaire sur Horace untersuchte er die Ursachen und Veranlassungen der einzelnen Gedichte seines Lieblingsschriftstellers, um dem Leser das Verständniß der dunkeln Anspielungen und Allegorien zu erleichtern. Einzelne Oden und Episteln erklärte er auf eine ganz neue Weise und ordnete sie anders nach der Zeitfolge und den Orten, wo sie geschrieben worden. Fleißig benutzte er die in der königl. Bibliothek zu Paris befindlichen Codices, um manche Fehler, die sich in jene Gedichte eingeschlichen hatten, zu verbessern. Nur mit Mühe hatte sein Freund, der bekannte Abbé Arnauld, von ihm die Erlaubniß erlangt, einige Proben seines Commentars über den Horaz in der Gazette littéraire d'Europe anonym mitzutheilen [9]). Unter den französischen Gelehrten erregten diese Bruchstücke große Sensation. Sie wurden mit Vergnügen gelesen, und wiederholt sprach sich der Wunsch aus, daß Galiani sein Werk vollenden möchte [10]).

Gegen das Jahr 1764 erwies Galiani seinem Vaterlande einen wichtigen Dienst. In Kaiser Friedrich's II. Gesetzbuch beider Sicilien hatten sich allmälig so viele Fehler eingeschlichen, daß es an vielen Stellen fast ganz unverständlich geworden war. Durch den Marchese Tanucci aufgefodert, ließ Galiani von einem in der königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen handschriftlichen Codex in griechischer Sprache, der nach Montfaucon's Vermuthung auf den Befehl Kaiser Friedrich's II. selbst angefertigt worden war, eine Abschrift besorgen, die er nach sorgfältiger Vergleichung mit dem Original nach Neapel sandte. Der König ließ sie dort in griechischer und lateinischer Sprache correct und prachtvoll drucken, unter der besondern Aufsicht des Directors der königlichen Buchdruckerei, Cajetano Cartani, der jenem Codex noch einen Anhang neapolitanischer Gesetze beifügte. Ungefähr um jene Zeit, zu Anfange des Jahres 1765, erbat sich Galiani einen sechsmonatlichen Urlaub zu einer Reise nach Neapel, um seine leidende Gesundheit in den Bädern von Ischia wieder herzustellen. Im Mai 1765 kam er in Neapel an, wo der ihm bewilligte Urlaub noch auf sechs Monate verlängert ward. In dieser Zeit schrieb er, durch den Marchese Tanucci aufgefodert, eine Geschichte alles dessen, was auf den in Frankreich erlittenen Getreidemangel, auf die in den Jahren 1763 und 1764 deshalb erschienenen königlichen Verordnungen irgend eine Beziehung hatte [11]).

In Folge eines wichtigen Handelsvertrages, den er für den neapolitanischen Hof entworfen hatte, war Galiani zum Mitgliede des Commerzienrathes in Neapel ernannt worden. Nicht lange nachher kehrte er von seinem Freunde wiederholt dazu aufgefodert, nach Frankreich zurück. Im November 1766 kam er in Paris an, verließ jedoch im September des nächsten Jahres die Hauptstadt Frankreichs auf einige Monate, um sich nach England zu begeben. In London, wo er die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten in Augenschein nahm, trat er auch mit mehren Gelehrten und andern ausgezeichneten Männern in nähere Verbindung. Über Holland kehrte er in Februar 1768 nach Paris zurück. Er fand dort den berühmten Geographen Rizzi Zanoni, den Ludwig XV. beauftragt hatte, die Grenzen der französischen und englischen Besitzungen in Amerika zu bestimmen. Die Bekanntschaft mit diesem kenntnißreichen Manne war für Galiani in mehrfacher Hinsicht wichtig. Unter andern bediente er sich seines Raths, um eine neue und verbesserte Karte von dem Königreich Neapel zu entwerfen. Niemand interessirte sich lebhafter für dieses Unternehmen als sein vieljähriger Freund, der Marchese Tanucci in Neapel. Ihm sandte Galiani im December 1768 die erste gestochene Karte, welche die Provinzen Calabriens enthielt. Die übrigen Karten wurden im folgenden Jahre (1769) vollendet. Das ganze Werk bestand aus vier Blättern in Imperialfolio, die an Genauigkeit und Sauberkeit die bisherigen Karten von Petrini, Pecichelli u. A. weit übertrafen. Unter dem Namen eines Chevalier Zanobi schrieb Galiani in französischer Sprache ein Buch über den Getreidehandel. Er wies darin nach, daß das von Ludwig XV. im J. 1764 erlassene Edict, welches die freie Getreideausfuhr in allen Provinzen erlaubt hatte, die Hauptursache des Kornmangels und aller daraus folgenden Übel gewesen sei. Er hielt dies Werk geheim, aus Furcht, sich den Haß der französischen Nation zuzuziehen. Als er jedoch im Mai 1769 nach Neapel zurückgerufen ward, wo ihm, wie früher erwähnt, der König vor drei Jahren eine Stelle im Commerzienrathe verliehen hatte, übergab Galiani sein Manuscript an Diderot, um es, sobald er von seiner Ankunft in Neapel Nachricht erhalten haben würde, drucken zu lassen. Das Buch erschien 1770 zu London unter dem Titel: Dialogues sur le commerce des bleds. In Frankreich erregten diese Gespräche große Sensation. Die von Galiani vorgeschlagenen Mittel gegen die Mißbräuche der freien Ausfuhr und das Monopol fanden viele Anhänger, die alles Unheil der Regierung beimaßen. Dagegen verfochten die sogenannten Ökonomisten hartnäckig das bisherige System. An ihrer Spitze stand der Abbé Morelli, der den Verfasser jener Dialogen aufs Kräftigste zu widerlegen suchte. In den meisten Journalen der damaligen

9) Arnauld sagt darüber a. a. O. Vol. V. p. 91: Loin de prétendre en tirer vanité, l'Auteur ne nous a accordé qu' avec peine la permission d'en insérer l'extrait dans notre Journal, et il nous a constamment refusé celle de le nommer. 10) Einen Auszug daraus findet man in Wieland's Deutschem Merkur. 1789. August. S. 203 fg.

11) Dies ungedruckt gebliebene Werk führt den Titel: Storia di ciò che avvenne in Francia negli ultimi del commercio di grani promulgati negli anni 1763. 1764.

Zeit las man Artikel, die sich auf jenen Streit bezogen und fast in allen Cirkeln, am Hofe, in der Hauptstadt und in den Provinzen besprochen wurden. Indessen neigte sich die Regierung auf Galiani's Seite. Sie mäßigte ihre bisherigen Verfügungen und untersagte dem Abbé Morelli und Andern, gegen den Verfasser der Dialogen zu schreiben. Eine andere Wendung nahm jedoch der mit Mühe unterdrückte Streit, als er sich nach drei Jahren wieder heftig erneuerte. Die Ökonomisten erhoben vereint gegen Galiani ihre Stimme, und der Abbé Morelli erhielt sogar die Erlaubniß, eine Widerlegung der Dialogues sur le commerce des bleds drucken zu lassen. Gleichzeitig erschienen zwei andere Schriften gegen Galiani. Von dem Marchese Caraccioli, dem damaligen neapolitanischen Gesandten am französischen Hofe, erhielt er aus Paris einen Brief, in welchem es unter andern heißt: „Eben jetzt ist eine Epoche, in welcher Ihrer Dialoge mehr als jemals gedacht wird. Bei dem wirklich eingetretenen Getreidemangel schreien und lärmen die Ökonomisten gegen Sie. Weil aller getroffenen Maßregeln und Verfügungen ungeachtet, an vielen Orten das Pfund Brod fünf Sous kostet, und viele aufrührische Bewegungen in den Provinzen entstehen, so erhebt sich der alte Streit zum Vortheil der Ökonomisten. Turgot und Morelli behaupten, daß nie ein Buch in Frankreich soviel geschadet habe, als Ihre Dialogen. Sie sagen, man habe hier Ihr System des Getreidehandels entweder nicht verstanden, oder nicht verstehen wollen, und ich sage Ihnen, was ich davon höre. Übrigens kommt es mir nicht zu, zu entscheiden, ob Sie Recht oder Unrecht haben. Erst müßte ich Ihr Buch gründlich studiren, und dazu habe ich jetzt keine Zeit; auch würde meine Wahlstimme zu Nichts dienen."

Des mannichfachen Widerspruchs ungeachtet, den das von Galiani verfaßte Buch fand, erwarb es sich doch viele Leser und erweckte ein allgemeines Interesse durch die Art und Weise, womit der Verfasser einen so wichtigen Gegenstand behandelt hatte. Selbst Voltaire bewunderte den Styl jener Dialogen. Mit Begeisterung äußerte er sich darüber in einem Briefe an Diderot vom 10. Jan. 1770 [12]). Auch in seinen Questions sur l'Encyclopédie. bei dem Art. Bled, wo Voltaire sich über den Gegenstand, der Galiani's Buch veranlaßt, näher erklärte, ertheilte er dem Verfasser ein feines Lob [13]). Selbst Friedrich II. beehrte ihn mit einem eigenhändigen Schreiben, worin er ihm zu einem schönen und nützlichen Werke Glück wünschte. Durch allerlei unvorsichtige Scherze brachte sich jedoch Galiani in der letzten Zeit seines Aufenthalts in Paris um einen großen Theil der ihm dort gezollten Achtung. Daß er sie nicht gänzlich verloren hatte, bewies sein lebenslänglich fortgesetzter Briefwechsel mit Diderot, d'Alembert, Reynal, Mirabeau, Batteux, Voltaire, Buffon, Saurin, Barthelemy und vielen andern der ausgezeichnetsten Gelehrten Frankreichs [14]).

Im Juli 1769 war Galiani wieder nach Neapel zurückgekehrt, wo er seine Stelle im Commercienrath sofort antrat. Am 22. Nov. 1770 ward er bei diesem Collegium zum Secretair ernannt. Die Berichte und Vorstellungen an den König, zu deren Abfassung ihn sein Amt verpflichtete, empfahlen sich durch Klarheit, Bündigkeit und Kürze. In wenige Zeilen wußte er das zusammenzufassen, wozu Andere mehre Seiten brauchten. Galiani bezog einen Jahrgehalt von 1600 Ducati. Er war aber auch zugleich Rath und Secretair. Sein schriftliches Gutachten diente dem König oft als Richtschnur, und in vielen wichtigen Staatsangelegenheiten ward Galiani ganz allein von ihm zu Rathe gezogen. Einige Aufsätze dieser Art fanden sich in Galiani's literarischem Nachlaß. In einem derselben erörterte er die Frage, ob es für die Regierung zu Genua von Nutzen sei, ein öffentliches Kornmagazin zu errichten. Ein anderer Aufsatz verbreitete sich über die Ursachen der Entvölkerung der Seeküste von Siena und über die Mittel, die dortige Luft zu reinigen und die Gegend zu bevölkern.

In Mußestunden beschäftigte sich Galiani, außer seinen fortgesetzten Rechtsstudien, viel mit der schönen Literatur, besonders mit den griechischen und römischen Classikern. Außer dem früher erwähnten Commentar zum Horaz schrieb er noch in drei Büchern eine aus den Gedichten seines Lieblingssängers zusammengestellte Abhandlung über die Maximen des Natur- und Völkerrechts. Aus den Gedichten des Horaz schöpfte er auch die biographischen Notizen über ihn, die er seinem Werke voranschickte. Zu bedauern ist, daß es ungedruckt geblieben, da es mit vielem Geschmacke und philosophischem Geiste von Galiani abgefaßt worden sein soll. Zum Nutzen junger Leute, die sich in dem Conservatorium zu Neapel der Musik widmeten, entwarf Galiani den Plan zu einer theatralischen Akademie. Einen bessern Erfolg als dies Unternehmen hatte das nach Galiani's Ideen von dem Dichter Giovanni Battista Lorenzi ausgearbeitete Lustspiel: der eingebildete Sokrates (Socrate imaginario). Der berühmte Paesiello componirte diese Dichtung, die im Herbst 1775 im Teatro nuovo zu Neapel und nachher auf den

12) „Dans ce livre," sagt Voltaire, „il me semble, que Platon et Molière se soient réunis pour composer cet ouvrage. J'en n'ai encore lu que les deux tiers. J'attends le denouement de la pièce avec grande impatience. On n'a jamais raisonné ni mieux, ni plus plaisamment .... Oh! le plaisant livre, le charmant livre, que les dialogues sur le commerce des bleds! Qu'il m'a fait des plaisirs! que je sais bon gré à l'Auteur!"

13) „Mr. l'Abbé *Galiani*, Néapolitain, rejouit la Nation Française sur l'exportation des bleds. Il trouva le secret de faire, même en français, des Dialogues, aussi amusans, que nos meilleurs romans, et aussi instructifs, que nos meilleurs livres sérieux. Si cet ouvrage ne fit pas diminuer le prix du pain, il donna beaucoup de plaisir à la nation, ce qui vaut beaucoup mieux pour elle. Les partisans de l'exportation illimitée lui repondirent vertement. Le resultat fut, que les lecteurs ne surent pas, où ils en étaient; la plupart se mirent à lire de romans, en attendant les trois ou quatres années abondantes de suite, qui les mettraient en état de juger. Les dames ne surent pas distinguer davantage le froment du seigle. Les habitants de paroisse continuèrent de croire, que le grain doit mourir et pourrir en terre pour germer."

14) Neun dicke Bände füllten die in Galiani's Nachlaß vorhandenen Briefe, diejenigen ungerechnet, die man noch einzeln auffand.

erſten Bühnen Italiens und Teutſchlands mit Beifall aufgeführt ward.

Im Mai 1777 ward Galiani von dem König, dem er mehrfache Beweiſe ſeines Wohlwollens verdankte, zu dem Ehrenpoſten eines Aſſeſſors der Giunta de Reali allodiali und bald nachher zum Fiscal jenes Departements, dem die Verwaltung der königlichen Privatgüter oblag, befördert. Er bezog einen Jahrgehalt von 200 Ducati. Die überhäuften Geſchäfte dieſes Amts entzogen ihn gleichwol nicht gänzlich den Muſen. Er widmete jenen Geſchäften den größten Theil des Tages. Den Abend brachte er meiſt im Theater oder in vornehmen Cirkeln zu. Die Nacht aber fand ihn noch oft an ſeinem Schreibtiſche. Viel Vergnügen fand er an antiken Münzen und geſchnittenen Steinen, von denen er ſich während ſeines Aufenthaltes in Neapel eine ſehr beträchtliche Sammlung angelegt hatte. Schätzbar war auch ſeine vorzüglich an ſchönen Ausgaben griechiſcher und römiſcher Claſſiker reiche Bibliothek. Großen Genuß gewährte ihm die Muſik, die er in ſeiner Jugend ſtudirt hatte. Er ſpielte mit vieler Fertigkeit Clavier und beſaß eine aus mehren Bänden beſtehende Muſikalienſammlung.

Die zahlreichen, meiſt werthloſen Schriften und Gemälde, welche der furchtbare Ausbruch des Veſuvs im J. 1777 veranlaßt hatte, perſiflirte Galiani durch ein von ihm herausgegebenes humoriſtiſches Werk unter dem Titel: Spaventissima descrizione dello spaventoso spavento, che ci spaventò tutti coll' cruzione delli 8 di Agosto del corrente anno, ma (per Grazia di Dio) duro pocò, di D. *Onofrio Galeota*, Poeta e Filosofo all' impronto. Gleichzeitig gab er eine Schrift über den neapolitaniſchen Dialekt heraus, worin er die grammatiſchen Regeln deſſelben erklärte und behauptete, daß dieſe Mundart jede andere an Wohllaut übertreffe, woher denn auch Boccaccio, Taſſo, Capaſſi, Metaſtaſio u. a. berühmte Dichter vorzugsweiſe in dieſem Dialekt geſchrieben hätten. Die in dieſem Werke aufgeſtellte Idee erregte Aufſehen und fand manche Gegner, deren Einwürfe jedoch Galiani, aller literariſcher Fehden überdrüſſig, unbeantwortet ließ. In dem erwähnten Werke hatte er auch ein neapolitaniſches Wörterbuch verſprochen, deſſen Druck zwar 1780 begann, doch unvollendet blieb. Das Manuſcript iſt noch vorhanden [15]).

Um dieſe Zeit, im Mai 1781, reiſte Galiani nach Rom, wo er von dem ſpaniſchen Geſandten bewirthet und von den Cardinälen und dem vornehmen Adel mit vieler Auszeichnung behandelt ward. Wer ſich für Wiſſenſchaft und Kunſt intereſſirte, ſuchte die Bekanntſchaft eines ſo vielſeitig gebildeten Mannes. Eine neue Idee beſchäftigte bald nach der Rückkehr aus Rom ſeinen immer regen Geiſt. Die früher erwähnte, zu Paris 1769 geſtochene Karte von Neapel war aus ältern Karten, ohne geometriſche Ausmeſſungen und aſtronomiſche Beſtimmungen, zuſammengetragen worden. Um eine zuverläſſigere Karte zu liefern, ward auf Galiani's Antrieb der berühmte Geograph Zannoni aus Padua berufen, und mehre Geometer, Aſtronomen und Zeichner mit der Ausmeſſung und nähern Beſtimmung der Localität beauftragt. Man beabſichtigte den Stich einer Land- und Seekarte, von denen jene aus 32, dieſe aus 25 Blättern beſtehen ſollte. Galiani erlebte jedoch nur einen Theil der Früchte ſeiner vielfachen Bemühungen. Mehre Jahre vergingen über der Ausmeſſung der Provinzen und der Seeküſten. Nur fünf Blätter von der Seekarte wurden bei Galiani's Lebzeiten geſtochen. Unterdeſſen beſchäftigte er ſich mit einem wichtigen Werke, das von den Pflichten neutraler Fürſten gegen andere kriegführende Mächte handelte, und 1782 ans Licht trat [16]). Die Veranlaſſung dazu bot ihm der damalige Krieg zwiſchen England, Frankreich und Spanien, in welchem der neapolitaniſche Hof, der ihn ſelbſt mit der Ausarbeitung jenes Werks beauftragt hatte, das Princip der Neutralität beobachtete. In der Literatur des Völkerrechts behauptet die von Galiani verfaßte Schrift durch Gründlichkeit und Ausführlichkeit unbedenklich eine der erſten Stellen.

Im November 1782 ward Galiani zum Aſſeſſor bei dem damals in Neapel errichteten Consiglio supremo delle finanze ernannt. Über dieſe Auszeichnung freute er ſich ſo ſehr, daß er den mit dieſem Amte verbundenen Gehalt nicht annahm. Der König entſchädigte ihn reichlich dafür, indem er ihm die Abtei Scurcoli verlieh und ihm dadurch ein jährliches Einkommen von 1200 Ducati verſchaffte. Bald nachher erhielt Galiani auch die nicht minder einträgliche Stelle eines Assessore di economia nella Sopra intendenza del Fondo della Separazione. Zur Beförderung des Handels und der Schiffahrt that er manche zweckmäßige Vorſchläge, zu denen unter andern eine Verbindung zwiſchen den Seen Averno und Lucrino und die Communication des letztern mit dem Meere gehörte. Galiani war mit Arbeiten überhäuft. Über die verſchiedenartigſten Gegenſtände ward ihm ein ſchriftliches Gutachten abverlangt, bald über die Wiederherſtellung der Stadt Meſſina, bald über die Nothwendigkeit einer Verbeſſerung der Provinzialſtraßen, bald über eine Reform des Münzweſens oder über einen abzuſchließenden Tractat des neapolitaniſchen Hofes mit auswärtigen Mächten. Unter dieſer angeſtrengten Thätigkeit erlag ſein von Natur ſtarker Körper. Seine phyſiſchen Kräfte nahmen ſichtbar ab. Während einer Sitzung des Collegio del Fondo della Separazione am 13. Mai 1785 traf ihn ein Anfall von Apoplexie, von dem er ſich zwar wieder erholte, doch nicht völlig wieder genas. Im Mai 1786 unternahm er, aus Furcht vor einem wiederkehrenden Anfall, eine Reiſe nach Apulien. Im Juni kehrte er, ſcheinbar geſtärkt, wieder nach Neapel zurück, wo er zwar ſeine gewohnte Thätigkeit fortſetzte, doch in ſeinen Arbeiten ſich mäßigte. Da er jedoch von Tage zu Tage hagerer ward, ſo entſchloß er ſich, auf den Rath ſeines Arztes, zu einer

15) Vocabolario delle parole del Dialetto Napolitano, che più si scostano del Dialetto Toscano con alcune ricerche etimologiche sulle medesime.

16) Eine teutſche Überſetzung erſchien unter dem Titel: Das Recht der Neutralität; aus dem Italieniſchen überſetzt und mit Zuſätzen verſehen von K. A. Cäſar. (Leipzig 1790.) 2 Bde.

längern Reise durch Italien, die er im April 1787 antrat und auf derselben mehre ausgezeichnete Gelehrte kennen lernte, unter andern zu Modena den Ritter Tiraboschi und zu Padua den Abate Cesarotti.

Immer fühlbarer ward ihm die Abnahme seiner physischen Kräfte seit seiner Rückkehr nach Neapel im Juni 1787. Er ahnte sein nahes Ende. Scherzhaft äußerte er zu einigen Freunden: Die Todten hätten ihn zu sich gerufen und ihm das Entréebillet zu ihrer Gesellschaft bereits zugeschickt. Ein anhaltendes Asthma vermehrte seine Schwäche. Um seinen Monarchen noch einmal zu sehen, begab er sich aus seiner ländlichen Wohnung zu S. Ivrio nach Portici. Er befolgte den Rath des Königs, sich wieder in die Stadt zu begeben, wo er bessere ärztliche Hilfe erwarten konnte. In den letzten Tagen des October mußte er das Bett hüten. Über Nichts klagte er mehr, als seinen Commentar über den Horaz, einen Entwurf über die Wiederherstellung des alten Hafens zu Bajá und die Karte vom Königreich Neapel unvollendet lassen zu müssen. Seine frühere Heiterkeit zeigte sich auch in den letzten Augenblicken seines Lebens durch allerlei scherzhafte Einfälle. Er starb am 30. Oct. 1787 im 59. Lebensjahre, nachdem er sich auf eine erbauliche Weise zum Tode vorbereitet und durch den Genuß des heiligen Abendmahls in Gegenwart vieler Menschen eine Art von öffentlicher Beichte abgelegt hatte. Als insulirter Abt ward er mit großem Gepränge in der Cölestinerkirche neben seinem Oheim beerdigt.

Galiani war sehr klein von Statur, wodurch er, wie früher erwähnt, schon während seines Aufenthalts in Frankreich ein Gegenstand des Spottes für die dortigen Höflinge geworden war. Er empfahl sich durch Artigkeit im Umgange und durch Eleganz in der Kleidung. Der Müßiggang war ihm aber so verhaßt als eine lange Einsamkeit. Ein heller Verstand und eine tiefe und gründliche Beurtheilungskraft gehörten zu seinen hervorstechendsten Naturanlagen. Über Dinge, die er nie zu einem besondern Studium gemacht, konnte er dessenungeachtet vortrefflich sprechen und schreiben. Stolz und Anmaßung waren ihm fremd. Er war die Seele aller geselligen Cirkel durch die scherzhaften Einfälle und lustigen Histörchen, durch die er die Unterhaltung zu würzen pflegte. Wegen seiner mannichfachen Kenntnisse ward er allgemein geschätzt. Von mehren europäischen Monarchen empfing er ausgezeichnete Beweise ihrer Gunst. Die Kaiserin Katharina II. sandte ihm zwei goldene Medaillen und eine mit Brillanten besetzte goldene Tabatiere. Auch Ludwig XVI. verehrte ihm eine goldene Denkmünze. Ähnliche Geschenke empfing Galiani von den Königen von Sardinien und Schweden, und von dem Herzog von Kurland. Während seines Aufenthalts in Wien würdigte ihn Kaiser Joseph II. oft seines persönlichen Umgangs. Einige fürstliche Personen, unter andern der König Gustav III. von Schweden und die Herzoge von Gloceſter und Cumberland, machten ihm in seiner eigenen Wohnung einen Besuch. Andere Fürsten ehrten ihn durch Briefe, wie z. B. die Päpste Benedict XIV. und Clemens XIV., der König Friedrich II. von Preußen, der Herzog von Braunschweig, der Landgraf von Hessen-Cassel u. A. [17]). (*Heinrich Döring.*)

Galiastrum *Heist.*, s. Mollugo.

GALICIA, El Reyno de Galicia, ein zu den Landschaften der castilischen Krone gehöriges Königreich; es hat seinen Namen von der römischen Provinz Gallaecia, welche alle Striche nördlich vom Durius bis zu den Vaskonen östlich umfaßte [1]). In ihr wohnten die Callaici, *Καλλαικοί*, oder Gallaeci [2]) von dem Hafen Cale am Ausflusse des Durius genannt, der freilich erst im Itinerarium des Antoninus erwähnt wird. Man theilte sie in die Callaici Bracarenses vom Durius bis zum Minius und die Callaici Lucenses vom Minius bis Navitubio, mit der Hauptstadt Lucus Augusti, dem heutigen Lugo. Als einzelne Stämme werden genannt die Bracari, Ceterini, Bibali, Equaesi, Interanici, Limici, Querquermi, Grovii etc. Die Letztgenannten sollten griechischen Ursprungs sein. Das Reich liegt 8° 26′ 15″ — 10° 52′ östl. Länge und 41° 56′ — 43° 46′ 40″ nördl. Breite. Im Osten grenzt Galicien an Asturien, eine Strecke lang durch die Ea und ihre Mündung von dieser Landschaft geschieden; dann an Leon. Im Süden an die portugiesischen Provinzen Tras os Montes und Entre Douro e Minho. Eine Strecke von 13½ Meilen bildet der Minho die Grenze. Im Nordwesten bespült Galicien der Busen von Biscaya, in welchen Cap Morsa und die Punta Estaca ragt, im Westen der atlantische Ocean, der meist hohe Felsenküsten hat und in sehr vielen größern und kleinern Busen (Rias) in das Land einschneidet. So erinnert Galicien an die norwegische Fiordenküste. An der nach Nordwesten gerichteten Stirn des Landes ragt im Osten Cap Ortegal, im Westen Cap Finisterre; zwischen beiden liegt Cap Prior, die große Bai von Ferrol, und Cap S. Adrian. Südlich vom Cap Finisterre folgen die Baien von Noya, Cap Corrobedo, von Pontevedra und Vigo. Der Flächeninhalt beträgt 748,1 geographische oder 835 spanische Meilen, die Länge 50, die Breite 40 Meilen.

Die Bodengestalt Galiciens wird durch das cantabrische Gebirge bestimmt. Im westlichen Asturien verliert dasselbe den Charakter eines Kammgebirges. Es wird von da ab zu einem weit verzweigten Hochlande, das außer Galicien noch das westliche Leon und die portugiesischen Landschaften Entre Douro e Minho und Tras os Montes anfüllt. Will man von der altcastilischen Hochebene nach Coruña, so muß man ein fünf Meilen langes Gebirge mit romantischen Schluchten, aus Grauwacke und Schiefer bestehend, übersteigen; der Paß Manzanal liegt hier 3400′ hoch. Thonschiefer wechselt mit Glimmerschiefer, dem herrschenden Gestein, der wieder von Granit

17) Vergl. (*Diodati*) Vita dell' Abate Ferdinando Galiani. (Napoli 1788.) Teutsch in Cäsar's Philosophischen Annalen. 2. Th. 2. Bd. Wieland's Deutscher Merkur. 1789. St. 8. S. 177 fg. St. 9. S. 262 fg.

1) Abgeschmackte Ableitung von *γάλα*, weil die Galicier nicht so dunkelfarbig seien, als die übrigen Spanier. Bei Abulfeda heißt das Land Gelikijah und seine Hauptstadt Samurah. 2) *Vellej. Paterc.* II, 5. *Brutus* Gallaeca. *Gruter.* p. 402. no. 5. Astur. et Callaec., p. 193 Asturiae et Gallaeciarum.

durchbrochen wird, in den vielfachen, meist sanft sich verflachenden Gebirgszweigen von Galicien, die bald als Rücken, bald als weitgestreckte Plateaus auftreten, wie in letzterer Form der Abfall der Küste bei Betanzos und Coruña. Auf der spanisch-portugiesischen Grenze erheben sich über das allgemeine Niveau des Hochlandes einzelne Gebirge zu sehr ansehnlicher Höhe, so die Serra de Montezinho, bis 7000′, die Sierra de Suazo 7400′ über dem Meere.

Galicien ist ein gut bewässertes Land. Die alten Geographen behaupten, es gäbe über 70 Flüsse darin. Der beiweitem größte Theil des Landes gehört zum Gebiete des Minho, der fünf Meilen von der Nordküste entspringt, in einem großen, nach Nordwesten offenen Bogen das ganze Land durchfließt, und dann, wie bemerkt, eine Strecke lang bis zur Mündung die Grenze gegen Portugal bildet. Er ist bei Lugo, wo er schon seinen andern Quellfluß, den Tannebogo, empfangen, 1200′ über dem Meere. Unter seinen Nebenflüssen Cadre, Ferreira und Sil ist der letztgenannte der bedeutendste. Sein oberes Gebiet liegt in Leon; in Galicien empfängt er den Cado. Unter den Küstenflüssen ist die Ea an der asturischen Grenze schon genannt; etwas nördlich vom Cap Finisterre mündet die Puente in die Bai von Coruña, bei Betanzos der Mandeo und Cascas, südlich vom Cap Finisterre der Lezaro, in die Bai oder Ria von Noya der Tambre, südlicher die Ulla mit dem San, welche zusammen die Aroza bilden, und der Loriz. Der südöstliche Streifen gehört zum Gebiete des portugiesischen Küstenflusses Lima und des ebenfalls portugiesischen Duero. Zuflüsse Ina und Tamega. Warme Bäder gibt es in Lugo, Caldas und Orense.

Das Klima ist an den Küsten durch die Seewinde gemäßigt, aber feucht, im Binnenlande ziemlich rauh und kalt. Der Gallego, ein von den galicischen Bergen wehender, durchdringend kalter Nord- und Nordwestwind ist in den benachbarten Provinzen übel verrufen. Herrliche Waldungen auf den Gebirgen sind nicht so geschont, als sie es verdienten. Das Innere der Berge bietet Gold-, Silber-, Blei-, Kupfer- und Zinnobergänge. Der Mangel an Ebenen und das Klima sind die Ursachen, daß der Ackerbau, obgleich hier fleißig betrieben, durchaus nicht das Nöthige für die Bewohner liefert. Dagegen begünstigen gute Weiden die Viehzucht, besonders Schafzucht. Der Flachs und Hanf, der in Galicien gezogen wird, ist der beste in Europa, reicht aber für die Fabrication nicht hin. Obst wird in guter Qualität gewonnen, auch Citronen. Unter den Weinen ist der von Ribadavia der beste; aus den schlechten Sorten macht man Branntwein. Sehr belohnend ist an den Küsten der Fischfang. Die besten Fische sind Lachse, Sardellen und Besugos, eine Art Muräne [3]).

Von jeher gehörte Galizien zu den am besten bevölkerten Provinzen Spaniens. Wir geben zuerst zur Vergleichung die Ergebnisse officieller Zählungen von 1757, wie sie in Büsching's Magazin (I. S. 312 fg.) enthalten sind. Man zählte damals sieben größere Städte oder Ciudaden (Santjago, Coruña, Betañzos, Orense, Tuy, Lugo, Mondoñedo), 81 Villas (im Ganzen etwa 50 ummauerte Orte), 3203 Dörfer, 667 „uralte, wüste Örter," 67 einzelne Pacht- und Landhäuser, 1,086,165 Einwohner (ohne Klerus), 242,265 Familien, 12,637 Geistliche, 11 Kathedralen, 3242 Kirchspiele, 79 Mönchs- 24 Nonnenklöster. Im J. 1833 ergab die Zählung 1,471,986 Einwohner, also ziemlich 2000 auf die □Meile. Die Bevölkerung von Galicien bildet einen kräftigen, nervigen Menschenschlag, arbeitsamer, erwerbender und sparender Natur. Da das Land nicht alle seine Bewohner nährt, so ziehen alljährlich eine Menge Galicier oder Gallegos in spanische Provinzen, besonders nach Castilien und Andalusien, und zur Ernte und Weinlese nach Portugal. Sie suchen sich außerdem als Lastträger, Packer, Ablader, Hausknechte, Wasserträger ihr Brod zu verdienen. Die meisten verlassen ihre Heimath im Mai, verdienen sich etwa zehn bis zwölf Thaler und kehren gegen den Winter wieder in die Heimath zurück. Manche kaufen noch unterwegs in den Städten allerlei ein und treiben auf dem Rückwege in den Dörfern Kleinhandel. Man veranschlagte allein die Zahl der Gallegos in Portugal früher auf 80,000, wovon die Hälfte auf die Hauptstadt kam. Freilich ist bei solchen Angaben zu bedenken, daß man oft alle Lastträger nur Gallegos nennt. Die Spanier verachten übrigens die Gallegos als eine Menschenclasse, die für Geld Alles thut und sich für Geld Alles gefallen läßt; darum das Sprüchwort: He sido tratado como si fuera un Gallego.

Nicht unbedeutend ist der von Galicien aus betriebene, durch zahlreiche Häfen unterstützte Handel [4]): die Industrie ist nur in einigen Zweigen, z. B. Leder und Leinwand, erheblich. Im J. 1794 betrug die Ausfuhr 283,111 Gulden, die Einfuhr 992,718 Gulden. Man rechnet, wie in Castilien nach Reales de Vellon à 34 Maravedis. Der Fuß, Pié, und die Elle, Vara, sind die castilischen; für Leinwand jedoch ist die galicische Vara 30 Proc. größer als die castilische = 1,0855 Meter, oder 481,1978 par. Linie. Das Getreidemaß, die Fanega, hat vier Ferrados; der gewöhnliche Ferrado von Ferrol ist = ½ castil. Fanega, also ein Fanega von Ferrol = 1½ castil. Fanega, 100 Fanega von Ferrol = 132,942 preuß. Scheffel. Dagegen ist die Fanega von Coruña kleiner: 100 davon = 120,433 preuß. Scheffel. Das Weinmaß Moyo hat 4 Cañadas, 16 Ollas, 68 Azumbres, 272 Quartillos, ein Cañada = 1,0929 frankf. Ohm, oder 2,2818 preuß. Eimer. Das Handelsgewicht, das galicische Pfund = 2½ castil. Mark; 100 Libras gallegas = 123,073 preuß. Pfund.

Galicien zerfällt jetzt in die vier Provinzen Coruña, Lugo, Pontevedra, Orense. Coruña gilt als Hauptstadt des Ganzen. Kirchlich zerfällt das Land in den erzbischöflichen Sprengel von Compostella unter dem in Gali-

3) Volkmann erzählt, die Sardellen würden bei Pontevedra und Vigo in solcher Menge gefangen, daß man oft 100 Stück für einen Quarto kaufte.

4) Alte Geographen zählen 100 Meilen Seeküste und 48 größere und kleinere Häfen.

cien die Bisthümer Mondonnedo, Lugo, Tuy und Orense stehen. Eingegangene Bischofssitze aus den Römer- und Gothenzeiten sind Ribadeo und Iria.

Als Ende September oder Anfang October 409 die Schwärme der Sueven, Alanen und Vandalen in Spanien einfielen, setzten sich die astingischen Vandalen und die Sueven unter König Hermerich in Galicien fest, zu dessen Bereich damals auch Asturien mit dem Lande bis zum Duero etwa bis zur Mündung der Esla gehörte. Die Vandalen nahmen einen Streifen an der Westküste, die Sueven das Übrige. Wie denn aber die Landesbewohner von jeher ein tapferes kriegerisches Volk waren, das sich nie viel bieten ließ, so wehrten sie sich gegen die germanischen Ankömmlinge nicht ohne Glück. Sie erzwangen einen Vertrag, wonach die Walchen im Suevenreiche besser gestellt waren als anderswo. Germanische Abenteurer von der See her wurden von den Galiciern tüchtig zurückgewiesen, so die Heruler, welche 456 mit sieben Schiffen bei Mondonnedo landeten und 584 eine fränkische Expedition, welche an der Küste kreuzte. Als das Suevenreich 585 dem Reiche der Westgothen einverleibt wurde, bildete Galicien in dem bezeichneten Umfange, auch Grafschaft Bracora genannt, einen, viele Eigenthümlichkeiten bewahrenden Bestandtheil des Landes. Im Jahre 713 drang auch hierher die arabische Eroberung. Braga, Tuy, Orense, Lugo, Butonia wurden mit Gewalt erobert und zur Strafe mauerlos gemacht. Iria ergab sich freiwillig. Da indessen grade in einem Theile des alten Galicien, in Asturien, sich der christlich-gothische Rest auf der Halbinsel erhalten hatte, so kam auch bald die durch jene Entfestigung der Städte erleichterte Befreiung. Überhaupt hatten sich in Galicien verhältnißmäßig die wenigsten Araber niedergelassen. Schon Pelayo soll versucht haben, sich auch Galiciens zu bemächtigen, jedoch von dem Sarazenen Okba geschlagen, sich mit Mühe auf ein steiles Gebirge geflüchtet haben und nur mit 30 Männern und zehn Weibern entronnen sein. König Alfonso I. von Asturien und Leon benutzte die von den Sarazenen gegen ihren Statthalter Jussuf erregten Unruhen, nahm 742 Lugo, Tuy, Orense und alles dazwischen liegende Land. Der beste Theil von Galicien war damit dem Halbmonde entrissen und bildete fortan einen Theil des christlichen Königreiches Leon. Freilich hatte das unruhige Volk mit seinen christlichen Herrschern Streit. So dämpfte König Froila 764 mit Strenge einen Aufstand, desgleichen König Silo 779 u. a. Unter Alfons dem Keuschen 791—843 ward bei Iria der Leichnam des Apostels Jacobus gefunden und nach Compostella gebracht. Im J. 1038 starb der Mannsstamm der Könige von Leon aus und Galicien kam also mit an Castilien. Aber gleich der erste Unionkönig, Fernando der Große, hatte mit unruhigen galicischen Herren zu kämpfen, deren einige sich sogar unter Muhammedanischen Schutz begaben. In seinem Testamente theilte der König sein Reich unter seine drei Söhne; dem jüngsten, Garcia, war Galicien und Portugal als Königreich bestimmt. Nach seinem Tode, 1065, und nachdem auch seine Witwe Sancha, die eigentliche Erbin von Leon, 1067 gestorben war, verjagte der älteste Sohn, König Sancho, seine Brüder und zwang den galicischen Garcia, sich zu dem König von Sevilla, Muhammed ben Abad, zu flüchten. Zwar fiel Sancho 1072 durch Meuchelmord, aber der zweite Bruder, Alfonso, war von gleicher Begierde, Alles zu besitzen, beseelt, nahm 1073 Garcia verrätherisch gefangen und legte denselben im Schlosse Luna in Ketten, aus denen ihn erst 1091 der Tod erlöste. Galicien erhielt der Graf Ranon von Burgund, der Gemahl der königlichen Tochter Urraca. Da nun 1108 der einzige Sohn Alfonso's gefallen, Ranon aber schon 1106 gestorben war, so wurde bestimmt, daß sein Sohn Alonso, Graf von Galicien, und falls seine zum zweiten Male an Alfonso I. von Aragon und Navarra vermählte Mutter, keine Kinder gebären werde, auch König von Leon und Castilien werden sollte. Als nun König Alfonso von Leon und Castilien 1109 starb, wollte sich Aragon der Erbschaft bemächtigen. Donna Urraca wollte ihrem Gemahle keine Mitregierung einräumen, ward von ihm gefangen gesetzt, von ihren Unterthanen befreit, endlich auch 1114 von dem zweiten Manne geschieden. Nun aber lag sie bis zu ihrem 1126 erfolgten Tode mit ihrem Sohne, dem jungen König Alfonso, in Hader. Die galicischen Herren benutzten den Krieg zwischen Mutter und Sohn zu mancher Schilderhebung. Der unternehmende König Alfonso VII., gest. 1157, hatte wieder getheilt. Der jüngere Sohn, Fernando II., erhielt Leon, Asturien und Galicien, 1157—1188, dem Alfonso IX. bis 1230 folgte. Der ebengenannte König war mit Berengaria, der Erbtochter von Castilien, vermählt, und obwol Innocenz III. die Ehe als blutschänderisch trennte, so galt doch der Sohn derselben, Fernando III., der Heilige, als rechtmäßig. Er vereinigte also Castilien, Leon und Galicien auf das Neue, wiewol ihm sein Vater nicht blos die mütterliche Erbschaft zu entreißen gesucht, sondern sein Reich zwei Töchtern erster Ehe, mit Theresia von Portugal, Sancha und Dalce vermacht hatte. Nachher ist keine Theilung der Ländermasse von Castilien und Leon wieder eingetreten. Die einzelnen Unruhen und Wirren, an denen sich auch oft das nun in seinen heutigen Grenzen erscheinende Galicien betheiligte, ist nicht unsere Aufgabe. Mächtige Dynasten hatten sich während der Verwirrungen des 14. und 15. Jahrh. in Galicien aufgethan, wie die Grafen von Lemos, von Altamira, die Fürsten von Noya, die Marquis von Ribadea, Sarria u. a. Nach der Vereinigung Spaniens unter den katholischen Königen kostete es daher dem Könige Ferdinand besondere Mühe, grade in Galizien die Macht der Krone neu zu gründen und der Aristokratie gegenüber zu behaupten. Noch späterhin behielt Galicien sein eigenes Provinzialrecht, hatte einen Generalcapitain, eine königliche Audiencia zu Corusta und zahlte statt der Rentas provinciales eine Landsteuer von 211,766 Gulden. — Über Galicien gibt es Monographien von den Spaniern Malaga, de Nova, Penuela. Unter den Reisebeschreibungen nennen wir die neueste: Portugal and Galizia with a Review of the Basque Provinces. By the Earl of *Caernarvon*. (Lond. 1848.)

Galicia la Nueva nannte Cortez denjenigen Landſtrich, welcher hernach den Namen Intendanz Guadalarara erhielt, jetzt der Staat Xalisco (ſ. d. Art.).

(*Daniel.*)

GALIGAI (die) erſcheinen bereits 1292 in den Jahrbüchern von Florenz, als der erſte Gonfaloniere, Dino Compagni, ihre Häuſer abbrechen ließ, zur Strafe, daß einer von ihnen im Ausland, in Frankreich, einen Florentiner getödtet hatte. Die Familie ſcheint aber um die Mitte des 16. Jahrh. ausgeſtorben zu ſein, indem ein gewiſſer Dori, der durch mancherlei Mittel ein bedeutendes Vermögen geſammelt hatte, ſich beigehen ließ, von dem erloſchenen Geſchlechte ſeine Abkunft herzuleiten, ein Anſpruch, behufs deſſen er die Sanction der großherzoglichen Regierung ſich zu verſchaffen wußte. „Cela vient de ce qu'à Florence, quand une famille est éteinte, pour de l'argent on peut avoir permission d'en porter le nom" (Tallemant des Réaux). Dieſes Dori Galigai Frau war der großherzoglichen Prinzeſſin Maria de' Medici Amme geweſen, und es wurde ihr demnach ein Leichtes, ihre Tochter, Eleonore Galigai, in den Dienſt der Prinzeſſin einzuführen. Mit ihrer Gebieterin kam Eleonore nach Frankreich, nicht als Kammerjungfer, wie man ſich dort erzählt, ſondern mit der beſtimmten Ausſicht, den Poſten einer dame d'atour einzunehmen. Den hatte aber König Heinrich IV. der Witwe von Franz du Pleſſis-Richelieu, der Mutter des nachmaligen Cardinals, zugedacht, gleichwie er die Marquiſe von Guercheville zur dame d'honneur machte. Damit war aber die junge Königin keineswegs einverſtanden: „la reyne ne voulut point recevoir madame de Richelieu, disant qu'elle avoit Leonore qui l'avoit tousjours servie et qu'elle avoit amenée pour cela et pour faire cette charge. Le roy disoit que l'ayant donnée à madame de Richelieu il vouloit qu'elle servist, si bien que cela esloigna la reyne de la marquise, et tout le train qu'on luy avoit donné fut renvoyé, dont elle se facha contre ces dames et leur faisoit très mauvaise mine." Die Galigai, in ſo widerwärtiger Weiſe in ihren Hoffnungen getäuſcht, ſuchte, um trotz Allem zu ihrem Ziele zu gelangen, den Beiſtand der Marquiſe von Verneuil (ſ. d. Art. Entragues), jener Geliebten Heinrich's IV., die auf ſeinen ausdrücklichen Befehl der Königin unmittelbar nach deren Ankunft zu Paris vorgeſtellt worden, der auch, ihrer Schwangerſchaft unbeſchadet, ihr Quartier in der unmittelbaren Nachbarſchaft von der Königin Gemächern angewieſen worden, „et Leonora voyant que la reyne ne pouvoit faire que le roy voulust qu'elle la servist en sa charge de dame d'atour, eut recours à la marquise et luy fit parler, luy promettant que si elle faisoit son affaire, elle la mettroit en tel pouvoir qu'elle voudroit avec la reyne. Elle entreprit donc cette affaire, et en vint à bout si bien que la reyne commença à luy faire très bonne mine." Zu Zeiten wurde jedoch der Königin friedlicher Verkehr mit der Maitreſſe geſtört, zumal die beiden Damen in ihrer vorgerückten Schwangerſchaft die gleichen Anſprüche an die Aufmerkſamkeit des königlichen Gebieters ſtellen zu können glaubten. „Elles étoient logées si près l'une de l'autre que l'on ne s'en pouvoit cacher, et c'estoist une brouillerie perpétuelle. Cependant Leonora se maintenoit avec la marquise à force de présens, estant bien asseurée que sa maistresse trouvoit tout bon d'elle." In der Königin Gefolge, wie es ihr zu Florenz beigegeben worden, hatte ſich glücklicher denn die mehrſten ſeiner Landsleute, Concino Concini zu behaupten gewußt, „qui faisoit l'amour à Leonora. Je ne dis pas qu'il en fust amoureux, estant telle qu'elle ne pouvoit estre seulement regardée [1]); mais la faveur qu'elle avoit toute entière auprès de la reyne la faisoit désirer de plusieurs. Celui-cy nommé Conchini, fut en cela plus heureux, parce qu'il luy pleut davantage, et qu'elle le choisit pour mary, croyant que ce luy estoit un grand advantage, estant née de la lie du peuple, d'espouser ce Conchini, qui véritablement estoit gentilhomme en son pays. Mais il y avoit de la difficulté de parvenir à ces nopces, car le roy ne l'aymoit point, ceux de la maison de la reyne le hayssoient, et la reyne ne vouloit hazarder d'en parler, de peur d'estre refusée. Conchini donc et Leonora ayant consulté cette affaire ensemble, ils résolurent que Conchini feroit la cour à la marquise de Verneuil, et cela luy réussit si bien qu'il pouvoit aller chez elle, quand bon luy sembloit. Elle lui faisoit bonne mine, et en effet elle n'estoit pas marrie d'obliger Leonora, afin d'empescher la reyne d'éclater contre elle. Après qu'il eut pris assez d'accès auprès d'elle, il la supplia de faire trouver bon au roy qu'il espousast Leonora. Elle fit quelque difficulté au commencement, connoissant l'aversion que le roy avoit contre ces deux personnes, mais enfin Leonora l'en ayant aussi priée et promis que la reyne luy en parleroit, elle se résolut de faire réussir ce mariage." Unausſprechliche Dankbarkeit empfand die Königin für die von der Nebenbuhlerin verheißene Gefälligkeit, aber der Schwierigkeiten weſentlichſte, des Königs Abneigung für das Brautpaar, blieb lange unbeſiegbar, bis ſie doch zuletzt der Freude über die doppelte, ihm beſcheerte Vaterſchaft wich. Zuerſt, 27. Sept. 1601, wurde die Königin entbunden, „de ce grand et heureux prince que nous avons vu régner si glorieusement," und einige Tage ſpäter, im October, brachte die Marquiſe von Verneuil den Prinzen Heinrich zur Welt, den nachmaligen Herzog von Verneuil. „Après les couches il fut question de se réjouir l'hyver. La reyne fit un ballet qu'elle estudia deux ou trois mois; la marquise en estoit, dont le roy fut si aise qu'il accorda le mariage de Conchini et permit que la reyne luy donnast beaucoup." Schon vorher war auf der Marquiſe Verwendung die Galigai in der Eigenſchaft einer dame d'atour anerkannt worden, wie das

1) Anders urtheilt Tallemant des Réaux. „C'étoit une petite personne fort maigre et fort brune, mais de taille assez agréable, et qui, quoiqu'elle eût tous les traits du visage beaux, étoit laide à cause de sa grande maigreur."

ungezweifelt nach dem Zeugniß der Louise Bourgeois in dem récit véritable de la naissance des messeigneurs et dames les Enfans de France. Aber der König verharrte in der entschiedensten Abneigung für das junge Ehepaar [2]), indessen von nun an Mann und Frau sich in die unbeschränkte Herrschaft über der Königin Handlungen und Gemüth theilten. Der Frau insbesondere wird zur Last gelegt, daß sie aus allen Kräften die Zwistigkeiten Heinrich's IV. mit seiner Gemahlin genährt, unermüdet durch Wahrheit und Dichtung, durch Berichte, geeignet auch ein leidenschaftliches Gemüth, geschweige denn eine Mediceerin zu verletzen, gestört habe. Die solchen Vorwurf erheben, bedenken nicht, daß es des alten Sünders Liebhaberei, seine Ausschweifungen zur Schau zu tragen, daß er, was Ludwig XIV. seinem Neffen, dem Herzog von Orleans nachredete, ein fanfaron de vices gewesen ist. „Mais estoit-ce," ruft Sully in seiner loyalen Begeisterung aus, „mais estoit-ce à de misérables Italiens, tels que Conchine, Vinti, Guidi, Joannini que le roy estoit responsable de sa conduite? et n'estoit-ce pas au contraire dans tous ces estrangers une hardiesse bien punissable, que de donner à toutes ses demarches un esclat qu'elles n'avoient point, pour en prendre droit de jetter la reyne dans des resolutions violentes, qui devoient donner quelque couleur à leurs pernicieux desseins. Wohin diese pernicieux desseins gezielt haben sollen, wird nicht gesagt, gewiß ist nur, daß alle Bemühungen, die Concini einer Theilnahme an dem Morde Heinrich's IV. zu verdächtigen, gescheitert sind, wenn auch das Ereigniß ihnen im hohen Grade vortheilhaft wurde. Als Maria von Medici die Zügel der Regierung ergriff, in demselben Augenblick wurden Concini und Frau die Gebieter von Frankreich, zuvörderst nur der Wesenheit, bald auch der Form nach. Nach einander gelangte Concini zu den höchsten Ämtern. Er erhielt den Marschallsstab, die Stelle eines Lieutenant-général in der Normandie, die Gouvernements von Bourg, Dieppe, Pont-de-l'arche, Caen, Peronne, Montdidier, Roye, Amiens, auch eine Menge lucrativer Donationen, wie z. B. jene des deniers provenant des officiers des gabelles du Languedoc, passés en un comptant, le profit de rabais accordés à Moisret et à Feydeau; er erhandelte auch von dem Herzog von Bouillon den Posten eines premier gentilhomme de la chambre, den er zwar nicht aus eigenen Mitteln, sondern mit den Geldern und Gerechtsamen des Staates bezahlte. Gleich sehr die in den Händen eines Fremdlings vereinigte Gewalt und die ihm zuströmenden Vortheile beneidend, bildete sich unter den Großen, welche das Recht, den Staat auszubeuten, für ein ihnen gebührendes Monopol ansahen, eine mächtige Partei zum Untergange des Bönhasen [3]). Zu dem dritten Bürgerkriege

2) Sully sollte einstens, in des Monarchen Auftrag, die Königin bedeuten, qu'entre plusieurs choses où elle s'obstinoit, il y en avoit une qui m'aigrissoit tellement l'esprit qu'elle me rendoit toutes les autres bien fort ennuyeuses, qui estoit l'absolue puissance qu'elle avoit voulu empieter à son Conchine et à sa Conchine sur toutes ses volontes, qu'ils luy faisoient faire tout ce qu'ils vouloient et s'opposer à tout ce qui ne leur plaisoit pas, voire aymer ou haïr qui bon leur sembloit, et que plus j'en avois patienté, plus avoient-ils abusé de ma patience: que j'estois bien marry de n'avoir usé du conseil de la duchesse de Florence, de Don Jouan, Jouaniny, Gondy, de vous mesme, et d'autres qui me sollicitoient de renvoyer en Italie l'un et l'autre, dès leur arrivée à Marseille, afin de mettre des esprits dociles en leurs places, et qui n'eussent autre but que de nous tenir en bon mesnage et nous aimassent egalement. Je voulus bien depuis remedier à cette faute, par le moyen de Don Joan; mais j'apperceus incontinent que c'estoit trop tard, car lors qu'il en entama le propos, par forme de conseil, ma femme entra soudain contre luy en tant de colere, qu'il n'y eust sorte de reproches, injures et menaces dont elle n'usat en son endroit; et a si continué, que, luy ne les pouvant plus souffrir, il a esté contraint, quelque chose que j'aye pû dire ni faire, de se retirer hors de France: dequoy elle a esté merveilleusement aise, pour ce que Conchine, qui mouroit de peur, luy faisoit apprehender, comme l'autre s'en vantoit tout haut, qu'il ne le poignardast. Dès long-temps auparavant plusieurs me firent proposer d'autres expediens, auxquels je m'accomoday voyant que vous n'y contrediziez pas (et la princesse d'Orange fut une de celles qui s'en mesla le plus, et mesme disposa madame de Verneuil à m'en importuner, sous esperance que ma femme luy en sçauroit gré, et luy permettroit, par ce moyen, de la voir et de venir librement au Louvre), qui furent de trouver bon que Conchine et la Leonor fussent mariez ensemble, comme un moyen le plus honneste pour les renvoyer après tous deux sans honte ny sans offense en Italie, ayant acquis desja d'assez grands biens en France pour aller vivre splendidement en leur pais. Mais toutes ces procedures, au lieu d'adoucir l'esprit de ma femme et la disposer à ce qui seroit de mes volontez sur ce sujet là, elle s'est d'autant plus affermie contre icelles, et eux-mesmes en sont devenus si rogues, hautains et audacieux, jusques à user de menaces contre ma personne, si je faisois quelque violence aux leurs; desquels neantmoins je me déferois bien facilement si je croyois le conseil de certaines gens, qui peut-estre n'ont pas trop de tort, car il peut de toutes ces brouilleries arriver de grands accidens; mais vous sçavez que mon esprit est tellement aliené du sang et de toute cruauté que je me sçaurois porter à telles resolutions. Je ne suis pas mesme ignorant que vostre femme, usant d'une prudence digne de son mary, n'ait parlé à ma femme sur ce qu'on luy avoit dit qu'ils vouloient acheter la Ferté-au-Visdame, qui est une piece de deux cens ou trois cens mille escus, et ne luy ait remonstré que cette acquisition ayant trop d'esclat, elle les en devoit faire abstenir, de crainte que le blasme ne retombast sur elle mesme, et que je m'en offençasse. Lequel conseil fut lors si bien receu d'elle, qu'elle en remercia vostre femme; mais elle n'eut pas plustost parlé aux autres qu'elle s'en irrita grandement, ne la voulant plus voir ny parler à elle, contre laquelle c'est sans doute qu'elle eust gardé son coeur, n'eust esté qu'elle et eux ont tous les jours affaire de vous, voire, m'a-t'on dit, que Conchine fut si effronté que de luy en venir faire des reproches avec des paroles si pleines d'insolence contre elle et contre moy que je me suis estonné qu'elle ne luy respondit plus vertement: mais je me doute bien qu'elle a souffert tout cela, de crainte de se mettre mal tout à fait avec ma femme. Combien encore pensez vous que j'eus de despit quand je veis cet homme entreprendre de courir une bague de reputation, de laquelle il estoit le tenant contre tout ce qu'il y avoit de galands hommes en France. Et de plus, quand je veis que ce fut en public, dans la grande rue Saint-Anthoine, que ma femme et toutes les dames s'y trouvèrent, et que le bon-heur l'accompagna en ce dessein .... Mais ne vous embarassez pas comme fit don Joan."

3) „Conchine et sa femme ne demeurèrent pas eux-mêmes

während des Laufes der Regentschaft, gab die Losung die Stadt Peronne, welche unzufrieden mit Favols, dem von Concini bestellten Commandanten, und in der Besorgniß, ihre Drangsale durch eine Verstärkung der Besatzung erhöhet zu sehen, zuerst ihre Thore dem Bruder des Marschalls, dem nur von wenigen Freunden begleiteten Chevalier Concini verschloß, dann in unehrlicher Weise den Commandanten Favols festnahm, endlich zu ihrem Schutze den Gouverneur der Provinz, den Herzog von Longueville, herbeirief. Dieser, einer der erbittertsten Widersacher des Marschalls, eilte sofort mit einer hinreichenden Truppenmacht herbei, und wurde nicht allein freudig von der Bevölkerung aufgenommen, sondern gelangte auch durch Verständnisse unter der Besatzung zum Besitze des Schlosses, 17. Aug. 1614. Der Graf von Auvergne wurde von der Regentin ausgesendet, um die rebellische Stadt und den Herzog von Longueville zugleich zu bändigen, fand aber diesen dergestalt gerüstet, daß nicht weiter eine vielfältig verzweigte Verschwörung zu verkennen. Den Verschworenen ihr Haupt zu nehmen, wurde am 1. September der Prinz von Condé verhaftet, der alsbald in den Straßen der Hauptstadt ertönende Ruf: Aux armes, messieurs de Paris, le maréchal d'Ancre a fait tuer monsieur le prince de Condé, premier prince du sang, aux armes! bons François aux armes! fand keinen Anklang, und eine Versammlung von Officieren und Großen, die unter dem Vorsitz der verwitweten Prinzessin von Condé die Mittel für eine gewaltsame Befreiung berathen sollte, schwankte und zögerte mit ihren Entschließungen, bis ein Vorschlag, bei dem Nichts zu wagen, alle Meinungen vereinigte, und sofort zur Ausführung gebracht wurde [4]). Den Palast des Concini und alle dort gesammelten Reichthümer der Plünderung hingebend, hoffte man den Pöbel zu weiterer Gewaltthätigkeit, zu einem Angriff

---

long-temps en bonne intelligence avec les ministres et les autres principales personnes de l'estat; c'est le sort des alliances qui ne sont produites que par l'esprit d'intérest, que la même cause qui les a fait naistre, les détruise avec plus de facilité encore. De-là s'ensuivirent mille scènes scandaleuses, et l'on en vint publiquement à des reproches et à des injures, que le reste de bienséance aurait bien dû étouffer; et comme le même esprit règnoit dans toute la cour, elle ne fut bientost remplie que de haines, de jalousies, de moyens bas ou criminels de se disputer et de s'enlever les graces. Milles levains fâcheux fermentant dans tous les esprits, on appréhenda plusieurs fois les catastrophes les plus sanglantes entre les personnes du plus haut rang. Il falloit estre continuellement en mouvement pour les prévenir: Le public fut instruit des sujets qui amenèrent les uns contre les autres, les princes du sang, le connestable, le grand escuyer, le duc d'Espernon et beaucoup d'autres, au milieu desquels Conchine se trouvoit tousjours meslé le plus avant."

4) „Quelques seigneurs et capitaines s'assemblèrent pour prendre délibération s'ils s'armeroient et s'ils se feroient suivre de la noblesse affectionnée à monsieur le prince, pour aller droict au Louvre et tacher de le délivrer. On proposa qu'il pourroit y avoir aussi des bourgeois affectionnez qui se joindroient à eux, pour tous ensemble faire un effort. Vous pourrez faire cela, dit un d'entr'eux, mais considérez que tous les magistrats de Paris se porteront avec le menu peuple pour Leurs Majestés; cela estant, que deviendrons-nous avec tous ces affectionnez, lorsque les gardes du Roy nous empescheront d'approcher le Louvre et que l'on tendra les chaisnes derrière nous? Avant que d'y aller, il faudroit plustost affriander la populace au pillage du logis du mareschal d'Ancre, et par là faire naistre l'envie de nous suivre. Cest advis fut approuvé et en un instant exécuté. L'hostel que la Royne mère fait bastir dans le parc du Luxembourg, celuy de Condé et celuy du mareschal d'Ancre sont à un ject de pierre l'un de l'autre et s'entreregardent. Quelques-uns des domestiques et de la suite dudit sieur prince ayant animé quelques maçons et aucuns des manoeuvres qui travailloient à l'hostel de la Royne mère, ils vont rompre la grande porte de l'hostel d'Ancre d'une telle furie que le suisse qui la gardoit et les autres domestiques n'eurent autre loisir que de se sauver par la derrière du jardin. Ils entrent dans les salles et chambres; les uns jettent les meubles par les fenestres, cependant que les autres emplissent leurs chausses d'or, d'argent et de ce qu'ils trouvoient de plus précieux. Les premiers qui emportèrent des meubles dans la ville servirent de trompettes pour advertir la populace que le logis du mareschal d'Ancre estoit au pillage; elle y accourt de tous costez. On a escrit qu'une grande dame estant en son carrosse regardoit tout cela. Sur les deux heures après midy, monsieur de Liancourt, gouverneur de Paris, avec le chevalier du guet, suivis de quelques-uns des leurs, y estant allez pour penser empescher ce ravage, trouvèrent ceux de la suite dudit sieur prince armez de pistolets, encourageant le peuple au pillage, et un d'entr'eux tua Adonville d'un coup de pistolet; ce qui fit que ledit sieur gouverneur et le chevalier du guet se retirèrent. Ceste populace estoit en si grand nombre et si avide au pillage qu'ils s'entre-blessoient les uns les autres; mesme il s'en trouva un escrasé de ce qu'on jettoit d'en haut. Il y en avoit qui se mettoient par troupes de cinq ou six pour estre plus forts et emporter ce que les plus foibles avoient pris. Les gens d'honneur trembloient de ceste action et détestoient ce conseil et ceux qui avoient monstré le chemin du pillage à ce peuple .... La nuict ayant donné cesse aux pilleurs, qui avoient emporté jusques aux bouys des parterres du jardin, n'y ayant plus en la maison que les chevrons et le fer et quelque plomb à emporter, ayant mesme desjà commencé à descouvrir les toicts, on fut estonné que, le lendemain matin, dès la pointe du jour, ils reviennent par troupes pour achever d'emporter et d'abattre. C'estoit une chose espouvantable. La maison de Corbinelli, secrétaire dudit maréchal, et qui n'estoit qu'à deux maisons plus haut que la sienne, se veid sur les neuf heures du matin attaquée de ces pilleurs, et en une heure et demie vuide de tous biens, son argent pris, ses masques jettez et ses papiers deschiréz; on menaçoit dejà d'attaquer les maisons voisines. Les pilleurs s'entre-disoient qu'il falloit entrer dans la ville et en aller faire autant au collége de Marmoustier, où logeoit l'abbé de Marmoustier, frère de la mareschale d'Ancre. On en porta l'advis au Louvre; ceux du fauxbourg Sainct Germain eurent aussitost commandement de s'armer, le lieutenant criminel avec les sergens de se transporter à la rue Saint-Jacques, et monsieur de Créquy d'aller au logement du mareschal d'Ancre avec les trois compagnies qui sortiroient de garde de devant le Louvre. Il s'y achemina par la porte de Bussy, et, estant à la rue de Vaugirard, tourna vers celle de Tournon. Ce fut lors que ces pilleurs se virent comme enfermés entre les gardes du Roy et les habitans du fauxbourg qui avoient pris les armes, gardant le bas de la rue et les gardes du Roy le haut. Toutesfois on advisa de leur laisser passage libre, avec injonction de se retirer et n'y revenir plus, sur peine d'estre punis, car on vouloit appaiser les choses et non les aigrir. Ainsy, depuis le jeudy jusqu'au vendredy midy, la maison du mareschal d'Ancre et celle de son secrétaire furent au pillage, et ruynées tellement qu'il n'y restoit que les quatre murailles sans couvertures. Le dommage fut grand en tableaux, dorures, marbres, habits, linge, meubles, tapisseries, vases, mé-

auf den Louvre allenfalls zu treiben. Dieſe letzte Abſicht wurde nicht erreicht, das Ereigniß geſtaltete ſich aber ernſthaft genug, um von Concini als eine Warnung, als eine Mahnung zum Rückzug, weil es noch an der Zeit, betrachtet zu werden; in der That ſoll er zu wiederholten Malen die Abſicht geäußert haben, einen Boden, der unter ſeinen Füßen ſchwankte, zu verlaſſen, um in Italien der Früchte ſeiner Induſtrie zu genießen, aber die Fatalität, oder die Unerſättlichkeit ſeiner Wünſche, die z. B. der Erwerbung des Herzogthums Alençon oder einer bereits weit vorgeſchrittenen Unterhandlung um den Ankauf der Reichsgrafſchaft Mömpelgard galten, wurden ihm ein Hemmſchuh, während es eine ihm nicht minder wichtige Angelegenheit ſchien, fortwährend durch Unvorſichtigkeit und Trotz die Zahl ſeiner Feinde zu mehren, ihren Groll zu vergiften. „Il meprisoit fort les princes, en cela il n'avoit pas grand tort," ſchreibt Tallemant des Réaux, und den König ſelbſt mußte die Arroganz ſeines Benehmens tief verletzen. Ludwig XIII., wie unempfindlich er in jeder andern Beziehung erſcheint, hielt ſtarr an den Vorzügen ſeiner Geburt, und der junge Mann, der bereits ſeines Gemüthes ſich bemeiſtert hatte, Albert de Luynes, verfehlte nicht, die Wunde zu erweitern, den Unwillen ſeines Gebieters bis zu officiellem Meuchelmord zu ſteigern. Concini wurde den 24. April 1617 auf der Zugbrücke des Louvre getödtet. Man meldete die That der Königin Mutter, mit dem Zuſatze, „qu'on ne sçavoit comment on pourroit annoncer cette nouvelle à la mareschalle, et voir si S. M. voudroit prendre la peine de le luy dire." Die Königin erwiederte „qu'elle avoit bien d'autres choses à penser: que si on ne luy vouloit dire la nouvelle, qu'on la luy chantast. La mareschalle le sceut donc sans répandre aucune seule larme, et envoya la Place sçavoir de la reine, si elle avoit agreable de la venir voir, pour se consoler ensemble et la supplier de la proteger. La reine estoit dans son cabinet du luth, accompagnée de la duairiere de Guise, de la princesse de Conty, et de madame de Guercheville, et se promenoit eschevelée battant ses mains, et ayant entendu ledit de la Place, elle luy respondit qu'elle avoit assez à faire elle-mesme, qu'on ne luy parlast plus de ces gens-là; qu'elle leur avoit bien dit, qu'il y avoit long-temps qu'ils deussent estre en Italie. Et sur cela raconta que le soir precedent elle avoit dit au mareschal, qu'elle voyoit bien, que le roy ne l'aymoit point, et qu'il falloit qu'il songeast de se retirer en Italie. Surquoy il avoit respondu, que le roy luy faisoit plus de bonne chere que jamais: et qu'elle luy avoit repliqué, qu'il ne s'y fiast pas; qu'il ne disoit pas tout ce qu'il pensoit." Des Königs Rathgeber waren aber keineswegs geſonnen, auf die Perſon des Marſchalls ihre Rache zu beſchränken. Gleich in den erſten Stunden ſchickte Vitry die Wache nach der Wohnung der Witwe, und hatte er den Häſchern, Behufs einer vorzunehmenden Inventariſation, eine Civilperſon beigegeben. Von dem ihr zugedachten Beſuche in Kenntniß geſetzt, warf die Marſchallin ſich ins Bett, wo ſie ſchon vorher ihre beſten Juwelen untergebracht hatte. Ohne viele Umſtände wurde ſie genöthigt aufzuſtehen, und die Juwelen wurden alsbald gefunden, während die Mannſchaft ſich in den Zimmern zerſtreute, und darin ſo vollſtändig aufräumte, daß der Eigenthümerin nicht einmal Strümpfe verblieben. Sie mußte ihren Sohn, der in einem andern Local bewacht wurde, beſchicken, auf daß er mit ſeinem Taſchengelde aushelfe und ihr die Mittel zu dem Ankauf von ein Paar zwirnenen Strümpfen reiche. Zu ihren Wächtern ſprach ſie: „Et bien on a tué mon mary: n'est-ce pas assez de se contenter, qu'on me permette de me retirer hors du royaume." Auch ihr Bruder hatte verhaftet werden ſollen, es gelang ihm aber, der bei Zeiten gewarnt worden, ſich unſichtbar zu machen, nur das Collegium von Marmoutier, ſeine Wohnung, verfiel der Raubgier der Plünderer. Einer von den Getreuen der Marſchallin, La Place, ſtahl ſich zu ihr, nicht um Kummer zu theilen, oder Rath zu ſpenden, ſondern ſich etwas von den noch vorhandenen Juwelen zu erbitten; noch ſtehe es in ihrer Macht, ſprach er zu der gefallenen Herrin, ihn zu beglücken, und rathe er um ſo mehr zu ſolcher Freigebigkeit, da ſich mit Gewißheit vorausſagen laſſe, es werde ihr von dem Tand auch nicht das Geringſte belaſſen werden. Davon wollte ſie nichts wiſſen, und entgegnete nur: „le roy me voudroit-il lever la robbe? je ne le croy pas." Mit dem Eintritt der Nacht wurde ſie unter Bedeckung nach der zu ihrem einſtweiligen Gefängniß auserſehenen Stube, immer noch im Louvre, gebracht. Der Graf Fiesco erwartete ihrer im Hof, „pour avoir le plaisir de la voir en cet estat deplorable et de luy reprocher comme il fit, qu'elle luy avoit imputé d'avoir merité d'estre pendu, et l'avoir fait honteusement chasser de la cour; mais elle estoit bien plus proche de recevoir ce traittement. Elle luy respondit: Si je vous ay fait du bien, vous ne le pouvez pas nier, et c'est de cela, que vous vous deviez souvenir et non du mal.... Aucuns disent qu'elle avoit été rasée," wie das regelmäßig mit allen der Zauberei beſchuldigten zu geſchehen pflegte, „dès qu'elle fut en ladite chambre, mais cela n'est pas verifié: ce qui fit si grand bruit, que les filles de la reyne se troubloient." In derſelben Stunde wurde der Leichnam des ermordeten Marſchalls einer Viſitation unterworfen, und man ſoll in deſſen Hoſentaſche, in ſorgfältig verſiegelten Päckchen für 1,985,000 Livres Schatzanweiſungen gefunden haben. Nach vollbrachter Spoliation wurde der Leichnam in ein Tuch eingehüllt, nach der Kirche S. Germain-l'Auxerrois geſchafft und da-

dailles d'or et d'argent, et une infinité de belles curiosités que les grands ont dans leurs cabinets, sans que cela ait apporté quelque commodité à ceux qui les ont fait faire. Depuis on en voulut faire des recherches criminelles par la justice, mais il fut advisé que l'on y procéderoit civilement et par excommunication. Il y eut des curez qui détestèrent tellement cest acte que beaucoup des petits pilleurs ou reportèrent ce qu'ils avoient pris au commissaire du quartier à ce député, ou le jetèrent dans le chariot qui fut destiné à cest effect; ce qui se doit entendre des catholiques. Il y en avoit d'une et d'autre religion à ce pillage."

ſelbſt unter der Orgel eingeſcharrt, am andern Tage aber von dem raſenden Pöbel ausgegraben, und auf das Schmählichſte mishandelt. „Le roy, du balcon du Louvre leur faisoit signe de la main de continuer et la reine entendoit tout cela.“ Um ihres Herren Tod hatte Eleonore keine Thräne vergoſſen, aber dieſe Standhaftigkeit verließ ſie wenigſtens auf Augenblicke, als ſie den ſcheußlichen Hergang mit dem Leichnam vernahm, „sans pleurer toutesfois; mais elle ne laissa pas de dire que son mary estoit un presumptuos, un orguillos, qu'il n'avoit rien eu qu'il n'eust bien merité; qu'il y avoit trois ans tous entiers qu'il n'avoit couché avec elle: c'estoit un meschant homme, et que pour s'éloigner de luy, elle s'estoit resolue de se retirer en Italie à ce printemps, et avoit appresté tout son fait: offrant de le verifier.“ Während deſſen waren die Sieger mit einer vorläufigen Theilung der Beute beſchäftigt geweſen. Vitry erhielt den erledigten Marſchallsſtab, die Baronie Luſigny, Concini's Hotel zu Paris und ſeinen Marſtall, ließ auch ſchon am andern Morgen die Pferde in Sicherheit bringen. Luynes begnügte ſich mit der Stelle eines premier gentilhomme de la chambre und eines lieutenant-général für die Normandie, ſammt dem Gouvernement von Pont-de-l'arche. Dem Chevalier de Vendôme wurde die Citadelle zu Caen, deren der Marſchall ihn entſetzt hatte, zurückgegeben, daneben erbat er ſich die Abtei Marmoûtier. Dem Biſchof von Bayonne fiel das Erzbisthum Tours zu Theil, denn der beiden Pfründen zeitweiliger Beſitzer, der Marſchallin Bruder, Stephan Galigai, „voyant que le bien luy faisoit la guerre, leur en avoit fait la resignation de son propre mouvement, ne s'estant reservé que mille escus de pension sur chaque pièce (Marmoûtier und das Erzbisthum), avec lesquels il espere vivre plus à son ayse hors du royaume, aussi bien n'estoit-ce pas un habile homme [4]),“ Perſan, des Vitri Schwager, erhielt die Hauptmannſchaft der Baſtille, Du Hallier, von Vitry der leibliche Bruder, wurde Hauptmann bei der Garde [5]). Behufs weiterer Nachforſchungen über das Vermögen des Marſchalls wurden Commiſſarien, de Barreaux und Bellebaut beſtellt, und begannen dieſe ihre Operationen mit der Abhörung der Marſchallin ſelbſt [7]). Aus dem Verhör begaben ſich die Commiſſarien nach der Capitainerie vom Louvre, wo ſie noch gute Verſchreibungen, zu dem Belaufe von drittehalb Millionen Livres, vorfanden [8]). Freitag, den 28. April, gegen Abend wurde die Marſchallin nach der Baſtille gebracht [9]). So vollſtändig hatte man ſie ausgeplündert, daß des Hauptmanns der Baſtille, des Perſan Frau, ſich veranlaßt fand, ihr zwei Hemden als ein Almoſen zu reichen. „Ladite Dame de Persan l'alla visiter par charité, et la voulant faire asseoir auprès d'elle, la mareschalle ne vouloit jamais s'asseoir tant elle estoit humiliée; au lieu qu'auparavant elle ne vouloit pas seulement laisser entrer dans sa chambre les princes, les princesses, ny les plus grands du royaume; et qu'elle ne vouloit seulement qu'on la regardast, disant qu'on luy faisoit peur, quand on la regardoit, et qu'on la pouvoit ensorceler en la regardant; qui fut la cause qu'elle ne voulut plus voir tout plein de ses serviteurs, seulement pour l'avoir regardée; et sur la fin de sa faveur elle

5) „Il apprenoit à lire depuis quatre ans et n'y pouvoit encore mordre: on l'appelloit le magot de la cour, à cause de sa laideur et de sa mauvaise mine. Les moines de Marmoustier n'en vouloient point pour leur abbé, disant qu'ils avoient accoustumé d'estre commandé par des princes et non par des menuisiers comme celui-ci, qu'on avoit vu manier le rabot.“ L'Etoile. 6) „Et ayant appris que l'apothicaire dudit mareschal avoit un des coffres, qui avoit esté saisi par les commissaires du quartier, au commandement du lieutenant civil, le Roy le luy donna, quoy que ce fust, et y estant allé, on y trouva une boitte de pierreries du prix de 20 mille escus, que ledit du Hallier emporte chez mademoiselle de Villeves sa maistresse, ayant laissé à l'hostesse pour ses espingles une chaisne de turquoise de 1200 livres, et à un autre du logis, un anneau d'une rose de diamants de 3 ou 400 livres; il fit commander par le Roy aux officiers de luy rapporter les procedures de la saisie, et en demeura le maistre, sans verification du don.“ 7) „Laquelle ils ouirent sur ce qui estoit de ses bagues et autres moyens: elle leur dit, qu'elle avoit envoyé au Roy le jour precedent une cassette où il y avoit pour 200 mille livres de pierreries, qu'elle avoit bien peur qu'une bonne partie n'en fust demeurée en chemin. Elle dit aussi, qu'elle avoit encore ses perles de deux mille livres la piece, et une chaisne de cinq tours de perles, de cinquante livres la piece: et qu'en tout il y avoit pour plus de 120,000 escus, lesquelles elle enveloppa dans du papier, et les fit cacheter en sa presence, les priant de les rendre és mains propres du Roy, comme ils firent. Au reste elle leur parla avec autant d'asseurance, comme si elle n'eust eu apprehension quelconque, et les pria de contribuer ce qu'ils pourroient à son innocence, disant qu'elle esperoit encore de revenir en faveur, et qu'il n'y avoit charge à laquelle ils ne pûssent aspirer en ce cas-là, jusques à leur offrir deux cens mil escus de present. L'un d'eux dit: Et bien, madame, si nous vous eussions regardé, il y a quinze jours, comme nous faisons en cette heure, vous vous en seriez offensée, et eussiez dit que l'on vous ensorceloit. O! dit-elle, j'estois folle en ce temps-là.“

8) „Monsieur Ollier vint reveler qu'il avoit quelques coffres en garde, et entre autres meubles sauvez, on trouva deux chandeliers d'or massif, et deux douzaines d'assiettes d'or, aussi une robe couverte de diamans, et autres choses precieuses.“ 9) „Comme on eut resolu de mener la mareschale à la Bastille, la petite Reine y envoya le duc d'Uzes qui fut long-temps avec elle, pour voir seulement sa mine, et la voulut voir mener elle-mésme, déguisée derriere d'autres personnes. Ce fut du Hallier, capitaine des gardes, avec Fouqueroles, qui la menerent; et avant que d'aller, ils luy demanderent, si elle n'avoit plus de bagues: elle monstra une sayette qui luy estoit demeurée, où il n'y avoit que certaines chaisnes d'ambre; et enquise si elle n'en avoit point sur elle, elle hausa sa cotte, et monstra jusques prés des tetins; elle avoit un calson de frise rouge de Florence: on luy dit en riant, qu'il falloit donc mettre les mains au calson; elle répondit, qu'en autre temps elle ne l'eusse pas souffert, mais lors tout estoit permis: et du Hallier tasta un peu sur le calson. Apres elle demandoit si la chambre seroit tapissée, ou non, et voulut mener son chien avec elle; mais estant à la Bastille, elle se mit à genoux devant du Hallier, le suppliant d'interceder pour son innocence; et s'asseurer qu'elle ne seroit pas ingratte; et de vouloir moyenner qu'elle fust renvoyée en Italie, où elle avoit deliberé d'aller au premier jour; et de vouloir mettre en consideration prés du Roy, qu'elle l'avoit veu sortir du ventre de sa mere.“

avoit mesme banny de sa chambre, pour ce sujet, monsieur de Lusson (der Bischof von Luçon, nachmaliger Cardinal von Richelieu) et Feydeau, qui avoit esté le dernier en faveur.“ Bis zum 11. Mai verblieb die Marschallin in der Bastille, um Mitternacht fand sich abermals Du Hallier ein, um sie nach dem Gefängniß des Justizpalastes, la Conciergerie, zu schaffen [10]). Am Morgen trat das Parlament zusammen, und es wurde darin ein königliches Rescript verlesen, laut dessen gegen den verlebten Marschall von Ancre und dessen Witwe der Criminalproceß zu instruiren; es wurden auch zwei Präsidenten, Verdun und Séguier, dann die Räthe Courtin und des Landes delegirt, um den Proceß zu verhandeln. Für eine Verurtheilung des Marschalls ergaben sich wenige Schwierigkeiten, anders verhielt es sich mit einem Weibe, dem eine directe Theilnahme bei den öffentlichen Angelegenheiten kaum nachzuweisen, und wenn auch dieses in Ansehung der vorgeblichen Verbindungen mit Spanien der Fall hätte sein können, mußte die Leidenschaftlichkeit selbst in ihnen eine Wohlthat für Frankreich erkennen: ein Krieg mit Spanien würde über das zerrüttete Frankreich Drangsale ohne Zahl verhängt haben. Ein zweiter Punkt, in den man auch die Königin Mutter zu verwickeln hoffte, der Mord Heinrich's IV., mußte auf die ersten Erwiederungen der Angeschuldigten aufgegeben werden. Allein es war ihr Untergang unwiderruflich beschlossen, so wollten es die neuen Gewalthaber, die Prinzen vom königlichen Hause, der König selbst, den Eleonora mehr denn einmal verletzt hatte, wie sie denn z. B. einstens, da der Monarch in seinen Gemächern mit lärmenden Kinderspielen sich belustigte, ihn bedeuten lassen, er möge das aufgeben, sie habe die Migräne. Ludwig erwiederte: „que si sa chambre estoit exposée au bruit, Paris estoit assez grand, pour qu'elle pût en choisir une autre,“ blieb aber zeitlebens der Intimation eingedenk. Unter dem Einfluß so mächtiger Inspirationen, bei der Nichtigkeit anderweitiger Beweise verfielen die Richter auf die Idee eines Hexenprocesses, und dahin wurde fortan die ganze Inquisition gerichtet. Von Aberglauben beherrscht, körperlich und geistig leidend, hatte die Marschallin allerdings dem Geiste der Zeit, der Hexenmanie Blößen geboten. „Quoi qu'elle eût été si long-temps avec la reine, elle n'en savoit pas mieux son monde. En Italie, elle ne voyoit personne, et dès qu'elle fut en France, elle s'enferma, car elle étoit fort bizarre, de sorte qu'elle ne savoit point vivre à la mode de la cour.“ Das geringste Geräusch fiel ihr unerträglich. Wenn sie einsam in ihrem Kämmerlein träumte, vertieft in die Schreckniſse, von denen ihre Seele heimgesucht, dann pflegte sie nicht wie andere vornehme Damen mit dem Zupfen von Goldstoff ihre Zeit zu verbringen, sondern sie drehte Wachskügelchen, in solcher Menge, daß sie damit nach und nach drei Kisten füllte, und es sind diese Kisten in dem Laufe des Processes zu dem eigentlichen corpus delicti erwachsen. Die Marschallin hatte eine unbeschreibliche Furcht vor dem bösen Auge: „comme elle étoit malsaine, elle imagina être ensorcelée, et de peur des fascinations elle alloit toujours voilée, pour éviter, disoit-elle, li Guardatori.“ Es fanden sich aber auch, die niemals einem allmächtigen Willen fehlen werden, Zeugen, um die unglückliche Frau magischer Bestrebungen anzuklagen. Ihr Stallmeister, der uns bereits bekannte La Place, hielt wahr, daß sie seit dem Eintreffen des portugiesischen Juden Montallo, des Arztes, keine Messe gehört habe, und ihr Kutscher wußte, daß sie um Mitternacht in der Kirche einen Hahn geopfert habe, eine Aussage, welche dem General-Procurator Gelegenheit gab, in glänzender Rede seine genaue Bekanntschaft mit den Schriften der Rabiner zu bekunden, auch darzuthun, daß bei Juden und Heiden Hahnenopfer gleich beliebt gewesen seien. „En sa maison,“ hieß es von der Marschallin, „on n'entendoit que cris et hurlemens lorsqu'elle sacrifioit un coq, et quand la dite dame étoit grosse, elle tenoit un coq et une poule ensemble. La dite dame également avoit sur elle diverses étoffes qu'elle se pendoit au cou, à la façon des préservatifs (Amulette also). Et quand on avoit pillé sa maison, n'avoit-on pas trouvé une grande image de cire en une bière de verre?“ Das Schlußverhör insbesondere gehört einzig dem Gebiet der Magie an [11]). Auf die Frage: „n'est-il pas vrai, méchante femme, que vous avez jeté un charme sur la reine mère pour lui persuader tout ce que vous vouliez?“ soll sie erwiedert haben, „pas autre chose, que le pouvoir qu'a une habile femme sur une balourde.“ — „Je doute qu'elle ait dit cela,“ fügt Tallemant des Réaux hinzu, und theilen wir vollständig seinen Zweifel. Das Parlament „qui ne croit point aux sorciers,“ zweifelte aber nicht an der Schuld der angeblichen Zauberin, und sie wurde zum Tode verurtheilt [12]). Bei der Verlesung des

10) „Sans emporter autres hardes que les habillemens dont elle estoit habillée, un petit fagot qu'elle avoit fait de son linge, qui n'estoit guerre plus gros que sa teste, et un manchon dans lequel elle avoit environ quatre-vingts escus; et tout à l'entrée on fit l'écrou de son emprisonnement dans le registre du concierge, dans lequel elle fut contrainte de signer de sa main, et pour cet effet, posa son manchon sur la table, pour signer plus à son aise: mais comme elle estoit attentive à son escriture, son manchon fut dérobé, en sorte qu'on ne le sceut depuis retrouver. Dès qu'elle entra dans la prison, elle se mit à crier: Oime, suono persa! Elle avoit une vieille damoiselle italienne et son apothicaire, lesquels luy avoient tenu compagnie dans la Bastille et jusques-là, mais ils l'abandonnerent lors, et elle fut mise dans la mesme chambre dans laquelle elle avoit fait mettre le moine de Sainct Martin, comme trop amy de monsieur le prince, lequel le Roy avoit fait eslargir peu de jours auparavant.“

11) „N'est-il pas vrai que vous avez en vos cachettes des talismans, des images de cire, symboles et écrits mystérieux? On a trouvé chez vous l'horoscope des rois et reines de France. N'est-il pas vrai que le juif portugais vous a dit, méchante femme, que vous étiez ensorcelée dans vos couches? N'est il pas vrai que vous avez fait venir moines d'Italie pour exorciser la nuit dans les églises? N'y avez vous pas fait tuer un coq, des pigeons, dont le sang et le corps, sacrilége exécrable, devoient servir à votre santé?“ 12) „M. Perrot, père du président de même nom, se moquoit fort de toutes ces belles accusations, et il fallut que sa famille, par politique, l'enfermât, de peur qu'il n'allât au Palais faire

Urtheils, so am 8. Jul. 1617, in Beisein einer unübersehbaren Masse von Neugierigen erfolgte, suchte die Marschallin ihr Angesicht unter der Haube zu verbergen, sie wurde aber genöthigt, den Kopf hoch zu halten, das Gesicht frei zu geben. Sie meinte eine Frist wenigstens zu gewinnen, indem sie Schwangerschaft vorschützte, man erinnerte sie aber an ihre in der Bastille gemachten Äußerungen, und daß sie folglich nicht hohen Leibes sein könne, „sans avoir manqué à son honneur.“ Auf solchen Einwurf ließ sie das Vorgeben fallen, um in der würdigsten Weise zum Tode sich zu bereiten. Noch an demselben Tage wurde das Urtheil vollstreckt. Den Karren besteigend, und das Meer von Zuschauern überblickend, sagte Eleonora: „que de peuple pour voir une pauvre affligée. Je me soucie aussi peu de la mort que celà,“ fügte sie hinzu, und damit fuhr sie mit dem Daumen über die Zähne. Sie hielt auch Wort: „il n'étoit pas besoin de l'aider à mourir,“ schreibt einer der Herren vom Parlament, „car elle se montra fort assurée, et je ne vis jamais personne qui eut un visage plus résolu à la mort.“ Sie wurde enthauptet, ihr Leichnam sodann verbrannt, die Asche endlich dem Winde übergeben. Ihrer Kinder waren zwei. Die Tochter, Maria Concini, zur Taufe gehalten den 20. März 1608, starb in dem Alter von fünf oder sechs Jahren. Der Sohn, Heinrich, getauft den 8. Juni 1603, wurde zugleich mit seiner Mutter zur Haft gebracht. Er befand sich noch im Louvre, als der Pöbel gegen den Leichnam seines Vaters wüthete: „comme le bruit se sembloit approcher, il demanda si on ne venoit pas le tuer: on luy dit que non, et qu'il estoit en seureté: il respondit qu'il voudroit mieux qu'on le tuast, puisqu'il ne pouvoit estre que miserable le reste de sa vie, comme il avoit esté depuis qu'il avoit eu connoissance de sa vie: mesmes n'estant jamais approché de son pere ny de sa mere, qu'il n'eust rapporté quelques soufflets pour toutes ses caresses. Les archers qui le gardoient, ouvrirent les fenestres qui donnent sur le pont, et luy firent voir ce funeste spectacle de son pere pendu, afin qu'il apprist à mieux vivre. Fiesque ayant sceu qu'il estoit assez mal-traitté des archers, et qu'il ne vouloit plus manger, pour mourir de déplaisir, meu de compassion, et de ce qu'il estoit filleul du feu roy, pria le roy de le luy bailler en garde, et se contenter de sa response, ce que le roy luy accorda. Il alla donc prendre le garçon, et trouvant qu'on luy avoit osté son chapeau et son manteau, luy donna le chapeau de son laquais, et l'amena dans le Louvre dans sa chambre, où la petite reine luy envoya des confitures: et aucuns adjoutent qu'elle le fit amener, et luy dit, qu'elle avoit appris qu'il dansoit bien, et qu'elle vouloit, qu'il dansast en sa presence: ce pauvre garçon, avec toute sa douleur, ne laissa pas de danser, pour avoir plus de moyen d'en tirer quelque gratification.“ Das über die Mutter ausgesprochene Urtheil entsetzte den Knaben des Adelstandes, erklärte ihn auch unfähig, jemals in Frankreich Ämter oder Würden zu bekleiden. Er nahm hierauf seinen Aufenthalt zu Florenz, in dessen Gebiet ihm das Erbgut seiner Familie, die Grafschaft Penna, sammt einem Einkommen von 15—16,000 Livres geblieben war. Er starb jung. Am 3. Aug. 1617 hatte König Ludwig XIII. das Marquisat Ancre und alles bewegliche Eigenthum der Eheleute Concini an den Herzog von Luynes, Karl von Albert, gegeben, mit Ausnahme „des bagues, joyaux et meubles, dont sa Majesté pouvoit avoir disposé.“ (*v. Stramberg.*)

Galiläa. s. Palästina.

GALILÄER, war eine spottende Benennung, die von den Juden einst den Christen beigelegt wurde, und durch welche die gehässige Verachtung der jüdischen Orthodoxie gegen die in Galiläa zunächst aufgenommene und verbreitete geoffenbarte Christusreligion ausgedrückt, die Religion Christi aber zu einer localen, vielleicht ephemeren Erscheinung in profaner Weise herabgewürdigt werden sollte. An sich schon klar, wird diese Benennung außerdem mit den nicht unwahrscheinlichen Gründen historisch gestützt, daß die Bewohner Galiläa's, im wechselseitigen Verkehr mit verhaßten Anhängern des Heidenthums wegen liberaleren religiösen Sinnes den starren Juden verächtlich geworden waren; daß äußere Umstände, wie das vielseitige Unglück, das sie nach den Kriegen mit den Syrern als deren Grenznachbarn zu erdulden hatten; und demnächst ihre eigene Cultur, die sie wegen einer von den echten Juden spöttisch verhöhnten breiten Aussprache der Verdächtigung ohne erhebliche Widerrede Preis gegeben sehen mußten, viel vorarbeiteten und beitrugen, den Spottnamen der Galiläer für die Christen jüdischerseits genehm zu machen. Kaiser Julianus, dessen Hauptbestrebungen bekanntlich ihre letzte Kraft in fruchtloser Bekämpfung des segensreich erblühten Christenthums verzehrten, wähnte noch durch gesetzliche Einführung des Galiläernamens als einer Benennung, welche die Schmach der Apostasis nach seiner Auffassung, der verderblichen religiösen Umbildung und der Unbedeutendheit in sich vereinte, dem Christennamen seinen ursprünglichen und verdienten Glanz zu rauben. Wie seine Reaction, erloschen auch kraftlos seine Intentionen, und der Christenname siegte über alle vermessene Versuche erniedrigender Beschränkungen und Verunglimpfung; s. *Gregor. Naz.* orat. III. p. 81. (*O. Gruber.*)

GALILEI (Vincenzo), der Vater des in andern geistigen Sphären berühmten Galileo Galilei, hat seinen Namen an einen Moment in der Entwickelung der Tonkunst geknüpft, der denselben auf die Nachwelt bringen mußte, trotz mannichfacher Zweifel und Bedenken, die sich dem Hergang der Sache und den Berichten darüber anhängten. — Vincenzo Galilei war um 1533 geboren, und starb in den ersten Jahren des 17. Jahrh. Im sei-

quelque chose qui eût deplu à la cour et qui n'eut pas sauvé cette femme.“ Der eine der beiden Referenten, Orlando Pagen, verweigerte dem Urtheil, das der von Luynes bestochene Courtin ihm vorlegte, seine Unterschrift, fünf der Richter waren ausgeblieben, einige stimmten für die Verbannung, aber die Majorität, die unselige Majorität, hingerissen durch die Vorurtheile des Zeitalters und beherrscht durch diejenigen, welche nach Confiscationen lechzten, erkannte auf die gewöhnliche Strafe der Zauberei.

ner und der vor ihm verflossenen Zeit hatten sich dreierlei Richtungen im Leben der Tonkunst geltend gemacht, über die der Unterzeichnete unter dem Artikel Gasuri einige Andeutung gegeben. Es war die Volksmusik, die sich in lyrischer und auch gewissermaßen dramatischer Weise (man s. d. Art. Französische Musik) als Troubadour- oder Minnesang, eigentliches Volkslied, Tanzweise u. s. w. unbehütet, ungeleitet und meist unbewahrt erging; die Kirchenmusik, die aus der einfachsten Weise, dem Gregorianischen cantus planus, zu einer unablässigen und unvermeidlichen Polyphonie, in die um sich selber herumgekräuselten Irrgartengänge künstlicher, oft verkünstelter Contrapunktik ausgearbeitet und, wuchernd wie ein Urwald aus tausenderlei Gesäme, ausgewachsen war; endlich die Kunstwissenschaft, die sich theils mit der Lehre der zeitigen Kunst, theils mit den Traditionen griechischer Musiklehre, der Übersetzung und Commentirung der griechischen Musiktheoretiker und den ewig fruchtlosen Versuchen beschäftigte, die neuere Musik, — ein ganz anderes Wesen als die griechische — auf die Grund- und Lehrsätze der letzteren zurückzuführen. Sobald in jener Zeit, namentlich in der letzten Hälfte des 16. Jahrh., von Musik als einer Kunst die Rede ist, da denkt man, denken namentlich die achtbaren Meister der Kunst nur an polyphonen Satz, sei es in den strenger und oft kunstreich bis zur Verkünstelung durchgeführten Contrapunkten der Kirchenmusik, sei es in der neben letzterer aufkeimenden ebenfalls contrapunktischen, wenn auch leichter gehaltenen Madrigalenschreibart. Daher findet man nicht blos diejenigen Texte mehrstimmig behandelt, die — wie Gebete, Offertorien, Glaubensbekenntniß — gleichsam als Äußerung der Gemeinde Vielstimmigkeit fodern; nicht blos solche, in denen der Chor nur um der höhern Würdigkeit des Ausdrucks willen zur Prophezeiung, zu Verkündigungen der Gottheit und zu Ähnlichem gleichsam als eine höhere oder symbolische Person seinen Mund leiht; wie z. B. Palestrina die Einsetzungsworte des Abendmahls für Doppelchor setzt. Der Chorsatz tritt auch ein, wo weder eine Vielheit Redender darzustellen ist, noch die Hoheit des Inhalts zu ihm hinzieht, vielmehr nur ein einzelner Redender gedacht werden kann und soll, und der Inhalt eher für alle Musik zu niedrig steht; — z. B. wenn Roland Laß jene Worte des übersorglichen Kellermeisters aus der kanaanitischen Hochzeitgeschichte (Jedermann gibt zum Ersten guten Wein, und wenn sie trunken worden, alsdann den geringern; du aber hast den guten Wein bisher behalten) in aller Würdigkeit des Kirchenchors ertönen läßt. Mochte der Volksgesang einstimmige Weisen mit oder ohne Begleitung kennen; das Gebahren dieses Wildlings konnte bei den Meistern der Kunst keine Anerkennung, geschweige Nachfolge finden; der Contrapunkt, diese musikalische Scholastik, stand in seiner Abstraction von der Stimme des Lebens, in seiner einseitigen Cultur unter der Hut der ebenfalls scholastisch gewordenen Kirche zu weltfremd in sich festgeschlossen. Innerhalb des kirchlichen Lebens bedurfte es der welterschütternden Reformation, die sich an das Volk wandte, in das Volksleben trat und die Stimme des Volkes für sich weckte, um in der neuen und alten Kirche aus dem wirren, Wort und Leben erstickenden Kunstgeniste sich herauszureißen zur Wahrheit und Klarheit des tonbeseelten Gottesdienstes. Schon zuvor und fortwährend hatten Päpste (z. B. Johannes XXII.) Concilien und Bischöfe (unter Andern klagt auch Lindanus, Bischof von Ruremonde: er könne mit aller Anstrengung kein Wort verstehen und wisse oft vor der ewigen Sylbenwiederholung und Mischung durch einander ziehender Stimmen gar nicht, was eigentlich gesungen werde) gegen dieses Wesen angekämpft. Wie von hier aus die päpstlich angeordnete Verbesserung, die sich an den Namen Palestrina's knüpft, das Entstehen und die Ausbildung der evangelischen Kirchenmusik mit all' ihren Folgen für die Kunst knüpft, und wie später die tiefe Wahrheit und Macht der Contrapunktik nach Überwindung ihrer einseitig ungerechten und verwilderten Herrschaft in ihr volles Recht trat, dies aufzuweisen, muß einer andern Stelle vorbehalten bleiben.

Allein schon längst hatte die Kirche aufgehört, ausschließlich — oder auch nur vorherrschend die Interessen der Welt in sich zu fassen. Das weltliche Leben, dieser unermeßliche Gegensatz, den die Kirche sich gegenüber hatte, breitete nach allen Richtungen seine mannichfachen Beziehungen aus, um den Geist der Völker zu allseitiger Bethätigung zu bringen. Wie vielfältig das sogar im kirchlichen Umkreise statthatte, — wie, beispielsweise in der einflußgewaltigen Persönlichkeit Leo's X., weltliche Interessen, Weltbildung, classische Bildung sich Raum und Herrschaft erwarben bis zur Geringschätzung der theologischen Cultur, ist bekannt. Wunderlich genug konnte selbst die gegen die Wahrheit und das Recht der weltlichen, der Volksmusik so spröde kirchliche Tonkunst sich ihrer (gleichsam wider Willen) nicht erwehren noch enthalten; sie nahm mit dankloser Anbequemung einen Fortschritt nach dem andern auf unter stets auf einander folgendem Widerspruch und Sichdreinergeben des Klerus; sie nahm Volksweisen in die heiligen Meßgesänge, und benannte diese sogar nach jenen: l'homme armé, tendre Venus und wie es sonst hieß. Auf einem andern Felde hatte sich das Troubadourwesen — etwa bei höfischen Hochzeiten und Prunkfesten — zu dramatischen Spielen mit eingemischten Gesängen erhoben, und die Kirche hatte sich herbei- oder herabgelassen zu theatralischen Darstellungen ihrer Mysterien und Geschichten. Die dramatischen Spiele, weltliche und geistliche, waren längst wieder (wenigstens seit dem 11. Jahrh.) eine Lieblingsunterhaltung der Völker, längst mit Zwischenmusik, eingefügten Gesängen (Schauspiel mit Gelegenheitsmusik, nach unserer Kunstrubricirung) versehen worden, hatten sogar hin und wieder, — zuerst vielleicht im 13. Jahrh. unter Adam de la Hale (man s. d. Art. Französische Musik) förmliche Operettengestalt angenommen. Allein die gesteigerte Kunst der Tonsetzer war, scheint es, einstweilen der Ausbildung dieser Richtung eher hinderlich als förderlich geworden. Soll die Musik im Drama nicht blos äußerlich aus dem Leben gegriffene Zuthat (Gelegenheitsmusik, wie sie auch im wirklichen Leben erscheint) oder blos willkürlicher Schmuck (wie in der Operette, wo man singen

läßt, um einen Reiz mehr zu bieten) soll sie wesentlicher Theil eines künstlerischen Ganzen sein, so muß sie, im Gesange namentlich, in vollkommenste Einheit mit dem Worte des Dichters und der Handlung auf der Bühne treten. Und dies vermochte die Contrapunktik, die das 15. und 16. Jahrh. durchherrschte, durchaus nicht. Stand ein Einzelner auf der Bühne, und für ihn mußten seine Worte von einem Chor hinter der Bühne im Madrigalenstyl gesungen werden; — oder wußte selbst ein Johann Gabrieli das Liebesgespräch des Hirten Damon und der Schäferin Chloris nicht besser darzustellen, als durch zwei fünfstimmige Wechselchöre von etwas tieferer und etwas höherer Stimmlage (bataillonsweise Liebeserklärung), so konnte der Widersinn Niemandem länger verborgen bleiben. Ja, es mußte selbst vereinzeltes Gelingen, passende Anwendung der Polyphonie, nur schärfer auf die Unzweckmäßigkeit im Allgemeinen hinweisen. Wenn Jannequin (1545) im vierstimmigen Satze das ganze Durcheinander einer Schlacht schildert, — wenn Eckardt (1589) in gleicher Weise das Getümmel des Markusplatzes dramatisirt und den stolzirenden Nobile, zudringliche Bettler, den weinlustigen Kriegsknecht, den öffentlichen Ausrufer zusammenführt, der seinen Spruch bei jeder Wiederholung einen Ton höher steigert, so lag ja die Würze des Scherzes und die künstlerische Wahrheit eben darin, daß jede Stimme das Leben darstellt, und der Moment Vielstimmigkeit für das Zusammentreffen Vieler fodert. Hier war also die Polyphonie aus demselben Grunde wohl angewendet, als sie es für den Ausdruck einer einzelnen Persönlichkeit nicht war. Als schlechte Aushilfe mußte endlich erkannt werden, daß man dem einzelnen Sänger für Monologe eine einzelne Stimme aus einem polyphonen Satze zu singen gab und die übrigen Stimmen durch Instrumente (Violen, Kornette, Flöten u. s. w.) dazu spielen ließ. Im polyphonen Satze hat bekanntlich jede Stimme gleichen oder ungefähr gleichen Antheil am ganzen Stimmengewebe, der Sinn aber ist nur im Verein aller vollständig enthalten; jene Art der Monodie war also bloße Täuschung und die schlechteste.

Hier trat nun als dritter Factor die dritte Richtung des Musikwesens hilfreich herzu, die Kunstlehre, — und zwar in ihrer Richtung auf altgriechische Musikkunde. Bekanntschaft mit dem classischen Alterthum war längst wieder angeknüpft und durch Übersiedlung so vieler Griechen nach der Eroberung Constantinopels verbreiteter und inniger geworden. Längst auch hatte man sich mit griechischer Musik bekannt zu machen getrachtet, — in Ermangelung von erhaltenen Compositionen aus Andeutungen der Poeten, Historiker, der Philosophen Aristoteles und Platon und des Kirchenvaters St. Augustin, besonders aber der Musiktheoretiker, von denen zuerst Boëthius bekannt und verbreitet und bis in die Mitte des 16. Jahrh. Hauptquelle war, Euklid zuerst 1498, Plutarch 1532, Aristorenus und Ptolemäus 1562 in lateinischen Übersetzungen erschienen. Jetzt drängte die fühlbarer werdende Unzulänglichkeit der herrschenden Musikformen zugleich mit der zum Theil phantastischen Schätzung der verlorenen classischen Musik zu dem Verlangen, diese zurückzugewinnen, oder vielmehr die zeitige Musik an jener, aus der sie ja entstanden und belehrt sein sollte, emporzuheben und zu erneuern.

Hier war es, wo Vincenzo Galilei seine Aufgabe fand. Sein Antheil war bedeutend, wenn gleich man weder die Anregung ihm allein beimessen kann, noch die Vollendung durch ihn erfolgte, wie sich weiterhin zeigen wird.

Vielleicht gab ein einzelner Vorgang zu dem oben angedeuteten Ereignisse den letzten Anstoß. Bei der Vermählung des Großherzogs Francesco Medici von Toscana mit Bianca Capello, die um 1579 zu Florenz gefeiert wurde, kam es auch zur musikalischen Aufführung einer dazu besonders gedichteten Sestine. Jede Strophe spitzte sich auf ein besonderes Wort (alba, oro, rosa, Arno, giorno, cielo) und zuletzt sollte Bianca als Sonne der Feier erstrahlen. Sechs der ersten Meister, — Claudio Merulo, Andrea Gabriele, Vincenzo Bell'aver, Baltazaro Donato, Orazio Vecchi, Tiburzio Massaini, — hatten sich in die Composition der sechs Strophen getheilt und ihr Bestes gethan. Aber siehe: Alle hatten, unbekümmert um den Inhalt, ohne Rücksicht auf die sechs Pointen, contrapunktirt — und nichts als contrapunktirt; denn das war die unumgängliche Musikform für jeden Musikmeister! — und die Absicht des Dichters war von Grund aus vereitelt.

Nun bestand, wenigstens schon seit 1580 im Hause Giovanni Bardi's, des Grafen von Vernio, ein Verein geblideter Männer, die sich schöngeistig und literarisch unterhielten. Neben Bardi waren Gerolamo Mei, Pier Strozzi und Vincenzo Galilei (ebenfalls ein Adeliger) die vorzüglichsten Mitglieder der Gesellschaft. Galilei war neben seiner allgemeinen humanistischen Bildung auch in Musik praktisch und theoretisch wohl bewandert. Er sang, spielte Laute und Viola, hatte auch für beide Instrumente componirt. In der Theorie war er Schüler des berühmten Zarlino, hat sich auch für dieselbe schriftstellerisch in einem für Geschichte der Musik interessanten Werke: Fronimo, dialogo sopra l'arte del bene intavolare e rettamente sonare la musica u. s. w. bethätigt, von dem eine zweite Ausgabe 1584, die erste 1568 oder 1569 (in der Dedication zur zweiten heißt es: gl'anni passati dato) erschienen war. In diesem Verein gebildeter und günstig gestellter Männer gesellte sich nun zu der Vorliebe für alles Classische eine theilweise nur zu berechtigte, andern Theils aber misverstandene Unzufriedenheit mit dem dermaligen Standpunkte der Tonkunst. Wie viel geistige Arbeit dazu gehört hatte, ihn zu erringen, wurde nicht erwogen; welcher Schatz von Kraft und künstlerischer Wahrheit in dieser Contrapunktik verborgen lag und wie von ihm grade — sobald nur die Anfangs unvermeidliche Einseitigkeit überwunden war — die Zukunft der Kunst ihre reichste Ausstattung erhalten sollte, konnte unmöglich erkannt werden; dagegen war man ganz unbedenklich im schrankenlosesten Glauben an jede Mähr der gern fabelnden Hellenen. Was nur griechische Poeten oder Erzähler berichteten, — wie die alte Musik die Sitten gemildert, Wuth entflammt und wieder gestillt, und das

blos durch Wahl und Wechsel der Tonarten, wie sie Schlachten gewonnen und Staaten gerettet, die eheliche Treue erhalten (während der neuern Musik höchstens das Gegentheil bisweilen gelungen) und Krankheiten geheilt habe, — das Alles mußte wahr sein, und man fragte triumphgewiß: wo denn der neuern Tonkunst dergleichen möglich geworden? das Elend der letztern fand man dann in dem polyphonen Wirrsal von Melodien, Tonarten und Rhythmen, von denen eine die andere störe und nichts zur reinen Geltung komme, das Wort des Dichters aber vollends zu Grunde gerichtet werde von dieser Musik, die nicht mehr aus einem Geiste mit der Dichtung hervorgehe (wie bei den Alten der Dichter auch die Musik besorgt habe), sondern ein wahres laceramento della poësia (Ausdruck des Sängers und Componisten Giulio Caccini Romano in der Vorrede zu Nuove musiche, 1601) geworden sei. Unter den Kämpfern stand voran Galilei, in seinem Discorso della musica antica e della moderna (1581), in der er die griechischen Tonarten und Tonsysteme erörtert, sich für den Vorzug der griechischen Musik entscheidet und die neuere in lächerlicher Blöße darzustellen sucht. Gegen ihn trat sein ehemaliger Lehrer Zarlino in die Waffen und der persönlich erbitterte Streit hatte eine neue Mittheilung Galilei's zur Folge: den 1602 gedruckten Dialogo della Musica antica e moderna, eine neue Auflage des Discorso, nur mit der Streitschrift gegen Zarlino vermehrt. — Aber Galilei that mehr. Es hatte bisher an jeglicher Probe griechischer Musik gemangelt. Galilei theilte bei Gelegenheit jenes Streites die Musik dreier altgriechischen Hymnen (an Kalliope, Apollon, Nemesis) mit, die er von einem florentiner Nobile erhalten haben wollte, der sie einer Handschrift im Besitze des Cardinals St. Angelo in Rom nachgezeichnet habe. Ob dieser rechtzeitige Fund eine pia fraus Galilei's oder eines Andern? — ob die Melodien ältern Ursprungs, aber nicht classischen (jene Handschrift sollte zugleich den Aristides Quinctilian und den Bryennius enthalten, die bekanntlich im 2. und 14. Jahrh. nach Christus gelebt haben), ob sie echt? — es steht dahin. Der Unterzeichnete, und vor ihm der Griechenfreund Drieberg (Wörterbuch d. gr. M., Art. notirte Hymnen) bezweifelt es. Sind sie aber echt, so beweisen sie wahrlich wenig für die griechische und gegen die Musik des 16. Jahrh., als etwa das: daß sie monodisch sind, mithin das Wort nicht polyphon ersticken. — Galilei that noch mehr. Er selber componirte zuerst die Episode des Ugolino aus dem 33. Gesange der Hölle in Dante's Divina comedia für eine Solostimme mit Violenbegleitung und sang sie in jenem Verein; setzte später in gleicher Weise Stücke aus den Klageliedern des Jeremias und hatte mit diesen Versuchen, wie berichtet wird, glücklichen Erfolg. Sie sind uns nicht aufbewahrt worden, mögen wol — nach andern Proben Galileischer Setzkunst, die im Fronimo enthalten sind — keinen erheblichen Werth haben, vielleicht — wahrscheinlich geringern als Sätze seiner nächsten Nachfolger, der Zeitgenossen Caccini und Peri. Allein hierauf scheint es in der That nicht anzukommen. Fest steht: daß erstens, die allgemeine Unbefriedigung am dermaligen Standpunkte der Musik, das durchaus berechtigte Verlangen nach einem getreuen und befriedigenden Ausdrucke des Gedichts in der Composition in Galilei einen der ersten und eifrigsten Sachwalter fand; zweitens, daß Galilei zuerst auf Veranschaulichung hellenischer Musik bedacht war, sei es durch Mittheilung wirklicher Erzeugnisse derselben, sei es durch Unterschiebung falscher im vermeintlichen Sinne derselben; drittens endlich, daß Galilei zuerst — und zwar um 1600 — mit Versuchen in der Monodie an jenem Grundsatze griechischer Tonkunst wieder mit voller klarbewußter Absicht angeknüpft hat, an dem Grundsatze: daß im Gesange Musik und Dichtung, Wort und Ton in vollkommner Einigung zur Einheit einer neuen Sprache gleichsam zusammenschmelzen müßten. Er war nicht der Einzige und vielleicht nicht der erste, der Ungenügen an der dermaligen Musikform die Blicke nach der verloren gegangenen griechischen Musik lenkte. Er war auch nicht der erste, der sich monodisch versuchte. Gewiß ist ihm hierin der Volksgesang und die Kunst der Trovère vorangegangen, vielleicht auch Caccini. Dieser erzählt in der Vorrede zu seinem Werke Nuove musiche: er habe schon früher, bei der Composition einer Ekloge des Sannazaro, eine Gesangweise, harmonischem (musikalischem) Reden ähnlich, beabsichtigt mit ehrenvoller Nichtbeachtung des Musikalischen; er sei dem Platon und andern Philosophen gefolgt, nach deren Lehre Dreierlei in der Musik sei: zuerst die Rede, dann der Rhythmus, zuletzt der Ton — und nicht umgekehrt. Noch weniger Gewicht würde darauf zu legen sein, daß schon 1585 ein Schauspiel von Bardi, l'amico fido, mit Wechselgesang von Einzelnen und Chor aufgeführt worden; man weiß nicht einmal, wie dieser Gesang eingerichtet gewesen, ob nicht der Solosänger seine Stimme aus einem polyphonen Gewebe genommen bei sonst instrumentaler Besetzung. Endlich war Galilei weit entfernt, seine Aufgabe vollkommen zu lösen, oder auch nur vollkommen klar zu begreifen. In ihr lag dreierlei: das Bedürfniß der Monodie im Gegensatze zur zeitlich Alles beherrschenden und unterdrückenden Polyphonie; die Einigung von Musik und Poesie, die Caccini ebenfalls suchte und Jacopo Peri in der recitativischen Weise erstrebte, der in der Vorrede zu seiner 1600 erschienenen Euridice sagt: er habe gewollt, was die Alten, eine Betonung des Gedichts, die über die gemeine Rede hinausgehend ein Mittleres zwischen ihr und dem (formirten) Gesange gebe; endlich die Wiedergeburt der alten Tragödie, zu der wiederum Peri mit der Composition von Rinuccini's Daphne (1595) den ersten entscheidenden Schritt gethan zu haben scheint. Aber zu alle dem den bedeutendsten und vielseitigsten Anstoß und Antrieb gegeben zu haben in dreifacher Bethätigung, als literarischer Vorarbeiter und Vorkämpfer, als Componist und als Ausübender, wird man dem Galilei mit Recht nachrühmen dürfen. Die damals von Niemandem zu ahnende Vollendung der dritten und höchsten jener Aufgaben erfolgte zwei Jahrhunderte später in der Vollendung des Drame-lyrique durch Gluck. Aber auch der

für jene Zeit verzeihliche, für unsere Zeit nur beschämende Wahn, die griechische Tragödie mit unserer Musik zu vereinen, mußte wieder auftauchen und die Wahrhaftigkeit unserer Kunst daran gegeben werden von Mendelssohn, um Antigone für vornehm-dilettantische Gelüste bühnenfähig zu machen. (*A. B. Marx.*)

GALILEI (Galileo), der Zeitgenosse Kepler's und, wie dieser, einer der größesten Entdecker auf den Gebieten der Astronomie und Physik, wurde geboren zu Pisa den 18. Febr.[1]) 1564. Sein Vater, Vincenzo Galilei, war ein florentinischer Edelmann, welcher sich durch Schriften über die Theorie der Musik, besonders über den mathematischen Theil derselben, Ruf erworben hatte (s. vorigen Art.). Seine Mutter, Giulia, stammte aus dem alten berühmten Geschlechte der Ammannati, und es ist durch das Zeugniß Viviani's und anderer Landsleute und Zeitgenossen hinlänglich erwiesen, daß unser Galilei nicht, wie Janus Nicius Erythräus [Rossi] und Lorenzo Casso meinen, ein unehelicher Sohn seiner Ältern gewesen sei. Bald nach Galilei's Geburt scheinen seine Ältern nach Florenz zurückgekehrt zu sein, denn dort erhielt er seine erste Erziehung. Sein Vater, der mehr Kinder und nur geringes Vermögen hatte, wollte ihn Tuchhändler werden lassen, ein Geschäft, welches damals bei den Florentinern, als Hauptgrundlage ihrer Reichthümer, sehr in Ehren stand. Jedoch erhielt unser Galilei seinem Stande angemessenen Unterricht, besonders als sein Vater die ausgezeichneten Anlagen und schnellen Fortschritte des Knaben gewahr wurde. Sprachen und Wissenschaften zogen ihn gleichmäßig an, nur von der damaligen scholastischen Dialektik fühlte er sich abgestoßen. In seinen Erholungsstunden übte er sich mit vielem Erfolg im Zeichnen und in der Musik, in welcher letzteren sein Vater ihn unterrichtete. Zeichenkunst blieb auch in späteren Jahren eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, und sein Urtheil über Gemälde, Bauriſſe und dergl., unterstützt von genauer Kenntniß der Perspective ꝛc., wurde nachher immer von den größesten damaligen Meistern sehr hoch geachtet. Auch für die Mechanik bewies Galilei von Kindheit auf durch Selbstverfertigung von Instrumenten und Maschinen großes Geschick. Galilei's Vater entschloß sich nun, den Jüngling Arzneiwissenschaft studiren zu lassen, und schickte ihn deshalb im J. 1581 auf die Universität zu Pisa. Neben den medicinischen Vorlesungen mußte er auch hier wieder zu seinem Ärger das, was man damals Aristotelische Philosophie nannte, hören, nahm aber in öffentlichen und Privatdisputationen oft die Gelegenheit wahr, manche Sätze, die man wie Orakelsprüche verehrte, anzugreifen. Diese vermeintliche Naseweisheit zog ihm den Haß der verstockten Aristoteliker an der Universität und den Beinamen „der Zänker" zu. Es war jedoch nur das thörichte Stehenbleiben auf einem veralteten Standpunkte, gegen welches Galilei schon damals eiferte. Den Aristoteles selbst und die übrigen griechischen Philosophen achtete er nach Gebühr und studirte ihre Schriften in der Grundsprache, prüfte aber ihre naturphilosophischen Dogmen nach eigenen Beobachtungen und Versuchen. Durch seine vertraute Bekanntschaft mit den alten Classikern erwarb sich Galilei jene Gewandtheit des Styls, welcher er ohne Zweifel einen großen Theil seiner späteren Erfolge verdankt. Den ersten uns bekannt gewordenen Beweis von seiner feinen Beobachtungsgabe und seiner Aufmerksamkeit auf diejenigen Naturerscheinungen, welche den meisten Menschen unbedeutend vorkommen, weil sie alltäglich, und welche doch grade darum die wichtigsten sind, gab unser Galilei durch die für die ganze Folgezeit so wichtig gewordene Entdeckung des Isochronismus der Pendelschwingungen. Er bemerkte nämlich, daß eine im Dome zu Pisa hangende Lampe, wenn sie durch die Zugluft in Schwingungen gerieth, zur Vollendung jeder einzelnen Schwingung immer gleichviel Zeit gebrauchte, mochte der Windstoß stärker oder schwächer, und mithin die Schwingung größer oder kleiner sein. Er schloß daraus, daß die Zeit, welche ein pendelartig schwingender Körper zur Vollendung jeder einzelnen Schwingung gebraucht, nicht durch die Stärke des ihm gegebenen Stoßes bestimmt werde, sondern nur durch die Entfernung desselben von seinem Aufhängungspunkte, also durch die Länge des Fadens oder Stabes, an dessen Ende er befestigt ist. Zu Hause angestellte Versuche mit Pendeln von verschiedener Länge bestätigten diese Vermuthung und belehrten den jungen Naturforscher zugleich, daß es dabei auch nicht auf das größere oder geringere Gewicht des Pendels ankomme. Der Gedanke, Anwendung hiervon zu machen auf die Messung der kleineren Zeittheile, lag nun allerdings sehr nahe und war bei einem so herrlich begabten Geiste augenblicklich rege. Die Messung der Schnelligkeit der Pulsschläge war es zuerst, worauf der junge Galilei, als angehender Mediciner, sein Pendel anwandte. Bald aber machte er auch von demselben Gebrauch, um andere Bewegungen, namentlich die von Secunde zu Secunde zunehmende Geschwindigkeit frei fallender Körper, zu messen. Durch die von Huygens erfundene Verbindung des Pendels mit Uhrwerken[2]) (s. Huygens) wurde späterhin die Galileische Entdeckung vervollständigt; allein auch schon vor Huygens diente seit Galilei das einfache Pendel bei physikalischen, besonders aber bei astronomischen, Beobachtungen, und somit ist Galilei als der Vater aller auf schärfere Zeitmessung beruhenden Naturkenntnisse anzusehen. In derjenigen frühen Periode seines Lebens, zu welcher wir jetzt zurückkehren, fehlte es aber unserem Galilei noch an geometrischen Kenntnissen, auf deren Nützlichkeit und Nothwendigkeit ihn zwar seine Beschäftigung mit der Tonkunst und Zeichenkunst schon längst aufmerksam gemacht, und deren Erwerbung ihm auch sein Vater empfohlen hatte, ohne daß sich jedoch bis dahin eine pas-

1) Viviani gibt in seinem Racconto istorico della vita del Sig. Galileo Galilei den 15. Febr. an, hat aber späterhin seinen Irrthum erkannt. Galilei's Geburtstag war genau derselbe Tag, an welchem Michelagnolo Buonarroti [so schreibt Viviani diesen Namen] zu Rom starb, nicht drei Tage früher.

2) In seinem letzten Lebensjahre dachte Galilei selbst schon an eine solche Verbindung und machte seinem Sohne Vincenzio darüber Mittheilungen. Dieser beschäftigte sich auch wirklich mit der Zusammensetzung einer Pendeluhr, starb aber im J. 1649, ohne damit ganz aufs Reine gekommen zu sein (*Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 288—290).

sende Gelegenheit zu dieser Erwerbung dargeboten hätte. Eine solche Gelegenheit fand sich nun dadurch, daß der toscanische Hof auf einige Monate nach Pisa kam. Der Pagenhofmeister bei diesem Hofe, Ostilio Ricci, ein geschickter Mathematiker, war dem jungen Galilei schon von Florenz her als Freund seines Vaters bekannt. Erneuerung dieser Bekanntschaft in Pisa und häufige Besuche waren die natürliche Folge. Bei einem dieser Besuche traf Galilei den Ricci mit dem Unterrichte der Pagen in der Geometrie beschäftigt, und blieb schüchtern an der Thüre des Saales stehen, von wo er aber, ohne bemerkt zu werden, den Vortrag hören konnte. Davon in hohem Grade angezogen, kehrte er nun jedes Mal, den Euklid in der Hand, wieder, und ersetzte zu Hause durch eigenen Fleiß, was ihm an seinem unbequemen Standorte von dem Vortrage entging [3]). Endlich faßte er, durch seine Fortschritte ermuthigt, ein Herz, sich dem Ricci zu eröffnen und ihn um ferneren Unterricht zu bitten. Ricci, obwol erstaunt und erfreut über die Wißbegierde und Geschicklichkeit des Jünglings, ging nur vorsichtig auf dessen Wünsche ein, und fragte erst bei dem Vater an, ob er solche Studien seines Sohnes gut heiße. Zögernd gab Galilei, der Vater, die gewünschte Einwilligung, weil er, nicht mit Unrecht, fürchtete, seinen Sohn durch dergleichen, seinen Lieblingsneigungen entsprechende, Beschäftigungen der Arzneiwissenschaft bald ganz entfremdet zu sehen. Bald nahm der ältere Galilei die gegebene Erlaubniß zurück; aber vergeblich, denn sein Sohn war nun einmal auf den Weg gebracht, welchen die Natur ihm vorschrieb, und setzte jetzt ohne weitere Hilfe nicht allein das Studium der Elemente Euklid's fort, sondern ging nachher auch mit gleichem Erfolge zum Archimedes über. Sein Vater hatte endlich nachgegeben, daß er das Studium der Arzneikunde verlassen und sich ganz den physischen und mathematischen Wissenschaften widmen durfte, und bald bewies eine neue Erfindung unseres Galilei, nämlich die Erfindung einer hydrostatischen Wage, worauf er durch Archimed's Schriften geleitet wurde, wie trefflich er in den Geist der von ihm gelesenen Werke einzudringen und die Praxis mit der Theorie zu verbinden wußte. Diese Erfindung, die vorhererwähnte Entdeckung des Isochronismus der Pendelschwingungen und die neue geistreiche Behandlungsweise der Physik, fingen an, den Namen unseres Galilei in Italien berühmt zu machen. Galilei trat in Correspondenz mit mehren der ausgezeichnetsten Männer seines Faches, z. B. Clavius, Ortelius, Riccoboni. Ganz besonders aber interessirte sich für ihn der in Pesaro lebende Marchese Guidubaldo del Monte, ein geschickter Mathematiker, dem er einige seiner Aufsätze über geometrische und mechanische Gegenstände mitgetheilt hatte, und der ihn jetzt die Lehre vom Schwerpunkte ausführlicher zu bearbeiten und zu vervollkommnen veranlaßte. Galilei war 24 Jahre alt [4]), als er diesem Verlangen seines Freundes Folge leistete, und übertraf bald Alles, was seine Vorgänger auf diesem Felde geleistet hatten, sodaß Guidubaldo ihn den Archimedes seiner Zeit nannte. Auf Empfehlung dieses Gönners erhielt unser Galilei im J. 1589 die eben vacant gewordene Professur der Mathematik an der Universität zu Pisa, welche Universität er, nach Angabe Nelli's [5]), ein Paar Jahre vorher aus Mangel an Subsistenzmitteln hatte verlassen müssen, ohne den Doctorgrad erlangt zu haben. Seine Besoldung war nun zwar eine, selbst für jene Zeit, sehr kärgliche; aber er war doch jetzt in einem öffentlichen Amte und benutzte diese Stellung zu neuen Forschungen und zur Bestätigung und Verbreitung der schon früher angestellten. Seine Landsleute Varchi und Benedetti hatten schon, Ersterer im J. 1544, Letzterer im J. 1553, die Behauptung ausgesprochen, daß alle Körper von gleicher Dichtigkeit, mögen sie größer oder kleiner sein (z. B. ein Loth Blei ebenso wie ein Pfund Blei), beim Falle von gleicher Höhe gleiche Geschwindigkeit erlangten; aber es fehlte noch an einem directen Beweise dieses Satzes, den die herrschende peripatetische Schule der damaligen Physiker durchaus leugnete. Solchen Beweis lieferte nun Galilei durch Versuche, bei denen ihm der bekannte hangende Thurm zu Pisa gute Dienste leistete, und setzte dadurch die Sache, alles Spottes und Hohnes seiner Gegner ungeachtet, völlig außer Zweifel. Galilei ging aber viel weiter als Varchi und Benedetti, indem er auch das Gesetz erforschte, nach welchem die Geschwindigkeit fallender Körper von Secunde zu Secunde wächst. Diese herrliche Entdeckung, daß die am Ende des Falles erlangten Geschwindigkeiten fallender Körper sich verhalten wie die Quadrate der Zeiten, hat Galilei zwar erst ungefähr 50 Jahre später durch den Druck bekannt gemacht, es sind aber Beweisstücke vorhanden [6]), daß er schon in jenen ersten Jahren seines Lehramts darauf kam. Das lange Aufschieben der Veröffentlichung seiner Entdeckung durch den Druck hatte zwar die gute Folge, daß Galilei durch eine Menge neuer und wiederholter Versuche mit Hilfe des Pendels und der schiefen Flächen seine Entdeckung vervollständigen und strenger begründen konnte; aber da Galilei mit mündlichen und schriftlichen Mittheilungen an Andere über das, was er entdeckte und erfand, sehr freigebig war, so entsprang daraus für ihn der Nachtheil, daß ihm nicht selten die Priorität seiner Entdeckungen und Erfindungen streitig gemacht wurde. Leider ist dies zum Theil noch jetzt der Fall, da nachher so viele Manuscripte Galilei's auf Befehl der Inquisition nicht haben gedruckt werden dürfen und theils verloren gegangen sind, theils noch immer ungedruckt in Bibliotheken liegen. — Zu jener Zeit war es an den italienischen Universitäten noch gewöhnlich, die Professoren

3) So erzählt Gherardini, der Zeitgenosse und Freund Galilei's, aus dessen Munde er es so gehört zu haben behauptet. Viviani erwähnt keiner solchen Belauschung, sagt aber in seinem Racconto istorico etc., daß Galilei schon 22 Jahre alt gewesen sei, als Ricci angefangen habe, ihn zu unterrichten, und daß Ricci diesen Unterricht, auf Verlangen des älteren Galilei, bald wieder eingestellt habe. Nach einer anderen, von Libri angeführten, Nachricht Vivian's war damals Galilei erst 19 Jahre alt.

4) Dies Alter gibt Viviani in dem Racconto istorico etc. an. Nach einer andern Schrift Viviani's gibt Libri das Alter von 21 Jahren an. 5) *Nelli*, Vita di Galileo. T. I. p. 33. 6) *Nelli*, Vita di Galileo. T. I. p. 44.

nur auf eine gewisse Anzahl Jahre anzustellen. Galilei's erste Anstellung lautete auf drei Jahre. Die große Bedürftigkeit seiner Angehörigen, zumal da sein Vater unlängst gestorben war, machte es ihm nun zwar höchst wünschenswerth, die Professur in Pisa auch nach Ablauf jener Frist zu behalten, allein seine Liebe zur Wahrheit und seine Freimüthigkeit wurden Veranlassung, für ihn sein Amt aufzugeben. Johann von Medicis, ein natürlicher Sohn Cosmo's I. und bei seinem Stiefbruder, dem regierenden Großherzog, in hohem Ansehen stehend, hatte nämlich eine Maschine zur Reinigung der Häfen und Kanäle in Vorschlag gebracht, auf deren Erfindung er sich nicht wenig einbildete. Da nun Galilei aus Gründen der Mechanik die Unbrauchbarkeit dieser Maschine erwies, so zog ihm dies den Haß des Johann von Medicis zu, welcher nicht säumte, mit den übrigen zahlreichen Feinden Galilei's, wozu ziemlich alle Anhänger der peripatetischen Sekte in Toscana gehörten, gemeinschaftliche Sache zu machen und ihn bei dem Großherzoge anzuschwärzen. Galilei sah den gegen ihn heranziehenden Sturm zuvor, legte deshalb freiwillig sein Amt nieder und zog sich nach Florenz zurück [7]). Abermals trat jetzt der Marchese del Monte ins Mittel, indem er unsern Galilei dem Senate der Republik Venedig für die durch Moleti's Tod erledigte Professur der Mathematik an der Universität zu Padua empfahl. Im Sommer 1592 erhielt Galilei diese Anstellung, zunächst auf sechs Jahre, und ging, nach einem kurzen Aufenthalte in Venedig, an seinen neuen Bestimmungsort, wo er, nach Ende der Herbstferien, seine Vorlesungen begann, und bald sich von zahlreichen Zuhörern, zum Theil Männern höheren Alters, umgeben sah, die er ebenso sehr durch seinen Umgang als durch seine Vorträge an sich zu fesseln wußte. Schon in den ersten Jahren seines Aufenthalts zu Padua verfaßte er Werke über die Kriegsbaukunst [8]), über die Gnomonik [9]), über die Himmelskugel [10]) und über die Mechanik [11]), ohne jedoch eines derselben drucken zu lassen. Abschriften dieser Werke, großen Theils ohne Galilei's Namen, verbreiteten sich aber bald.

Um dieselbe Zeit machte Galilei eine Erfindung, die man zwar kein Thermometer, wol aber ein Thermoskop nennen kann, und die jedenfalls als der erste Schritt zur genauern Bestimmung der Wärmeverhältnisse hohes Lob verdient. Galilei bediente sich einer engen Glasröhre, welche an dem einen Ende offen war, an dem andern aber in eine hohle Kugel auslief. Er goß in diese Röhre etwas Wasser, verschloß dann dieselbe, kehrte sie um und tauchte sie in ein Gefäß voll Wasser, aus welchem er den größten Theil derselben mit der daran befindlichen hohlen Kugel hervorragen ließ, während ein ganz kleiner Theil mit der Öffnung, welche Galilei nun wieder frei machte, unter Wasser blieb. In der Kugel war also jetzt atmosphärische Luft abgesperrt, und wenn diese sich durch Einwirkung der Wärme ausdehnte, so trieb sie einen Theil des in der Röhre stehenden Wassers durch die jetzt unten befindliche Öffnung heraus in das Wassergefäß; zog sich hingegen die Luft in der Kugel durch Abnahme der Wärme zusammen, so stieg durch den Druck der äußern Luft das Wasser in der Röhre [12]). So unvollkommen Instrumente dieser Art sind, weil der Druck der äußeren Luft nicht immer gleich groß bleibt, und weil sie sich nicht genau mit einander vergleichen lassen, so waren sie doch, wie gesagt, für die damalige Physik ein großer Fortschritt. — Im J. 1594 erhielt Galilei von der Republik Venedig ein Privilegium auf 20 Jahre für eine von ihm erfundene hydraulische Maschine, und bald hernach erfand er seinen Proportionalcirkel, der von den Geometern und Ingenieuren seiner Zeit, welche er mündlich und schriftlich in dessen Gebrauch unterrichtete, sehr hoch geschätzt wurde. Erst im J. 1606, nachdem er eine Menge Exemplare dieses Proportionalcirkels unter seiner Aufsicht hatte anfertigen und versenden lassen, gab er die Beschreibung desselben in Druck unter dem Titel: Le operazioni del compasso geometrico e militare (Padua 1606. Fol.). Ein Mailänder, Balthasar Capra, welcher schon einmal den Galilei wegen einer astronomischen Streitfrage angegriffen hatte, wollte nun sich als Erfinder des Proportionalcirkels geltend machen, und verfaßte 1607 eine Beschreibung desselben, die aber, wie Galilei bald nachwies, nichts weiter als eine durch Fehler entstellte Copie von Galilei's Werke war. Unserem Galilei gab dieser Streit Gelegenheit in seiner Vertheidigungsschrift: Difesa contro le calunnie di B. Capra (Venedig 1607. 4.) zum ersten Male Proben von der unwiderstehlichen Dialektik abzulegen, mit welcher er später die Peripatetiker, wie Sokrates die Sophisten seiner Zeit, widerlegte. — Nach Ablauf der sechs ersten Jahre seines Lehramts zu Padua hatte Galilei im J. 1599 die Erneuerung seiner Anstellung auf wiederum sechs Jahre mit Gehaltszulage erhalten. Galilei's Ruhm hatte sich nun schon weit verbreitet. Kepler, der in ihm einen treuen Mitverfechter des Copernicanischen Systems erkannt hatte, war seit 1597 in Briefwechsel mit ihm getreten und drei Jahre später auch Tycho de Brahe. Galilei's Hörsaal füllte sich immer mehr nicht blos mit Italienern, sondern auch mit Ausländern, selbst fürstlichen Personen. Unter diesen Letzteren wird ein Prinz Gustav von Schweden genannt. Dadurch veranlaßt, haben Viviani und Andere behauptet, der nachmalige berühmte

7) Gherardini läßt den Galilei schon um diese Zeit mit seinem nachmaligen Gönner, dem reichen und vornehmen Florentiner Filippo Salviati, befreundet werden; allein nach wahrscheinlicheren Berichten, welche Targioni und Nelli liefern, entstand diese Freundschaft viel später. 8) Dieses Werk ist erst im jetzigen Jahrhunderte gedruckt worden (*Venturi*, Memorie P. I. p. 25 sq.). 9) Ist verloren gegangen. 10) Das Werk über die Sphära, welches unter dem Namen Galilei's zuerst im J. 1656 zu Rom gedruckt erschien, ist wahrscheinlich untergeschoben, denn es enthält Lehren, welche denen, wozu sich Galilei sein Leben lang bekannte, grade entgegengesetzt sind. Vermuthlich eine pia fraus. 11) Erschien zuerst in einer französischen Übersetzung von Mersenne (Paris 1634.), dann italienisch (Ravenna 1649.) nach Galilei's Manuscripten. Galilei führt hier das Princip der virtuellen Geschwindigkeiten in die Mechanik ein.

12) Im Widerspruche mit den Biographen Galilei's schreiben Andere die Erfindung dieses Instrumentes dem Holländer Cornelius Drebbel zu, noch Andere dem Bacon, wieder Andere dem Sanctorius ꝛc., wahrscheinlich mit Unrecht.

König Gustav Adolf sei eine Zeit lang in Padua Galilei's Zuhörer gewesen. Da aber schwedische und andere nordische Archive kein einziges Document enthalten, woraus sich erweisen ließe, daß dieser Gustav Adolf je in Italien gewesen sei, da es ferner sehr unwahrscheinlich ist, daß ein 14, oder 15jähriger Jüngling [Gustav Adolf war 1594 geboren, und Galilei verließ Padua 1610] schon Galilei's Vorlesungen habe fassen können, da endlich sogar aus einer Äußerung Galilei's hervorzugehen scheint, daß schon vor dem Jahre 1600 die Zeit gewesen sei, wo ein schwedischer Prinz seine Vorlesungen besuchte, so müssen wir annehmen, daß ein anderer Gustav von Schweden dieser Prinz gewesen sei. Einen solchen gab es aber wirklich, nämlich den Sohn Erich's XIV. Dieser Gustav, welcher nach der Absetzung seines Vaters im Auslande lebte, kann leicht auf seinen Reisen nach Padua gekommen sein, und, da er ein Freund der Naturwissenschaften war, dort Galilei's Vorlesungen besucht haben [13]).

Im J. 1604 erschien im Sternbilde des Schlangenträgers ein neuer Stern, der, nachdem er 18 Monate geleuchtet hatte, wieder verschwand. Galilei hielt hierüber drei lange, sehr gelehrte Vorträge, in denen er zu beweisen suchte, daß dieser Stern keine bloße Lufterscheinung, sondern ein wirklicher Stern sei. Dadurch widersprach er der Aristotelischen Lehre von der Unveränderlichkeit des Fixsternhimmels, und fand bei den Anhängern dieser Lehre, d. i. bei der ungeheuren Mehrzahl seiner Zeitgenossen, ebenso heftigen Widerstand, als er Beifall von seinen Zuhörern und von Männern, die auf gleicher Stufe der Aufklärung standen, einerntete. Seine Hauptgegner waren Cremonino, delle Colombe und der schon vorher genannte Capra. Galilei's Vorlesungen über diesen Gegenstand sind nicht gedruckt worden; man findet aber einen Auszug daraus in der oben erwähnten Vertheidigungsschrift gegen Capra in Betreff des Proportionalcirkels. — Um dieselbe Zeit beschäftigte sich Galilei viel mit dem Magneten, dessen Armirung er vervollkommnete und womit er Versuche anstellte, von denen einige noch jetzt nicht genügend erklärt sind. Zugleich fuhr er fort, wie aus seinen im J. 1604 an Guidubaldo del Monte geschriebenen Briefen hervorgeht, die Lehre vom Fall und die höhere Mechanik überhaupt weiter zu bearbeiten, namentlich die tautochronischen und brachystochronischen Linien zu bestimmen. Auch mit den Lehren vom Lichte und den Farben, vom Schall, von der Ebbe und Fluth, von den Bewegungen der Thiere beschäftigte er sich schon damals, wiewol er erst später darüber schrieb. Einen ganz neuen Aufschwung nahm aber Galilei's erfinderischer Geist im J. 1609. Bei einem Besuche in Venedig im April oder Mai dieses Jahres wurde ihm das sich eben verbreitende Gerücht bekannt, daß ein Holländer dem Prinzen Moriz von Nassau ein Instrument überreicht habe, durch welches man entfernte Gegenstände so sähe, als ob sie in die Nähe gerückt wären. Über die Einrichtung dieses Instruments sagte das Gerücht nichts. Eiligst nach Padua zurückkehrend dachte Galilei jetzt an nichts Anderes als an die Zustandebringung eines solchen Instruments und kam schon in der nächsten Nacht mit seinen Gedanken aufs Reine, die er Tags darauf sogleich ausführte [14]). So mangelhaft auch die Gläser waren, welche ihm bei dieser ersten Construction zu Gebote standen, so gelang es ihm doch, den gewünschten Erfolg zu erreichen, wovon er seine Freunde in Venedig schleunigst benachrichtigte. Sechs Tage später reiste er mit anderen, aus besserem Glase construirten Fernröhren wieder nach Venedig, und überreichte dem Dogen und dem Senate die neuen Instrumente, indem er zugleich deren Zusammensetzung und Gebrauch erklärte. In Folge hiervon wurde ihm die Professur der Mathematik zu Padua, worin er im J. 1606 abermals auf sechs Jahre mit Gehaltszulage bestätigt worden war, jetzt durch Decret des Senats vom 25. Aug. 1609 mit einem Jahresgehalte von 1000 Gulden auf Lebenszeit übertragen. Nie hat sich Galilei für den ersten Erfinder des Fernrohres ausgegeben, wol aber gebührt ihm der Ruhm, dasselbe nach optischen Principien vervollkommnet und es zuerst zu wichtigen astronomischen Entdeckungen angewendet zu haben. In den nächsten Jahren wendeten sich daher die Fürsten und Astronomen, welche Fernröhre zu besitzen wünschten, immer an Galilei [15]). Zuerst beobachtete er durch sein neues Instrument den Mond, dessen Gebirge er entdeckte und ihre Höhen maß, sowie er später auch die Libration dieses Himmelskörpers kennen lernte, von welcher noch Niemand etwas geahnet hatte. Dann fand er, daß die Milchstraße nichts Anderes sei, als eine dicht gedrängte Menge kleiner Sterne, ebenso die sogenannten Nebelflecke, daß aber die Fixsterne durch das Fernrohr nicht wie die Planeten vergrößert würden. Den 7. Jan. 1610 entdeckte er drei von den Satelliten des Jupiter, und sechs Tage nachher auch den vierten [16]). Dem erlauchten Hause der Mediceer zu Ehren, bei welchem er seit geraumer Zeit wieder in hohen Gnaden stand [17]), nannte er diese Jupitersmonde sidera Medicea. Im J. 1612 war es ihm schon gelungen, deren Bahnen und Umlaufszeiten zu berechnen, und, wie immer, sogleich auch auf Anwendungen des Gefundenen denkend,

13) *Venturi*, Memorie etc. P. I. p. 19.

14) So erzählt Viviani, vermuthlich nach mündlichen Mittheilungen seines Lehrers Galilei. In seinem sidereus nuntius gibt Galilei an, daß er erst nach Bestätigung des ihm zugekommenen Gerüchts durch einen Brief aus Paris an die Verfertigung des Fernrohrs gegangen sei. 15) Galilei bediente sich eines convexen Objectiv- aber eines concaven Ocularglases; erst Kepler erfand das für den astronomischen Gebrauch bequemere sogenannte astronomische Fernrohr, bei welchem sowol das Ocular- als das Objectivglas convex sind. Das Fernrohr mit concavem Ocular wird noch jetzt Galileisches Fernrohr genannt. 16) Simon Marius oder Mayer, Astronom des Markgrafen von Brandenburg in Ansbach, hat die Jupitersmonde schon im November 1609 gesehen, seine Entdeckung aber erst 1614 bekannt gemacht. Auch Harriot scheint ziemlich zu gleicher Zeit dieselbe Entdeckung gemacht zu haben. 17) Er hatte öfters seine Universitätsferien in Florenz zugebracht, war bei Hofe ehrenvoll empfangen worden und hatte sogar den Söhnen des Großherzogs Ferdinand I., namentlich dem Erbprinzen, Unterricht ertheilt. Dieser Prinz, welcher seinem im J. 1608 verstorbenen Vater unter dem Namen Cosmo's II. in der Regierung folgte, war bis an seinen im J. 1621 erfolgten Tod Galilei's dankbarer Freund und Beschützer.

machte er den Vorschlag die so häufigen Verfinsterungen der Jupitersstrabanten durch ihren Hauptplaneten statt der viel seltener eintretenden Mondfinsternisse zur Bestimmung der geographischen Längen und daher zur Vervollkommnung der Schiffahrt zu benutzen. Im März 1610 veröffentlichte Galilei seine bis dahin gemachten astronomischen Entdeckungen in einem zu Venedig gedruckten Werke unter dem Titel: Sydereus nuncius, magna longeque admirabilia spectacula prodens, suscipiendaque proponens unicuique, praesertim vero philosophis atque astronomis, quae a Galileo-Galileo perspicilli nuper a se reperti beneficio sunt observata in Lunae facie, fixis innumeris, lacteo circulo, stellis nebulosis, apprime vero in quatuor planetis circa Jovis stellam disparibus intervallis atque periodis celeritate mirabili circumvolutis; quos, nemini in hanc usque diem cognitos, novissime author deprehendit primus atque medicea sidera nuncupandos decrevit. Am Schlusse dieses Werkes stehen Andeutungen anderer neuen Entdeckungen, die aber zu ihrer Bestätigung erst noch wiederholter Beobachtungen bedürften. Schon in der Mitte desselben Jahres machte er aber die in ein Anagram gehüllte Entdeckung bekannt: Altissimum planetam tergeminum observavi. Er hatte nämlich den Ring des Saturn, des von der Sonne entferntesten [altissimus] unter den damals bekannten Planeten, bei dessen in jenem Jahre stattfindenden Stellung gegen die Erde, gleichsam wie eine Verlängerung des Saturnkörpers erblickt, und hielt ihn für zwei den Saturn begleitende Himmelskörper. Auch Sonnenflecke beobachtete er schon um diese Zeit [18]), wagte es aber nicht, mit dieser neuen Entdeckung eher hervorzutreten, bis dieselbe durch Beobachtungen seiner Freunde, denen er sie mittheilte, bestätigt würde; weil er wohl einsah, daß er damit bei den an eine völlige Reinheit der Sonne glaubenden Peripatetikern seiner Zeit den heftigsten Widerspruch finden würde. Gegen den nuntius sidereus traten bereits Gegner genug auf, z. B. ein gewisser Horky, ein damals in Italien lebender Böhme, der es, zum Glück vergeblich, versuchte, Keplern gegen Galilei einzunehmen; ferner ein Florentiner Franz Sizzi, sogar ein College Galilei's in Padua, der Dr. Cremonino, hinter denen noch viele andere Anhänger der hergebrachten alten Naturphilosophie steckten. Desto mehr Beifall fanden Galilei's Entdeckungen bei den Aufgeklärteren unter seinen Zeitgenossen, namentlich bei Kepler, der Horky'n derb zurecht wies, und bei dem Großherzoge von Toscana, welcher unserem Galilei reiche Geschenke zufließen ließ. Auf dringende Bitte des ebengenannten Fürsten gab Galilei ungefähr gegen Ende des Monats August 1610 sein Lehramt in Padua auf und siedelte im September nach Florenz über, wo er, ohne zu Vorlesungen verpflichtet zu sein, als „erster Philosoph und Mathematiker des Großherzogs [19])" ganz seinen Erfindungen und Entdeckungen und der Ausarbeitung seiner Werke darüber zu leben gedachte. Die Liebe zu seinen Verwandten und zu dem Orte, wo er seine Kindheit verlebt hatte, mag Vieles dazu beigetragen haben, ihn nach Florenz zu ziehen: sonst, sollte man meinen, hätten ihn wol die fast unbeschränkte Lehrfreiheit, welche er in Padua genoß, die hohe Achtung, welche ihm von so vielen der edelsten Venetianer zu Theil wurde, namentlich die Freundschaft eines Sagredo, welchem er nachher ein so schönes Denkmal dadurch gesetzt hat, daß er ihn als einen der Interlocutoren in seine Dialogen einführt, die Freundschaft eines Sarpi, des berühmten Historikers, der aber, ebenso wie Sagredo, zugleich ein großer Freund und Kenner der Mathematik und der Naturwissenschaften war, endlich der für jene Zeit ansehnliche Gehalt und die Honorare, welche er in Padua bezog, an die Republik Venedig fesseln müssen. Vermuthlich wäre er dann auch, wie Sarpi, den Verfolgungen Roms entgangen, von denen wir nun bald zu erzählen haben werden. Sagredo, der sich damals auf einer Reise im Orient befand, drückt in einem nach seiner Rückkehr im Frühjahr 1611 geschriebenen Briefe sein Bedauern und seine Besorgnisse über den nun leider schon ausgeführten Entschluß Galilei's aus, wodurch Galilei von der leicht wechselnden Gunst eines ihm zwar jetzt sehr gnädigen, aber dem Einflusse der Jesuiten ausgesetzten, jungen Fürsten abhängig geworden sei, während er im Venetianischen, wo die Jesuiten damals ausgeschlossen waren, völlig frei, ja sogar durch seine Verbindungen mit den Mächtigsten der Republik, gleichsam Herrscher auf geistigem Gebiete gewesen sei.

Gleich nachdem Galilei sich in Florenz niedergelassen hatte, entdeckte er, daß der Planet Venus, ebenso wie der Mond, zu verschiedenen Zeiten verschiedene Lichtphasen darbiete. Ebenso fand er auch noch gegen Ende des Jahres 1610, daß der scheinbare Durchmesser des Mars und der Glanz dieses Planeten merkwürdigen Veränderungen unterworfen sei. Die Sonnenflecke, welche er schon in Padua dem Sarpi und anderen Gelehrten gezeigt hatte [20]), fuhr Galilei in Florenz zu beobachten fort, zeigte sie im April 1611 bei einem etwa vierwöchentlichen Aufenthalte in Rom, wohin er eingeladen war, mehren Cardinälen und vielen Anderen, und schloß aus der Bewegung dieser Flecke die Axendrehung des Sonnenkörpers. Galilei's eben erwähnter Besuch in Rom erwarb ihm allerdings dort viele Bewunderer und Freunde, die nun mit eigenen Augen das sahen, was ihnen Galilei im nuntius sidereus und durch Briefe verkündet hatte. Auch gelehrte Mathematiker unter den Jesuiten, z. B. Clavius, traten damals auf seine Seite und berichteten zu seinen Gunsten

18) Harriot in England, Joh. Fabricius in Wittenberg und der Jesuit Scheiner in Ingolstadt scheinen ziemlich um gleiche Zeit mit Galilei die Sonnenflecke entdeckt zu haben (vergl. Gehler's Phys. Wörterbuch). Solche Flecke gesehen hatte man auch wol schon früher, weil es dazu oft gar keines Fernrohrs bedarf; aber man hatte sie entweder für optische Täuschungen, oder für Planeten gehalten.

19) So nennt er sich auf seinen später erschienenen Schriften. Sein vollständiger Titel scheint gewesen zu sein: Matematico primario dell' Università di Pisa e filosofo del serenissimo Gran Duca, senza obbligo di leggere nè di risedere nello studio di Pisa. Das Ernennungsdecret ist schon vom 10. Juli 1610 datirt.

20) *Nelli*, Vita etc. T. I. p. 326. 327.

an den sie befragenden Cardinal Bellarmin [21]). Der Cardinal del Monte erklärt sogar in einem Schreiben an den Großherzog von Toscana [22]), wenn man noch in den alten Zeiten der römischen Republik lebte, so würde dem Galilei eine Ehrensäule auf dem Capitol errichtet werden. Auf der andern Seite aber hatte Galilei sich in Rom auch viele Neider und Feinde zugezogen, die nun, da sie ihm auf wissenschaftlichem Gebiete nichts anhaben konnten, ihn in den Verdacht der Ketzerei zu bringen suchten. Nach der Rückkehr aus Rom erfand, nach Libri's Meinung, Galilei das Mikroskop. Viviani erwähnt dieses Instruments, als einer Erfindung Galilei's, unmittelbar nach dem Bericht von der Verfertigung des Fernrohres durch Galilei, und es ist wahrscheinlich, daß ihn die Construction des einen Instruments auch bald auf die des andern geleitet habe; sei es nun, daß auch über das Mikroskop, ebenso wie über das Fernrohr, ihm schon Gerüchte zugekommen waren, oder daß er ganz durch eigenes Nachdenken darauf kam. Im J. 1612 soll er dem Könige von Polen ein Mikroskop zugesendet haben, und Libri meint, dies Instrument sei damals in Italien schon allgemein bekannt gewesen, stützt sich aber dabei auf ein in demselben Jahre zu Venedig erschienenes satyrisches Werk, welches allerdings, allein offenbar nur scherzend, von Vergrößerungsgläsern spricht. Erst im J. 1624 soll jedoch, nach Libri, Galilei das Mikroskop vervollkommnet und ihm die lange nachher beibehaltene Form gegeben haben. — Der Großherzog Cosimo II. versammelte gern Gelehrte um sich und hörte mit Vergnügen ihren wissenschaftlichen Gesprächen zu. In einer solchen Gesellschaft bei Hofe kam die Rede auf im Wasser schwimmende Körper und deren theilweise Eintauchung unter die Wasserfläche. Galilei bestritt hier die Meinung der Peripatetiker, daß bei dieser Erscheinung das Meiste von der Gestalt der Körper abhange, und wurde vom Großherzoge aufgefodert, seine Gedanken darüber aufzusetzen. Dies that er in seinem Discorso intorno alle cose, che stanno sull' acqua, e che in quella si muovono, der zuerst im J. 1612 4. zu Florenz gedruckt und noch in demselben Jahre neu aufgelegt wurde, und worin nach Lagrange's [23]) Urtheil die Hauptlehren der Hydrostatik zum ersten Male aus dem Princip der virtuellen Geschwindigkeiten abgeleitet sind [24]). Den zahlreichen Angriffen seiner Gegner auf dieses Werk antwortete er nicht selbst, sondern überließ dies seinem Schüler Benedetto Castelli. Sowie mit Sagredo in Venedig hatte Galilei jetzt in Florenz mit einem dem Hause der Mediceer nahe verwandten Manne, Filippo Salviati, ein enges Freundschaftsbündniß geschlossen, und hielt sich häufig auf dessen Villa delle [oder alle] Selve auf, um in der Landluft seinen durch die vielen Nachtwachen und anstrengenden Beobachtungen geschwächten Körper wieder zu stärken. Dort war es auch, wo er die drei von dem Jesuiten Scheiner unter dem fingirten Namen Apelles post tabulam an Marcus Welser in Augsburg gerichteten Briefe erhielt, in denen Scheiner sich die Entdeckung der Sonnenflecke zuschreibt. Galilei vertheidigte in drei andern Briefen an Welser sein Prioritätsrecht, und zeigte, daß Scheiner ganz irrige Vorstellungen von den Sonnenflecken habe. Ausführlicher behandelte er diesen Gegenstand in einer Schrift unter dem Titel: Istoria e dimostrazioni intorno alle macchie solari, welche er an die Akademie der Lincei in Rom sandte, aber, durch die Censur aufgehalten, erst im Anfange des J. 1613 drucken lassen konnte, obgleich die Lincei, an ihrer Spitze der Fürst Federigo Cesi, sich seiner eifrig annahmen. — Vom Ende des Jahres 1613 an begannen, wie aus den Briefen Castelli's, Cesi's u. A. an Galilei und aus seinen Antworten hervorgeht [25]), die Anklagen, daß Galilei durch Vertheidigung und Ausbreitung des Copernicanischen Systems die Bibel angreife und sich der Ketzerei schuldig mache, nach und nach immer lauter zu werden. Nicht sowol der Großherzog Cosimo II., als seine den Einflüsterungen der Geistlichen Gehör gebenden weiblichen Verwandten, fingen an, gegen Galilei mistrauisch zu werden. Galilei hatte zwar bis dahin nichts zur ausdrücklichen Vertheidigung des Copernicanischen Systems drucken lassen, wol aber hatte er in seinen mündlichen Vorträgen und in seinen Briefen sich offen für dasselbe ausgesprochen. Er suchte nun zwar darzuthun [26]), daß er dadurch keineswegs die Bibel habe angreifen wollen, welche sich da, wo in ihr von physischen und astronomischen Dingen die Rede ist, den Vorstellungen und der Sprachweise des Alterthums accommodire, ohne dieselben als Glaubensartikel aufzustellen; daß darum auch Copernicus von den Häuptern der Kirche immer als ein rechtgläubiger Katholik angesehen worden sei, und sogar seine Bücher: de revolutionibus orbium coelestium dem Papste Paul III. habe zueignen dürfen ꝛc. Bei den theils von Fanatismus, theils von Neid und Haß glühenden Gegnern Galilei's schlugen aber solche Gründe nicht an. Besonders aus dem Dominikanerorden, welchem bekanntlich die Inquisition gegen die Ketzer anvertraut war, und der sich daher als zur steten Wachsamkeit über die Reinerhaltung des Kirchenglaubens verpflichtet ansah, wurden jetzt viele anklagende Stimmen laut. Der Dominikaner Caccini predigte im J. 1614 zu Florenz öffentlich wider Galilei, und misbrauchte zur Verhöhnung desselben die Worte der Vulgata: Viri Galilaei, quid statis adspicientes in coelum? — Unter diesen Umständen beschloß Galilei unaufgefodert eine zweite Reise nach Rom zu machen, um sich dort vor den höchsten geistlichen Behörden zu rechtfertigen. Ende Novembers oder Anfang Decembers 1615 trat er diese Reise an und verweilte in Rom

21) *Venturi*, Memorie etc. P. I. p. 167. 168. 22) Ebendaselbst S. 169. 23) Mécanique analytique T. I. p. 178. 24) Im Eingange dieses Werkes gibt Galilei auch seine seit Herausgabe des nuntius sidereus gemachten astronomischen Entdeckungen (Sonnenflecke, Drehung der Sonne um ihre Axe, Phasen der Venus, Umlaufszeit der Jupitertrabanten) an.

25) *Venturi*, Memorie etc. P. I. p. 202. 26) z. B. in einem langen Briefe an die Großherzogin Mutter. *Venturi*, Memorie etc. P. I. p. 224 seq. Vermuthlich Anfangs in Abschriften verbreitet, ist der Brief nachher oft bald einzeln, bald mit anderen Werken Galilei's zusammen gedruckt erschienen, auch ins Französische, Englische und Teutsche übersetzt worden. Geschrieben ist das Original, nach Viviani's Angabe, um 1615.

bis in den Mai des folgenden Jahres. Vom toscanischen Hofe empfohlen wurde er zwar in Rom von der hohen Geistlichkeit, selbst vom Papste, sehr höflich, von Vielen sogar wohlwollend empfangen, konnte aber nicht verhindern, daß das Copernicanische System jetzt förmlich für der heiligen Schrift widerstreitend erklärt wurde, obgleich man jetzt noch keine Abschwörung dieses Systems von ihm verlangte, noch weniger kirchliche Büßungen ihm auferlegte [27]). Galilei's oft leidenschaftlicher Eifer für die Sache der Wahrheit scheint derselben in Rom mehr geschadet als genützt zu haben, und der Großherzog von Toscana, von Allem, was dort vorging, durch seinen Gesandten und andere Correspondenten wohl unterrichtet, fand es am Ende für die Sicherheit seines Freundes nöthig, ihn nach Florenz zurückzurufen. — Schon im J. 1612 hatte Galilei, nach Berechnung seiner Tafeln über den Lauf der Jupiterstrabanten, durch Vermittelung des toscanischen Hofs bei der größten damaligen Seemacht, dem Hofe zu Madrid, Anträge gemacht, jene Tafeln zur Bestimmung der geographischen Längen zu benutzen. Diese Anträge erneuerte er jetzt nach seiner Rückkehr aus Rom und die Unterhandlungen darüber zogen sich viele Jahre hin, ohne jedoch zu dem gewünschten Resultate zu führen [28]). — Die von ihm in Rom gemachten Erfahrungen bestärkten unseren Galilei noch mehr in der schon vorher bei ihm vorhandenen Abneigung, seine physikalischen und astronomischen Untersuchungen drucken zu lassen. Wol aber theilte er seinen Freunden diese Untersuchungen in Briefen mit, von denen zahlreiche Abschriften sich über ganz Europa verbreiteten und noch jetzt in den Handschriftensammlungen vieler Bibliotheken vorhanden sind. Schriftliche und mündliche Mittheilungen Galilei's an seinen Freund Guiducci, in Betreff dreier im J. 1618 erschienenen Kometen, gaben Letzterem Stoff und Veranlassung zu einem Discorso delle comete (Florenz 1619. 4.), worin eine früher erschienene Schrift des Jesuiten Grassi über denselben Gegenstand scharf kritisirt, und die Nichterwähnung der neuesten Entdeckungen Galilei's gerügt wurde. Dieser Angriff auf einen einflußreichen Mann flößte den weitersehenden Freunden Galilei's mit Recht große Besorgniß ein. Grassi gab unter dem Namen Lotario Sarsi eine Gegenschrift heraus: Libra astronomica et philosophica qua *Galilaei* opiniones de Cometis a Mario Guiduccio ... expositae .. examinantur, worin er, wie man schon aus dem Titel sieht, sogleich auf den eigentlichen Urheber der von Guiducci vorgetragenen Meinungen über die Kometen zurückgeht. Guiducci und zwei Jahre später Stelluti, Galilei's College in der römischen Akademie der Lincei, beantworteten die eben genannte Schrift, aber Galilei selbst, der eben erst von einer schweren Krankheit genesen und noch leidend war, fand sich jetzt bewogen, auf den Kampfplatz zu treten. Er that dies mit einem Werke, welches Guiducci schon im Juni 1620 als nächstens erscheinend ankündigt, welches aber, durch Krankheit Galilei's verzögert, erst im Herbste des Jahres 1622 vollendet wurde und unter dem Titel: Il saggiatore, nel quale con bilancia esquisita e giusta si ponderano le cose contenute nella libra astronomica e filosofica di Lotario Sarsi, 1623 zu Rom gedruckt erschien [29]). Grassi blieb die Replik nicht schuldig, und war von nun an Galilei's Feind, welcher, einer spätern scheinbaren Versöhnung ungeachtet, nicht aufhörte, ihm im Geheimen zu schaden. Man muß zugeben, daß Galilei bei diesem Streite keineswegs vollkommen Recht hatte, obgleich er manche Fehlschlüsse seines Gegners mit Grund rügt. Daß die Kometen wirkliche die Sonne, ähnlich wie die Planeten nur in viel weiter gestreckten Bahnen, umkreisende Himmelskörper seien, wie Dörfel 57 Jahre später entdeckte, ahneten weder Galilei noch Grassi. Galilei findet es nicht unwahrscheinlich, daß die Kometen angehäufte Ausdünstungen der Gestirne seien und will die Anwendung der Parallaxen zur Messung ihrer Entfernungen nicht gelten lassen. Neben solchen Irrthümern enthält aber der Saggiatore viele vortreffliche Gedanken über Naturforschung überhaupt, welche gewöhnlich erst späteren Philosophen und Physikern, z. B. dem Descartes, zugeschrieben werden, sich aber schon hier entwickelt finden. Dazu kommt der angenehme und geistreiche Styl, worin das Werk geschrieben ist. Libri geht soweit, dasselbe noch jetzt für die beste Einleitung zum Studium der Philosophie der Natur zu erklären. — Kurz vor der, von der Akademie der Lincei besorgten, Herausgabe des Saggiatore war Urban VIII., aus dem Hause Barberini, Papst geworden. Er hatte als Cardinal sich dem Galilei sehr günstig erwiesen, und sogar im J. 1620 ihm ein Lobgedicht zugesendet [30]). Die Lincei dedicirten ihm deshalb das genannte Werk, und Galilei selbst ging im J. 1624 nach Rom den neuen Papst zu beglückwünschen. Er wurde sehr gnädig empfangen, beschenkt und bei seiner Rückreise mit einem belobenden Breve an den Großherzog entlassen. Galilei hatte aber bei dieser Reise nach Rom noch einen andern Zweck gehabt. Er hatte, obschon durch die förmliche Verdammung des Copernicanischen Systems zum Stillschweigen über diese Materie verurtheilt, schon längst ein Werk über dieselbe vorbereitet, und hoffte von dem neuen Papste die Erlaubniß zur freien Darlegung seiner Ansichten zu erlangen. Während seines Aufenthalts in Rom spielte er darum oft auf diesen Gegenstand an, erhielt aber in Bezug hierauf nichts weiter als ungewisse Hoffnungen. Dennoch arbeitete er nach seiner Rückkehr in Florenz das betreffende Werk vollständig aus und machte, um den Papst in der ihm günstigen Stimmung zu erhalten und wo möglich auch die Cardinäle zu gewinnen, in den Jahren 1628 und 1630 wiederum Reisen nach Rom. Dort überreichte er im J. 1630 der Censur die Handschrift seines neuen Werks, welches in Gesprächsform die Gründe für und wider das Ptolemäische und das Copernicanische Weltsystem vortrug. Da

27) *Venturi*, Memorie etc. P. I. p. 267 seq. 28) Spätere im J. 1636 mit den Generalstaaten von Holland angeknüpfte Unterhandlungen über diesen Gegenstand blieben in der Hauptsache ebenso erfolglos, jedoch aus ganz anderen Gründen, wie wir nachher sehen werden.

29) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 23 u. 48. 30) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 81.

Galilei Mitglied der Akademie der Lincei war, so hätte dies Werk, nach den Statuten der Akademie, in Rom gedruckt und von dieser Gesellschaft herausgegeben werden müssen; allein, da der Fürst Cesi um dieselbe Zeit starb, so löste sich die Gesellschaft auf. Galilei's Handschrift wurde von mehren Censoren nach einander beurtheilt und Einiges darin geändert, erhielt aber endlich das Imprimatur. Allein unterdessen war wieder ein anderer Grund zur Verzögerung des Abdrucks eingetreten. Es war nämlich eine ansteckende Krankheit in Toscana ausgebrochen, und um diese vom Kirchenstaate abzuhalten, hatte die päpstliche Regierung einen Sanitätscordon an ihrer Grenze gezogen. Dadurch wurde Galilei gehindert, sich nach Rom zu begeben, um den Abdruck seines Werkes zu beaufsichtigen. Endlich erhielt er die Erlaubniß, es in Florenz drucken zu lassen, wo es nochmals der dortigen Censur unterworfen wurde, und endlich im J. 1632 erschien unter dem Titel: Dialogo di Galileo Galilei Matematico sopraordinario dello studio di Pisa, e Filosofo e Matematico primario del Sereniss. Gran Duca di Toscana. Dove nei congressi di quattro giornate si discorre sopra i due massimi sistemi del mondo Tolemaico e Copernicano, proponendo indeterminatamente le ragioni filosofiche tanto per l'una parte, che per l'altra. In Fiorenza per *Gio. Battista Landini* 1632 (in 4.). Wieder aufgelegt ist das Werk nachher nicht blos in den gesammelten Werken Galilei's, sondern auch einzeln, sowie es sich auch in lateinischer, französischer, englischer und teutscher Übersetzung bald über das ganze gebildete Europa verbreitete.

Als redende Personen führt Galilei in diesem Gespräche seine beiden, schon genannten Freunde Sagredo und Salviati, welche damals beide schon gestorben waren, und einen Peripatetiker, den er Simplicio nennt, ein. Alle Gründe für die Bewegung der Erde werden von den beiden erstgenannten vorgetragen und von Simplicio bekämpft. Offenbar sind Erstere immer im Vortheile über ihren Gegner, dennoch geben sie am Ende nach. In der Vorrede al discreto lettore nennt er das im J. 1616 erfolgte Verbot, die Bewegung der Erde zu lehren, un salutifero editto. Im Auslande, fährt er fort, habe man die Meinung verbreitet, jenes Verbot sei nicht die Frucht reiflicher Überlegung, sondern leidenschaftlicher Aufregung, und sei von Personen ausgegangen, denen die für das Copernicanische System sprechenden Gründe nicht bekannt, oder die zum Urtheil darüber nicht befähigt wären. Um diese ungegründete Meinung zu widerlegen, um zu zeigen, daß in Rom, wo er selbst sich damals aufgehalten und mit den vornehmsten Prälaten des päpstlichen Hofes über diesen Gegenstand conferirt habe, alles auf diese Materie Bezügliche so gut bekannt gewesen sei als irgendwo, habe er sein Werk geschrieben, in welchem er eben darum Alles zusammenfasse, was sich gegen die gewöhnlichen Gründe der Peripatetiker für die Unbeweglichkeit der Erde, und was sich für das Copernicanische System sagen lasse. Nur überwiegende religiöse Gründe, nicht Unkenntniß und Leidenschaftlichkeit seien in Rom die Veranlassung gewesen, die Unbeweglichkeit der Erde zum Dogma zu erheben und die entgegengesetzte Meinung für ein bloßes capriccio matematico zu erklären. — Dadurch, daß Galilei der Sache diese Wendung gab, hatte er nun zwar von der Censur die Erlaubniß zum Drucke seines Werkes erlangt; wenn er aber gehofft hatte, dadurch seine Feinde zu beschwichtigen, oder wenigstens es seinen hohen Gönnern möglich zu machen, ihn gegen eine Anklage bei dem Inquisitionsgericht zu schützen, so hatte er sich bitter getäuscht. Sein Werk, nicht blos eine Kritik des Ptolemäischen und des Copernicanischen Weltsystems, sondern der ganzen älteren Naturphilosophie enthaltend [31]), machte zu großes Aufsehen, sowol durch den Beifall, welchen es bei den aufgeklärten Zeitgenossen fand, als durch die Menge von Gegenschriften, welche es hervorrief, die eigentliche Absicht Galilei's, dem Copernicanischen Systeme, ungeachtet des dagegen ausgesprochenen Verdammungsurtheils, den Sieg zu verschaffen, wurde selbst den beschränktesten Mönchen bald zu sehr klar, als daß sich hätte erwarten lassen, Fanatismus und Verketzerungssucht würden diese Gelegenheit, ihm zu schaden, nicht benutzen. Hätte Urban VIII. ihn auch schützen wollen, so durfte er doch, als Haupt der katholischen Christenheit, so vielen öffentlichen und geheimen Anklagen sein Ohr nicht verschließen. Übrigens zeigte sich der Papst bei dieser Sache auch keineswegs dem Galilei günstig, und brach sogar in Zorn gegen ihn aus [32]). Schon im August 1632 ging man in Rom damit um, eine Commission von Theologen und Mathematikern zur Untersuchung zusammen zu berufen, zu welcher lauter anerkannte Widersacher Galilei's bestimmt waren, deren einer, Chiaramonti, schon gegen Galilei geschrieben hatte, und jetzt ausdrücklich aus Pisa nach Rom berufen werden sollte. Ferdinand II. von Toscana, der seinem Vater Cosimo II. im J. 1621 in der Regierung gefolgt und jetzt erst 22 Jahre alt war, gab sich nun zwar viele Mühe, die drohende Gefahr abzuwenden. Er ließ sich durch seinen Gesandten in Rom, Niccolini, fortlaufende Berichte einsenden über das, was in dieser Angelegenheit geschah; er suchte durch denselben thätigen und geschickten Vermittler den Papst und die vornehmsten Prälaten für Galilei zu gewinnen; er machte mit Recht geltend, daß Galilei's Werk ja einer mehrmaligen, strengen Censur unterworfen und nach Vorschrift derselben abgeändert worden sei. Vergebens! Der Papst nannte die von den Censoren erlangte Erlaubniß zum Drucke des Werkes eine erschlichene, und wurde so heftig darüber, daß man ihn und die Censoren getäuscht habe, daß Niccolini es gerathen fand, nicht mehr

31) Was die darin enthaltene sinnreiche, aber irrige, Erklärung der Ebbe und Fluth betrifft, welche Galilei schon früher vorgetragen hatte, hier aber ausführlicher wiederholt, so vergesse man nicht, daß erst Newton's Gravitationslehre in diese Sache Licht gebracht hat. 32) Der Papst glaubte, er selbst sei in der Person des Simplicio lächerlich gemacht, weil er unter den Gründen, die Simplicio gegen die Bewegung der Erde vorbringt, auch solche fand, welche er selbst im Gespräche mit Galilei aufgestellt hatte (*Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 146. 147). Erst im J. 1638 scheint er durch Zureden des Cardinals Antonio Barberini und des französischen Gesandten von dieser ihm durch Galilei's Feinde beigebrachten Meinung zurückgekommen zu sein (*Venturi* P. II. p. 191).

mit dem Papste selbst, sondern nur mit dessen Ministern über diesen Gegenstand zu unterhandeln. Niccolini rieth ferner, wol nach genauer Kenntniß und Erwägung aller Umstände, hierbei stets sanft und bittend zu verfahren; Trotz oder gar Drohungen könnten die schlimmsten Folgen haben. Es ist also ein ungerechter Vorwurf, welchen Libri dem jungen Großherzoge macht, wenn er dessen Mangel an Energie als Ursache des demüthigen Verfahrens Niccolini's ansieht. Wie hätte auch in jenem Jahrhunderte schon irgend eine italienische Regierung, außer der venetianischen, es wagen dürfen, dem Willen des Papstes zu trotzen? Mehr begründet ist vielleicht der Verdacht gegen den toscanischen Staatssecretair Cioli, den wohlwollenden Absichten des Großherzogs heimlich entgegen gehandelt zu haben. — Die Untersuchung gegen Galilei wurde unterdessen ganz im Stillen fortgeführt. Nicht einmal die Namen der ernannten Commissarien wurden bekannt. Über das Wenige, was man dem Niccolini und durch ihn dem Großherzoge mittheilte, wurde beiden das Versprechen der Verschwiegenheit abgenommen und mit den, nach den Statuten des Inquisitionsgerichts, auf jeden Bruch eines solchen Versprechens stehenden Strafen gedroht. Ende Octobers oder Anfang Novembers desselben Jahres erhielt Galilei die Vorladung, sich zum Verhör in Rom zu stellen. Er suchte nun zwar wenigstens Aufschub zu gewinnen, indem er sein hohes Alter, seine Kränklichkeit und die Beschwerlichkeit der an der Grenze des Kirchenstaates abzuhaltenden Quarantaine geltend machte. Allein seine und Niccolini's Bitten blieben fruchtlos; er mußte sich zur Reise entschließen und langte am 13. Febr. 1633 in Rom an. Er trat in der Villa Medici, dem toscanischen Gesandtschaftshotel, ab und stellte sich in den nächstfolgenden Tagen einigen Cardinälen und Assessoren des Inquisitionsgerichtes vor, welche er ziemlich wohl gesinnt fand, von denen er jedoch den Rath erhielt, sich ganz eingezogen zu halten und auch nur die nöthigsten Besuche anzunehmen. Auf dringendes Bitten Niccolini's wurde erlaubt, daß Galilei fürs Erste in der Villa Medici bleiben durfte. Dort besuchte ihn ein paar Mal der Monsignore Serristori, einer der Beisitzer des Gerichts, vorgeblich nur aus Höflichkeit, doch aller Wahrscheinlichkeit nach im Auftrage der Inquisition, um seine Gesinnung zu erforschen und seine Vertheidigungsgründe kennen zu lernen. Niccolini erfuhr unter der Hand, der Hauptvorwurf, welchen man Galilei mache, sei die Übertretung eines ihm schon im J. 1616 gegebenen Befehls, gar nicht mehr über das Copernicanische System zu sprechen (che non disputasse nè discorresse di questa opinione); Galilei dagegen behauptete, es sei ihm damals blos verboten worden, jene Meinung zu unterstützen und sie zu vertheidigen (che non la tenga o difenda), und sein Werk sei keine Vertheidigung, sondern nur eine Zusammenstellung der Gründe für und wider die Sache. Endlich am 12. April 1633 wurde Galilei vor das Gericht geführt. Er mußte nun in dem Inquisitionsgebäude bleiben, wurde jedoch in kein Gefängniß gesperrt, sondern es wurden ihm die Zimmer des Gerichtsfiscals eingeräumt, er durfte seinen eigenen Diener dort behalten, durfte bis in den Hof des Hauses gehen, und durfte sich seine Speisen von den Dienern des Niccolini auf sein Zimmer bringen lassen; lauter Vergünstigungen, die bei dem Inquisitionsgerichte ganz unerhört waren. Es scheint ihm jedoch sogleich bei dem ersten Verhör unter Strafe der Excommunication das Versprechen abgenommen worden zu sein, über das, was mit ihm vorginge, zu schweigen; denn Niccolini klagt darüber, daß Galilei, so traurig er scheine, sich über Nichts, nicht einmal über jenes Versprechen selbst, auslassen wolle. Doch blieben Galilei und Niccolini in täglicher Correspondenz. Aus den Acten des Processes, die im J. 1809 von den Franzosen aus Rom nach Paris gebracht worden waren, dort aber zum Theil, wenigstens die nach dem 30. April 1633 vorgenommenen Verhandlungen, verloren gegangen zu sein scheinen[33]), hat Delambre einige Auszüge gemacht, welche er im Discours préliminaire zu seiner Histoire de l'astronomie moderne (Paris 1821.) mittheilt. Daraus schöpfen wir das Nächstfolgende. Am 30. April 1633, also nachdem er 18 Tage im Inquisitionsgebäude zugebracht hatte, erbat sich Galilei ein neues Verhör und gab darin zu Protokoll: Seit drei Jahren habe er sein Werk über die beiden wichtigsten Weltsysteme nicht wieder gelesen; jetzt sei er durch die an ihn gerichteten Fragen über den ihm früher gegebenen Befehl, das Copernicanische System nicht zu unterstützen, zu vertheidigen oder zu lehren, veranlaßt worden, dasselbe nochmals genau durchzusehen, um zu prüfen, ob nicht gegen seinen Willen Etwas aus seiner Feder geflossen sei, was man ihm als Ungehorsam gegen die Kirche auslegen könne. Er habe, nach so langem Nichtgebrauche des Buches, dasselbe gleichsam wie das Werk eines Anderen durchstudirt, und nun allerdings gefunden, daß es Stellen enthalte, welche einen Leser, der ihn nicht genau kenne, dazu verleiten könnten, zu glauben, der Verfasser habe die Gründe für diejenige Meinung, welche er widerlegen wollte, darum so stark vorgetragen, damit man diese Meinung vielmehr als die richtige annehme u. s. w. Gestatte man es, so wolle er eine Fortsetzung des Dialogs schreiben, worin er die falsche und von der Kirche verdammte Meinung mit den kräftigsten Gründen, die ihm Gott eingeben werde, widerlegen wolle. — In dem ihm vom Cardinal Bellarmin [im J. 1616] ausgefertigten Zeugnisse[34]) [das Galilei vorlegte] komme das Verbot quovis modo docere gar nicht vor, und es sei ihm in dem Laufe von 14 oder 16 Jahren das Andenken daran gänzlich entfallen. In Bezug auf die Erlaubniß zum Drucke seines Werkes habe er Alles gethan, wozu ihn das frühere Decret verpflichte. Doch wolle er sich nicht von Irrthum freisprechen, wol aber von List und Bosheit, und klage sich selbst des Ehrgeizes an [seine dialektische Kunst in Darlegung der Gründe für das Copernicanische System beweisen zu wollen]. Man möge sein hohes Alter, seine Kränklichkeit, seinen seit zehn Monaten erlittenen Kummer, die Beschwerden der Reise, die Verleumdungen, denen er ausgesetzt sei, mit in Er-

33) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 197. 34) Es ist abgedruckt in *Venturi*, Memorie etc. P. I. p. 273.

wägung ziehen. — Wir kehren nun zu den zuerst von Fabroni [35]), dann von Venturi herausgegebenen sorgfältigen Berichten Niccolini's zurück. Galilei wurde an demselben Tage, wo das ebenerwähnte Verhör stattgefunden hatte, auf speciellen Befehl des Cardinals Barberino, zu seinem Freunde Niccolini in die Villa Medici zurückgesendet, um seine Gesundheit wieder zu stärken. Auch wurde ihm im Laufe des Monats Mai erlaubt, in den Gärten der Villa Medici in einem halbverschlossenen Wagen herumzufahren. Am 22. Juni mußte Galilei wieder vor dem Inquisitionsgerichte erscheinen. Dort behielt man ihn diesen Tag und die folgende Nacht und führte ihn dann in das Dominikanerkloster alla Minerva, wo ihm sein Urtheil eröffnet wurde. Es erklärt ihn für schuldig, ketzerischen Meinungen [in Betreff der Bewegung der Erde] angehangen und sie unterstützt zu haben, spricht ihn aber von den auf ein solches Verbrechen gesetzten kanonischen Strafen unter der Bedingung frei, daß er jene Irrthümer abschwöre und verfluche. Ferner solle das „Gespräch über die beiden wichtigsten Weltsysteme" durch eine öffentliche Bekanntmachung verboten und Galilei selbst auf eine von dem Gerichte nach Willkür zu bestimmende Zeit gefangen gehalten werden. Die nächsten drei Jahre hindurch solle Galilei wöchentlich ein Mal die sieben Bußpsalmen recitiren. Schließlich behält sich das Gericht vor, diese Strafen und Bußen nach seinem Belieben zu mildern, zu verändern oder ganz aufzuheben. — Dieses Urtheil und die Abschwörung, welche Galilei knieend leisten [36]) und nachher unterschreiben mußte, findet sich zuerst in lateinischer Sprache abgedruckt in *Riccioli* Almagestum novum und daraus in den zu Padua und zu Mailand erschienenen Ausgaben der Werke Galilei's. Venturi hat nachher in den Memorie e lettere etc. P. II. p. 170 seq. das Urtheil und die Abschwörungsformel aus *Polacci* Anti-Copernicus catholicus (Venet. 1644. 4.) in italienischer Sprache abdrucken lassen, und hält dies für das Original. Aus dem Eingange des Urtheils sieht man, daß die Denunciation gegen Galilei schon im J. 1615 gemacht worden sei, und zwar hat Delambre in den Proceßacten gefunden, daß dies von dem Dominikaner Lorini zuerst geschehen sei, sowie kurz darauf von dessen schon erwähntem Ordensbruder Caccini. Lorini denuncirt einen von Galilei an Castelli gerichteten Brief, worin die gegen das Copernicanische System sprechende Stelle im Buche Josua (Cap. 10. V. 12—14) anders gedeutet wird. Das Original dieses Briefes konnten sich aber die Inquisitoren nicht verschaffen, sondern nur eine Abschrift. Der Brief ist abgedruckt in *Venturi* Memorie etc. P. I. p. 203—208. Aus den in dem Urtheile der Inquisition vorkommenden Worten rigorosum examen (welchem Galilei unterworfen worden sei) hat man schließen wollen, Galilei sei auch gefoltert worden, und allerdings hat dieser Ausdruck in der Sprache damaliger Juristen eine solche Bedeutung. Es ist indessen bei dem verhältnißmäßig sehr milden Verfahren, das die Inquisition gegen Galilei anwandte, nicht wahrscheinlich, daß sie soweit gegangen sei; auch führt Delambre aus den Proceßacten Nichts der Art an. Der angeführte Ausdruck mag wol nur bei Inquisitionsurtheilen, ebenso wie das catholice respondere bei, wenn auch nur theilweisen, Lossprechungen durch die Inquisition unvermeidlich gewesen sein [37]). — Der Papst verwandelte die in dem Urtheile ausgesprochene Gefängnißstrafe sofort in eine milde Haft, wozu er die zur Villa Medici gehörige Gartenwohnung des palazzo della Trinità de' Monti anwies. Schon Anfangs Juli wurde Galilei's Haft noch mehr erleichtert dadurch, daß ihm verstattet wurde, dieselbe bei seinem Freunde, dem Erzbischofe Piccolomini, zu Siena zuzubringen, und endlich im Anfange des Decembers erhielt er die Erlaubniß, sich in die Nähe von Florenz auf sein Landgut zu Bellosguardo, später auf ein anderes zu Arcetri zu begeben, wo er auch die Besuche seiner Freunde annehmen durfte; nur große Gesellschaften dort zu empfangen war ihm untersagt. In einem am Ende des Jahres 1633 zu Arcetri geschriebenen Briefe [38]) erzählt Galilei seine zu Rom erlebten Schicksale, vielleicht nur, um sich kurz zu fassen, etwas anders, als wir sie, meistens nach Niccolini's Berichten, erzählt haben. Man sieht aber aus dem fast scherzhaften Style dieses Briefes, daß Galilei's gute Laune damals schon wiedergekehrt war; auch sagt Galilei in demselben Schreiben, daß er schon in Siena seine Studien über Mechanik, namentlich über den Widerstand fester Körper, wieder angefangen habe. Arcetri, ungefähr eine italienische Meile südöstlich von Florenz, scheint Galilei vorzüglich darum zu seinem Aufenthalte gewählt zu haben, weil es ganz nahe bei dem Kloster lag, in welchem seine beiden Töchter Nonnen waren. Zu seinem tiefsten Schmerze starb die älteste dieser Töchter schon im April 1634. Gleichzeitig mit diesem Familienunglück traf ihn eine harte abschlägige Antwort aus Rom auf seine Bitte um die Erlaubniß, von seiner Villa aus zuweilen Florenz besuchen zu dürfen; es wurde ihm sogar mit Strafen gedrohet, wenn er wieder solche Bitten wage [39]). Krank an Leib und Seele erwartete Galilei schon damals seinen Tod. Dennoch erholte er sich wieder etwas; aber die Verwendungen seiner Freunde beim Papste, namentlich des französischen Gesandten, des Grafen von Noailles, verhalfen ihm nicht zur Freiheit. Soviel es seine körperlichen und geistigen Leiden nur irgend erlaubten, setzte Galilei seine Studien, vorzüglich über Mechanik, eifrig fort. Dies

35) In den Lettere d'uomini illustri. (Firenze 1775.) 36) Es wird erzählt, daß Galilei, als er sich aus der knieenden Stellung erhob, halb laut gesagt habe: E pur si muove [„und doch bewegt sie sich," nämlich die Erde]. Libri findet mit Recht eine so gefährliche Äußerung, und ich füge hinzu in dem Munde eines damals so tief gebeugten Greises, sehr unwahrscheinlich.

37) Libri hält es indessen doch für ausgemacht, daß Galilei gefoltert worden sei; s. Hist. des sciences mathématiques en Italie. T. IV. p. 264—266. 38) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 179 seq. Antinori, Director des naturhistorischen Museums zu Florenz, hält diesen Brief für untergeschoben (*Libri*, Hist. etc. T. IV. p. 264). Manches in dem Briefe, besonders die letzten Stellen, findet sich wörtlich ebenso in Viviani's Vita del Galileo. 39) Erst im J. 1638 wurde ihm erlaubt, sich einige Monate in Florenz aufzuhalten, um sich dort heilen zu lassen, dabei aber verordnet, daß er auch dort Hausarrest halten müsse. *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 228.

geht hervor aus seinem Briefwechsel mit Fulgenzio Micanzio, dem vertrauten Freunde und Ordensbruder Paolo Sarpi's, und aus seinen in dieser Zeit ausgearbeiteten Werken, wozu er die Materialien freilich längst gesammelt hatte. Micanzio, der Graf von Noailles, Carcaville, Elias Diodati, Mersenne und andere Freunde Galilei's sorgten jetzt für Verbreitung und Druck seiner gelehrten Arbeiten im Auslande, während die römische Inquisition überall, wo sie hinreichenden Einfluß besaß, den Druck neuer Werke Galilei's sowol, als den Wiederabdruck älterer verbot [40]). Grade durch die Verfolgung Galilei's wurde sein Name erst recht berühmt; nur Descartes ließ ihm aus Neid nie die gebührende Gerechtigkeit widerfahren. — Im J. 1636 war es, wo Galilei die schon von uns erwähnten Unterhandlungen mit den Generalstaaten von Holland über die Bestimmung der geographischen Längen durch die Verfinsterungen der Jupitersstrabanten anknüpfte, nachdem sich ähnliche Unterhandlungen mit dem spanischen Hofe zerschlagen hatten. Als Vermittler diente dies Mal Hugo Grotius. Die Unterhandlung war abgeschlossen, oder ihrem Abschlusse nahe, als Galilei im J. 1637 erblindete, und dadurch an der Berechnung der Tafeln und Ephemeriden gehindert wurde, welche zu liefern er sich verpflichtet hatte. Er übertrug die angefangene Arbeit nun zwar seinem geschickten und fleißigen Schüler Vincenzio Renieri; als aber dieser im J. 1648 plötzlich starb, so wurden, man weiß nicht durch wen [41]), aus dessen Studirzimmer alle hierauf bezüglichen Papiere Galilei's und Renieri's entwendet. Schon seit 1632 hatte Galilei zuweilen an den Augen gelitten, war aber immer wieder hergestellt worden; allein im J. 1637 erblindete zuerst sein rechtes Auge und bald auch das linke gänzlich [42]). Einigen Trost gewährten ihm in diesen schweren Leiden der unausgesetzte Briefwechsel mit seinen nahen und fernen Freunden und die häufigen Besuche, sowol aus Florenz, darunter die des Großherzogs und seiner Familie, als von durchreisenden Fremden, ganz vorzüglich aber vom Jahre 1638 an der tägliche Umgang mit Viviani, einem talentvollen jungen Manne, der bis an Galilei's Tod bei ihm blieb, von ihm lernte und ihn bei seinen Studien unterstützte. — Im J. 1636 hatte er dem von seiner Gesandtschaft in Rom zurückkehrenden Grafen von Noailles die Handschrift eines neuen größeren Werkes über Mechanik überreicht, welches dieser den Elzevirs zum Druck übergab. Es erschien unter dem Titel: Discorsi e dimostrazioni matematiche intorno a due nuove scienze [43]) attenenti alla Meccanica ed ai movimenti locali di Galileo Galilei, Linceo etc. Con un' appendice del centro di gravità d'alcuni solidi. (Leyden 1638.) Erst als das Werk schon unter der Presse war, wurde Galilei von den Elzevirs benachrichtigt, daß dasselbe gedruckt werde, und wurde zugleich ersucht, eine Dedication zu demselben zu schreiben. Dies erzählt Galilei selbst in der Zueignung an den Grafen von Noailles, die er nun nach Leyden sandte. Es erhellet aber aus den Briefen Galilei's, daß er fast ein halbes Jahr vorher, ehe er dem Grafen von Noailles eine Abschrift seines Werkes überreicht haben will, dem Ludwig Elzevir selbst, der damals in Italien reiste, die Handschrift zum Drucke einhändigte, und auch bereits um die Mitte des Jahres 1636 Abdrücke davon erhielt, an denen blos noch der Titel und die Zueignung fehlte [44]). Der Graf von Noailles ließ es sich aber gern gefallen, daß sein Name bei dieser Gelegenheit vorgeschoben wurde, um die Wachsamkeit der Inquisitoren zu täuschen, und dankte dem Galilei verbindlichst für das Werk [45]). Mit Recht schätzte Galilei selbst [46]) diese Discorsi etc. höher als alle seine übrigen Werke, denn hier offenbart sich am meisten sein Talent zur Erforschung der Naturgesetze unter der sichern Leitung der Mathematik, während seine mannichfachen astronomischen Entdeckungen doch eigentlich nur Früchte aufmerksamer Beobachtung waren, welche sogleich nach Erfindung des Fernrohrs demjenigen zufallen mußten, der zuerst hinreichenden Fleiß darauf verwendete, und welche darum auch, wie wir erwähnt haben, von vielen andern Beobachtern als ihre Entdeckungen in Anspruch genommen wurden. In den Discorsi etc. hingegen entwickelt Galilei unbestreitbar zuerst genau die Gesetze des Falles, sowol des freien, als des Falles auf gegebenen Curven und Flächen, die Bahn geworfener Körper, die Schwingungen, nicht blos des Pendels, sondern auch der tönenden Körper, und die Gesetze der Bewegung überhaupt. Dies Werk ist daher die Grundlage der Akustik, Ballistik, ja der gesammten Dynamik der neuern Zeit, und Galilei erlebte noch die Freude, daß Torricelli [47]) u. A. darauf fortbaueten. Galilei selbst wollte zu den vier von den Elzevirs gedruckten Gesprächen [er nennt sie giornate] noch zwei andere hinzufügen, und hatte bereits angefangen, mit Torricelli's Hilfe die fünfte giornata [48]) auszuarbeiten, als ein schleichendes Fieber am 8. Jan. 1642 seinem Leben ein Ende machte [49]). Galilei's Leiche wurde, zu Folge seines Testaments, in dem Familienbegräbnisse der Galilei nach Florenz in der Kirche S. Croce beigesetzt, und seine Verehrer gingen damit um, ihm dort ein Denkmal zu setzen. Dies verhinderte aber die Inquisition. Erst im J. 1674 durfte über Galilei's Grabe eine Tafel mit einer rühmenden Inschrift angebracht

40) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 257. 41) So sagt Viviani, welcher sich immer sehr vorsichtig ausdrückt, wo er Anstoß bei der Geistlichkeit zu erregen fürchtet. 42) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 229 seq. Kurz vorher hatte er die schon von uns erwähnte Entdeckung des Schwankens der Mondkugel gemacht, welches er titubatio lunae nannte, und welches die jetzigen Astronomen Libration des Mondes nennen. 43) Die beiden „neuen Wissenschaften" sind die Lehre vom Widerstande fester Körper beim Zerbrechen und Zerreißen, und die Theorie der Bewegung, nicht nur der gleichförmigen, sondern auch der beschleunigten.

44) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 244. 261. 45) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 262. 46) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 244. 255, vergl. *Montucla*, Hist. des mathématiques nouv. édit. T. II. p. 181—192. 47) Über den Druck der Luft z. B. hatte Galilei noch keine klare Vorstellung, sondern behalf sich noch, wiewol er die Schwere der Luft kannte, mit dem horror vacui. Erst Torricelli fand hier das Richtige, dies jedoch erst nach Galilei's Tode. 48) Dieser Anfang der giornata quinta und die von Viviani nachher unter Galilei's Papieren aufgefundene giornata sesta (della forza della percossa) sind in den späteren Ausgaben der sämmtlichen Werke Galilei's mit abgedruckt. 49) Kein volles Jahr nachher wurde Newton geboren.

werden, welche Inschrift vorher in der 1656 zu Bologna erschienenen Ausgabe seiner Werke angegeben worden war. Endlich im J. 1737 wurde sein Leichnam an eine passendere Stelle der genannten Kirche gebracht und dort ein Ehrendenkmal von Marmor errichtet [50]). Viviani ließ an der Façade seines Hauses zu Florenz im J. 1693 die bronzene Büste seines Lehrers Galilei nebst verschiedenen auf dessen Leben und Verdienste bezüglichen Inschriften und Sculpturen anbringen. Diese Inschriften sind nachher abgedruckt in der Divinatio secunda de locis solidis Aristaei etc. a *Vinc. Viviano* magni Galilaei novissimo discipulo (Florenz 1701. Fol.) P. II. p. 121 seq., und enthalten einige, besonders chronologische, Berichtigungen von Angaben, die Viviani früher über Galilei's Leben gemacht hatte.

Werfen wir einen Rückblick auf die Verdienste Galilei's, so erkennen wir, daß er mit weit größerem Rechte der Vater der neueren Naturforschung zu nennen ist, als Francis Bacon, welchen man gewöhnlich so nennt. Mit edler Unparteilichkeit spricht dies Bacon's Landsmann, David Hume, in vol. 6. p. 215 seiner History of Great Britain (London 1770. 8 vol. in 4.) aus, indem er sagt: Bacon pointed out at a distance the road to true philosophy: Galileo both pointed it out to others and made, himself, considerable advances in it. The Englishman was ignorant of geometry: the Florentine revived that science, excelled in it, and was the first who applied it, together with experiment, to natural philosophy. The former rejected with the most positive disdain the system of Copernicus: the latter fortified it with new proofs derived both from reason and the senses etc. — Gemüthsart und Charakter Galilei's schildern Gherardini und Viviani als sehr liebenswürdig. Er war wohlthätig gegen die Armen und sehr gastfrei gegen Fremde. Standhaft in seinen Leiden, bei großer Reizbarkeit doch leicht zu begütigen, jovial und mittheilsam (erst im Greisenalter zuweilen melancholisch), mit dem Talente begabt, ohne Anmaßung ebenso belehrend als angenehm zu unterhalten, war er einer der wünschenswerthesten Gesellschafter. Er war ein Freund und Kenner sowol der schönen Künste, als der schönen Literatur, nicht allein der alten classischen, sondern auch der italienischen, besonders des Ariost, ja er beschäftigte sich selbst mit der Dichtkunst, wovon noch Proben übrig sind. Er liebte das Landleben und gab sich gern den Beschäftigungen desselben, namentlich der Cultur des Weinstocks, hin. Sein Körper war wohlgebildet und ursprünglich von fester Constitution; allein eine in Padua erlittene heftige Erkältung und seine vielen Nachtwachen zogen ihm rheumatische Schmerzen zu, welche ihn nachher oft bettlägerig machten. Denselben Ursachen, sowie den anstrengenden Beobachtungen der Sonnenflecke und der Mondesoberfläche, wird wol auch die Blindheit zuzuschreiben sein, an welcher er in den vier letzten Jahren seines Lebens litt. Doch meinen Manche, er habe sich dieses Übel erst durch seine Gartenarbeiten bei blendendem Sonnenschein zugezogen.

Galilei war nie verheirathet, hatte aber aus Padua drei natürliche Kinder, zwei Töchter und einen Sohn, mit nach Florenz gebracht, welche dort von dem Großherzoge für legitim erklärt wurden. Die beiden Töchter wurden Nonnen, der Sohn aber, Vincenzo Galilei, trat in toscanische Staatsdienste, verheirathete sich und zeugte drei Söhne, von denen der älteste, Cosimo, in den geistlichen Stand trat, der zweite, Carlo, sich verheirathete. Ein Enkel dieses Carlo, ebenfalls Carlo genannt, starb im J. 1780, und mit ihm scheint die directe Nachkommenschaft unseres Galilei ausgestorben zu sein; Seitenverwandte desselben sollen noch jetzt in Florenz leben [51]).

Die größeren Werke Galilei's haben wir im Laufe dieses Artikels genannt, die kleineren Schriften aufzuzählen würde hier zu weitläufig sein; wir gehen daher zur Angabe der Sammlungen sämmtlicher Werke Galilei's über, von denen freilich keine einzige, im strengsten Sinne des Worts, eine vollständige Sammlung genannt werden darf, wie wir sehen werden, wenn von den Schicksalen des handschriftlichen Nachlasses unseres Galilei die Rede sein wird. Die erste solche Ausgabe der opere di Galileo Galilei erschien zu Bologna 1656, besorgt von Carlo Manolessi, in zwei Quartbänden. Sie enthält die meisten schon vorher einzeln herausgegebenen Werke Galilei's, mit Ausnahme des dialogo intorno ai due massimi sistemi, der nicht aufgenommen werden durfte, statt welcher Schrift aber die Schriften mehrer Gegner Galilei's, die ihn zu Repliken veranlaßt hatten, mit abgedruckt wurden, sowie auch einige vorher noch nicht gedruckte Aufsätze und Briefe Galilei's, welche Viviani dem Herausgeber hatte zukommen lassen. Den beiweitem größeren Theil des handschriftlichen Nachlasses Galilei's behielt aber Viviani zurück und verbarg ihn sogar in eine unterirdische Korngrube, weil er noch immer befürchten mußte, daß die Inquisition die Beschlagnahme dieser Papiere veranlassen werde. Nur einige Bruchstücke der Correspondenz Galilei's ließ er noch in seinem quinto libro degli Elementi d'Euclide (Florenz 1674. 4.) abdrucken. — Die bolognéser Ausgabe der Werke Galilei's wird, nach Venturi's Aussage, ihrer Unvollständigkeit ungeachtet, sehr geschätzt. Reichhaltiger ist schon die zweite Ausgabe, welche im J. 1718 zu Florenz in drei Quartbänden erschien und von Monsignor Bottari mit Hilfe des Tommaso Bonaventuri besorgt sein soll. Der dialogo sopra i due massimi sistemi ist zwar auch hier noch nicht aufgenommen, aber die beiden ersten Bände, welche im Ganzen ein Abdruck der ersten Ausgabe sind, enthalten Viviani's racconto istorico della vita del Galileo Galilei, welchen das Jahr vorher Salvini in seinen Fasti consolari dell' accademia fiorentina zuerst hatte drucken lassen; ferner die schon erwähnten Bruchstücke der fünften und

50) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 324. 325.

51) *Venturi*, Memorie P. II. p. 323. 324. Der von Venturi mitgetheilte Stammbaum der Familie Galilei, welche früher Bonajuti hieß, und welche zur Zeit der Republik Florenz dort eine bedeutende Rolle spielte, geht bis zum J. 1400 zurück.

ſechsten giornata von den Discorsi intorno a due nuove scienze, und einige hierauf und auf die Abhandlung von den ſchwimmenden Körpern bezügliche Briefe; der dritte Band endlich enthält lauter vorher noch nicht gedruckte Schriften, welche Viviani's Neffe und Erbe, Panzanini, beſaß. — Die dritte Ausgabe, welche im J. 1744 in vier Quartbänden zu Padua, beſorgt vom Abbate Toaldo, erſchien, unterſcheidet ſich von der vorhergehenden durch beſſere Anordnung, durch Hinzufügung einiger Briefe und Abhandlungen (z. B. über das Augenmaß), vorzüglich aber durch Aufnahme des dialogo sopra i due massimi sistemi, der ſich zwar, um die Cenſur zu paſſiren, einige kleine Abänderungen gefallen laſſen mußte, dafür aber den Abdruck verſchiedener, von Galilei mit eigener Hand an den Rand eines Exemplars der Ausgabe von 1632 geſchriebenen, Zuſätze enthält [52]). — Die vierte Ausgabe erſchien zu Mailand in den Jahren 1808—1811 in 13 Octavbänden, beſorgt von der Società tipografica de' Classici italiani. Die zwölf erſten Bände ſind ein bloßer Abdruck von den vier Bänden der paduaner Ausgabe. Der 13. Band enthält den von uns erwähnten Brief an die Großherzogin Mutter über das Verhältniß der Naturwiſſenſchaften zur Bibel, welcher noch in keine der drei vorhergehenden Ausgaben aufgenommen war, dann eine zu Rom aufgefundene und 1793 herausgegebene Beurtheilung des Taſſo und einige andere kleine Aufſätze Galilei's.

Nach und nach waren in Briefſammlungen, gelehrten Zeitſchriften, literar-hiſtoriſchen Werken u. ſ. w. manche in Abſchriften verbreitete Briefe und Aufſätze Galilei's erſchienen, z. B. in *Bulifon* lettere memorabili (Neapel 1696.), in *Keplers* epistolae (Leipzig 1718.), in den Lettere de' Lincei (im giornale di Roma 1749), in *Fabroni* lettere inedite d'uomini illustri (Florenz 1775.), in *Targioni Tozzetti* notizie degli aggrandimenti delle scienze fisiche in Toscana (Florenz 1780.), in *Tondini* lettere d'uomini illustri (Macerata 1782.), in *Morelli* codici manoscritti della biblioteca Naniana (Venedig 1776.), in Monumenti Veneziani di varia letteratura (Venedig 1796.), in *Odescalchi* memorie de' Lincei (Rom 1806.) u. ſ. w. Andere Schriften Galilei's lagen aber noch in den Bibliotheken zu Mailand, Modena, Parma und Florenz, und die, wie oben erzählt wurde, von Viviani in einer Korngrube verſteckten Papiere ſchienen gänzlich verloren gegangen. Das Haus, worin ſich dieſe Korngrube befand, war nach dem Tode des Schweſterſohnes und Erben Viviani's im J. 1737 in fremde Hände übergegangen, von denen die Korngrube eröffnet und mehre Faſcikel der darin liegenden Schriften als Maculatur verkauft wurden. Zwei dieſer Faſcikel geriethen in die Hände des gelehrten Arztes Giov. Battiſta Felici, und aus dieſen, ihm von Felici's Sohn geſchenkten, Papieren hat Targioni in dem kurz vorher genannten Werke einen großen Theil deſſen geſchöpft, was er über Galilei beibringt. Ein anderes Papier der Art kam dem florentiniſchen Senator Nelli zu Geſicht, der ſich nun beeilte, Alles, was von den Schriften noch übrig war, durch Käufe an ſich zu bringen. Nelli benutzte dies Material dazu, eine Lebensbeſchreibung Galilei's zu verfaſſen, auf welche wir nachher noch einmal zurückkommen werden. Späterhin kam dieſe Sammlung von Manuſcripten an die großherzogliche Bibliothek in Florenz. Wie Vieles mag aber ſchon vor Nelli's Ankauf zerriſſen und unwiederbringlich verloren gegangen ſein! Dazu kommt, daß der in den geiſtlichen Stand getretene Enkel Galilei's, Coſimo, aus Fanatismus viele von ſeinem Großvater hinterlaſſene Papiere verbrannt hatte. Eine im eigentlichen Sinne vollſtändige Sammlung der Schriften Galilei's möchte daher wol für immer unmöglich ſein. Einen ſoviel als möglich annähernden Verſuch dazu hat man indeſſen noch in dem fünften Decennium des jetzt laufenden Jahrhunderts gemacht, oder zu machen angefangen. Ehe wir aber von dieſer fünften Ausgabe ſämmtlicher Werke Galilei's reden, müſſen wir noch eine ſehr werthvolle Sammlung namhaft machen, welche bei Abfaſſung dieſes Artikels am meiſten benutzt worden iſt. Dies ſind die Memorie e lettere inedite finora o disperse di Galileo Galilei ordinate ed illustrate con annotazioni dal cav. *Giambatista Venturi*, professore emerito dell' università di Pavia etc. Opera destinata per servire di supplemento alle principali collezione sinqui stampate degli scritti di quell' insigne filosofo (Modena 1818 und 1821 in zwei Quartbänden). Venturi hat dazu nicht allein alle die genannten gedruckten Briefſammlungen, Zeitſchriften und literarhiſtoriſchen Werke, ſondern auch die in der Nelli'ſchen Sammlung und in anderen Bibliotheken zu Florenz, Modena u. ſ. w. befindlichen Handſchriften [53]) benutzt, und hat durch Hinzufügung einiger Anmerkungen ſeine Zuſammenſtellung zu einer faſt ununterbrochenen treuen Schilderung der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit und der Schickſale Galilei's gemacht. Ob der Vorwurf gegründet ſei, welchen Libri dem Venturi wegen häufiger Unvollſtändigkeit der von Letzterem gelieferten Documente macht, wage ich nicht zu beurtheilen.

Alle die ſeit Erſcheinen der vierten Auflage neu eröffneten Quellen verſpricht nun die neueſte fünfte Ausgabe der ſämmtlichen Werke Galilei's zu benutzen. Sie iſt begonnen worden im J. 1842 unter dem Titel: Le opere di Galileo Galilei. Prima edizione completa condotta sugli autentici manoscritti palatini. Firenze, Società editrice fiorentina. Als Redacteur wird Eugenio Alberi und als deſſen Mitarbeiter werden Vinc. Antinori, Celeſtino Bianchi und Pietro Bigazzi genannt. Die Schriften Galilei's ſollen hier in ſechs Claſſen nach den Materien geordnet erſcheinen, und zwar 1) delle materie astronomiche; 2) delle m. mecchaniche; 3) delle m. varie scientifiche; 4) delle m. letterarie; 5) della corrispondenza varia scientifica in quanto non sian lettere che debbono considerarsi piuttosto come trattati o parte di trattati, le quali avranno luogo nelle tre, e specialmente nelle due

52) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 117. 118.

53) Eine längere Abhandlung Galilei's über die Kriegsbaukunſt erſcheint hier zum erſten Male gedruckt.

prime classe; 6) della vita e delle opere più propriamente relativi alla vita dell' autore. Die ganze Ausgabe iſt auf 12 Bände, jeder von etwa 40 Bogen, berechnet. Erſchienen ſind bis jetzt in den Jahren 1842—1844 die vier erſten Tomi, und im Jahre 1846 die Parte I des Tomo quinto. Alle dieſe Bände gehören zu der erſten [aſtronomiſchen] Claſſe; die vier erſten Bände enthalten 1) den Dialogo intorno ai due massimi sistemi del mondo, ſo wiederhergeſtellt, wie er in der erſten Ausgabe von 1632 war, doch mit Beifügung der in der paduaniſchen Ausgabe erſchienenen Zuſätze. 2) Lettere intorno al sistema copernicano [an Jac. Mazzone 1579, Bened. Caſtelli 1613, Pet. Dini 1614 den 16. und 23. Febr., Maria Criſtina di Loreno [54]) 1615, Franc. Ingoli 1624]. 3) Esercitazioni filosofiche di Ant. Rocco contro il dialogo dei mass. sistemi (zuerſt 1633 in Venedig erſchienen). 4) Postille di Galilei alle esercitazioni del Rocco [55]). 5) Discorso di Lodov. delle Colombe contro il moto della terra. 6) Postille di Gal. al disc. di Lodov. delle Colombe. 7) Discorso a mons. Gino intorno al flusso e reflusso. 8) Trattato della sfera, o cosmografia. 9) Sydereus nuncius (nach zwei florentiniſchen Handſchriften mit Zuſätzen Galilei's). 10) Della sinuosità e apparenze della luna [Briefwechſel Galilei's mit Velſeri, Gallanzoni, Lodov. delle Colombe aus d. J. 1611 ꝛc.]. 11) De lunarium montium altitudine (1611). 12) De lunae subobscura luce prope conjunctiones et in deliquiis observata. 13) De phaenomenis in orbe lunae novi telescopii usu a Galileo Galilei nunc iterum suscitatis physica disputatio a Julio Caesare La Galla. 14) Postille di Galileo al disc. di Giul. Caes. La Galla. 15) Delle macchie solari e loro accidenti lettere. 16) De tribus cometis a. 1618 disp. in coll. rom. societatis Jesu ab uno ex patribus ejusd. soc. habita. 17) Maria Guiducci discorsi delle comete. 18) Loth. Sarsio Sisengano [angenommener Name des Jeſuiten Orazio Graſſi] libra astronomica et philosophica, qua Galilaei G. opiniones de cometis a Guiduccio expositae examinantur. 19) Postille di Galileo alla „libra astronomica.“ 20) Galileo Galilei Il Saggiatore, nel quale con bilancia esquisita e giusta si ponderano le cose contenute nella „libra astronomica etc.“ 21) Loth. Sars. Sisengano ratio ponderum librae ac simbellae. 22) Postille di Galileo Galilei all' opera „Ratio ponderum etc.“ — Auch die unter 10) bis 22) genannten Schriften haben in dieſer Ausgabe nach den Manuſcripten Galilei's manche Zuſätze und Änderungen erhalten. Das wichtigſte Neue bringt aber die Parte I des Tomo V, nämlich die vorher noch nie gedruckten und lange für verloren gehaltenen Beobachtungen und Berechnungen der Jupiterstrabanten von Galilei, von welchen ſich eine Handſchrift in der palatiniſchen Bibliothek de' Pitti wieder gefunden hat. Dieſe Beobachtungen und Berechnungen ſind auch in lateiniſcher Überſetzung beſonders herausgegeben unter dem Titel: *G. Galilei* in Jovis satellites lucubrationes, quae per ducentos fere annos desiderabantur ab *Eugenio Alberio* in lucem vindicatae. Es ſoll ſeitdem noch ein ſechster Band dieſer Ausgabe, wahrſcheinlich Parte 2 des Tomo V, erſchienen ſein; was derſelbe enthält, habe ich aber noch nicht erfahren.

Es bleibt uns noch übrig, die wichtigſten Lebensbeſchreibungen Galilei's zu nennen. Die älteſte derſelben iſt verfaßt von dem florentiniſchen Kanonikus Niccolò Gherardini, welcher im J. 1633 zu Rom mit Galilei bekannt wurde, und von da an bis zu Galilei's Tode in vertrautem Umgange mit ihm blieb. Obgleich Gherardini dieſe Biographie erſt 13 Jahre nach dem Tode Galilei's aus dem Gedächtniſſe aufſchrieb, und daher zuweilen nicht ganz genau in ſeinen Angaben iſt, auch die Lebensbeſchreibung nicht ganz vollendete, ſo iſt das Werk doch, wegen des darin herrſchenden Freimuthes und der vielen Facta, welche aus Galilei's vertrauten mündlichen Mittheilungen geſchöpft ſind, von hohem Werthe für die Geſchichte Galilei's. Leider war aber Gherardini, wie er ſelber geſteht, kein Kenner der Mathematik und Phyſik, und in Bezug auf Galilei's Entdeckungen in dieſen Fächern ſind alſo ſeine Berichte mangelhaft. Gherardini's vita di Galileo iſt abgedruckt im zweiten Bande von Targioni's notizie degli aggrandimenti delle scienze fisiche accaduti in Toscana etc. — Der zweite Lebensbeſchreiber Galilei's iſt der ſchon oft genannte Vincenzio Viviani, welcher ſeinen Racconto istorico della vita del Sig. Galileo Galilei im J. 1654 auf Verlangen des Prinzen Leopold von Toscana in Form eines an dieſen Prinzen gerichteten, vom 29. April deſſelben Jahres datirten, Briefes aufſetzte. Dieſer racconto etc. ſollte nur eine Vorarbeit zu einer ausführlicheren Lebensbeſchreibung ſein, welche Prinz Leopold ausarbeiten laſſen wollte, und welche vermuthlich einer von ihm und Viviani beabſichtigten Ausgabe der Werke Galilei's vorgeſetzt werden ſollte. Als aber der Prinz im J. 1661 Cardinal wurde, löſte die von ihm unterſtützte Accademia del Cimento ſich auf, Viviani wurde kränklich und das Project blieb unausgeführt [56]). Einige Zuſätze und Berichtigungen zu dem racconto hat Viviani, wie ſchon oben geſagt wurde, in ſeinem quinto libro degli elementi d'Euclide und in ſeiner divinatio secunda de locis solidis Aristaei abdrucken laſſen. Verfaßt von einem Manne von Fach, der Galilei's vertrauteſter Schüler und Freund war, hat nun zwar der racconto in Bezug auf alle Nachrichten über die Erziehung, die Studien, Erfindungen und Entdeckungen Galilei's den ausgezeichnetſten Werth, allein er iſt mit ſichtbarer Ängſtlichkeit in allen den Stellen abgefaßt, welche Galilei's Anhänglichkeit an das Copernicaniſche Weltſyſtem und ſeine Händel mit der Inquiſition betreffen. Jene Anhänglichkeit wird als eine blos verzeihliche menſchliche

54) Die Großherzogin-Mutter war eine lothringiſche Prinzeſſin. 55) Außer dieſer ſchon in den früheren Ausgaben vorkommenden Antwort Galilei's ſind hier zum erſten Male 71 kurze, aber heftige Randnoten abgedruckt, welche Galilei einem Exemplare der Rocco'ſchen Schrift beigeſchrieben hatte.

56) Man vergleiche die Einleitung des racconto mit *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 322. 323.

Schwäche und das Urtheil der Inquisition als ein gerechtes und heilsames dargestellt. Auch erkennt man leicht, daß Viviani über diesen Gegenstand schnell wegzukommen bemüht ist. Ebenso ist die Ursache, welche Galilei'n veranlaßte, sein Amt in Pisa niederzulegen, mehr nur angedeutet als aufgedeckt, weil hierbei der toscanische Hof leicht hätte unangenehm berührt werden können. Beim Abdrucke des racconto in den fasti consolari etc.[57]) hat Salvini einige Ergänzungen und Berichtigungen aus Originaldocumenten hinzugefügt. — Gherardini, Viviani, sowie die Werke Galilei's und die von ihm und an ihn geschriebenen Briefe, soweit sie bekannt geworden sind, sind die Quellen, aus welchen die nun zu nennenden spätern Biographen geschöpft haben. Die erste freimüthige Schilderung der Verdienste Galilei's, welche sich in Italien hervorwagte, erschien im zweiten Bande der Zeitschrift il Caffè (Brescia 1765.), ließ sich aber nicht auf eine eigentliche Erzählung seines Lebens ein. Zehn Jahre später schrieb der Pater Frisi, ein kenntnißreicher und aufgeklärter Barnabitermönch (s. Frisi), der wahrscheinlich auch Verfasser des ebenerwähnten Aufsatzes war, ein elogio del Galileo (Livorno 1775, neu aufgelegt zu Mailand 1778.), worin Galilei's Arbeiten, ungeachtet einiger Ungenauigkeiten, im Allgemeinen mit großer Sachkenntniß und Unbefangenheit gewürdigt werden. Bald darauf erschien von dem durch seine allgemeine Literaturgeschichte berühmten Abbate Andres, der zu den aus Spanien, nach dortiger Aufhebung des Ordens, nach Italien gekommenen Jesuiten gehörte, ein Saggio della filosofia di Galileo (Mantua 1776.), worin der Einfluß gezeigt wird, den Galilei's Arbeiten auf die Neugestaltung der Naturwissenschaften hatten. Im J. 1778 ließ Fabroni in dem ersten Bande seiner Vitae Italorum doctrina excellentium, qui seculis XVII et XVIII floruerunt eine von dem Exjesuiten Brenna verfaßte Lebensbeschreibung Galilei's drucken, welche zwar nicht frei von Irrthümern ist, aber doch mit Nutzen zu Rathe gezogen werden kann. Leider geben Frisi, Andres und Brenna die Quellen nicht an, aus denen sie geschöpft haben. — Im J. 1780 erschienen Targioni's Notizie degli aggrandimenti delle scienze fisiche in Toscana nel secolo XVII, welche, außer dem ersten Abdruck der Gherardinischen Biographie, noch viele andere auf Galilei bezügliche Documente, nur leider sehr durch einander geworfen, enthalten. — Unterdessen hatte Nelli, der sich, wie wir erzählt haben, in den Besitz eines großen Theiles Galileischer Manuscripte gesetzt hatte, mit Benutzung dieser Sammlung eine ausführliche Lebensbeschreibung des Galilei in zwei Bänden ausgearbeitet. Dies Werk wurde im J. 1793 gedruckt und sollte durch eine später herauszugebende Sammlung noch unedirter Schriften Galilei's und auf ihn bezüglicher Documente vervollständigt werden. Allein die ganze Auflage des Buchs wurde gleich bei ihrem Erscheinen mit Beschlag belegt, ebenso auch die Handschriftensammlung. Letztere kam nachher [wahrscheinlich durch Kauf] an die großherzogliche Bibliothek zu Florenz; das gedruckte Werk Nelli's wurde erst im J. 1820 frei gegeben, ohne Hinzufügung der versprochenen Ergänzung. — Zu diesen speciell auf Galilei's Leben bezüglichen Werken der Italiener kommen die in ihren allgemeineren literarhistorischen und biographischen Schriften, z. B. in denen von Allacci, Ghilini, Rossi [Erythräus], Crasso, Negri, Tiraboschi enthaltenen Nachrichten, von denen jedoch nur das, was Tiraboschi[58]) liefert, wegen der von ihm angestellten genauen Untersuchungen und wegen seiner Berücksichtigung unedirter Documente, besondere Beachtung verdient. — Von dem, was außerhalb Italiens über Galilei's Leben erschienen ist, nennen wir zuerst die von J. C. Jagemann im J. 1783 mit Benutzung aller ihm damals zugänglichen Quellen zu Weimar herausgegebene „Geschichte des Lebens und der Schriften des Galileo Galilei." Jagemann hat mit Treue und Fleiß nach seinen Quellen gearbeitet, aber er scheint nicht hinreichende mathematische, physikalische und astronomische Kenntnisse besessen zu haben, um ein eigenes Urtheil über Galilei's Entdeckungen fällen zu können. Jagemann schöpft nur aus gedruckten Werken; ebenso Biot in dem kurzen, aber mit Sachkenntniß geschriebenen Artikel Galilée Galilei der Biographie universelle. Auch Delambre scheint bei dem, was er im ersten Bande seiner Histoire de l'astronomie moderne (Paris 1821.) über Galilei beibringt, nur gedruckte Werke benutzt zu haben, mit Ausnahme der Proceßacten, aus welchen er einige oben von uns angeführte Auszüge liefert. Delambre beschäftigt sich natürlich nur mit Galilei's astronomischen Arbeiten und berücksichtigt die mechanischen nur soweit sie auf die Astronomie Einfluß haben. In den biographischen Angaben ist er sehr kurz, oft ungenau. Die astronomischen Arbeiten sind es auch vorzugsweise, welche ein zu Lardner's Cabinetcyclopaedia gehörendes life of Galileo berücksichtigt, für dessen Verfasser man Brewster hält. Eine zwar lobende, aber vielfach ergänzende und berichtigende, Recension dieser englischen Biographie Galilei's liefert Wilhelm Libri, bekanntlich ein Landsmann Galilei's, in dem Journal des Savants, Jahrg. 1840. Sept. und Oct. S. 556—569 und S. 589—602 und Jahrg. 1841. März und April. S. 157—171 und S. 203—223. Außerdem hat Libri in die Revue des deux mondes, Jahrg. 1841. 2. Th. S. 567—595, einen Aufsatz: Galilée, sa vie et ses travaux, und einen ähnlichen in die Annali univers. di statistica, 1841. Sept. einrücken lassen, aus welchen beiden zusammengezogen nachher ein eigenes kleines Werk: Galileo, sua vita e sue opere, zu Mailand erschienen und von F. W. Carové im J. 1842 mit Anmerkungen ins Teutsche übersetzt ist. Die von ihm gegebenen Notizen hat Libri auch in seiner Histoire des sciences mathématiques en Italie depuis la renaissance des lettres jusqu'à la fin du dix-septième siècle verarbeitet, deren vierter Band (Paris 1841.) sich größtentheils mit Galilei beschäftigt. Libri hat nicht allein

57) s. weiter oben, wo von der zweiten Ausgabe der Werke Galilei's die Rede ist.

58) Storia della letteratura italiana (Venedig 1796.) in der ersten Abtheilung des achten Bandes S. 156—187 u. 313—339.

die gedruckten Quellen, sondern auch Abschriften der in Nelli's Manuscriptensammlung befindlichen Correspondenz Galilei's und ähnliche Handschriften aus der zu Carpentras aufbewahrten Sammlung von Peiresc (s. Peiresc) benutzt, und hat versprochen, diese unedirten Schriften, von denen er einige mittheilt, alle drucken zu lassen. Ob dies seitdem geschehen sei, ist mir nicht bekannt; wahrscheinlich haben es die nachher eingetretenen ungünstigen Zeitumstände und die Verfolgung Libri's, die ihn sogar zur Flucht aus Frankreich genöthigt hat, verhindert. So schätzbar Libri's literarhistorische Arbeiten sind, so ist doch nicht zu verkennen, daß ihn die Vorliebe für sein Vaterland, und namentlich für seinen berühmten Landsmann Galilei, zuweilen etwas zu weit führt, sowie auf der andern Seite sein Haß gegen die Jesuiten und gegen die Geistlichkeit überhaupt, und seine Unzufriedenheit mit den Mediceern ihn, besonders gegen letztere, zuweilen ungerecht machen. Jedenfalls aber ist er unter den jetzt lebenden Gelehrten einer der größesten Kenner der auf Galilei bezüglichen Geschichte und Literatur. (*Gartz.*)

GALINARIUS (Johann), ein Verwandter und Schüler des berühmten heidelberger Professors Jacob Wimpheling, widmete sich, nach dessen Beispiel, dem Jugendunterricht. Ob er an einer öffentlichen Schule angestellt, oder nur Privatlehrer in angesehenen Familien gewesen, läßt sich nicht genau bestimmen. Im J. 1512 lebte er, im Gefolge des Grafen Reinhard von Hanau, Domherrn zu Trier und Cöln, in der zuletztgenannten Stadt. Sonst scheint er sich meistens in der Gegend des Oberrheins aufgehalten zu haben. Sein Todesjahr ist unbekannt. Unter mehren kleinen lateinischen und teutschen Schriften, durch die er zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und guter Sitten beizutragen suchte, verdient vorzugsweise genannt zu werden: Luciani Palinurus, vß kriechischer sprach durch das latyn in tütsch transferiert, sagen von geferlichkeit vnnd trübsal in allen ständen der welt. Von Johannes Galinarius, der freyen künste meister. Gedruckt zu Straßburg, bey Matthias Hüpfuff. 1512. 4. Die Zueignung des Werks „an Sibylle, geborne Markgräfin zu Baden, Gräfin zu Hanau und Lichtenberg," ist aus Cöln vom 15. Jan. 1512 datirt*).

(*Heinrich Döring.*)

GALINSOGEA, GALINSOGA. GALINSOGAEA. So nannten Ruiz und Pavon (Flor. per. prodr. p. 110. t. 24) nach dem Leibarzte der Königin von Spanien Don Mariano Martino Galinsoga eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Radiaten (Untergruppe der Helenieen, der Gruppe der Senecionideen) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der halbkugelige gemeinschaftliche Kelch wird durch eine Reihe von meist fünf Schüppchen gebildet; der gemeinschaftliche Fruchtknoten ist convex, mit ganzrandigen oder dreispaltigen Spreublättchen bedeckt; das kantige oder drehrundliche Schließfrüchtchen trägt eine Krone von einem Kreise federig-gefranzter Spreublättchen. Wiborgia *Roth*, Sogalgina *Cassini* und wahrscheinlich auch Galeana *Llave* et *Lexarza* (Veg. mex. I. p. 12) gehören hierher. Die zum Theil nur unvollständig bekannten neun Arten sind im mittlern und südlichen Amerika einheimisch als einjährige, dreitheilig-ästige Kräuter mit gegenüberstehenden, dreifach-nervigen, gesägten Blättern und achsel- oder gipfelständigen, ein- bis dreiknöpfigen Blüthenstielen; die Scheibenblümchen sind gelb, die Strahlblümchen meist weiß, oder ebenfalls gelb. Die bekannteste Art, welche jetzt auch in Europa an einigen Orten verwildert vorkommt, ist G. parviflora *Cavanilles* (Ic. 3. t. 281), G. quinqueradiata *R.* et *P.* l. c., Wiborgia Acmella *Roth*) ist in Neugranada, Peru und Chili einheimisch. Sie wird dort (wo sie Paicajullo oder Pacoyuyu heißt) bei äußeren Verletzungen und gegen Scorbut als Heilmittel gebraucht. (*A. Sprengel.*)

GALIOTTA, einer der Ekelnamen, durch welche die angevinischen Könige von Neapel die verschiedenen Zweige des großen Geschlechtes Capece zu schänden vermeinten, nicht ahnend, daß sie hiermit den Gehaßten das rühmlichste Zeugniß für ihre dem schwäbischen Kaiserhause bewiesene Treue ausstellten. In viel späterer Zeit wird Ludwig Galiotta einer der Zeugen des Testaments, so der Titularkönig von Neapel, der Herzog Ludwig III. von Anjou und Calabrien, zu Cosenza am 24. November 1434 errichtete. Dieses Ludwig Sohn könnte Jacob Galiotta gewesen sein, der merkwürdig nicht nur durch seine Meisterschaft in der Kriegskunst, sondern auch durch die eigenthümliche Fatalität, welche sein Name auf die gründlichsten Geschichtforscher geübt hat. Denn wie bestimmt ihn auch Comines (4. Buch. Cap. 1) als gentilhomme de Naples bezeichnet, hat er damit weder bei Godefroy, noch bei Lenglet du Fresnoy, noch bei Johannes Müller, noch bei Buchon, noch bei Cimber Glauben gefunden. Godefroy schreibt: „Jacques Galiot ou Galeot de Genouillac, seigneur d'Acier; il a été grand-escuyer, grand-maître de l'artillerie de France et sénéchal d'Armagnac," und hat Lenglet du Fresnoy diese Stelle buchstäblich in seine Ausgabe des Comines (I. Bd. S. 40) aufgenommen. Johannes Müller (5. Bch. Cap. 1. Anm. 342) nennt den Mann kurzweg Galiot von Genouillac, Buchon bleibt seiner Gewohnheit, sparsame Erläuterungen für seine Ausgabe des Comines aus des Lenglet du Fresnoy reichem Vorrath abzuschreiben, auch in dem vorliegenden Falle getreu, und heißt es bei ihm Cap. 18: „Galéot de Génouillac, seigneur d'Acier, il a été grand-écuyer, grand-maître de l'artillerie de France." Cimber (Archives curieuses de l'histoire de France. I, 59) schreibt: „Jacques Gallyot, gentilhomme napolitain. Il fut grand écuyer, grand-maître de France et sénéchal d'Armagnac." Alle sind sie mehr oder weniger in Irrthum befangen. Es hat in der That in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. einen Jac. Ricard de Genouillac, genannt Galiot, gegeben, der, bedeutendem Hause der Provinz Languedoc entsprossen, von König Ludwig XI. am 5. Dec. 1479 zum maître visiteur et général reformateur de l'artillerie de France ernannt wurde, solches Amt auch bis zum 16. März 1493 beibehielt, gleichwie sein Neffe,

*) s. Ehrhard's Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung. 3. Bd. S. 328 fg.

Jacob Ricard de Genouillac, genannt Galiot, mit der maîtrise de l'artillerie, seit 16. Mai 1512, die Ämter eines Oberſtallmeiſters und Gouverneur von Languedoc vereinigte, und 1546 ſein Leben beſchloß: keiner der beiden hätte aber, wie die angeführten Daten ſattſam nachweiſen, mit unſerm Galiotta confundirt werden ſollen, wenn auch allen dreien der Taufname Jacob gemein, wenn auch die beiden Franzoſen den Beinamen Galiot, für den eine Veranlaſſung zu finden wir uns vergeblich bemüht haben, tragen. Unſern Galiotta nennt zuerſt Comines (1. Buch. Cap. 6) unter den Rittern im Gefolge des Herzogs von Calabrien, 1465. „Bien fust accompagné de gens-de-cheval: mais de gens-de-pied peu. Pour ce petit de gens, qu'avoit ledit duc, je ne vis jamais si belle compagnie, ny qui semblassent mieux hommes exercitez au fait de la guerre. Il pouvoit bien avoir quelque six-vingt hommes d'armes bardez tous Italiens ou autres, nourris en ces guerres d'Italie: entre lesquels estoit Jacques Galiotte, le comte de Campobache, le seigneur de Baudricourt, pour le present gouverneur de Bourgogne et autres: et estoient ses hommes-d'armes fort adroits: et pour dire verité, presque la fleur de nostre ost, au moins tant pour tant." Der Herzog von Calabrien ſtarb den 27. Juli 1471, und viele ſeiner Officiere, Galiotta namentlich, „très vaillant, honorable et loyal gentil-homme," und Campobaſſo, gingen in des kühnen Karl Dienſt über. „Environ ce tems," 1474, heißt es in der ſogenannten Chronique scandaleuse, „le duc estant satisfait des agréables services du comte de Campobache et de Jacques Galyot, escuyer, fit present au premier d'une fleur de diamans, du prix de 180 florins, et au second d'une croisette garnie de cinq tables de diamans, et trois perles pendans de la valeur de 84 florins." Dem neuen Gebieter folgte „Jacques Galeot, gentilhomme de Naples, très-homme de bien" (Comines) zu der Belagerung von Neuß, 1474 [1]), nicht minder wirkte er zu der Occupation von Lothringen, 1475. Zu Granſon und zu Murten ertheilte er dem Herzog die

1) „Devant l'aultre porte en suivant qui donne chemin pour aller à Nostre-Dame d'Aix, où estoit un merveilleux boluwert, se logea avec deux cents lances italiennes et leurs gens de pied, Jacques Galiot, un très renommé et prudent conducteur de gens d'armes, accompagné de deux cens archiers d'Angleterre, et joindant ce quartier fut logé un noble escuyer piemontois, nommé Jacques de Valperga, ayant charge de cinquante hommes d'armes piemontois, lesquels estoient de la société dudit comte." *Molinet* I, 32. „Pareillement fut faict au quartier Jacques Galliot, par les charpentiers de l'ost, un engin à manière d'un chastel de bois, qui portoit sur vingt quatre roels, et l'appeloient un chat; mais quant on le cuida conduire pour mettre en exécution finale, l'une desdites roels rompit, et fut de nulle valeur. Ainsi ne la grue ne le chat qui furent faits par grans et sumptueux despens, ne portèrent quelque grief aux adversaires, ains leur donnèrent, pour la faulte, grande risée." Ibid. 48. „Le duc voyant pululer l'infection de cette pestilence, désirant préserver en santé corporelle les mesmes membres de son exercite, ordonna deux puissans bras sagittaires, armés de proesse, fortifiés de mains armées pour envahir les invaseurs et rebouter les déboutans: l'un de ces deux bras vigoreux souverain, fut messire Olivier de la Marche, très preux et hardi chevalier de la nation de Bourgogne, homme de petite stature, mais de très grande prudence, cler en vertus, riche en éloquence et de vif pénétrant entendement, conducteur supérieur de la garde; et l'aultre fut Jacques Galliot dessus nommé. Eux accompagnés chacun de cent lances, furent ordonnés par la bouche ducalle gardiens et protecteurs des fourrageurs; auxquels prouesse administroit le hardement de leurs adventures et iceulx très honorablement s'en acquittèrent. Ung jour advint qu'ils se trouvèrent ensemble quatre mille de toute sorte; et par valeureuse monition qui les incita, délibérèrent d'aller jusques auprès de Coulongne la cité. Si vindrent à chef de leur intencion; et là se chargèrent de tous fourages à grande habondance. Ceux de Coulongne, grands de corps et de courage, voyans leurs adversaires fourrer et fouller leurs mansions prochaines, comme ceux qui rien ne les amyroient, conceurent grand orgeuil en leur ventre, dont ils furent fort enflés; car par felonie qui les aguisa, vuidèrent de leur cité avecques grand nombre de rustres, environ de six à sept mille en belle ordonnance, cuidans rescourre leur proye, et charger sur les dits fourageurs. Là se trouvèrent barbe à barbe les uns contre les aultres. Messire Olivier de la Marche, tout embrasé de proesse chevaleureuse, voyant object victorieux irradier devant sa face, vouloit assaillir les saillans et rembarer les accourans; mais Jacques Galliot lui brisa le hault vouloir de son emprinse, disant que mieux valoit garder les fourrageurs par le commandement du duc, que les mettre en un hazard de bataille. En ce propos se fermèrent ensemble; et en la plus notable conduicte de jamais, par grant sens et advis se retrahirent honorablement. Toutefois Coloniens et rustres les poursuivirent par telle ardeur, qu'ils tindrent prisonniers Campanel et Rondelet, nepveux dudit Galliot, lesquels il eust rescous s'il eust voulu: mais lui, tout expérimenté de la guerre, vray imitateur de vraye discipline de chevalerie, choisit de deux maux le moindre. Si conclud qu'il valoit mieux deux hommes prins, que quatre mille en grand péril." Ibid. 55. 56. Als am 23. Mai das Reichsheer anrückte, in der Abſicht, eine Schlacht zu bieten, hatte Galiotta ſeinen Poſten auf dem äußerſten rechten Flügel des erſten Treffens. „Et pour ce que les Allemans tenoient une petite montaigne, le duc fit marcher ceste part Jacques Galliot, qui faisoit l'esle dextre de la première bataille, et le comte de Campo-basso, son renfort; lesquels gaignèrent ladicte montaigne. Et furent constraincts lesdicts Allemans de desmarcher; et en desmarchant, d'eux mettre en fuite en une plaine qui est entre ladicte montaigne et leur camp; dont en gaignant ceste montaigne, plusieurs Allemans furent occis. Et lors, voyant qu'il estoit nécessité, pour la seureté de leur camp, de garder ladicte plaine, ils issirent en grand nombre, tant de pied que de cheval, et chargèrent sur ledict Jacques tellement, qu'il fut contrainct de soi retraire vers le comte, son renfort, duquel à la première charge il s'estoit un petit eslongé. Et lors ledict comte s'avancha, et voyant ledict Jacques approcher son renfort, rechargèrent ensemble; si les rompirent et mirent en fuite jusques au camp, là où y eut plusieurs ennemis occis et mis à desconfiture. Et pour ce que ledict comte et ledict Jacques n'eurent quelque sieute des archers de la première bataille, qui trop estoient desmarchés à la main senestre, riens plus avant ne fut empris pour ceste heure sur ledict camp. Mais pour eviter le traict à pouldre, se retrairent en une vallée; et lors de rechef saillirent du camp de l'empereur plus grand nombre de gens de pied et de cheval que devant, sur intention de charger sur ledict comte et Jacques Gaillot. Le duc, de ce adverti, y envoya le renfort de l'esle droicte de sa seconde bataille, que faisoient messire Georges de Menton, Jehan de Longueval et Regnier de Valperga; et incontinent après y envoya le renfort de l'escadron de ses chambrelans, qui estoit la garde conduicte par messire Olivier de la Marche; ensemble toute l'esle droicte des archers de la seconde bataille.

zweckmäßigſten Rathſchläge, „auquel si le duc eusist voulu donner créance, il eusist évité plusieurs inconveniens, qui malheureusement lui survindrent.“ An dem Vorabend des blutigen Tages von Murten brachte Galiotta die erſte Nachricht von der Annäherung der Feinde: „il avoit veu leur approchement, et comment ils avoient passé un pont et mis paistre leurs bestes, tirants vers Morat, lesquelles avoient amené l'artillerie, et, pour témoignage, il avoit prins et ramena à l'ost du duc un jument chastrée.“ Aber ungläubig, wie zu Granſon, blieb Karl; wie dort ließ er ſich überraſchen. Am Schlachttage ſelbſt hielt Galiotta mit ſeinen 200 Lanzen geraume Zeit ein feindliches Geſchwader von 600 Reißigen auf. Als die geſammte Macht der Burgunder in der Flucht begriffen, „ne demoura en son entier que l'hostel et la personne de Jacques Galliot, dont aulcuns des siens s'efforcèrent de charger sur les ennemis; mais leur force estoit tant impétueuse, ensemble leur reboutement, que rien ne leur pouvoit grever.“ Es folgte vor Nancy die Entſcheidung, Campobaſſo und die Mehrzahl der Italiener waren meineidig davon geritten, „mais Jacques Galliot demoura avecque le duc, comme bon et féal serviteur.“ An der Spitze ſeiner Reißigen, welche die Meurthe entlang auf einer Wieſe poſtirt, ſollte er die anſtoßende Furt hüten. Allein es warf ſich in den Fluß die volle Hälfte des ſchweizeriſchen Fußvolkes. „L'aultre bande des Suisses, qui estoit vers la rivière, marcha vers Jacques Galliot, et les siens; lesquels soustindrent un espace; mais enfin ils furent rompus.“ Den erſten Stoß wies Galiotta ſiegreich ab, indem er aber alles that, was ein vortrefflicher Feldherr ſoll (Joh. Müller), fiel er hart getroffen, und mit ihm jeglicher Widerſtand. Wenn jedoch Müller hinzuſetzt, „er blieb,“ ſo iſt das abermals ein Irrthum; denn wir finden unſern Helden bei den erſten und rührigſten Vertheidigern der niederländiſchen, von den Franzoſen hart angefochtenen Granitz. Um Johanni 1477 ritt er mit Philipp von Cleve, Cornelius de Berghes und 120 Lanzen zu Valenciennes ein, um ſofort ein Heer von mehr denn 10,000 Mähern zu beſtreiten. Die hatte Ludwig XI. unter ſtarker Bedeckung ausgeſendet, auf daß ſie ſeinen Gegnern die Hoffnung einer reichen Ernte vernichteten. Es ſetzte manchen harten Strauß mit den Unholden, und Galiotta und ſeine Waffenbrüder „prindrent hommes d'armes et faulcheurs, qui estrangement furent festoyes dans la ville.“ In einem Gefecht an den Thoren von Valenciennes geliefert, „Jacques Galliot fut desmonté par meschef, et tantost recueilli de ses gens; mais il perdit son page, son cheval et son armet.“ Er nahm ſeine Rache an der Burg Main, wo eine franzöſiſche Beſatzung der Bevölkerung von Valenciennes ungemein läſtig war. Die Burg wurde erſtiegen, „et furent les dicts ennemis, les uns occis, les aultres noyés, et les demorans prisonniers.“ Gegen Ende Juli fand ſich mit 100 Reißigen der von Egmond zu Valenciennes ein; es folgten ihm die Mannſchaften von Antwerpen und Mechelen, zuſammen 30 Lanzen und 500 Knechte, daß die ſolchergeſtalt verſtärkte Beſatzung zu größern Dingen ſich ermuthigt fühlte. Beſonders erfreulich ließ ſich das Unternehmen auf S. Amand an. Im Sturm wurde die Stadt genommen, die Abtei, wo die Feinde Zuflucht ſuchten, konnte dem gleichen Schickſal nicht entgehen, aber die Sieger legten ſich auf das Plündern, und die Anführer, von ihrem Volke verlaſſen, mußten in unthätigem Grimm zuſehen, wie die Franzoſen in der Abtei Feuer anlegten, und demnächſt ſicherm Verderben entrannen. Vollſtändig hingegen glückte ein der franzöſiſchen Beſatzung in Quesnoy zugedachter Streich. Sie war, Februar 1478, ausgerückt, in der Hoffnung, ſich des von einigen meuteriſchen teutſchen Knechten eingenommenen Schloſſes Harchies bemächtigen zu können. Alsbald ſetzten ſich aber auch die

Mais les hommes d'armes d'icelle esle, que conduisoit messire Regnier de Brochuysen et le seigneur de Chanterenne; marchèrent plus tost que leurs archers; lesquels à cause qu'ils estoient de pied, ne les peurent suivre. Et toutes ces compagnies, joinctes audict comte et Jacques, sans attendre lesdicts archers, chargèrent sur ceste puissance ainsi saillie, entre lesquels estoient le duc de Saxe, et autres grands princes d'Allemaigne. Si les rompirent et recoururent jusques en leur camp; mais pour ce que lesdictes compagnies n'avoient encore nuls archers, force leur fut, pour le traict à pouldre, de retraire en ladicte vallée. Après ceste retraicte, le duc de Saxe, qui portoit la bannière de l'empereur, chargea vigoureusement sur les Bourguignons et rebouta l'esle droicte de la première bataille et son renfort; et revindrent tout ensemble jusques à la garde, qui soustenoit merveilleusement. Le duc, ce voyant, print ung escuadron à la droicte main de lui pour envahir ses ennemis, et fit tirer avant jusques à sa garde les archiers de l'esle droicte; chargea à sa main senestre, et vint en sa personne rallier les escuadrons grandement troublés et mis en desordre; et ce faict, chargea sur lesdicts princes estans en grande puissance, comme dict est, lesquels furent tout incontinent rompus et convertis en fuite; dont plusieurs, jusques à six ou huit cens chevaliers, s'en retournèrent vers Coulongne; et le résidu fut en grand desroi audict camp, parce que l'artillerie du duc fit grand debvoir de continuer son traict, tellement que partie des piétons, jusques à deux ou trois mille, se cuidant sauver ès bateaux, se noyèrent au Rin, où ils jectèrent leurs armes et bagues, en si grand désordre, que grande quantité de gens, péris et noyés, flottoient sur l'eau, lesquels arrivèrent en l'isle devant Nusse. Et, à la vérité, l'esle sénestre et le renfort de la première bataille, que conduisoit monseigneur le comte de Chimay, reboutèrent vigoureusement les Allemans en leur camp. Lors délibéra le duc de faire tirer avant toutes ses batailles, et faire joindre au charroy de l'empereur pour l'assaillir de bon courage; et fit mettre son artillerie ès lieux où plus les povoit offendre. Mais le jour trop se déclina, et la nuict avancha ses ténèbres, ains que ce fut accompli; pourquoi ne peult plus avant proceder pour ceste fois; si retourna à loisir, sans quelqu' empeschement, en son siege; et fit ramener toutes choses saines et entières. Et jàsoit-ce que le traict des Allemans fust impétueux, continu, et de merveilleuse quantité toutesfois il n'y eut de son parti, qu'il semble chose miraculeuse! que trois hommes morts et six blessés. Néant-moins le contre-siége de la rivière leur livroit terribles battures. Ceulx de la ville aussi durant la bataille ne dormoient pas, car ils saillirent sur le quartier messire George de Menton, et furent puissamment rembarrés dedans leur fort. Le lendemain au matin, qui fut la nuict du sacre, le duc assembla ses batailles, et se prépara pour marcher comme dessus; mais l'empereur, pour radouber les romptures, fit requerre trois jours trève par le légat; et lui furent accordées, sur certaines conditions.“ Ibid. 130—133.

Vertheidiger von Valenciennes in Bewegung: „premier Jacques Galliot et sa compagnie, puis cent archiers d'Angleterre, desquels estoit capitaine Thomas d'Aurican, les picquenaires en suivant....“ In dem dichten Schneegestöber hatten die Franzosen keine Ahnung von der Nähe des Feindes, und sie erreichten Crespin, wie eben der Burgunder Vorhut daselbst eintritt. „Quand les François se sentirent approchés, ils se mirent en belle ordonnance, selon la faculté du lieu, et eslevèrent un merveilleux cry. Tous archers Bourguignons se mirent à pied, lesquels firent très bon debvoir, souverainement les Anglois, leurs flesches voloient aussi dru que la neige. Jacques Gaillot fit donner là dedans. Allemans, d'aultre costé, déchargèrent leurs bastons et leur firent grand grief. Ce jour le ciel et la terre querroyoient les François; car tout à une heure, Dieu neigeoit, Anglois grésilloient, et Allemans pierrioient, tellement qu'ils ne peulrent soustenir le faix.“ Vollständig ergab sich die Niederlage der Franzosen, welche 120 Mann auf dem Platze ließen und weit größerm Verluste einzig unter Begünstigung der Nacht entgingen. Galiotta, der Fremdling, scheint aber vielfältigen Anfechtungen von Seiten der Neider ausgesetzt gewesen zu sein, auch bei dem Erzherzog nicht allerdings die seinen getreuen Diensten gebührende Anerkennung gefunden zu haben; der zwischen ihm und dem Sire de Maingoval, dem Commandanten in Condé, waltenden bittern Feindschaft wurde der Fall dieser wichtigen Feste, 1. Mai 1478, zugeschrieben, indem man behauptete, Galiotta „qui tenoit Valenciennes soulz bride“ hätte mit Leichtigkeit den Entsatz bewerkstelligen können, ihm wollte man auch zuschreiben, daß sein Lieutenant und Vetter, Prudencio, auf Annäherung des Königs von Frankreich, ohne Widerstand zu versuchen, die Burg Bernissart verließ, nichtsdestoweniger finden wir den Angefeindeten, Ausgang Mai, bei dem Heere, das unter des Erzherzogs persönlicher Anführung die Franzosen aus Hennegau vertrieb, und wird seiner namentlich vor Quesnoy mit Auszeichnung gedacht [2]). Aber es schreibt d. d. Quesnoy, 26. Dec. 1478, der Graf von Dammartin an König Ludwig XI.: „Vous plaise sçavoir, que depuis cinq ou six semaines en ça, plusieurs gens de Jacques Galliot se sont venus rendre en cette ville, et entre autres, il y en vint dernièrement un qui feignit de soy venir rendre, et venoit voir icy quel nombre de gens il y avoit en cette ville, et cela fait, s'en devoit retourner vers ledit Galliot, pour le luy déclarer; et pource que je fus adverty par un de ses compagnons, je le fis prendre, et il connut de bon gré, sans force, qu'un nommé Prudence, qui estoit lieutenant dudit Galliot, avoit marchandé à luy à une somme d'argent, qu'il luy devoit donner pour mettre le feu en cette ville. et le devoit advertir du jour qu'il le pouvoit faire; à cette cause leur ay fait faire leur procez et couper les testes, le fait dudit Galliot est peu de chose par deça, la pluspart de ses gens ont esté tuez; les uns et les autres se sont venus rendre, et n'agueres qu'il a esté pris vingt chevaux devant Valenciennes, et a esté luy-mesme depuis peu fort rebouté, outragé et blessé. Il n'est pas à Valenciennes, et dit-on qu'il est allé vers le duc d'Autriche.“ Wie geringschätzig jedoch Dammartin hier über seines Gegners Streitkräfte sich äußert, eine sehr hohe Meinung muß er, muß sein König von dessen persönlichen Eigenschaften gehegt haben. Alle Künste der Verführung wurden aufgeboten, den Gefürchteten für Frankreich zu gewinnen, „et il prit grand peine à l'avoir, parce qu'il le sentoit estre très-bon et vaillant chevalier.“ Galiotta erbat sich von dem Herzog seinen Abschied, und trat in Ludwig's XI. Dienst, ohne sich doch jemals gegen die Niederlande gebrauchen zu lassen. Der arme Condottiero hatte mehr Ehre als Gaston von Orleans, oder der sogenannte große Condé, die beide in den Niederlanden Zuflucht und Unterstützung gefunden haben. Wohl aber stand er bei dem Heere, welches gegen Bretagne ausgesendet, und war er ganz eigentlich dem jugendlichen Feldherren la Tremouille als Mentor beigeordnet. In der Schlacht bei S. Aubin, 26. Juli 1488, führte Galiotta 400 Lanzen zu dem entscheidenden Angriff auf die feindliche Infanterie. Sie wurde vernichtet, aber zu theuer, mit seinem Leben hat Galiotta den Sieg erkauft. „Qui fut gros dommaige,“ klagt Jean Bouchet in dem Panégyrique de Louis de la Tremouille, „car c'estoit un chevalier et capitaine aussi prudent en guerre et aussi plain de cueur et hardiesse qu'on eust peu trouver.“ (*v. Stramberg.*)

GALIPEA. Diese von Aublet (Guj. p. 662. t. 269) gestiftete Pflanzengattung gehört zu der fünften Ordnung der fünften Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Cusparieen, der natürlichen Familie der Diosmeen. Char. Der Kelch

2) „Quand ils furent assez près du Quesnoy, ils se mirent en grosse embuche, et aulcuns aultres s'amonstrèrent pour attraire la garnison hors de son fort. François, qui estoient assez pourveus de leur faict, tenoient leur chevaux sellés, tant pour saillir aux escarmouches que pour retourner en pays, se le cas s'y fust adonné. Toutes fois ils issirent sur les Bourguignons en assez bon nombre. Et lors Jacques Galliot, conducteur des escarmouches, avec aulcuns arbalestriers, passèrent oultre une rivière; et pour commenchement il fit tirer aulcuns engiens, qui rompit la bataille des François, lesquels furent vigoureusement rembarrés dedens la ville, et de faict une serpentine tira au tape-cul de la porte, dont ils furent fort espouvantés. Néantmoins François avoient accueillis environ quarante Allemans, et labouroient fort de les emmener en la ville, quant Jacques Galliot et aultres rustres (!) en rescourrent la pluspart, et les aultres furent happés. Monseigneur de Beaugimont lieutenant de monseigneur de Gié, moult aventureux chevalier, et assez en gré du roy, vint en grande pompe sur les rens, monté comme un petit saint George; et comme celuy qui rien n'admiroit ses ennemys, se fourra si avant entre eux, qu'il en fut rué jus par terre, et demoura mort sur la place. Quant Franchois percheurent la mortelle perte de si bon et preux chevalier, ils furent grandement troublés; et pour contrevenger sa mort, ils habandonnèrent aux pages huit Allemans prins en l'estour, lesquels furent par eux et de froid sang meurtris, tranchés et esgueulés.“ *Molinet* II, 150—152.

fünfspaltig; fünf ablang-linienförmige, zusammenhangende Corollenblättchen; 4—7 unter dem Fruchtknoten eingefügte Staubfäden, von denen 2—5 fehlschlagen, mit an der Basis zweilappigen Antheren; eine krugförmige Nektardrüse; die fünf Griffel meist zu einem verwachsen; drei bis fünf wenigsamige, zweiklappige Springkapseln (*Adr. de Jussieu*, Mém. du Mus. XII. t. 23. fig. 34). Folgende Gattungen stimmen entweder völlig mit Galipea überein, oder weichen nur wenig ab: Obentonia *Velloz*, Pholidandra *Necker*, Raputia *Aubl.*, Sciuris *Schreber*. Cusparia *Humboldt*, Bonplandia *Willdenow*, Angostura *Römer* et *Schultes*, Conchocarpus *Mikan*, Ravia, Erythrochiton, Diglottis und Lasiostemon *Nees* et *Martius*. Es sind 17 Arten dieser Gattung bekannt, welche, mit Ausnahme von fünf, auf Cuba, Puertorico, Columbien und in Gujana einheimischen, im tropischen Brasilien wachsen. Die wichtigste Art ist G. Cusparia *Aug. de St. Hilaire* (Pl. us. du Brés., G. officinalis *Hancock*, Cusparia febrifuga *Humboldt* tabl. géogr., Bonplandia trifoliata *Willd.*, *Humb.* et *Bonpl.* pl. équin. II. t. 57, Angostura Cuspare *R.* et *S.*), ein auf den Waldgebirgen von Columbien einheimischer, gegen 20 Fuß hoher Baum mit dreizähligen Blättern, meist gipfelständigen langen Blüthentrauben und weißen Blumen. Die glatte, gelblich-graue, aromatisch-bittere Rinde (Cortex Angosturae), welche in ihrer Wirkung ungefähr in der Mitte steht zwischen China und Cascarille, wird gegen Ruhr und Wechselfieber angewendet. (*A. Sprengel.*)

GALIPEÏN, synonym mit Cusparin und Angusturin, ein in der Angustarinde, der Rinde von Bonplandia trifoliata oder Cusparia febrifuga, zuerst von Brandes unrein dargestellter, später aber von Saladin genauer untersuchter Stoff, ähnelt im Allgemeinen den Salzbasen, hat aber keine eigentlichen basischen Eigenschaften. Um diesen Stoff darzustellen, zieht man einen Theil Angusturarinde mit drei Theilen starkem Alkohol aus, und läßt den Extract unter 0° freiwillig verdunsten. Die hierdurch erhaltene, mit einer extractähnlichen Masse gemengten Krystalle werden sodann gepreßt, mit Wasser und Äther gewaschen, hierauf in Alkohol von 0,833 spec. Gewicht aufgelöst, die Lösung mit Bleioxydhydrat geschüttelt, filtrirt, und das Filtrat wiederum bei niedriger Temperatur verdampft. Dieses so erhaltene Galipeïn bildet Nadeln und unregelmäßige Tetraëder. Es schmilzt schon in gelinder Wärme, und verliert dabei 23,09 Procent an Gewicht. Wasser löst davon bei 15° 0,54 Proc., bei 60° 0,71 Proc., und bei 100° 1,1 Proc.; Alkohol hingegen von 0,853 spec. Gewicht löst bei 12° 37 Proc. auf; in Äther und ätherischen Ölen ist es unlöslich. Bis 133° kann es ohne Zersetzung erhitzt werden, bei höherer Temperatur zersetzt es sich aber, ohne zu sublimiren, in stickstofffreie Producte. Mit Chlor zersetzt es sich und wird gelb, mit Jod und Brom braun, durch rauchende Salpetersäure grünlich und durch Schwefelsäure braunroth; Alkalien äußern aber keine Einwirkung auf dasselbe. Die wässerige Lösung wird durch Eisen-, Blei- und Zinnsalze nicht gefällt; Gallustinctur bringt in der wässerigen und alkoholischen Lösung einen käsigen Niederschlag hervor. (*J. Loth.*)

Galipot, s. Fichtenharz.

GALISSONNIÈRE (Roland Michel Bavin, Marquis de la), geb. am 11. Nov. 1693 zu Rochefort, widmete sich seit seinem 17. Jahre (1710) der Marine; 1738 ward er Schiffscapitain. Als Gouverneur von Canada kehrte er 1749 nach vierjährigem Aufenthalte in sein Vaterland zurück. Er ward zum Generallieutenant der französischen Marine ernannt. Im J. 1756 erfocht er bei Minorca einen glänzenden Sieg über den englischen Admiral Bung. Er begab sich nach Fontainebleau, wo der französische Hof sich aufhielt, starb jedoch auf der Reise dahin zu Nemours am 17. Oct. 1756. In Canada, wo er sich durch seine Humanität die Liebe der Wilden erworben hatte, machte er sich in vielfacher Weise verdient. Er beförderte die Cultur durch den Getreidebau und Baumpflanzungen auf öden Inseln. Die französische Akademie bereicherte er durch allerlei Naturseltenheiten aus fernen Gegenden. Den Gelehrten war er in mehrfacher Hinsicht förderlich bei ihren Beobachtungen. Auch veranlaßte er verschiedene Reisen zur Verbesserung der Seekarten*). (*Heinrich Döring.*)

GALITSCH, eine Kreisstadt an dem großen gleichnamigen See in dem russischen Gouvernement Kostroma, mit 400 Häusern und 3900 Einwohnern, 63 Meilen von Moskau. Sie hat eine wichtige Leinwandmanufactur und treibt Kram- und Productenhandel. In der Nähe finden sich mehre Ruinen, die entweder alte, nicht unterhaltene Befestigungswerke, oder Überbleibsel einer alten Stadt sind. In der Vorzeit war sie ein besonderes Fürstenthum, von welchem die noch jetzt reiche und angesehene Familie der Fürsten von Gallizin herstammt. (*J. C. Petri.*)

GALIUM, Labkraut, Frauenbettstroh. Die verschiedenen Varietäten der Wurzeln des Labkrautes enthalten alle einen dem Krapp analogen Farbstoff (Alizarin), in mehr oder minder reichlichem Verhältniß, unter welchen sich Galium tinctorum (Färberlabkraut), welches in den Wäldern von Nordamerika häufig wächst, vorzüglich auszeichnet. Es wird von den Einwohnern in Canada Tyssa voyane rouge genannt, und zum Rothfärben der Schafwolltücher, sowie von den eingeborenen Amerikanern zum Färben ihrer Stachelschweinstacheln verwendet. Die Wurzeln dieser Varietät sind von dunkelröthlicher Farbe, sehr dünn und beinahe zwei Fuß lang; sie erfodern nach Bancroft zur vollkommenen Reife wenigstens vier Jahre. Der Farbstoff befindet sich fast ausschließlich in der innern Rinde der Wurzel. Nach dem Einsammeln wird die äußere braune Epidermis von der Wurzel abgesondert, welche der Erzeugung einer schönen rothen Farbe hinderlich wird.

Alle Galienarten, wenn sie von Thieren genossen werden, färben die Knochen, wie der Krapp, roth. Beizt man Schafwolle oder wollene Gewebe mit Alaun oder mit Zinnauflösung (Scharlachcomposition) und Weinstein, und färbt mit der Wurzel von Galium tinctorum, so wird, besonders im letztern Fall eine schöne, dauerhafte rothe Farbe erhalten. Baumwollene Gewebe mit essigsaurer Thonerde, nimmt

*) s. Nouveau Dictionnaire historique. Baur's Neues histor.-biograph.-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 358.

eine dem Krapp gleiche Farbe an. Mit verschwächten Eisensalzen werden violette Farbentöne erzeugt, und es ersetzen drei bis vier Theile der Wurzel beim Roth- und Violettfärben einen Theil gewöhnlichen Krapp.

Die gepulverten und getrockneten Wurzeln des Galium ziehen wie der Krapp und die Chaywurzel Feuchtigkeit aus der atmosphärischen Luft an, daher man sie in gut verschlossenen Gefäßen aufbewahren muß.

Die Wurzel des weißen und nördlichen Labkrauts (Galium boreale), welches auch bei uns auf trockenen Orten und Wiesen und andern Waldrändern vorkommt, wird von den Bauern in Schweden und einigen Gegenden Rußlands zum Rothfärben gebraucht. Die des klebenden Labkrauts (Galium aparine), gibt keine so lebhafte Farbe wie die vorige. Das rothartige Labkraut (Galium rubioides), welches in Sibirien und auch im südlichen Europa häufig wild wächst, wird bisweilen ebenfalls zum Rothfärben verwendet. Die Wurzeln des in Teutschland wildwachsenden weißen Labkrauts (Galium mollugo), gemeiniglich auch wilder Krapp und Bastardkrapp genannt, liefert ebenfalls eine glänzende rothe Farbe. Das Waldlabkraut (Galium sylvestris), welches in Teutschland häufig vorkommt, enthält das rothfärbende Pigment in geringerer Menge als die andern Arten.

In Beziehung auf seinen Farbstoff mit dem Galium genau verwandt, sind die einheimischen Wurzeln der verschiedenen Arten Asperula (Megerkraut, Waldmegerkraut), von welchen Asperula tinctoria (Färberwaldmeister), von den Bewohnern in Gothland, nach Linné, zum Rothfärben verwendet werden. Das rothfärbende Pigment ist übrigens in den Wurzeln weniger reichhaltig vorhanden, als in den angeführten Galiumarten. (*v. Kurrer.*)

GALL (und dessen Schädellehre). Franz Joseph Gall, der bekannte Erfinder der Schädellehre, wurde in Tiefenbrunn, in der Nähe von Pforzheim, am 9. März 1758 geboren. Sein Vater war Kaufmann und hatte zehn Kinder. Nach einer mündlichen Mittheilung Gall's an Dr. Fossati soll der Großvater aus dem Mailändischen gestammt und Gallo geheißen haben. Einem Onkel, welcher dem geistlichen Stande angehörte, verdankte Franz Joseph den ersten Unterricht, der in Baden und in Bruchsal fortgesetzt wurde. In Strasburg studirte er dann Medicin. Als Student lernte er hier während einer schweren Krankheit die treue Sorge eines Mädchens schätzen, welche in seiner Wohnung bekannt war; er verheirathete sich später mit derselben. Im J. 1781 ging Gall nach Wien, wo van Swieten und Stoll lehrten; er promovirte dort im J. 1785 und fing an zu prakticiren. Er widmete sich dabei aber fortwährend der anatomischen Untersuchung des Nervensystems, namentlich des Gehirns, um wo möglich eine sichere Basis für eine Localisirung der verschiedenen Richtungen der Geistesthätigkeit aufzufinden. Diese anatomischen Untersuchungen des Gehirns, wie sie später von Gall und Spurzheim gemeinschaftlich bekannt gemacht wurden, haben die verdiente Anerkennung gefunden. Gall verfolgte den Faserverlauf der weißen Nervensubstanz vom Rückenmarke aus durch das verlängerte Mark ins Gehirn bis unter oder in die graue Umhüllungsschicht der Gehirnwindungen. Die graue Substanz ist ihm die Erzeugerin der Marksubstanz, im Gehirn, im Rückenmark und in den Ganglien. Er verfolgte den Ursprung der Gehirnnerven genau. Die Sinnesnerven entstehen ihm aus eigenthümlichen Massen grauer Substanz; dieselben sind aber beim weiblichen Geschlechte nicht etwa durch größere Feinheit ausgezeichnet u. s. w. Für die Localisirung der verschiedenen Gehirnthätigkeiten war aus diesen Untersuchungen wenig oder gar kein Nutzen zu ziehen. Gall betrat für diesen Zweck einen andern Weg, welcher mehr Ausbeute versprach: er postulirte eine Solidarität zwischen gewissen Richtungen der Geistesthätigkeit und aliquoten Gehirntheilen, und um deren räumliches Erscheinen aufzufassen, wandte er seine vergleichende Aufmerksamkeit auf die äußere Gestaltung der Gehirnkapsel, nämlich des Schädels. Was er auf diesem empirischen Wege fand, das theilte er in Vorlesungen mit, die er in Wien, späterhin in mehren Städten Teutschlands und dann in Paris hielt. Zum ersten Male hielt Gall diese Vorträge über Schädellehre im J. 1796 in Wien. Sie wurden verboten, wegen der materialistischen Richtung der ganzen Lehre, und als sie später auf Verwendung fremder Gesandten wiederum gestattet wurden, blieben wenigstens die Einheimischen davon ausgeschlossen. Durch diese Vorlesungen, besonders durch das darüber verhängte Verbot, wurden Gall's Ideen bald ein Gemeingut des Publicums, und es erschienen zu Anfang dieses Jahrhunderts mehrfach kleine Schriften über die Gall'sche Schädellehre. Die öffentliche Meinung war daher genugsam vorbereitet, als Gall im J. 1805 Wien verließ und auf seiner Reise in die Heimath in Berlin, Dresden, Magdeburg u. s. w. Vorlesungen über seine Lehre hielt. Er wußte durch eine gewisse Naivetät des Ausdrucks, durch Mittheilung einer Menge merkwürdiger Fälle und Anekdoten, sowie durch das Vorzeigen seiner Sammlung von Schädeln und Gypsabgüssen das Interesse der Zuhörer zu fesseln; die Vorlesungen fanden im Allgemeinen entschiedenen Beifall, und sie wurden durch die Presse über ganz Teutschland verbreitet. Die Stimmung charakterisirt sich z. B. in folgendem Urtheile Hufeland's, welches dieser in Bischoff's Darstellung der Gall'schen Gehirn- und Schädellehre (Berlin 1805.) S. 114 niedergelegt hat: „Man muß ihn selbst sehen und hören, um den unbefangenen von jeder Charlatanerie, Unwahrheit oder transscendentellen Schwärmerei weit entfernten Mann kennen zu lernen. Mit einem seltenen Grade von Beobachtungsgeist, Scharfsinn und Inductionstalent begabt, in der Natur aufgewachsen und durch steten Umgang mit ihr zu ihrem Vertrauten gebildet, faßte er eine Menge Merkmale und Erscheinungen im ganzen Gebiete der organischen Wesen auf, welche bisher entweder gar nicht oder nur oberflächlich bemerkt worden waren, stellte sie mit sinnreichem Geiste zusammen, fand ihre analogischen Verhältnisse, ihre Bedeutungen, zog Schlüsse daraus und setzte Wahrheiten fest, die eben dadurch höchst schätzbar werden, daß sie rein empirisch, blos der Natur nachgesprochen sind." Gall's Gehilfe bei diesen Vorlesungen war Spurzheim, mit dem zusammen er später sein

anatomiſches Werk herauszugeben begann. Das Band, welches Gall und Spurzheim an einander knüpfte, dauerte aber nur bis zum Jahr 1813; da wurde es für immer gelöſt.

Ein großer Ruf ging Gall voraus, als er im J. 1807 nach Paris kam, und auch hier vor einem großen Auditorium ſeine Vorleſungen im Athenäum hielt. Doch bildete ſich allerdings hier auch ſogleich eine ſtarke Oppoſition gegen die fremde neue Lehre. Gall blieb von da an in Paris; er hielt Vorleſungen, ſetzte ſeine literariſchen Arbeiten fort und übte die ärztliche Praxis. In Betreff ſeines praktiſchen Wirkens hat man es hervorgehoben, daß er mit den pariſer Ärzten dermaßen in Disharmonie ſtand, daß die berühmteren Praktiker, wie Hallé, Pinel, ſich an keiner Conſultation betheiligten, zu welcher Gall zugezogen wurde. Nur Corviſart ſtand in keiner ſolchen Oppoſition zu ihm. Es mag hierbei die natürliche Anfeindung des Ausländers einen Antheil gehabt haben; der größere Theil der Schuld trifft aber gewiß Gall ſelbſt. Wenn ſchon die Handhabung der Schädellehre in den Augen jener, die nicht zu den gläubigen Anhängern gehören, einen leichten Makel der Charlatanerie trägt, ſo gab Gall einem derartigen Vorwurf auch noch auf andere Weiſe Nahrung. Er hatte ſich z. B. mit einem beſtimmten Apotheker in Paris vereinigt, der ſeine Clienten mit Arzneien verſorgte, und ihm zu dieſem Ende eine numerirte Anzahl Receptformeln übergeben. Statt nun ſeinen Patienten Recepte aufzuſchreiben, verordnete er ihnen blos eine beſtimmte Nummer, und die Kranken erfuhren nicht, welcherlei Arzneien ſie erhielten.

Im J. 1819 wurde Gall als Franzoſe naturaliſirt. Umſonſt aber bewarb er ſich um die Aufnahme in die Académie des Sciences, wozu ihn ſein Freund Geoffroy St. Hilaire veranlaßt hatte. Ebenſo fand er ſich ſehr in ſeinen Hoffnungen getäuſcht, als er 1823 nach London reiſte und Vorleſungen hielt, von denen er, auf die Verſicherung von Freunden bauend, gewinnreichen Erfolg erwartete. Als er im J. 1825 Witwer wurde, verheirathete er ſich nochmals mit einer Dame, mit welcher er ſeit zwölf Jahren vertrauten Umgang gehabt hatte. Ein Schlagfluß, der ihn am 3. April 1828 traf, raubte ihm unter fortſchreitenden paralytiſchen Symptomen am 22. Aug. 1828 das Leben. Er ſtarb 71 Jahre alt auf ſeinem Landhauſe zu Montrouge bei Paris; er wurde aber auf dem Friedhofe Père-Lachaiſe begraben, woſelbſt ihm auch 1836 ein beſcheidenes Denkmal geſetzt worden iſt. Sein Kopf kam übrigens in ſeine eigene Sammlung, welche dem Muſeum des Pflanzengartens einverleibt worden iſt. Wol zur Wiedervergeltung dafür, daß man ſeine Schriften in Rom, wegen der materialiſtiſchen Tendenz, auf den Index geſetzt hatte, lehnte Gall in ſeiner Sterbeſtunde den geiſtlichen Beiſtand ab und verbot die kirchliche Einſegnung ſeines Leichnams.

Nach Dr. Foſſati, der lange Zeit in inniger Freundſchaft mit Gall lebte und ihn auch in den Vorleſungen über Phrenologie erſetzte, ergab ſich aus der kranioſkopiſchen Unterſuchung folgende Diagnoſe von Gall's Gehirnleben: Schwache Entwickelung des Ortsſinns, des Perſonenſinns, des Sprachſinns, des Zahlenſinns, des Ordnungsſinns, des Tonſinns, des Farbenſinns; Unkenntniß der Mechanik, der Architektur, überhaupt der ſchönen Künſte; ſtarke Entwickelung des Vergleichungsſinnes, des Schlußvermögens, der Induction, der Beobachtungsgabe, der Beharrlichkeit.

Gall's Schriften ſind: 1) Philoſophiſch-mediciniſche Unterſuchungen über Natur und Kunſt im kranken und geſunden Zuſtande des Menſchen. (Wien 1791.) Mit neuem Titel. (Leipzig 1800.) 2) Introduction au cours de physiologie du cerveau. (Paris 1808.) 3) Recherches sur le système nerveux en général et sur celui du cerveau en particulier. (Paris 1809. 4.) (Dieſe Arbeit trägt den gemeinſchaftlichen Namen von Gall und Spurzheim. Sie erſchien auch teutſch: Unterſuchungen über die Anatomie des Nervenſyſtems im Allgemeinen und des Gehirns insbeſondere. 2 Theile. (Paris und Strasburg 1809. 1812.) 4) Anatomie et Physiologie du système nerveux en général et du cerveau en particulier, avec des observations sur la possibilité de reconnaître plusieurs dispositions intellectuelles et morales de l'homme et des animaux par la configuration de leurs têtes. (Paris 1810—1819. 4 Voll. in 4. ou in Fol.) Avec un Atlas de cent Planches gravées. Der erſte und zweite Band trägt auch zugleich den Namen Spurzheim's. Der hohe Preis des Werkes veranlaßte Gall, eine Ausgabe in ſechs Bänden in Octav zu veranſtalten, in welcher der Atlas und die allgemeine Beſchreibung des Nervenſyſtems und des Gehirns insbeſondere weggelaſſen ſind. Die einzelnen Bände dieſer Ausgabe haben wieder beſondere Titel: Tom. 1. Sur l'origine des qualités morales et des facultés intellectuelles de l'homme, et sur les conditions de leur manifestation. 1822. Tom. 2. Sur l'organe des qualités morales et des facultés intellectuelles, et sur la pluralité des organes cérébraux. 1822. Tom. 3. Influence du cerveau sur la forme du crane. 1823. Tom. 4 et 5. Organologie, ou Exposition des instincts, des penchants, des sentiments et des talents. 1823. Tom. 6. Revue critique de quelques ouvrages anatomico-physiologiques, et exposition d'une nouvelle philosophie des qualités morales et des facultés intellectuelles. 1825. (Die Schrift: Des dispositions innées de l'âme et de l'esprit, du matérialisme, du fatalisme et de la liberté morale, avec des réflexions sur l'éducation et sur la législation criminelle. (Paris 1811.) iſt nur ein beſonderer Abdruck eines Abſchnittes aus dem großen Werke, den er wegen des Vorwurfs materialiſtiſcher Principien veranſtaltete.) 5) Die Artikel Cerveau und Crâne im Dictionnaire des Sciences médicales.

An Gall's Namen knüpft ſich am natürlichſten die Beſprechung jenes Wiſſenszweiges, der zuerſt

Gall's Schädellehre, oder Schädellehre ſchlechthin (Craniologie, Cranioscopia) genannt wurde, dann auch wol als Organenlehre (Organologie) oder Schädelphyſiognomik bezeichnet worden iſt, welchen paſſenden Bezeichnungen aber die Anhänger dieſer Lehre jetzt

allgemein den blendenden Namen der *Phrenologie*, d. h. Seelenlehre (von φρήν, φρενός, Seele, als Sitz des Verstandes) substituirt haben [1]).

Die Kranioskopie oder Phrenologie kündigt sich als die Wissenschaft oder die Kunst an, aus bestimmten, äußerlich am Schädel bemerkbaren Erhöhungen (respective Nichterhöhungen) die ursprüngliche Seelenanlage und die seelische Wirksamkeit eines Menschen zu bestimmen. Sie hat eine rein empirische Grundlage. Gall hat es in seinen Vorlesungen stets hervorgehoben, daß er die einzelnen (hypothetischen) Seelenorgane blos durch Zusammenstellung und Vergleichung des Ähnlichen und Gleichartigen an unzähligen Schädeln, Büsten und Portraits ausgezeichneter Personen, sowie an Thierschädeln entdeckt und durch langwierige Erfahrungen berichtigt habe. Auch wird in den phrenologischen Lehrbüchern bei jedem aufgeführten Seelenvermögen immer angegeben, wie Gall selbst oder seine Anhänger durch bestimmte Beobachtungen dazu gekommen sind, dasselbe an eine bestimmte Schädelstelle zu versetzen. Gall erzählt, wie er schon als Knabe zur Kranioskopie hingedrängt wurde durch die Beobachtung, daß mehre Mitschüler, von denen er im Auswendiglernen übertroffen wurde, sich durch hervortretende Augen auszeichneten.

Gall legte seinem der Beobachtung erwachsenen Systeme folgende Sätze zu Grunde:

1) Es gibt im Menschen und in den Thieren angeborene Anlagen und Neigungen. Durch Erziehung und

1) Die Literatur der Kranioskopie umfaßt, außer den angeführten eigenen Schriften Gall's: L. F. Froriep, Darstellung der ganzen, auf Untersuchungen der Verrichtungen des Gehirns gegründeten, Theorie der Physiognomik des Dr. Gall. (Weimar 1802.) W.....r (J. Ad. Walther), Kritische Darstellung der Gall'schen anatomisch-physiologischen Untersuchungen des Gehirn- und Schädelbaues. (Zürich 1802.) Desselben Neue Darstellungen der Gall'schen Gehirn- und Schädellehre u. s. w. (München 1804.) *Ch. Villers*, Lettre à G. Cuvier sur une nouvelle théorie du cerveau par Gall. (Metz an 10.) (Gall's Darstellung des Gehirns, als Organ der Seelenfähigkeiten und Gemüthseigenschaften, übersetzung mit Zusätzen. [Wien und Leipzig 1803.]) J. Ad. Bergk, Bemerkungen und Zweifel über die Gehirn- und Schädeltheorie des Dr. Gall. (Leipzig 1803.) J. K. F. Leune, Entwickelung der Gall'schen Theorie über das Gehirn. (Leipzig 1803.) Fr. H. Martens, Leichtfaßliche Darstellung der Gehirn- und Schädellehre und der daraus entspringenden physiologischen und psychologischen Folgerungen des Dr. Gall. (Leipzig 1803. 4.) J. D. Metzger, Über den menschlichen Kopf in anthropologischer Rücksicht, nebst einigen Bemerkungen über Gall's Hirn- und Schädeltheorie. (Königsberg 1803.) J. G. Walter, Etwas über Gall's Hirnschädellehre. (Berlin 1803. Zweiter Theil ebendas. 1805.) K. H. Schundenius (Dzondi), Die Organe des Gehirns nach Dr. Gall's Beobachtungen. Eine Vorlesung. (Wittenberg 1804.) G. H. C. von Selpert, Gall's Vorlesungen über die Verrichtungen des Gehirns. (Berlin 1804.) Ausführliche Darstellung des Gall'schen Systems der Schädellehre, nach den neuesten Vorlesungen des Herrn Dr. Gall bearbeitet. (Magdeburg 1805.) C. H. C. Bischoff, Darstellung der Gall'schen Gehirn- und Schädellehre, nebst Bemerkungen von Dr. C. W. Hufeland. (Berlin 1805.) (Vermehrte Auflage 1806. Traduit en français sur la seconde Edition, avec des notes, par *Germain Barbeguière*. [Berlin 1806.]) Gall's Lehre über die Verrichtungen des Gehirns, nach dessen zu Dresden gehaltenen Vorlesungen. (Von K. A. Blöde.) (Dresden 1805.) Arnold, Gall's System des Gehirn- und Schädelbaues. (Erfurt 1805.) G. A. Flemming, Ideen zu einer künftigen Beurtheilung der Gall'schen Untersuchungen über die Verrichtungen des Gehirns. (Berlin 1805.) A. C. Keßler, Prüfung des Gall'schen Systems der Hirn- und Schädellehre. (Jena 1805.) H. Steffens, Drei Vorlesungen über Gall's Organenlehre. (Halle 1805.) J. F. Ackermann, Die Gall'sche Hirn-, Schädel- und Organenlehre, vom Gesichtspunkte der Erfahrung aus beurtheilt und widerlegt. (Heidelberg 1806.) Beantwortung der Ackermann'schen Beurtheilung und Widerlegung u. s. w., von einem Schüler des Herrn Dr. Gall und von ihm selbst berichtigt. (Halle 1816.) E. Bartel's Anthropologische Bemerkungen über das Gehirn und den Schädel des Menschen, mit beständiger Beziehung auf die Gall'schen Entdeckungen. (Berlin 1806.) J. C. W. Himly, Erörterung des Gall'schen Versuchs einer Gehirnlehre, nach seinem psychologischen Gehalte. (Halle 1806.) *J. B. Demangeon*, Physiologie intellectuelle, ou Développement de la doctrine du Professeur Gall. (Paris 1806. Sec. Ed. 1808.) *A. Moreschi*, Sul sistema cranioscopico. (Bologna 1807.) W. Huber, Gall's Lehre und das Gesetz der Gewohnheit. (Basel 1808.) *J. B. Nacquart*, Traité sur la nouvelle physiologie du cerveau, ou Exposition de la doctrine de Gall sur la structure et les fonctions de cet organe. (Paris 1808.) *J. Verdier*, La Cranomancie du Docteur Gall anéantie au moyen de l'anatomie et de la physiologie de l'âme. (Paris 1808. 12.) *G. Spurzheim*, Observations sur la Phrénologie ou la connaissance de l'homme moral et intellectuel fondée sur les fonctions du système nerveux. (Paris 1818.) *George Combe*, Essays on Phrenology. (Edinb. 1819.) (Die zweite Ausgabe erschien unter dem Titel: System of Phrenology [Edinb. 1825.]; jetzt ist bereits die siebente Ausgabe erschienen: System der Phrenologie, übersetzt von Hirschfeld. [Braunschweig 1833.] Combe ist übrigens nicht Arzt, sondern Jurist.) *George Combe*, Elements of Phrenology. (Edinb. 1824. 12.) *Carl Otto*, Phrenologien eller Gall's og Spurzheim's Hjerne- og Organlaere. (Kjöbenhavn 1825.) *G. Spurzheim*, Essai philosophique sur la nature morale et intellectuelle de l'homme. (Paris 1826.) *Thomas Stone*, Evidences against the System of Phrenology. (Edinb. 1828.) *Id.*, Observations on the phrenological developement of Burke, Hare and other atrocious murderers. (Edinb. 1829.) *George Combe*, The constitution of Man; considered in relation to external objects. (Edinb. 1828.) (Das Wesen des Menschen und sein Verhältniß zur Außenwelt. Aus dem Englischen von Hirschfeld. [Bremen 1838.]) *Id.*, Answer to Observations on the Phrenological developement of Burke etc. (Edinb. 1829.) *Th. Poupin*, Esquisses phrénologiques et physiognomiques ou Psychologie des Contemporains les plus célèbres. 2 Voll. (Paris 1836.) Rich. Chenevix, Über Geschichte und Wesen der Phrenologie. Aus dem Englischen übersetzt von Bernhard Cotta. (Dresden 1838.) R. R. Rokl, Einige Worte über Phrenologie. (Dresden 1839.) Derselbe, Grundzüge der Phrenologie, oder Anleitung zum Studium dieser Wissenschaft. (Dresden und Leipzig 1842.) Grohmann, Untersuchungen der Phrenologie. (Grimma 1842.) G. v. Struve, Die Phrenologie in und außerhalb Teutschland. (Heidelberg 1843.) Derselbe, Die Geschichte der Phrenologie. (Heidelb. 1843.) Derselbe, Handbuch der Phrenologie. (Leipzig 1845.) M. Castle, Phrenologische Analyse des Charakters des Herrn Dr. Justinus Kerner. (Heidelberg 1844.) Phrenologische Briefe in der Augsb. Allgem. Zeitung. 1844. Nr. 80—123. G. H. Meyer, Die Phrenologie vom wissenschaftlichen Standpunkte aus beleuchtet. (Tübingen 1844.) Hirschfeld, Umrisse der Phrenologie. (Bremen 1844.) M. Castle, Die Phrenologie. (Stuttgart 1845.) B. Cotta, Gedanken über Phrenologie. (Dresden und Leipzig 1845.) *Flourens*, Examen de la Phrénologie. 2me Ed. (Paris 1845. 12.) *J. Fossati*, Manuel pratique de Phrénologie, ou Physiologie du cerveau. (Paris 1845. 12.) *J. B. Mége*, Principes fondamentaux de la Phrénologie. (Paris 1845.) *Daniel Noble*, The brain and its physiology; a critical disquisition on the methods of determining the relations subsisting between the structure and functions of the encephalon. (Lond. 1846.) (Ist ein Lehrbuch und zugleich auch eine Apologie der Phrenologie.)

geſellſchaftliche Bildung, überhaupt durch die äußern Eindrücke können ſie noch mehr entwickelt und vervollkommnet werden; ſie werden aber keineswegs erſt hierdurch erzeugt und eingepflanzt. Bei Mangel äußern Anreizes können dieſe Anlagen aber auch unterdrückt werden. Das Angeborenſein bezieht ſich übrigens nicht blos auf jene Individualitäten, welche ſich durch einzelne Seelenthätigkeiten vor allen andern auszeichnen; vielmehr gibt es für alle Geiſtes- und Gemüthskräfte eine quantitativ verſchiedene Anlage. Als Regel muß man aber feſtſetzen, daß alle Menſchen urſprünglich die homologen Anlagen beſitzen.

2) Den angebornen Anlagen ſind einzelne Organe beigegeben. Jede Kraft, alſo auch eine Seelenkraft, bedarf zu ihrer Wirkſamkeit eines Organes; es muß mithin ſo viele Seelenorgane geben, als angeborene Anlagen vorkommen.

3) Die Seelenorgane haben ihren Sitz im Gehirne. Durch den Mangel des Gehirns bei den niedern Thierclaſſen und bei den Misgeburten wird nicht das organiſche Leben, wol aber das Seelenleben ausgeſchloſſen. Wenn bedeutende Zerſtörungen und Verletzungen des Gehirns manchmal anſcheinend ohne alle Störung der Seelenthätigkeiten ertragen werden, ſo findet dieſes in der Symmetrie und in der Duplicität der Gehirntheile ſeine Erklärung. Denn die Einheit des Bewußtſeins braucht durch dieſe Duplicität nicht zerſtört zu werden, wie das Beiſpiel der Sinnesorgane lehrt.

4) Das Gehirn iſt nicht als Ganzes Organ des animaliſchen Lebens, ſondern es iſt aus ſo vielen Organen zuſammengeſetzt, als es beſondere urſprüngliche Triebe und Anlagen der Seele gibt. Schon die Analogie ſpricht für dieſen Satz. Wie den verſchiedenen Sinnesenergien verſchiedene Organe dienen, ſo werden auch den höhern thieriſchen Kräften beſondere Organe zugewieſen ſein. Für die Beſonderheit der Gehirnorgane ſprechen dann noch folgende Gründe: a) Der Menſch kann mit den Gegenſtänden des Denkens und der Aufmerkſamkeit überhaupt abwechſeln und dadurch der geiſtigen Ermüdung vorbeugen, was bei Ungetrenntheit der Seelenorgane nicht wohl möglich wäre. Es ſcheint hier ein ähnliches Verhältniß obzuwalten, wie bei der abwechſelnden Anſtrengung einzelner Muskelpartieen. b) Da das Gehirn bei verſchiedenen Individuen im Ganzen einerlei Geſtalt und Structur beſitzt und nur in der Größe der einzelnen Windungen oder der ganzen Halbkugeln ſich Verſchiedenheiten zeigen, ſo müßten alle Menſchen die gleichen Anlagen haben, falls das Gehirn ein allgemeines Seelenorgan wäre. c) Da ſich die meiſten in den einzelnen Thiergattungen zerſtreuten Anlagen beim Menſchen wieder finden, ſo läßt ſich annehmen, daß im Menſchengehirne auch die beſondern organiſchen Eigenſchaften vereinigt ſind, welche einzeln in den Thiergehirnen auftreten, daß alſo das Menſchengehirn einen zuſammengeſetzten Organismus bildet. d) Da die Anlagen des Menſchen nicht gleichzeitig, ſondern in einer den Lebensaltern entſprechenden Succeſſion auftreten, ſo iſt vorauszuſetzen, daß denſelben beſondere Organe zu Grunde liegen. e) Einzelne Anlagen können durch krankhafte Affection verloren gehen, z. B. das Wortgedächtniß, das Zahlengedächtniß; andere können durch ähnliche Verhältniſſe erweckt werden: dies deutet ebenfalls auf organiſche Beſonderheiten. f) Nur bei der Annahme beſonderer Seelenorgane im Gehirne laſſen ſich manche Erſcheinungen des partiellen Schlafs und Wachens, des Träumens, der Viſionen, der Ekſtaſe, des Rauſches u. ſ. w. erklären.

5) Die einzelnen Gehirnorgane pragen ſich an der Oberfläche des Gehirns aus. Die anatomiſche Zergliederung weiſt nämlich nach, daß die Nervenbündel des Rückenmarks und Gehirns bis zur Oberfläche des letztern vordringen, und hier zu einer mit grauer Subſtanz belegten gefalteten Membran, den Hirnwindungen, zuſammengruppirt ſind. Die Hirnwindungen ſind alſo zwar nicht die Hirnorgane ſelbſt, aber doch deren peripheriſche Begrenzungsſchicht, und wenn eine Anlage, und damit auch das zugehörige Gehirnorgan ſtärker entwickelt iſt, ſo wird ſich eine Erhöhung an der betreffenden Stelle der Gehirnoberfläche zeigen.

6) Die auf der Oberfläche des Gehirns ſich ausdrückenden Organe bewirken eine entſprechende Conformation der Schädeloberfläche, d. h. den Gehirnerhabenheiten entſprechen auch Schädelerhabenheiten. Der Schädel wird vom erſten Entſtehen bis zum ſpäteſten Alter von Innen her immer vom Gehirn berührt und nimmt ſomit die Form des Gehirns an; die äußere Platte des Schädels aber läuft mit der innern im geſunden Zuſtande parallel.

7) Von äußern Erhabenheiten des Schädels kann man daher auf entſprechende Erhöhungen an der Oberfläche des Gehirns und auf die ſtärkere Entwickelung der an dieſen Stellen liegenden Hirnorgane einen Schluß machen.

In Betreff der verſchiedenen Seelenvermögen bemerkt Gall, daß man für das Vorſtellungsvermögen, das Gedächtniß, das Beurtheilungsvermögen, die Phantaſie keine beſondern Organe ſuchen dürfe, dieſelben kommen jedem einzelnen Geiſtesvermögen zu, und bezeichnen nur die niedern und höhern Grade ihrer Vollkommenheit und Selbſtändigkeit. Beim Tonſinne z. B. wird durch den niedrigſten Grad der Entwickelung, durch das Vorſtellungsvermögen, die Fähigkeit bedingt, Töne zu unterſcheiden, der höhere Grad iſt das Gedächtniß, nämlich die Fähigkeit, die Töne zu behalten und wieder hervorzubringen, ein noch höherer Grad iſt das muſikaliſche Urtheil, nämlich die Fähigkeit, das Verhältniß der Töne unter einander einzuſehen und zu beurtheilen, der höchſte Grad endlich, die Einbildungskraft oder Phantaſie, beſteht darin, Töne in allen Verhältniſſen und Reihenfolgen als Melodie und Harmonie ſelbſtthätig zu ſchaffen und zu ordnen. — Auch das Begehrungsvermögen iſt kein ſelbſtändiges Vermögen, ſondern es tritt nur als Modification der einzelnen Geiſtesvermögen auf. So wird z. B. das Organ des Tonſinnes, je nach dem Grade ſeiner Entwickelung und Cultivirung, auch mehr oder weniger nach Tönen und den durch ſie erregten Vorſtellungen und Empfindungen verlangen, und dieſes Verlangen wird durch öftere Befriedigung zur Begierde und endlich zur Leidenſchaft geſteigert werden. — Bewußtſein und Vernunft beſitzen ebenſo wenig beſondere Organe. Von den verſchiedenen Vermögen ſoll keins die andern ganz verdunkeln oder unterdrücken, alle

sollen mit Bewußtsein thätig sein. — Ebenso wenig kann es ein Organ des Gewissens geben. Man hat aber ein natürliches angeborenes und ein künstliches, positives Gewissen zu unterscheiden. Jenes hängt von den angeborenen Neigungen ab: es besteht in dem unangenehmen Gefühle, welches aus dem Widerspruche unserer Handlungen mit den herrschenden natürlichen Neigungen hervorgeht. Das künstliche Gewissen wird durch Erziehung, Unterricht und Gesetzgebung in cultivirten Staaten gebildet, und besteht in dem unangenehmen Gefühle, welches der Widerspruch unserer Neigungen und Triebe mit den positiven Gesetzen hervorruft. — Aufmerksamkeit, Lust und Unlust sind blos verschiedene Richtungen bei der Thätigkeit der instinctiven Triebe.

Gall war zuerst geneigt, ein Organ der Lebenskraft an der Stelle anzunehmen, wo sich im verlängerten Marke die Stränge der rechten und linken Seite kreuzen. Die Verletzung dieser Stelle ist am raschesten lethal; daher Fleischer und Jäger, ebenso Raubthiere das Leben der Thiere an dieser Stelle angreifen. Er gab aber diese Idee bald auf, indem er sich davon überzeugte, daß überall, wo Organisation angetroffen wird, auch Lebenskraft besteht. Übrigens liegen jener Stelle am nächsten diejenigen Organe, welche auf die physische Erhaltung des Geschlechts und des Individuums berechnet sind; entfernter davon liegen jene Organe, welche rein geistigen Zwecken dienen.

Die Organe, welche der Mensch mit den Thieren gemein hat, liegen an der gleichen Stelle bei den Thieren und beim Menschen. Die Organe, deren Verrichtungen in einer nähern Verwandtschaft zu einander stehen, liegen auch mehr oder weniger nachbarlich bei einander.

Da die Kraniosкopie nicht von einem fertigen psychologischen Systeme ausging, für dessen vorausbezeichnete Seelenvermögen ebenso viele kraniosкopische Organe ausfindig zu machen waren, sondern nur jene Seelenkräfte als reel bestehend annimmt, für welche sie erfahrungsmäßig ein Organ entdeckt zu haben glaubt, so kann man es nicht als einen Mangel derselben geltend machen, sondern es nur sehr erklärlich finden, daß die Kraniosкopie vom ersten Auftreten an bis jetzt Veränderungen erlitten hat in Betreff der Zahl der angenommenen Organe nicht nur, sondern auch hinsichtlich des Wesens einzelner Organe. Gall selbst hat sich hin und wieder im Verlauf der Zeit reformirt; besonders aber hat Spurzheim, Gall's frühere Mitarbeiter, mehrfache neue Organe eingeführt. Das jetzige phrenologische System ist daher in mehrfacher Beziehung ein anderes, als das frühere Gall'sche, und es wird passend sein, eine Übersicht beider zu geben. Da übrigens die Basis des ganzen Systems dabei unverändert geblieben ist, so gelten die später zu erwähnenden Einwürfe ebenso wol dem engern Gall'schen Systeme, als der erweiterten Phrenologie.

Als das ursprünglich Gall'sche System kann man wol jenes bezeichnen, welches derselbe im J. 1805 auf seiner Reise in Teutschland in seinen Vorlesungen vortrug. In den zu Dresden gehaltenen Vorlesungen hatte er für folgende 27 Thätigkeiten die Gehirnorgane localisirt:

1) Fortpflanzungstrieb oder Geschlechtsliebe liegt als ein paariges Organ oben im Nacken, hinter und über dem Hinterhauptsloche. Die Hemisphären des kleinen Gehirns repräsentiren dieses Organ.

2) Kinderliebe oder Jungenliebe liegt oberhalb des Fortpflanzungstriebes an der Schuppe des Hinterhauptbeins, und ist äußerlich ein unpaares querliegendes Organ. Ihm entsprechen die Enden der Hinterlappen von den Hemisphären des großen Gehirns, oberhalb des Tentorium cerebelli. Dieses Organ ist nach Gall besonders stark beim weiblichen Geschlechte entwickelt, und der weibliche Schädel bekommt durch dasselbe eine eigne Zuspitzung nach Hinten; der Längsdurchmesser des Schädels wird bedeutender, sodaß man nach dieser Schädelform schon das Geschlecht Neugeborner zu bestimmen im Stande ist. Bei Kindesmörderinnen fand Gall diese Stelle des Schädels wie abgeschnitten.

3) Erziehungsfähigkeit, Bildungsfähigkeit (in intransitivem Sinne), Sachsinn, nämlich das Vermögen, durch die aufgenommenen Eindrücke der Außenwelt modificirt oder gebildet zu werden, ein äußerlich unpaares Organ, liegt in Form eines Dreiecks, dessen Basis nach Oben gerichtet ist, über der Nasenwurzel, an der Glabella des Stirnbeins. An dieses Organ ist die Zahmheit und Zähmbarkeit der Thiere geknüpft; das zahme und das wilde Schwein unterscheiden sich in Betreff seiner sehr auffallend von einander. Ihm entsprechen die vordern Enden der Vorderlappen beider Hemisphären des großen Gehirns.

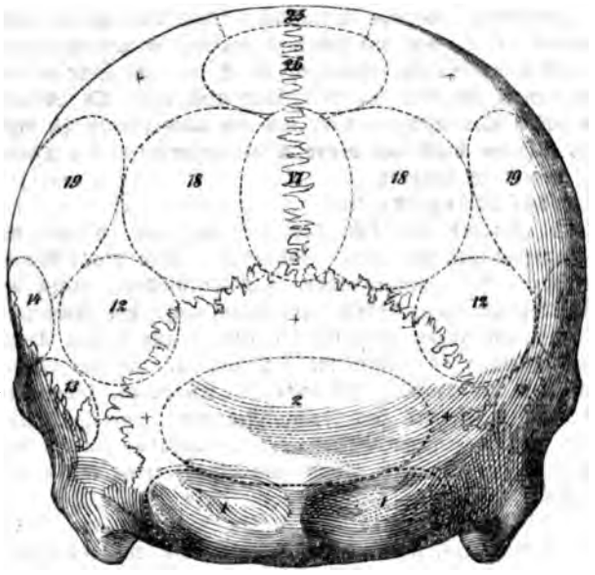
4) Ortssinn liegt seitlich über der Nasenwurzel, am innern Ende des Augenbrauenbogens, neben der Erziehungsfähigkeit. Die Bezeichnung dieses Vermögens als Ortsgedächtniß ist nicht ausreichend, denn es vermittelt die Fähigkeit, Verhältnisse des Raums überhaupt aufzufassen. Seine Entwickelung bedingt die Neigung zu allen Wissenschaften und Künsten, wobei es auf Beobachtung, auf Ausmessung und Darstellung der Verhältnisse des Raums ankommt. Bei Thieren bewirkt es die Neigung zum Wandern. An der genannten Stelle findet man bei Reisenden, bei Astronomen, bei tüchtigen Landschaftsmalern und Militairs eine Erhöhung.

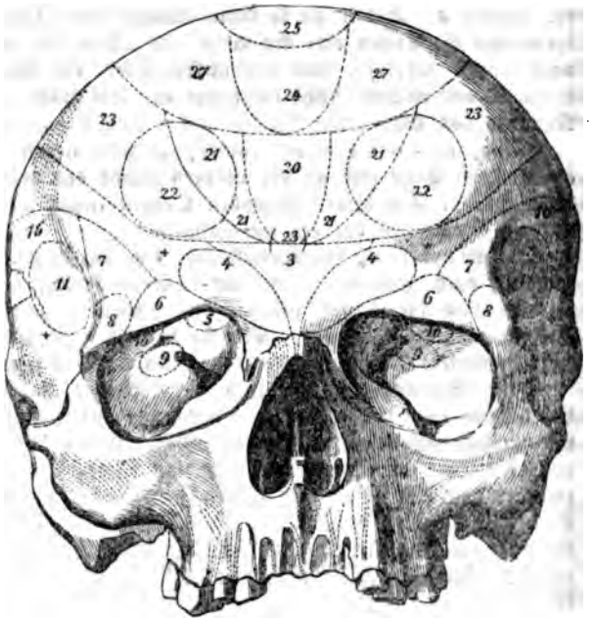
5) Personensinn liegt hinter dem obern Augenhöhlenrande am innern Augenwinkel und hat einen sehr geringen Umfang. Bei Personen, welche im ausgezeichneten Grade die Fähigkeit besitzen, Personen zu unterscheiden und wieder zu erkennen, hat das Auge durch die Entwickelung dieses Organes eine eigne Stellung. Es ist vom innern Augenwinkel heraus etwas nach Unten und Außen gedrückt.

6) Farbensinn liegt auf der Mitte des Augenbrauenbogens, nach Außen vom Ortssinne. Diese Stelle trifft man gewölbt bei ausgezeichneten Malern, bei Blumenliebhabern, bei Frauen, denen die Wahl der Farben bei ihren Modeangelegenheiten und bei ihren Stickereien sehr am Herzen liegt.

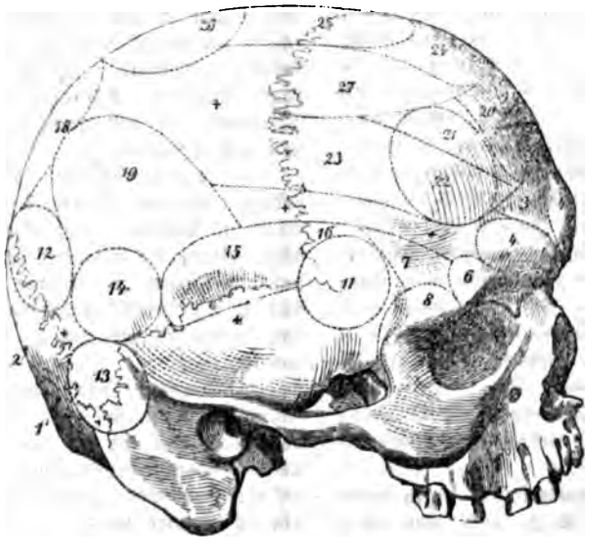
7) Tonsinn liegt nach Außen und Oben vom Farbensinne, am äußern Winkel des Augenbrauenbogens, und zieht sich bald mehr nach der Schläfe hin, bald mehr nach

Gall's Gehirnorgane nach ſeinen im Jahre 1805 gehaltenen Vorleſungen.





1. Fortpflanzungstrieb.
2. Kinderliebe.
3. Erziehungsfähigkeit.
4. Ortsſinn.
5. Perſonenſinn.
6. Farbenſinn.
7. Tonſinn.
8. Zahlenſinn.
9. Wortſinn.
10. Sprachſinn.
11. Kunſtſinn.
12. Anhänglichkeit.
13. Rauffinn.
14. Würgſinn.



15. Schlauheit.
16. Diebsſinn.
17. Höheſinn.
18. Eitelkeit.
19. Bedächtlichkeit.
20. Vergleich. Scharfſinn.
21. Tiefſinn.
22. Witz.
23. Inductionsvermögen.
24. Gutmüthigkeit.
25. Theoſophie.
26. Beharrlichkeit.
27. Darſtellungsvermögen.

der Stirn hinauf. Durch starke Entwickelung dieses Sinnes bekommt die Stirn zu beiden Seiten etwas Eckiges. Man findet diese Erhabenheit bei großen Musikern, bei den Singvögeln, desgleichen bei den die Stimme nachahmenden Vögeln, bei Papageien, Elstern, Raben. Das Organ des Tonsinns scheint auch den Rhythmus mit zu umfassen.

8) Zahlensinn, den man vielleicht richtiger den Sinn für Zeitverhältnisse nennen könnte, liegt über der Augenhöhle, nach Außen vom Farbensinn und unterhalb des Tonsinns. Durch starke Entwickelung dieses Organs bekommen die Augen eine Stellung, als würden sie schief nach Innen gedrückt, und der äußere Theil des Augenbrauenbogens erscheint schief herabgezogen. Die Büsten von Newton, von Euler, von Kästner zeigen diese Erhabenheit.

Alle, von 3 bis 8 angeführte, Organe liegen also am vordern Ende und an der vordern Fläche des vordern Hirnlappens. Die beiden folgenden Organe liegen an der unteren Fläche des vordern Hirnlappens.

9) Wortsinn, Wortgedächtniß, liegt am Augenhöhlendache nach Hinten. Bei starker Entwickelung dieses Organs sind die Augen nieder- und vorwärts gedrückt, als sogenannte Glotzaugen. Manche berühmte Schauspieler, Sammler, Gedächtnißgelehrte besitzen dieses Organ.

10) Sprachsinn, nämlich die Fähigkeit, rasch in den Genius einer Sprache einzudringen, seine Vorstellungen und Empfindungen einem andern richtig und deutlich mitzutheilen, liegt am Augenhöhlendache nach Vorn, und zwar zwischen dem Wortsinne nach Hinten, dem Farbensinne nach Vorn und Oben. Durch stärkere Entwickelung dieses Organes wird das Auge tief abwärts unter den Augenbrauenbogen gedrückt. Bei einer Frau, die im vollen Besitze ihrer Seelenkräfte war, aber nicht sprechen lernte, fand Gall die Augenhöhlenplatte an derjenigen Stelle, wo das Organ des Sprachsinns liegt, höher als gewöhnlich nach Aufwärts gewölbt, also eine förmliche Negation des Sprachsinns. Eine stärkere Entwickelung dieser Stelle fand Gall bei großen Sprachforschern und bei Personen, die sich durch leichtes Erlernen von Sprachen auszeichneten. Auch bei Thieren findet man dieses Organ entwickelt, die sich durch Töne ihres Gleichen verständlich machen, z. B. bei Nachtigallen, bei Grasmücken (Bouillaud in Paris hat im J. 1827 in einer der pariser medicinischen Akademie vorgelegten Abhandlung eine Reihe von Fällen mitgetheilt, in denen bei Personen, deren Sprache verloren oder krankhaft verändert war, Desorganisationen in den vordern Gehirnlappen gefunden wurden; er glaubte dadurch Gall's Localisirung des Sprachsinns bestätigen zu können. Cruveilhier konnte aber eine andere Reihe von Fällen dagegen aufstellen, wo eine Desorganisation der vordern Gehirnlappen ohne Einfluß auf die Sprache geblieben war).

11) Kunstsinn liegt an der Seite des Stirnbeins im Bereiche der Schläfengrube, neben und hinter dem Tonsinn und dem Zahlensinn. Man findet dieses Organ bei Personen entwickelt, welche sich durch mechanische Fertigkeiten auszeichnen. Auch trifft man es bei Thieren an, welche über oder unter der Erde künstliche Baue aufführen.

12) Freundschaftliche Anhänglichkeit, Treue, liegt vor und über dem Organ der Kinderliebe, im Bereiche des Scheitelbeins gleich vor der Sutura lambdoidea. Von diesem Organe hängt der Geselligkeitstrieb des Menschen und der Thiere, die Tugend der treuen Anhänglichkeit ab. Es kann daher auch bei moralisch schlechten Individuen entwickelt vorkommen, z. B. bei Räubern. Bei Pudeln, bei Dachshunden fand Gall diese Erhöhung entwickelt.

13) Rauffinn, Muth, liegt am untern hintern Winkel des Scheitelbeines, oberhalb des Zitzentheils des Schläfebeins. An den Schädeln solcher, die auf der Universität als Renomisten berühmt waren, an den Schädeln mancher wilden Gassenjungen in Wien, am Schädel des berühmten General Wurmser fand Gall dieses Organ entwickelt. Der Schädel wird dadurch nach Hinten zu breiter. Daher auch das breite Auseinanderstehen der Ohren bei muthigen Pferden.

14) Würgsinn liegt im Bereiche des Scheitelbeins, gleich oberhalb der Schuppennaht, vor und zwischen der Anhänglichkeit und dem Rauffinne. Bei Raubthieren, besonders des Hunde- und Katzengeschlechts, besitzt der Schädel an dieser Stelle eine Erhöhung; der Würgsinn ist hier ein wegen Fristung des Lebens angeborner Trieb. Die Erhabenheit, welche dieses Organ charakterisirt, findet sich auch bei Kindsmörderinnen, bei Soldaten. Gradationen dieses Triebes sind beim Menschen: Gleichgültigkeit beim Leiden anderer Geschöpfe, Wohlgefallen an der Ermordung von Thieren, Trieb zum Morde selbst und blinde Zerstörungswuth.

15) Schlauheit liegt in der Schläfegegend, oberhalb des Ohres, im Bereiche des untern Theils des Scheitelbeines; das Organ zieht sich vom Zerstörungstriebe aus der Länge nach nach Vorn. Unter den Thieren findet man dieses Organ bei solchen entwickelt, welche List zur Erlangung ihrer Beute anwenden, bei Fuchs, Iltis, Marder, Katze. Die Entwickelung dieses Sinnes beim Menschen gibt im guten Sinne das savoir faire, die Klugheit, im schlechten Sinne veranlaßt sie Falschheit, Schleicherei und Bosheit, Hang zur Unwahrheit u. s. w. Man kann daher dieses Organ bei klugen Feldherren, Ministern, Diplomaten, bei guten Schauspiel- und Romandichtern entwickelt finden.

16) Diebssinn liegt vorderhalb der Schlauheit und scheint nur eine weitere Ausbildung derselben zu sein. Gegen die Aufstellung dieses Organes wurde schon sehr bald der Einwand erhoben, daß man das Stehlen nicht als eine ursprüngliche Anlage aufführen könne, weil es erst durch die gesellschaftliche Verbindung der Menschen, also durch den Begriff des Eigenthums, möglich ist. Gall bemerkt aber, daß es Thiere gibt, und erwiesener Maßen auch Menschen, welche ohne alle eigennützige Zwecke fremden Besitz sich aneignen, die also blos einem unwiderstehlichen Triebe dabei folgen. Es wurde dann auch der bessere Name Eigenthumssinn gewählt, der erst in der Entartung zum Diebssinne wird. Durch Demonstration dieses Sinnes an der Bevölkerung der Zuchthäuser, z. B. in Torgau, verschaffte Gall seiner Lehre einen großen Credit.

17) Höhesinn liegt als äußerlich unpaares Organ hinten in der Pfeilnaht der beiden Scheitelbeine, vor der

Lambdanaht. Auf die Entdeckung dieſes Organes kam Gall durch eine Erhöhung dieſer Stelle bei einem Bettler, der ſich von Jugend auf für zu vornehm gehalten hatte, um von andern Lehre und Unterricht anzunehmen. Die gleiche Erhöhung fand er dann in Irrenhäuſern bei Hochmuthsnarren, welche ſich für Könige, für Generale u. ſ. w. hielten. Er wollte es daher Anfangs als Organ des Hochmuths bezeichnen. Da er aber dann an dem nämlichen Orte eine Erhöhung fand bei Perſonen, die nichts weniger als hochmüthig, ſondern nur Freunde phyſikaliſcher Höhe waren, die gern Berge und Höhen erkletterten, desgleichen bei Kindern, die gern kletterten, endlich auch bei Thieren, die auf Höhen leben, z. B. bei der Gemſe, beim Gebirgsreh, beim Adler, ſo wählte er dann den Namen Höheſinn, um beiderlei Richtungen zu bezeichnen.

18) Ruhmſucht, Eitelkeit, liegt rechts und links neben dem Höheſinn. Gall fand dieſe zwei Erhabenheiten öfter bei Weibern als bei Männern. In Irrenhäuſern fand er an der genannten Stelle die Erhöhungen bei angeblichen Königen, Fürſten, Prinzeſſinnen u. ſ. w.

19) Bedächtlichkeit, liegt in großer Ausdehnung im Bereiche des Scheitelbeines, nach Hinten und etwas nach Unten, da wo der Scheitelbeinhöcker iſt. Es grenzt an die Ruhmſucht nach Oben, an die Anhänglichkeit nach Hinten, an den Würgſinn und die Schlauheit nach Unten. Unter den Thieren findet man dieſes Organ bei der Gemſe, beim Reh ausgebildet, ferner bei ſolchen, die des Nachts auf Raub ausgehen, bei der Fiſchotter, beim Uhu. Man beobachtet es bei Menſchen, die mit vieler Umſicht, mit genauer Erwägung aller Umſtände, daher mit Unentſchloſſenheit und Langſamkeit zu Werke gehen. Die zu ſtarke Entwickelung veranlaßt Kleinmuth und jene mistrauiſche Furcht, welche ſich bei Melancholiſchen wol bis zum Selbſtmorde ſteigert. Der Schädel bekommt dadurch nach Hinten zu ein viereckiges Ausſehen. Menſchen, deren Schädel an dieſer Stelle ganz abfällt, machen ſich durch eine unüberlegte, leichtſinnige Handlungsweiſe bemerklich.

Die von 11—19 aufgeführten Organe liegen im Bereiche des mittlern und hintern Hirnlappens, gleich dem unter Nr. 2 aufgeführten Organe.

20) Vergleichender Scharfſinn, liegt in der Mitte der Stirn, oberhalb der Erziehungsfähigkeit oder des Sachſinns. Gall verſteht darunter die Fähigkeit, die Menſchen durch treffende Gleichniſſe, durch Bilder und Parabeln von ſeiner Meinung zu überzeugen; er fand die betreffende Erhabenheit mehrmals bei ſalbungsvollen, populären Predigern.

21) Tiefſinn, metaphyſiſcher Scharfſinn, Speculation, liegt zu beiden Seiten des vorigen Organes hinter dem Stirnbein. An den Köpfen von Sokrates, von Kant, von Mendelsſohn, von Fichte, desgleichen an den antiken Jupitersköpfen findet ſich am obern Theile des Stirnbeines eine das Organ Nr. 20 mit einſchließende Wulſt, die ſich nach Unten gegen den Sachſinn hin verſchmälert.

22) Witz, liegt nach Außen vom Tiefſinne, da wo der Stirnhöcker befindlich iſt. An dieſer Stelle findet Gall eine Erhabenheit an den Köpfen von Cervantes, Wieland, Jean Paul.

23) Inductionsvermögen. Bei großen Denkern, welche die verſchiedenartigſten Dinge mit Scharfblick aufzufaſſen und zu einem Ganzen zu vereinigen vermögen, bei vielumfaſſenden Köpfen, findet man nach Gall meiſtens den ganzen obern Vordertheil der Stirn auf- und vorwärts gewölbt. Dieſe Wölbung umfaßt (nach den chiffrirten Köpfen) zugleich das Gebiet des Scharfſinnes, des Tiefſinnes und des Witzes; ſie zieht ſich noch etwas über das letztere Organ hinaus nach der Schläfegegend hin. Dieſer Wulſt repräſentirt das Inductionsvermögen. Letzteres iſt alſo nach Gall's eigner Darſtellung kein einfaches, ſondern ein combinirtes Organ.

Die Organe 20—23 liegen hinter dem obern Theile der Stirn in einem Hirntheile, welcher den Thieren ganz fehlt. Da nun für dieſe Sphäre aus der vergleichenden Anatomie kein Nutzen zu ziehen iſt, ſo räumt es Gall ohne Weiteres ein, daß es ſeine großen Schwierigkeiten habe, in Betreff des Sitzes dieſer höhern Geiſteskräfte aufs Reine zu kommen.

24) Gutmüthigkeit, liegt als ein äußerlich unpaares Organ oben in der Mitte des Stirnbeins, oberhalb des vergleichenden Scharfſinnes, und reicht nach Oben faſt bis zur Kreuznaht. An dieſer Stelle findet man eine längliche Erhöhung bei Thieren, welche durch ihr gutmüthiges Naturell bekannt ſind, bei Schafen, Rehen, Tauben, einigen Hundearten, eine Vertiefung dagegen bei Raubthieren, namentlich bei der Hyäne, beim Geier, bei einigen Hundearten. Auch beim Menſchen deutet eine Erhöhung oder Abplattung dieſer Stelle mit ziemlicher Gewißheit auf Gutmüthigkeit oder Bösartigkeit des Charakters.

25) Theoſophie, Religioſität, Ehrfurcht, liegt als äußerlich unpaares Organ oberhalb der Gutmüthigkeit in der Mitte des Stirnbeins und im Anfange der Pfeilnaht. Eine oberhalb der Gutmüthigkeit ſich nach Hinten verlängernde Wulſt, auf welcher ſich häufig die Haare ſcheiteln, fand Gall bei Menſchen, die ſich durch wahre oder erheuchelte Religioſität auszeichneten, an Chriſtusköpfen, an religiöſen Schwärmern, an Geiſterſehern, an Wahrſagern. Auch an den Schädeln ägyptiſcher Mumien ſoll dieſe Bildung häufig vorkommen.

26) Beharrlichkeit, liegt als äußerlich unpaares Organ im vordern und mittlern Theile der Pfeilnaht, auf der Höhe des Scheitels, zwiſchen der Theoſophie nach Vorn, dem Höheſinn nach Hinten. Eine Erhöhung dieſer Stelle fand Gall bei Menſchen, die ſich durch Feſtigkeit des Willens und der Geſinnungen auszeichneten, aber auch bei ſolchen, welche ſich durch Trotz und ſinnloſes Beharren auf vorgefaßten Meinungen bemerklich machten.

27) Darſtellungsvermögen, Nachahmungsvermögen, liegt ſeitlich am obern Theile des Stirnbeins; es grenzt nach Innen an die Gutmüthigkeit und Theoſophie, nach Außen und Unten an das Inductionsvermögen. Gall fand dieſe zwei länglichen Erhabenheiten bei Perſonen, welche die Fähigkeit beſaßen, die Äußerungen, die Ge-

bärden, das Betragen Anderer leicht und täuschend nachzuahmen, namentlich bei großen Schauspielern.

Die Organe 24—27 liegen am erhabensten Theile der Hemisphären des großen Gehirnes, im Bereiche des vordern und des mittlern Hirnlappens.

In den zu der nämlichen Zeit in Berlin gehaltenen Vorlesungen, wie sie in Bischoff's Darstellung der Gehirn- und Schädellehre mitgetheilt sind, werden die nämlichen Seelenvermögen aufgezählt; sie sind aber nach einem psychologischen Princip in drei Abtheilungen zusammengruppirt. I. Organe, durch welche der Mensch zur Wirkung auf die Außenwelt unmittelbar befähigt ist: 1) Geschlechtsliebe; 2) Kinderliebe; 3) Anhänglichkeit; 4) Raufsinn; 5) Würgsinn; 6) Schlauheit; 7) Diebssinn; 8) Gutmüthigkeit; 9) Darstellungsvermögen; 10) Ruhmsucht; 11) Beharrlichkeit. II. Organe, durch welche der Mensch befähigt ist, sich mit der Außenwelt, die er durch die äußern Sinne empfing, noch vertrauter zu machen, als durch die äußeren Sinne allein: 12) Sachsinn; 13) Ortssinn; 14) Personensinn; 15) Farbensinn; 16) Tonsinn; 17) Zahlensinn; 18) Wortsinn; 19) Sprachsinn; 20) Kunstsinn; 21) Bedächtlichkeit; 22) Höhesinn. III. Organe, an welche die höhern Geistesthätigkeiten geknüpft sind, die den Menschen determiniren: 23) Vergleichender Scharfsinn; 24) Tiefsinn; 25) Witz; 26) Theosophie. — Es sind hier nur 26 Organe aufgezählt, weil hier, mit mehr Consequenz, das Inductionsvermögen weggeblieben ist.

Die bequeme und wirklich handgreifliche Weise, in welcher die Kranioskopie die geheime Werkstätte der menschlichen Seelenthätigkeit zu eröffnen versprach, verschaffte ihr, wie bereits erwähnt, eine sehr große Theilnahme in Teutschland zu jener Zeit, wo Gall Teutschland bereiste und kranioskopische Vorlesungen hielt. Der Enthusiasmus für die neue Lehre war aber ein vorübergehender; es wurde die Unhaltbarkeit der anatomischen und psychologischen Grundlage nachgewiesen, und die Kranioskopie war vergessen. Mit 1806 hört schon die kranioskopische Literatur in Teutschland gänzlich auf. Die Erschütterungen, denen Teutschland von 1806—1813 unterlag, mögen allerdings sehr viel zu diesem Vergessen mit beigetragen haben. Gewiß aber waren sie nicht der einzige Grund; denn es verflossen seit jener Zeit noch 30 Jahre, bevor Jemand wieder an Kranioskopie dachte. Frankreich, in dessen Metropole Gall seine Lehre bis zu seinem Tode vortrug, nahm dieselbe mit weniger Enthusiasmus auf, als Teutschland. Erst nach Gall's Tode fing die Phrenologie in Paris mehr Aufmerksamkeit zu erregen an, als sich auch ein paar renommirte Ärzte, unter andern Bouillaud, für dieselbe aussprachen. Den meisten Anklang hat sie in England und Schottland, sowie in Nordamerika gefunden, wohin sie durch Spurzheim verpflanzt wurde; dafür spricht die Menge phrenologischer Gesellschaften in diesen Ländern und das wiederholte Auflegen von Combe's Handbuch der Phrenologie. Die streng kirchliche Richtung in England und Schottland, andererseits auch der glücklich erfundene Name Phrenologie, welcher doch mehr verheißt, als eine auf das Äußere gerichtete Schädellehre oder Kranioskopie, haben hierzu beigetragen. In Bezug auf Amerika äußert sich der Verfasser der phrenologischen Briefe: „Es scheint sehr bezeichnend, daß die Phrenologie oder eigentlich die Phrenologen das meiste Glück dort machen, wo der Mensch bis jetzt noch im Drange äußerer Geschäftigkeit die höhere Cultur nur im Vorbeigehen, nach augenblicklichem Bedürfniß aufgreift, und sich so leicht bei den Wundern der Natur beruhigt, wenn nur die Wissenschaft praktische Ergebnisse daraus herleitet. In Neuengland vorzüglich blüht die Fertigkeit, aus dem Soll und Haben, welche die Natur unordentlich am Schädel vertheilt, ein höfliches Saldo zu ziehen."

Von diesen phrenologisch durchglühten Ländern aus sollte auch Teutschland der Phrenologie wieder in die Arme geführt werden. Die Engländer Noël und George Combe hielten in Teutschland phrenologische Vorlesungen: ersterer 1841 in Prag, letzterer 1842 in Heidelberg. Ihnen folgte bald auch der Nordamerikaner Castle. Ein Erfolg dieser literarischen Missionen blieb nicht aus. Freilich sind es weder Anatomen noch Physiologen, welche zu der wiedereingeführten Lehre schwören (obwol die Phrenologie doch nur ein Theil der Anatomie und Physiologie sein will); es sind meistens nicht ein Mal solche, welche durch medicinische Studien sich mit der Anatomie des Nervensystems bekannt gemacht haben, es sind vielmehr der Anatomie ganz Unkundige. Vor allen andern Anhängern glaubte sich der bekannte Schwärmer von Struve zum Apostel der erneuten Lehre für Teutschland berufen: er trat durch Vorlesungen über Phrenologie, durch Gründung einer inhaltsleeren, alsbald erstickten Zeitschrift, durch eine unglückliche Buchmacherei für dieselbe in die Schranken. Dieser zweite Aufschwung der Phrenologie in Teutschland scheint aber kaum nachhaltiger zu sein, als der erste. Durch die Vorlesungen, welche Dr. Scheve in neuster Zeit in der Schweiz und in Teutschland über die Phrenologie hält, dürfte dem natürlichen Verfall derselben auch wol kaum ein Damm entgegengesetzt werden.

Was die innere Entwickelung der Phrenologie betrifft, so wurde besonders durch Gall's Mitarbeiter Spurzheim die Anzahl der Organe vermehrt, indem er die Gall'schen Organe zum Theil weiter zerlegte, zum Theil vervollständigte; Andere folgten ihm aber darin. Auch sind manche der von Gall gewählten Namen gegen andere vertauscht worden. Die Kranioskopie hatte von Vorn herein keinen Anspruch darauf gemacht, das Gebiet der Organe bereits vollständig erschöpft zu haben; sie gestattete vielmehr die Möglichkeit, ja selbst Wahrscheinlichkeit, auf dem nämlichen empirischen Wege neue Organe zu entdecken. Man gelangt indessen nur zu leicht zu der Überzeugung, daß manche der neuhinzugekommenen Organe nicht der ursprünglichen empirischen Methode ihr Dasein verdanken, sondern vielmehr dadurch entstanden, daß ein psychologisches Schema entworfen wurde, für welches hin und wieder noch Organe postulirt wurden. Manchen dieser postulirten Organe ist nur fragweise eine Stelle am Schädel eingeräumt worden, oder andere Phrenologen schneiden ihnen gradezu den Lebensfaden ab. So geschieht es, daß die neuern phrenologischen Systeme keineswegs mit einander übereinstimmen. Der Vollständigkeit halber will

ich zwei derselben summarisch anführen und dabei auf das frühere Gall'sche System Rücksicht nehmen.

Noël hält sich im Wesentlichen an Gall und verwirft mit wenigen Ausnahmen die Änderungen und Neuerungen, welche Spurzheim eingeführt hat; doch verwirft er auch Gall's Darstellungs- oder Nachahmungsvermögen. Er unterscheidet 31 Vermögen, die sich in vier Classen theilen:

I. Triebe. 1) Geschlechtstrieb. 2) Jungenliebe oder Kinderliebe. 3) Anhänglichkeit. 4) Bekämpfungstrieb = Rauffinn, Muth bei Gall. 5) Zerstörungstrieb = Würgsinn, Mordsinn bei Gall. 6) Nahrungstrieb liegt in der Schläfegrube, vorderhalb des Unterkiefergelenks und oberhalb des Jochbogens. 7) Verheimlichungstrieb = Schlauheit bei Gall. 8) Erwerbstrieb = Diebssinn oder Eigenthumssinn bei Gall. 9) Baufinn = Kunstsinn bei Gall.

II. Empfindungen. 1) Selbstachtung = Höhesinn, Hochmuth, Stolz bei Gall. 2) Beifallsliebe = Ruhmsucht, Eitelkeit bei Gall. 3) Vorsicht = Bedächtlichkeit bei Gall. 4) Wohlwollen = Gutmüthigkeit bei Gall. 5) Ehrfurcht = Theosophie oder Religiosität bei Gall. 6) Festigkeit = Beharrlichkeit bei Gall. 7) Wundersinn liegt zur Seite des Wohlwollens, da, wo Gall das Darstellungsvermögen hin setzte. 8) Idealität liegt an der Seite des Schädels nach Oben, da wo die Schläfegrube und die Scheitelfläche an einander stoßen. 9) Witz. 10) Hoffnung, von Spurzheim ins System eingeführt, liegt zur Seite der Ehrfurcht.

III. Intellectuelle Vermögen. 1) Gegenstandssinn = Erziehungsfähigkeit oder Sachsinn bei Gall. 2) Formensinn = Personensinn bei Gall. 3) Farbensinn. 4) Ortssinn. 5) Zahlensinn. 6) Ordnungssinn ist noch zwischen den Farbensinn und den Zahlensinn am obern Augenhöhlenrande eingeschoben. 7) Tonsinn. 8) Sprachsinn begreift zwei Organe Gall's, nämlich dessen Wortsinn und dessen Sprachsinn. 9) Gewichtssinn, von Spurzheim eingeführt, liegt auch noch am obern Augenhöhlenrande, nach Innen vom Farbensinne. 10) Zeitsinn liegt am untern Theile des Stirnbeins, zwischen dem Ortssinne nach Innen, dem Tonsinne nach Außen.

IV. Denkvermögen. 1) Vergleichungsvermögen = vergleichender Scharfsinn bei Gall. 2) Schlußvermögen = metaphysischer Tiefsinn bei Gall.

Struve's Handbuch der Phrenologie hält sich wesentlich an Combe, der die Neuerungen von Spurzheim aufgenommen hat. Es werden hier 36 Vermögen oder Organe verzeichnet, die sich in dem psychologischen Schema auf fünf Ordnungen vertheilen. Der Vollständigkeit halber werde ich den einzelnen Vermögen die französischen und englischen Termini technici beifügen.

I. Sinnlichkeit oder Triebe: 1) Geschlechtstrieb (Amativité, Amativeness). 2) Kiederliebe (Philoprogéniture, Philoprogenitiveness). 3) Einheitstrieb (Concentrativité, Concentrativeness) liegt als äußerlich unpaares Organ am obern Theile der Hinterhauptsschuppe, oberhalb der Kinderliebe. 4) Anhänglichkeit (Adhésivité, Adhesiveness). 5) Bekämpfungstrieb (Combativité, Combativeness) = Rauffinn, Muth bei Gall. 6) Zerstörungstrieb (Destructivité, Destructiveness) = Würgsinn bei Gall, liegt aber nicht mehr im Bereiche des Scheitelbeins, sondern gleich über dem Gehörgange im Bereiche der Schläfebeinschuppe. 7) Verheimlichungstrieb (Sécrétivité, Secretiveness) = Schlauheit bei Gall. 8) Erwerbstrieb (Acquisitivité, Acquisitiveness) = Diebssinn, Eigenthumssinn bei Gall. 9) Nahrungstrieb (Alimentivité, Nutrition) liegt in der Schläfegrube, vorderhalb des Zerstörungstriebes.

II. Empfindungsvermögen oder Gefühle: 10) Selbstgefühl oder Selbstachtung (Estime de soi, Self-Esteem) = Höhesinn bei Gall. 11) Beifallsliebe (Approbativité, Love of Approbation) = Ruhmsucht, Eitelkeit bei Gall. 12) Sorglichkeit oder Vorsicht (Circonspection, Cautiousness) = Bedächtlichkeit bei Gall. 13(Wohlwollen (Bienveillance, Benevolence) = Gutmüthigkeit bei Gall. 14) Ehrerbietung, Ehrfurcht (Vénération, Veneration) = Theosophie bei Gall. 15) Festigkeit (Fermeté, Firmness) = Beharrlichkeit bei Gall. 16) Gewissenhaftigkeit (Conscienciosité, Conscientiousness) liegt zu beiden Seiten der Festigkeit. 17) Hoffnung (Esperance, Hope) liegt zu beiden Seiten der Ehrerbietung. 18) Wundersinn oder Gefühl für das Wunderbare (Merveillosité, Wondér) liegt gleich vor der Hoffnung zwischen dem Schönheitssinne nach Unten und dem Nachahmungstalente nach Oben. 19) Schönheitsgefühl oder Idealität (Idéalité, Ideality) liegt zur Seite des Schädels nach Oben, wo die Schläfengrube und die Scheitelfläche an einander stoßen.

III. Darstellungsvermögen oder Talente: 20) Talent für mechanische Kunst, Bautalent, Zusammensetzungstalent (Constructivité, Constructiveness) = Kunstsinn bei Gall. 21) Witz (Esprit de Saillie, Wit). 22) Nachahmungstalent (Imitation, Imitation). 23) Ordnungstalent (Ordre, Order) ist zwischen den Farbensinn und Zahlensinn am obern Augenhöhlenrande eingeschoben. 24) Tonsinn (Ton, Tune). 25) Wortsinn oder Sprachtalent (Langage, Language) begreift die zwei von Gall isolirten Vermögen des Wortsinns und des Sprachsinns.

IV. Erkenntnißvermögen oder Fähigkeiten: 26) Gegenstandssinn (Individualité, Individuality). 27) Thatsachensinn (Eventualité, Eventuality). Diese beiden Organe zusammen entsprechen demjenigen, welches von Gall Erziehungsfähigkeit, Bildungsfähigkeit, Sachsinn genannt wurde; Spurzheim und Combe haben die Spaltung vorgenommen. Beide sind äußerlich unpaare Organe. Der Gegenstandssinn liegt gleich oberhalb der Nasenwurzel an der eigentlichen Glabella; der Thatsachensinn liegt darüber und grenzt nach Oben an die Vergleichungsgabe. 28) Gestaltsinn oder Formensinn (Configuration, Forme) = Personensinn bei Gall. 29) Raumsinn oder Größensinn (Etendue, Size). 30) Gewichtssinn (Pesanteur, Weight). Beide Organe sind von Spurzheim aufgestellt worden und liegen am innern Ende des Oberaugenhöhlenrandes. Der Gewichtssinn grenzt nach Außen an den Farbensinn, nach Innen an den Raumsinn; der Raumsinn grenzt nach Innen an den Gegenstandssinn, nach Au-

ßen an den Gewichtssinn. 31) Farbensinn (Couleur, Colouring). 32) Ortssinn (Localité, Locality). 33) Zeitsinn (Temps, Time) am untern Theile des Stirnbeins. 34) Zahlensinn (Nombre, Number).

V. Denkvermögen oder Gaben: 35) Vergleichungsgabe (Comparaison, Comparison) = vergleichender Scharfsinn bei Gall. 36) Schlußvermögen (Causalité, Causality) = Tiefsinn, metaphysischer Scharfsinn bei Gall.

Gall's Schädellehre entbehrt nach dem fast einstimmigen Urtheile der Anatomen und Physiologen, die doch wol vor allen andern hier competent sind, der Begründung. Man hat es daher selbst in Zweifel ziehen wollen, ob Gall in den spätern Jahren an sein System geglaubt habe, und ob er nicht durch bloße Halsstarrigkeit und durch die Eitelkeit, als Gründer eines bedeutsamen wissenschaftlichen Systems zu gelten, abgehalten worden sei, seinen erkannten Irrthum einzugestehen. Doch hat Gall noch in den spätern Jahren, im sechsten Bande der Octavausgabe, welcher 1825 erschien, die verschiedenen Einwürfe zu widerlegen gesucht. Wenngleich daher die Gall'sche Schädellehre in ihrer speciellen Durchführung nur als ein großer literarischer Irrthum angesehen werden kann, dessen historische Mittheilung genügen sollte, so kann doch auch hier eine kurze kritische Beleuchtung der Lehre nicht ganz übergangen werden.

Vor allem nun ist der von den Phrenologen so häufig erhobene Tadel zurückzuweisen, als ignorirten die Anatomen und Physiologen, ohne Zweifel wol aus vorgefaßter Meinung, Gall's Zergliederungen des Gehirnes, auf welche die Phrenologie sich stützt. Der Faserverlauf in den centralen Theilen des Nervensystems wurde vor und nach Gall von den Anatomen studirt, und Gall's Gehirnanatomie hat die gebührende Anerkennung gefunden. Durch die anatomischen Arbeiten ist aber auch nicht ein einziges Gehirnorgan (im phrenologischen Sinne) nachgewiesen worden, und was Gall als Kranioskop lehrt, das hat mit seiner Gehirnanatomie nur einen sehr entfernten Zusammenhang. Er selbst muß es offen eingestehen, daß seine „Gehirnorgane" noch nicht anatomisch dargestellt sind. Ziemlich unbestimmt werden die Gehirnwindungen, die noch einigermaßen eine räumliche Begrenzung besitzen, als Gehirnorgane bezeichnet. Allein sehr viele Säugethiere, desgleichen die so häufig citirten Vögel, besitzen gar keine Gehirnwindungen, und hier werden also die sogenannten Gehirnorgane nur durch bestimmte Regionen der Gehirnoberfläche repräsentirt. Will man sich dann an die Gehirnwindungen halten, wie sie am menschlichen Gehirne angetroffen werden, so wird man nicht umhin können, alle Windungen des großen Gehirnes (denn nur um dieses handelt es sich, mit alleiniger Ausnahme des Geschlechtstriebes) für gleichberechtigt zu halten, Gehirnorgane zu repräsentiren. Wer aber nur ganz oberflächlich einen geöffneten Schädel mit den Hemisphären des großen Gehirns vergleicht, der überzeugt sich auf der Stelle, daß wenigstens alle Windungen an der Unterfläche des mittlern und des hintern Hirnlappens, und außerdem auch wol eigentlich alle Windungen an der Innenfläche der Hemisphären noch disponibel sind, das heißt, etwa die Hälfte aller Hemisphärenwindungen. Alle Triebe, Gefühle, Empfindungen, Fähigkeiten sind nun aber bereits im phrenologischen Systeme vergeben, und sie haben seit einem halben Jahrhundert fast unverändert die gleiche Stelle am Schädel und am Gehirn behauptet. So hat also die Phrenologie ohne irgend einen Grund die Hälfte der Gehirnorgane (dies Wort in phrenologischem Sinne genommen) zu verstoßenen Parias gestempelt, denen sich wol kaum jemals der phrenologische Himmel öffnen kann.

Die wulstförmigen Hirnwindungen, die sich in der Wirklichkeit am menschlichen Gehirne anders darstellen, als man sie in den der Phrenologie bestimmten Abbildungen zu finden pflegt, sind ferner beim Menschen durch ihre Asymmetrie auf beiden Seiten ausgezeichnet. Betrachtet man z. B. die Windungen am vordern Ende der Hemisphären, auf deren engen Raum jetzt 8—9 Organe kommen, so wird man niemals eine Symmetrie auf beiden Seiten des nämlichen Gehirnes finden; ebenso asymmetrisch aber verhalten sich die Windungen an der ganzen Ausbreitung der Hemisphären. Die Phrenologie setzt nun die Duplicität der Gehirnorgane in beiden Hemisphären voraus. Warum sollte sich nun aber die Natur darin gefallen, diese paarigen Organe stets so asymmetrisch zu produciren? und warum sollte sie grade beim Menschen so verfahren? denn in den Thiergehirnen trifft man die Windungen beider Hemisphären ziemlich symmetrisch an.

Die Phrenologie hat die Organe der rein menschlichen Seelenvermögen in den mittlern und obern Theil der Gehirnhemisphären verlegt, und Gall hebt ausdrücklich hervor, daß diese Gehirnpartie dem Thiergehirne fehle. Es lehrt aber die vergleichende Anatomie, daß die Hemisphärenmasse bis zum Menschen hinauf in der Richtung von Vorn nach Hinten zunimmt, und daß der hintere Hemisphärenlappen eigentlich erst beim Menschen seine vollständige äußere und innere Ausbildung erlangt. In ihm sollte daher wol eher der Sitz der intellectuellen Thätigkeiten zu suchen sein.

Was die specielle anatomische Grundlage der phrenologischen Organe betrifft, so will ich nur auf eins aufmerksam machen, auf das Organ der Kinderliebe oder Jungenliebe, welches bei den Vögeln gewiß sehr stark entwickelt sein muß. Es zeigt sich am Hinterhauptsbeine des Menschen da, wo das Ende des hintern Hirnlappens liegt; im letztern muß das Organ enthalten sein. Die Abbildungen von Vogelgehirnen lehren aber deutlich, daß vielleicht bei keinem einzigen Vogel das große Gehirn an das Hinterhauptsbein stößt, und das gleiche Verhältniß findet auch bei vielen Säugethieren statt.

Mit der physiologischen Begründung der Anatomie steht es um nichts besser, als mit der anatomischen. Die verschiedenen Verrichtungen des Gehirnes, heißt es, setzen verschiedene Organe voraus; nur so erklärt es sich, daß die Thierarten, daß die verschiedenen Individuen ungleiche Eigenschaften und Vermögen besitzen, daß die verschiedenen Seelenthätigkeiten successiv mit den Entwickelungsstufen auftreten, daß wir bei stattfindender Abwechselung die geistigen Verrichtungen lange Zeit ohne Ermüdung fort-

ſetzen können. Alle dieſe Sätze würden nach der Analogie Vieles für ſich haben, wenn nur der erſte erwieſen, oder auch nur in phrenologiſcher Auffaſſung wahrſcheinlich wäre. Das Gehirn beſteht freilich aus einer Reihe mehr oder weniger abgegrenzter Theile, die in der beſchreibenden Anatomie mit beſondern Namen belegt werden, z. B. die Vierhügel, die Sehhügel, die geſtreiften Körper, die Zirbeldrüſe u. ſ. w. Um dieſe Gehirntheile jedoch bekümmert ſich die Phrenologie nicht. Sie verlegt ihre poſtulirten Gehirnorgane an die Oberfläche des Gehirnes, wo ſich eben durchaus nichts Abgegrenztes nachweiſen läßt, und ſo ermangelt ſie einer Baſis für ihre Beweiſe aus der Analogie.

Wollte man auch der Phrenologie die anatomiſch-phyſiologiſche Begründung einräumen, ſo käme nun erſt noch ihr Werth als Kranioſkopie in Betracht. Dieſe ſtützt ſich auf den Satz, daß das Gehirn ſeine Umhüllung, den Schädel, geſtaltet, deſſen äußere und innere Knochenplatte einander parallel ſind. Da die Kranioſkopie nur auf dem Schädeldache ſpielt, ſo darf man die ſo große Ungleichheit der Wände an der Schädelbaſis nicht entgegenſtellen; allein ſchon der gewöhnliche circuläre Schnitt, mit welchem der Schädel zur Herausnahme des Gehirnes eröffnet zu werden pflegt, zeigt deutlich genug, daß es die Phrenologie mit dem Parallelismus der Außen- und Innenfläche des Schädeldaches nicht eben genau nimmt. Der Schädel als Ganzes wiederholt freilich wol die Form des Gehirnes; ganz unwahr aber iſt die Behauptung, daß im Einzelnen die angeblichen Gehirnorgane an der Oberfläche des Schädels durch entſprechende Hervorragungen ausgeprägt ſind. Die harte Hirnhaut ſpielt hierbei eine Rolle, welche der phrenologiſchen Behauptung nichts weniger als günſtig iſt. An der Schädelbaſis, wo die harte Hirnhaut eng mit den Knochen verwachſen iſt, finden wir grubige Vertiefungen und dazwiſchen liegende Knochenkämme, welche den Windungen und den Furchen der Hemiſphärenfläche entſprechen; am Schädeldache dagegen, wo die dura mater mehr locker zwiſchen Gehirn und Schädel liegt, wird die Configuration der innern Knochentafel durch die glatte Fläche der Hirnhaut beſtimmt, und nicht durch die Oberfläche der Hemiſphäre.

Die Gehirnwindungen ſind ferner beim Menſchen, wie bereits erwähnt, durchaus aſymmetriſch. Am Schädel kommt nun zwar häufig genug eine Aſymmetrie der ganzen rechten und linken Hälfte vor; dagegen wird man nach einer von den Gehirnwindungen bedingten Aſymmetrie der rechten und linken Seite vergeblich ſuchen. Eine Aſymmetrie beider Stirnhälften möchte wol zu den höchſt ſeltenen Beobachtungen gehören, und doch ſind die Hirnwindungen am Ende der vordern Gehirnlappen ſtets aſymmetriſch. Wenn daher der Phrenolog in dieſer organreichen Gegend eines der äußerlich paarigen Organe ſtark entwickelt findet, ſo belügt ihn nothwendig auf der einen Stirnhälfte entweder der Schädel, oder das Gehirn. Zu dem liegen nun grade in dieſer Gegend auch noch die leidigen Stirnhöhlen, welche im kindlichen Alter noch ganz fehlen, weiterhin aber je nach dem Alter und der Individualität, mehr oder weniger geräumig angetroffen werden. Durch dieſelben muß die Correſpondenz zwiſchen der äußeren und innern Schädelplatte an dieſer Stelle unverkennbar geſtört werden.

Welchen Einwürfen nun auch die pſychologiſche Baſis der Phrenologie unterliegt, das mag hier übergangen werden. Nur der praktiſchen oder künſtleriſchen Seite derſelben iſt noch mit einem Worte zu gedenken. Man darf es aber unbedenklich ausſprechen, die praktiſche Phrenologie iſt eitel Charlatanerie. Der Phrenolog, welcher durch Unterſuchung der 36 Gehirnorgane die Charakteriſtik eines Kopfes zu liefern unternimmt, mag es ganz ehrlich meinen und nichts weniger als ein Charlatan ſein; aber er betrügt ſich ſelbſt, ohne ſich der Sache bewußt zu werden. Man darf wol mit dem Verfaſſer der phrenologiſchen Briefe die Frage aufwerfen: Hat die Phrenologie je am kindlichen Schädel die Knospe des großen Mannes entdeckt? hat ſie die Welt vor einem ausgezeichneten Schurken gewarnt? die Phrenologie als Kunſt beſchäftigt ſich vorzugsweiſe mit ausgezeichneten Individualitäten, mit guten ſowol wie mit ſchlechten Charakteren. Die Unbeſtimmtheit des Thätigkeitsgebietes einzelner Organe geſtattet den Erklärungen einen großen Spielraum. Zudem ſtehen dem Phrenologen bei Beurtheilung eines jeden der 36 Gehirnorgane die übrigen 35 als ebenſo viele dienſtbare Geiſter zu Gebote, welche durch ihre Perturbationen den kranioſkopiſchen Befund ſo zu modificiren vermögen, daß ſich als Facit der bekannte Charakter der fraglichen Perſon herausſtellt. Wie breit der Spielraum für Erklärungen iſt, das mag ein von Meyer gewähltes Beiſpiel darthun. Bei einem im Gefängniß Sitzenden fand Gall das Organ des Kunſtſinnes ausgebildet. Damit erklärte ſich das Verbrechen des Mannes zur Genüge: er ſaß wegen Falſchmünzerei im Gefängniß. Würde nun aber, ſo darf man fragen, die Falſchmünzerei nicht ebenſo gut ihre Erklärung gefunden haben, wenn der Verheimlichungstrieb, oder der Erwerbstrieb, oder die Hoffnung, oder die Nachahmung, oder der Geſtaltsſinn, oder der Gegenſtandsſinn ausgebildet gefunden worden wären?

Obwol nun die ſpecielle Ausführung von Gall's kranioſkopiſchem Syſteme vor der unbefangenen Kritik nicht beſtehen kann, ſo wird man doch auch nicht behaupten dürfen, daß die ganze Auffaſſungsweiſe durchaus aller und jeder Wahrheit entbehre. Nicht nur hat ſeit den früheſten Zeiten ein auf die einfache äußere Beobachtung des geſellſchaftlichen Menſchen gegründetes Gefühl ſich geltend gemacht, ſondern es iſt auch ſeit langer Zeit von einzelnen Naturforſchern erkannt und in mehr oder weniger beſtimmt formulirter Weiſe ausgeſprochen worden, daß eine cauſale Beziehung zwiſchen der Entwickelung des Gehirnes und der geiſtigen Kräfte beſteht, und daß man den Schädel, die Kapſel des Gehirnes, als Äquivalent des letzteren in Rechnung bringen kann. Dies ſind ja aber die fundamentalen Ideen des ganzen Gall'ſchen Syſtems, zu deren Gunſten die vergleichende Anatomie ſpricht. Dabei wird man dann auch nicht die Möglichkeit in Abrede ſtellen können, es werde noch ein Mal gelingen, dem allgemeinen Satze von Solidarität zwiſchen Gehirn und geiſtigen Kräften eine ſchärfere Faſſung zu geben, welche

auf eine engere Beziehung zwischen bestimmten Hirnabschnitten und zwischen einzelnen Richtungen des geistigen Lebens hinweist.

Einen beachtenswerthen, wenn auch nicht gelungenen Versuch, die Kranioskopie auf einer breiteren Grundlage, als Gall zu begründen, hat der geistreiche Carus [2]) gemacht. Das Wesentliche dieser neuen Kranioskopie läßt sich in folgenden Punkten zusammenfassen. Der Schädel besteht aus drei Hauptabtheilungen, drei Wirbeln, denen nach dem Zeugniß der vergleichenden Anatomie und der Embryologie drei ursprüngliche Gehirnmassen entsprechen: die großen Hemisphären entsprechen dem vordern oder Stirnwirbel, die Vierhügel dem Mittelhauptswirbel, das kleine Gehirn (und verlängerte Mark) dem Hinterhauptswirbel. Mit der Entwickelung einer jeden der drei Hirnmassen hält die Entwickelung des entsprechenden Schädelwirbels gleichen Schritt, woraus die Möglichkeit folgt, aus der mittels des Tastercirkels gefundenen Entwickelung eines Schädelwirbels die Entwickelung des betreffenden Hirntheiles abzuleiten. Von den drei Hirnabtheilungen dienen die Hemisphären der bewußten Intelligenz, die mittlere Hirnabtheilung dem unbewußten Empfinden und Gegenwirken, dem Gemüthe, die hintere Hirnabtheilung dem Wollen und den Trieben, besonders dem Geschlechtstriebe. So ergeben sich also folgende kranioskopische Werthe: 1) vordere Hirnmasse, Hemisphären, Stirnwirbel = Vorstellen, Erkennen, Einbilden. 2) Mittlere Hirnmasse, Vierhügelgebiet, Mittelhauptswirbel = Gefühl vom Zustande des eignen Bildungslebens, Gemüth. 3) Hintere Hirnmasse, kleines Gehirn, Hinterhauptswirbel = Wollen, Begehren, Fortbildung der Gattung. Da nun aber die Hemisphärenmasse beim Menschen und den höhern Thieren sich nicht auf die Räumlichkeit des Stirnwirbels beschränkt, sondern auch die beiden andern Wirbel mit erfüllt, und da bei allen höhern Thieren der ursprüngliche Gehirntheil des Mittelhauptswirbels der Masse nach eine sehr untergeordnete Rolle spielt, so nimmt Carus noch folgenden Satz zu Hilfe: das Gehirn ist das Centrum aller Primitivfasern, die hier ihre Endumbiegungen bilden, und die Energie des Gehirnes und seiner einzelnen Theile steigt in dem Maße, je weiter die vom Rückenmarke her eintretenden Fasern in dieser oder jener Richtung innerhalb ihrer Belegungsmasse verlaufen. Die kranioskopische Bedeutung vom Eindringen der Hemisphärenmasse in den Raum des mittlern und hintern Schädelwirbels faßt nun Carus in folgenden Worten zusammen: „Die Entwickelung der Hemisphärenmasse innerhalb des Vorderhauptswirbels ist das Symbol des Grades eines zum Bewußtsein gesteigerten Erkennens. Die Entwickelung der Hemisphärenmasse oberhalb der zweiten Hirnmasse und innerhalb des Mittelhauptswirbels ist das Symbol der zum bewußten Gemüthsleben gesteigerten dunklen Erfühlung und Gegenwirkung. Die Entwickelung der Hemisphärenmasse oberhalb des kleinen Gehirnes und innerhalb des Hinterhauptswirbels ist das Symbol der zum bewußten Begehren und Wollen gesteigerten Willkür und Instinctsäußerung, während ganz nach Unten, da wo noch das kleine Gehirn selbst den Hinterhauptswirbel nach Außen wölbt, sich insbesondere das mindere oder stärkere Vorherrschen des dem kleinen Gehirn mit inwohnenden Geschlechtstriebes markirt."

Später hat auch Hagen (Psychologische Untersuchungen. [Braunschweig 1847.] S. 71) den Versuch gemacht, die verschiedenen Dimensionen des Schädels einer mehr symbolisirenden Kranioskopie zu Grunde zu legen. Die Spaltung und Localisirung der generellsten Thätigkeiten oder Zustände des Geistes, wonach Carus tendirt, verschwindet wieder bei Hagen, und nur die Geistesthätigkeit als Ganzes wird dem kranioskopischen Calcül unterworfen. In folgenden fünf Sätzen concentrirt sich Hagen's Darstellung:

1) Der körperlichen Bildung muß etwas Analoges im Psychischen entsprechen. Das Knochengerüste, die Grundlage des ganzen Habitus des Menschen, ist das Constante der körperlichen Bildung. Dem Schädelbau muß dasjenige im Psychischen entsprechen, was letzterem seinen beständigen, sich stets gleich bleibenden, von der Willkür und der Ausbildung der Geisteskräfte unabhängigen Charakter verleiht; das ist die Art, das Naturell eines Menschen.

2) Die Größe des Schädels steht im Allgemeinen in Harmonie mit der natürlichen Ausbildungsstufe sämmtlicher Seelenkräfte des Individuums. Es kommt dabei auf das Verhältniß des Gehirntheiles des Schädels zum Gesichtstheile an, und dieses wird sowol durch die Länge als durch die Breite, und vorzüglich durch die Höhe bestimmt. Die Grenze beider gibt eine Linie an, welche von der Glabella aus über die Augenbrauen und die höchste Wölbung in der Mitte der Schläfebeinschuppe zur Insertionslinie des Tentorium cerebelli sich fortsetzt.

3) Ist das gehörige Verhältniß des Gehirntheiles zum Gesichtstheile am Schädel vorhanden, so steigt die Vollkommenheit und Schönheit des Schädels in dem Maße, als die Profilform des Hirnschädeltheiles sich dem Halbkreise nähert, und derjenige Schädel ist der schönste, bei welchem dieser Schädeltheil einen regelmäßigen Halbkreis bildet. Ein solcher Schädel ist das Symbol des harmonischen Gleichmaßes aller natürlichen Richtungen und Neigungen.

4) Abweichungen von dieser regelmäßigen Gestalt deuten auf eine psychische Einseitigkeit. Die wichtigsten Abweichungen sind jene, bei denen eine oder zwei der drei Dimensionen vorschlagen. Die Einseitigkeit betrifft jedoch nicht einzelne Seelenkräfte, sondern es entsteht eine Gesammteigenthümlichkeit der Seele, ein eigenthümliches Naturell, eine besondere Sinnesart.

5) Vorherrschende Länge des Schädels drückt ein Streben nach Veränderung, ein Leben für die Zukunft aus; die vorherrschende Breite symbolisirt das Anhalten bei jedem Schritte vorwärts, ein Festhalten am Vergangenen; die vorherrschende Höhe charakterisirt die größere

2) Carus legte seine Ansichten zuerst im Systeme der Physiologie 3. Bd. 1840. S. 337—352 nieder. Er veröffentlichte dann: Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Kranioskopie (Stuttgart 1841.), und handelte hierauf über den nämlichen Gegenstand in Müller's Archiv für Anatomie u. s. w. 1843. S. 149—173.

Energie mit Festhalten an dem Gegebenen, die Benutzung der Gegenwart.

Umständlich, und zwar abweisend verbreitet sich C. Harleß in Wagner's Handwörterbuch der Physiologie 3. Bd. 1. Abth. S. 478—514 über die kranioskopischen Versuche von Carus und von Hagen[3]). (*F. W. Theile.*)

GALLA, GAALA (alte Geographie), eine Stadt der persischen Monarchie in Nordmedien, wird von Ptolemäus an den nördlichen Lauf des Flusses Straton gesetzt und von den Neueren ihrer Lage nach für die heutige Stadt Amul gehalten, wo noch die Trümmer einer alten Festung zu sehen sind. Von dieser Festung versichern die Einwohner, sie sei vor 4000 Jahren angelegt worden. Die Anlage der dicken und starken Mauern derselben ist ganz von derselben Art, wie die anderer persischer befestigter Plätze*). (*Ferdinand Wachter.*)

GALLA, Name mehrer aus dem Alterthume merkwürdiger Frauen, von denen wir die drei bemerkenswerthesten nennen: 1) Sofia Galla, Gemahlin des römischen Feldherrn C. Silius, welcher unter Tiberius mehre Jahre lang Befehlshaber der obern Rheinarmee war und sich in dieser Stellung durch große Tapferkeit rühmlichst auszeichnete; allein er, wie seine Gemahlin, fiel als ein Opfer der Willkürherrschaft des Tiberius und der gleichzeitigen Hofränke. Von dem verruchten Sejan dem Tiberius verdächtigt und in Gefahr verurtheilt zu werden, gab sich Silius selbst den Tod, während seine Gattin[1]) verbannt wurde.

2) Eine zweite Galla war eine Tochter des Kaisers Valentinianus I. und der Justina, und Schwester Valentinian's des Jüngern. Sie wurde im J. 386 die Gemahlin des Kaisers Theodosius des Großen, starb aber schon 394, eben als ihr Gemahl im Begriff war, gegen Eugenius nach Italien zu ziehen, in Folge einer Niederkunft mit einem todten Sohne.

3) Eine dritte Frau dieses Namens war die bekannte Galla Placidia, Tochter Thodosius' des Großen und der vorhergenannten Galla, und somit Schwester des Honorius und Arcadius, eine Frau von den merkwürdigsten Schicksalen. Der erste Schicksalsschlag traf sie bei der Eroberung Roms durch Alarich 409, wobei sie in Alarich's Hände fiel, der sie als Geisel mit sich fortführte, um sie 414 mit seinem Schwager Athaulf, König der Gothen, zu vermählen, der deswegen seine seitherige Gemahlin, eine Sarmatin von Geburt, verstieß. Die Vermählung erfolgte in Narbonne[2]) und wurde mit der größten Pracht vollzogen. Nach Ermordung des Athaulf zu Barcelona am 24. Sept. 415 von dem mit Gewalt zum Könige gemachten, bald aber wieder verdrängten Singerich grausam behandelt, wurde sie von Wallia ihrem Bruder Honorius zurückgeschickt, der sie 417 gegen ihren Willen mit dem Consul und Patricier Constantius vermählte, durch den sie Mutter zweier Kinder, der Honoria und Valentinian's III., wurde. Auf ihren Betrieb mußte darauf ihr Bruder Honorius nicht nur ihren häßlichen Gemahl Constantius 421 zum Mitregenten annehmen, welche Würde derselbe jedoch nur wenige Monate bekleidete, sondern auch den kleinen Valentinian III. zu seinem Nachfolger erklären. Als daher Honorius im J. 423 sein thatenloses Leben endigte und Valentinian III., erst sieben Jahre alt, wegen seiner Jugend die Regierung nicht selbst führen konnte, erhielt Galla Placidia die vormundschaftliche Regierung. Sie starb im J. 450 und ihr Grab wird noch jetzt zu Ravenna in einer Kapelle gezeigt. Sie soll übrigens nicht in einem Sarge liegend, sondern auf einem Stuhle von Cypressenholz sitzend begraben worden sein. (*Ramshorn.*)

GALLÄPFEL, GALLUS, französisch Noix de galle, sind besondere Auswüchse, welche durch den Stich der Gallwespe oder Gallfliege (Cynips quercus) in die Blattstiele der Eiche veranlaßt werden. Dieses Insekt legt mit seinem Legstachel, welcher sich an der hervorragenden Spitze des Hintertheils seines Körpers befindet, in die Haut des Blattstiels, in eine kleine vorher gemachte Öffnung ein Ei. Der Pflanzensaft dringt nun, wie dieses bei jeder andern Verletzung einer Pflanze der Fall ist, nach der von dem Insekt gemachten Öffnung, überzieht die Oberfläche, häuft sich um das Ei an, und schließt es ein; hierauf vergrößert sich dieses einmal angefangene Gehäuse lagenweise immer mehr, und erhärtet nach und nach, sodaß das kleine Geschöpf in einer sichern Hülle liegt. Wenn der aus dem Ei entstandene Wurm seine gehörige Größe erlangt, verwandelt er sich in eine Larve (Puppe), aus welcher eine Fliege entsteht, die ihr Gehäuse durchsticht und gleich seinen Ältern davon fliegt, um das Geschlecht wieder fortzupflanzen. Der auf diese Art zirkelrund durchlöcherte Galläpfel ist gewöhnlich von heller Farbe. Jener, worin die Larve durch irgend einen Zufall vor der gänzlichen Ausbildung stirbt, und daher nicht durchlöchert ist, wird blauer oder schwarzer Gallapfel genannt, ist von dunkler Farbe und liefert gewöhnlich ein Drittel mehr Farbstoff, als ein gleiches Gewicht heller Galläpfel.

Die Eichen, von welchen die besten Galläpfel gesammelt worden sind: die Zerreiche (Quercus cerris), auch die Ziegenbarteiche (Quercus Aegilops), sowie die gemeine Eiche (Quercus robor) liefern gute Galläpfel. Die klimatischen Verhältnisse tragen auch zu der Güte bei. Die aus dem Orient unter dem Namen Aleppo, Mosul- und Tripoli-Galläpfel über Smyrna, und die aus Ostindien zu uns gebrachten, werden am meisten geschätzt.

Beim Einsammeln der Galläpfel wird vorzüglich

3) Nachtrag der Literatur über Kranioskopie und Gall's Schädellehre: Carus, Vom gegenwärtigen Standpunkte der wissenschaftlich begründeten Kranioskopie. (Nürnberg 1844.) Ludw. Choulant, Vorlesung über die Kranioskopie oder Schädellehre. (Dresden und Leipzig 1844.) Carus, Atlas der Kranioskopie. 2 Hefte. (Leipzig 1846. Fol.) *C. E. Hourdin*, Essai sur la phrénologie considerée dans ses principes généraux et son application pratique. (Paris 1847.) *H. de Bruyères*, La Phrénologie, le geste et la physionomie, démontrés par 120 portraits, sujets et compositions. Livr. 1—30. (Paris 1847.) *Jul. Rousseau*, Notions de Phrénologie. (Paris 1847.)

*) Nach Hanway Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 5. Th. 2. H. S. 140.

1) Vergl. *Tac.* Annal. IV, 19 und 20. 2) Die Angaben über den Ort schwanken, doch ist Narbonne das wahrscheinlichste; vergl. Muratori, Geschichte von Italien III. S. 58 fg.

darauf gesehen, daß sie nicht von ihren Bewohnern durchlöchert sind, weshalb man die Ernte öfters und zu verschiedenen Zeiten vornimmt, um wo möglich sie einzusammeln, ehe das Insekt Zeit gewinnt auszukriechen; dennoch kann es nicht verhindert werden, daß viele Galläpfel vor, sowie nach der Ernte durchlöchert werden. Werden die Galläpfel abgenommen und getrocknet, ehe das geflügelte Insekt seine Vollendung erreicht, so findet man solches beim Zerschneiden in der Mitte derselben in einer kleinen Zelle ausgetrocknet.

Undurchstochene gute Galläpfel sind schwer, dicht, stachelig und sinken schnell in Wasser zu Boden; sie besitzen eine schmutzig-oliven, auch schwarzgrünlich und blaugrünliche Farbe. Durchstochene viel geringere sind leicht, schwammig, glatt und von einer blaßgelblichgrauen, röthlichgrauen Farbe, auch meist größer als die vorigen und werden weiße Galläpfel (Galle blanche) genannt.

Die Galläpfel aus Istrien, Dalmatien und Italien sind meist kleinrunzelig, bräunlich von Farbe und geringer als Aleppowaare. Unsere teutschen Galläpfel sind gewöhnlich größer als die levantischen, gelbgrau von Farbe, mit einer weißen grauen Oberfläche und einem weißgelben Kern oder Mark versehen, allein noch geringer als die illyrischen und italienischen.

Die chinesischen Galläpfel, auf welche man in Europa erst kürzlich aufmerksam geworden, werden in China zum Schwarzfärben verwendet. Sie taugen viel weniger zum Gerben als die andern Sorten, weil der Gerbstoff und die Gallussäure in ihnen beinahe ganz frei von Extractivstoff zu sein scheint, daher Gerbstoff und Gallussäure auch am leichtesten und reinsten daraus geschieden werden kann. Brande, ein Engländer, gibt uns über die chinesischen Galläpfel folgenden Aufschluß: Sie kommen von der Größe eines gewöhnlichen Gallapfels bis zu der einer Wallnuß vor, haben eine 1/10 Zoll dicke, glatte, graue, röthliche, zerbrechliche Rinde, besitzen im Innern ein braunes Mark, in dem man Insekten bemerken kann, und scheinen als Blasen auf den jungen Zweigen der Bäume zu entstehen. Der Geschmack ist strenger und reiner zusammenziehend, als der irgend eines andern gerbstoffhaltigen Körpers, sie sind gehaltreicher und geben mit Eisensalzen beim Färben eine reinere und tiefere schwarze Farbe; auch dienen sie vorzugsweise zu schwarzer Tinte, weil sie durch den Mangel an Extractivstoff in die Dauer nicht so leicht schimmelt.

Im gewöhnlichen Handel unterscheidet man drei Sorten von Galläpfeln: Primasorte sind die schwarzen Aleppogalläpfel, Secondasorte die weißen, welche viel geringer sind, und die dritte Sorte bilden ein Gemisch von beiläufig gleichen Theilen schwarzer und weißer Waare.

Nach Davy bestehen 500 Theile der besten Aleppogalläpfel aus 130 Th. Gerbstoff, 31 Th. Gallussäure, 12 Th. Gummi und einer Substanz, die durch Abdampfen unauflöslich wird, aus 12 Th. salziger Materie, welche größtentheils aus kohlensaurem Kalk besteht und aus viel Holzfaser.

Die Galläpfel enthalten außer Gerbstoff und Gallussäure auch einen gelben, fahlen Farbstoff. Sie geben mit saurem chromsaurem Kali ein mattes, aber echtes bräunliches Gelb.

Ein Absud von 1 Th. Galläpfel in 10 Th. Wasser riecht nach Galläpfeln, schmeckt bitter, zusammenziehend und zeigt nach Chevreul folgendes Verhalten zu den Reagentien: Säuren bringen darin einen Niederschlag hervor; Alkalien bewirken dasselbe, der Niederschlag löst sich wieder auf, wenn das Fällungsmittel im Überschuß angewendet wird; Kalk färbt ihn braun; Alaun bewirkt einen gelblichgrauen Niederschlag; Eisenoxydulsalze bilden in Berührung mit der Luft einen Niederschlag; Eisenoxydsalze einen dunkelblauen Niederschlag; Manganſalze machen ihn dunkler, ohne einen Niederschlag zu bilden; Zinnoxydul- und Zinnoxydsalze bilden einen isabellgelben Niederschlag; Bleisalze einen schmutzigweißen und Kupfersalze einen chocolatenbraunen Niederschlag; Queckſilberoxydul- und Queckſilberoxydsalze bewirken einen gelben Niederschlag.

Der Galläpfeldecoct reagirt sauer und bildet noch mit den nachfolgenden Metallauflösungen Niederschläge, als:

mit Spiesglanz einen weißen,
" Wismuth einen pomeranzenfarbenen,
" Kobalt einen gelblichweißen,
" Uran einen chocolatenbraunen,
" Titan einen bräunlichrothen,
" Cerium einen gelblichen,
" Tellur einen gelben,
" Molybdän einen braunen,
" Chrom einen braunen,
" Columbium einen pomeranzenfarbenen,
" Nickel einen grauen;
" Osmium einen purpurfarbigen, ins Bläuliche sich neigend,
" Silber einen gelbbraunen,
" Platin einen dunkelgrünen Niederschlag;
" Arsenik verändert den Decoct wenig.

Außer dem häufigen Gebrauche der Galläpfel in der Färberei, hin und wieder auch zum Gerben, bieten dieselben bekanntermeise auch das vorzüglichste Agens zur Erzeugung der schwarzen Schreibtinte dar.

Anwendung der Galläpfel in der Färbekunst.

Wichtig ist die Rolle, welche die Galläpfel in der Türkischrothfärberei zum Galliren der baumwollenen Stoffe einnehmen. Sie werden auch zu schwarzen, grauen und einer zahlreichen Galerie Modefarben verwendet, und finden sowol in der Schafwollen-, Seiden-, Baumwollen-, Leinen-, Filz- und Lederfärberei häufige Anwendung. Bei dem Gebrauche in der Druck- und Färbekunst werden die Galläpfel bald ganz, bald in gröblich gestoßener Form mit Wasser abgekocht. Man pflegt sie gewöhnlich drei Mal mit Wasser auszuziehen und für concentrirte Brühen dann soweit einzudampfen, daß man Decocte in der Zeugdruckerei von 6, 8, 10, 12 bis 20 Loth Galläpfel auf ein Maß Wasser (das Maß zu 2 Pfund 28 Loth wiener Gewicht) für die verschiedenen Zwecke erhält. Der Galläpfeldecoct besitzt die Eigenschaft, durch längeres Aufbewahren leicht zu schimmeln, daher man ihn besser stets frisch bereitet verarbeitet.

Anwendung der Galläpfel in der Schafwollenfärberei.

In der Schafwollenfärberei gebraucht man die Galläpfel zum Schwarzfärben und als Zusatz zu andern Pigmenten für die Herstellung verschiedener grauen und Modefarben. Alaunte Wolle färbt sich stärker als unvorbereitete. Es ist merkwürdig, daß die Farbe, welche Galläpfel und Alaun den Stoffen ertheilen, in der Höhe des Tones sehr verschieden ist, je nachdem das Alaunen vor oder nach dem Galliren geschieht. Gallirt man die Stoffe zuerst, so färben sie sich beim Alaunen viel weniger, als wenn sie zuerst alaunt und dann gallirt werden. Mit Eisensalzen gebeizte Stoffe werden beim Galliren schwarz oder bläulichschwarzgrau. Die alaunten Zeuche, welche man durch ein Eisenvitriolbad nimmt, färben sich beim Galliren weniger schwarz, als diejenigen, welche nicht alaunt werden.

Zum Schwarzfärben der Schafwolle und der Wollentücher werden die Galläpfel nie für sich allein, sondern immer in Gesellschaft mit Campecheholz und Sumach verwendet. Man kennt zwei Arten des Schwarzfärbens, die eine, wo Schwarz auf indigoblauen Grund, die andere, wo Schwarz auf weißen Grund gegeben wird. Die erstere verdient einen entschiedenen Vorzug vor der zweiten, weil die Farbe mit blauem Vorgrund dauerhafter ist. Um zuvor indigoblau gefärbte Wolle schön und dauerhaft schwarz zu färben, empfiehlt Chevreul folgende Verhältnisse als die besten. Auf 100 Pfund Schafwollenzeuch 200 Pfund Campecheholz, 60 Pfund Sumach, 2½ Pfund schwarze Galläpfel und 20 Pfund Eisenvitriol. Es werden drei Feuer gereicht, jedes von zwei Stunden. Dieses Verfahren hat Chevreul zu folgenden Betrachtungen Veranlassung gegeben:

a) daß ein Grund von reinem Blau einem solchen von violettem oder kupferigem vorzuziehen ist;

b) daß, wenn man das schwefelsaure Eisenoxydul durch essigsaures ersetzt, worin eine gleiche Menge Eisen enthalten ist, das Schwarz bei der Wolle mit reinem Blau schöner, als dasjenige mit violettblauem Grund erhalten wird, und ebenso schön, als mit schwefelsaurem Eisen erscheint;

c) daß, wenn man der mit essigsaurem Eisen schwarz gefärbten Wolle ein zweites Bad gibt, so wird das Schwarz der reinblauen Wolle dunkler, als das der violettblauen.

d) Ersetzt man die 60 Pfund Sumach durch 20 Pfund schwarze Galläpfel, so erhält man ziemlich ähnliche Resultate. Das mit essigsaurem Eisen dargestellte Schwarz ist in diesem Falle röthlicher und lebhafter, als das mit schwefelsaurem erzielte.

Um Wolle ohne indigoblauen Grund schwarz zu färben, gibt Chevreul folgendes Verfahren an: Man siedet 100 Pfund derselben mit 25 Pfund Alaun und 6 Pfund Weinstein an, und ertheilt ihr durch Wau, Krapp oder Kaminruß einen Grund, nimmt sie hierauf durch ein Bad von 200 Pfund Campecheholz, 60 Pfund Sumach und 2½ Pfund Galläpfel; nachdem sie dann aus dem Bade genommen wurde, setzt man letzterem 20 Pfund Eisenvitriol zu, worauf man der Wolle drei Feuer, jedes von zwei Stunden, ertheilt. Bei Abänderung dieses Verfahrens machte Chevreul folgende Beobachtungen:

a) Ersetzt man die 60 Pfund Sumach durch 40 Pfund Galläpfel, so wird das Schwarz eher schöner;

b) ersetzt man den Eisenvitriol durch essigsaures Eisen, so wird das Schwarz lebhafter, weniger roth, weniger grau;

c) ersetzt man den Sumach durch Galläpfel und das schwefelsaure Eisen durch essigsaures, so wird das Schwarz ein wenig lebhafter und schöner, als das mit Galläpfel ohne Sumach und schwefelsaurem Eisen dargestellte.

Alles Schwarz ohne indigoblauen Grund ist niemals so haltbar, als das mit blauem Grunde. Es wird später nach sechs Monaten einen bräunlichen Stich erhalten, während das andere keine bemerkliche Veränderung erlitten haben wird. Nach Verlauf eines Jahres, oder nach 15 Monaten ist der Unterschied sehr auffallend.

Wie Chevreul bemerkt, üben die kupfernen oder zinnernen Gefäße beim Schwarzfärben einigen Einfluß aus, wenn nach dem folgenden Verfahren gearbeitet wird: 100 Pfund Wolle werden mit 22 Pfund Eisenvitriol, 8 Pfund Kupfervitriol und 8 Pfund Weinstein gebeizt und dann in einem aus 200 Pfund Campecheholz, 5 Pfund Galläpfel und 11 Pfund Eisenvitriol bereiteten Bade gefärbt. Das Schwarz fällt in einem zinnernen Kessel etwas röthlicher aus, als in einem kupfernen. Endlich erhält die durch ein Alkali genommene Wolle nach diesem Verfahren ein mehr ins Rothe stechendes Schwarz, als die mit Kleie gereinigte, wenigstens bei Anwendung eines kupfernen Kessels.

Die Galläpfel nehmen auch für die Darstellung der verschiedenen grauen Farben in der Schafwollenfärberei eine nicht unbedeutende Stelle ein, bei welchen man die holzsaure Eisenauflösung vortheilhafter als den Eisenvitriol verwenden kann. Zum Graufärben werden die gröblich gestoßenen Galläpfel in einen leinenen Sack gebunden, gut ausgekocht und der helle, frisch bereitete Absud für das Färben verwendet. Dem Galläpfelabsud setzt man beim Färben etwas Auflösung von Eisenvitriol, besser aber noch holzsaures Eisen zu, und pflegt gewöhnlich die lichteste Schattirung zuerst zu färben; um immer dunklere und dunklere Farben zu erhalten, darf man nur nach und nach neue Eisenauflösung zusetzen. Je mehr man Absud und Eisenauflösung anwendet und je mehr man die zu färbende Waare kürzere oder längere Zeit in dem Färbebade erhält, um so dunkler erscheinen die grauen Farbentöne. Beim Graufärben hat man darauf zu sehen, daß das Bad nicht zu heiß, sondern mehr lauwarm ist.

Für Maurengrau, Eisen- und Schiefergrau wird der Wolle zuvor ein stärkerer oder schwächerer blauer Indigogrund gegeben und dann in einem schwachen Galläpfelbade mit Zusatz von holzsaurem Eisen grau gefärbt. Die folgenden grauen Farben erhalten keinen blauen Grund.

Mausgrau, welches erhalten wird, wenn dem schwachen Galläpfelbade Eisenauflösung und auf das Pfund zu färbender Stoffe 2—3 Quentchen Alaun zugesetzt wird.

Filzgrau, wenn die Waare in einem ganz schwa-

chen Galläpfelbade mit wenig Zusatz von Eisenvitriol nur kurze Zeit im Farbbade erhalten wird.

Achat- oder Haselnußgrau wird erhalten, wenn man dem eisenhaltigen Galläpfelbade Gelbholz und Campecheholzabsud zugibt; die Farbe wird vollkommener, wenn man die Vorsicht hat, auf weißen Grund zu färben.

Beim amerikanischen oder gelblichen Grau werden die Zeuche erst in einem Gelbholzbade durchgenommen, von da in ein schwaches Galläpfelbad, dem etwas Alaun gereicht, gebracht, und zuletzt wieder in dem ersten Bade, dem etwas Eisenvitriol in Campecheholzabsud aufgelöst zugesetzt ist, durchgenommen.

Weingrau erhält man, wenn die graue Farbe zuletzt in einem leichten Orseillebade durchgenommen wird.

Anwendung der Galläpfel in der Seidenfärberei.

In der Seidenfärberei wird für schwarze Farbe kein blauer Indigogrund gegeben, weil dieser eher nachtheilig als vortheilhaft auf die Farbe wirkt. Rohe Seide färbt sich leichter als entschälte, das Schwarz wird aber nicht so vollkommen, daher man beim Schwarzfärben die Seide auf gewöhnliche Weise mit 20 Procent Seife siedet, gut auswaschen und trocknen läßt.

Das Verfahren, welches Angles im J. 1776 bekannt machte, Seide schwarz zu färben, findet heutzutage öfters noch Anwendung, und besteht in folgendem: Es wird ein Bad von Galläpfeln und Sumach zu gleichen Theilen bereitet, dem eine bestimmte Menge Eisenvitriol und Gummi zugesetzt wird. In dieses taucht man die Seide bei einer Temperatur von nicht über 40 Grad Reaumur, nimmt sie nach zwei Stunden heraus, lüftet und trocknet sie. Das Bad wird jetzt durch einen Zusatz von Eisenvitriol verstärkt und die Eintauchung der Seide bei demselben Wärmegrade zwei Stunden erhalten, herausgenommen, gelüftet, getrocknet und zwei Mal durchgeklopft. Es wird jetzt eine dritte Eintauchung vorgenommen, die 4—5 Stunden andauert, wornach die Seide herausgenommen, getrocknet, zwei Mal geklopft und in einem Waubade durchgenommen wird, um ihr einen zarten, sanften Angriff zu geben. Wenn dem Angles'schen Verfahren holzsaures Eisen statt Eisenvitriol surrogirt wird, erhält man ein viel schöneres Resultat; auch leidet die Seide weniger dadurch in ihrer Dauerhaftigkeit.

Das Verfahren, welches Dzanam angibt, Seide mit Galläpfeln schwarz zu färben, ist folgendes: Die Seide wird zuerst mit 15 Procent Seife entschält, alsdann gut gewaschen und für ein Pfund derselben mit 16 Loth Galläpfeln angesotten, in welche die Seide 24 Stunden lang eingeweicht wird, wornach man sie abtropfen läßt und spült. Es wird jetzt ein Bad von weinsteinschwefelsaurem Eisen, welches mit dem 20fachen Gewichte Wasser verschwächt wird, hergerichtet, die Seide darin zwei Stunden lang maceriren gelassen, dann herausgenommen, ausgewunden und in einem fast siedenden schwachen Seifenwasser 15 Minuten lang gebadet, hernach ausgewaschen, in ein Bad von blausaurem Kali, welches mit Salzsäure angesäuert ist, eingelegt, von da wieder gewaschen und die sämmtlichen Operationen wechselsweise drei Mal wiederholt. Wenn das Schwarz einen Stich ins Violette haben soll, so wird zuletzt noch ein Wasserbad, dem $\frac{1}{300}$ Ammoniak zugesetzt wird, gegeben, nachher die Seide blos ausgewunden und ohne zu waschen aufgehangen und abgetrocknet.

Zum sogenannten französischen Schwarz auf entschälte Seide wird auf ein Pfund derselben ein Absud von 4 Loth Galläpfel bereitet, in welchen die Seide bei 60 Grad R. Wärme eingelegt, und so lange darin bleibt, bis das Bad erkaltet ist. Das Färben wird mit salzsaurer Eisenauflösung vorgenommen, wobei das Bad nicht über 35 Grad R. warm sein darf. Diese Operationen werden fünf Mal wechselweise wiederholt, wonach gewaschen und geklopft, und zuletzt in ein kaltes Seifenbad 6—8 Stunden eingelegt wird, welches 2 Loth marseiller Seife enthält. Statt des Seifenbades kann auch ein mit Eidotter abgerührtes Wasser dienen, welches noch vorzüglicher, aber theurer ist. Die salzsaure Eisenauflösung für diesen Zweck bereitet man, indem 15 Pfund Eisenfeile, 7½ Pfund Salzsäure, 2½ Pfund Wasser gekocht werden, bis die Säure ganz gesättigt ist. In der klaren Flüssigkeit werden 1¼ Pfund Gummi und später 1¼ Pfund Eisenvitriol aufgelöst.

Chevreul beobachtet beim Schwarzfärben der Seide ein Verfahren, statt des Eisenvitriols holzsaures Eisen zu verwenden, wobei die Structur der Seide weniger leidet, und eine mehr dauerhafte und gesättigte Farbe erhalten, auch der Gummi dabei erspart wird, ein Verfahren, welches sehr zu empfehlen ist und in folgendem besteht: für die entschälte und getrocknete Seide wird ein mittelmäßig heißes Bad von Galläpfeln in Sorten bereitet, in welchem man die Bünde zuerst durchlaufen läßt und gelind drückt, damit die Flüssigkeit gut durchdringt und die Farbe gleichförmig wird. In dem kaum lau erhaltenen Bade läßt man sie 15—18 Stunden lang liegen, nimmt sie heraus, windet aus und trocknet ab. Für ein Pfund Seide werden für ein solches Bad 4 Loth Galläpfel verwendet.

Die so gallirte ganz trockene Seide wird nun in einem lauen, 5 Grad Baumé starken holzsauren Eisenbade einige Zeit lang sorgfältig durchgenommen, um die Farbe ganz gleichförmig zu erhalten. Man erwärmt jetzt das Bad etwas mehr, läßt sie 5—6 Stunden lang untergetaucht, wobei sie von Zeit zu Zeit herausgenommen und gelüftet wird. Nach Verlauf dieser Zeit drückt man sie aus, ringt sie am Carvilirstock aus, trocknet sie an der Luft, wenn es die Witterung zuläßt, oder bei schlechtem Wetter in einem Hängeboden.

Die Seide wird, nachdem sie ganz trocken ist, ein bis zwei Mal geklopft, dann zum zweiten Galliren geschritten, welches mit dem Rückstand der vorigen Gallage, der man noch den Absud von 3 Loth Galläpfel auf ein Pfund Seide zusetzt, verrichtet wird. Darin läßt man sie wie das erste Mal weichen, ringt sie aus und trocknet sie ab.

Nach dem Galliren folgt ein neues laues Bad von 4 Grad Baumé starkem holzsaurem Eisen, wobei wie bei dem ersten Eisenbade manipulirt wird. Die Seide wird jetzt ausgewunden, getrocknet und zwei- bis drei Mal gut geklopft. Es erfolgt jetzt die dritte Gallirung in einem

frischen Galläpfelbade, wobei auf ein Pfund Seide 3 Loth Galläpfel gerechnet werden, und ebenso wie bei den beiden vorangegangenen Gallusbädern verfahren wird. Die Seide wird von da wieder in ein holzsaures Eisenbad von 3 Grad Stärke gebracht, nach demselben getrocknet, gut ausgewaschen und abgetrocknet.

Wenn man ein schweres Schwarz färben will, so gibt man noch eine vierte Gallirung mit 2 Loth Galläpfel auf ein Pfund Seide, und läßt darauf ein viertes Bad von 3 Grad starkem holzsaurem Eisen folgen, trocknet und wäscht sorgfältig aus.

Wenn die Seide nach dieser Methode schwarz gefärbt ist, wird der im Handel so gesuchte Glanz dadurch gegeben, daß man die Seide eine Zeit lang in einem schwachen lauen Seifenwasser erhält, dann gut waschen und abtrocknen läßt.

Durch dieses Verfahren wird nicht allein eine gesättigte und haltbare schwarze Farbe erhalten, sondern der Seidenstoff leidet auch viel weniger, als durch schwefelsaures Eisen bereitetes Schwarz.

Anwendung der Galläpfel in der Baumwollen- und Leinenfärberei.

In der Baumwollen- und Leinenfärberei wird mit dem Galläpfelabsud in Verbindung mit Sumach und Campecheholzabsud ein glänzender und tiefer Uni-Schwarzgrund, durch nachstehendes Verfahren erhalten: man gallirt die baumwollenen oder leinenen Gewebe in dem gemischten Absud bei einer Wärme, daß man die Hand kaum darin erleiden kann; wenn die Waare ganz davon durchdrungen ist, schlägt man sie auf den Ringpfahl, windet aus und trocknet sie bei heiterem Wetter in freier Luft, bei feuchter Witterung im Hängeboden ab. Die trockene Waare wird jetzt in ein laues Wasserbad, welches mit holzsaurem Eisen auf 1 Grad gestellt wird, gebracht, eine halbe Stunde lang manipulirt, während der Zeit einige Male herausgenommen, einige Minuten gelüftet, wonach man sie dann herausnimmt und 10—12 Minuten lang lüftet. Sie wird jetzt ohne abzutrocknen neuerdings in einem etwas schwächern Bade gallirt, wieder in ein holzsaures Eisenbad, das etwas schwächer ist, gebracht, und das Durchnehmen in diesen beiden Bädern noch ein Mal wiederholt. Nach Beendigung dieser Operation wird die Waare am Fluß gut ausgewaschen, aufgehangen und abgetrocknet.

Die nach dieser Methode schwarz gefärbte Waare erhält den höchsten Lüster und Glanz erst dann, wenn man sie in einer kalten Ölbeize durchnimmt, welche für diesen Zweck auf folgende Weise bereitet wird: man rührt 1 Pfund Baumöl mit 40 Pfund 1 Grad Baumé starker Sodalauge zur Ölbeize an, und wendet dieselbe in einem Verhältniß zum Durchnehmen der Waare so an, daß auf 1 Pfund Waare nicht ganz 2 Loth Öl kommen. Nach dem Ölen ringt man die Waare aus, trocknet sie ab, wäscht sie sorgfältig im Flusse aus, wornach ein ganz vollkommenes und haltbares Schwarz erhalten wird.

Die Galläpfel werden auch zum Graufärben der baumwollenen und leinenen Garne, sowie derselben Gewebe verwendet.

Um mauer-, schiefer- und eisengraue Garne zu färben, wird zuvor ein mehr oder minder starker blauer Indigogrund gegeben, hierauf die Garne gallirt und in einem Eisenvitriol- oder holzsauren Eisenbade, dessen Stärke man nach der verlangten Schattirung einrichtet, die Farbe entwickelt.

Das Galliren ist bei den Garnen für graue Farben unumgänglich nöthig. Die Stärke der Gallirung richtet sich nach den Schattirungen, welche man zu erhalten wünscht. Zu hellen Farben können schon gebrauchte Gallusbäder verwendet werden. Nach dem Galliren werden die Garne abgetrocknet und in einem kalten Wasserbade, in welches man eine bestimmte Menge holzsaures Eisen und Campecheholzabsud bringt, gefärbt. Wenn man statt Galläpfel Erlenrindeabsud nimmt, so erhält man ein ziemlich lebhaftes Grau, welches in Haselnußfarbe nuancirt.

Auch in der Hut- und Filzfärberei, sowie im Schwarz- und Graufärben der Schmuckfedern nehmen die Galläpfel eine Stelle ein.

Anwendung der Galläpfel in der Zeuchdruckerei.

In der Zeuchdruckerei werden die Galläpfel für die Darstellung grau zu färbender Uniböden, mit farbigen Enlevage-Eindruckfarben, dann für tafelschwarze Druckfarben und mancherlei graue Nuancen im Dampffarbendruck verwendet.

Um uni-aschgraue Böden in verschiedenen Abstufungen darzustellen, pflegt man gewöhnlich die baumwollenen Gewebe in einem 40 Grad R. warmen Wasserbade, welchem, je nachdem die Abstufung heller oder dunkler sein soll, weniger oder mehr Galläpfelabsud hinzugesetzt wird. Die Zeuche werden in der Flüssigkeit 10—12 Minuten lang über den Haspel hin und wieder gewunden, dann auf den Ringpfahl gebracht und ausgewunden. Man richtet jetzt eine hölzerne Wanne mit Haspel versehen vor, in welcher auf 100 Maß kaltes Wasser die Auflösung von 16 Loth bis 1 Pfund Eisenvitriol, oder 1 Maß holzsaures Eisen von 10 Grad Baumé Stärke, öfters auch essigsaures Eisenoxydul durch Zersetzung des Eisenvitriols mittels Bleizuckers gebracht werden. In diesem Bade wird die gallirte Waare so lange hin- und hergehaspelt, bis die Farbe gleichförmig erscheint, dann herausgenommen, am Fluß ausgewaschen, entwässert und im Schatten abgetrocknet. Das Verhältniß der Galläpfel zum Galliren für ein Stück ¾ breiten, 60 wiener Ellen langen Calico, differirt von 4—12 Loth derselben, je nachdem hellere oder dunklere aschgraue Farbentöne dargestellt werden sollen; wendet man beim Galliren gleiche Theile Galläpfel und Sumachabsud an, so werden graue Nuancen erhalten, die mehr ins Röthliche übergehen.

Für die Darstellung schöner, zarter und gleichförmiger uni-aschgrauer Bodenfarben bediene ich mich desselben Verfahrens, welches beim Färben mit der Quercitronrinde und dem Sumach angegeben ist. Ich bereite nämlich einerseits einen wässerigen Galläpfelabsud von 1 Pfund Galläpfel mit Wasser auf 16 Maß Flüssigkeit

gestellt; andererseits eine Eisenvitriolauflösung von 1 Pfund Eisenvitriol in 16 Maß Wasser gelöst.

Die weißgebleichten baumwollenen Zeuche, von welchen immer 5 Stück aufgerollt werden, grundire ich hinter einander fortlaufend auf der Klotzmaschine mittels zweimaligen Durchlaufens, wobei das erste Mal weniger, das andere Mal starke Pression gegeben wird, mit einer 70—75 Grad R. heißen Flüssigkeit aus 1 Maß des Galläpfelabsudes mit 6 Maß Wasser, und lasse die so gallirte Waare abtrocknen. Während des Klotzens wird von Zeit zu Zeit immer soviel frische heiße Flüssigkeit zugesetzt, als durch den Baumwollenzeuch entzogen wurde. Nach dieser Operation wird zur Entwickelung der Farbe geschritten, welches Verfahren darin besteht, daß in den Farbtrog die kalte Auflösung von 1 Theil der angegebenen Eisenvitriolauflösung mit 7 Theilen Wasser verdünnt, gebracht werden, und die gallirte Waare auf die eben beschriebene Weise zweimal geklotzt, aufgehangen und abgetrocknet wird.

Für den farbigen Enlevagedruck wird die so gefärbte Waare unmittelbar verwendet, und erst nach dem Eindruck der bunten Farben gewässert. Für Unigrau anderer Fabricate hingegen, nachdem die Waare vollkommen gefärbt ist, gewässert.

Durch diesen Weg lassen sich auch vielfältig andere graue Farbenabstufungen darstellen, wenn beim Galliren dem Galläpfelbade verhältnißmäßig Sumach, Knoppern, Seerosenwurzel, Quercitronabsude zugesetzt werden. Beispielsweise erhält man ein sehr zartes Silbergrau, wenn das Galliren mit einer Flüssigkeit aus 2 Maß Galläpfelbrühe und 1 Maß Quercitronabsud von 1 Pfund Rinde und 18 Maß Wasser vorgenommen wird.

In der Baumwollen-Zeuchdruckerei bedient man sich der Galläpfel auch zur Darstellung uni-schwarzgefärbter Böden, welche die Eigenschaft besitzen, sich leicht weiß und färbig ätzen zu lassen, wodurch man in den Stand gesetzt wird, illuminirte Druckfabricate in schwarzem Grund auf eine leichte Art darzustellen. Die weiß gebleichten baumwollenen Gewebe werden für diesen Behuf mit einem Galläpfelabsude von 10 Loth Galläpfel in 4 Pfund Wasser zwei Mal nach einander geklotzt, dann abgetrocknet und mit nachstehender Eisenauflösung imprägnirt:

Je in 10 Maß essigsaurer Eisenauflösung 5 Grad Baumé werden 18 Loth krystallisirtes essigsaures Kupfer gelöst. Die schwargefärbte Waare wird zum tiefern Anfallen der Farbe einige Tage lang aufgehangen, dann gewässert und abgetrocknet, wornach die Ätzreserven mit Zinnchlorür entwickelt, aufgedruckt werden.

Weißätze.

4 Pfund Wasser mit
20 Loth Weizenstärke verkocht, dann
8 Loth Oxalsäure und
2 Pfund Zinnsalz hinzugebracht.

Violettätze.

16 Pfund Campecheholzabsud, 1 Grad Baumé und
4 Pfund Wasser werden mit
3 Pfund Weizenstärke verkocht, erkaltet mit
7 Pfund Zinnsalz und
1½ Pfund Salzsäure 22 Grad Baumé geschärft.

Die rothen, gelben, grünen, orangen und blauen Ätzreserven sind dieselben, deren man sich für dunkelbraune Manganböden bedient.

Nach dem Eindruck der Ätzreserven wird die Waare einige Stunden in einem feuchten luftigen Local aufgehangen, und alsdann auf gewöhnliche Weise gewässert.

Robiquet's Galläpfelroth.

Interessant ist die Erscheinung, welche Robiquet beobachtete, daß, wenn 10 Gewichtstheile Gallussäure mit 50 Gewichtstheilen concentrirter Schwefelsäure gemischt, und das Gemisch, welches bald die Consistenz eines dünnen Breies annimmt, in einem Kolben Anfangs sehr gelinde und fortwährend vorsichtig erhitzt wird, die Flüssigkeit eine fahle, dann eine rosenrothe Farbe annimmt, und von letzterer durch alle Nuancen bis zum dunkeln Carminroth übergeht, indem sie klebrig wird. Wenn man sie hierauf, nachdem ihre Temperatur auf 112 Grad Celsius gestiegen ist, erkalten läßt, und dann allmälig mit kaltem Wasser verdünnt, so entsteht ein reichlicher, schön braunrother, zum Theil flockiger, zum Theil körniger und krystallinischer Niederschlag. Mit Wasser gut ausgesüßt hält dieser rothe Körper keine Schwefelsäure mehr zurück, und man bekommt davon immer die Hälfte der angewendeten Gallussäure.

Diese rothe Substanz liefert beim Färben so ziemlich dieselben Nuancen wie der Krapp, nur sind sie nicht so lebhaft; die Eisenbeizen von verschiedenen Graden geben nämlich alle Schattirungen von Hellviolett bis Dunkelschwarz, und die Thonerde-Beizen alle Nuancen von Roth, diese Farben widerstehen auch kochender Seifenauflösung gut, sind jedoch nur in wissenschaftlicher Hinsicht interessant, ohne je praktische Nutzanwendung in der Färbekunst zu finden.

Nach Leukauf wird auch ein schöner rosenrother Niederschlag erhalten, wenn Galläpfel mit ätzender Kalilauge abgesotten und die erhaltene neutrale Flüssigkeit, die weder auf Lackmus noch Curcumapapier mehr reagirt, mit essigsaurem Bleioxyd oder salzsaurem Zinnoxydul ohne Zutritt der Luft zusammengebracht wird. (*v. Kurrer.*)

GALLÄPFELAUFGUSS. Infusum gallarum. durch Digestion gröblich gepulverter Galläpfel mit destillirtem Wasser bereitet, dient als chemisches Reagens in den nämlichen Fällen, wie die Galläpfeltinctur, und ist der letztern bei zoochemischen Untersuchungen vorzuziehen. Da er sich allmälig zersetzt, so muß er öfters frisch bereitet werden. Folgende Substanzen, wenn sie in einer concentrirten wässerigen Lösung vorkommen, werden durch den wässerigen Galläpfelaufguß niedergeschlagen: flüssiges Ei-

weiß, flüssiger Käsestoff, Leim, Chondrin, Leim des elastischen Gewebes, Schleim. (*F. W. Theile.*)

GALLÄPFELTINCTUR, Tinctura gallarum, gehört zu den bekannteren chemischen Reagentien. Man bereitet sie auf folgende Weise: Gröblich gepulverte Galläpfel werden mit sechs Theilen rectificirten Weingeistes übergossen, unter öfterem Umrühren einige Tage stehen gelassen und dann wird die Flüssigkeit abfiltrirt und aufbewahrt.

Die Galläpfeltinctur ist vor Allem das empfindlichste Reagens auf Eisen. Auflösungen von Eisenoxydulsalzen werden je nach der Menge des Eisens durch Zusatz von Galläpfeltinctur entweder blos purpurroth gefärbt, oder purpurfarbig niedergeschlagen; die Galläpfeltinctur bewirkt noch eine schwache Purpurfarbe in einer Flüssigkeit, worin ein Gran kohlensaures Eisenoxydul in 400000 Theilen mit Kohlensäure gesättigten Wassers gelöst ist. Die Eisenoxydsalze werden durch Galläpfeltinctur blau, bei größerer Concentration schwarzblau gefärbt oder niedergeschlagen.

Für Titan ist die Galläpfeltinctur ebenfalls ein höchst empfindliches Reagens; dasselbe wird mit der Farbe des Goldschwefels niedergeschlagen.

Andere Metalle werden auch durch Galläpfeltinctur gefärbt oder niedergeschlagen, aber weniger empfindlich; Gold-, Blei-, Zinnsalze dürfen höchstens in 20000 Theilen Flüssigkeit gelöst sein, salpetersaures Silber in 1000 Theilen, Kupfer in 200 Theilen, Quecksilber, Antimon in 100 Theilen.

Aus thierischen Flüssigkeiten wird die Gallerte durch Galläpfeltinctur präcipitirt. In vegetabilischen geistigen Auszügen wirkt letztere auf die Alkaloide. (*F. W. Theile.*)

GALLAND (August), ein französischer Rechtsgelehrter und fleißiger Forscher in der Rechts- und politischen Geschichte seines Vaterlandes, von dessen Schriften diejenigen, welche vollendet und herausgegeben worden sind, zu ihrer Zeit kein geringes Verdienst gehabt und später immer noch gebührende Anerkennung gefunden haben. Geboren um das Jahr 1570 und gestorben 1644, wenn nicht 1645, war er der Sohn des Requetenmeisters und Generalprocurators Galland im Königreiche Navarra, der wegen seiner mannichfaltigen Kenntnisse und seiner Gewandtheit bei Heinrich IV. in Ansehen stand und zu vielen wichtigen Geschäften gebraucht wurde. In die Fußtapfen desselben trat auch sein Sohn nach vollendeten Studien; er wurde zuerst Parlamentsadvocat, dann vom Könige Heinrich mit der Generalprocuratur für Navarra bekleidet und endlich als Staatsrath ins Ministerium zu Paris gezogen. Die gegen das Haus Habsburg befolgte Politik dieses Monarchen und des Cardinals Richelieu, welcher Letztere ihn auch in seinen Händeln mit den Reformirten gebrauchte, beförderte und unterstützte seine Studien und Forschungen auf dem Gebiete der Ansprüche der französischen Krone an Länder und Herrschaften, welche die vormaligen Könige Frankreichs verloren, oder zu erwerben versäumt hatten. Dahin gehörten ganz besonders das ganze Königreich Navarra, wie es vor seiner Zerstückelung durch König Ferdinand den Katholischen beschaffen war, nebst einigen Gebieten in Castilien, Aragonien und Catalonien, und die Grafschaft Flandern, auf deren aller Geschichte Galland vielen Fleiß verwendete. Vom Ministerium mit Hilfsmitteln unterstützt und mit den nöthigen genealogischen Kenntnissen ausgerüstet, unternahm er nun die Ansprüche dieser Krone auf gedachte Länder mit Rücksicht auf die Kriege und Streitigkeiten, welche sie derentwegen ehedem geführt und bestanden hatte, zu bearbeiten, vollendete aber das Werk nicht ganz, sondern sein Sohn Augustin, einer von den Vätern des pariser Oratoriums, legte, wie Joly erzählt, noch die letzte Hand an dasselbe und gab es 1648 unter dem Namen seines Vaters mit dem Titel: Mémoires pour l'histoire de Navarre et de Flandre etc. avec les preuves autentiques, zu Paris in Fol. heraus [1]). Es wurde dem jungen noch unmündigen Könige Ludwig XIV. zugeeignet und derselbe aufgefodert, von den darin entwickelten Rechtsansprüchen an Navarra und Flandern, ohne Rücksicht auf das früher anerkannte Erwerbsrecht der Gegner, mit Waffengewalt Gebrauch zu machen. Was der lange Titel des Buches ankündigt, findet man auch darin ausgeführt; doch ist es mit Vorsicht zu gebrauchen, da sein Gegenstand, als Parteischrift, einseitig durchgeführt und seine Veröffentlichung sehr beeilt wurde.

In seinen früheren Jahren bearbeitete Galland für König Heinrich IV. die Genealogien der gräflichen Häuser Armagnac, Lamarche, Bigorre, Albret, Foix, Bearn, Limoges und anderer, die nur zum geringen Theile in obigem Werke ihren Platz fanden, sonst aber nicht besonders im Drucke erschienen sind. Im J. 1626 gab er zu Paris einen discours sur l'état de la ville de La Rochelle et touchant ses anciens privilèges in 4. heraus, der 1629 in 8. wieder aufgelegt wurde und auch im Mercure français Tom. XIII. einen Platz zur Aufnahme fand. Sein discours au roi sur la naissance et accroissement de la ville de La Rochelle, der 1628 in 8. erschienen sein soll, ist eine jener Schrift verwandte, oder zum Theil wol dieselbe. Unterdessen bearbeitete er einen traité historique et très-curieux des anciennes enseignes et étendarts de France, welche Abhandlung Sauval im 2. Theile der antiquités de Paris zuerst abdrucken ließ, bevor ihn der Verfasser selbst mit seinen Abhandlungen sur la chappe de Saint-Martin, sur l'office de grandsénechal und sur l'oriflamme 1637 in 4. veröffentlichte. Poncelin entriß diese Schriften zum Theil dann der Vergessenheit wieder und gab sie mit neuen Untersuchungen vermehrt 1782 in 12. zu Paris heraus. Sein traité du franc-alleu erschien 1629 in 4. ebendaselbst und 1647 abermals. In der lateinischen Übersetzung liest man diese Abhandlung auch in Schilter's Schrift de feudis imperii. Überdies hinterließ Galland noch mehre wichtige, zum Theil unvollendete Handschriften verschiedenen Inhalts, da er zu gleicher Zeit mehre

1) Es ist merkwürdig, daß sich dieser Mönch weder in der Zueignung, noch in der langen Vorrede des Werkes als Sohn des Verfassers zu erkennen gibt, jedoch nicht verschweigt, was Alles er nach dessen Tode in seinem Studirzimmer an Handschriften gefunden hatte.

Gegenstände zu bearbeiten anfing und darüber fast keinen zu Ende brachte, so eine histoire des Albigeois et des Vaudois in vier Folianten, eine histoire de la réforme en France jusques en l'année 1629, die zugleich eine Widerlegung der Verleumdungen in den Memoiren des Herzogs von Rohan enthalten soll; ferner eine unvollendete Abhandlung über das französische Lehnwesen in Frankreich bis auf seinen Ursprung zurück, und endlich eine unbeendete diplomatische Geschichte der Kanzler von Frankreich, wobei ihm die Kloster- und anderen Archive große Dienste geleistet hatten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Galland von Hause aus Protestant war und in der Folge bei dem Thronwechsel Heinrich's IV. mit diesem zugleich zur katholischen Kirche übertrat. Seine Lebensumstände sind nicht bekannt geworden [2]). (*B. Röse.*)

GALLAND (Anton), ein verdienstvoller Orientalist und zugleich gründlicher Gelehrter auf dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen, namentlich der Münzkunde, war 1646 zu Rollot, einem kleinen Orte bei Montdidier in der Picardie, geboren worden und das siebente Kind armer Ältern. Kaum vier Jahre alt, verlor er seinen Vater, und seine Mutter, die sich von ihrer Hände Arbeit ernähren mußte, wußte den Knaben nicht zu beschäftigen, bis zwei Stiftsherren in der benachbarten Stadt Noyon sich desselben annahmen und ihn in die dortige Schule brachten; als diese aber starben, mußte der Knabe, damals erst 13 oder 14 Jahre alt und nur mit wenigen Kenntnissen in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache ausgerüstet, die Schule, weil er dort keine Unterstützung mehr fand, wider seinen Willen verlassen und zu seiner Mutter zurückkehren. Diese bekümmerte sich nun nicht um seine Neigungen, sondern zwang ihn, ein Handwerk zu erlernen. Ein Jahr hielt er bei seinem Lehrmeister geduldig aus; alsdann entlief er demselben und ging auf Gerathewohl nach Paris, wo er sich an eine alte in Diensten stehende Verwandte und an einen Geistlichen wandte, welchen er bei seinen ehemaligen Wohlthätern in Noyon kennen gelernt hatte. Der Versuch gelang über alle Erwartung, da seine Neigung und Fähigkeiten zu den Wissenschaften in Rücksicht genommen und der Knabe einem Vorsteher der Anstalt zu du Plessis anvertraut und von diesem in der Folge dem Doctor der Sorbonne Petitpied übergeben wurde, welcher ihn zur Anfertigung eines Katalogs über die orientalischen Handschriften der sorbonner Bibliothek gebrauchte und zugleich die Lehrstunden im Collége royal besuchen ließ, wo er seine Kenntnisse in den morgenländischen Sprachen erweiterte. Von Petitpied kam er nachmals als Lehrer an die Anstalt Mazarin, die eben erst im Aufblühen war, und unterstützte daselbst den Professor Godouin im lateinischen Unterrichte der Knaben, unter denen sich auch der nachmalige Herzog von Meilleraye fand, wurde aber bald, im J. 1670, von diesem Posten abgerufen und mit dem Botschafter von Nointel nach Constantinopel geschickt, wo er im Auftrage des Ministers Claude, der mit dem gelehrten Theologen Anton Arnaud über die griechische Kirche im Streite lag, Untersuchungen über die Glaubensartikel derselben anstellen sollte. Sein Umgang mit den griechischen Geistlichen daselbst, von welchen mehre gegen Verfolgungen Schutz in der französischen Gesandtschaftswohnung fanden, erleichterte ihm nicht nur die Vollziehung seines Auftrages, sondern gab ihm noch die Gelegenheit zur Erlernung der neugriechischen Sprache. Hierauf begleitete er Nointel auf einer Reise in die Levante und nach Syrien, wo er Jerusalem und andere wichtige Orte des heiligen Landes besuchte, allerlei antiquarische Entdeckungen machte, alte Inschriften abschrieb, Denkmale abzeichnete, oder, wenn es möglich war, auch stahl und nach seiner Heimkehr damit Baudelot's Sammlungen bereicherte, welche nachmals Montfaucon zu seiner Paläographie benutzte. Mit diesen Schätzen, darunter auch werthvolle antike Münzen, ging er 1676, ohne den Botschafter nach Constantinopel zurückzubegleiten, nach Paris und erregte die Neugierde Vaillant's, Carcavy's und Giraud's, die, durch seinen Sammlerfleiß befriedigt, ihn sofort veranlaßten, gegen eine geringe Unterstützung eine zweite Reise in die Levante zu unternehmen, von welcher er nach einem Jahre mit vielen Münzen, die der königlichen Sammlung überliefert wurden, zurückkam. Während Galland nun anfing, seine gesammelten Kenntnisse und Schätze für die Wissenschaft zu gebrauchen, erging von der ostindischen Gesellschaft als Gefälligkeit gegen den Minister Colbert der Antrag an ihn, eine dritte Reise in die Levante zu machen und seine Ausbeute den Sammlungen dieses Staatsmannes zu übergeben. Er begab sich auch 1679 dahin, wurde nach anderthalb Jahren von Colbert selbst, der davon Kenntniß erhielt, und nach dessen Tode vom Marquis von Louvois mit dem Titel eines königl. Antiquars dort für seine Forschungen unterstützt. In der Reihe von Jahren seines dortigen Aufenthaltes vervollkommnete Galland seine Kenntnisse in der arabischen, türkischen und persischen Sprache, und machte nebenbei eine Menge wichtiger archäologischer Entdeckungen. Allein diese gesammelten Schätze wären bei seiner Abfahrt von Smyrna nach Frankreich mit ihm beinahe zu Grunde gegangen, da ihn ein Erdbeben kurz zuvor unter den Schutt der eingestürzten Häuser begrub. Aber glücklicherweise kam er unter den Trümmern seines Hauses so zu liegen, daß er weder verbrennen, noch ersticken, sondern lebendig wieder hervorgezogen werden konnte. Nach seiner Rückkunft beschäftigte ihn der Bibliothekar Thévenot bei der königlichen Bibliothek zu Paris, und als dieser etliche Jahre darnach (1693) starb, zog ihn Herbelot für seine gelehrten Arbeiten an sich, um bei Herausgabe seiner bibliothèque orientale eine Erleichterung und Stütze an ihm zu haben. Aber Herbelot starb auch schon 1695 und Galland setzte nun dieses zu seiner Zeit höchst wichtige Werk bis zu Ende fort und ließ es 1697 in Fol. zu Paris erscheinen. Gleichzeitig nahm er Theil an der Herausgabe der bekannten Menagiana, wozu er den ganzen ersten Theil geliefert haben soll. Sie erschienen zu Paris 1693 fg. in zwei Bänden in 12., gleich-

2) Benutzt wurden *Guérard*, La France litéraire III, 244 und *Beauvais*, Dictionnaire historique I, 1180, nebst *Fontette*, Bibliothèque historique de la France II, 878 und Dictionnaire universel historique etc. VII, 278.

zeitig auch zu Amsterdam, und 1723 gab sie de la Monnoye mit Anmerkungen wieder heraus. Von seiner dritten Reise in die Levante erschienen von ihm Relation de la mort du sulthan Osman, et du couronnement du soulthan Moustapha, traduit du turc, zu Cöln 1678 in 12., und Trois lettres touchant la critique de M. Guillet sur le voyage de Grèce de Jacob Spon, welche in Spon's Antwort auf diese Beurtheilung zu Lyon 1679 in 12. gedruckt wurden.

Ohne öffentliches Amt und ohne Unterstützung seit Herbelot's Tode gelassen, nahm ihn gleich darauf der gelehrte Präsident des großen Rathes Bignon zu sich, und als dieser ein Jahr nachher starb, ihm aber ein kleines Jahrgeld hinterließ, fand er doch bald wieder an dem Staatsrathe Foucault, damals Intendanten in der Nieder-Normandie, eine Stütze, in dessen Hause zu Caen er aufgenommen wurde, wo er in sorgenfreien, ruhigen Verhältnissen und von einer bedeutenden Bibliothek und reichen Münzsammlung umgeben, seine Studien fortsetzen konnte. Bei Erneuerung der Akademie der Inschriften zu Paris erhielt er 1701 als Eleve Zutritt, blieb aber in Caen wohnhaft, und begann sogleich für dieselbe die Ausarbeitung eines Dictionnaire numismatique, contenant l'explication des noms de dignités, des titres d'honneur, et généralement de tous les termes singuliers qu'on trouve sur les médailles antiques, grecques et romaines, welches Werk nach seinem Tode diese Gesellschaft in Handschrift erbte. Erst 1706, als er ordentliches Mitglied derselben geworden war, kehrte er nach Paris zurück und widmete nun fast seine ganze Zeit dieser Akademie. Er hielt in ihr sehr viele Vorträge, theils über das Münzwesen, theils über seinen lebhaften Verkehr mit auswärtigen Gelehrten, theils über orientalische Denkmäler, oder auch über andere von der Gesellschaft zur Sprache gebrachte Gegenstände.

Galland arbeitete anhaltend und ununterbrochen unter allen Umständen, unbekümmert der Bedürfnisse, deren er in seiner Zurückgezogenheit wenige, und der Bequemlichkeiten, deren er keine hatte. Wahrhaft, offen und ehrlich bis in den geringsten Dingen bewies er sich Jedem, welchem er Rechenschaft abzulegen hatte; so berechnete er für seinen Aufenthalt in der Levante täglich nicht mehr als ein oder zwei Sous, zuweilen gar Nichts, sobald er unter Gunst der Umstände, oder aus Enthaltsamkeit keine Ausgaben gemacht hatte, oder hatte machen können. Liebenswürdig und einfach in seinen Sitten und Betragen, würde er ebenso gern Kindern den ersten Elementarunterricht ertheilt haben, als er nachmals (seit 1709) auf seinem Lehrstuhle als Professor der arabischen Sprache am Collége de France Jünglinge unterrichtete. Ebenso einfach war Galland auch in seinen Schriften, worin er mehr auf Genauigkeit und Richtigkeit der Sache, als auf Zierlichkeit ihrer Darstellung sah. Als er in seinen letzten Tagen sehr an Engbrüstigkeit zu leiden anfing, ließ er zu seiner Pflege einen seiner Neffen aus Noyon kommen. Er starb am 17. Febr. 1715 in einem Alter von 69 Jahren. Kurz vor seinem Tode hatte er seine bedeutende handschriftliche Sammlung, das einzige Gut, welches er hinterließ, in Ordnung gebracht, und verfügt, daß die orientalischen davon die königliche Bibliothek, das Münzwörterbuch die Akademie und seine Übersetzung des Koran der Abt Bignon erhalten sollte.

Außer den bereits angeführten größeren und kleineren Druckschriften und Übersetzungen gab Galland als Früchte seines morgenländischen Sprachstudiums und seiner Kenntnisse im Münzfache noch heraus ein Recueil de maximes et de bons mots, tirés des ouvrages des Orientaux, oder paraboles remarquables, bons mots et maximes des Orientaux (Paris 1694. 12.), in der Manier des Valerius Maximus und Plutarch bearbeitet. Diese Schrift wurde 1708 und 1730 wieder aufgelegt, 1776 in die Bibliothèque orientale aufgenommen und 1777 in 4. nochmals besonders abgedruckt. Ferner gab er einen traité de l'origine et du progrès du Caffé, traduit de l'arabe (Caën 1699. 12.) heraus, eine zu seiner Zeit sehr geschätzte Abhandlung, die aber nur in wenigen Exemplaren gedruckt und unter Galland's Freunde vertheilt wurde. Während dessen erschienen seine lettres touchant l'histoire des quatre Gordiens prouvée par les médailles, gegen Bos gerichtet, 1696 in 12. zu Paris, ingleichen lettre, touchant quatre médailles antiques, publiées par le *P. Chamillard* (Caën 1697. 12.) und lettre, touchant la nouvelle explication d'une médaille d'or du cabinet du roi (Caën 1698. 12.), über welche Münze (vom Kaiser Gallienus) er einen zweiten Aufsatz in das Journal des Savans vom 15. Aug. 1705 einrücken ließ. Seine Observations sur quelques médailles de Tétricus le père et d'autres, tirées du Cabinet de M. Ballonseaux (Caën 1701.) sind gegen den Pater Hardouin gerichtet. In den Jahren 1701 und 1702 lieferte er in die Mémoires de Trevoux mehre Aufsätze über antike Münzen, von welchen vier Briefe in Anselm Banduri's Bibliotheca nummaria, die Joh. Albr. Fabricius 1719 in 4. herausgab, in einer lateinischen Übersetzung aufgenommen wurden. Seine l'explication d'une médaille d'Auguste en argent, frappée par les soins de L. Caninius Gallus, défendue contre l'explication de M. Schott fand eine Aufnahme in der histoire critique de la république de lettres Tom. VII, 1 sq. Seine histoire de la Sultane de Perse, traduit de l'arabe, kam 1707 heraus. Endlich sind mehre Abhandlungen und Vorträge von ihm im 1., 2. und 3. Bande der histoire de l'académie royale des inscriptions et belles lettres theils erwähnt, theils vollständig mitgetheilt worden, als z. B. über den Ursprung und Gebrauch der Trompete bei den Alten, welche Abhandlung auch in *Ugolini* thesaurus antiquitatum sacrarum Tom. XXXII, 835 sq. übergegangen ist, über das Prädicat Ἀσφάλειος oder Ἀσφάλιος des Neptun bei den Griechen, über eine Münze der Kaiserin Helene, über etliche römische Kaisermünzen, über die Figuren eines antiken Steines, über die verschiedenen Bedeutungen der Formel S. C. und EX. S. C. auf antiken Münzen, über die römischen Monumente und Münzen, die in einem Dorfe bei Caen gefunden wurden; ferner eine lange Abhandlung über etliche altromanische Dichter,

die noch wenig bekannt waren, und eine kritische Prüfung der Bentlei'schen Erklärung des ersten Verses der Horazischen Epistel an Torquatus. Nach seinem Tode erschienen von ihm in französischer Übersetzung die Contes et fables indiennes de *Bidpaï* et de *Lokman* (Paris 1724. 12.), 2 Bände, sodann im Mercure de France, Jahrgang 1739, seine dissertation sur une médaille grecque de l'empereur Diadumenien, frappée à Ephèse; endlich seine relation de l'esclavage d'un marchand français de la ville de Cassis, à Tunis, die Jourdain 1808 zu Paris in 12. herausgab, und das Jahr darnach Langlès im 1. und 2. Bande des Magasin encyclopédique wieder aufnahm.

Wie er durch alle diese Schriften als Orientalist, Archäolog und Numismatiker mit unverkennbarem Verdienste wirkte, das Studium der morgenländischen Sprachen beförderte, durch seine Erklärung alter Denkmäler und Münzen Dunkelheiten in der alten Geschichte aufhellte, und dadurch sich einen bleibenden Ruf in der gelehrten Welt erwarb, so und noch mehr machte er sich bei allen gebildeten Völkern bis auf den heutigen Tag bekannt und verdient durch seine Übersetzung der arabischen Mährchen, die unter dem Namen les Mille et Une Nuits (Tausend und Eine Nacht) nach und nach eine allgemeine Verbreitung in Europa erhielten. Noch in Caen begann er diese ungeheure Arbeit und setzte sie dann in Paris fort. In den Jahren 1704—1708 erschienen hier zum ersten Male in 12. 10 Bände, die er einer Palastdame der Herzogin von Burgund widmete, bei deren Vater, Namens de Guilleragues, er zu Constantinopel vieles Wohlwollen genossen hatte. Bis zu seinem Tode brachte er noch zwei Bände fertig, konnte aber nicht ermitteln, wer der Verfasser dieser anmuthigen und originellen Fabeln sei und welchem Zeitraume ihre Entstehung angehörte. Später lebenden englischen, französischen und teutschen Sprachforschern blieb die Untersuchung für den letzteren Theil dieser Aufgabe zur glücklichen Lösung vorbehalten, worüber in diesem Artikel nicht der Ort ist zu berichten. Die Übersetzung Galland's ist nicht wortgetreu, sondern dem Genius der französischen Sprache und dem Geschmacke dieser Nation angepaßt worden, und aus dieser ging sie in andere europäische Sprachen über. Indessen war das ihm zugängliche Manuscript des arabischen Originales, das sich jetzt noch in der öffentlichen (ehemals königlichen) Bibliothek zu Paris befindet, nicht vollständig, sondern spätere Entdeckungen erweiterten diese Sammlung um ein Bedeutendes. Im Übrigen war Galland anfänglich sehr zaghaft bei diesem Unternehmen, weil er an günstiger Aufnahme desselben zweifelte. Er ließ daher 1704 blos zwei Bände als Probe erscheinen, sobald er aber den großen Beifall erfuhr, der dem Werke geschenkt wurde, setzte er die Arbeit muthig fort. Nur die Einleitung jeder von den Erzählungen oder Fabeln der ersten beiden Bände fand anfänglich in sofern großen Anstoß beim Publicum, als sie mit den Worten anfingen: „Meine liebe Schwester, wenn du nicht schläfst, so erzähle uns Eins von den artigen Mährchen, die du weißt." Die Pariser zogen ihn öfters mit dieser Einförmigkeit auf, und er mußte einstmals in der Nacht auch eine derbe Foppere junger Leute unter den Fenstern seiner Wohnung deshalb aushalten. Diese Fabeln vermehrte zuerst Jacob Cazotte mit Hilfe eines arabischen Mönches, Namens Charis (1788), um einige Bände, und so wurden sie im Laufe der Zeit durch neue Entdeckungen und Vergleichung mit vollständigeren Handschriften durch Caussin de Perceval, Langlès und Gauttier nach und nach vermehrt, verbessert und berichtigt. Unter den späteren und richtigeren Ausgaben dieser Mille et une Nuits sind zu merken die zu Leyden 1768, 6 Bände in 12., zu Lille 1781 in 8., 8 Bände, die von Caussin de Perceval zu Paris 1806 in 9 Bänden und die von Eduard Gauttier sehr vermehrt und mit Anmerkungen begleitet zu Paris 1822 und 1823 in 7 Bänden gr. 8. als die beste von allen französischen Ausgaben [1]). Eine englische Übersetzung erschien unter anderem 1796 in 4 Bänden, eine teutsche von Talander zu Leipzig 1730 und 1753 in 12 Bänden 8., neuerlich eine von Habicht, von der Hagen und Schall zu Breslau 1825 und die zweite Auflage 1827 in 15 Bänden, jedoch nach einer viel vollständigeren tunesischen Handschrift und mit Rücksicht auf Hammer's Forschungen.

Im Übrigen hinterließ Galland außer allen diesen gedruckten Werken noch mehre in Handschrift, als eine Relation de ses voyages en deux porte-feuilles in 4.; eine description particulière de la ville de Constantinople; additions à la bibliothèque orientale de M. d'Herbelot, in einem starken Folianten; einen catalogue raisonné des historiens turcs, arabes et persans; eine histoire générale des Empereurs turcs; eine französische Übersetzung des Koran, mit umfangreichen historisch-kritischen und sprachlichen Anmerkungen; eine fortgesetzte Übersetzung der Mille et une Nuits, ungefähr in zwei Bänden, sodann eine relation d'un voyage fait à Constantinople en 1679 und 1680 und den état présent des îles de Samos, Nicaries, Patmos et du Mont Athos, welche beide Werke in neuerer Zeit in des nun verstorbenen Professors Langlès Besitz waren [2]).

(*B. Röse.*)

GALLANDAT (David Heinrich), 1732 in einem Flecken des Cantons Bern geboren, kam 1744 nach Vliessingen in die chirurgische Lehre. Mit 20 Jahren

---

1) So stellen sich die Zahl der Bände und die Jahre der Erscheinung von dieser schönen Ausgabe in dem von mir benutzten Exemplare heraus, während die gedruckten literarischen Nachrichten der Franzosen 9 Bände mit Kupferstichen angeben und diese von 1823 bis 1826 ebenfalls zu Paris erscheinen lassen. 2) Benutzt wurden außer der Histoire de l'académie royale des inscriptions et belles lettres Tom. I—III. das Éloge de M. Galland par *M. de Boze*, welches im 3. Bande des ebengedachten Werkes zu finden ist, mit wenigen Zusätzen in Niceron's Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres VI, 183—195 aufgenommen und mit Berichtigungen vor den ersten Band von Gauttier's Ausgabe der Mille et une Nuits von Galland p. XXIV—XXXII gesetzt wurde. Sodann die Sammlung historischer Schilderungen und Anekdoten berühmter Männer II, 86 fg. Hirsching's Historisch-literarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen II, 1, 361 fg., und *Beauvais*, Dictionnaire historique I, 1180, mit *Guérard*, La France littéraire III, 244 sq. und dem Dictionnaire universel historique VII, 278 sq.

trat er als Schiffschirurg ein, und kam als solcher nach der Insel St. Eustachius und an die Küste von Guinea. Von dort im J. 1757 nach Europa zurückkehrend, lag er drei Jahre lang in Paris den medicinischen Studien ob. Dann erhielt er 1760 die Professur der Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe in Middelburg und wurde 1772 zum Provinzialoperateur ernannt. Die Universität Leyden ertheilte ihm 1775 den Doctortitel. Er starb im Mai 1783. — Die Abhandlungen der haarlemer Gesellschaft enthalten einige Aufsätze von Gallandat über die chronischen Krankheiten der Neger in Guinea, über die Behandlung mancher Krankheiten durch künstliches Emphysem bei den Guineanegern, über einen blutigen Schweiß, über ein durch die Operation geheiltes Empyem. Über den Guineawurm machte Gallandat eine Mittheilung im Journ. de Méd., Chir. et Pharmacie. 1760. Über das künstliche Emphysem bei den Negern handelt er auch in den Mémoires de l'Académie de Berlin. 1772. Außerdem schrieb er eine Anleitung zur Geburtshilfe: Grondbeginselen der Vroedkunde. (Middelboerg 1764. 1772.)

(*F. W. Theile.*)

GALLARATI (Joseph) von Novara, der im 17. Jahrh. lebte, ist Verfasser eines Systema renovatum physiologiae medicae. (Lugd. 1677. 12. Bonon. 1684. 12.) Auch schrieb er eine Diatribe medico-sceptica de acido et alcali. (Bonon. 1688. 12.) (*F. W. Theile.*)

Gallaria *Schrank*, s. Medinilla.

GALLAS (Matthias, Graf von), auch Gallasch und Gallasso genannt, Freiherr zu Schloß Campo, Matarelo, Friedland, Reichenberg und Schmirsitz, und kaiserlicher Generallieutenant, gehörte einer von ihm selbst nach Böhmen und Schlesien versetzten, nunmehr ausgestorbenen gräflichen Familie an, die ihren Stammsitz im Bisthume Trident hatte, wo ihre Vorfahren zu den ältesten, angesehensten und reichsten Gliedern des hohen Adels gezählt wurden. Geboren 1589 zu Trident hatte er zu seinen Ältern Pancratius Gallas und Donna Annunciata Marcanti, einem adeligen Geschlechte der Landschaft Gandino entsprossen, und lernte unter seinem Vater, der dem Herzoge Alexander Farnese von Parma und dem Obersten Madruzzo in Italien und Flandern gedient hatte, die ersten Elemente der Kriegskunst, wurde aber bald als Page zum Freiherrn von Beaufremont aus dem Hause Madruzzo, der lothringischer Oberkämmerer und Landoberster war, gebracht, von diesem bei dem Ausbruche des Krieges zwischen Spanien und Savoyen im J. 1614 mit nach Italien genommen und erhielt dessen Compagnie bei einem spanischen Regimente, als derselbe bald darauf den Dienst dort verließ. Nach Beendigung dieses Krieges im J. 1617 nahm Gallas seinen Abschied, ging nach Trident zurück und wurde durch Empfehlungen des Cardinals Karl Madruzzo zum Commandanten der Bergfestung Riva am Gardasee befördert, wo er aber mit einem hohen erzherzoglichen Staatsbeamten zu Innsbruck in Mißhelligkeiten gerieth, und darüber seinen Posten aufgab, um als Soldat sein Heil in Teutschland zu suchen. Unter den Befehl des Grafen von Anhalt gewiesen trat er in die Dienste der katholischen Liga und kämpfte seit 1620 während der nächsten drei Jahre in Böhmen, in der Oberpfalz, am Oberrhein und in Niedersachsen mit Klugheit und großer Tapferkeit, sodaß er bald zum Oberstlieutenant und zum Obersten über ein Regiment zu Fuß befördert wurde. Mit gleicher Auszeichnung focht er im dänisch-teutschen Kriege unter Tilly von 1625 an in Niedersachsen und versetzte zuweilen den Dänen, so im Erzstifte Bremen und bei Crempe in Holstein, empfindliche Stöße, die ihm den Ruf eines tüchtigen Truppenführers erwarben und auch den kaiserlichen Obergeneral, Herzog von Friedland, als dieser seit dem Anfange 1629 ernste Versuche machte, die besten Officiere der Liga zu verführen, auf ihn aufmerksam machten. Hinter Tilly's Rücken ging Gallas Unterhandlungen mit dem Herzoge ein, und sobald er sichere Versprechungen zur Beförderung im kaiserlichen Heere von ihm erhalten hatte, schickte er im Februar 1629 durch einen Fähndrich sein Entlassungsgesuch in einem trotzigen Schreiben an den Kurfürsten von Baiern, mit der Bemerkung, sich die Erlaubniß zum Abschiede selbst nehmen zu wollen, wenn derselbe im Geringsten aufgehalten werde. Der Kurfürst, in dieser Unverschämtheit das Beispiel schlimmer Folgen erkennend, die in der That auch begründet waren, befahl dem General Tilly, den Grafen Gallas zu verhaften und wenn derselbe auf seinem Vorsatze beharre, vor ein Kriegsgericht zu stellen. Gallas aber wußte sich gegen Tilly zu verantworten, besonders mit dem Vorgeben, daß er schon längst in kaiserliche Dienste habe treten wollen. Gleichwol hoffte ihn der Kurfürst dadurch zu fesseln, daß er ihm durch den ligistischen Oberfeldherrn einen höhern militairischen Posten unter dessen unmittelbaren Befehlen anbieten ließ. Dennoch schlug nicht allein diese Hoffnung fehl, sondern Tilly wagte auch nicht gewaltsam gegen seinen widerspenstigen Obersten einzuschreiten, weil dieser bereits als Generalmajor und Oberster zu Fuß kaiserliche Dienste angenommen und vom gefürchteten kaiserlichen Generalissimus Befehl hatte, ins Reich zu gehen und dort Truppen zum Feldzuge in Italien zu sammeln.

In Schwaben und am Bodensee ließ Kaiser Ferdinand zur Entscheidung des mantuaer Erbfolgestreites im Mai 1629 ein Heer von 20,000 Mann, welche der Herzog von Friedland hergab, unter dem Oberbefehle des Grafen Rambold von Colalto zusammenziehen, welchem die Generale Altringen, Merode, Gallas und Herzog Georg von Lüneburg nebst Anderen beigegeben wurden. Merode eröffnete den Zug in die Lombardei und die Andern folgten nebst Gallas bald nach unter Verübung der unerhörtesten Gräuel und Frevel, sodaß sich des Kaisers Bruder, Erzherzog Leopold, bitter darüber, wiewol vergebens, beschweren mußte. Die kaiserlichen Generale brachten unter fortgesetzter Verübung der entsetzlichsten Ausschweifungen die Franzosen und übrigen Bundesgenossen des Herzogs Karl von Nevers allenthalben zum Weichen und schlossen sie in die Städte Mantua und Casale ein. Nach langer Belagerung erstürmten Gallas und Altringen in Abwesenheit Colalto's, der zu Mailand krank darnieder lag und auch im December 1630 starb, am 18. Juli dess. Jahres die erstere Stadt und ließen sie drei Tage lang ausplün-

dern, wobei sich Gallas nicht schämte, selbst reiche Beute zu machen, während ihm nachgerühmt wird, die Kirchen, Klöster und milde Stiftungen in seinen Schutz genommen zu haben. Auch Casale wurde genommen, doch nicht lange gegen die Franzosen behauptet. Gallas wurde nach dem Frieden von Chieraśco am 6. April 1631, der diesem Kriege ein Ende machte, vom Kaiser bevollmächtigt, die Bedingungen desselben zu vollstrecken. Hierbei soll er sich mit vieler Umsicht zur Zufriedenheit aller Parteien benommen haben und nach Verrichtung seiner Aufträge ging er mit der Würde eines Feldmarschalles belohnt im Herbste 1631 nach Wien zurück.

Der glückliche Einbruch der Sachsen unter dem Generallieutenant von Arnim in Böhmen verschaffte ihm sofort Beschäftigung wieder und er wurde zunächst nach Pilsen entsendet, um diese Stadt zu sichern und Anstalten zur Vertreibung der Sachsen zu treffen, während mit dem Herzoge von Friedland wegen Übernahme des Oberbefehls unterhandelt wurde. Gallas drängte inzwischen die sächsischen Heerhaufen bis Prag zurück und ließ sie auch durch den Obersten Marzin aus Saatz vertreiben. Als der Herzog von Friedland unter beispiellosen Zugeständnissen des Kaisers den Oberbefehl empfangen hatte, trat Gallas in ein sehr vertrautes Verhältniß zu demselben, wie sich nur wenige kaiserliche Generale zu rühmen hatten. Unter ihm focht er bei Vertreibung der Sachsen aus Böhmen und dann bei Bekämpfung der Schweden vor Nürnberg im Sommer 1632. Gegen Ende Septembers sandte ihn Friedland, da der Kampf mit dem Schwedenkönige dort zu keiner Entscheidung geführt hatte, mit einem Heerhaufen nach Sachsen, wohin einen Monat früher schon Feldmarschall Holk beordert worden war, um das ganze sächsische Kurfürstenthum zu besetzen, ehe Arnim zur Rettung seines Gebieters aus Schlesien herbeikommen könnte. Gallas drang über Kronach und Plauen ins Erzgebirge ein und hauste dort, obschon er von Waldstein Mahnungen zu scharfer Mannszucht und zur Schonung der Landleute empfangen hatte, gleich seinem Waffengenossen Holk wie ein Räuber und Mordbrenner. Im October vereinte er sich mit dem Herzoge von Friedland zu Altenburg wieder, half Leipzig, Weißenfels und Merseburg wegnehmen und trennte sich dann, weil in dieser Jahreszeit kein entscheidender Angriff von den Schweden und Sachsen befürchtet wurde, von diesem, um vom Erzgebirge aus die böhmische Grenze zu hüten und Freiberg, Chemnitz und Zwickau zu Stützpunkten seiner Operationen zu wählen. Zwar erhielt er um die Mitte Novembers Befehl, sich der Hauptarmee bis Leipzig wieder zu nähern, allein die schlimmen Gebirgswege und der unerwartete Kampf bei Lützen, am 16. November, hinderten ihn daran; daher öffnete er von Chemnitz aus dem geschlagenen kaiserlichen Heere den Rückzug nach Böhmen.

Nach dieser Wendung des Waffenglückes sendete Waldstein den Grafen mit guten Streitkräften nach Schlesien, um hier mit Hilfe Schafgotsch's festen Fuß zu fassen, die Sachsen zu beobachten, sich aber mit ihnen in keine gütlichen Verhandlungen einzulassen, sondern Alles auf die Entscheidung des Kampfes zu stellen, die Grenze Böhmens zu sichern und dem kaiserlichen Oberfeldherrn bei Bestrafung der aus der lützener Schlacht flüchtig gewordenen Officiere in die Hände zu arbeiten; er nahm aber mit Verhaftung und Absendung der Beschuldigten Anstand. Mit seinen 18,000 Mann im Frühjahre 1633 aus Schlesien an die böhmische Grenze zurückgedrängt, vereinte er sich hier mit dem auf 25,000 Mann wieder verstärkten kaiserlichen Obergeneral und gerieth von jetzt an in die äußerste Verlegenheit, da Friedland Nichts zuließ, als die Erstürmung der Stadt Nimtsch, außerdem aber der Waffenlust seiner Untergebenen die Hände band und sich selbst in bedenkliche Unterhandlungen mit den Gegnern einließ in Folge mehrer nach einander abgeschlossener Waffenstillstände. Während dieses verdächtigen und nachtheiligen Treibens fing die mächtige Gegenpartei Waldstein's am kaiserlichen Hofe, die sich von dessen Erzfeinde, dem Kurfürsten von Baiern, und den Jesuiten lenken ließ, an, die nichtteutschen Generale im Heere, zu welchen Gallas, Piccolomini und Andere gehörten, zu gewinnen und sie zu Verräthern des gefürchteten Oberfeldherrn zu machen. Sie wurden schon im Sommer 1633 durch eine geheime Botschaft des Kaisers ausgehorcht und geprüft; weil aber Waldstein damals noch zu schlau und versteckt handelte, so wollten seine Officiere noch nicht an seinen Verrath gegen den Kaiser glauben. In dieser Spannung verfloß der größte Theil des Jahres unthätig, und als Friedland endlich im November nach Böhmen zurückging, um den sehr bedrängten Kurfürsten von Baiern zu Hilfe zu kommen, welches zu thun vorher Gallas auf sich hatte nehmen wollen, aber von Friedland gehindert worden war, ließ er den so eben vom Kaiser zum Generallieutenant erhobenen Grafen Gallas mit 5000 Mann gegen einen dreifach stärkeren Feind in Schlesien zurück, um dieses Land und die Lausitz nebst der böhmischen Grenze zu decken. Mit dem Oberbefehle dort bekleidet entfernte sich Gallas nun allmälig von dem Generalissimus, je mehr dessen verdächtiger Verkehr mit des Kaisers Gegnern zunahm, belauscht und verrathen wurde. In der Stille vom Kaiser gewonnen, nimmt er mit Piccolomini und Colloredo geheime Abrede zur Bewahrung ihrer Treue gegen den Kaiser, weicht der Versammlung zu Pilsen am 12. Jan. 1634 aus und erwirbt sich durch kluges Benehmen in dem zweideutigen Gewirre verrätherischer Handlungen ein so großes Vertrauen, daß ihm der Kaiser am 24. Januar (n. St.) durch ein Mandat den Oberbefehl zuwies und denselben zugleich dem Herzoge von Friedland abnahm, nebst dem besondern Auftrage, sich des Friedländers und seiner vornehmsten Anhänger todt oder lebend zu bemächtigen. Indessen blieb Ferdinand noch 20 Tage mit diesem in vertrautem Briefwechsel, und Gallas, ebenfalls in dienstlichem Verhältnisse zu ihm geblieben, war grade am gedachten Tage des Abends bei ihm zu Pilsen eingetroffen, und verweilte bis zum 13. oder 14. Februar daselbst. Der Herzog hatte ihn stets für sich zu gewinnen gesucht, ihn deshalb zu sich nach Pilsen eingeladen und ihm die Güter des Fürsten von Eggenberg versprochen. Er und Piccolomini, der gleichzeitig auch auf kurze Zeit dort erschien, zeigten jedoch die schwärzeste Verstellung, um den

betrogenen Fürsten vollends auszuhorchen, und von Allem genaue Kenntniß zu nehmen. Gallas nahm von ihm sogar geheime Aufträge an den General Altringen, der sein Schwager war, an, versprach zu diesem zu reisen und die Antwort persönlich zurückzubringen, während er gleichzeitig einen geheimen Tagesbefehl erließ, worin alle Officiere der kaiserlichen Armee nur an ihn, Piccolomini und Altringen gewiesen und ihnen verboten wurde, vom Herzoge und seinen Vertrauten Befehle anzunehmen. Seine Dienerschaft, Pferde und Silberwerk zurücklassend, reiste er mit friedländischer Equipage zu seinem Schwager nach Frauenberg, und versicherte sich dieses Generals gegen den Herzog, welchen er ohne Antwort und in Ungewißheit ließ. Hierauf begab er sich nach Linz, gewann noch andere ihm gleichgesinnte hohe Officiere, als Maradas, Diodati, de Suys und den Marchese de Caretto, und wurde auf diese Weise die Seele eines giftigen Complottes, das fast aus lauter Landsleuten von ihm bestand, die meisten teutschen und böhmischen Officiere von den geheimen Befehlen des Kaisers ausschloß und es ihnen dann zum Verbrechen machte, daß sie dem Friedländer doch noch gehorchten.

Ein zweiter kaiserlicher Befehl vom 18. Februar theilte aus unbekannten Ursachen den Heerbefehl unter Gallas, Altringen, Maradas, Piccolomini und Colloredo. Sie pflogen unter sich Correspondenz, suchten das Heer in Gehorsam gegen den Kaiser zu halten, trafen, ein Jeder nach seinem Gefallen, Anstalten sowol gegen den Herzog als gegen das Einbrechen der Feinde und berichteten auch einzeln unmittelbar an den Kaiser. Erst am 22. Februar erfuhr der Herzog von Friedland, weil nunmehr die Befehle zum gewaltsamen Einschreiten gegen ihn laut wurden, was gegen ihn vorging. Gallas wollte mit Hilfe des Maradas und Altringen 30,000 Mann zusammenbringen, und den Herzog in Pilsen aufheben; allein von Linz aus dem Schauplatze der verrätherischen Begebenheiten zu weit entrückt, mußte er dem Feldmarschalle Piccolomini die nöthigen Anstalten überlassen, und weil dieser durch böse Wege und den schlimmen Zustand der Truppen aufgehalten wurde, so entwich Friedland noch zeitig nach Eger, wo seine Gegner noch nicht wußten, ob die dortigen Officiere ihre Schuldigkeit gegen ihn thun würden. Diese aber behaupteten nach verrichteter Mordthat an dem abgesetzten Generalissimus und seinen Begleitern öffentlich, dieselbe ohne Auftrag aus freien Stücken vollzogen zu haben. Erst drei Tage nach diesem Ereignisse, am 27. Februar, kam Gallas nach Pilsen und traf nun Anstalten, der friedländischen Verschwörung vollständig und sicher auf die Spur zu kommen, was ihm aber nicht gelang. Er brachte den Herzog Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg (s. d. Art.), welcher mit Friedland's Schicksale Mitleiden geäußert und dessen Gegner wälsche Buben gescholten hatte, in Anklagezustand und trotz aller anderen Maßregeln, welche er und Piccolomini zur Erhaltung der Ruhe, Ordnung und Einigkeit der kaiserlichen Truppen ergriffen, gelang es ihnen nicht sogleich, dieselben im Zaume zu halten. Eine fürchterliche Parteiung brach unter ihnen aus: Zweikämpfe folgten auf Zweikämpfe, die teutschen Officiere foderten die Wälschen heraus und stachen sie über den Haufen. Ja ganze Fahnen geriethen gegen einander und mehre Regimenter erklärten: man solle ihnen den rückständigen Sold, der seit längerer Zeit nicht ausgezahlt worden war, geben und sie, weil ihr General todt sei, entlassen, wenn nicht, würden sie sich an den Erblanden des Kaisers erholen. Der Aufstand wurde zuletzt mit vielem Blute erstickt, das Heer erhielt drei Monate Sold, wurde unter Gallas' Mitwirkung neu organisirt und erhielt den König Ferdinand III. von Ungarn zum Oberhaupte.

Der Kaiser belohnte den Generallieutenant Gallas nicht nur mit dem in Prag weggenommenen Silbergeschirr des Feldmarschalls Ilow, sondern auch noch mit den Waldstein'schen Herrschaften Friedland und Reichenberg, 300,000 Fl. am Werthe, mit dem Hause und Garten Kinsky's zu Prag und mehren Bergwerken. Vielleicht war's in dieser Zeit, als ihn Ferdinand II. auch mit der erblichen Würde eines Reichsgrafen auszeichnete. Nun wurde er bei Eröffnung des Feldzuges im Frühjahre 1634 dem jungen Könige Ferdinand, ältestem Sohne des Kaisers, als Rathgeber zur Seite gestellt, musterte mit ihm am 22. Mai das 25,000 Mann starke Heer bei Pilsen, brach den 26. dess. Monats mit allen Bedürfnissen versehen nach Nabburg auf und erschien noch in demselben Monate vor den Mauern Regensburgs, welche Stadt sich nach einer tapfern Gegenwehr von zwei Monaten am 16. Juli ergab. Die Sieger verfolgten alsdann das zum Entsatze im Anrücken begriffene schwedische Heer, vom Herzoge Bernhard und dem Feldmarschalle Horn befehligt, gewannen diesen unter sich uneinigen Heerführern einen Vorsprung ab und belagerten bereits die Reichsstadt Nördlingen in fester Stellung, ehe Jene zum Entsatze daselbst eintrafen. Nach gehaltenem Kriegsrathe in der Kutsche des Königs von Ungarn am Tage vor der Schlacht erhielt Generallieutenant Gallas den Oberbefehl über das kaiserliche Heer, das durch den Cardinalinfanten von Spanien und den Herzog Karl von Lothringen kurz vorher ansehnliche Verstärkung erhalten hatte, für die Zeit des bevorstehenden Hauptschlages. Am 6. September n. St. erfolgte dieser bei Nördlingen und Gallas brachte dem schwedisch-teutschen Entsatzheere unter seinen erfahrenen Führern durch umsichtige, kluge Leitung nach einem siebenstündigen heißen Kampfe, welchem König Ferdinand und der Cardinalinfant aus der Nähe zusahen, eine so ungeheure Niederlage bei, daß sie allenthalben Staunen erregte und dem Generallieutenant großes Lob erwarb. Er benutzte hierauf die dadurch errungenen Vortheile unter den Augen seines königlichen Gebieters, hielt das Hauptheer in Würtemberg zusammen, entsendete die Generale Piccolomini und Isolani nach Thüringen und Hessen, während Karl von Lothringen und der bairische General Johann von Werth keck an den Main und Rhein hinabstreiften, aber den Kurfürsten von Mainz gegen die Truppen des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar ohne Schutz ließen, weil diese diesseit des Rheins noch feste Haltpunkte inne hatten. Gallas und König Ferdinand hofften diesen tapfern Kriegsfürsten durch ansehnliche Versprechungen auf

des Kaisers Seite zu bringen; dieser aber zog vor, der protestantischen Partei unter französischem Beistande unerschütterlich ergeben zu bleiben.

Die unerwartete Erscheinung der französischen Marschälle de Laforce und de Brezé am linken Rheinufer hatte den Generallieutenant Gallas aufmerksam gemacht und ihnen durch denselben die Auffoderung zugezogen, sich zu erklären. Ihre Erklärung aber enthielt im Grunde Nichts, als eine höfliche Abweisung seiner Frage. Eine ähnliche höhnende Antwort wurde ihm im December 1634 von denselben zu Theil, als er sie über den von ihnen ausgeführten Entsatz Heidelbergs befragen ließ. Gallas rächte sich jedoch bald nachher, indem er die von den Franzosen besetzte wichtige Festung Philippsburg in der Nacht vom 23—24. Jan. 1635 ersteigen und wegnehmen ließ. Nachdem er am 13. März auch Augsburg, welche Stadt sich lange ruhmvoll vertheidigt hatte, genommen hatte, fing er an, bei Rheinhausen Anstalten zum Übergange über den Rhein zu treffen, zog aber die Eröffnung seines Angriffskrieges so lange hin, bis er erfuhr, daß der so eben abgeschlossene prager Friede seinen Rücken gesichert hatte. Jetzt nahm er Heidelberg weg, überschritt am 11. Juni den Rhein und drängte den Herzog Bernhard an die Saar zurück; weil er aber Piccolomini in die Niederlande, Johann von Werth in den Elsaß entsenden und den zur Seite stehenden Landgrafen von Hessen im Auge behalten mußte, so waren auch seine Bewegungen durch die Unterpfalz und über das Gebirge vorsichtig und langsam. Er umstellte Mainz, eroberte Kaiserslautern und begann die Belagerung Zweibrückens, da erschien der durch die Franzosen unter dem Cardinale de Lavalette verstärkte Herzog Bernhard wieder, entsetzte den Platz und drängte seinen Gegner, der nun auch Mainz wieder aufgeben mußte, nach Worms zurück. Von hier rückte Gallas um seine Gegner, die sich zwischen Mainz und Frankfurt gelagert hatten, bis Oppenheim hinab und legte sein Heer auf beide Ufer des Rheinstromes, ohne das Geschick einer Feldschlacht versuchen zu wollen, weil er vorzog, den Feind durch Hunger zu verderben und dessen Verbindungsstraße mit der Saar und mit Metz durch streifende Parteien zu durchschneiden. Dies gelang ihm allerdings und er nöthigte auch seinen Feind, bei welchem noch andere wichtige Umstände mitwirkten, zum Rückzuge nach Metz. Kaum hatte Gallas dies bemerkt, so ließ er durch seine Reiterei die nähere Straße nach der Saar besetzen und zwang den Feind, auf einem unwirthlichen, öden Umwege unter ununterbrochenen Verfolgungen den Rückzug zu nehmen. Der Herzog von Weimar hielt sich musterhaft und kam seinen Gegnern vier Stunden bei Saarbrück zuvor. Gallas ließ bei seiner Ankunft dort seine Reiterei sofort über den Fluß setzen und den Rückzug der Weimaraner und Franzosen beunruhigen, diese brachten ihr aber am 27. September eine Schlappe bei. Gallas bestürmte nun Saarbrück, Walderfangen und S. Avold, und vereinigte sich am 16. October mit dem Herzoge von Lothringen, der ihn mit den schmählichsten Vorwürfen überschüttete, daß er den Herzog Bernhard und den Cardinal de Lavalette hatte entwischen lassen. Beide bezogen in Uneinigkeit ein festes Lager bei Dieuze und zwangen die feindlichen Generale eine Schlacht zu suchen, welche diese, mit Ausnahme Herzogs Bernhard, vermieden, gleichwie Gallas selbst sich weigerte, seine Schanzen zu verlassen, da Hunger und Pest in seinem Heere, obschon unter prunkvollen Zechgelagen des schwelgerischen Feldherrn, zu wüthen anfingen. Auch als ein guter Theil der Franzosen im November sich in Standquartiere zurückgezogen hatte, wagte Gallas, welchem die Teutschen unter Bernhard manchen empfindlichen Streich versetzt hatten, keinen Angriff, sondern brach, statt in Frankreich einzufallen, wie erwartet wurde, am 23. November aus seinem Hungerlager bei Dieuze nach dem Rheine auf, nachdem ihn Karl von Lothringen aus Unmuth im Stiche gelassen hatte. Hunger, Frost, Seuchen und unglückliche Streifzüge hatten sein Heer um ein Drittel geschwächt und seinen Rückzug über Pfalzburg nach Zabern bezeichneten Sterbende, Leichen, zurückgebliebenes Gepäck und andere Geräthe. In Elsaß vertheilte er die Winterquartiere, setzte dort einen Kleinkrieg gegen die Franzosen fort, lebte daneben unter ringsum herrschender Pest und Hungersnoth zu Elsaßzabern mit Spielleuten und Weibern in Saus und Braus, wurde aber zu Anfange Februars 1636 durch die Ankunft der Franzosen so erschreckt, daß er übereilt nach Landau flüchtete.

Durch viele Absendung von Truppen geschwächt, konnte Gallas am Rhein Nichts von Bedeutung unternehmen. Da erschien im Mai der von seinem Vater zur Leitung des Krieges abgeschickte König Ferdinand zu Augsburg, wohin dieser zu Anfange Juni's den Generallieutenant Gallas und die Abgeordneten des Herzogs von Lothringen und des Cardinalinfanten von Spanien zu sich entbot, um über die nächsten Kriegsanschläge zu Rathe zu gehen. Es wurde bestimmt, Frankreich von den Niederlanden her mit aller Macht anzugreifen, und diesen Einbruch durch Gallas' Bewegungen vom Rheine aus unter des Lothringers Beistande zu unterstützen. Allein der Herzog von Weimar störte durch sein siegreiches Vordringen von der Saar ins Elsaß diesen Plan nicht wenig, bevor Gallas aus des Königs Hoflager am Rhein wieder angelangt war. Dieser konnte auch die wichtige Festung Elsaßzabern nicht retten, weil seine polnischen Reiter den Dienst versagten und Uneinigkeit unter seinen Obersten ausbrach. Die Erscheinung des Königs von Ungarn im Lager zu Drusenheim stellte zwar die Eintracht wieder her, allein es geschah hier Nichts von Belange, weil der Wechsel des Kriegsschauplatzes, der von den Spaniern und Kaiserlichen in so ungeheurer Ausdehnung nach Westen und Norden eröffnet worden war, eine sorgfältige Verwendung der vorhandenen Streitkräfte verlangte und Gallas überdies noch auf Verstärkung wartete. Unterdessen wurde der Herzog von Weimar zur Deckung des von der Picardie her hart bedrohten französischen Königreiches nach Lothringen zurückgerufen. Erst einen Monat nach dessen Abzuge trennte sich Gallas zu Breisach von dem Könige von Ungarn und zog mit seinen 13,000 Mann der Freigrafschaft Burgund zu, belagerte am 16. September Champlitte und traf nebst Mercy, Lamboc und Karl von Lothringen Anstalten, mit ihren vereinigten 20,000 Mann

Streitkräften ins Herz des südöstlichen Frankreichs einzufallen, vermied aber aus Bedenklichkeiten eine Feldschlacht, und schlug auf den Höhen bei Champlitte ein festes Lager auf. Nach mehren Wochen durch Buttler und Caretto verstärkt und durch gute und böse Worte Herzogs Karl gereizt, brach er endlich am 22. October doch noch auf und gelangte vier Tage darnach, nachdem die Festung Mirebeau genommen worden war, in die Nähe Dijons, wo sich ihm der Herzog von Sachsen-Weimar und die Franzosen entgegenstellten und ihn zwangen seinen Marsch längs der Saone zu nehmen, und als er bei S. Jean de Losne den Paß nach Frankreich erzwingen wollte, wurde ihm auch hier der Weg verrennt und sein Heer genöthigt, im ungünstigsten Wetter und unter harter Verfolgung den Rückzug zu nehmen, wodurch das beabsichtigte Zusammenwirken der kaiserlichen und spanischen Waffen gänzlich gestört wurde. Übereilte sich Gallas auch auf dem Rückzuge nicht, da er von der Uneinigkeit des Herzogs von Sachsen-Weimar mit dem Cardinale de Lavalette Kunde erhalten hatte, und machte er vielmehr mit Karl von Lothringen von Port für Saone und Favernay aus wieder bedrohliche Versuche, Frankreich von Neuem anzugreifen, — wie er denn unter diesen Umständen unleugbar große Vortheile über seine Gegner errungen haben würde, bevor der Herzog von Weimar die Franzosen zum Winterfeldzuge hatte nöthigen können —, so nöthigten ihn doch die Nachrichten vom schlechten Stande der Kaiserlichen gegen die Schweden im Norden Teutschlands zu Anfange Januars 1637 zum Rückzuge bei Breisach über den Rhein. Er mußte sich dessenungeachtet vor dem Könige von Ungarn wegen seines mislungenen Feldzugs rechtfertigen und gewann auch dessen Vertrauen wieder, als dieser nach seines Vaters Tode im Februar den Kaiserthron bestieg. Indessen ward ihm der Oberbefehl nicht eher wieder ertheilt, bis der Herzog Georg von Lüneburg diesen Posten ausgeschlagen hatte.

Da der Krieg mit Frankreich in den Hintergrund trat, zog sich Gallas nach Schwaben und Franken zurück und stärkte sich hier zum Angriffe auf die unter dem Feldmarschalle Banner bis nach Sachsen hereingebrochenen Schweden. Zum neuen Kaiser nach Prag gerufen, holte Gallas seine Weisungen für den Feldzug und eilte dann nach Leipzig, um von da aus an der Spitze eines aus Kaiserlichen, Sachsen und Brandenburgern zusammengesetzten Heeres von kaum 30,000 Mann die Schweden im Lager bei Torgau einzuschließen; allein ihr schlauer Feldherr überlistete ihn und entwich der gefährlichen Überlegenheit und Noth. Zwar erfuhr Gallas seinen Aufbruch erst einen halben Tag später, gewann aber auf nähern Wegen dem Fliehenden einen Vorsprung ab und schloß ihn bei Landsberg dergestalt ein, daß sich dieser wie ein Wild im Netze gefangen sah. Doch verlor Banner die Besonnenheit nicht, sondern täuschte den kaiserlichen Feldherrn abermals und entkam mit seinem Heere ohne Verlust glücklich nach Stettin. Diese geniale List brachte Gallas und dessen Waffengenossen bei den Teutschen in Hohn und Spott und die Holländer ersannen ein Schmachbild, welches die kaiserlichen Generale darstellte, wie sie einen Sack, in welchem das schwedische Heer steckte, zuschnürten, ohne zu bemerken, daß Banner, mit seinem Degen einen Zipfel des Sackes aufschneidend, herauskroch. Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg schalt so ernstlich auf die Überlisteten, daß er die Entschuldigungen ihres Obergenerals Gallas gar nicht anhörte, sondern mit einer Meldung des schmachvollen Herganges an den Kaiser drohte.

Doch war die Gefahr so groß noch nicht, weil Banner sehr ermattet und geschwächt, wenigstens vor der Hand nicht zu fürchten war, und durch gute Anstalten hätte vernichtet werden können. Allein Gallas verstand sie nicht zu ergreifen: er entließ die Sachsen und Brandenburger, um die Städte in Mecklenburg und an der Niederelbe zu erobern, was denn auch in Kurzem glückte, rief hernach diese Völker, als der General Hans Götz sich von ihm getrennt hatte, um nach Thüringen, Hessen und Westfalen zu gehen, um die Mitte Septembers wieder zurück, konnte aber Vorpommern, da er keine Schlacht wagen wollte, nicht eher als gegen Ende des Jahres gewinnen. So endlich im Besitze des fruchtbaren Theiles von Pommern verdarb er zwar Banner's Früchte des vorjährigen wittstocker Sieges, benahm sich aber zugleich durch absichtliche Verheerung seiner eroberten Standquartiere die Aussicht auf gute Winterlager und übte bei Vertheilung der neuen auffallende Ungerechtigkeiten aus, während im Heere, welches von ganzen Scharen überzähliger Officiere jeden Ranges, von einem übermäßigen Trosse und der Last unnützen Gesindels beladen war, böser Zwist wegen ausgebliebener Löhnung nicht unterdrückt werden konnte. Über Mecklenburg, wo Gallas bei dem Jahresschlusse sein Hauptquartier aufschlug, Holstein, das Erzstift Bremen, Braunschweig und Lüneburg, über die Umgegend von Hamburg und Lübeck ergossen sich nun seine nackten, zuchtlosen, unbezahlten Soldaten, oft unter freiem Himmel auf Eis und Schnee gelagert, weil die Obersten, nur auf sich bedacht, ihr Volk muthwillig verderben ließen. Zu dieser Sorglosigkeit und den Misbräuchen anderer Art im Heere, wie zu der schonungslosen Behandlung der Truppen selbst kam noch die Entsendung verschiedener Heerhaufen, weil Gallas glaubte, daß die Schweden nicht mehr zu fürchten wären. Als aber seine hungernden, zum Theil kranken Scharen aus mehren Gebieten, wie in Holstein, dem Weichbilde Lübecks und Hamburgs, dem Herzogthume Lüneburg und aus Pommern weggewiesen wurden, blickte er mit Sorgen dem künftigen Feldzuge entgegen. Banner breitete sich in Pommern wieder aus, erhielt Verstärkung aus Schweden und brachte bis zur Eröffnung des Feldzuges im Juli 1638 ein Heer zusammen, das fast noch einmal so stark war, als das des kaiserlichen Feldherrn, welcher auf der Musterung bei Dömitz kaum 15,000 Mann zählen konnte. Gleichwol hoffte er mit Hilfe der Brandenburger die Schweden in Pommern einzuschließen und seine dortigen festen Plätze noch zu retten, allein Banner griff ihm vor, nahm dieselben sämmtlich, mit Ausschlusse Demmins, und drängte bis zum October seinen Gegner über die Havel nach Lenzen und Dömitz zurück. Aber auch hier konnte sich Gallas, obschon ihm Marzin Verstärkung zuführte, gegen den erneuerten Andrang der Schweden nicht halten, sondern mußte, über die Elbe fliehend, in

der Altmark und im Lüneburgischen Zuflucht suchen; und da er diese dort nicht fand, seinen Rückweg in das Gebiet von Magdeburg, und auch hier ohne Mittel des Unterhaltes gelassen, zu Ende des Jahres mit seinem zerrütteten Heere verunglimpft auf Schlesien und Böhmen nehmen. Sachsen ward den Schweden preisgegeben, Böhmen fürchtete einen Einbruch derselben, und in diesem Drange der Gefahren, welche rege Thätigkeit zu Prag und Wien nothwendig machten, dachte der Kaiser daran, dem unglücklichen Heerverderber Gallas den Oberbefehl zu nehmen und denselben seinem, nicht zum Krieger, sondern zum Geistlichen erzogenen Bruder, dem 23jährigen Erzherzoge Leopold Wilhelm, zu übergeben. Bevor dies geschah, setzte er den Hofkriegsrath-Präsidenten, Grafen Heinrich v. Schlick, dem Generallieutenant Gallas zur Seite. Beide wiesen zu Anfange Juni's 1639 der Schweden Angriffe auf Prag ab, mußten aber geschehen lassen, daß diese sich über das halbe Böhmen, über Mähren und Schlesien ausbreiteten, weil unterdessen zwischen Gallas und dem herbeigerufenen General Hatzfeld eine verderbliche Eifersucht ausbrach, die das erwünschte Zusammenwirken der kaiserlichen Waffen hemmte. Unter diesen Umständen legte Gallas am 30. Nov. 1639 n. St. seine Feldherrnwürde nieder und übergab dem jungen Erzherzoge, welcher den erfahrenen Piccolomini zum Beistande erhielt, die oberste Leitung der Kriegsangelegenheiten. Er ging nach Wien, wurde in den Hofkriegsrath gezogen, nahm aber bald Urlaub, um zu den Seinen nach Trident zu gehen.

Gallas hinterließ den Ruf, daß er, obschon ein Sohn des Krieges und im Heerlager gebildet, doch nur die Kunst erlernt hatte, seine eigenen Heere zu zerstören. Unerhörte Eigenliebe, Unmäßigkeit in den Genüssen, Unvorsichtigkeit im Handeln und Mangel an tiefer Einsicht bezeichneten seit der nördlinger Schlacht alle seine Schritte. Der kaiserliche Hof blieb aber für jenen Sieg, den er errungen, und für die ergebene Treue, die er in gefahrvollen Zeiten bewiesen, nicht undankbar, und in Fällen neuer Verlegenheiten wendete er immer wieder sein Auge auf ihn, da er allem Vermuthen nach sich gegen die Befehle des Hofkriegsrathes zu Wien in Allem willig fügte. Als zu Eingange 1643 der Erzherzog Leopold Wilhelm aus Misvergnügen über seine Generale und aus Haß gegen den erleuchteten Trautmannsdorf seine Feldherrnwürde niederlegend, in sein Bisthum Passau zurückkehrte und sein Gehilfe, Piccolomini, nach Spanien entlassen wurde, rief der Kaiser, durch die Schweden unter Torstenson abermals in Noth versetzt, den Heerverderber Gallas wieder ins Lager nach Böhmen. Seine Ernennung zum obersten Feldherrn verbreitete unter den kaiserlichen Truppen allgemeine Muthlosigkeit und unter den Schweden großes Frohlocken. Diese spielten damals in Mähren, Schlesien und einem Theile von Böhmen den Meister, zogen vor den kaiserlichen Feldherrn, dem die Hände von Wien aus gebunden waren, triumphirend umher und wußten ihn durch Scheinbewegungen zu täuschen, oder durch Waffenstillstandsvorschläge wochenlang hinzuhalten, bis sie nach Holstein gerufen ihm im October entwischten und dort wichtige Unternehmungen gegen die Dänen bis zur Mitte des Jahres 1644 ausführen konnten, ehe Gallas, der bis dahin in Böhmen festgehalten worden war, mit seinen 10,000 Mann dort anlangte. Vom Kaiser den Dänen zur Stütze dahin gewiesen, vereinte er sich zwar mit ihnen und nun in Überlegenheit hoffte er auch die Schweden unter Torstenson dort ebenso, wie 1637 unter Banner bei Landsberg, im Sacke zu fangen; er wußte aber nicht zu siegen, wich, mit der Eroberung Kiels sich begnügend, jeder Gelegenheit zur Schlacht aus, ermüdete seine und die dänischen Truppen durch zwecklose Märsche und brachte es zuletzt dahin, daß sich die letztern, da ihn die Schweden stets hinter sich herlockten, bei Bardewyk mit Unwillen von ihm trennten. Jetzt erhielt Torstenson die Übermacht im Felde wieder und trieb zu Anfange Septembers den geschmähten kaiserlichen Feldherrn über Magdeburg ins Fürstenthum Anhalt. Hier zog dieser kursächsische Verstärkung an sich, brachte dadurch aber, weil er Nichts aufs Spiel setzte, das Heer in die höchste Noth an Lebensmitteln und schlich sich am 16. November nach Magdeburg, wo ihn ebenfalls in kümmerlicher Lage Torstenson und Königsmark einschlossen. Kränkelnd und aus Verzweifelung betrunken, harrte er hier seinem Untergange entgegen. Glücklicher Weise aber riß der Eisgang auf der Elbe die Verbindungsbrücken seiner Gegner weg und so konnte er am 2. Jan. 1645 seinen bis auf 2000 Mann Fußvolk zusammengeschmolzenen Heerhaufen über Wittenberg und Dresden, wiewol in völliger Auflösung, nach Böhmen retten. Hier legte er, nur durch Trautmannsdorf vor kaiserlicher Ungnade geschützt, das Commando nieder. Der Bischof und Erzherzog Leopold Wilhelm nahm unter dem Beistande der Grafen Götz und Hatzfeld den Heerbefehl wieder, wurde aber am 6. März von den hereingebrochenen Schweden bei Jankau geschlagen. Gallas, der in Böhmen zurückgeblieben war, sammelte die durch jene Niederlage zerstreuten Truppen wieder. Obschon immer kränkelnd an Gicht und Steinschmerzen, fand er sich zu Ende des Jahres 1646, als Leopold Wilhelm seinen Posten im Heere niederlegte, immer wieder bereit, in denselben einzutreten. Er eroberte zu Anfange 1647 Eger, Salzburg und Weißenburg am Inn, und versuchte im Auftrage des Kaisers den Kurfürsten von Baiern, welcher durch die Franzosen zur Waffenruhe gedrängt wurde, zur gemeinschaftlichen Fortsetzung des Krieges zu stimmen, allein die Erinnerungen dieses Fürsten stimmten selbst den kaiserlichen Feldherrn um, der indessen bittere Klagen und herbe Drohungen von demselben über die Ausschweifungen und Erpressungen seiner Truppen in der Oberpfalz einstecken mußte, während er nach Wien zurückging, dem Grafen von Holzapfel seine Stelle überließ und am 25. April sein Leben daselbst beschloß. Vor seinem Tode wünschte er ein sicheres Zeichen von dessen Annäherung zu haben und glaubte dieses auch in einem schwarzen Zahne zu finden, der ihm ohne Schmerzen aus dem Munde fiel und von seinem Chirurgen dennoch für gesund erklärt wurde. Im übrigen, berichtet Khevenhiller, habe Gallas vor seinem Ableben den Kaiser gern nochmals sprechen wollen und da dies nicht thunlich erschien, habe er sich ein Packt Briefe reichen lassen und dasselbe ins Feuer geworfen.

Gallas besaß außer den kaiserlichen Geschenken an Grundstücken, wie oben erwähnt wurde, noch die Herrschaften Schmirsitz, Seidenberg und Reichenberg in Böhmen, die er durch Ankauf erworben hatte, nebst den Schlössern Campo und Matarelo im tridenter Gebiete, sowie ein neapolitanisches Geldlehn von 60,000 Dukaten, womit ihn der König von Spanien am 22. Aug. 1635 aus Dankbarkeit begnadet hatte, und welches für seinen ältesten Sohn in das Herzogthum Lucera im Königreiche Neapel umgewandelt wurde. Seiner Anordnung zufolge wurde sein Leichnam in der Jesuitenkirche zu Trident beigesetzt. Daselbst hatte er während seines Lebens die verfallene St. Simonskapelle wieder herstellen lassen, auch eine neue erbaut und ausgestattet. Vermählt war er zweimal gewesen, zuerst mit Isabella von Archoden Arco, mit der er in unfruchtbarer Ehe lebte und deren Schwester den Grafen von Altringen zum Gemahle hatte, und dann mit Dorothea, aus dem gräflichen Hause Lodron stammend, mit welcher er neun Kinder zeugte. Von diesen blieben am Leben: 1) Franz, Herzog von Lucera; 2) Anton, Erbe der väterlichen Güter in Böhmen, der die gräfliche Linie Gallas fortsetzte, sich als kaiserlicher Gesandter einen Namen erwarb und als Verweser des Königreichs Neapel am 25. Juli 1719 starb; 3) Maria Victoria, mit dem Grafen von Kallowrat und 4) Theresia, mit dem Grafen von Nachodt vermählt. Die Mutter dieser Kinder verheirathete sich wieder an den Fürsten Ferdinand Joseph von Liechtenstein, Gundackar'scher Linie*). (*B. Röse.*)

GALLA'S [1]) Zu der Zeit, da Etana Deughel David, König von Habesch, wider den König von Adel Krieg führte, brach aus dem Reiche Bali ein gefährlicherer Feind hervor. Matthäus nämlich, ein Grundbesitzer in Bali, einem zwischen Habesch und Adel am Hawasch liegenden Lande, hatte einige Sklaven allzu hart behandelt. Sie verließen ihn, gesellten sich zu Räubern und Flüchtlingen und verübten tausend Räubereien. Dies geschah im J. 1537. Die Einwohner von Bali waren nicht stark genug, sie zu zwingen und die Bewohner von Habesch verachteten Anfangs diese Horden, was sie hernach bereuen mußten. So erzählt Ludolf den Ursprung der Galla's. Aber schon P. Tellez erklärte sie für eine besondere Nation und man suchte beide Annahmen durch die Behauptung zu vereinigen, jene geflüchteten Sklaven wären Galla's gewesen. Jedenfalls spielt jene Sklavenmeuterei eine durchaus untergeordnete Rolle. In die Mitte des 16. Jahrh. fällt die größte afrikanische Völkerwanderung, von der wir wissen. Die Räuber- und Hirtenhorden aus der Mitte des hochafrikanischen Steppenlandes, durch uns unbekannte Naturrevolutionen oder politische Ereignisse gedrängt, bewegten sich nach Westen, Osten und Norden. Die Zuniba- und Mozunibahorden stürzten sich auf die portugiesischen Besitzungen auf der Ostküste und wurden erst 1589 in einer großen Schlacht zurückgedrängt, die Gagas oder Schaggas griffen Congo und Angola an, die Galla's am früheſten 1537, Habesch. Aus dem Reiche Bali drangen sie gegen Angote vor. Wenige Zeit darauf machten sie ihren ersten Einfall in Gojam und von nun an zogen sie, in viele Horden getheilt, vom Zebrastrom und um das hohe Narea hinab in das habessinische Alpenland und bemächtigten sich 22 habessinischer Gaue: Faligor, Bali, Guniar, Bargamo, Isat, Luzamo, Hadea, Schoa, Gurague, Gooderoo, Bizamo, Geduna, Angota, Dawara, Weda, Walck, Schewa, Ganza, Comta u. m. bis zum Land der Gongas und Gafats. So bildeten sie einen Gürtel um Habesch im Ost, Süd und West, und verwüsteten Jahrhunderte lang alljährlich nach der Regenzeit das Land. Die Portugiesen hatten gleich zu Anfange gerathen, Festungen gegen diese Horden zu erbauen; die Habessinier erwiederten: „Steine hätten sie, um Kirchen zu bauen, zum Schutze des Landes ihre Arme." Trotz solcher tapfern Sinnesart hätten die Galla's wol nicht blos Habesch, sondern einen großen Theil von Habesch bezwungen, wären sie einig geblieben. Allein bald begannen die Stämme unter sich über den Besitz des neu erworbenen Gebietes zu streiten und innere Zerwürfnisse lähmten ihre Riesenmacht. So gelang es, sie aus einigen Gauen wieder zu verdrängen, oder sie in andern zinsbar zu machen.

Die älteren Beschreiber geben als den Mittelpunkt ihrer Vereinigung Bizamo am Malebstrome, zwischen Nil und Bahar el Albiad, an. Dadurch getrennt theilen sie sich in die östliche Bertuma Galla, mit ihrem Oberhaupte Mooty, und in die westlichen Boren Galla, deren Oberhaupt Lubo heißt [2]). Die östlichen theilen sich in sieben Stämme, die schon früh anfingen sich in Bali und Damaro anzusiedeln; die westlichen, ebenfalls sieben Stämme, ließen sich am Süd- und Westufer des Niles nieder. Eine dritte Abtheilung von sieben Stämmen, welche in Wakara und Schoa eindrang und die alte Residenz Tekulet vernichtete, wurde hernach weniger furchtbar. Dies sind die Galla, welche sich Ilma (Kinder) Killelu nennen,

*) Benutzt wurden außer Aretin's und Förster's Werken über Wallenstein, Herzog von Friedland, Khevenhiller's Conterfet-Kupferstich der vornehmen Minister und hohen Officiere unter Kaiser Ferdinand's II. Regierung II, 230—236, wo sich auch das Bildniß dieses Feldherrn befindet; Gfrörer's Gustav Adolf, König von Schweden; Röse's Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar; von der Decken's Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg; von Westenrieder's Geschichte des 30jährigen Krieges und Barthold's Geschichte des großen teutschen Krieges u. s. w.

1) Hauptschriftsteller über die Galla's: *Ludolf*, Histor. Aethiopica I, 16, 10 sq. und Commentar ad Hist. Aeth. pr. 1, 53 und 3, 133, 47, 2 und 2, 65, 8 und 11 und 3, 106, 4 und 3, 105, 13 und 17; *Hieron. Lobo*, Relation d'Histoire d'Abyssinie p. 21 sq. (franz. Übersetzung). Bruce, Reisen (teutsche Übersetzung) I. S. 448. II, 213—224. V, 256. *Salt*, Voyage p. 299—301. Rüppell, Reise I. S. 264. II. S. 324. v. Katte, Reise S. 102—108. C. Ritter, Erdkunde. 2. Aufl. I. S. 140 fg. 160. 170. 175 fg. 187 fg. 228 fg. *Combes* und *Tamisier*, Voyage en Abyssinie dans les pays des Gallas etc. (Paris 1837.) Isenberg, Abessynien I. S. 42—50. Tutschek, Einleitung S. XLVII—LVIII im Lexikon der Gallasprache. Harris, Gesandtschaftreise nach Schoa (teutsche Übersetzung) I, 171. 183 und besonders II, 135—140, Vieles in den Zusätzen und Berichtigungen, z. B. 166—170.

2) Alle diese auf älteren Beschreibern ruhenden Angaben sind freilich ziemlich ungewiß. So heißt z. B. grade Bora in der Gallasprache Osten.

auch Teluma Galla oder Berggalla genannt werden. Dem Könige Yasous dem Großen, 1680—1704, gelang es, nach einigen glücklichen Feldzügen mehre Horden dieser kriegerischen Hirten sich zu verbinden und sie längs den steilen Nordufern des Nil anzusiedeln, um diese gegen die Räuberhorden der Galla von Bizamo zu vertheidigen. Man kennt jetzt etwa 60 verschiedene Gallastämme: die weite Strecke zwischen Nil, Hawasch und Gotschob ist als ihr Verbreitungsgebiet anzusehen, als das Darel Galla, das Land der Galla; sie wohnen aber auch über letztgenanntem Fluß hinan, in das Innere von Afrika hinein. Krapf schätzt sämmtliche Galla auf 8—10 Millionen.

Wir führen die von den neuesten Reisenden am meisten genannten Gallastämme auf und bringen sie wenigstens theilweise unter Rubriken: 1) In einem Abhängigkeitsverhältnisse von dem Reiche Schoa befinden sich: die Abidschu, die Aboti, die Agumtscho, die Bitscho-Fuguk, die Bitscho-Woreb, die Botha, die Charsa-Dagha, die Djiddu, die Muhammedanischen Djille im Nordosten von Schoa bis zu dem Adaiel, am Fluß Attala, die Duguggra, die Karaja mit reichem Vieh- und Weidelande, 40 Meilen lang und 30 breit (engl.), zahlen jährlich 20 Ochsen und den linken Zahn jedes todtgefundenen oder in der Falle gefangenen Elephanten, die Liban, die Zumi, in der Nähe der Landschaft Faligor und den Gama-Galla, die Metta oder Motta an der Grenze von Enarea, die Mulofalada, am blauen Nil, die Serti, grade unter dem Wendekreise, die Saddo an der Grenze von Enarea, die Supa, östlich von Schoa bis Adaiel, am Flusse Negiso, ein roher mörderischer Stamm, die Waberi, die Worra. Nur einige dieser Stämme sind völlig unterworfen; andere stehen mehr im Bundesgenossenverhältniß, und die Hoheit Schoa's muß durch periodische Kriegszüge aufrecht erhalten werden [3]). 2) Zu dem Reiche von Enarea gehören: die Agallo, die Bitschu, die Malina, die Nono (nach andern unter Häuptlingen unabhängig), die Sudetscha, die Tschora. 3) Um das christliche Reich Hurrur herum wohnen: die Balili, die Bursu, die Butira, die Guti, die Nuli, die Tarsu. — Andere Stämme sind: die Adia, zwischen Kaubat und Aimelleli, die Afrubba, die Muhammedanischen Alaba, an der Grenze von Enarea, scheußliche Ungeheuer, die Alla, die Ara, am Tito, einem Nebenflusse des Godjob, die Arejo, die Arusi, zwischen Schoa und Hurrur, ein Raubvolk im Hochgebirge, die Asboti oder Asiboti, auch im Hochlande, die Assu, in der Nähe von Wofana, die Azemtscho, die Buno, auf hohen Bergen in der Nähe von Enarea, durch einen Rath von Ältesten regiert, die Danagem und Dana-Urkeschne, in der Nähe des Reiches Kutscha, die Douro, in der Nähe des Godjob, die Farsa, im Hochgebirge, die Finsinni und Ikka, auf der Ebene Germama, zwischen Jerrur, Segala und Entotto, die Gama-Gobo, am Toritsch, einem Nebenflusse des Godjob, die Gamu, im Hochgebirge, die Ghilan, die Giri, die Goma, an der Grenze von Enarea [4]), die Jttu, Bergvolk zwischen Schoa und Hurrur, die Jamora, in der Nähe von Wollamo, die Kullu, südlich von Kaffa, sieben Tagereisen von Teffti, eine Tagereise vom Lande der Doko, in welches Sklavenjagden gemacht werden, die Mautscho, in der Nähe von Enarea, die Mergo, auch bei Enarea, die von der Jagd der Elephanten und Büffel leben, die Omo oder Umo, die Sama, um die Quellen des Tabu, die Selmi, im Nordosten von Schoa, die Tulema, in der Bergkette von Saka, auf der Nordgrenze von Schoa, zum Theil moslemisch, die Tumi, die Warrella, ein großer Stamm, der Kaffa zinsbar ist, die Wollo, mit dem Reich von Gondar verbündet, die Worra-Kalu, die Wurboro.

Über Herkunft und Abstammung der Galla sind die verschiedensten Muthmaßungen laut geworden. Derer nur im Vorübergehen zu gedenken, welche sich bis zu Galliern und Kelten versteigen, haben andere, wie Murray (Vocabulary of the Galla Language), sie für identisch mit den Gaggas oder Schaggas von Metambo und Congo erklärt. Ritter (a. a. O. S. 140) erklärt wenigstens die Muzimbis, am obern Zambese, den Portugiesen einst gefährliche Feinde für Galla: ihr König habe bei jenen Einfällen Gallo geheißen, das Volk selbst auch Mauruca, einen Stamm der Galla bei Mogadoro aber heiße man jetzt Maracata. Vater (im Mithridat III, 1. S. 249) macht darauf aufmerksam, daß zwischen Cap Mesurado und der Pfefferküste Negerstämme mit dem Namen Gala wohnen. Blumenbach findet manche allerdings vorhandene Parallelen mit den Hottentotten [5]). Harris (a. a. O. II, 140) findet überhaupt mehre Gebräuche der Galla mit denen der gesitteteren Völker des Alterthums verwandt. „Wie die Römer und Etrurier suchen sie im Vogelflug und im Eingeweide geschlachteter Opfer Vorbedeutungen, tragen das Haar wie die alten Ägyptier geflochten und legen wie diese beim Schlafen den Kopf auf eine hölzerne Krückenunterlage, heirathen nach dem Mosaischen Gesetz die Witwe eines verstorbenen Bruders und beugen das Knie vor der alten Schlange, die sie als den Vater alles Bösen ansehen [6]). Ja, Harris erwähnt sogar eine unter den Galla laufende Prophezeiung, nach der sie einst Habesch verlassen und gen Morgen und Mitternacht ziehen würden, um das Erbe ihrer jüdischen Vorfahren zu erobern. Schon der Jesuit Antonius Almeida behauptet in einem Manuscript des habessinisch-römischen Patriarchen Alphons Mendez die Behauptung gefunden zu haben, die Galla stammten von den zu Salmanassar's,

3) Der Statthalter der unterworfenen Gallastämme heißt Worari; sie bilden in der Armee den scharmuzirenden Vortrab.

4) Ihr König Abba Rebo ist ein Bekehrter zum Muhammedanismus. Da seinem Vater das Leben durch einen Geier gerettet wurde, der, der Sage zufolge, einem ganzen Heere Heiden, von denen der König angefallen ward, die Augen aushackte, so behält er einen gezähmten Vogel bei, der, mit einer klingelnden Schelle um den Hals, allemal das Heer auf seinen Plünderzügen begleitet. Am Ende des ersten Marsches schlachtet Abba Rebo einen weißen Stier, und nehmen dann die wilden Geier der Lüfte mit dem abgerichteten Theil am Mahle, so ist das ein gutes Zeichen. 5) Anmerkung zu Bruce 5. Th. S. 256. 6) Von dieser Verehrung der „alten Schlange" wissen übrigens Krapf, Isenberg und Abbadie Nichts zu erzählen.

Nebukadnezar's und Titus' Zeiten verstreuten Juden. Die Sage, welcher auch Katte (S. 107) spöttisch Erwähnung thut, gründet sich wol auf die bei vielen Gallastämmen übliche Beschneidung.

Der Name Galla gibt uns in diesem Auseinandergehen der Meinungen keinen leitenden Faden. Nach Bruce bedeutet er Hirten. Tutschek (im Lexikon der Gallasprache) leitet ihn vom Gallaworte gala = heimgehen, seine Heimath suchen, ab. Nach einer anderen Ansicht soll Galla soviel sein als ingressi, Einwanderer. Die Habessinier leiten ihn vom Flusse Gala in der Landschaft Guragué ab, wo vor vielen Jahrhunderten ihre Vorfahren mit den Galla gekämpft haben sollen. Köstlich ist die Etymologie fanatischer Muhammedaner. Der Prophet foderte den Stammvater Wollabu auf, sich dem wahren Glauben zuzuwenden: „Gal La," d. h. er sagte Nein, berichtete der ausgesandte Bote, und Muhammed rief aus: „so sei dies denn fortan der Name der Ungläubigen, da sie die durch den Engel Gabriel gemachten himmlischen Offenbarungen nicht annehmen wollen."

Wären auch alle diese Ableitungen zuverlässiger, als sie sind, so könnten wir doch bei der Frage nach der Herkunft der Galla kein Gewicht darauf legen. Denn die umwohnenden Stämme gebrauchen nicht einmal alle diesen Namen (die Agows z. B. sagen Galojead) und was mehr sagen will, die Galla selbst nennen sich ganz anders.

Sie nennen sich andern Nationen gegenüber Ilma Oromo, d. i. Kinder des Oromo; d'Abbadie übersetzt das Söhne des Wanderers, weil das Gallawort omea heißt, ein Anderer, ein Fremder, ein Auswärtiger, zum Gegensatz von warra, zur Familie gehörig. Tutschek bringt den Namen mit religiösen Vorstellungen in Verbindung. Uma heißt, von Gott, schaffen, bilden, auch Werk, om, Frucht. Nach den Erzählungen der Galla war Kain ihr Stammvater Wallabu von „jenseit des großen Wassers Bar-gamo" und seiner Kinder waren neun: Arussi, Karayo, Djille, Abidschu, Gillan, Woberi, Metta, Gembidschu, Bitscho-Fuguk, deren Lenden die unzähligen Gallastämme entsprungen seien[7]). Nach Harris ist Bargamo eins mit dem Godschobstrome[8]); stände dies unbezweifelt fest, so wäre die Abstammung der Galla aus Centralafrika entschieden, zumal da die Galla immer behaupten, sie seien von Süden nach Norden gezogen. Wahrscheinlich hat Innerafrika schon öfter nach Norden solche Völkerstämme ergossen, wie sich denn schon bei Diodor die Sage von solchen Völkerwanderungen findet; vergl. Heeren, Ideen. 2. A. II. S. 338.

Die Galla sind ein schlanker, wohlgegliederter, kräftiger Menschenschlag. Der jüngere Abbadie sah einmal einen Gallakrieger einen wüthenden Bullen an einem Hinterbeine packen und zu Boden werfen. Die Farbe ist schwarzbraun, bei einigen in Tiefthälern wohnenden Stämmen fast schwarz, die Gesichtszüge wild und feurig. Das sehr starke schwarze buschige Haar ist entweder in großen, lotusblättrichten Abtheilungen geordnet, oder hängt in Zöpfen oder breiten Flechten über die Schultern. Die gegerbte Haut der gemeinen Schafe ist ein unerläßlicher Theil des männlichen Anzugs; Häuptlinge und angesehene Leute tragen das schwarzgefärbte Vließ, Lofisa, einer besondern Schafrace mit sehr langen Haaren. Die Männer sollen ihre Schaffelltoga übrigens gut zu drapiren wissen, sind aber wegen der Liebhaberei, sich besonders vor jedem wichtigen Beginnen dick mit Butter einzusalben, oder sich mit Gedärmen zu umschnüren, widerwärtig[9]). Die Frauen sind unter den Afrikanerinnen wegen ihrer Schönheit berühmt. Sie tragen ein Lederröckchen, das mit einem Besatz von weißen Kaurimuscheln gestickt und um die Mitte des Leibes mit einem Gürtel farbiger Glasperlen umspannt ist. Die Vermögendern tragen dazu noch einen baumwollenen Überwurf. Alle aber widmen ihre Zeit eifrig dem Flechten einer unendlichen Menge kleiner Zöpfchen, die wie bei den alten Ägyptern über die Schultern fallen. Aber so hübsch sie von fern aussehen, in der Nähe duften auch sie unausstehlich nach Fett und Butter, womit sie reichlich geschmiert sind[10]).

Mit dieser vortheilhaften Schilderung der äußeren Erscheinung der Galla stimmt wenig ein Gegenstück bei Bruce, das wir anfügen. Freilich haben wir es nur mit einer Art Galla-Falstaff zu thun. „Der König von Gondar bekam einen Besuch von Guangont, dem Oberhaupt von Augat, oder der östlichen Galla. Er hatte 40 Reiter und auf 500 Fußgänger bei sich und brachte dem König eine Menge großer Hörner für seinen Wein und andere Kleinigkeiten zum Geschenk. Er war ungefähr 60 Jahre alt, klein, nicht dick, aber schwerfällig, hatte dünne Beine, im Verhältniß zu seinem Körper einen großen Kopf, eine schwarzgelbe, ungesunde Gesichtsfarbe, sein Haar war mit Ochsendärmen eingeflochten, daß man es nicht von den Därmen, welche vorn über die Brust und hinten über die Schultern herabhingen, unterscheiden konnte. Sein Hals-

7) Harris (II, 135) erwähnt auch, die Galla leiteten ihren Ursprung von drei Schwestern, Töchtern Jerusalems (?), ab, von denen Ähnliches erzählt werde, wie von den Töchtern Lot's. 8) In der Gallasprache heißt *gama* „Ufer, Seite" und dann „drüben," und darin wäre Harris' Übersetzung richtig; allein Wasser, Fluß und Meer heißt bei den Galla nicht *bar*, und müßte also aus dem Arabischen genommen sein. Beke (im Athenäum. 1843. S. 1138) gibt zu vermuthen, ob nicht der Fluß Baro gemeint sei, welcher weit über Kaffa hinaus im Inneren seinen Lauf habe und jenseit dessen die Galla ihre ursprünglichen Sitze gehabt haben sollen. Auch Abbadie gedenkt des Sobath oder Baro, als eines großen Nebenflusses des weißen Nil.

9) Die Galla bilden, etwa wie die Fulahs und Mandingos, den Übergang von den Negern zur kaukasischen Race. 10) Noch an der Sklavenkoppel macht der Galla neben andern Nationen den Eindruck der Kraft. Harris I, 319: „— anders der finster blickende Galla, der hinter ihm kommt. Der Geist freistreifender Unabhängigkeit leuchtet noch ungedämpft aus seinem Feuerauge und die leichte, schlanke Gestalt und das gekrümmte Knie verkünden den wilden Reiter des grasigen Blackfeldes. Schwer und gebrochenen Herzens plackt er sich unter einer Bürde hin, der seine Kraft durchaus nicht gewachsen ist, und ein Ächzen entfährt der Lippe, wie ihn der bittere Gedanke an die bei der Rückkehr seiner vielleicht harrenden, schmachvollen Geißel des Zuchtvogts die Seele durchzuckt, und er des verlorenen Weibes, der verlorenen Kleinen denkt, die er für immer auf den fernen Grasebenen des Hawasch zurückgelassen hat."

kragen und sein Gürtel bestanden gleichfalls aus solchen Därmen. Um den Leib unter diesem Gürtel hatte er ein kurzes, baumwollenes Tuch, das in Butter getaucht war, und sein ganzer Leib triefte von Butter. Er ritt auf einer Kuh mit ungeheuern Hörnern, hatte keinen Sattel, trug kurze Hosen, die nicht bis zur Mitte der Schenkel reichten und war übrigens ganz nackt. — In diesem Aufzug ritt er zur Audienz und ein gräßlicher Gestank kündigte seine Annäherung schon von weitem an. Der König saß in seinem Zelte auf seinem elfenbeinernen Stuhle, konnte sich aber bei diesem Anblick des Lachens nicht enthalten und sprang von seinem Throne in eine andere Abtheilung des Zeltes. Der Wilde stieg ab, kam herein und da er den Sitz des Königs erledigt fand, setzte er sich gradeweges auf das carmoisinrothe Kissen, wobei ihm die Butter am Leibe herablief. — Ehe er sich besann, fiel Alles über ihn her und trieb dieses schmierige Oberhaupt mit Rippenstößen zum Zelte heraus."

Die Wohnungen der Galla sind kegelförmige Strohdachhütten, in Gruppen zusammengestellt und durchgehends mit einer Steinmauer, als Vorsicht wider einen Überfall, umgeben. Oft liegen die Dörfchen im Schattenversteck kleiner, dunkelgrüner Haine hochragender, cedernartiger Wachholderbäume an einem Bache. Bei ihren ersten Einfällen in Habesch aßen sie zwar das Brod der Bewohner sehr gern, wollten sich aber selbst nicht zum Ackerbau bequemen; jetzt treiben ihn viele Stämme mit Eifer und werden dabei von dem herrlichen Himmel und dem üppigen, wohlbewässerten Boden unterstützt [11]). Die Sorge für das Vieh ist meist den Frauen überlassen. Sie haben den schönsten Schlag Pferde in Habesch, welche die Frauen warten, auch zu Feld- und Raubzügen satteln. Dazu kommen Groß- und Kleinviehheerden, Rinder, Schafe und Ziegen. Die Galla haben eine große, wollreiche Art Schafe, ohne Hörner, mit Fettschwanz und außerdem die erwähnte Art mit langen, weißen Haaren. Einige Stämme besitzen auch eine eigenthümliche Race Rindvieh, Sanga genannt, deren Hörner eine ungeheure Größe erreichen und zu Flaschen dienen; von den kleineren Hörnern werden Trinkgeschirre verfertigt. Fälschlich hielt Bruce die langen Hörner für eine Krankheit der gewöhnlichen Stiere. Harris sah Sanga's mit weitgespreiteten, über sechs Fuß langen Hörnern, unter welchen sie so prachtherrlich einherschritten wie der Edelhirsch mit seinen zwölf Enden. Eifrig betreiben die Frauen auch die Bienenzucht. Wirrer Lärm wird getrieben, um den Schwarm zum Niedersetzen zu bewegen, und nachdem der walzenförmige Stock mit den Blättern wohlriechender Pflanzen innen gerieben ist, wird er unten am Hüttendache aufgehängt und zweimal im Jahre der Honig geholt. Die Hauptnahrungsmittel der Galla sind mit dem Allen schon aufgezählt; natürlich kommt Jagdbeute dazu. Bei Festen, erzählt Ludolf, setzt man die beste Schüssel in die Mitte, und wer sich derselben bemächtigt, muß sich auch hernach am ersten der Gefahr aussetzen.

Die Heirathsceremonien sind einfach. Der Bräutigam stellt sich vor die Ältern der Braut hin, in der rechten Hand Gras, und in der linken Kuhmist haltend, wobei er sagt: „Möge dies nie hinein und dies nie wieder herauskommen, wenn ich mein Versprechen nicht erfülle." Dies soll so viel heißen, als: Das Gras soll nie in das Maul der Kuh kommen, oder, sie soll eher sterben, als bis sie es wieder von sich gibt. Das Versprechen des Bräutigams besteht aber darin, daß er angelobt, seiner Braut lebenslänglich Essen und Trinken zu verschaffen, und sie nach ihrem Tode gehörig begraben zu lassen. Die Vielweiberei ist erlaubt, aber nicht gewöhnlich. Die meisten Männer begnügen sich mit einer Frau, wenn aber diese unfruchtbar ist, oder nur wenige Kinder zur Welt bringt, so bittet sie ihn selbst, noch eine andere auszuwählen und wenn sie von ihm erfahren hat, welche er wünscht, so geht sie selbst zu den Ältern, um dieselbe für ihren Mann anzuhalten. Wird ihr die Bitte gewährt, so nimmt sie die neue Braut mit nach Hause, bringt sie ihrem Manne ins Bette und belustigt sich inzwischen mit den Verwandten der Braut. Sie führt dann auch ihre Kinder, wenn sie welche hat, den neuen Verwandten vor und die Männer von der Brautfamilie legen denselben die Hände auf den Kopf und schwören dabei, mit ihnen zu leben und zu sterben, als ob sie von ihrer eigenen Familie wären. Diese Kinder gehen alsdann zu ihren neuen Verwandten und besuchen sie sieben Tage lang. Diese ganze Zeit über bleibt der Mann zu Hause bei seiner neuen Frau. Nach Verfluß derselben gibt er ein Fest, bei welchem sich die erste Frau zu ihrem Manne setzt und die neue die Gäste bedient. Von nun an führt die erste Frau wieder die Wirthschaft und behandelt die neue wie eine erwachsene Tochter. Die Gallafrauen gebären übrigens schnell und leicht.

Wenn ein Vater stirbt, so erbt der älteste Sohn die ganze Verlassenschaft, ohne irgend eine Theilung mit den etwa noch vorhandenen Geschwistern. Wenn ein Sohn anfängt sein Haar zu scheeren, d. h. mannbar wird (zuvor muß er einen Feind oder ein wildes Thier erlegt haben), so gibt ihm der Vater einige Milchkühe zur Ausstattung. Wird der Vater alt und zum Kriegsdienste untüchtig, so muß er sein ganzes Vermögen seinem ältesten Sohne übergeben, der ihm dafür blos den lebenslänglichen Unterhalt zu reichen verpflichtet ist. Stirbt der ältere Bruder und hinterläßt jüngere und eine noch zum Kinderzeugen fähige Witwe, so ist der jüngste Bruder verbunden, diese Witwe zu heirathen; die aus dieser Ehe entspringenden Kinder werden immer für Kinder des ältesten Bruders gerechnet und die Heirath des jüngsten Bruders mit der Witwe seines ältesten gibt ihm nicht das mindeste Recht auf irgend einen Theil der Verlassenschaft des Letzteren. Der älteste Bruder ist nach Antretung der väterlichen Erbschaft verpflichtet, seinen Schwestern alles das, was ihnen der Vater während seines Lebens bestimmt hatte, nebst dem Zuwachse am Tage der Schenkung anzugeben.

11) Lieblich beschreibt Harris z. B. das von den Finfinni-Galla bewohnte Thal. „Mitten des saftigsten, grünen Rasens, durchrieselt von funkelnden kleinen Bächlein, die in plötzlich vorschäumenden, kleinen Fällen niederhüpften, schattige Haine der prächtigsten Wachholderbäume, die an den Lehnen herabstanden, und unter dem Weben ihrer bemoosten Äste heitere Gruppen kreisrunder Hütten, umgeben von Ackergeräthschaften."

Mehrentheils haben die Gallahorden eine monarchische oder vielmehr eine Repräsentativverfassung, in welcher die Ältesten des Stammes die Regierung in Friedenszeiten führen, während in Kriegszeiten der Abba Dula, d. h. Krieger, oder Häuptling, der Anführer ist. Nach Harris haben sich eigentliche Despoten nur da unter den Galla aufgeworfen, wo der Islam Wurzel gefaßt hat: so herrscht in Enarea ein Despot über die Stämme Agallo, Jellu, Bitschu, Sudetscha, Tschoma el Nono. Abbadie stellt die Sache anders dar. In Gegenden, in welchen das Zusammenströmen fremder Händler die einfachen Verhältnisse und Verkehrsbeziehungen der hirtlichen Stämme staatlich und geschäftlich verwickelter machte, haben die Galla sich Königen unterworfen, so in Gomo, in Enarea oder Cimmu, während z. B. in Nono, wo es verschiedene Stämme gibt, das Haupt eines jeden so unabhängig ist, als ein Beduinenscheich. Die Häuptlinge heißen bei den Galla Abba oder Aba, d. i. Herr, und dann folgt ein Beiname, der sehr oft von seinem Rosse hergenommen ist, z. B. Abba Bokibo, d. i. Herr der leuchtenden Bläße, Abba Daghet, d. i. Vater der Höhe, Abba Djeffer, d. i. Herr des Schecken, Adar a Bille, d. i. Herr oder Verwalter des Säbels [12]).

Als die Galla zuerst in Habesch einfielen, bestand ihre ganze Heeresmacht in Fußvolk. Seitdem sie aber weiter gegen Norden kamen und einige Landschaften erobert hatten, in welchen sie Pferdezucht fanden, so legten sie sich darauf und wurden so eifrige und geschickte Reiter, daß ihre Heere jetzt fast nur aus Reitern bestehen. Sie sind, meint Harris, mit dem rohen Sattel wie mit einem Stück von sich verwachsen. Die Galla können bei Überfällen und bei dem ersten Angriffe für gute Krieger gelten; aber ihre Tapferkeit ist nicht von langer Ausdauer, ob sie gleich auf ihren Märschen, die sie unglaublich schnell zurücklegen, ganz unermüdet sind und an den Schwänzen ihrer dazu abgerichteten Pferde durch die Flüsse schwimmen. Ihr Zweck geht nur dahin, in dem feindlichen Lande, das sie anfallen, in der möglichst kurzen Zeit, das möglichst große Unheil zu stiften. Selten kehren sie dann auf demselben Wege zurück, den sie gekommen sind. Sie durchziehen bei ihren Unternehmungen die unwirthbarsten Wüsten, ohne mit vielem Proviante beladen zu sein; denn Jeder trägt seinen Vorrath auf viele Tage bei sich. Dieser Vorrath besteht in gebranntem und pulverisirtem Kaffee, mit Butter zu Kugeln von der Größe eines halben Thalers oder einer Billardkugel geformt; diese Kugeln werden in ledernen Beuteln aufbewahrt und eine derselben ist hinreichend, auch bei den größten Strapatzen einem Manne für einen Tag Nahrung und Kraft zu geben. Das Eisen ist bei den Galla selten; daher bestehen ihre vorzüglichsten Waffen in hölzernen Stangen, deren Spitzen im Feuer gehärtet, auch wol durch den Saft eines Baumes, in den sie gestochen wurden, vergiftet sind. Sie bedienen sich derselben statt der Lanzen, führen aber auch Schwerter. Ihre Schilde sind aus Ochsenhäuten gemacht, die sich aber in der Hitze werfen und in der Feuchtigkeit weich und biegsam werden. Mit diesen schlechten Waffen würden sie nicht so viele Eroberungen gemacht haben, wenn nicht das Schrecken wegen ihrer unmenschlichen Grausamkeit vor ihnen vorausgegangen wäre; überdies greifen sie ganz wüthend an und erheben dabei ein so rasendes Geheul, daß Truppen und Pferde dadurch erschreckt werden. Darum hielten auch die Habessinier in den ersten Schlachten ihre rasenden Anfälle nicht aus. In der Folge aber gewöhnten sie sich daran und die Galla'er prallten zurück. Besonders scheuen sie das Feuergewehr. Als Siegestrophäen schneiden die Galla's den besiegten Männern (auch allen männlichen Kindern) die Genitalien ab und hängen sie dann an ihren Hütten auf. Greise werden geschlachtet, Weiber in die Sklaverei geführt. Die Muhammedanischen Gomogalla schneiden den Gefangenen — wie den Verbrechern — Hände, Nasen und Ohren ab, brennen ihnen die Augen aus, führen sie so auf dem Marktplatze herum und werfen sie dann, einen Stein am Halse, ins Wasser [13]).

Die Gefangenen werden übrigens von den meisten Stämmen in die Sklaverei verkauft, wie denn der Sklavenhandel in den Gallalandschaften weit verbreitet ist. Abscheuliche Menschenjagden werden zu dem Ende in das Gebiet der Nachbarvölker unternommen und der Erlös an die Muhammedanischen Händler (denen es besonders um die schönen Gallaweiber zu thun ist) verkauft. Was ein Sklave Schela-Selassis Harris erzählte, gibt ein zu deutliches Bild jener Zustände, als daß wir dasselbe übergehen könnten.

„Als ich im Dorfe Suppa in Enarea die Schafheerden meines Vaters Betta hütete, kam plötzlich eine bewaffnete Schar Umagalla, mit denen mein Stamm lange in Feindschaft gewesen war, über uns her, nahm mich sammt sechs andern Jünglingen gefangen und tödtete vier

12) Harris (II, 116) erwähnt gelegentlich auch eine Galla-Königin Tschami in Mulefaladu am Nil. Sie lieferte ihre Tochter in den Harem des Königs von Schoa und gab ihr mit: 200 Melkkühe, 100 Joch Ochsen, sammt Pflügen, eine Anzahl Pferde und Sklaven beiderlei Geschlechts, schwarze Leopardenfelle und anderes erlesenes Pelzwerk, 500 Gefäße mit Honig und 12 (in Schoa seltene) Katzen zur Beschützung des Honigs vor Mäusen. Auch die Alaba-Galla standen unter einer Königin. Harris II, 158.

13) Übrigens messen die christlichen Habessinier den Galla mit gleichem Maße. Vergl. die eine Schilderung bei Harris I, 387: Die so ganz unversehens überfallenen Finfinni-Galla hatten kaum noch Zeit, ihrer Habe den Rücken zu kehren — — Weiber und Mädchen wurden aus ihrem Verstecke gerissen. Bejahrte Männer und Junge ohne Unterschied wurden auf den Feldern und auf den Wäldern erschlagen und verstümmelt. Groß- und Kleinviehheerden wurden frohlockend weggetrieben und Haus um Haus ausgeplündert und den Flammen übergeben. Arme Wichte, die sich auf die freie Ebene retten wollten, wurden wie wildes Gethier gehetzt, und 3—4jährige Kinder, die man auf die Bäume, in der Hoffnung, sie möchten dort unbemerkt bleiben, gesetzt hatte, ohne Erbarmen in den Zweigen weggeschossen. Nach Verlauf von kaum zwei Stunden verließ das Heer, beutebeladen, das verödete Thal, wehklagende Weiber und verstümmelte (entmannte) Kinder, sammt den scheußlichen Siegeszeichen (Genitalien), die den zerfetzten Leichnamen abgeschnitten waren, mit sich schleppend.

andere, die sich zur Wehre setzen wollten. Nachdem ich fünf Tage an Händen und Füßen gebunden gehalten war, wurde ich an die Jumigalla, einen der reichsten Stämme, um 30 Amden (Salzstücke, etwa 3 Fl. 45 Kr. Rh. werth) verkauft. Der Handel wurde auf dem Jumimarkte Sendaffo geschlossen, wo man wegen der Theure des Salzes zwei männliche Sklaven gemeiniglich um einen Thaler kauft; und als es dunkel wurde, kam der Muhammedanische Sklavenhändler und holte mich fort. Nachdem ich in seinem Hause wieder eine Woche gebunden gehalten war, wurde ich zwei Tagereisen mit einer großen Sklavenkaravane mitgenommen und in einem besondern Handel an die Nonogallo um ein Paar Ellen blauen Zitz verkauft. Meine Gefährten wurden nach ihrem Alter und ihrer Größe zusammengeordnet und marschirten zu Zwei und Zwei, wobei nur den Stämmigen und Starken, worunter auch ich gehörte, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden wurden. In Migra, dem Markte der Nono, wurde ich in öffentlicher Versteigerung an die Azentschogalla um 40 Salzstücke verkauft. Von da wurde ich auf den Markt, der jenseit Sequala auf der Hawaschebene ist, gebracht und da um 70 Stück Salz an die Soddogalla verkauft, gleich danach aber nach Roque, dem großen Sklavenmarkte im Gaue Jerrur, wo ich um 100 Salzstücke verhandelt wurde. Von Roque wurde ich nach Alio Ambo in Schoa getrieben, wo ein Muhammedanischer Unterthan Sahela-Selassis mich auf dem Markte Abd el Resul um zwölf Thaler erkaufte; allein nach drei Monaten fiel mein Herr in Ungnade, all seine Habe wurde eingezogen, und ich ein Sklave des Negus, was ich noch bin. — Ausschließlich der Rasten hat die Reise von meinem Geburtsorte aus 15 Tage betragen. Alle Händler, durch deren Hände ich ging, waren Muhammedaner. — Ehe ich selbst zum Sklaven gemacht wurde, hatte ich viele Menschen rauben helfen, und so unter andern an drei großen Sklavenjagden ins Land der Dokoneger Theil genommen, in deren Verlaufe 4000 derselben, beiderlei Geschlechts, eingefangen wurden."

Es bleibt noch übrig von den Erscheinungen zu reden, in welchen sich der Geist einer Nation am deutlichsten manifestirt: von der Religion und Sprache der Galla.

Als höchstes, unsichtbares Wesen verehren die Galla Wak [14]). Er ist der Urheber aller Dinge und Geber aller Gaben, weshalb sie ihre Gebete hauptsächlich an ihn richten. Obgleich sie keine bestimmte Idee von ihm haben, so schreiben sie ihm doch Persönlichkeit zu und glauben, daß er sich ihren Priestern im Traume offenbare, daß er zu ihnen rede im rollenden Donner, sich ihnen zeige im leuchtenden Blitze, daß er über Krieg und Frieden, Fruchtbarkeit und Theurung entscheide. Neben Wak gibt es zwei Untergottheiten oder Gehilfen, Oglia und Atete (sprich Atáta) [15]), und diese haben wieder eine Menge unsichtbarer Wesen unter sich, welche Zaren, Saren [16]), genannt werden. In der Ausübung der gottesdienstlichen Gebräuche bedarf der Galla durchaus eines Baumes, unter dessen Ästen er seine Andacht und Opfer verrichtet. Heilige Bäume sind der Wanzey [17]), der Maulbeerfeigenbaum oder Kaffeebaum, der jedem Priester aufs Grab gepflanzt wird, der Ahorn, der Riltu, und an den Ufern des Hawasch der Wada Nuwi oder Wadanabe [18]), zu dem die Horden von weit und breit strömen, um Gelübde und Sühnopfer zu bringen und ihre Kriegsthaten zu erzählen. Dann bringen sie Weihgaben von Butter und Honig, hängen an den Zweigen die erwähnten scheußlichen Siegeszeichen auf und binden sich die Eingeweide des geschlachteten Opferthieres, das günstige Anzeichen geliefert hat, um den Rücken.

Zweimal des Jahres, einmal zwischen Juni und Juli und das andere Mal im Anfang September, werden den Gottheiten Oglia und Atete große Opfer gebracht. Nachdem eine Anzahl Ziegen geschlachtet ist, schreitet der Kula oder Priester, der einen langen Haarbüschel oben auf dem Wirbel trägt, mit einer Schelle in der Hand und einen kupfernen Reif um die Stirn, zu der Weissagung aus dem Fett, Netz und den Eingeweiden, ob die Krieger in der Schlacht sieghaft sein werden oder nicht. Ist das günstig entschieden, so thut sich die versammelte Menge unter höllischem Geheul und Gekreisch fort und fort im Übermaß mit Rohfleischessen, Biertrinken und Tabakrauchen bis Mitternacht gütlich, wobei sie Wak anruft, er möge viele Kinder, langes Leben und reichliche Ernten gewähren und ihre Lanzen stärker sein lassen, als die ihrer Feinde, und wenn sie Atete, der Göttin der Fruchtbarkeit, opfern, so rufen sie zu wiederholten Malen aus: „Frau, wir übergeben uns dir, bleibe du immer bei uns [19])." Wöchentliche Feiertage sind der Sonnabend und Sonntag, von den Habessiniern angenommen. Die Zahlen drei und sieben sind heilig.

Der Kalitscha [20]) ist der Galla Zauberer, Beschwö-

14) In der Gallasprache heißt *waca*, *waka* „Himmel" (im Äthiopischen *wäka* = Glanz, Leuchter) und dann „Gott," und mit angehängter liebkosender Diminutivsylbe ajo, *wakajo* = lieber Gott. *W'aca* heißt aber auch „eine Zeit," „ein Zeitraum" (Week, Woche?).

15) Nach Tutschek bedeutet dies Wort auch ein Fest der Galla. 16) Auch im Äthiopischen bedeuten *Sar*, Plur. *Sarotsch*, böse Geister, Dämonen. Statt einer Menge Ableitungen aus dem Habessinischen, die auf *sorej* = Arznei, *másarej* = Gift, *sarö* = er hat den Todten begraben, hinangehen, möchten wir auf das hebräische שׂר hinweisen, *princeps angelorum* bei *Daniel* c. 10. 13. 20. 17) Cordia abessynica. Wanzey ist der habessinische Name, die Galla nennen ihn *Woteca* oder *Wateca*, d. i. Zauberbaum. 18) Ficus sycomorus; er wird von den Bewohnern von Amhara *Worka*, d. i. der Goldene, genannt, und erreicht eine ungeheuere Größe. 19) Einige andere Züge fügt Harris bei der Beschreibung dieses Festes in Enarea hinzu: Nachdem Tausende und Tausende der Heiden sich versammelt haben, sprengt der Luba erst Bier über die Menge, dann ein Gemenge von ungeröstetem Kaffee und Butter, und zuletzt Mehl und Butter, wieder besonders gemischt. Alsdann wird ein weißer Stier geschlachtet und sein Blut zum Beschluß der Feiergebräuche umher gespritzt, denen Schmausen, Zechen und Völlerei folgt. 20) Nach Tutschek eigentlich Opferpriester, von *cala* = schlachten; sodann sind *Kalala* auch Zweige mit Laub, besonders vom Meesa, einem dem Cultus geweihten Baume, die bei

rer und Arzt. Die faulenden Eingeweide einer Ziege um den Nacken und bewehrt mit einer Schelle und kupfernen Geisel, hat man nur selten ein Beispiel, daß ihm die Ausrottung des Teufels mislungen wäre. Eine Schlange wird geneigt gemacht, und der Leidende mit Butter eingerieben, mit mächtig wirkenden Kräutern beräuchert und mit rasendem Geheul beschworen, wobei ein Paar Hiebe mit der Geisel applicirt werden, bis die Cur vollendet ist. Unter allen Zauberern und Wahrsagern sind die den Daletschaberg gegen die Quellen des Hawasch zu bewohnenden Wato [21]) die am meisten und weitesten berühmten [22]). Beide wie Christ hüten sich, ihren Stamm zu belästigen, aus der abergläubischen Angst vor ihrem Fluche und noch mehr aus einem Verlangen, ihren Segen zu erhalten, während der, welcher den Schutz eines Wato empfängt, mit vollster Sicherheit jeden Theil des von den Galla bewohnten Landes durchreisen mag. Nur von der Jagd, vor allem des Flußpferdes und hauptsächlich von dem (sonst von keinem Heiden berührten) Fleische dieses Thieres lebend, wandern sie von See zu See, von Fluß zu Fluß. Gefürchtet und geachtet und sich allein als den echten Urstamm des Oromovolkes ansehend, halten sie alle übrigen Stämme wegen ihrer Vermischung mit Christen und Muhammedanern für unrein, gehen keine Wechselheirathen mit ihnen ein und bleiben bis auf den heutigen Tag eine abgesonderte und deutlich unterschiedene Völkerschaft.

Alle Galla sind gute Redner und ihre wohltönende Sprache ist sehr geeignet, ihren beredten und eindringlichen Vortrag zu unterstützen. Die Gallasprache ist in dem weiten Raume zwischen Nil, Hawasch und Godjob die herrschende. Es zeigt sich in derselben mehr als in irgend einer andern ein entschiedener Hang zu Vocalen und ein Streben, jede Härte, die durch Consonantenhäufung entstehen würde, zu vermeiden. Dies geht soweit, daß nicht ein einziges Wort mit einem Consonanten schließt, denn wo dieses der Fall zu sein scheint, ist der Vocal aus Bequemlichkeit weggelassen; ferner, daß nie ein Wort mit zwei Consonanten beginnt und daß immer, wo durch die Flexion drei Consonanten zusammenkommen müßten, entweder ein Vocal eingeschoben, oder eine Versetzung der Consonanten vorgenommen wird. Dieses und das verhältnißmäßig seltene Vorkommen der harten Laute t, tch, k u. s. w., während d, dj u. s. w. vorherrschen, gibt der Sprache große Weiche und Biegsamkeit, und macht sie sehr geschickt für den Vers. Die Frage, ob die Galla auch Schrift haben, ist noch unentschieden, und vorerst eher zu verneinen als zu bejahen [23]).

Das Volk der Galla hat, abgesehen von seiner Stellung zu Habesch, für die Gegenwart ein nicht unbedeutendes Interesse. Die Unternehmungen, welche auf die Erforschung des nördlichen Centralafrika gerichtet sind, können und werden erst gelingen, wenn mit diesen Stämmen günstigere Beziehungen angeknüpft sind. Dabei sind die Galla mitten in den brennendsten Streit zwischen Islam und Christenthum gestellt. Dem ersteren sind einige Stämme zugefallen, aber nach Harris' Zeugniß sind das grade die wildesten, wahre Ungeheuer an Grausamkeit und Barbarei, welche die Bestien der Wildniß an Blutdurst übertreffen [24]). Das Christenthum wird unter den Galla, die von Schoa abhängig sind, ausgebreitet. Bruce bemerkt, daß einige Gallakinder, die am habessinischen Hofe aufwuchsen, dem Christenthum mit besonderem Eifer anhingen. Harris erklärt die Bekehrungen von Schoa für sehr oberflächlich. „Sahela Selassi ließ alle Galla der Landschaft Schoa-Meda beschneiden und taufen, und nachdem er ihnen befohlen hatte, um den Hals das Nateb (blaue Schnur der Christen) zu tragen, zu fasten, mit Muhammedanern und Heiden nicht zu essen, kein Fleisch anzurühren, das nicht im Namen der Dreieinigkeit getödtet worden sei, so sind sie von da an Christen genannt." Jedenfalls wären die Galla für das Evangelium eine wichtige Erwerbung, denn sie haben einen unbestreitbaren Fonds von Energie und Hochherzigkeit, wenn derselbe jetzt auch meist mit dem Gestrüpp barbarischer Rohheit überwachsen ist [25]). (*Daniel.*)

Opfern und vor siegreich heimkehrenden Kriegern oder Jägern hergetragen werden, und daher Kaletscha ein mit Meesazweigen umwundener Stab, der bei Ablegung eines Eides gebraucht wird, auch die Eidesformel grabezu.

21) Wol vom Gallaworte *weta* oder *weda* = singen, *wetu*, Lied, im Sinne des lateinischen incantatio. 22) Die habessinischen Christen sind von dem Glauben an diese Gallazaubereien durchaus nicht frei. Kein Amharaer wird je einen Luba oder Kalitscha tödten, aus Furcht vor seinem Sterbefluche, und Gallazauberinnen werden häufig von den Christen berufen, um durch Beschwörungen, die mit dem Blute ingwerfarbiger Hennen und rother Ziegenböcke vorgenommen werden, Krankheit anzuheren, oder das Haus von bösen Geistern zu befreien.

23) Der jüngere Abbadie wollte nämlich ein Schreiben eines Muhammedanischen Gallafürsten gesehen haben, erfuhr aber hernach, es sei nicht Gallaschrift und das Ganze ein Räthsel (a mystery). Der Reisende ist entweder mystificirt, oder hat Andere mystificiren wollen. Vergl. über die Gallasprache: *Murray*, Vocabulary of the Galla-Language Bruce III. 2. ed. p. 420. Vater, Mithridat III. 1, 249. Tutschek, Lexikon der Gallasprache. (München 1844.) 24) Auch erhalten sich die heidnischen Bräuche unter der Tünche des Islam. So erzählt Harris von Enarea: „Immerfort wird noch dem Wak am Hebar, Michaelsfeste, welches nebst dem Sonntage von allen Gallastämmen streng gefeiert wird (?), geopfert. Der Wobabaum ist zu Bitscho; keine Frau darf in seine Nähe kommen und unter seinem heiligen Schatten werden alle Priester geweiht, selbst die Anhänger des Propheten thun auf ihm abergläubische Weihopfer. 25) Abbadie erzählt folgenden Zug: Goscho von Gojam verlebte seine Jugend in Verbannung bei einem Gallahäuptling, dem er später ein Lehen am linken Ufer des blauen Nil gab. Da diese Lehenherrschaft jedoch noch nicht lange andern Galla aberobert war, so war ihr Besitz sehr schwankend, und der neue Besitzer fand sich denn auch bald von seinen eigenen Landsleuten it bedrängt, daß er ins Christenland zu fliehen beschloß. Nur mo Mühe gelang es ihm, durch die Raubscharen durchzukommen, und er machte sich eben dem Abai zu, als sein kühn und schnell entschlossenes schönes Weib Aga ihr Roß in anderer Richtung nach dem Bezirke des Todfeindes ihres Gatten, der jenem eine Blutschuld zu büßen hatte, hinsprengte. „Sie wissen," sagte Aga, „daß unsere einzigen Freunde in Gojam sind; die Furten sind bewacht," und wie sie sah, daß ihr furchterfüllter Eheherr keineswegs Lust be-

GALLATIN (Jean Louis), Arzt, geb. in Genf im J. 1751, studirte in Montpellier, wurde Leibarzt des Herzogs von Orleans und Arzt am neuerrichteten Hospital Necker in Paris, woselbst er aber schon im J. 1783 starb. Außer einer Dissertation: de aqua (Monsp.), schrieb er: Observations sur les fièvres aigues. (Paris 1781.) (*F. W. Theile.*)

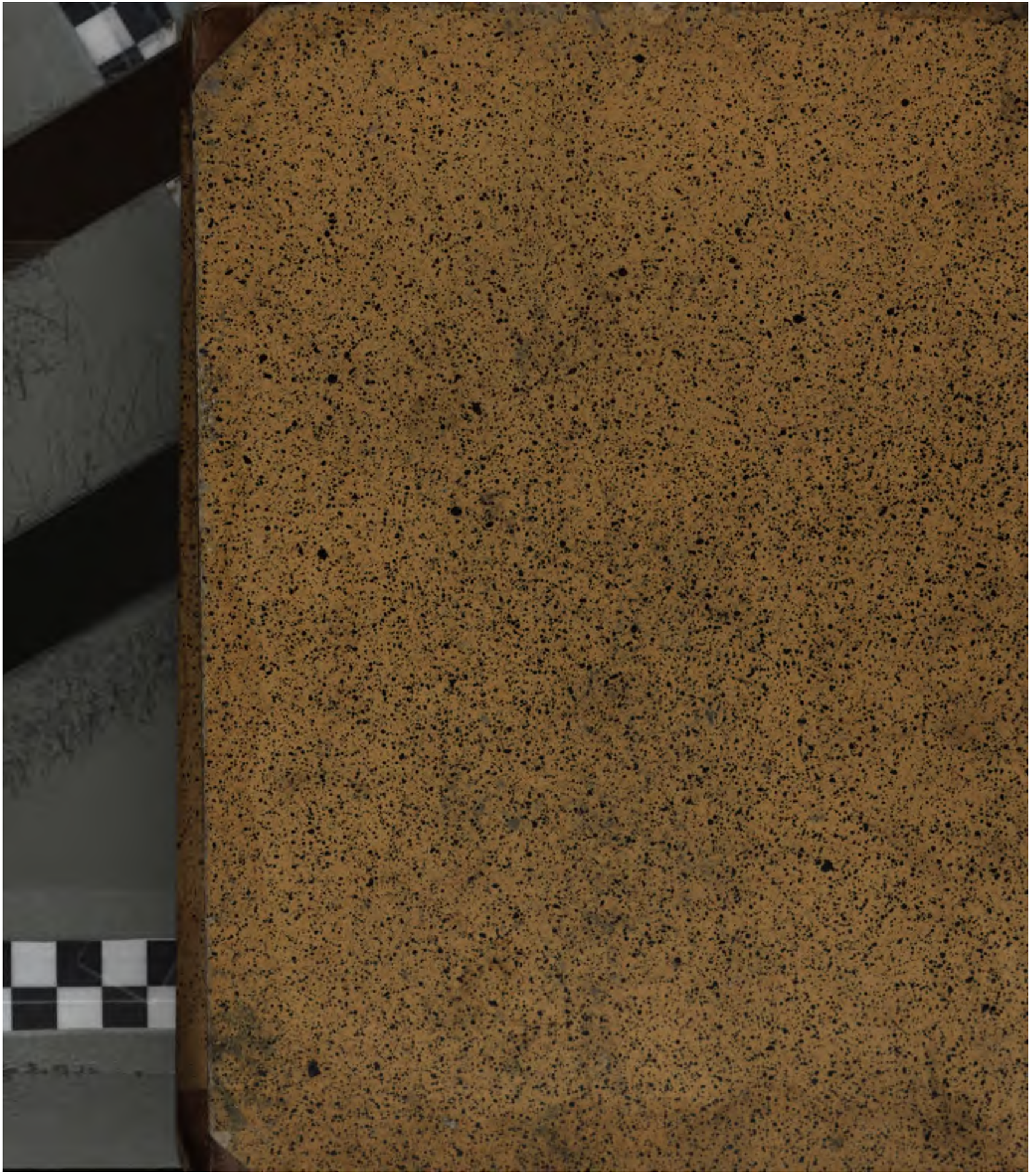
zeigte, ihr zu folgen, gab sie seinem Pferde Peitschenhiebe von Hinten und trieb ihn so gewaltsam fort, bis sie ihres Feindes Haus erreichten. Der Flüchtling entblößte die Schultern und warf sich, wie ein Gefangener, demüthig nieder, während Aga, vom Roß springend, die Peitsche in der Hand, in die Hütte trat. „Bruder," sprach sie, „ich habe deinen Feind mitgebracht, fessle ihn, wenn du kein Herz hast, erschlage ihn, wenn du den Muth hast." Die Flüchtlinge wurden gespeist, gekleidet, auf frische Pferde gesetzt und bis an die Grenze Gojaxis mit Schutzwache geleitet.

Ende des zweiundfunfzigsten Theiles der ersten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Stanford University Libraries
3 6105 014 746 627

AE
27
A6
sect. 1
v. 5.

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.